







Geschichte

der

Deutschen Kultur.

Geschichte

der

Deutschen Kultur.

Von

Dr. Georg Steinhausen,

Stadtbibliothekar und Vorsteher der Murhardschen Bibliothek in Kassel.

Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung.



Leipzig und **Wien.**

Bibliographisches Institut.

1904.



Vorwort.

Ein Ergebnis langjähriger Arbeit und ernsthaften Strebens lege ich in diesem Buche vor, aber ich bin mir bewußt, daß es nur ein bescheidener Versuch bleibt, der nach dem beurteilt werden muß, was bei der Größe der Aufgabe einem Einzelnen zu leisten vergönnt ist. Anderseits darf man nicht vom Standpunkt spezialistischer Wissenschaft die Möglichkeit tüchtiger Durchführung eines solchen Werkes — von bloßen Kompilationen, wie sie mehrfach geliefert worden sind, sei hier natürlich abgesehen — überhaupt leugnen.

Die Aufgabe des vorliegenden Buches war eine systematische, auf wissenschaftlicher Grundlage und eigener Forschung aufgebaute, dabei den Ergebnissen anderer Forscher gerecht werdende, organisch zusammenhängende Gesamtdarstellung der Entwickelung der deutschen Kultur, die zugleich den Bedürfnissen weiter Leserkreise genügen, sie belehren und anregen sollte. Diesen Lesern wird ja das Buch auch stofflich viel Neues bringen: ganze Gebiete, die hier in den Vordergrund gerückt werden, sind bisher selbst in besseren kulturgeschichtlichen Darstellungen flüchtig oder gar nicht behandelt worden. Aber auch dem Gelehrten mag das Buch manches bieten. Der große Zusammenhang, in dem hier die Ergebnisse eines Spezialfaches, etwa der Kunstgeschichte, erscheinen, wird vielleicht dem Vertreter eines solchen durch die versuchte Aufdeckung der Gesamtströmungen oder der Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Zweigen der Entwickelung förderlich sein. Dazu kommt gerade für dieses Buch ein eigenartiges Moment: der Mangel an wissenschaftlichen Spezialarbeiten für manche Gebiete der Kulturgeschichte hat zum Teil ergeben, daß ganze Partieen erst aus den Quellen aufgebaut werden mußten und nur auf der Arbeit des Verfassers beruhen. Anderseits mußte, eben weil es ein erster systematischer Versuch ist, weit mehr als in Gesamtdarstellungen anderer Fächer die Spezialliteratur herangezogen, überhaupt erst gesammelt und kritisch geprüft werden, vor allem die reichhaltige, aber gerade auf diesem Felde wenig ausgenutzte Zeitschriftenliteratur. Daß im übrigen überall die neuesten Forschungen und ebenso die anerkannten Darstellungen einzelner Gebiete oder Zeiten benutzt wurden, ist selbstverständlich. Erwähnt sei dabei, daß der neueste Band von Haucks Kirchengeschichte nicht mehr herangezogen werden konnte. Es war überall das Streben, das gesicherte Material — auf die Unsicherheit vieler Annahmen wurde unter anderm namentlich für die Frühzeit hingewiesen — vorzulegen, und wenn aus Raumrücksichten ein Literaturnachweis am Schluß fortbleiben muß, so bedauert das niemand lebhafter als der Verfasser, der von seinen sehr speziellen Studien dadurch auch äußerlich hätte Rechenschaft geben können. Daß ein Einzelner trotzdem auf den mannigfachen heranzuziehenden Gebieten, unter denen aber die Zweige der eigentlichen Kulturgeschichte, die Bildungs-, Wirtschafts-, Sitten- und Gemütsgeschichte durchaus im Vordergrund stehen, nicht jedem Fachmann gerecht werden kann, ist klar. Um ihrer selbst willen wurden jene Spezialfächer überhaupt nicht behandelt.

Denn die zweite große Aufgabe war die geistige Durchdringung und Gestaltung des Ganzen. Eine bloße Zusammenschweißung von Sitten-, Kunst-, Literatur-, Religions-, Wirtschaftsgeschichte u. s. w. war nicht das Ziel. In den Zusammenhängen und den großen Strömungen liegt der Kern. Sie sind auch allein für die Periodisierung im Gegensatz zu der üblichen Anklammerung an die Perioden der äußeren, politischen Geschichte — die doch z. B. niemand für Kunst- oder Literaturgeschichte anwenden wird — maßgebend gewesen. Die konstitutiven Elemente der Kultur, ihr Entstehen und Wachsen mußten aber im einzelnen aufgedeckt und besonders der große Anteil der fremden Nationen an der Bildung des deutschen Menschen hervorgehoben werden. Die fremden Kultureinflüsse, die römischen, die byzantinischen, arabischen, französischen, italienischen, englischen u. s. w., sind bisher in keiner anderen Darstellung deutscher Geschichte so eingehend und systematisch behandelt worden. Aber auch bei dem die Kulturentwickelung bestimmenden Verhalten des deutschen Volkes zur Kultur mußte wohl unterschieden werden zwischen den getrennten Gruppen, unter denen einzelne als Kulturträger, als Träger bestimmter Lebens- und Bildungsideale, eine maßgebende Rolle spielen und wechselweise hervortreten, ebenso wie die Interessen dieser Gruppen abwechselnd den Ausschlag geben. Es wurde überhaupt eine irreführende Verallgemeinerung zu vermeiden gesucht: die inneren und äußeren Zustände, von denen letztere doch immer durch ihre Wichtigkeit für den inneren Menschen ihren eigentlichen Wert erhalten, sind in jedem Stadium verschieden nach den einzelnen sozialen Schichten geschildert, und nicht minder sind die außerordentlich wichtigen landschaftlichen Verschiedenheiten möglichst berücksichtigt. Gleichwohl blieb das Ziel immer die Darstellung des Typischen. Tritt im ganzen der unklare und etwas chaotische Begriff „Volk" vor seinen Gruppen zurück, so ist der Begriff des „Volkstums" stark betont. Bei der Entwickelung des deutschen Menschen, seiner Umwandlung und Erziehung ist das Verhältnis von Volkstum und Kultur von größter Wichtigkeit, und das Hervortreten oder das Zurückdrängen des Volkstums, das an sich naturgemäß auch der Veränderung unterliegt, aber doch ein starker Faktor des Beharrens ist und gewisse uralte Züge bewahrt, spielt in dem vorliegenden Buch eine große Rolle. Eine gesetzmäßige Entwickelung nachzuweisen, war nicht die Absicht. Dieser Forderung stehe ich skeptisch gegenüber, und nur ein Gesetz ist mir in der Geschichte der deutschen Kultur durch die Erfahrung klar geworden, das der Reaktion, das ich in der Darstellung übrigens nicht besonders unterstrichen habe, dessen Wirkung sich aber aus dieser durchaus ergibt. An anderer Stelle gehe ich vielleicht näher auf dieses Gesetz ein. Eine Konstruktion liegt mir überhaupt fern. Ich finde an dem Wort Nietzsches, daß „der Wille zum System einen Mangel an Rechtschaffenheit beweise", viel Richtiges.

Zu bemerken ist noch, daß das erste Kapitel, das noch nicht den eigentlich deutschen Menschen zum Gegenstand hat, die Dinge kürzer zusammenfaßt, im übrigen aber auf den gleichen eingehenden Studien beruht, wie denn der ursprüngliche Umfang des Kapitels das Fünffache betrug. Die Illustrationen wurden von mir meist nach den Originalen ausgewählt und bringen zum großen Teil nicht bekanntes Material. Um ihre Beschaffung und Wiedergabe hat sich die Redaktion des Bibliographischen Instituts sehr verdient gemacht, wie ich ihr überhaupt für ihre Sorgfalt und Umsicht bei der Drucklegung zu Dank verpflichtet bin.

Kassel, im Oktober 1904.

Dr. Georg Steinhausen.

Inhalts-Verzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Farbendrucktafeln.

Tafeln in Kupferätzung.

Abbildungen im Text.

I. Der germanische Mensch und sein Anschluß an die Weltkultur.

Zwiefach steht der Germane unter dem Banne der großen, ursprünglichen Natur: das Element der See und die Masse des Waldes üben auf ihn bestimmend ihren Einfluß, beide den gleichmäßigen, dem Wechsel der Szenerie unzugänglichen Charakter der Urlandschaft tragend, eintönig und doch das Gemüt vertiefend, ungemessen frei und ausgedehnt, bald ernst und schweigend, bald von der mächtigen Gewalt des Sturmes im Getöse der Brandung wie im wilden Rauschen der Wipfel laut bewegt, beide von der Poesie der Völker heilig genannt. In frühester Zeit stand die See im Vordergrund. Anthropologen, Archäologen und Sprachforscher haben sich neuerdings mehr und mehr dahin geeinigt, die Küstengebiete der westlichen Ostsee und deren Hinterland als wahrscheinlich älteste Heimat der Germanen anzusehen; in der Begrenzung dieses Gebietes bestehen freilich Meinungsverschiedenheiten, auch das Verhältnis zu Skandinavien ist umstritten. Es gibt anderseits Forscher, die als Ausstrahlungsgebiet die Weichsel annehmen und auch an einer vorhergehenden slawo-germanischen Einheit, etwa am mittleren Dnjepr, festhalten. Das hängt aber zum Teil schon mit der Indogermanenfrage zusammen, die wir im Gegensatze zu früheren so sicheren Darstellungen des Völkerstammbaums und der Einwanderung hier ganz beiseite lassen. Das angebliche indogermanische Urvolk, zu dem man von der Annahme einer gemeinsamen Ursprache kam, ist überhaupt nichts als eine gelehrte Konstruktion, der weder ihre Urheber, die Sprachforscher, noch die jetzt so zuversichtlich auftretenden Archäologen noch etwa die Anthropologen oder die Mythologen auch nur annähernde Sicherheit verleihen können.

Wenn sich nun aber selbst bezüglich der germanischen Urheimat einige Skepsis empfiehlt, so darf man doch als vermutlich erste Stufe germanischer Entwickelung ein Küstenleben an der westlichen Ostsee und wohl auch an der östlichen Nordsee, die damals von der Küste noch nicht so viel wie heute verschlungen hatte, annehmen. An der See entdeckte der griechische Kaufmann Pytheas aus Massilia um 325 v. Chr. die Teutonen; Posidonius, der zuerst etwas wie eine Schilderung Germaniens entwarf, läßt die Kimbern ursprünglich am Ozean wohnen. Auch die Sprache ist Zeugin. In allen altgermanischen Sprachen finden sich ziemlich viel gemeinsame Wörter, die sich auf das Meer, die Fischerei und die Schiffahrt beziehen, wie See, Haff, Flut, Woge, Klippe, Strand, Hafen, Sturm, Möwe, Wal, Angel, Netz, Wate (Zugnetz), mancherlei Fischnamen, Schiff, Kiel, Bord, Steuer, Mast und Segel. Auf die See wurden die Germanen hinausgedrängt als auf die einzig mögliche Straße, denn der Wald und die versumpften Flüsse boten keine dar. Zunächst auf den jetzt wieder hier und da aufgefundenen Einbäumen, von denen auch der ältere Plinius spricht, mögen sie in Buchten und Inseln ihre erste Schule durchgemacht, bald auch, obgleich Tacitus den Suionen die Segel abspricht, solche

aus Tierfellen, wie sie Cäsar bei den Küstenbewohnern der Bretagne fand, gebraucht und so auch andere Küsten, von den Sternen geleitet, aufgesucht haben. Da sie dem Fischfang nachgingen, mochte sie z. B. der Hering früh nach dem von ihm bevorzugten Skandinavien gelockt haben, dem sie vielleicht auch den Namen gaben, wenn er wirklich Heringsaue bedeutet. Weiter lockte an die belgischen Küsten der frisch betriebene Seeraub, der ja später noch bei den Gallien plündernden Chauken, den seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die gleichen Küsten schreckenden Sachsen und auch den Normannen hervorgehoben wird.

Dieses Seeleben hat sich nur langsam zu der reicheren Entwickelung gehoben, wie sie in Nachklängen etwa die „Gudrun" zeigt: das ziemlich elende Dasein an der Nordsee veranschaulicht die spätere Schilderung des Plinius von der chaukischen Fischerbevölkerung. Dagegen gewannen diese Meere, Ost- wie Nordsee, früh eine Weltbedeutung durch den dort gefundenen Bernstein. Das war auch für die Alten das Interessante an dem uns in Resten bei Strabo, Plinius und anderen erhaltenen Bericht jenes Pytheas, daß er die Bernsteinküste des „Skythenlandes" befahren habe; aber der Schleier, der dieses Land noch deckte, ließ den kühnen Reisenden bei seinen Zeitgenossen wenig Glauben finden. Pytheas war übrigens an der Nordsee, an deren Küsten ja noch heute Bernstein gefunden wird; nach ihm wurde der von den Inseln in Masse bezogene Bernstein durch die Teutonen weiter nach Süden verhandelt.

Aber je mehr sich nun die Germanen im Laufe der Zeit nach Osten und vor allem nach Westen und Süden ausbreiteten — im 4. Jahrhundert v. Chr. saßen sie nach neuerer Meinung bis zur Weichsel und den schlesischen Gebirgen, waren um 400 aber auch schon nach Thüringen und im Nordwesten bis zum Rhein gelangt —, um so mehr wurde der Wald, der ja bereits ihre ersten Sitze bedeckte, für sie von Bedeutung. Die einstige Bewaldung auch der Küste zeigen noch heute die Buchenwälder der Ostsee, und noch nach Adam von Bremen (11. Jahrhundert) starrte Jütland von Wald. Die Schilderung des Posidonius von den Kimmeriern gibt schon das richtige Bild: „Am Ende der Welt, am äußeren Meere angesessen, bewohnen sie ein Land, schattig und waldreich und der Sonne überall wenig zugänglich wegen der Tiefe und der Dichtigkeit der Forsten, die sich einwärts, d. h. südwärts bis zu den Herkynischen, erstrecken." Die Waldmasse des inneren Deutschland aber erscheint noch in den Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts so groß, daß man sie für die Urzeit sich nicht mächtig genug denken kann und des Plinius Bericht von den gewaltigen Bäumen dieses Urwaldes gewiß nicht unglaubhaft klingt. Sie war nicht schreckhaft und gespenstisch, aber durch ihre unendliche Verlassenheit furchtbar. Zum Teil waren es weite Waldsumpfgebiete. Daneben gab es aber auch steppenartige Striche, die Viehzucht begünstigende Heiden, und Plinius rühmte später die germanischen Weiden. Ferner werden schon die Vorgänger der Germanen in den inneren Waldgebieten, die Kelten, viel gerodet haben. Mit dem Feuer (Brennwirtschaft) ging das am leichtesten. Den Römern erschien das Land, das freilich ihrem Naturgefühl nicht entsprach, äußerst unwirtlich; aber derartige Berichte sind zum Teil urteilslos nachgeschrieben und übertrieben. Abschreckend wirkte auf die Südländer auch die Rauheit des Nordens und die namentlich im Westen übergroße Feuchtigkeit, die nicht nur von den Nebel und Regen bringenden Seewinden oder den Sumpfnebeln, sondern eben schon aus dem mächtigen Waldbestand an sich herrührte. Über ewigen Regen klagen wiederum noch die Quellen des 9. und 10. Jahrhunderts. Unendlich viel aber war dem Germanen selbst der Wald. Hinderte er eine rasche Ausbreitung und schloß ab, so gab er doch auch Schutz und war später den römischen Heeren ein Schrecken. Freilich konnten sich seinetwegen Ackerbau und Viehzucht nur langsam entwickeln, und die Rodung ist die Kulturaufgabe vieler folgenden

Jahrhunderte gewesen. Aber er war doch die sorglos ausgenutzte, unerschöpfliche Vorratskammer, lieferte das Holz zum Haus, zu Geräten und Gefäßen, zur Heizung und Beleuchtung, zu den Waffen, Speer (Esche), Schild, Bogen (Eibe) und Pfeilen, zum Schiff (Einbaum), zur letzten Behausung (Totenbaum). Sein Laub — Laubwald überwog —, seine Rinden, Schwämme, Früchte (Eicheln) und Beeren dienten allen möglichen Zwecken, vor allem der Nahrung von Mensch und Vieh; seine Bienen gaben Honig. Sein Tierreichtum aber machte den Germanen zum Jäger und stählte zugleich seine Tatkraft, wie der Wald überhaupt auf den inneren Menschen wirkte. Seine Einsamkeit und sein Schweigen, sein leises Rauschen weckte Sinn und Gemüt, sein Brausen im Sturme ließ tiefe Schauer durch die Seele gehen. Nur hier konnte sich der Germane die höheren und niederen göttlichen Wesen weilend und waltend denken, nur hier sie verehren. In den Namen Heiligenloh, Heiliger Forst u. s. w. leben die heiligen Wälder, die Tacitus erwähnt und noch Adam von Bremen kennt, fort. So ist denn auch dem Deutschen eine tiefe Liebe zum Walde, den er in mannigfachster Weise benennt, den seine Dichter bis heute besingen, seine Maler von Dürer bis Böcklin stimmungsvoll wiedergeben, als wichtiger Zug geblieben, der sich ähnlich nur bei dem ihm auch sonst verwandten Slawen findet. Hier liegt ein Gegensatz zum antiken Menschen, zum Südländer vor, der dem Deutschen diese Liebe nicht nachempfinden kann, der den Wald nur als kühlen Zufluchtsort vor der Hitze schätzt.

Mit der Ausbreitung im Waldlande erweiterte sich nun freilich der Abstand von der See: es beginnt frühzeitig die Vorbereitung einer tiefen Spaltung der Germanen. An der See und ihrem Gesichtskreis zugewandt blieb der eine, konservative, unkultiviertere Teil; der andere strömte der höheren Kultur im Süden und Westen zu und erlangte später die Vorherrschaft im deutschen Leben. Dessen binnenländischen Charakter verstärkte noch die Völkerwanderung, da sie den Verlust der Ostsee mit sich brachte, und die Kaiserzeit befestigte ihn. Die Art der Ausbreitung mag das, was wieder Posidonius über die Keltoskythen sagt, richtig veranschaulichen: „auswandernd, nicht auf einmal und in einem Ruck und nicht in ununterbrochenem Zuge, sondern bei guter Zeit in jedem Jahr immer weiter vorwärts schreitend, hätten sie mit Krieg in langen Zeiten das Festland durchzogen“. Was sie vorwärts trieb, war einmal Übervölkerung und Nahrungsmangel, denn die von den Alten hervorgehobene Fruchtbarkeit der Germanen paßte schlecht zu dem rohen Anbau des Waldlandes, das jeden Kultivierungsversuch ohnehin schwierig machte; anderseits mochte der Anreiz der höheren Kultur, der die Kelten nach Süden und Südosten lenkte, auch auf die nachdrängenden Germanen, freilich in schwächerem Grade, wirken. Nach den Kelten erschienen schon um 200 v. Chr. in den pontischen Gegenden Bastarnen und Skiren, die Polybius ganz wie richtige Germanen schildert. Im Jahre 122 v. Chr. fanden die Kimbern und Teutonen den Weg zum Süden, ein Schrecken der antiken Kulturwelt. Im Westen hatten die Germanen im 1. Jahrhundert v. Chr. die Kelten schon bis über den Rhein zurückgedrängt. Da stellte sich ihnen Cäsar entgegen und beschränkte sie auf das heutige Deutschland. Nun erst traten sie aus dem „skythischen“ Chaos klar in den Gesichtskreis der Alten. Cäsar unterschied sie zuerst von den Kelten; von den Slawen (Veneti) findet sich eine Sonderung erst bei Plinius. Mit den Kelten konstatiert aber noch Strabo die größte Ähnlichkeit: die Germanen seien wilder, größer und blonder, „sonst an Gestalt, an Sitte, an Lebensart ihnen ähnlich“. Solche neben der körperlichen bestehende kulturelle Verwandtschaft, die sich z. B. auch in der Namengebung äußert, erklärt sich nun vor allem aus der Kulturabhängigkeit der Germanen von den Kelten. Diese, bei denen seit dem 4. Jahrhundert ein Mangel an Widerstandskraft hervortrat, und auf deren Kosten sich die Germanen daher

1*

ausbreiteten, waren, in immer engerer Fühlung mit der südlichen Kultur, vor den Römern die größten Lehrmeister ihrer Bedränger gewesen.

Fremde Kultureinflüsse, in der deutschen Geschichte wichtiger als in irgend einer anderen, haben überhaupt auf die Germanen seit grauer Urzeit gewirkt: Volkscharakter und zentrale Lage mögen hierfür schon damals von Bedeutung gewesen sein. Dazu kam die von ihnen selbst nicht geahnte Wichtigkeit der Germanen für den Welthandel wegen ihres Bernsteins, der sich bereits in den Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit wie in dem mykenischen Kulturkreis findet, und der, wie schon Homer bestätigt, ein Hauptartikel des großen phönikischen Handelsvolkes war. Dieses holte ihn aber kaum direkt von den germanischen Küsten, wie das zur Bronze notwendige Zinn von den Kassiteriden, vielmehr vom ligurischen Süden, wohin er von der Nordsee über Land den Rhein hinauf, die Rhone herab kam. Die Phöniker verhandelten den Bernstein an die Griechen, bis diese sich selbst im Westen festsetzten. Der Überlandverkehr vom Pontus nach der Ostsee, dem man aber auch kein allzu niedriges Alter zusprechen darf, kam für die Griechen, denen diese Gebiete unbekannt blieben, nur wenig in Betracht. Wohl aber holten sie den Bernstein gern von der Adria her, wohin er von der Nordsee auch auf einem zweiten Landweg, der Elbstraße und dann über Noricum, hätte kommen können. Dort führten ihn die Etrusker, die rege mit den Alpenvölkern (der Handel ging aber meist um die Alpen herum) verkehrten, so reichlich ein, daß die Griechen den Po in Entstellung einer besseren Überlieferung für den Fundort des Bernsteins hielten. Von der Ostsee her scheint der Bernstein erst um das Jahr 50 v. Chr. lebhafter ausgeführt worden zu sein; die Ästier waren nach Tacitus höchst erstaunt, daß sie für ihren ruhig liegen gelassenen Bernstein Geld erhielten. Erst in der Kaiserzeit hatte das Luxusbedürfnis einen großen direkten Import von dorther zur Folge. Die Gegengabe der Kulturwelt, auf dem Tauschwege von Stamm zu Stamm oder durch fahrende Händler vermittelt, war manch nützlich Gerät, vor allem aber, wie immer für solche Völker, glänzender Tand, Metallschmuck und -waffen, kurz: die Bronze.

Die Bronzekultur — die Germanen zur Steinzeit in Beziehung zu setzen, möge vorläufig noch den Archäologen überlassen bleiben — ist eine sich über das Mittelmeergebiet, Mittel- und Nordeuropa erstreckende Kultur ziemlich einheitlicher und überall Schönheitsgefühl und höheren Geschmack verratender Art (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Das Gürtelblech von Watsch"), die von Süden nach Norden getragen wird. Es scheint aber, daß im skandinavischen Norden, wo schon in der frühen nordischen Bronzezeit (1600—1400 v. Chr.) viel importiert worden sein muß, der Import sich bald nur auf die rohe Bronze und auch Gold und Silber beschränkte, während durch selbständigen Guß eigenartige Waffen, Schmucksachen und Geräte hergestellt wurden; bis zu einem gewissen Grade äußerte sich aber der südliche Einfluß immerhin, z. B. in den Menschen- und Tierdarstellungen. Auf den Norden wirkte auch die nach den Funden bei Hallstatt im Salzkammergut benannte Hallstattkultur, die in ihrer älteren Periode wesentlich griechische, in der jüngeren etrurische, den griechischen nachgeahmte, aber direkt als Exporterzeugnisse hergestellte Fabrikate aufweist, nur wenig, obgleich dort in jüngerer Zeit Vasen, Schalen und große Gefäße etrurischer Art aus Bronze häufig auftreten, die aber zum Teil einheimische Erzeugnisse sind. Stärker beeinflußte die Hallstattkultur den wohl noch rückständigen deutschen Osten (Schlesien und Preußen). Die einheimische Produktion beweisen die Funde von Rohmaterial wie von Gußzapfen, aber der Import bleibt für technisch und künstlerisch höherstehende Typen bei der sonstigen Unentwickeltheit der Kultur, dem Mangel an plastischer Betätigung und im Vergleich mit der damaligen Stufe der Keramik bestehen.



Das Gürtelblech von Watsch.

Nach dem Original, im Besitz Seiner Exzellenz des Fürsten Ernst zu Windischgrätz in Wien.

Für den Import, der übrigens weniger aus dem Süden als aus dem Westen, wo Massilia (Marseille) ein wichtiges Verkehrszentrum war, und vor allem aus dem Osten kam, wie für die Beziehungen zur höheren Kulturwelt überhaupt war nun in den letzten Jahrhunderten vor Christus eben der Kelte der Vermittler für den Germanen. Die La Tène-Kultur (nach den Funden von La Tène bei Neufchâtel so genannt), die für die schon von Cato trotz ihrer Zungenfertigkeit als militärisch charakterisierten Kelten als bezeichnend gilt und eine bedeutende Eisentechnik in Waffen, vor allem in Schwertern, aber auch in Schmuck und Geräten aufweist, mag als Höhepunkt des keltischen Einflusses auf die Germanen gelten; die germanischen Eisenfunde und der keltische Ursprung des Wortes Eisen sind Zeugen dieses Einflusses. Auch ihrerseits wieder unter der Einwirkung südlicher Erzeugnisse stehend, durchdringt diese Kultur allmählich das germanische Gebiet und drängt die jüngeren Bronzeformen zurück; doch zeigt sich in rheinischen Landen immer noch ein fortdauernder italischer Einfluß an Bronzegefäßen, Schnabelkannen und Goldschmuck. Auch die am Rhein und in Gallien sitzenden Kelten, die aufnahmefähig sich den Wirkungen z. B. der massiliotischen Kultur rasch hingaben und ein Volk mit entwickelter Industrie, mit Städten und Geldwirtschaft im Gegensatz zu den in Wallburgen wohnenden östlichen Kelten wurden, mögen die ihnen äußerlich überlegenen Germanen noch kulturell stark beeinflußt haben, wohl auch früh durch Händler.

Indessen war dem keltischen Händler schon bald nach den Kimberkriegen mehr und mehr der **römische** zur Seite getreten. Das Hauptfeld dieser kühnen Pioniere scheint der **Menschenhandel** im Zusammenhang mit dem Weinhandel gewesen zu sein: für Wein kaufte man Sklaven. Die germanische Handelsterminologie geht, wie richtig betont worden ist, im wesentlichen auf die römischen Bezeichnungen caupo (Weinhöker; davon z. B. „kaufen") und mango (Menschenhändler) zurück. Der Menschenhandel führte dann auch zu Menschenraub und dieser zu Stammesfehden. Die Sueven sahen in diesem ganzen Verkehr bereits eine Gefahr und suchten vor allem den Händler, den sie nur als Käufer ihrer Beute duldeten, als Bringer des Weines, des berauschenden Lockmittels, fernzuhalten. Die linksrheinischen Nervier schlossen sich vor ihm aber auch schon als dem Träger einer verweichlichenden Kultur ab. Die immer **engere Berührung mit den Römern** seit den Feldzügen Cäsars bewirkte aber doch endlich den direkten Anschluß an die antike Kultur. Dieser wird uns indessen erst später beschäftigen. Zunächst ergibt sich für uns als Hauptvorteil der römisch-germanischen Beziehungen eine Fülle von **Berichten der zivilisierten Welt über den germanischen „Barbaren"**, also ein Einblick in die Jugendzeit unseres Volkes, wie er für kein anderes mehr möglich ist. Erst diese schriftlichen Quellen gewähren den neuen Gewinn bringenden Untersuchungen der Linguistik, der Archäologie, der Sagenforschung und der Volkskunde wie dem aus den späteren Volksrechten mit Vorsicht herauszuschälenden ältesten Gut den wahren Rückhalt, bedürfen freilich ihrerseits jener kritischen Betrachtung, wie sie philologischer Scharfsinn reichlich geübt hat. Zur äußeren Veranschaulichung tragen noch erhaltene bildliche Darstellungen bei, die sich freilich in traditionellen typischen Formen bewegen: die Markussäule mit ihren Markomannenszenen, die ihr als Vorbild dienende Trajanssäule, die vereinzelte Germanen als Hilfstruppen der Römer zeigt (siehe die Abbildungen, S. 6 und 7), Bruchstücke von Mark Aurels Triumphbogen, Sarkophage mit germanischen Kampfszenen, Statuen und Büsten. So können wir ein verhältnismäßig reiches Bild von dem germanischen Menschen und seinem Leben gewinnen.

Zunächst darf die **Kulturstufe**, auf der er bei Beginn der engeren Berührung mit dem Römer stand, **nicht als eine zu niedrige** angesehen werden. Dagegen sprechen schon jene

seit uralter Zeit wirkenden Kultureinflüsse. „Wilde“, etwa den Rothäuten ähnlich, wie sich deutsche Historiker der Aufklärung, wie sich oft französische Forscher die Germanen vorstellten, waren sie nicht, anderseits aber auch nicht eine Art westfälischer Bauern, wie sie Justus Möser sich dachte, und ebenso könnte Gustav Freytags Vergleich mit den griechischen Zuständen der epischen Zeit zu Auffassungen führen, die weder griechischer noch germanischer Eigenart gerecht werden würden. Daß die Germanen von der arischen Kulturstufe wieder herabgesunken seien, ist neueste „wissenschaftliche“ Phantasie. Im ganzen waren die Germanen keineswegs Menschen ohne jeden Ackerbau, ohne Eisenwaffen, Häuser und besser gefertigte Kleidung, sie waren den ihnen einst nahestehenden slawischen Nachbarn auch bereits vorangeeilt, aber sie hatten auf der anderen



Szene aus der Belagerung einer dakischen Stadt durch die Römer: Ausfallgefecht der Daker. Auf römischer Seite (links) in der Mitte des Bildes zwei „Barbaren“ (Germanen?) mit nacktem Oberleib. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule“, Berlin 1896. Vgl. Text, S. 5.

Seite noch nicht die agrarische Stufe etwa des 9. Jahrhunderts erreicht. Diese Annahme würde auch ein allzu großes Beharren voraussetzen und den mächtigen römischen Einfluß ausschalten. Idyllische Menschen, wie sie Tacitus zum Teil schildert, der damit spätere ideale Auffassungen verschuldet hat, waren die Germanen endlich ebensowenig. Wir haben es nun aber überhaupt nicht mit einer geschlossenen kulturellen Einheit zu tun. Die Germanen treten als solche auch äußerlich nicht hervor. Schon Aristoteles erkannte das rötliche Haar, die weiße Haut und die hellen Augen als nördliche Art überhaupt. Der von Cäsar auf eine bestimmte Völkermasse angewendete Name „Germanen“, von Zeuß einst als „Nachbarn“ erklärt, war ihnen wohl von den Kelten beigelegt worden; sie selbst führten einen gemeinsamen Namen nicht. Im Kult überwog trotz gewisser gemeinsamer Grundlagen des religiösen Lebens, trotz der Kultgemeinschaften größerer Gruppen das Lokale. Politisch führten die Stämme durchaus ein Sonderleben, schlossen sich, wo nicht schon, wie meist, die Beschaffenheit des Landes sie trennte, künstlich voneinander ab, und nichts war bei den Germanen ausgeprägter als der bewußte Gegensatz der Stämme zueinander, an deren Hader die Römer ihre Freude haben konnten. Der Mangel eines

Volksgefühls erklärt auch das massenhafte Einströmen der Germanen in römische Dienste wie die leichte Empfänglichkeit für Beeinflussung durch fremde Kulturen überhaupt. Scharf fielen in ihrer Entwickelung wie in der Sprache vor allem die westgermanischen Gruppen, der späteren Deutschen Grundstock, und die in ihrem Tieflande einheitlicher gebildeten Ostgermanen auseinander. Eben die Sprache bleibt sonst allein als wichtigstes gemeinsames Kennzeichen übrig, und eine Tradition älterer Zusammengehörigkeit zeigt sich in der von Tacitus überlieferten Sage von Tuisto, seinem Sohne Mannus und dessen drei Söhnen, den Stammvätern der Ingävonen, Istävonen und Herminonen. Jedenfalls ist die Kulturstufe bei den verschiedenen Stämmen nicht die gleiche gewesen. Schon deshalb dürfte man kein einheitliches schematisches



Eilmarsch leichter römischer Truppen mit Kaiser Trajan an der Spitze. Die vordere Infanteriegruppe besteht aus „Barbaren", meist mit nacktem Oberkörper (Germanen?). Auch in der zweiten Infanteriegruppe können die vier mit Tierfellen bekleideten Soldaten reguläre germanische Hilfstruppen darstellen. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text, S. 5.

Schlagwort auf sie anwenden. Aber die Annahme solcher generellen Stufen ist auch an sich zu verwerfen: insbesondere gilt das von jenen äußerlichen, seit dem 18. Jahrhundert beliebten wirtschaftlichen Stufen des Jäger-, nomadischen Hirten- und Ackerbauerlebens. Auf die Germanen z. B. würden alle drei Bezeichnungen nebeneinander passen. Das Hirtenleben spielte bei ihnen eine große Rolle; noch heute zeigt altes Gut seine Spuren in der Volksseele. Plinius rühmt das gute Grasland, Cäsar und Tacitus sprechen von dem geringwertigen, aber zahlreichen Vieh, das, da es im Gegensatz zur Hofstatt veräußerbar ist, das Geld vertritt (siehe die Abbildung, S. 8). Neben vielem Rindvieh hielt man vor allem im Norden Schafe, die Nahrung und Kleidung gaben, und überall im Walde Schweine. Große Schätzung genoß, wie aus der Fülle seiner Bezeichnungen erhellt, das Roß, schon weil es als Reittier dem Besitzer im Kriege Vorzug verlieh. Auf die germanische Pferdezucht, in der einzelne Gebiete hervorragten, scheint die bessere keltische von Einfluß gewesen zu sein. Wenn nun Strabo die Sueven nomadenähnlich schildert, so sind sie darum doch keine völligen Nomaden gewesen. Ganz richtig legt er ihnen — und dasselbe gilt von allen Germanen — die Leichtigkeit

der Wohnsitzänderung bei, ganz richtig spricht er davon, daß sie wesentlich von ihren Tieren sich nähren und ihre Holzhütten auf ihren Wagen mitschleppen.

Aber wenn er ihnen den Ackerbau abspricht, sagt er nicht mehr als Cäsar mit dem „agriculturae non student" („sie befleißigen sich nicht gerade des Ackerbaus"). Sie trieben von alters her und noch zu Cäsars Zeiten einen primitiven Feldbau, den sogenannten rohen Hackbau, der sich aus dem den Frauen obliegenden Pflanzen- und Früchtesammeln entwickelt hatte und naturgemäß zu jährlichem Wechsel des nur kleinen Ackerlandes führte. Dieses war allen gemeinsam wie Weide oder Wald, ohne daß sich aber die Gesamtheit dabei wirklich als Besitzerin fühlte. Der Sippenverband ließ sich nieder, wo die Örtlichkeit dazu einlud; die Ältesten sorgten nur dafür, daß die einzelnen Familien an verschiedenen Punkten das Feld bebauten. Aber solche Zustände blieben in der Zeit, die wir die germanische nennen, keineswegs ohne Wandel. Und wenn wir auch jene dunkle und unklare Tacitusstelle („Germania" XXVI) nicht als Hinweis auf ein solches weiteres Entwickelungsstadium verwerten können, so ist es doch eingetreten. Der Wechsel der Wohnsitze wird immer seltener, die Dörfer verlieren den Lagercharakter, die Hütten werden wohnlicher. Bei dem nicht intensiv betriebenen Feldbau bleibt aber der Wechsel des Ackerlandes, nur daß an Stelle der rohen Feldgraswirtschaft, die die einmal bebauten Striche wieder in Wildnis zurücksinken ließ, eine geregelte tritt, bei der das unbebaute Land „im Dreesch liegen" bleibt. Je weniger sich die Sippschaft im enger bevölkerten Stammesgebiet nach Belieben ausdehnen kann, um so häufiger werden die alten Schläge nach einiger Zeit wieder bebaut. Einige



Gefangene Germanen und das ihnen weggeführte Vieh. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text, S. 7.

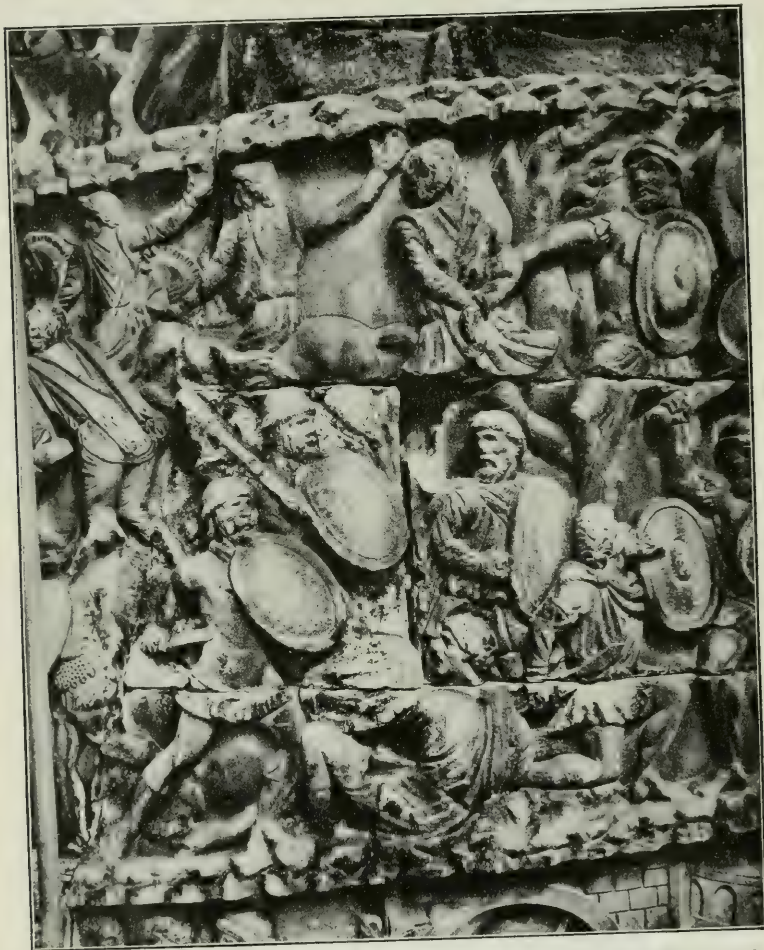
meinen, daß man schon damals durch Einfügung der Wintersaat schließlich zur Dreifelderwirtschaft gekommen sei.

Weiter wurde das Gesamteigentum durchbrochen. Von dem primitiven Haus, das zur fahrenden Habe gehörte wie die dem Einzelnen sogar ins Grab mitgegebenen Werkzeuge und Waffen, ging der Eigentumsbegriff auf den Boden, auf dem es stand, und das Bauland ringsumher über, das wohl früh eine andere Stellung einnahm als das gemeinsame Getreideland. Der Einzelsiedler hat dann bald durch selbstgerodetes Land Eigengut gewonnen, was auch in der Dorfsiedelung möglich war, während ein Eigen am Gesamtland erst viel später eintrat. Durch die Sippenältesten wurde es nun unter die Einzelnen verteilt, und zwar, um in bezug auf Gunst und Ungunst des Bodens gerecht zu verfahren, in verschieden gelegenen Stücken (Gemeng-Lage). Zu dieser „Hufe" gehörte die Nutzung des im Gesamtbesitz verbliebenen Weide- und Waldlandes. Früh mag den Führern ein größerer Besitz zugewiesen worden sein. Die ganze Entwickelung hängt unzweifelhaft mit der Einengung der Germanen durch das Halt der Römer zusammen, und die den Grenzen nahen Germanen werden zuerst in sie eingetreten sein.

Mit ihr steht nun aber auch ein Rückgang der Jagd, die infolge des Waldreichtums bei primitivem Ackerbau eine ergiebige Nahrungsquelle war, in Verbindung. Gegenüber den jagdfreudigen Sueven des Cäsar läßt Tacitus die Germanen nicht allzuviel auf der Jagd sein; indessen berichtet er selbst von dem Wildbret als Hauptnahrung. Freilich scheint dies schon damals eine Speise der Vornehmen gewesen zu sein. Über die sonstige Nahrung wird später berichtet werden. Der Hauptreiz der Jagd, die zur Sicherung der Herden und Siedelungen gegen großes Getier und kleines Raubzeug nötig war, war die Freude am Kampf, zu der der „wilde Blick" der Germanen (oculi truces) wohl paßt. Den germanischen Waldkindern wohnt aber eine wahrhafte Lust am frischen, fröhlichen Jagen inne, sie namentlich haben das edle Weidwerk zu einer Kunst nach Regel und Gesetz erhoben. Und die leidenschaftliche Jagdfreude späterer Zeiten spricht für ihre altbegründete Tiefe. Die bei der Namengebung beliebten Eber, Wolf und Bär, der Elch, vielleicht das Renntier, der Auerochs und Wisent, Hirsch und Reh, wilde Pferde, Luchs und Fuchs, Dachs und Otter, Hasen und jagdbare Vögel waren die Beute, und schon damals war der Hund der Gehilfe des Jägers. Die Falkenbeize scheint erst später, im 3. Jahrhundert, vom Osten her eingedrungen zu sein: die Germanen haben sie den Romanen weitergegeben.

Ging die allgemeine Bedeutung der Jagd immerhin allmählich zurück, so wurde der mit ihr zusammenhängende kriegerische Zug jetzt völlig ausgebildet. In der von allen Völkern durchlebten kriegerischen Entwickelungsstufe, deren Grundlage Raub- und Beutelust ist — der Krieg als Erwerb von Vieh, Menschen und Schätzen wird zur Arbeit des Mannes —, haben sich die Germanen in historischer Zeit erst recht ausgelebt. In den ihrer Ausbreitungslust entspringenden Kämpfen, in dem zunächst gegenüber den Kelten empfundenen Kraftgefühl wächst sich die innewohnende Neigung zur Leidenschaft aus. Nur die Kriegstüchtigkeit hat junge Völker groß gemacht, aber die Germanen zeigten sie nun in einer Weise, daß sie der auch auf seiner Kulturhöhe noch militärisch hervorragende Römer laut bewunderte. Der Krieg wurde für sie zum höchsten und ihnen wahrhaft kongenialen Ideal, wenn es auch im gewöhnlichen Leben oft zurücktreten mochte. Neben der Beutelust reizte schon die bloße Aussicht auf kriegerische Ehre zum Kampf, die Schlacht wurde zum Fest, zum religiösen Akt, für den man sich schmückte. Man gab sich dem Kampfe hin, ohne sich um die Lage sonst zu kümmern. Meist halbnackt kämpfend, das Terrain nicht benutzend, Draufgänger ohne Überlegung, rauflustig

und auf die physische Kraft vertrauend, brachten sich die Germanen oft um den Erfolg (siehe die untenstehende Abbildung). Ihre Stärke lag immer im Angriff, den sie in Keilform ausführten. Nachhaltig waren sie aber nicht: sie wurden bei Anstrengungen sogar „schlapp". Das individuelle Fürsichkämpfen war ihnen oft gefährlich. Aber solche Tapferkeit schätzten sie selbst hoch, wie sich die Friesen in Rom als die Tapfersten der Welt rühmten. Die Freude der Germanen am Kampf zeigen vor allem auch die Kriegslust atmenden Namen, die sie ihren Kindern gaben, und die mit hilt, gunt, hadu, wîc oder balt, muot, grim oder heln, ger, widu oder sigu u.s.w. zusammengesetzt waren. Auch der reiche Schatz der Frauennamen verrät den gleichen Geist, und die auf Schmuck und Zier deutenden treten ganz zurück. Dem entsprach der Frauen Gesinnung; wie sie beim Raufen der Männer daheim gelegentlich mitwirken mochten, so konnten sie wohl auch zum Staunen der Römer feige Männer in der Schlacht erschlagen. Zu Kriegern wurden die Knaben erzogen: physisch abgehärtet, als Neugeborene schon in kaltes Flußwasser getaucht (vielleicht ein Gottesurteil über echte Geburt) wuchsen sie in körperlichen und Waffenübungen heran, bis sie Schild und Speer feierlich in der Volksversammlung erhielten. Als Mann galt aber erst, wer einen Feind erschlagen hatte: erst dann durften sich z. B. die chattischen Jungmänner Haar und Bart wachsen lassen. Kampf ist das Leben germanischer Götter, deren Häupter alle zu Kriegsgottheiten geworden sind, der Tod im Kampf beglückt, er führt zu neuem Heldendasein, und die Waffen, der Germanen stete Begleiter, folgen ihnen, wie freilich allen Menschen auf ähnlicher Kulturstufe, auch ins Grab.



Unglücklich kämpfende Germanen. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896.

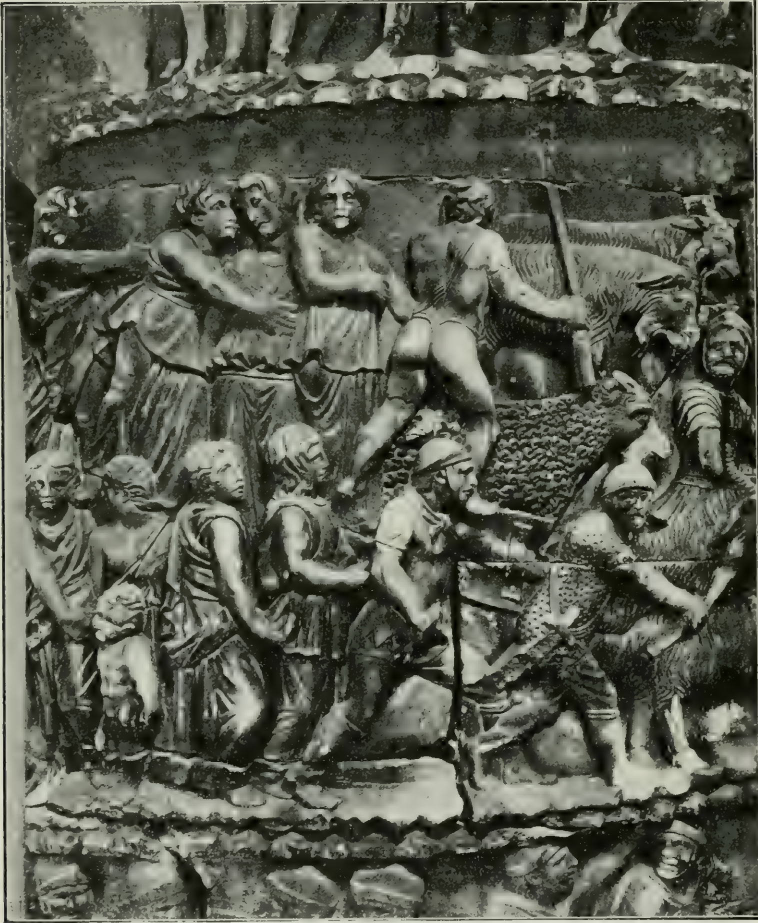
Solche Züge führen uns bereits zur Schilderung des inneren Menschen, dem Wesentlichen aller kulturgeschichtlichen Betrachtung. Deutsche Art ist nicht mit der oberflächlichen Herzählung „echt germanischer Züge", etwa der vielgerühmten Treue, erschöpft; aber den Begriff eines Volkscharakters zu bezweifeln, wäre töricht. Durch alle fremden Einflüsse, durch alle erlangte Kultur bricht er immer wieder hindurch und hat sich vor allem bei dem Landvolk bis heute frisch erhalten. Hier ist er freilich vor allem Stammescharakter, und der Stammesgegensatz ist auch auf diesem Gebiete groß genug. Aber ohne überschwengliche Begeisterung, ohne Überschätzung des Alters mancher Züge und ohne irgendwelche sonstige Illusion wird man eine ausgeprägte deutsche Eigenart von Anfang an feststellen können, ja eine besonders ausgeprägte. Man darf nur nicht alles, was überall auf solchen Stufen wiederkehrt, für „germanisch" halten, muß auch bedenken, daß die spätere Kultur viele Züge gemildert oder ausgerottet hat. Der auch für den nachmaligen Deutschen wesentlichste Zug tritt uns schon bei den Germanen auffallend entgegen, die wunderbare Kompliziertheit, die Zwiespältigkeit des Charakters, die Doppelseele. Zu den wilden Eigenschaften stehen weiche, zarte in Gegensatz: der Fremde sah nur die ersten, und ihnen entsprach auch das schreckhafte Äußere der Germanen, das die Römer, ohne zwischen den Stämmen unterscheiden zu können, oft schildern. Die den kleinen Südländern am meisten auffallende Größe, die Cäsar bei den Sueven findet, Vellejus bei den Chauken hervorhebt, wird zwar auch später noch für die verschiedenen Stämme, Franken, Goten, Alemannen und Burgunder, ausdrücklich bezeugt: indessen zeigen die Gräberfunde, daß auch viel Mittelwuchs vorhanden war, und manche Gegenden haben heute noch gewaltige Leute. Ebenso ist die physische Stärke noch gelegentlich unter Landbewohnern anzutreffen, und der wilde Blick findet sich immer bei frischen Völkern. Das sonstige nördliche Aussehen der Germanen gefiel den Römern wie noch heute, die blauen Augen, die weiße Haut, das rötlich-gelbliche volle Haar, alles auch keltische Merkmale. Schon die Griechen dachten ihre Götter mit Vorliebe blond, die germanischen Frauen (siehe die obenstehende Abbildung und die auf S. 12) galten in Rom als Schönheiten, und später bemühte sich die vornehme weibliche Welt in Rom, durch Perücken oder durch Färben der Haare jenen zu gleichen. Aber auch der Germane selbst schätzte seine körperlichen Merkmale und gilbte mit einer nach Plinius von den Galliern erfundenen Lauge gern seine Haare. Indessen das Ungefüge, Schreckhafte überwog für den Fremden, und der furor teutonicus, die wilde Kampflust, ließ ihn auch auf das Innere schließen; das wüste Kriegsgeschrei verstärkte den Eindruck. Daß die Germanen wirklich „rabiate Kerle" waren, mag noch das heutige bajuvarische Raufleben zeigen.



Germanin (Bruchstück eines Marmorstandbildes im Britischen Museum zu London), wiedergegeben in P. Bienkowski, „De simulacris barbararum gentium apud Romanos", Krakau 1901.

Andere Züge ergeben sich aus der Kulturstufe. Der Egoismus ist noch ungebunden: weder der Raub noch der Mord eines persönlichen Feindes sind entehrende Verbrechen. Das Töten von Greisen und Aussetzen von Kindern, das Quälen von Gefangenen, Todesverachtung

im Unglück, auch Menschenopfer finden sich fast überall. Bei letzteren handelte es sich keineswegs nur um ein Hinschlachten Gefangener, das ja als Gelübde aufgefaßt werden kann: für die Nordgermanen gehen die Zeugnisse für Menschenopfer überhaupt bis tief ins Mittelalter, bei den übrigen werden solche bald selten geworden sein. Manche entsetzliche Todesstrafen haben sich noch lange erhalten. Höchst abstoßend wirkte auf den Südländer, wie noch heute, die germanische, von Tacitus gebührend hervorgehobene und später für die einzelnen Stämme bezeugte Trinkfreude, die aber mehr Lust am Gelage ist. Auch sie fällt den nördlichen Völkern (Kelten, Thrakern, alten Preußen) gemeinsam zur Last, ist aber, wie unsere Geschichte lehrt, in ihrer ganzen Ausprägung nationalgermanisch. Das Zutrinken wird sehr alt sein, ebenso das Minnetrinken unter Blutsfreunden oder zum Gedächtnis von Verstorbenen, zu Ehren von Göttern. Die Schilderung des Trinklebens im „Beowulf" wird für viel frühere Zeiten zutreffen.



Germanische Frauen mit Kind, in die Gefangenschaft geführt. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text, S. 11.

Aber wenn dort vom Helden gerühmt wird, daß er nicht beim Gelage die Herdgenossen erschlug, so deutet das auf die brutalen und blutigen Szenen, die sich im trunkenen Lärm der Zechereien gelegentlich abspielten. Dieselbe Zügellosigkeit zeigte der Germane beim Spiel, wo er im blinden Drauflos selbst Weib, Freiheit und Leben einsetzte.

Und nun die betonten, übrigens von den Germanen selbst nie empfundenen Kontraste. Einer, der schon dem Tacitus auffiel, der der leidenschaftlichen Bewegtheit zur Trägheit und Ruheliebe, ist nicht wunderbar und findet sich auch sonst bei Naturvölkern. Jagd und Krieg

waren, wie oben gesagt, männliche Arbeit: die Untätigkeit (inertia) ergab sich aus zeitweiligem Mangel daran. Die friedliche Beschäftigung ist meist nicht Sache des Mannes: darin aufzugehen, würde eben Faulsein, „Verliegen", wie es in höfischer Zeit hieß, bedeuten. Wirklich aber kontrastieren mit dem wilden, ungebändigten Wesen des Germanen Züge der Weichheit, der Mäßigkeit, der sittlichen Haltung. Neben harter Brutalität steht große, oft schädliche Vertrauensseligkeit und Gutmütigkeit, z. B. milde Behandlung der Unfreien, die sich freilich auch aus dem allgemeinen Zusammenleben in jener primitiven Zeit erklärt und der Behandlung der vom Familienoberhaupt ebenso abhängigen Frau und Kinder entspricht. Dem Jähzorn treten Gemütlichkeit und Humor gegenüber, der sich gerade auch beim Trunk geäußert haben wird und ferner in der uralten Neckluft, z. B. der Stämme untereinander, zum Vorschein kam. Aber über der Gemütlichkeit steht noch das tiefe **Gemüt**, das gewiß auch anderen Nationen eignet, aber in besonders hohem Grade dem Germanen. Zu allen Dingen seiner Sphäre hat dieser ein innerliches Verhältnis, der Seegermane zum Schiff, der Krieger zum Roß, zu den Waffen: sie sind ihm persönliche Wesen, wie die Tiere seine Lebensgenossen sind. Ebenso nimmt er an allen Einzelheiten der natürlichen Umgebung und an den Naturvorgängen gemütlichen Anteil. Die Belebung von Bäumen, die psychologische Auffassung mancher Tiere hängt freilich mit dem Seelenglauben zusammen; aber gerade das zum Teil in diesem wurzelnde religiöse Leben ist in seiner Naturgrundlage stark gemütlich gefärbt. Das innige Naturgefühl zeigen ferner



Bündnisschluß zwischen Germanen. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text, S. 14.

alte Märchen und Sagen sowie Bilder des Rechtslebens. Aber auch der mystische Zug der Naturreligion deutet auf starke gemütliche Kräfte: das Geheimnisvolle der Natur wird von dem Germanen erfaßt, aber wie eine Realität. Er ist in langem See- und Waldleben ein innerlicher Mensch geworden, er „simuliert" leicht, ist ein verschlossener Träumer und Grübler und wälzt Zweifel in seinem Gemüt. Früh mag sein Innenleben aber auch in Gefühlsseligkeit ausgebrochen sein, wohl vor allem beim Trunk. Gemüt verrät endlich sein freilich klimatisch bedingter Sinn für Häuslichkeit, für die Familie und für die den Frauen eigene innere Überlegenheit. Eine von Tacitus, doch auch von neueren Kennern der Frauen hervorgehobene merkwürdige Divinationsgabe brachte deren Ratschlägen eine große Geltung ein, ihnen selbst jene hohe, der bisherigen, vom Orient ausgegangenen Kultur fremde Stellung, obgleich sie wirtschaftlich Arbeitstiere und rechtlich unselbständig waren, gelegentlich auch, wie noch im Mittelalter, geprügelt wurden. Die Achtung vor den Frauen hatte auch auf die Reinheit der meist spät geschlossenen Ehe Einfluß, die aber Tacitus, um dem verderbten Rom einen Spiegel vorzuhalten, ebenso idealisiert wie die Keuschheit der Germanen überhaupt; spätere Quellen, auch die Bußbücher der fränkischen Zeit, und das ländliche Leben vom Mittelalter bis zur Gegenwart lassen sie doch anders erscheinen. Unverheiratete hatten ziemlich große Freiheit, führten aber wohl die Erprobte meist auch heim, Ehebruch wurde nur bei der Frau streng bestraft, Vornehme hatten damals wie noch später Konkubinen. Immerhin bestand eine gewisse spröde, z. B. dem Dirnenwesen höherer Kultur abgeneigte Haltung auch beim Manne, und das innere Band zwischen Mann und Weib war ein sittlicher Vorzug, der das wichtige deutsche Familienleben auch weiterhin mit bedingt hat.

Viel zu hoch hat man einen anderen Vorzug der Germanen, die Treue, eingeschätzt. Es ist wieder der gemütliche Zug, der das Verhältnis von Person zu Person zu einem so festen macht, keine sittliche Pflicht. Dem einmal erwählten Herrn, selbst dem römischen, hält der Einzelne in Glück und Unglück die Treue; vor allem baute sich auf der Macht dieses persönlichen Verhältnisses die Gefolgschaft auf, die aber auch den Herrn zur Treue gegen die Mannen verband. Gemütvoll-phantastisch war auch das, was nach Tacitus ebenfalls Treue hieß, daß sich einer ruhig gefangen gab, wenn er die Freiheit verspielt hatte, die „Hartnäckigkeit selbst beim Laster". Aber treu im Sinne von zuverlässig aus sittlichem Pflichtgefühl waren die Germanen nicht, viel eher eine gens perfida, der es auf den Bruch von Verträgen (siehe die Abbildung, S. 13) nicht ankam. Vellejus Paterculus nannte sie verschlagene, lügenhafte Gesellen; berüchtigt wegen ihrer Treulosigkeit waren nachmals die Franken, unter denen ein Charietto selbst die eigenen Volksgenossen im römischen Solde nachts überfiel, und die spätere deutsche Geschichte weist noch manches Beispiel auf. Aber auch jene Treue der einzelnen Person gegenüber kann einen unschönen Nebenzug gewinnen: sie wird leicht zur Unterwürfigkeit, zur Bedientenhaftigkeit. Derselbe Germane zeigt jedoch auch den ganz entgegengesetzten Zug, der wieder mit seiner wilden Maßlosigkeit zusammenhängt, nämlich einen völligen Mangel an Disziplin, die z. B. beim Slawen sehr ausgeprägt ist: er gehorcht nicht leicht. Der opferwillig treue Mann besitzt gleichwohl einen starken Unabhängigkeitssinn, hohen Stolz und den Trotz der Selbständigkeit, der Germane im römischen Sold ein ausgeprägtes Freiheitsgefühl. Sehr treffend läßt Tacitus den Tutor sagen: „Germanen gehorchen keinem Befehl, keiner Leitung, sondern handeln durchaus nach ihrer Willkür." Diese Selbstherrlichkeit des Einzelnen schließt große Empfindlichkeit in sich, damit Zank und Hader in Sippe und Stamm, und kann sogar zum Volksverrat führen; sie bedingt den demokratischen Zug des öffentlichen Lebens und hat im persönlichen Verkehr Eigenliebe, Überhebung und Verspottung anderer

Eigenart zur Folge, im äußeren Benehmen völliges Sichgehenlassen, dem später die mittelalterliche „Zucht" so heilsam wurde.

Hiermit hängt auch der so oft hervorgehobene Individualismus zusammen, der, soweit er in leidenschaftlichem Drang ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit hohen, selbstgesetzten Zielen nachgeht, als ideale Seite der germanischen Willkür gelten kann, politisch aber häufig genug verderblich gewirkt hat. Überall ist dieser wieder im Gemüt wurzelnde individualistische Zug erkennbar, obgleich bei dem instinktiven herdenmäßigen Handeln der Einzelne kaum recht faßbar ist, im Staate nichts gilt und die Sippe ihn anscheinend in seinen wichtigsten Lebensäußerungen bindet. Der Individualismus wird uns vielmehr die Lockerheit der sozialen Zustände erklären, und auch der Sinn für Recht und Ordnung, das Rechtsgefühl der Germanen geht auf ihn zurück, so oft ihn dieses gerade in der Praxis unterdrücken kann.

Das innere Wesen des Germanen spiegeln seine Anschauungen und Zustände wider, insbesondere sein religiöses und sein politisch-soziales Leben. Eine Mythologie soll aber hier so wenig gegeben werden wie eine Verfassungsgeschichte. Auf beiden Gebieten befindet man sich überdies auf viel unsichererem Boden, als manche hypothesenreichen Bearbeiter dieser Disziplinen, trotz der bereits eingetretenen schärferen Kritik, die namentlich für die Mythologie nötig war, einsehen wollen. Auf beiden ist überdies viel zu sehr generalisiert und systematisiert worden, und auch die Vergleichung mit anderen Völkern ist besonders wieder auf mythologischem Gebiet sehr skeptisch zu betrachten. Zunächst freilich zeigt sich gerade hier eine Eigentümlichkeit fast aller Völker auch bei den Germanen: den ersten Anstoß zu „mystischem" Denken gibt das Geheimnis des Todes. Der Glaube an das Fortleben der Seelen der Verstorbenen äußert sich in dem Ursprung vielleicht allen Kultes, dem Ahnenkult, den Totenopfern, der Ausstattung der Gräber mit Gebrauchs- und Schmuckgegenständen u. s. w. Aber dieser Seelenglaube verbindet sich mit dem tiefen Naturgefühl der Germanen. Die Seelen leben in den Tieren, von Kröte und Spinne an, woraus sich die Tierprozesse erklären, sie leben in den vom Winde bewegten Bäumen und machen sie heilig, in Quellen und Flüssen, über deren Wasser der Wind streicht, in Bergen, woher er kommt, und wo sie bei Windstille ruhen, in der Luft, wo sie im leise steigenden Waldnebel schweben oder im Wehen des Sturmes einherfahren. Wind und Seele sind überhaupt früh zusammengebracht worden. So entstehen die elfischen Wesen, Wald- und Wassergeister, Kobolde, Nixen u. s. w. Seelen von Verstorbenen können aber auch als Gespenster schrecken.

Ebenso alt ist weiter der Glaube an Dämonen, d. h. personifizierte Naturgewalten, z. B. an die namentlich im Norden vorkommenden Riesen. Dämonen haben sich zuweilen lokal zu Göttern entwickelt, der Glaube an sie bildet überhaupt die Vorstufe zu dem höheren an die großen Gottheiten, die den Eindruck des Himmels, der Sonne, der segenbringenden Erde auf den Menschen widerspiegeln. So nennt Cäsar Sonne, Vulkan und Mond als germanische Gottheiten, und im Ziu steckt ohne Zweifel der von allen Indogermanen verehrte Himmels- und Lichtgott, wie in der Nerthus schon nach Tacitus' Bericht die Mutter Erde. Aber der uns in seiner überragenden Rolle schon nicht mehr bekannte Ziu wird durch einen aus der germanischen Landesnatur herausgewachsenen, ursprünglich in Niederdeutschland heimischen Gott langsam zurückgedrängt, den Wodan, der den im Walde oder über der Heide brausend dahinfahrenden Sturm darstellt, und der, hauptsächlich von den Franken verehrt, zum Himmelsgott wird. Auch seine Gemahlin Frija mag ursprünglich eine Windgöttin gewesen sein. Aus der Macht des bei dem damaligen Klima so furchtbaren Gewitters ist der Donar erwachsen, der spezifische Gott des Nordens, der dort seinen Kult auch dem Wodan gegenüber bewahrt.

Aber wie sich der Germane die elfischen Wesen nur in nebelhaften Umrissen, entsprechend den Wald- und Sumpfdünsten seiner Heimat, denken kann, so wird auch das Walten der großen Naturmächte nur ahnungsvoll von ihm empfunden. Sie wohnen im Walde: von den heiligen Hainen, deren schon gedacht wurde, kennt Tacitus einen des „Herkules“ und einen der „Mutter Erde“ und berichtet Eigenartiges über den Waldkult der Semnonen. Als Kultstätten heben auch die späteren Quellen immer Wald, Fels und Quell hervor. Mit Recht spricht daher Cäsar die Priester, die noch die späteren Sachsen nicht kennen, den Germanen ab, obgleich auch sie ebenso wie Tempel mit der fortschreitenden Kultur aufgekommen sein mögen. Die Tradition der Opferhandlungen, der Weissagungen mögen die „Ältesten“ schulmäßig bewahrt haben, und der Führer, der bei königslosen Stämmen diese Kulthandlungen leitete und den Frieden hütete, dessen Bruch in der Versammlung eine Verletzung der Gottheit war, hatte in der Tat ein priesterliches Amt. Die mit Massengesang und -tanz begangenen kultischen Feste, bei denen wohl rohe Göttersymbole herumgeführt wurden, bei denen aber eine Hauptrolle das Feuer spielte, sind auch durchaus Naturfeste gewesen.

Eben das Lockere der religiösen Anschauung läßt nun aber bei innerem Fortschreiten der Germanen die sie beherrschenden großen Züge ihres Innenlebens auch in der Religion sich ausdrücken, und so sehen wir denn den so scharf ausgeprägten kriegerischen Zug wohl in jener Periode der Ausbreitung im Waldlande auch die ursprüngliche Naturgrundlage der Götter überwuchern. Auch deren Leben dreht sich um Kampf; Wodan, Ziu, Donar, alle werden Kriegsgötter, den nordischen Walküren läßt man die südgermanischen „Idisi“ entsprechen. Was sich weiter den Göttern anheftet, ihr Beruf als Hüter von Recht und Ordnung, als Pfleger der Heilkunst, als Förderer des Ackerbaus, weist auf neue Kulturerrungenschaften, wohl unter römischem Einfluß. Den Schritt zu ihrer Auffassung als Träger sittlicher Gewalten hat später nur das sich länger erhaltende skandinavische Heidentum unter Einwirkung der abendländischen Kultur getan.

Wie bei vielen Völkern war der Hauptzweck alles Kults die Herbeiführung einer Beeinflussung des menschlichen Geschicks: die Opfer sollten der Götter Gunst gewinnen. Aber wie andere Völker wollten die Germanen auch die geheimnisvolle Zukunft erforschen: aus dem Vogelflug, dem Blut und den Eingeweiden der Opfer, dem Wiehern der Pferde wurde geweissagt, auch indem man auf ein weißes Tuch Stäbchen mit mystischen Zeichen schüttete, aus denen dann drei feierlich zur Entscheidung herausgenommen wurden. Der Gegenstand der Weissagung war meist das germanische Hauptinteresse, der Krieg und was mit ihm zusammenhing. Eine große Rolle spielten in ihr die „weisen“ Frauen, entsprechend dem schon erwähnten Glauben der Germanen an eine geheimnisvolle Ahnungsgabe der Frauen. Der Schicksalsglaube, der für den grüblerischen Germanen besonders charakteristisch ist, engte den unbedingten Glauben an die Allmacht der Götter entschieden ein. Und wenn die Anschauung von dem großen Weltbrand der nordischen Mythologie, in dem bei dem allgemeinen Verderben auch die Götterwelt untergeht, in ihrer tiefsinnigen Form kaum aus der Urzeit stammt, so läßt sich doch aus dem altheidnischen Titel des späteren Gedichtes „Muspilli“ eine gewisse Analogie dazu früh annehmen. Mit der Erforschung oder Beeinflussung des Schicksals hängt auch die Zauberei zusammen: wie man im Grunde, wenn man aus dem Wasser oder dem Rauschen der Bäume weissagte, die dort hausenden Seelen befragte, so suchte man diese auch durch Zauberlieder zu beherrschen und zur Gunst zu zwingen. Unter den elfischen Geistern gab es ferner auch übelwirkende: man mußte sie bannen. Von solcher Auffassung ist die Beurteilung und Heilung der Krankheiten beherrscht: das Segensprechen war das beste Heilmittel, und es wurde

wieder namentlich von weisen Frauen geübt. Die Frauen sind freilich auch die Trägerinnen der einfachen empirischen Heilkunst. Aber bei plötzlich auftretenden Übeln konnte man leicht einen Mißbrauch der Macht der Zauberkundigen selbst vermuten, weshalb sich früh eine allgemeine feindliche Scheu vor solchem Zauberwesen verbreitete. In diesem hat nun auch die Rune, die nach einigen ursprünglich nur „Zauberlied" bedeutete, eine Rolle gespielt. Der Name ging auf die erst in historischer Zeit, wohl unter keltischer Vermittelung, zu den Germanen gelangten Zeichen der jüngeren Form des lateinischen Alphabets über, die man unverstanden und, um sie bequemer in Holz einschneiden zu können, eckig gestaltet als Zauberzeichen verwendete. Als Zauberzeichen hat sie dann später auch die Kirche bekämpft. Zu Schriftzwecken (Inschriften) wurden sie erst verwendet, nachdem man überhaupt die Kenntnis der Schrift von den Römern überkommen hatte, und auch dann geschah es naturgemäß nicht lange.

Jene Zauberlieder führen auf das poetische Gut der Germanen und damit auf ihr geistiges Leben. Wir wissen auch von Schlachtliedern, die aber ebenso sakral waren wie die mit feierlichem Schreiten oder Tanz verbundenen hymnischen Chorgesänge bei Opfern, bei festlichen Feuern, bei Heimführung der Gattin, bei der Bestattung. Chorgesang mochte auch bei Gelagen erschallen, ebenso Wettgesang oder Spottlieder der Einzelnen. Wir wissen aber weiter von episch-historischen, vermutlich balladenmäßigen Gesängen, die wohl aus den Totenklagen um einen Verstorbenen entsprungen, aber früh in die Tradition von Sängern übergegangen sein mögen. Uralt und auch sonst als geistige Gymnastik gepflegt war das Rätselraten, das sich oft in Form eines Wettkampfes abspielte. Den Römern kam später der Gesang der Germanen wie Krächzen vor, aber auch ihre Sprache, die doch durch die viel angewandte poetische Form der Alliteration (der Übereinstimmung des Anlauts der betonten Worte in der Zeile), die man wieder mit den Runen zusammenbringt, sowie durch die damals noch vorhandene Formenfülle etwas Feierliches erhielt, klang ihnen, nach Pomponius Mela, hart und unangenehm. Ist wenig vom geistigen Leben der Germanen zu sagen, so naturgemäß noch weniger vom künstlerischen. Freilich ist von neueren Forschern der „ausgesprochen künstlerische Charakter aller Produkte" von Zeit habenden Naturvölkern mit Recht betont worden, und wenn man bei den Papuas „die Vielgestaltigkeit und den Abwechselungsreichtum der Muster" hervorhebt, wird man ihn bei den Germanen auch vermuten dürfen. Aber dieses Kunstgefühl zeigt sich nur im Ornament. Dieses ist überaus einfach und arbeitet mit Punkten, Strichen, geraden, später auch Wellen- und Zickzacklinien, Kreisen u. a.: bei der Verflechtung derselben bringt die Phantasie schon ganz eigenartige Muster hervor; in natürlichem Schmuckbedürfnis bedeckt man damit Töpfe, die Holzbalken und Ständer wie die Metallgeräte.

Der geschilderten Art des Germanen entspricht nun vor allem eine ausgeprägte Lockerheit der sozialen Verhältnisse, für deren Erkenntnis die Sucht zu konstruieren und systematisieren besonders vom Übel gewesen ist. Das Schwankende dieser Dinge ist aber nicht immer Folge der germanischen Eigenart, sondern beruht oft auf Mischung älterer und jüngerer Züge. Das zeigen z. B. teilweise die Familienzustände, freilich nicht in den angeblichen Spuren des „Mutterrechts", dessen Existenz bei den Germanen mit gutem Grunde abzulehnen ist — die germanische Familie beruht vielmehr auf der festen Herrschaft des Vaters, die allerdings in historischer Zeit schon gemildert ist —, wohl aber in der von Tacitus für die Vornehmen bestätigten und auch für die Merowinger, sehr viel später noch für Nordgermanen bezeugten, neben der Einzelehe bestehenden Polygamie, die als Überbleibsel aus älteren Zuständen zu gelten hat. Man könnte als ein solches auch die Raubehe ansehen, wenn man sie überhaupt als ein der

Kaufehe vorausgehendes Stadium hinstellen dürfte. Der genugsam belegte und dichterisch oft verwandte Frauenraub wird indes immer als Rechtsbruch aufgefaßt, ist freilich aus der naiven Raublust der Zeit und als Mittel, sich aus fremden Stämmen Frauen zu verschaffen, erklärlich. Meist führte er zu erbitterten Fehden. Man hat auch die bei der eigentlichen (Kauf-) Eheform zu erlegende Summe als Sühne aufgefaßt, die dann zur Hauptsache wurde und dem Ganzen das Ansehen eines Kaufes gab, während der Raub zur Form, zum Hochzeitsbrauch (Wettlauf von Braut und Bräutigam, Fangen der Braut, brûtlauf) wurde. Das klingt einleuchtend, ist jedoch schwerlich richtig. Wohl aber hat sich die tatsächliche Rechtsform, die Kaufehe, von einem Stadium wirklichen Kaufes der Frau als einer dem Manne gehörigen Sache, die er wieder verkaufen oder verschenken kann, die ihm auch bei einigen Stämmen (Nordgermanen, Herulern) gleich dem Pferde in den Tod folgen muß, zu einem Stadium der Muntehe entwickelt, wobei der Mann durch den Mahlschatz die Schutzgewalt über sie von ihrer Sippe erwirbt. Es ist ein vorher lange beredeter Vertrag beider Sippen, für den erst später die Zustimmung des Mädchens notwendig wird; auf ihn folgt die rechtlich bindende Verlobung und Heimführung. Wie die Eheform, die sich zuweilen auf bloßes Zusammenleben beschränkt, so ist auch die Stellung der Frau selbst noch ziemlich schwankend. Jene Milderung der Herrschaft des Hausvaters zeigt sich im Schutz seitens ihrer Sippe, der dem Manne nicht mehr erlaubt, sie zu töten, aber sie kann unter Umständen noch verkauft werden; sie wurde auch nie rechtsselbständig, stand nicht unter dem Gesetz: aus der Munt des Vaters kam sie nur in die des Mannes, mußte immer rechtlich vertreten werden. Daneben genoß sie doch wieder jene Achtung und wird praktisch sich auch oft durchgesetzt haben. Aber daß ein enges Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht das ursprüngliche war, zeigt die spätere Spur, daß Geschwisterliebe zuweilen der Gattenliebe vorangeht.

Altes und neues mischt sich nun auch im größeren Verbande des öffentlichen Lebens. Mit den Anfängen einer lockeren staatlichen Macht konkurriert noch die Macht der Geschlechterverfassung, der Sippe, die ja den Einzelnen fast zu einem Nichts machte. Sie schrieb seine Ehe, seine Freund- und Feindschaft vor, sie besaß den gemeinsamen Boden, bestellte ihn als Wirtschaftsgemeinschaft, siedelte überhaupt gemeinsam. Die Dorfnamen zeigen noch in späterer Zeit den ursprünglichen Charakter der Dörfer als Sippensiedelungen, wofür auch das Überwiegen eines bestimmten Geschlechtsnamens spricht. Die Sippe war weiter Heeres- und Rechtsverband. Auf dem Gebiete des Rechts namentlich stand sie noch ganz voran. Als früheste Friedensgemeinschaft (sibja bedeutet auch „Friede") verfolgte sie jede Friedensstörung, vor allem den auf niedriger Stufe häufigen Totschlag, aber auch Schändung u. s. w. Die Blutrache, die sich in einigen Gebieten bis ins Mittelalter hielt, war allgemein übliche Form und brachte wie überall endlose, durch die notwendige Wiedervergeltung immer neu erzeugte Fehden hervor. Nicht eine höhere Gewalt, sondern ein früh hervortretender egoistisch-berechnender Zug, der wieder mit jenen idealen Zügen in Widerstreit steht, hat aber früh bei den Germanen die Rache zunächst auf einen kleinen Verwandtenkreis oder den Täter allein beschränkt und schließlich eine Sühne durch Zahlung einer Buße in Gestalt von Vieh herbeigeführt. Zuerst mag sich diese Buße bei kleineren, zur Fehde nicht genügenden Verbrechen, etwa Diebstahl, ergeben haben, dann vom Täter selbst bei schwereren gelegentlich angeboten worden sein. Der Empfänger war die ganze Sippe des Geschädigten, wie für die Bezahlung die ganze, von der Rache befreite Sippe des Täters aufkam. Der Kreis der nicht sogleich durch Blutrache zu erledigenden Verbrechen, aber auch Streitigkeiten aller Art haben naturgemäß zu einem unvollkommenen, jedoch streng formalistischen Gerichtsverfahren verholfen. Der Geschädigte sucht eine Instanz, er klagt, er stellt vor Gericht bestimmte

Fragen und bittet um das Urteil. Auch hier aber tritt die öffentliche Gewalt der Gesamtheit gegenüber der Sippe zurück. Sippe stand gegen Sippe: der Richter legte nur einer Partei, meist der des Beklagten, den Eid auf. Die Sippegenossen waren dann die Eideshelfer, deren Zahl der Richter nach der Wichtigkeit der Klage bestimmte, beschworen, was zu beweisen war, und danach ergab sich das Urteil. Gegen die Gewalt einer mächtigen Sippe half hier als letztes Mittel nur die ursprüngliche Selbsthilfe, die in der Form des Zweikampfes den Formalismus durchbrechen konnte. Freilich eben dieser, meist poetische, Formalismus war schon ein Erzeugnis der Gesamtheit; seine Unerbittlichkeit stand schon über der Sippe, sein Hüter war bereits die Gemeinde.

Diese gewährte nun auch wenigstens das Organ für die primitive Rechtspflege: es bot sich die übliche größere oder kleinere Versammlung von Volksgenossen, die vielleicht ursprünglich Kultversammlung war, dafür naturgemäß dar. Aber diese souveräne Volksgemeinde, die bei allen sonstigen Verschiedenheiten des öffentlichen Lebens der einzelnen Stämme schon überall dessen Grundlage bildete, die auch nicht mehr aus einzelnen Familienhäuptern, sondern aus allen wehrfähigen Freien bestand, die durch die Dingpflicht an sie gebunden waren, hat sich doch auch schon als den Sippen übergeordnete Friedensgemeinschaft festgesetzt. Sie zog auf eigenen Antrieb zunächst die Frevel gegen die Gottheit („firina“, „Neidingswerke“), die meist zugleich Verbrechen gegen die Gesamtheit waren und mit schweren sakralen Todesstrafen geahndet wurden, vor ihr Forum, stellte sich aber auch für die durch Selbsthilfe verfolgten Friedensbrüche zur Verfügung und sprach die ursprünglich durch Sippenvertrag sich ergebende Buße zu. Sie bildete ferner wegen der Friedensstörung neben der an den Geschädigten zu zahlenden Buße öffentliche Bußen aus, die man aber auch als Entlohnung für Bewirkung des Sühnevertrages aufgefaßt hat. Gültig wird das Urteil nun erst durch Zustimmung des Volkes. Anderseits vermag ein jeder das Urteil zu „schelten“: man hat noch werdendes Recht. Diese immer nur auf das Einzelne gehende, örtlich verschiedene Rechtsschöpfung ist ganz Volkes-, d. h. Stammessache. Aber das Volk ist auch Bewahrer der älteren Tradition und Praxis, also einer über etwaigen Machtgelüsten der Sippen stehenden Rechtskunde. Praktisch konnte diese Gerichtstätigkeit der Gesamtheit nur in kleinen Versammlungen gepflegt werden: die große allgemeine urteilte nur über schwere Friedensbrüche, Verrat u. a. und wählte die Richter, die zugleich überhaupt Leiter jener kleineren Versammlungen waren. Die Gruppen, auf denen diese beruhen, sind nun wieder schon staatliche Gliederungen. Es sind die auch im Heerwesen über den noch festgehaltenen Sippenverbänden stehenden „Hundertschaften“, deren nicht gerade notwendig mit Hundert sich deckende Menge am besten das Wort „Haufen“ bezeichnen mag, und die dann auch Volksabteilungen für das immer mit dem Gerichtsleben verbundene öffentliche Leben sind, nicht aber örtliche Verbände. Das sind vielmehr die Gaue, die, ein keineswegs fester Begriff, klein und groß sein können und unter einem Führer (princeps) stehen, der die Gerichtsversammlungen der verschiedenen Hundertschaften an deren Thingstätten leitete. Solche Gaue sind aber die festesten Verbände des öffentlichen Lebens, sie können sich aus dem Ganzen lösen, auch einander befehden: die größeren staatlichen Volksverbände sind viel lockerer, am meisten durch den Kult zusammengehalten. Staatliche Gebilde ziehen sich bei den Germanen zusammen, zerfallen und zerfahren wieder wie Wolken am Himmel. Auch im Inneren zeigt das öffentliche Leben kein festes Gefüge. Die Volks-, d. h. vor allem Heeresversammlung, die meist bei Voll- oder Neumond stattfand, „ungeboten“ wohl nur alle Jahre, mußte schon wegen der Entfernungen lange auf ihre Vollzähligkeit warten. Zwar wurde sie durch die „Hegung“ feierlich unter den göttlichen Frieden gestellt, verlief aber anfangs durchaus regellos: wer reden wollte, mochte reden. Zustimmung

und Widerspruch vollzogen sich durch Waffenzusammenschlagen und Murren. Politische Fragen, Krieg, Verträge, Königs- und Herzogswahl, erregten in der sich mit ihnen befassenden großen Volksversammlung aber kaum Debatten. Der wirkliche Leiter, aber eben doch nicht als eigentliche Obrigkeit, war wohl eine Art vorbereitenden „Rates der Großen", der principes, Richter, Hundertschaftsführer (s. die nebenstehende Abbildung). Es ergibt sich so eine tatsächliche Oligarchie bei theoretischer Demokratie.



Germanische Ratsversammlung. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896.

Fester Qualitäten brauchte es für diese principes auch nicht: sie ergänzten sich aus den infolge Zugehörigkeit zu einem altberühmten Geschlecht, großen Gefolges oder Viehbesitzes, persönlicher Tapferkeit Angesehensten, denn einen Adel als Geburtsstand gab es nicht. Nur für den Krieg wurden wirklich unumschränkte Leiter, Herzöge, gewählt, deren Gewalt sich bei der Häufigkeit der Kriege auch im Frieden äußern mochte. Indessen scheint die Nebenbuhlerschaft großer Häuptlinge oder eine für den Stamm besonders kritische Zeit das Bedürfnis einer einheitlichen Spitze öfter wachgerufen zu haben. Es kommen namentlich im Osten Könige vor, die aber auch wieder verschwinden. Dieses umstrittene ältere Königtum, vielleicht der Rest eines noch älteren Geschlechtskönigtums mit sakralem Charakter, ist im Gegensatz zu dem später zu erwähnenden mehr Ehren- als Machtstellung: seine Gewalt bleibt immer von dem guten Willen des Volkes abhängig.

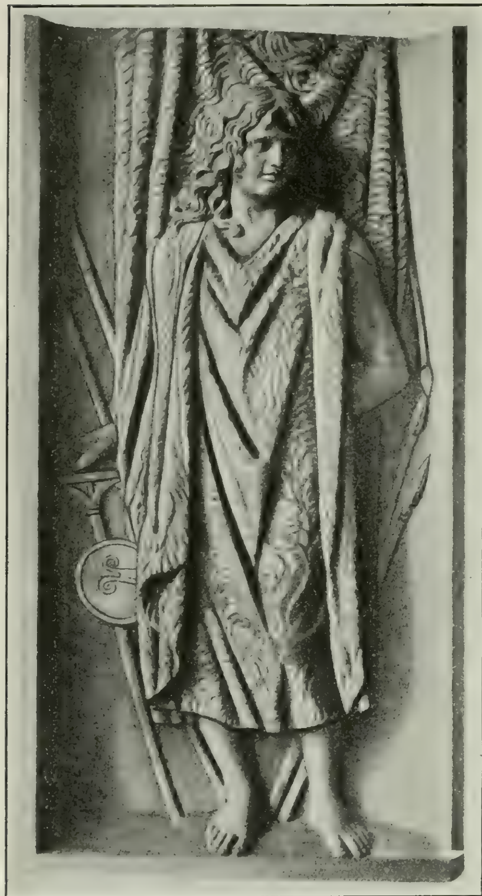
Das Schwankende des äußeren wie des inneren staatlichen Lebens erklärt sich wirtschaftlich wie psychologisch. Die geschilderten wirtschaftlichen Zustände lassen nur lockere Gebilde zu; die geringe Konzentration, das leichte Zerfallen ist wieder zum Teil durch die trennende Waldmasse bedingt. Aber auch der erwähnte Selbständigkeitsdrang des Einzelnen ließ das Band wie das Interesse der Gesamtheit gering achten: daher die leichte Trennung raublustiger Gruppen und Teilstämme, daher die römischen Dienste Einzelner wie ganzer Haufen, daher Eheschließung mit Stammesfremden und Kampf gegen Stammesgenossen. Durch die ganze deutsche Geschichte zieht sich diese Auflehnung des Freiheitsgefühls der Einzelnen gegen staatliche Zusammenfassung. Aber derselbe Drang lockerte sogar das anscheinend festeste Band, die Sippe. Im Kreise nächster Verwandten erhob sich der größte Hader, der bis zum Mord und Anschluß an den Feind führte, wie es die Geschichte des Armin lehrt. Auch das Band der engeren Familie wurde nicht geachtet: man darf das feierliche Losschwören von der Familie im salischen Gesetzbuch schon als eine Möglichkeit der Urzeit ansehen. Freilich der von seiner Sippe Entfremdete brauchte noch nicht, wie der Friedlose, ins Elend zu gehen, wenn er auch meist zu fremden Stämmen oder zu den Römern ziehen mochte: er suchte ebenso oft inneren Halt durch neue Bindung innerhalb des Stammes. Sie bot sich in einer Einrichtung, die sich ganz ähnlich auch bei den Kelten findet: in dem zunächst aus Hausgenossen und Verwandten, dann aus freiwillig sich Anschließenden gebildeten „Gefolge" der Großen. In erster Linie nahmen diese aber nur wehrhaft gewordene Jünglinge aus ihren Kreisen auf, für die der Gefolgsdienst eine Schule sein sollte. Es war ein fast empfindsam ausgestattetes Treueverhältnis, unbedingt bindend für den Mann wie für den Herrn, der vor allem mit der kriegerischen Beute die Kriegsdienste lohnte, aber auch im Frieden seine Getreuen, die schon eine Art Beamte, wie die späteren Kämmerer, Marschälle u. s. w., darstellten, und unter denen es schon verschiedene Rangstufen („gradus") gab, unterhielt.



Rock einer Moorleiche (etwa 4. Jahrh.). Nach Engelhardt bei Moritz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer", Bd. III, Leipzig 1903. Vgl. Text, S. 23.

Hier liegen die Keime des späteren Dienstadels, für die „principes" aber war das Gefolge das hauptsächlichste Machtmittel. Die Herren größerer Gefolge waren der Kern jener faktischen, aber nicht rechtlichen Aristokratie, deren Umfang bei den östlichen und westlichen Stämmen sehr verschieden gewesen zu sein scheint, und die sich auf eine durch persönliche Qualitäten, Viehbesitz, historische Tradition erworbene Achtung beim Volke („dignitas") gründete. Man kann so von den Anfängen einer Standessonderung sprechen. Man hat nun weiter auch in wirtschaftlicher Beziehung ein bedeutendes Übergewicht weniger Grundherren gegenüber einer zahlreichen, Zinsland bebauenden, abhängigen Bevölkerung schon für jene Zeit angenommen. Das ist nicht der richtige Gegensatz: es gab zwar eine große Menge von Sklaven, die sich aus Unterworfenen und Kriegsgefangenen, Schuldknechten oder gekauften

Stammesfremden ergänzten und, als Hörige teils der Gesamtheit, teils einzelnen Herren untertan, entweder als Haussklaven oder als in eigener Hütte wohnende Landbauer ihren Herren dienen mußten; aber der Hauptgegensatz ist der zwischen dieser größeren Menge von Unfreien und einer das eigentliche Volk darstellenden Menge von Freien, unter denen es wieder praktisch beträchtliche Besitz- und Machtunterschiede gab. Aus den Unfreien hatte sich auch eine Klasse von Freigelassenen gehoben, die in der Regel noch unter der „Munt" ihrer früheren Herren blieben. Ganz feste Begriffe sind auch hier nicht anwendbar.



Germane im Mantel. Römisches Triumphalrelief im Vatikanischen Museum zu Rom. Nach Moritz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer", Bd. III, Leipzig 1903. Vgl. Text, S. 23.

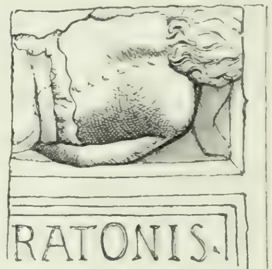
Jedenfalls bestanden größere soziale Unterschiede schon damals: allzuoft werden sie bei der Würdigung der äußeren Lebenshaltung übersehen, die sich überdies auch nach Stämmen und Landschaften sehr differenzierte. Die Nahrung zunächst ergab sich aus den oben geschilderten wirtschaftlichen Zuständen. Die Viehzucht lieferte Fleisch und Milch. Letztere war fast wichtiger. Herdentiere werden von Hirten nur im Notfalle geschlachtet, das Rind war in erster Linie Milchtier, ebenso die Ziege. Die Milchwirtschaft war ziemlich hoch entwickelt. Man genoß auch viel saure Milch. Die Butter, deren Bereitung Plinius ausführlich beschreibt, blieb lange feinere Speise, der Käse, d. h. eine ungeformte Quarkmasse — die bessere Käsebereitung lernte man erst von den Römern, woher der Name —, war allgemeine Speise. Fleisch gaben das Schaf und das Schwein, anfangs auch das Pferd, seltener, wie gesagt, das Rind, daneben das Hausgeflügel, das aber vor allem Eier (und Federn) lieferte. Pomponius Melas Schilderung von dem roh gegessenen oder durch Kneten mürbe gemachten Fleisch mag im Notfalle zugetroffen haben, man dünstete es aber viel häufiger zwischen heißen Steinen und kochte es auch; der Herren Wildbret wurde auch gebraten. Das Räuchern ist uralt. Vielleicht meint Pomponius überhaupt Rauchfleisch. „Westfälische" Schinken wurden schon nach Rom ausgeführt. Fische sind früh eine Hauptnahrung gewesen, an der Küste vor allem neben den Eiern der Strandvögel; sie wurden auch früh gedörrt. Weniger wichtig für die Nahrung war der niedrige Ackerbau, namentlich für feste Speisen. An Stelle des im wesentlichen nur den Vornehmen dienenden, aus Mehl und Wasser angemachten und zwischen heißen Steinen gebackenen Brotes, dessen Säuerung vielleicht erst vom Süden gelernt wurde, genoß man meist einen mit Milch bereiteten Brei aus Gerste, Hafer oder Hirse. Erst später tritt das Roggenbrot

als spezifisch germanische Alltagskost mehr hervor. Körnerfrucht wurde aber hauptsächlich zur Herstellung des Bieres verwandt, das keineswegs, wie Hehn will, keltischen Ursprungs, freilich allen nicht Wein trinkenden Völkern eigentümlich ist; jedenfalls war es ein noch sehr unvollkommenes Produkt. Der große Konsum, z. B. auch als Opfertrank, nahm für seine Herstellung oft den ganzen Ertrag des Anbaus in Anspruch, hat aber auch dessen Ausdehnung gefördert. Man baute indes auch schon Hülsenfrüchte, wie Erbse und Bohne, ferner die gut gedeihende, z. B. dem Tiberius behagende Rübe, auch eine bei Plinius als wilder Spargel bezeichnete Frucht sowie zu Bekleidungszwecken Hanf und Flachs. Die Natur bot ferner ohne besondere Kultur die Beeren des Waldes, den Holzapfel und die Schlehe dar; aus letzteren bereitete man auch gegorene Getränke, namentlich im Süden wie noch später in Bayern. Der Wein als für solche Völker noch besonders berauschendes Getränk wurde importiert, die wilde Weinrebe aber kam im deutschen Westen und Süden vor. Aus dem Honig wilder Waldbienen bereitete man durch Mischung mit Wasser sowie nach Sud und Gärung den Met, der, später verfeinert, sich auch bei Vornehmen lange hielt. Noch länger blieb er Volkstrank, obgleich ihn im 16. Jahrhundert Aventin nur noch als slawisches Getränk kennt. Für die Würze der Nahrung war das Salz, neben dem Lauch, sehr wichtig: um Salzquellen wurde häufig gekämpft. Die Jagd endlich gewährte reichliche Nahrung, aber im wesentlichen nur den Herren.



Besiegter Germane mit eng anliegenden Hosen. Römischer Denkstein im Museum zu Mainz. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde“, Teil 1, Braunschweig 1880—1889. Vgl. Text, S. 24.

Jagd, Anbau und Viehzucht lieferten mit Pelz, Leinen und Wolle neben primitivem Bast auch die **Bekleidung**, die schon wegen des Klimas keine spärliche war: im Sommer, wo ja die Römer die Germanen vor allem kennen lernten, war sie freilich beschränkter, wie denn Cäsar von notdürftiger Fell(Leder-)bekleidung spricht. Das Bild, das archäologische Quellen ergeben, nackter Oberleib, Hosen und Mantel, war nicht für alle Schichten, auch nicht für alle Stämme dasselbe. Schon vorgeschichtliche Funde aus Jütland und Schleswig (siehe die Abbildung, S. 21) zeigen für Vornehmere ein vollendeteres Gewand aus Wolle: Mantel, Rock, meist ohne Ärmel, Mütze, Hosen, für Frauen Unterkleid, Jacke ohne Ärmel. Das Hauptstück war für Männer und Frauen der Mantel, d. h. ein großes, farbiges Wollentuch, das durch Spangen festgehalten wurde (siehe die Abbildung, S. 22). Mit der Angabe, daß daneben Fellkleidung getragen wurde, hat Tacitus recht, namentlich für den Osten. Das später für den Germanen als charakteristisch angesehene Pelzwams trug man im Winter, ebenso das ärmellose Wams aus Rindshaut. Die von Tacitus betonte Ähnlichkeit der



Germane mit bauschigen, weiten (leinenen) Hosen, die durch einen Gürtelriemen zusammengehalten sind. Römischer Denkstein im Museum zu Mainz. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde“, Teil 1, Braunschweig 1880–1889. Vgl. Text, S. 24.

männlichen und weiblichen Tracht zeigt sich außer im Mantel eben in diesem, bei Vornehmen auch wollenen Rumpfkleid, das jedoch bei den Frauen meist Ärmel hatte und sehr lang war, und in dem Ledergürtel oder Wollenband. Die langen Frauengewänder waren aber, wie Tacitus, Strabo und Plinius bestätigen, vor allem aus Leinen, das man wie die Wolle mittels Farbpflanzen bunt (rot) verzierte. Später werden Leinenkleider auch für die Männer bei Goten, Franken und Langobarden besonders erwähnt, und die mit dem nordischen Sinn für Reinlichkeit zusammenhängende Leinentracht eroberte schließlich über Gallien auch die klassischen Länder. Jene durch die Denkmäler bezeugten Hosen (siehe die Abbildungen, S. 23 u. 25) sind übrigens schwerlich aus dem bloßen Lendenschurz hervorgegangen; man trug zwar die noch heute im Gebirge bewahrte kurze „Bruch“ aus Leder mit wollenen Wadenstrümpfen — das sind ursprünglich die „Hosen“ — bei nackten Knieen, aber die langen Hosen aus Leinen oder Wolle sind am frühesten bezeugt. Primitive Schuhe gab es aus Leder. Mützen trugen wohl nur Vornehme, doch könnten Strohhüte alt sein. Das Haar wallte meist frei herab, bei den Frauen in der Mitte gescheitelt. Haarnadelfunde sprechen auch für Flechten und Aufstecken (siehe die nebenstehende Abbildung). Bei den Sueven knoteten auch die Männer das Haar auf dem Scheitel zusammen, was wohl überhaupt anfangs allgemein war. Die Haarpflege beweisen Kämme, die Körperpflege die Lust am Baden, auch an den uralten warmen Bädern. Selbstverständlich auf solcher Kulturstufe ist eine starke Schmuckliebe, die Einfuhr oder Raub befriedigten. Am Körper trugen Frauen und Männer metallene Halskragen, Hals-, vor allem Arm- und Fingerringe in verschiedenen Formen, die Frauen auch Halsschnüre aus Metall-, Ton-, Bernstein- und importierten Glasperlen. Die Ohrringe sind wohl erst von Fremden angenommen. Bei der Kleidung konnten die ursprünglich primitiven Mantel- und Gewandfibeln, die Schnallen, der Beschlag, das Anhängsel des Gürtels zu Schmuckstücken werden, die allmählich zu größerer Feinheit fortschritten.





Germanische (?) weibliche Gefangene mit merkwürdiger Haartracht. Diptychon von Halberstadt aus späterer Zeit. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde“, Teil 1, Braunschweig 1880—1889.

Weniger auf Import beruhten die Waffen, die aber keineswegs einheitlich waren, nicht einmal im Material. Holz, Stein, Knochen und Horn waren von dem namentlich im Westen und Süden verbreiteten Eisen noch immer nicht verdrängt. Aus Knochen und Stein, dann erst von Eisen waren die Spitzen der Pfeile, die man mit dem Bogen schoß, wie der Speere, die wie die Keule als Naturwaffe dem Walde entnommen und im Feuer gehärtet waren. Ursprünglich Steinwaffe war auch die Axt. Speer, Keule und Axt dienten sowohl dem

Nahkampf durch Stoß und Schlag wie dem Wurf aus der Entfernung. Aus Stein war auch anfangs das bei den nördlichen Meeresstämmen früh vorkommende Messer oder Kurzschwert (Sax), das als Bronze- und Eisenwaffe in verschiedener Länge bis zum Hiebschwert in Gebrauch war, aber von dem importierten oder erbeuteten, besonders geschätzten Langschwert, das später, noch mehr verlängert, gerade für die Deutschen charakteristisch wird, zu unterscheiden ist. Wie das Schwert („Schwertmagen" hießen die Verwandten männlicherseits), so war auch die Schutzwaffe, der aus zähem Holz gefertigte, lederüberzogene, auch schon metallbeschlagene, bemalte, große, viereckige, im Osten runde Schild (siehe die untenstehende Abbildung) ein Symbol des Mannes. Helm und Panzer mögen als Beutestücke von einzelnen Häuptlingen getragen worden sein. Alt waren zusammenhaltgebende Kriegszeichen, Stangen mit



Nächtlicher Kampf der Römer mit Dakern. Links auf seiten der Römer zwei Barbaren (Germanen?) mit Hosen, Rundschild und Keule. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896.

Tierköpfen, auch Fahnen aus Tuch. Sehr primitiv (ohne Sattel und Bügel) war die Ausrüstung der Reiter, die indessen bei einzelnen Stämmen gut ausgebildet waren. Auch fochten gemischte Trupps von Reitern und Fußvolk. Die Hauptmasse war aber zu Fuß unter berittenen Führern. Natürlich gab es auch bei dem Germanen Sicherungen seiner Wohnstätten gegen den Feind, wobei er aber ganze Landstriche schützte, einmal durch öde Strecken, dann durch Hecken und Palisaden mit Gräben, auf die man jetzt sogar den Limes zurückführen will. Daneben gab es überall primitive Burgwälle als vorübergehende Zufluchtsstätten.

Die Siedelungen, deren Träger, wie erwähnt, die Sippen waren, waren auch nie feste, geschlossene Massen. Ausdrücklich betont Tacitus die den Römern auffallende gesonderte Lage der einzelnen Häuser im Dorfe. Ist also schon das Haufendorf ohne Zusammenhang, so zeigen den zerstreuten Charakter noch stärker die Einzelhöfe, die übrigens keineswegs keltisches Merkmal sind. Ihr Vorkommen wird namentlich durch Bodenverhältnisse bedingt sein. Beide Formen finden sich auch in derselben Gegend, je nach Art der vorgenommenen Verteilung. Der Individualismus gibt sich auch in dem früh Haus und Hofstatt umschließenden Zaun

kund. Hinsichtlich dieser Wohnstätten dürfen uns die antiken Quellen nicht irre führen. Die primitiven, geflochtenen runden Hütten der Markussäule (siehe die untenstehende Abbildung und S. 27), verdächtig übrigens durch ihre Kuppeln und hohen Türen, die leichten, mitführbaren Hütten des Strabo und Plinius, Seneca und Ammianus mögen für den Krieg und die Wanderungen bezeichnend gewesen sein, überhaupt für die unseßhafte älteste Zeit, später auch kleinen Leuten oder als Wirtschaftsbauten gedient haben; sie sind aber nicht typisch für die Mehrzahl der Freien. Im Walde bot sich das Material zu festerem Holzbau doch allzu leicht: mit der materia informis meint Tacitus auch nur den Mangel an Ziegeln und Mörtel. Der Ausdruck paßt auch auf den norddeutschen Fachwerkbau, bei dem die Zwischenräume zwischen den Balken (Bäumen) mit Astwerk ausgefüllt waren, das man mit Lehm bewarf. Aber auch dieses Fachwerk- wie das südliche Blockhaus, beide viereckig, bleiben leichte, noch nach dem bayrischen Volksrecht „auseinanderzuwerfende" und rasch herstellbare Bauten. Will man, was sehr bedenklich ist, an eine der späteren Bauernhausformen erinnern, so könnte es nur die der immer germanisch gewesenen und von der Fremde wenig berührten altniedersächsischen Gebiete sein. Hier bieten die viereckige Form, die Einräumigkeit, der freistehende, offene Herd, das hohe Sparrendach, mit Pferdeköpfen geziert, die Fachwerkwände, die Bemalung der Ständer wirklich alte Merkmale, die auf die Urzeit passen. Das hohe Stroh- oder Rohrdach ruhte in der Mitte auf einem besonders langen Baum, in den Wänden waren nur oben kleine Öffnungen; die Goten nannten das Fenster daher „Augentür" (Augadauro). Das Fachwerk läßt Tacitus mit glänzender



Überfallene Germanen mit Vieh und Hütte. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896.

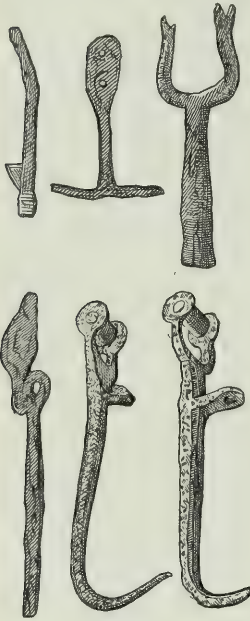
Erdfarbe bemalt sein, die Pfosten und Balken werden auch mit Schnitzornament verziert gewesen sein, die Giebelbretter liefen früh in primitiv geschnitzte Tierköpfe aus (heute noch hier Pferdeköpfe, dort Ochsenhörner, dort Schwanenhälse), was sich vielleicht daraus erklärt, daß am Giebel wirkliche Köpfe als Schutzmittel gegen feindliche Dämonen aufgehängt wurden. Für die Unvollkommenheit, Kälte und Raumbeschränktheit des Hauses sprechen die auch bei anderen Völkern vorkommenden unterirdischen Räume, die man durch oben aufgeworfenen Dung schützte. Sie dienten als warme Unterkunft, Frauenarbeits- und Vorratsraum. Im ganzen waren die Wohnungen nach der Kultur der Stämme wie dem Besitz und Ansehen der Einzelnen sehr verschieden, und das gleiche gilt von dem an sich sehr einfachen Hausrat. Rohe Bänke, ein Stuhl für den Hausvater, Tische — denn man aß zu Gruppen aus je einer Schüssel —, hier und da ein erhöhtes Lagergestell, hölzerne Gefäße und Löffel, Stierhörner, Tongefäße, bei den Reicheren auch Bronzegefäße und importiertes Glasgerät — das war alles.



Germanische Wohnbauten. Relief der Markussäule in Rom. Nach Eugen Petersen, Alfred von Domaszewski, Guglielmo Calderini, „Die Markussäule", München 1896. Vgl. Text, S. 26.

Mit der Fürsorge für das äußere Leben war notwendig Arbeit verbunden, zu der anfangs nur der Mangel trieb, und die auch, da alles von jedem Haushalt selbst beschafft wurde, lange schwerfällig und mangelhaft blieb. Wie die Frau anfangs Früchte sammelt, der Mann Fleisch durch Jagd und Fang beschafft, so bleibt später der Anbau Sache der Frau, Jagd und Viehzucht die des Mannes; entsprechend teilt sich die Herstellung der Geräte und Gefäße. Die

Hauptarbeit fiel dabei der Frau zu (vgl. S. 14). Beim Pflügen mochten männliche Hände helfen, Hörige, und im kleineren Haushalt die Söhne und der Mann, ebenso beim Dreschen mit rohen Knütteln, auch bei der Wollbereitung, aber das Stampfen und Mahlen mit der steinernen Handmühle lag der Frau ganz allein ob, ebenso die Bereitung der Nahrung und der Kleidung. Das Spinnen und Weben war ihr von je vertraut, die Spindel, ein uraltes Gerät wie der Webstuhl, wird zum weiblichen Symbol. Das Zusammennähen der Stücke beweisen die Funde von Knochen-, später Bronze- und Eisennadeln und auch Scheren, die die Frauen ins Grab begleiteten. Auch die mit der Hand mannigfaltig, aber gleichmäßig geformten, ornamentgezierten und gefärbten Tongefäße waren, nach Finger- und Nägeleindrücken zu schließen, oft Produkt weiblicher Arbeit. Dem Manne fiel außer der Fertigung der Jagd- und Kriegswaffen und härteren Aufgaben der Viehzucht naturgemäß alle stärkere Kraft erfordernde Arbeit zu, also der Bau des Wohnhauses, die Herstellung der größeren Geräte, des zweiräderigen Karrens, des vierräderigen großen Wagens, der früh vorkommt, und des rohen Pfluges, der anfangs nur aus einem Haken bestand.

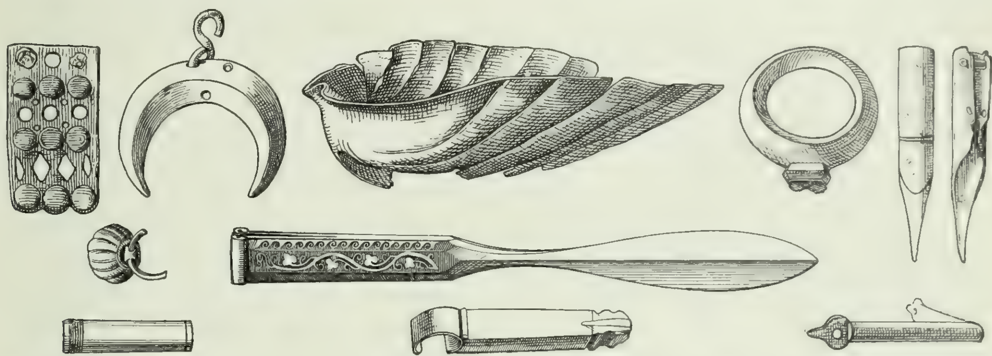


Römische Limes-Funde aus Kastell Hofheim. Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes", Heidelberg 1897. Vgl. Text, S. 31.

Wie bei anderen Völkern gleicher Kulturstufe erfreute sich aber vor allem das mit dem Eisengraben und der Eisenbearbeitung, dem Schmelzen und Gießen sich rasch verbreitende Schmiedewerk besonderer Wertschätzung, die sich in vorher metallarmer, aber kriegerischer Zeit leicht erklärt. Anfangs mochten sich ihm nur körperlich beschädigte Freie (der lahme Hephästos, der lahme Wieland) widmen. Es wurde ihm leicht göttlicher Ursprung beigelegt, die Phantasie beschäftigte sich mit ihm, wie der Sagenkreis von Wieland zeigt, und das Geheimnisvolle, das ihm anhaftet und sich in der Verbindung mit klugen Zwergen äußert, läßt den Schmied als Kenner geheimer Dinge erscheinen, daher er auch die abergläubisch aufgefaßte Heilkunde betreibt. Schmiedekundige Unfreie werden bevorzugt. Und wenn das Schmieden zum Teil gewiß als Hausarbeit für Gerätestücke von Freien wie von Knechten betrieben wurde, so hat sich gerade für Waffen, für Schildbeschlag und Einfassung der Trinkhörner doch bald ein im Zusammenhang mit der Eisengewinnung im Walde geübter gewerblicher Betrieb, zunächst weniger Personen, ausgebildet. Unter fremdem Einfluß, nach importierten Mustern werden dann feinere Arbeiten ausgeführt. Das gilt auch von der Töpferei, die doch von dem Vorkommen guter Tonerde abhängt und an solchen Stellen von kleinen Leuten gewerbsmäßig betrieben werden mochte, aber früh von römischen Formen beeinflußt wurde; hier wie sonst stellte übrigens der direkte Import der römischen Industrie solche Ansätze ganz in den Schatten. Auch für die nur in der Nähe von Salzquellen mögliche Zubereitung des Salzes gilt etwas Ähnliches; lokal, in den friesischen Ländern der Schafzucht, konnte ferner die Weberei zu einer über den Hausbedarf hinausgehenden Produktion kommen. Auch als Zimmerer, vor allem als Böttcher, deren Arbeit der Süden nicht kannte, und die unter anderm große Holzgefäße für das Bier, sogar Fässer verfertigten, konnten einzelne eine Art Gewerbe treiben. Der Vertrieb solcher Produkte wie der des Salzes setzt nun einen primitiven Handel in Formen einfachen Austausches voraus. Selbst der Import fremder

Erzeugnisse, der in den Händen keltischer und römischer, z. B. bei den Markomannen und Batavern bezeugter Händler lag, wird sich nach den inneren Stämmen hin zum Teil durch Germanen, die auch mit Slawen und Skandinaviern verkehrten, vollzogen haben, noch mehr das Heranholen der von den Römern gewünschten Waren (Menschen, Vieh, Bernstein, Pelze, Federn, Flußperlen). Das Geld war dabei kein Verkehrsmittel, auch die geldgierigen Grenzgermanen begehrten es nur als Schmuck, als Schatzstück.

Ein Leben der Arbeit in unserem Sinne führte der Germane nicht: es war noch wesentlich ein natürliches Dasein, das bei schwindenden physischen Kräften seinen Reiz verlor. Greise gingen daher gelegentlich selbst in den Tod. Der Seelenglaube ließ aber überhaupt keine Furcht vor dem Tode aufkommen, weshalb auch die sonst üblichen übermäßigen Totenklagen fehlen, und er erzeugte zugleich jene verehrungsvolle Behandlung der Toten, denen man ihre persönliche Zubehör sowie Speise und Trank mitgab. Anderseits fürchtete man aber auch

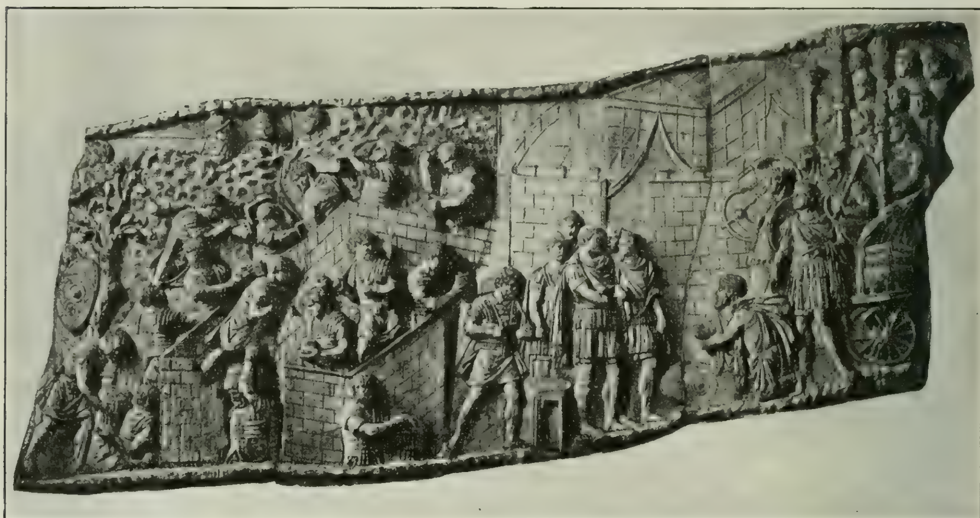


Römische Limes-Funde aus Kastell Hofheim. Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes", Heidelberg 1897. Vgl. Text, S. 31.

die Toten, und man hat darauf den Leichenbrand, dem wie bei den klassischen Völkern die Beerdigung vermutlich vorausging, zurückgeführt. Diesen von Tacitus fälschlich als normal angesehenen Brand haben dann aber aus gesteigerter Pietät östliche Stämme und später die Alemannen, Franken u. a. schon wieder aufgegeben und ihre Toten begraben. Doch bleibt das Verhältnis unklar. Ein christlicher Einfluß auf das Begraben läßt sich erst später für Sachsen und Friesen nachweisen, deren zäh festgehaltene Brandsitte den Christenpriestern als heidnisch erschien. Die Leichen, die man auf die freie Erde oder auf ein Brett bettete oder in einen Totenbaum legte und meist durch Steine schützte, wurden ebenso wie die Urnen nicht immer in Hügeln beigesetzt: es gibt auch Flachgräber. Neben Einzelgräbern kommen in beiden Formen Massen-, d. h. wohl Sippengräber, vor.

Das ganze Dasein der Germanen hatten längst mancherlei kulturelle Einflüsse von außen berührt: aber was waren sie gegen die nun einsetzende direkte Einwirkung der römischen Kultur! Eine hohe Kultur hat im Norden nie von selbst entstehen können, daher drängten Eroberervölker, wie die Germanen, nach dem Süden, von dessen entwickelter Zivilisation gereizt. Die erste Station war der gezwungene Halt an der Grenze, von der aus man aber bereits zahlreiche Kulturgüter erhielt, es folgte eine friedliche Invasion und endlich eine gewaltsame Eroberung, die eine einheitlich romanisierte Kultur eines romanisch-germanischen Völkerkreises schuf. Aber der Abstand der Germanen von der römischen Kultur war zu groß,

als daß neben dem Gewinn für sie sich nicht ungeheure Verluste für die allgemeine Kulturentwickelung ergeben sollten. Allerdings trat keineswegs eine völlige Unterbrechung derselben ein, vielmehr nur eine Fortsetzung des ohnehin äußerlich und innerlich lange schon deutlichen Verfalls der Kultur wie ihrer Träger, einer physisch degenerierenden kosmopolitischen Bevölkerung, den die Verjüngung durch frische Elemente so wenig aufhalten wie die äußere Zerstörung besonders fördern konnte; aber doch ergab sich zunächst eine Barbarisierung des Abendlandes, d. h. eine größere Annäherung höher entwickelten Lebens an die germanischen Zustände als eine solche der Germanen an die antike Kultur, zu der sie erst in einem sehr langsamen Prozeß aufstiegen. Die Romanisierung, d. h. die Kultivierung der Germanen, hat Jahrhunderte erfordert, und vieles unverstanden Bewahrte ist erst im 15. Jahrhundert in



Römisches Lager. Davor Empfang eines dakischen Gesandten durch Trajan. Rechts eine eintreffende römische Legion mit Legat, Bläsern, Fahnenträgern an der Spitze. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text, S. 31.

seinem Werte erkannt worden. Daß sie auch unsere eigentliche Volksentwickelung unterbunden, vergiftet hat, ist richtig: aber die Geschichte ist nicht sentimental; der Anschluß der Germanen an die Weltkultur bleibt das Wesentliche.

Die unendlich bedeutsame Einwirkung der römischen Einflüsse darf für die ersten Zeiten nicht überschätzt werden: sie haben vielleicht bei den begabten östlichen Germanen im stillen viel früher Fortschritte herbeigeführt als bei denen im Westen, und der innere Teil, die späteren Hauptträger eigentlich deutschen Wesens, ist tieferen Einflüssen noch sehr lange überhaupt unzugänglich geblieben. Im Westen standen aber naturgemäß die rheinischen Grenzlande, die damit ihre Rolle als „Herd der Gesittung" begannen, und die als Ober- und Untergermanien zunächst römische, zu Gallia Belgica gehörige Militärdistrikte, erst etwa unter Trajan eigentliche Provinzen wurden (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Teile des römischen Germaniens auf der Peutingerschen Tafel"), weit voran. Germanische Bewohner hatten sie freilich nur zum kleinsten Teil, denn einmal riefen erst die Römer selbst durch ihre Kolonisierung eine stärkere Bevölkerung hervor, und sodann waren die Neusiedler meist Kelten, wie auch vorher namentlich links des Rheines wesentlich Kelten saßen. Die Romanisierung dieser

Erklärung der umstehenden Tafel.

Die Karte fällt durch die Nichtberücksichtigung der wirklichen Gestalt der Länder und des wirklichen Laufes der Gewässer wie der geographischen Lage der Länder und Orte nach Breite und Länge auf: die Länder sind auf einem langen, westöstlich gerichteten Bande fortlaufend aneinandergereiht. Diese Eigenart erklärt sich aus dem Zwecke der Karte: es war eine auf einen langen Streifen gebrachte Straßenkarte des römischen Reiches, die zu Rom in einem Portikus aufgehängt war und schon um der Lesbarkeit willen nicht allzu hoch sein durfte. Ihr Hauptzweck war Angabe der Entfernungen zwischen den einzelnen Orten wie der Richtung der diese verbindenden Straßen. Die überlieferte Fassung der Karte ist ins 3. Jahrhundert zu setzen, doch geht sie wohl auf die Karte Agrippas im Porticus Pollae zurück. Das erhaltene Pergamentoriginal (in der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien) ist nur eine Kopie aus dem 13. Jahrhundert, bei der auch die Teilung in 12 Tafeln vorgenommen wurde. Der Westen ist nicht mehr vollständig erhalten. — Auf unserer Reproduktion sind am oberen und am rechten Rande die für das vorliegende Werk wichtigsten Orte sowohl in der den Römern geläufigen als auch in der heutigen Benennung angegeben.

Colonia Agrippina (Köln) | Bonnae (Bonn) | Bructuri | Augusta Trevirorum (Trier) | Confluentes (Koblenz) | Mogontiacum (Mainz) | Suev | Silva Vosagus



Teile des römischen Germanien (oberstes

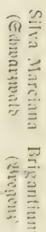
Nach E. Desjardins, „La table de Pe

gesen.

Argentoratum
(Straßburg)

Augusta Rauracorum
(Augst)

Alamannia



ck der Karte) auf der Peutingerschen Tafel.

“, Segment II, Westen (Paris 1869—76).

Teile entspricht also bis zu einem gewissen Grade der völlig durchgeführten Romanisierung Galliens selbst, das eine glänzende äußere Kultur erlangt hatte und an Bildung bald Italien überragte. Der Nordosten stand freilich zurück. Gallia Belgica, später ein so wichtiges Vermittelungsgebiet der Kultur des Westens für Deutschland, war damals mit seiner Bauern- und Fischerbevölkerung sogar weniger romanisiert als die germanischen Provinzen. Zu Obergermanien gehörte auch das Decumatenland, das Neckargebiet, das durch die große systematische Grenzbefestigung der Römer, den Limes Romanus, der vor allem wohl auch der Verhinderung unkontrollierter Grenzüberschreitungen gedient haben mag, in das militärisch gesicherte Gebiet einbezogen war. Der Limes ist bekanntlich das Objekt einer ausgedehnten Sonderforschung



Römischer Festungsbau. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896.

geworden: die Ausgrabungen haben auch eine Fülle von Gegenständen der äußeren Kultur dort zutage gefördert (siehe die Abbildungen, S. 28 und 29 sowie die Tafel „Römische Limes-Funde aus Kastell Osterburken" bei S. 33). Diese Kultur war im rechtsrheinischen Obergermanien und dem Decumatenland der der linksrheinischen Gebiete ähnlich, wenn auch Städte wie Aquae (Baden), Sumelocenna (Rottenburg) und Lopodunum (Ladenburg) Köln und Trier, auch das rätische Augsburg, nicht erreichten. Im ganzen war diese Kultur eine durchaus städtische, ihr Träger war aber vor allem der römische Legionssoldat, bei dessen selbst errichteten Lagerbauten (siehe die Abbildung, S. 30, und die obenstehende) sich bald für die Befriedigung der gewohnten Genüsse und die Unterkunft der Händler, Wirte, Schauspieler, Dirnen u. s. w. Lagerdörfer erhoben, die dann durch die Ansprüche des wachsenden Verwaltungspersonals wie größerer Kaufleute und Industrieller sich schnell zu mehr oder weniger üppigen Städten mit Tempeln, Thermen, Theatern, Fabriken und gallischen, italischen und orientalischen Einwohnern entwickelten.

Wie weit waren nun den Einwirkungen solcher Kultur germanische Elemente ausgesetzt? In dem neubesiedelten Decumatenland waren diese ganz gering. Im linksrheinischen

Obergermanien hatten schon im ersten Jahrhundert v. Chr. Triboker, Nemeter und Vangionen gesessen: sie gehörten gleichsam zu den Kelten und waren romanisiert wie sie. Rechts des Rheines saßen in der chattischen Mainebene die von Drusus angesiedelten Mattiaker; aber die römische Herrschaft soll sich auch weiter nach Osten erstreckt haben über Usiper, Tubanten, Chasuarier u. a. In Untergermanien waren die Ubier wie ein Teil der Sugambrer linksrheinisch transloziert: die ersteren mit ihrem Hauptort Köln fühlten sich ganz als Römer und hörten sich am liebsten Agrippinenser nennen. Rechts des Rheines hatte man zur Sicherung Ödland, in dem noch ein Teil der Sugambrer saß, den Römern botmäßig wie andere kleine, aus diesem Gebiet nicht herausgeworfene germanische Reste. Am untersten Laufe des Stromes brauchte man gar keine Sicherung. Dort sind die von Drusus friedlich gewonnenen Cannenefaten, Teile der Friesen und die Bataver, letztere trotz ihres großen Aufstandes, den Römern dauernd treu geblieben. Die Bataver, die erst die salischen Franken befreiten, haben in ihrer Lebenshaltung sehr viel Römisches angenommen, selbst in der Namengebung. Vor allem lernten diese Germanen wieder vom Soldaten, in dessen Lagern sie bei Lieferung von Rohprodukten alles anstaunen mochten. Der vorherrschenden städtischen und industriellen Kultur sahen sie passiv zu, aber der Anbau und die Bewirtschaftung des Landes, die der Staat, der sie auch als Kolonisten benutzte, wie große Grundbesitzer ihnen vormachten, und die dem Lande auch ein ganz anderes Aussehen gaben, mußten ihnen imponieren. Der in der Nähe der Städte wohnende Teil mochte auch Stücke der Tracht, des Schmuckes, der Wohnungseinrichtung, neue Genüsse annehmen, ein wenig vom römischen Kult absehen und einiges von der lateinischen Verwaltungs- und Verkehrssprache erlernen. Doch überwog z. B. noch im 3. und 4. Jahrhundert in der Umgegend von Köln und Mainz die germanische Sprache durchaus. Im ganzen ist die Beeinflussung der Germanen nicht in allen Gegenden des römischen Gebietes als gleich groß anzusehen. In Untergermanien war sie anscheinend am größten.

Schwierig ist es sodann, die römischen Übertragungen dieser Zeit von denen der späteren Perioden zu scheiden. Zahlreich sind sie uns durch die Lehnwörter der deutschen Sprache noch heute erkennbar, aber trotz des fremden Namens handelt es sich oft nur um Übernahme einer Modifikation, einer Vervollkommnung einer schon bekannten Sache. Für die annähernde Altersbestimmung der Entlehnung bietet die Sprache zwar einige Kriterien. Man darf aus dem Umstand, daß manche Fremdwörter die sogenannte zweite Lautverschiebung ganz oder zum Teil mitgemacht haben, auf ihre Übernahme vor oder während der Zeit derselben, also bis spätestens zum 6. Jahrhundert, schließen, wobei allerdings aus hier nicht auszuführenden Gründen nur die Verschiebung von t zu z (oder ss), p zu pf (oder f) und vom inlautenden k zu ch und h in Betracht zu ziehen ist. Andere Wörter zeigen durch ihre Gestaltung, daß sie zu einer Zeit übernommen sind, wo lateinisch c noch wie k gesprochen wurde (z. B. Kicher[erbse] aus cicer), was aber auch für die Entlehnung einen weiten Spielraum bis zum 6. Jahrhundert läßt. Wenn sich endlich angelsächsische Lehnwörter mit althochdeutschen unter Berücksichtigung der beiderseitigen Lautgesetze decken, so werden sie noch aus der kontinentalen Zeit der Angelsachsen, also vor 450, stammen, könnten allerdings von den Angelsachsen auch später aus Gallien entlehnt oder durch die Normannen ihnen gebracht worden sein. Dazu kommen, allerdings nicht für die Westgermanen, die für eine Entlehnung vor dem 4. Jahrhundert beweiskräftigen Lehnwörter in der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas in Betracht. Auch der Umstand, daß einige Entlehnungen noch den lautlichen Charakter

Römische Limes-Funde aus Kastell Osterburken.

Nach O. von Sarwey und F. Hettner, „Der Obergermanisch-Rätische Limes“, Lieferung 2, Heidelberg 1895.

des Hochlateinischen, nicht des Vulgärlateins, tragen, spricht für frühe Entlehnung. Aber alle diese Kriterien genügen nicht, uns etwa über die Einzelheiten des römischen Einflusses bis zum 3. Jahrhundert aufzuklären. Sachliche Erwägungen müssen hinzukommen, können uns aber auch nur zu einiger Wahrscheinlichkeit führen. Jedenfalls war das Hauptaufnahmegebiet solcher Entlehnungen das niederrheinische Gebiet, das dann auch manches weiter nach Osten abgegeben haben mag. Die entlehnte Bezeichnung für Sonnabend, die wir als Saterdag am Niederrhein noch im 15. Jahrhundert und später finden, also Saturni dies, ist auf dies nordwestliche Gebiet beschränkt und ist heute noch bei den Engländern in Gebrauch (saturday): die Angelsachsen haben das Lehnwort neben anderen also vom Kontinent mitgebracht. Überhaupt gehört die Übernahme der römischen Woche wie der römischen Zeitrechnung, die an



Brücken- und Festungsbau römischer Legionare. In der Mitte oben Trajan, in die Ferne blickend. Relief der Trajanssäule in Rom. Nach Conrad Cichorius, „Reliefs der Trajanssäule", Berlin 1896. Vgl. Text, S. 34.

Stelle der Nacht den Tag zählt, an Stelle des Mondjahres das Sonnenjahr setzt, anscheinend zu den frühesten Entlehnungen. Von den niederrheinischen Landen aus werden sich zum Teil auch manche Lehnwörter aus dem Bereich der Schiffahrt verbreitet haben, wie Anker (ancora), Riemen (remus); in diesen Gebieten werden auch fremde Obstsorten früh bezeugt, wie die Kirschen (durch Plinius), feinere Äpfel für Belgien. In den Moselgegenden bürgerte sich zuerst die Weinkultur ein, die schon im 2. Jahrhundert bedeutend ist, aber die rheinischen Lande nur allmählich, die überrheinischen erst im 5. Jahrhundert erobert. Wein (vinum) gehört gleichwohl, wie wahrscheinlich auch Most (mustum) und Essig (acetum), zu den frühesten Lehnwörtern: man lernte ihn im Inneren zunächst nur als Handelsartikel kennen. Mit dem Weinhandel, den wir als Grundlage des Handels überhaupt angesehen haben (vgl. S. 5), hängt mancherlei fremdes Gut zusammen, etwa die Sitte des Mischens (miscere), manche Gefäße, wie der Lägel (lagena) und der Kelch (calicem, von calix). Wie sich manche Fachausdrücke des Handels an den caupo knüpften, sahen wir schon. Auf den Handel überhaupt gehen vielleicht auch schon Entlehnungen wie Esel und Maultier, Kiste (angelsächsisch ciste) und Korb zurück, ebenso

die Arche (got. arka) als Geldkiste; weiter das Geld selbst, das ja freilich noch lange nicht wirkliches Tauschmittel wurde (Münze aus moneta, angels. mynet; althochd. silihha [Münzbezeichnung] aus siliqua). Der Fellhandel mag das Wort Decher (decuria), die Kaufeinheit für Felle, gebracht haben. Um diese Zeit mögen ferner die Gewichtsbezeichnungen Pfund (pondo, got. und angels. pund) und Unze (uncia, got. unkja) eingedrungen sein; ebenso wohl die Bezeichnung für Kupfer (cuprum, angels. copor). Auch die Übernahme der lateinischen Buchstaben, zunächst als Runen, fällt in die ersten Jahrhunderte. Weiter wirkt früh die Bekanntschaft mit dem römischen Steinbau (siehe die Abbildung, S. 33), der im Gegensatze zu dem im inneren Deutschland durchweg bewahrten Holz- oder Fachwerkbau einzelne germanische Herren der Grenzgebiete zur Nachahmung locken mochte. Dabei richtete man sich dann ganz nach italienischem Muster und bediente sich auch römischer Arbeiter, Ziegelbrenner, Maurer u. s. w. Ein großer Teil der später bei Betrachtung der fränkischen Kulturentlehnungen aufzuführenden Dinge, Kalk (calcem, von calx, angels. cealc), Ziegel (tegula, angels. tigol), Mauer (murus, angels. mur), Pfosten (angels. post), auch Söller (angels. solor), mögen schon früher entlehnt sein. Sehr dafür spricht auch die Stelle des Ammianus Marcellinus, wonach Kaiser Julian 357 bei Mainz die Wohnsitze von Alemannen „ziemlich sorgfältig nach römischem Brauch ausgeführt" fand. Wie wenig dies aber für eine allgemeinere Verbreitung des Steinbaus besagen will, werden wir noch sehen. Obst- und Gemüsesorten, außer den oben erwähnten, mögen auch schon in den ersten Jahrhunderten verpflanzt sein, so Pflaume (angels. plûme), Pfirsich (angels. persoc), Kürbis, Kastanie. Man hat auch Gründe, den Speicher (wegen der Länge des i im althochd. spîchari) und den Weiher für früh entlehnt zu halten, ebenso Ackergeräte, z. B. Sichel (secula, angels. sicol) und Flegel (angels. fligel), wie überhaupt das Vorbild des hochstehenden römischen Ackerbaus allmählich zu einem geregelteren Betrieb führte. Für frühe Einflüsse der römischen Kochkunst sprechen die angelsächsischen Worte cycene (Küche), coc (Koch), cytel (Kessel), für größeren Luxus das angelsächsische pyle (Pfühl). Verwaltungsdinge mögen früh übernommen sein, so, nach dem Angelsächsischen zu schließen, Zoll (davon auch Zöllner), ebenso wohl die Bezeichnungen für Meile, Straße u. a.

Aber die römische Kultur ist sicher von der Grenze auch weiter ins Innere gedrungen, zunächst, wie früher, durch den jetzt gesteigerten Handel, der Menschen, Vieh, Federn, Pelze holte, aber neben dem Wein immer mehr Gegenstände brachte, die dem Germanen begehrenswert erschienen. Den Bernstein erhandelte man nun direkt von der Küste, jetzt namentlich von der Ostsee: ein römischer Ritter konnte schon von Pannonien aus die Bernsteinküste eingehend erforschen. Es bestanden auch zu den freien Germanen in der Nähe der Grenze vielfach freundliche Beziehungen, östlich vom Unterrhein z. B. zu den Bructerern, Langobarden, Semnonen, namentlich den Cheruskern. Die Hermunduren hielten nach Süden gute Freundschaft und handelten eifrig nach Augsburg. Sonst kam die römische Politik solchem Verkehr nicht entgegen und unterwarf ihn einer strengen Kontrolle, von der eben jene Hermunduren befreit waren. In die inneren Verhältnisse griff Rom zuweilen ein, beruhigte durch „Geschenke", hier und da auch durch Waffengewalt, schlug Einbrüche gelegentlich zurück: im ganzen gab es zwei Jahrhunderte Ruhe, die eine ganz erhebliche Beeinflussung der durch die Grenze zu größerer Seßhaftigkeit gezwungenen Germanen zur Folge gehabt haben muß.

Ferner mußte nun aber auch die friedliche Invasion, die schon Cäsar durch Annahme germanischer Reiter eingeleitet hatte, die Reisläuferei immer stärkerer germanischer Söldnerscharen unter heimischen Führern, das Dienen vornehmer Germanen, wie schon des

Arminius, seines Bruders Flavus und seines Gegners Marbod, wie des Claudius Civilis u. s. w., in der römischen Kavallerie, die Verwendung der Germanen zu Leibwachen, schließlich bei der wachsenden Germanisierung des Heeres zu Kommandostellen und zu hohen Verwaltungsposten, eine Rückwirkung daheim ausüben, ebenso der Aufenthalt von Verbannten und Gefangenen im Süden sowie die aus Rücksichten der Heeresergänzung und der notwendigen Hebung des Landbaus erfolgte Ansiedelung ganzer Stämme im Römerreich. Viele mochten wieder zurückkehren, andere behielten doch Beziehungen zu den Leuten daheim. Am wichtigsten war aber die spätere Ansiedelung von solchen Stämmen in den Grenzlanden selbst, die naturgemäß inniger mit den Stämmen weiter im Inneren verbunden blieben. Auch durch eigenmächtige Einwanderung setzten sich immer mehr Franken in Gallien und den Rheinlanden fest, so daß die Landbevölkerung schon im 4. Jahrhundert völlig germanisch wurde. In den Franken, die wie die Alemannen auch besonders eifrige Reisläufer waren, tritt nun der wichtigste der seit dem 3. Jahrhundert auftauchenden scheinbar neugebildeten großen Stämme auf, deren umstrittene Entstehung, deren Verhältnis zu älteren, ihren Grundstock ausmachenden Stämmen hier nicht erörtert werden soll. Es sind neben den Franken, deren Name als Frangones schon bei Cicero vorkommt, die Alemannen, Bayern, Thüringer, die Sachsen und im Osten die unter den alten Namen auftretenden Goten, Heruler, Vandalen, Burgunder, Langobarden.

Sie sind nun auch die Träger der gewaltsamen Invasion, für die sich der mißverständliche Name Völkerwanderung eingebürgert hat, und die durch den alten Anreiz der südlichen Kultur, die bei dichter Bevölkerung, extensiver Wirtschaft und beschränkter Ausdehnung immer empfindlichere Landnot, auch wohl durch Drängen der Slawen im Osten hervorgebracht worden ist. Zuerst hatten sich die östlichen Gruppen bewegt, langsam und stetig, in voller Auswanderung der geschlossenen Stämme nach Südosten, von Rom mühsam an der Grenze zurückgehalten. Im Westen waren die Stämme in immer neuen Einfällen und bei fortwährenden Hemmungen etappenweise vorgedrungen, zuerst die Alemannen, die schließlich das Dekumatenland und das rechtsrheinische Gebiet ganz innehatten und den Rheinlanden als wilde Zerstörer galten, aber doch in steter Berührung vielseitig beeinflußt waren. Auch die aus Hader mit ihnen zu römischen Verbündeten (foederati) gewordenen Burgunder, die links des Rheines angesiedelt waren, räumten ihnen die dortige Ebene. Mit Erfolg hemmten ihr weiteres Vordringen aber nicht die Römer, sondern später die Franken, gegen deren ripuarische und oberfränkische, wesentlich chattische Gruppe trotz weitreichender Einfälle die mittlere Rheingrenze bis etwa 350 gehalten worden war, und deren zunächst als Kolonisten eingedrungene salische (See-) Gruppe um diese Zeit bis südlich der Maas saß und jetzt weniger gewaltsam als Föderati weiter nach Südwesten vorrückte.

Diese Zeiten sahen auch die friedliche Ansiedelung gerade von Franken und Goten in allen Teilen des römischen Reiches auf ihrem Höhepunkt, ebenso die zu Ende des 4. Jahrhunderts fast ganz durchgeführte Germanisierung des Heeres, besonders durch Alemannen und Franken. Die Besetzung der Beamtenstellen mit ihnen war jetzt so weit gediehen, daß der Franke Arbogast der mächtigste Mann im Reiche war. Auch in der Kultur hatten diese Zeiten weitere Fortschritte gebracht, vor allem bei den freilich schon von Jordanis in dieser Beziehung überschätzten Goten, deren Zustände zum Teil aus des Ulfilas Bibelübersetzung erschlossen werden können; aber auch bei den Franken und Alemannen besserte sich die Wohnung, verfeinerten sich Geräte und Lebenszutaten; Waffen und Werkzeuge waren nun durchweg aus Eisen, ein heimisches Gewerbe entwickelte sich, und sie selbst wurden völlig zu Ackerbauern, die vielleicht schon eine

Art roher Dreifelderwirtschaft hatten. Dagegen blieben die zum Teil mit den Franken die Küsten Galliens plündernden Sachsen am weitesten zurück; immerhin finden sich auch im inneren Deutschland Glasperlen und römische Fabrikate sowie Eisenwerkzeuge, Hammer, Meißel und anderes.

Seit dem Einfall der Hunnen, der die Westgoten über die Grenzen des Römerreiches drängte, begann nun die eigentliche Periode der gewaltsamen Invasion: die Züge des 5. Jahrhunderts werden zu großen Eroberungsfahrten mit politischen Zielen und straffer Konzentration der Stämme: es entstehen große Reiche, vor allem solche der Ostgermanen, auf römischem Boden, der Vandalen, der Ost- und Westgoten, der als letztes Wandervolk kommenden Langobarden, der Burgunder, weiter das der Franken. Nur das letztere hatte dauernden Bestand, von dem auf ganz andere Weise entstandenen angelsächsischen Reich in Britannien abgesehen. Und so wenig mit der raschen Vergiftung und dem frühzeitigen Untergang jener Stämme die eigentliche Wirkung dieser germanischen Elemente auf den Süden wie ihre Bedeutung für die allgemeine Kulturgeschichte abgetan ist, so hat sich eine deutsche Kulturgeschichte doch nur mit den Franken zu beschäftigen und mit diesen auch nur insofern, als ihr Reich eine wichtige kulturelle Vermittlerrolle für das spätere Deutschland hatte, das es sich auch politisch unterwarf und zum ersten Male zusammenfaßte. Episodenhaft hat eine ähnliche Rolle der große Ostgote Theodorich gespielt, der Beziehungen zum alten Stammlande pflegte, auch wohl pangermanische Gedanken hatte, ein bewußter Förderer des Anschlusses der Germanen an die antike Kultur war und doch die heimische Art hochhielt; sein Reich ist, wie die spätere Bedeutung des Cassiodor und Boëthius zeigt, ein wirkliches Bindeglied zwischen Antike und Barbarentum gewesen: erst nach seinem Untergang konnten die Franken ihre Rolle spielen.

Die fränkischen Zustände sind die Grundlage der deutschen Kultur des Mittelalters geworden, der Ausgangspunkt des Deutschen Reiches. Staatswesen, Kirche, Bildung, Wirtschaft, soziale Gliederung der mittelalterlichen Deutschen knüpfen an das Reich der Franken an. Sie, deren führender Teil die salischen Franken geworden waren, hatten sich in der Völkerwanderungszeit doch gewandelt. Weniger umhergeworfen als die Goten, hatten sie sich schon vor der Reichsgründung völlig von den Zuständen der Urzeit entfernt, im religiösen Leben viel verloren, im geistigen sich ganz und gar fremden Einflüssen geöffnet. Politisch hatte sich wie bei den übrigen großen Stämmen eine festere Zentralisierung, namentlich die Ausbildung eines strafferen Königtums ergeben. Wirtschaftlich waren die Wirkungen der bereits erlangten größeren Seßhaftigkeit zum Teil wieder verloren gegangen: auf den Wanderungen tritt wieder die Viehzucht stärker hervor, die Intensivität des Ackerbaus wird wieder ganz gering. Durch Beute oder Kriegstaten entwickelt sich rascher eine soziale Ungleichheit. Zum Teil gilt das alles auch von den innerdeutschen Stämmen. Aber wie bei diesen, und erst recht bei den Franken, von einem fortwährenden Weiterstürmen keine Rede ist, wie nicht wenig Menschen überhaupt ruhig sitzen geblieben sind, so haben sich auch die alten Siedelungen vielfach erhalten oder sind an andere Germanen in altem Zustand übergegangen. Immerhin wurde nunmehr erst mit der Reichsgründung und der Unterwerfung der Alemannen, Thüringer, Bayern und schließlich der Sachsen durch die Franken für diese wie für jene der Grund zu einer dauernden festen Entwickelung gelegt, mit der Niederlassung in ständigen Sitzen das stark entvölkerte Land neu besiedelt, das wirtschaftliche und politische Leben neugestaltet. Verloren gegangen war der Osten, der Schwerpunkt ist ganz nach Westen und Süden gelegt, die führenden Stämme haben ganz binnenländischen Charakter erhalten: die an den Küsten sitzenden Friesen entwickelten ein völliges Sonderleben und immer größere Eigenart.

Um den erzieherischen Einfluß der am meisten romanisierten Franken auf die Innerdeutschen zu würdigen, bedarf es einer Erkenntnis des Grades der Romanisierung und Kultivierung der Franken selbst. Keineswegs berührt uns dabei die Kulturgeschichte des merowingischen Reiches überhaupt; aber zu ihm gehörten doch nicht nur die völlig romanisierten Teile des eroberten Gallien und Burgund, sondern auch die für die spätere deutsche Entwickelung maßgebend gewordenen Rheinlande: im Osten und Norden war es wesentlich germanisches Land mit Bauernkultur ohne bedeutende Reste römischer Bevölkerung. Diesen weniger kultivierten Gebieten haben sich die von den Franken unterworfenen deutschen Stämme in ihrem Kulturgrade mehr oder weniger genähert. Aber vieles ist doch auch aus den ganz romanisierten westlichen Teilen auf den Osten dauernd übergegangen, das ganze Reich hat dadurch ein Staatsleben, eine bessere geistige Bildung, die definitive Erkenntnis der Bedeutung der Arbeit gewonnen und der damals wichtigsten Erzieherin zu höherer Kultur, der Kirche, sich geöffnet. Die trotz der anfänglichen starken Abneigung der „Römer" gegen die „Barbaren" und trotz der im eigentlichen Gallien bald unmöglichen sozialen Minderschätzung des Römers seitens des selbstbewußten Franken allmählich eingetretene äußere und innere Assimilierung hatte die in Gallien eigenartig gefärbte römische Kultur im Westen sehr rasch auf die Eroberer wirken lassen, so daß später der Geschichtschreiber Agathias die Franken in vielen Dingen den Römern gleich fand. Die Mischung mit Kelten und Römern hatte schon seit längerer Zeit auch einen dunkleren Volkstypus hervorgebracht. Gleichwohl ist die Merowingerkultur so wenig eine völlig romanische Kultur, wie man in ihr etwa nur eine Fortbildung aus germanischen Elementen sehen darf. Der ausgeprägte Charakter der Mischkultur, bei deren Durcheinanderwogen auch völlige Neubildungen sich ergeben, die bald Germanisches, bald Römisches nebeneinander oder verschmolzen oder in leiser Berührung zeigen, soll in keiner Weise verkannt werden, wenn hier im einzelnen klarzulegen versucht wird, was der Franke dem Römer zu danken hat.

Die gallisch-römische Kultur war eine städtische, und an den Städten hatten die Barbaren zunächst ihre Zerstörungswut geübt. Aber ganz waren sie doch nicht geschwunden, und wenn auch bei der alten „Scheu vor den Städten" nur vornehme Franken und einige kleine Leute dort wohnen mochten, so wurde doch auch dem fränkischen Bauer ihre Art bekannt. Im ganzen aber behandelte er im Osten die Städte nicht als solche, setzte in die Trümmer von Mainz, Straßburg, Augsburg und Regensburg seine Holzbauten und gestaltete sie bäuerlich. Aber die städtischen Steinbauten und diejenigen der Großgrundbesitzer auf dem Lande, die die vornehmen Franken sicher benutzten, brachten ihm die im Donau- und Rheingebiete schon früher von Germanen zum Teil nachgeahmte (vgl. S. 34) römische Bauweise weiter näher. Neben steinernen Kirchen, Kastellen, Brückenbauten wurde schließlich auch der Wohnbau der Großen nach dem Muster der Pfalz der Herrscher (phalinza) immer häufiger in Stein ausgeführt, ohne daß aber das Übergewicht des nationalen Holzbaus dadurch schwand. Die zum Teil schon früher anzusetzenden Lehnwörter auf dem Gebiete des Steinbauwesens: Mauer, Turm, Pforte, Pfosten, Pfeiler, Fenster, Keller, Kammer, Kemenate, Söller, Ziegel, Schindel, Mörtel, Kalk, Pflaster, Estrich und andere, zeigen jedenfalls die völlige Abhängigkeit vom Römer.

Ihm wurde auch viel Hausgerät und allerlei, was das Leben behaglicher machte, verdankt: Kerze und Öllampe, der gewöhnliche Stuhl wie der Klappstuhl, Tafeltuch und Federkissen, Pfühl und Bettüberzug (Zieche), Sack, Korb, Schrein (als runder Behälter), Flasche, Kelch, Becher, überhaupt glänzendes Geschirr, Metallteller, Pfannen, Becken und Schale, silberne Löffel, Metallspiegel, Schlüssel, Kette u. a. Auch in die im Grunde germanisch

bleibende Tracht kam das Hemd, weiter manch römischer Kleinkram, der kostbare Metallbeschlag, die verzierte Schnalle, gewisse Formen der Gewandnadeln, der Siegelring, Einzelheiten des Frauenschmucks, besonders der Kopfputz. Auch die Haar- und Bartpflege wird mehr ausgebildet. An teilweise übernommenes Schuhwerk erinnern die Lehnwörter Socke, Sohle, Schuster. Man adoptierte zum Teil die erbeuteten römischen Waffen, die Hakenlanze geht auf das Pilum zurück, das Langschwert, der Buckel des Schildes sind römisch. Ebenso die feinere Kochkunst, zum Teil schon früher übernommen (vgl. S. 34), im eigentlichen Deutschland erst später durch die Klöster verbreitet, und die feinere Backkunst (Semmel und Pfister sind Lehnwörter). Man erhielt neue Gewürze (Pfeffer), neue Gemüse und Früchte, außer den schon erwähnten noch Linse, Kohl, Spargel, feineren Rettich, Pastinake, Gurke, Melone, Sellerie, Petersilie, Kerbel, Anis, Fenchel, Senf, Mandel, Aprikose und noch später die Birne. Die Weinkultur ist im 6. Jahrhundert schon ins Elsaß gedrungen, im siebenten rechts des Rheins in die Pfalz. Man lernte neue Musikinstrumente, Pfeife und wohl auch Fiedel, kennen, ebenso neue Spiele, wie das Brettspiel. Trotz der schon von Tacitus erwähnten warmen Bäder geht der besser ausgestattete Baderaum, erst recht das luxuriösere Bad auf die Römer zurück. Vornehme profitierten von der höheren ärztlichen Kunst (Arzt = archiater, der ursprünglich nur den Leibarzt bedeutet; Pflaster = plastrum dringt wohl erst später ein). In der Bestattung zeigen die von den nördlichen Römerprovinzen übertragenen Holzsärge, die monolithischen Sarkophage, Steindenkmale bei Gräbern, die Lage der Leichen von Westen nach Osten, die Vereinigung der Gräber bei Kirchen römischen und christlichen Einfluß. Sehr wuchs die bereits früher einsetzende Einwirkung des hochausgebildeten Wirtschaftslebens der Römer. Die freilich in Deutschland erst viel später durchdringende entwickeltere Technik des Ackerbaus, z. B. die Düngung, die Wiesenkultur, der Gartenbau mit Okulieren und Pelzen, geht auf die Römer zurück. Man baute auch mehr Getreide als früher, Wicke, Fench und Spelt kamen hinzu, von der Zunahme der Obst- und Gemüsesorten war oben die Rede, die Mehlbereitung machte durch allmähliche Übernahme der Wassermühle Fortschritte, ebenso die Butter- und Käsebereitung wie das Brauen. Statt des Raufens der Wolle kam die Wollschur, die Weinkultur brachte Kelter, Presse, Trichter, den Küfer, das Pech u. a.

Alles das erhielt das eigentliche Deutschland meist erst später durch die Vermittelung der Klöster. Sonst war solcher Fortschritt zunächst nur bei den größeren Grundbesitzern zu finden, die sich infolge Okkupierung der in den römischen Teilen Galliens häufigen römischen Latifundien auch bei den Franken unter den Großen, bald auch unter den hohen Beamten rasch bildeten. Die Form der Latifundienwirtschaft war für sie freilich nicht geeignet: sie bedurften der Bewirtschaftung von Zinsgütern durch abhängige kleine Leute; auch dafür gab die römische Domänenwirtschaft ein Muster. Bestätigt uns auch Tacitus das Austun von Land an Abhängige schon für die Germanen, so war für die neuen Formen doch die Ausbildung ganz anderer Abhängigkeitsverhältnisse nötig. Voraussetzung war die stärker gewordene Ungleichheit des Besitzes, der Mangel an Knechten und der Überfluß an ärmeren Freien, anderseits die Möglichkeit der den Germanen fremden Übertragung des Grundbesitzes, die sich aus dem römischen Eigentumsbegriff ergab. Nach römischem Rechte lebte vor allem die Kirche, die auch für ihren wachsenden Grundbesitz in der römischen Precarei, welches Institut sich aus fester Übertragung in eine zeitliche gegen Abgaben gewandelt hatte, eine entsprechende Form der Landleihe fand. Kam so eine sachliche Abhängigkeit zustande, so wurde eine persönliche durch die ursprünglich gallische, römisch entwickelte Kommendation, den Eintritt in den Schutz

eines Großen, begründet, die sich in Austrasien im 6. Jahrhundert schon verbreitet zeigt. Der römische Kolonat hat als Übertragungsform von Grundbesitz in späterer Zeit kaum Wirkungen auf die Franken geübt. Dagegen wurde die römische Immunität, die ursprüngliche Grundsteuerfreiheit fiskalischen Gutes, durch ihre Verleihung zunächst an geistliche Gebiete, dann an weltliche Große seitens des Königs der Keim zu einer Entwickelung, die die Beliehenen nicht nur steuerfrei, sondern überhaupt von Eingriffen des Staates in ihr Gebiet unabhängig, dessen freie Insassen aber zu ihren Untertanen, also zu minderwertigen Freien machte.

Wenn nun die fränkische große Grundherrschaft im ganzen auf naturalwirtschaftlichem Boden blieb, so hat auch das römische Geldwesen auf das Leben überhaupt noch keinen starken Einfluß geübt: ganz nach römischem Vorbilde kam zwar der fränkische Staat zu einem keineswegs niedrigen eigenen Münzwesen, aber von einer Geldwirtschaft ist nicht die Rede. Der römische Handel früherer Zeit vegetierte nur noch in Resten, blieb aber meist in römisch-gallischen und jüdischen Händen. Preis (pretium) sowie Maß- und Gewichtsbezeichnungen, z. B. Scheffel, sind römisch. Das Gewerbe hob sich durch das römische Muster bedeutend, Schlosser und Glaser, Maurer und Tüncher sind römischen Ursprungs, das Wort Ulner zeigt die römische Beeinflussung der heimischen Töpferei, und auch die weiter deutsch benannten Gewerbe erfahren starke Anregung: aber die entwickelte römische Industrie ist doch dahin. Man übernahm vielmehr das Geldwesen, weil man sich im öffentlichen Leben ganz den vorgeschrittenen römischen Einrichtungen anpassen mußte. Man übernahm ebenso das Finanzwesen, das man freilich nicht in Ordnung halten konnte, das bald verfallende Steuersystem, das Zollwesen, das Gefängniswesen (Kerker und Kette sind Lehnwörter). Durch den öffentlichen Gebrauch gewöhnte man sich ferner wohl an die römischen Monatsbezeichnungen. Man übernahm mit einigem Durcheinander und unter Zusammenwerfen mit gleichartigen germanischen Einrichtungen, wie dem Marschall u. a., den römischen Beamtenapparat, bildete dabei auch einiges um, vereinigte z. B. in dem so wichtigen Grafen den militärischen wie den später vorkommenden zivilen comes der Römer, schuf neue Ämter, wie das des Pfalzgrafen. Vor allem ist auch das Königtum dem römischen Kaisertum ähnlich geworden. Es hatte sich trotz Bewahrung äußerer Dinge schon vorher straffer entwickelt — das früheste Beispiel gibt der römisch gebildete Marbod —, namentlich durch das sich bei den Kämpfen mit Rom herausstellende Bedürfnis einheitlicher Leitung: das früher meist temporäre Institut war dauernd geworden. Weniger straff und einheitlich als bei den östlichen Germanen erscheint es aber bei den unter mehreren Königen auftretenden Franken und Alemannen, die sich ja mehr allmählich ausbreiteten. Erst durch die Eroberungen im römischen Gallien, die der persönliche Besitz des Königs sind, durch die Kriegsbeute, die Zahlungen der Unterworfenen, die Einnahmen des Königs aus der Finanzverwaltung bildet sich eine ganz andere Machtfülle aus, die dann wieder den mächtigsten der Könige sich über die anderen erheben läßt. Dazu kam nun der besondere römische Einfluß. Die Auffassung der romanischen Provinzbewohner, die in dem König nur den absoluten Herrscher wie im Kaiser sahen, auch die der Kirche ging auf die Franken über. Der König regierte bald mit römischen Mitteln, königlichen, aus Königsland entlohnten Beamten, auf Grund römischer Einrichtungen. Der Königsbann, seine Befehlsgewalt, erscheint nach Chlodwig wie die des Imperators, königliche Verordnungen gelten praktisch wie Gesetze; namentlich unter Chilperich zeigt sich dieser absolute Charakter, dem freilich die wirkliche Ausübung einer Gesetzgebung fehlte. Römisch ist die strenge Bestrafung der Majestätsverbrechen. Äußere Dinge, wie Salbung, Zepter, Krone, werden erst viel später übernommen. Wesentlich durch die vermehrte Königs- und Beamtengewalt wird sodann das in

der Grundlage germanisch bleibende Recht in Einzelheiten, z. B. im Übergewicht des Richters, beeinflußt. Römisch ist die Folter. Die Kodifikation der Volksrechte erfolgte auch nicht ohne römischen Einfluß, ihr lateinisches Gewand aber zeigte die lateinische Färbung des gesamten Schriftwesens.

Wie das auch in das Rechtsleben sich eindrängende, aber noch lange mißtrauisch angesehene Urkundenwesen war dieses ganze Schriftwesen, überhaupt das Bildungswesen, das ja in Gallien in höchster Blüte gestanden hatte, durchaus römisch. Auf die größere oder geringere Vorliebe, speziell bei den vornehmen merowingischen Franken, für dasselbe, auf das merowingische Schulwesen — auch die Hofschule scheint sich schon am römischen Kaiserhof ausgebildet zu haben — ist hier so wenig einzugehen wie etwa auf die erschreckenden sittlichen Zustände des Königshauses oder die fast orientalisch gefärbte Immoralität vieler Großen: es handelt sich für uns nur um für die spätere deutsche Geschichte wichtige Dinge, also auch nur um die fränkische Vermittelung römischen Gutes für die späteren Deutschen. Festzustellen ist nur der bereits damals erfolgende Übergang des Bildungswesens in die Hände der Kirche und ein zum Teil damit verbundener starker Verfall desselben, der sich auch schon unter den Pippiniden in dem völligen Rückgang der Hofschule zeigt, anderseits die Festsetzung der lateinischen Sprache als Bildungs-, Geschäfts- und Kirchensprache, die dann auch verwilderte und immer mehr Elemente der Verkehrssprache in sich aufnahm. Dagegen blieb das innere geistige Leben der Franken ziemlich unberührt, und ebenso war es auf dem Gebiet künstlerischen Empfindens. Was von Kunst, soweit sie über Kleinkunst hinausging, was von Plastik und Architektur sich erhielt, war römische Tradition und gerade in Gallien gut bewahrte römische Technik; aber ihre Eigenart haben die Germanen, wie wir sehen werden, auf ihre Weise künstlerisch betätigt, auch mit jenen Traditionen eigene, germanische Elemente gemischt. Und dieses Nebeneinander, diese immer nur äußerliche Annahme römischen Gutes zeigt sich nun ebenso bei dem wichtigsten übernommenen Schatz, dem Christentum.

Wie der Steinbau oder das Schriftwesen, ist dieses zum Teil schon vor der fränkischen Zeit zu den Germanen gekommen, auch schon bevor es die Hof- und Staatsreligion des römischen Reiches war, z. B. durch christliche Gefangene der Germanen, durch den Verkehr, durch in die Heimat aus römischem Dienst zurückgekehrte Germanen. Namentlich war das im Osten der Fall, wo katholische Goten nachweisbar sind, während die Masse der Goten, vor allem auch durch Ulfilas, zum arianischen Christentum überging. Auch im Westen mögen von den Rhein- und Donaustädten, wo es schon im 2. Jahrhundert Christen gab, Einflüsse in geringem Maße ausgegangen sein: das Landvolk begann in diesen Provinzen erst gegen 400 bekehrt zu werden. Die erobernden Franken haben dann mit den Städten viele christliche Gemeinden zerstört, aber je mehr sie zu Herren des christlichen westlichen und südlichen Gallien wurden, mußten sie auch in dieser Beziehung von den Einflüssen der wichtigsten Institution Galliens, der Kirche, gewonnen werden, freilich langsam, während sich die Burgunder ziemlich rasch der christlichen Majorität der von ihnen eroberten Gebiete gebeugt hatten. Der Übergang blieb aber nur ein Teil der äußeren Romanisierung. Äußere Motive, die Einsicht in die Nützlichkeit der Annahme eines Glaubens, dessen Gott sich als stark erwiesen hatte, bestimmten Chlodwig dazu, wie er schon eine christliche Burgunderin geheiratet hatte, weil das seine Absichten auf Burgund förderte: eine innere Änderung ging trotz aller Kirchlichkeit mit ihm so wenig vor wie mit dem nach seinem Beispiel übergetretenen Hauptteil des Stammes.

Aber Christentum und Germanentum näherten sich beiderseits. Wie die entsetzlichen Zustände der Gewalttätigkeit und wilden Herrschaft aller Gelüste, ein Produkt der Mischung von

Barbarei und überreifer Kultur, für die Franken wie für die fränkischen Römer gleich bezeichnend sind, so fand der Franke an dem äußeren Kirchenwerk, Kreuzschlagen, Taufe, Gebet und Abendmahl bald Gefallen, weil er darin nichts anderes sah als in seinen Opfern, nämlich kräftige Mittel, übersinnliche Gewalten zu beeinflussen. Der gerade von der gallischen Kirche sehr ausgebildete Heiligenkult wuchs mit dem Glauben an die Wunder Christi und der Heiligen nun zu einer neuen Form des alten Wunder- und Dämonenglaubens aus und wurde bei seiner besseren Organisation schnell volkstümlich; anderseits wurde die Kirche, die ja durch den Übertritt des mächtigen Herrschers auch ihrerseits gestärkt war und auch nur ihm den Sieg der Orthodoxie über den Arianismus verdankte, selbst barbarisiert: mit den Geistlichen fränkischer Herkunft stieg die Anpassung des Kults an die germanische Auffassung, erstarrte das geistige, kirchliche, literarische Leben. Gegenüber der Verweltlichung und sittlichen Korruption der Kirche hatte freilich längst das allmählich das Abendland erobernde, von den Bischöfen anfangs bekämpfte, später beherrschte Mönchswesen eine schwärmerisch-asketische Reaktion vertreten, die gerade bei solchen Zuständen guten Boden fand; aber zu größerer Bedeutung gelangte dieses von der Laienwelt bald respektierte Klosterwesen erst durch die Auffrischung seitens der hochstehenden iro-schottischen Mönche, die als zuweilen etwas sonderbare Apostel des asketischen Ideals das Frankenreich durchzogen, aber auch höhere geistige und künstlerische Strömungen verbreiteten. Die selbst im Osten immer häufigeren neuen Klöster — im 7. Jahrhundert sind sie schon zahlreich im linksrheinischen Gebiet nachweisbar — wurden aber weiter, namentlich seit die strengere Regel Columbas sehr schnell durch die verständigere Benedikts von Nursia verdrängt war, Träger der wirtschaftlichen Kultur und Bewahrer höherer römischer Traditionen. Überhaupt stellte sich schon in fränkischer Zeit die Kirche, sei es als Bischofsbereich, sei es als Kloster, mehr und mehr nicht nur infolge ihres großen Grundbesitzes als wirtschaftliche Führerin, sondern in jeder Beziehung als der eigentliche Hort der gesunkenen antiken Kultur heraus, wie sie auch als Trägerin einer neuen humanitären Tätigkeit durch Bekämpfung der Todesstrafe wie des Fehderechts erziehend wirkte. Sie wurde durch jene Traditionen, durch ihre Sprache, durch ihre Verfassung vor allem der Hauptfaktor der weiteren Romanisierung. Schon damals bildete sich die Monopolstellung des Klerus aus. Auf ihn, der in Bischofs- und Klosterschulen schon im 6. Jahrhundert fast allein die Bildung pflegte, ging die Achtung vor der geistigen Überlegenheit der römischen Kultur über; und als Träger des Kults profitierte er von der geheimen Furcht, die das Volk vor der Zauberkraft der religiösen Macht hatte. Von Anfang an wurde er auch rechtlich bevorzugt.

Selbst dem äußeren Christentum, unter dessen Deckmantel sich lange viel Heidnisches erhielt, ist nun aber das fränkische Volk in den unteren Schichten im Osten nur langsam gewonnen worden, rechts des Rheins bis zum 7. Jahrhundert so gut wie gar nicht. Auch der Staat war lange tolerant, und erst unter Childebert I. sah er unter dem Einfluß der gestärkten Kirche die Heidenbekehrung als seine Pflicht an. Entsprechend war die ganze Romanisierung bei den östlichen Franken, insbesondere den niederen Schichten, viel geringer: dem kleinen Bauer fehlte schon das Geld zu höherer Lebenshaltung und Wirtschaft.

Überhaupt haben die Franken, wie betont, der römischen Kultur gegenüber keineswegs nur eine passive Rolle gespielt; ihre Aktivität vermehrt sich vielmehr mit der wachsenden Durchdringung römischen und germanischen Wesens; namentlich die Könige haben das Volk jetzt wirklich geführt. So ist auch das fränkische Wesen keine bloße Summierung von jenem älteren Germanentum und den aufgezählten römischen Elementen: es ist für die spätere Kulturgeschichte

wesentlich, zu erkennen, was die Franken als solche für Menschen waren, nach welchen Hauptrichtungen die Entwickelung ihrer inneren Zustände, an die doch die im späteren Deutschland stark anknüpften, ging.

Wie sie, nach den Gräberfunden wie den schriftlichen Quellen zu urteilen, physisch Germanen geblieben waren, so hatten sie trotz aller Wandlungen auch sonst äußerlich wie innerlich viel von der alten Art bewahrt; sie haben aber auch schon viel von ihr verloren — von dem Mischtypus war schon (S. 37) die Rede — und sind weiter gelangt. Im ganzen sind sie noch halbe Barbaren, den Römern unreinlich vorkommend und durch ihren Geruch unangenehm, durch ihre Roheit, Unmäßigkeit und Disziplinlosigkeit ärgerlich. Diese unerfreulichen Züge scheinen auf den ersten Blick gegenüber der Urzeit noch krasser zu sein, wie anderseits die sympathischen Züge der letzteren mehr zurücktreten. Aber das liegt zum Teil an einer Überschätzung der Urzeit, und die nunmehr in den Quellen im einzelnen geschilderten Freveltaten haben früher wohl auch nicht gefehlt; eine Verwilderung durch die chaotische Mischung von Barbarei und überreifer Kultur ist aber unleugbar. Nicht sie jedoch ist das Wichtige, sondern das Gegenteil. Die Hauptmasse der Franken sind richtige Bauern geworden, die nach Gregor von Tours in ihren Holz- und Lehmbauten sitzen und die antike Kultur verachten. Mit diesem Bauerntum, mit der definitiven Fixierung der Siedelungen, die größere Gruppen oder gar die Volksmasse jetzt unter fester Gesamtherrschaft nicht mehr wechseln konnten, mit der Sicherung der Besitzverhältnisse, die, sehr differenziert, doch alle in gleichem Schutz standen, mit der Ausbildung des Privateigentums über Haus und Hof hinaus am Ackerland, wie wir es in naiver Form schon vor Einfluß des römischen Eigentumsbegriffs bei den salischen Franken in ihrer Heimat annehmen können, mit dem stärkeren Interesse am Boden und an der rasche Fortschritte machenden Bodennutzung, die nun größere Bedeutung gewinnt als die Viehzucht, endlich mit der Wichtigkeit der agrarischen Arbeit auch für den Mann, kurz mit dem agrarischen Dasein als Lebensinhalt ist der Franke in der Masse friedlicher geworden, obgleich die Waffen noch zur Kleidung gehören und der Kleinbauer die ihn plündernden Marodeure gelegentlich totschlägt, im Heerbann aber voll Kampfesfreude seinen Mann steht.

Das wirtschaftliche Leben hatte zum Teil neue Formen angenommen. Zwar die Stufe des Anbaus ist trotz der schon im salischen Volksrecht erkennbaren Fortschritte (Gemüsebau, Wiesen, Weinberge, umzäunte Felder) noch nicht allzu hoch. Aber die schon in der Zeit der „Wanderung" durch größeren Viehbesitz, Beute, Schatz erheblich verschärften sozialen Unterschiede hatten sich, ganz abgesehen von Königen und Herzögen, auch bei Verteilung des besetzten Landes und bei der im Osten häufigen Neubesiedelung desselben geltend gemacht: selbst innerhalb der Dorfgenossenschaft gab es keine Besitzgleichheit mehr, nicht einmal bezüglich des Maßes der Nutzung des gemeinsamen Weide- und Waldlandes (Allmende). Diese im deutschen Wesen wurzelnde genossenschaftliche Form hatte sich auch gewandelt; die Sippen waren meist auseinandergesprengt, und äußere Umstände fügten die Siedler trotz gelegentlichen weiteren Vorkommens von Sippensiedelungen zusammen, was dann wieder zum Durchbrechen des Sippeneigentums durch das Sondereigen führte; aber der Geist dieser natürlichen Genossenschaft wirkte in der dem Siedler unerläßlich scheinenden, für Viehzucht und andere wirtschaftliche Bedürfnisse in der gemeinen Mark die Grundlage der Nutzung gebenden neuen Markgenossenschaft, deren Zusammenhalt oft nur die örtliche Nachbarschaft ergibt, doch nach, wenn auch von ausgedehnter sozialer Bedeutung der Markgenossenschaft keine Rede ist. Aber ihre wirtschaftliche organisatorische Bedeutung, die sich in Flurzwang, gemeinsamer Bestellung und Ernte zeigt, beweist die Macht

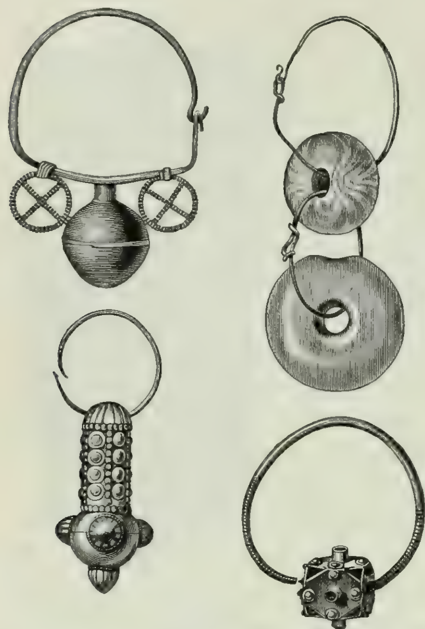
der Tradition, die sich dem Fortschritte freilich entgegenstellt und den Einzelnen bindet. Gerade in der immer steigenden Ungleichheit, wie sie sich aus der auch die Familiengemeinschaft störenden Neurodung, aus Neuerwerb und Verleihung von Königsland entwickelte, welch letzteres ebenso wie Neurodung außerhalb der Markgenossenschaft stand, war allein der wirtschaftliche Fortschritt gegeben. Im Osten überwog indes noch das kleinbäuerliche Element. Die Gesamthaltung der fränkischen Wirtschaft blieb überall rein naturalwirtschaftlich; trotz Münzwesens ist das Geld wesentlich Gegenstand des Schatzes, der auch ungemünztes Metall, Schmuck und Geräte umfaßte, jenes oft sehr großen Besitzes der Vornehmen, der die naive Freude an Prunk und Glanz befriedigte, wie er die Mittel gab, Leute an sich zu fesseln.

Nach der **Ungleichheit** richtete sich nun aber auch die **Lebenshaltung**. Wenn die sich zu Großgrundbesitzern aufschwingenden Franken in dieser mit den römischen wetteifern konnten, so mußte sich der Kleinbauer mit dem Erwerb von nützlichen oder verschönernden Kleinigkeiten begnügen. Wie sollte er sich ein Steinhaus erbauen lassen, wie orientalische Stoffe, Panzer und Helm, Gold und Edelsteinschmuck erwerben? Sein Holzhaus, dessen Herstellung und Ausstattung indes von selbst Fortschritte gemacht hatte, war ihm viel behaglicher, und ebenso hielt er an der Tracht und anderem fest. Die mehrfach quellenmäßig bezeugte Tracht bleibt trotz vollerer Ausgestaltung und römischer Zutaten selbst in der Zier germanisch und auch später noch lange die gleiche; sie besteht im allgemeinen aus einem neu auftretenden, aber nie ganz durchgedrungenen leinenen Hemd, ledernen oder leinenen Hosen, wollenem oder leinenem, am unteren Rande besetztem oder verziertem Rock, der allmählich weniger eng wird, und dem althergebrachten bunten Wollenmantel. Im Winter ersetzt das Oberkleid das von den Vornehmen allmählich mißachtete Pelzwams (Rheno). Um die Unterschenkel laufen kreuzweise bunte Binden, durch an den Schuhen befestigte lange Schnüre gehalten. Rock und Hose umschließt der breite, mehr oder weniger buntdurchflochtene und verzierte Gürtel (Wehrgehäng). Für die sonst nur nach Seite der Kleinzier veränderte Frauentracht wird die Stirnbinde charakteristisch. Bei den Männern ist — beinahe wie ein Zeichen der arg beschnittenen Volksgewalt — das lange Haar und der lange Bart geschwunden und nur noch den Königen eigen: die Freien lassen das Haar nur bis zum Nacken hängen und tragen einen schmalen Lippenbart. Der Wandel liegt sonst nur in der Verfeinerung der vornehmen Tracht durch schmückende Zutaten. Die Mantelspange, der Gürtelschmuck mit Buckeln, Beschlägen, Zierketten und Schnallen (siehe die obenstehende Abbildung), die Fingerringe bei den Männern, die Gewandnadeln, Armbänder, Halsschmuckstücke, Finger- und Ohrringe (siehe die Abbildung, S. 44), Haarnadeln bei den Frauen sind die Hauptobjekte. Vom Orient die Perlen und Edelsteine, denen man auch geheime Kräfte zuschrieb, erscheinen nun immer begehrenswerter, Goldschmuck nicht minder, der aber hinter Erz und Silber zurücktritt. Ähnlicher Luxus wird bei den Hausgeräten getrieben, ebenso bei den Waffen. Diese bleiben im ganzen auch die alten oder werden,



Gürtelschnalle, mittels besonderen Beschlages in das Tragband befestigt. Aus den fränkischen Gräbern von Dietersheim, gegenwärtig im Museum zu Mainz. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde", Teil 1, Braunschweig 1880—1889.

soweit sie römisch sind, nach eigenem Geschmack umgeformt. So wird die einst von den Römern für die Hilfstruppen adoptierte lange keltisch-germanische Spatha (Schwert) bei Übernahme durch die Franken gleich wieder breiter und länger und so zur späteren ungefügen Lieblingswaffe, zunächst nur der Vornehmen. Sonst bleiben neben den uralten Keulen, Bogen und Schleudern der Speer (die spezifisch fränkische Hakenlanze ist römisch beeinflußt) und als Nationalwaffe (Francisca) die Streit- und Wurfaxt, die aber von dem Kurzschwert (Scramasax) schon verdrängt wird. Der Schild, zum Teil mit römischen Zutaten, viereckig oder oval, genoß die alte Wertschätzung. Römische Helme, deren einer gelegentlich soviel wie ein Pferd galt, Panzer und Beinschienen waren allenfalls Erwerbsstücke der Vornehmen. Dagegen zeigte sich jene Verfeinerung der Ausstattung bei den Schildbeschlägen und Buckeln, beim Griff, dem Mundstück und Ortband des Schwertes immer stärker.



Ohrringe aus Erz, Silber und Gold (die beiden unteren), zum Teil mit eingehängten Perlen aus Glasfluß oder Ziergehängen, die mit farbigen Glasstücken besetzt sind. Aus fränkischen Gräbern. Nach L. Lindenschmit, „Handbuch der deutschen Altertumskunde", Teil 1, Braunschweig 1880—1889. Vgl. Text, S. 43.

In alledem haben wir es aber mit einer spezifisch fränkischen Produktion zu tun. Ein selbständiges Kunstgewerbe formt namentlich die vielgebrauchten, auch als Schmuckstück dienenden Fibeln, die Schnallen (den Schnallendorn) mannigfaltig um: es entwickelt sich bei den Ansprüchen des Hofes und der Großen eine einheimische Goldschmiedekunst. Sie führt vor allem die aus dem Osten seit dem 5. Jahrhundert importierte Zellenemailtechnik weiter, wobei man wie die Ostgermanen die Einlage von bunten Glasstücken oder geschliffenen Halbedelsteinen der Schmelzmasse vorzog. Eigentlich germanischen Geist zeigt aber auf dem ganzen Gebiet die Verzierungsweise. Nur im Ornament konnte sich auch jetzt noch der Germane künstlerisch bewähren, und eben dies ist neben der Zellengoldschmiedekunst das Wesentlichste des „Völkerwanderungsstils". Ganz im Gegensatz zu dem antiken Stil- und Formengefühl steht das Flecht- und Verschlingungswerk, das sich wohl von Holzschnitzereien und Stickereien auf die Verzierung der metallenen Geräte, Waffen und Schmuckstücke übertrug. Mag man in dem verschlungenen Flechtwerk mit verrenkten Tierleibern und Tierköpfen (ein Vierfüßler, ein Vogel mit Schopf und später eine Schlange sind die wenigen Typen) eine Ableitung aus ursprünglichen Bändern sehen, deren ösenartige Schleifen wegen der Ähnlichkeit zu Tierköpfen an den Enden führten, mag man die Verwendung von Tierfiguren, die man nicht lebensgetreu nachahmen konnte, sondern nur ornamental in freier Phantasie verwertete, für das Ursprüngliche halten: jedenfalls spielt hier die römische Anregung gegenüber altnationalem Gut eine ganz geringe Rolle; erst in der karolingischen Renaissance kam durch das klassische Pflanzenornament eine klarere Strömung hinein. Die in merowingischer Zeit übrigens noch unvollkommene Verzierungsweise erlangt ihre Vollendung, freilich auch ihre höchste Gekünsteltheit, erst in dem wundersamen Durcheinander der irischen Miniaturen.

Auch im geistigen Leben der Franken ist noch der alte Grundzug wohl erkennbar. Wie man die alte Freude am Gelage, am Spiel, an der Jagd lebendig erhielt, so lebte auch die an alter Poesie, an den alten Hochzeits- und Totengesängen, an Tanzliedern, an Zauberliedern und -sprüchen fort. Und die alten epischen Gesänge auf die Großen des Volkes, auf die auch Züge des alten Heroenmythus übergehen, erfahren nun sogar einen mächtigen Aufschwung, wie sich erst jetzt ein fester Träger dieses Sanges in den Sängern bildete. Es ist der Heldensang, der, obwohl er seinen Stoff keineswegs in der Völkerwanderung sucht, weder Rom als Gegner kennt noch die Hauptereignisse beachtet und nur typische Helden vorführt, doch eben als inneres Ergebnis dieser ereignisreichen Zeit bei allen Stämmen, zunächst wohl bei den Goten, erblühte. Von Theodorich erbat sich auch Chlodwig solche Sänger, die uns dann bei den Franken weiter bezeugt sind. Daß der Stand, den der Sänger besang, ihn vor allem begehrte, daß der Heldensang Hofkunst war, zeugt von dem tiefgermanischen Charakter auch der mit der neuen Bildung am meisten in Berührung gekommenen Kreise. Am alten Lebensideal, nun zum Heldenideal verfeinert, hing noch der Große wie das Volk: an das Gefühl vor allem appellierte dieser lebendige Geschichte darstellende Sang, dessen Art wir uns allenfalls aus dem angelsächsischen „Beowulf" klarmachen können. Aber doch mochte gerade der niedere Hörer wehmütig empfinden, daß die Heldenzeit für ihn dahin war: die Wirklichkeit war weniger nach seinem Geist. Gerade das Volk war in seinem agrarischen Dasein dem Geist der Väter entfremdet, und auch wo es sonst sich, meist kräftig, öffentlich betätigt hatte, war ihm vieles genommen. Mochte die Familie noch der letzte Zufluchtsort des alten Geistes sein, mochte das Rechtsleben noch germanisch und mit altem poetischen Gut durchsetzt sein, an ihm auch der freie Bauer wenigstens in seinem kleinen Untergericht mit wesentlich wirtschaftlichem Interessenkreis noch teilnehmen, mochte die Heerespflicht auch ihn rufen: allzuviel war ihm doch auf diesen Gebieten schon verloren gegangen. Während in der eigentlichen, von den Wandlungen wenig berührten Familie die alte Straffheit des Gefüges, die väterliche Gewalt, die mindere Stellung der Frauen und Kinder, die Unselbständigkeit der Witwe und anderes sich erhielt und nur die wirtschaftlichen Fortschritte auf Weiterentwickelung im ehelichen Güterrecht und Erbrecht drängten, lockerte sich der Sippenverband, räumlich und sozial schon durch die äußeren Ereignisse oft gesprengt, als Siedelungsgemeinschaft ganz zurückgetreten, immer mehr: immer häufiger trat der Einzelne aus der Sippe aus, die Eideshilfe war an sie nicht mehr gebunden, die Buße brachte sie nicht mehr auf.

Noch mehr war das staatliche Gemeinleben beeinträchtigt. Zwar blieb trotz aller Übernahme römischer Einrichtungen der Franke vom antiken Staatsgedanken weit entfernt und seine Grundauffassung vom Staate germanisch; aber das Volk war aus seiner ausschlaggebenden Stellung verdrängt. Die Steigerung der Macht des Königs, der einst nur von Volkes Gnaden war, ist das charakteristischste Merkmal der Entwickelung: trotz äußerer nationaler Abzeichen, des Speers, des Umherziehens auf Wagen, ist seine Gewalt des Volkstümlichen entkleidet; er, allein noch im Besitz des langwallenden Haares, ist auch allein im Besitz der Macht, die er durch seine Beamten ausübt; ihm gehören Besitz und Einnahmen des Staates. Wie das Volk bei seiner Erhebung entbehrlich ist — Mitwirkung des Volkes ist zuletzt bei der Anerkennung Chlodwigs durch die Ripuarier bezeugt —, so ist die souveräne Volksversammlung, schon wegen der räumlichen Entfernung in ihrer Allgemeinheit unmöglich, verschwunden, wird nur noch durch die Heerschau im März, das Märzfeld, repräsentiert, die auch bald verfällt; nur gelegentlich hat die Heeresversammlung noch unter Chlodwig und Chlotar I.

ihren Willen geltend gemacht. Die Königsgewalt hat nun auch das im Kern germanisch gebliebene Rechtsleben, soweit das Volk mitwirkte, beeinträchtigt. Der König, nicht mehr die Volksversammlung, ist der höchste Träger der Gerichtsgewalt. Das auf römische Wurzeln zurückgehende Königsgericht ist, abgesehen von seinen eigentlichen Kompetenzen, überhaupt letzte Instanz, kann aber schließlich überall eingreifen und hat im Sinne der Billigkeit das nationale formalistische Verfahren beeinflußt, wie es das Recht selbst weiter entwickelte; der Königsbann hat sich an die Grenzen des Volksrechtes, das er ja an sich ergänzen konnte, nicht gehalten und namentlich das Strafrecht gewandelt; die strenger aufgefaßte Friedensaufgabe des Königs hat dieses überhaupt verschärft, vor allem das Fehderecht durch völlige Ausbildung der Bußtaxen beschränkt; ein königlicher Beamter, der Graf, leitete nun auch das Volksgericht, das Hundertschaftsgericht, und der noch in der lex salica bezeugte gewählte Volksbeamte (Thunginus) verschwindet; es vermehrt sich damit der Einfluß des leitenden Richters zuungunsten der eigentlichen Urteilsfinder, der Rachimburgen; die maßgebende Bedeutung der Parteien im Verfahren wird wesentlich eingeschränkt; Schild und Speer bei der Gerichtsversammlung zu führen, wird schließlich auch verboten. Auf einen gesetzgebenden Akt des Königs geht dann auch die vom römischen Vorbild angeregte und der neuen Kulturstufe entsprechende Kodifikation des Volksrechts zurück, das aber noch durchaus Stammesrecht und unter Beistand rechtskundiger Volksgenossen fixiert ist. Je nach ihrer Entwickelung sind die germanischen Stämme zu jener gekommen, zuerst die romanisierten Westgoten und Burgunder, dann salische, dann ripuarische Franken und, von der öffentlichen Gewalt im Frankenreich beeinflußt, Alemannen, später Bayern, Thüringer, Sachsen, Friesen. Selbst im Heerwesen tritt das Volk zurück, deutlicher allerdings erst in karolingischer Zeit. Neben dem aufgebotenen Volksheer werden dem König schon die leistungsfähigen Sonderheere wichtig, die sich einzelne Großherren halten.

Diese Privatverbände, Symptome einer mächtigen Aristokratie, leiten uns zu dem sozialen und wirtschaftlichen Wandel, der zu der äußeren Machtminderung des Volkes auch die innere Auflösung, den Rückgang des Bestandes fügte. Auch diesen förderte das Königtum durch seine Züchtung von Großgrundbesitzern durch Verleihung von Königsland, zunächst an Beamte. Es entstand so ein Dienstadel, der sich mit der schon in den Zeiten der Invasion sich bildenden, über großen Grundbesitz verfügenden vornehmen Schicht zu einem neuen Adel zusammenschloß, der seine, zumal bei inneren Streitigkeiten gestärkte Macht bald auch gegen den König wendete. Dieser Adel suchte nun auch mehr und mehr Freie in Abhängigkeit zu bringen, die ihm als Zinsbauern seine Höfe bewirtschaften sollten. Nach dem Vorgange der Kirche bildeten sich jene oben (S. 38) berührten Abhängigkeitsverhältnisse aus, die aber, wie der große Besitz überhaupt, zunächst namentlich im Westen vorkamen. Von einer eigentlichen Organisation der Grundherrschaft ist noch kaum die Rede, auch nicht von einer scharfen ständischen Sonderung. Die durch das ganze Mittelalter gehende Sucht, den Grundbesitz zu mehren, ließ nun den Mächtigen nicht nur neu roden und Königsland erwerben, sondern auch freie Bauern oft gewaltsam schädigen, die amtliche Gewalt mißbrauchen, um ihn zu ruinieren und aus dem Besitz zu drängen. Die namentlich durch Kriegslasten gedrückten Freien mochten, zumal da bei der eben geschilderten Entwickelung das Selbstgefühl und das Interesse an der Freiheit schwand, leicht in der persönlichen Abhängigkeit einen Schutz erblicken. So ließen sich viele eine solche gefallen, wie sie in eine dingliche Abhängigkeit durch jene namentlich von der Kirche geübte Form der Landleihe kamen. Auch hier mochten sie, obgleich sie freie Hintersassen blieben, früh in ein engeres Verhältnis zum Herrn kommen als zur Volksgesamtheit.

Was hier in Kürze über Leben und Wesen der Franken gesagt wurde, ist nun keineswegs ebenso gültig für die von den Franken unterworfenen, in viel geringerem Maße mit der römischen Kultur in Berührung gekommenen innergermanischen Stämme, für die Alemannen, Bayern und Thüringer, noch weniger für die frankenfeindlichen Sachsen und Friesen. Schon die in den letzten Merowingerzeiten ziemlich sich selbst überlassenen Austrasier, namentlich die in den salischen Stammlanden, nahmen an den westlichen Errungenschaften nur wenig Teil. Dazu kommt die nun besonders scharf ausgeprägte und bis heute nachwirkende Sonderart der Stämme, die auch politisch als eigene, freilich nicht dauernd sich haltende Herzogtümer trotz ihrer Unterwerfung ein Sonderleben führten. Das Eindringen höherer Kultur ist daher auch kein gleichmäßiges: man kann eine Abstufung der Stämme vornehmen, die etwa der Reihenfolge der Aufzeichnung ihrer Volksrechte entspricht. Am weitesten fortgeschritten waren die ja gleichzeitig mit den Franken in das Römerreich gedrungenen, später ihnen unterworfenen Alemannen, in deren Gebiet alte, wenn auch zerstörte Kultur schon an sich nachwirkte. Solch vorfränkischer Einfluß römischer Kultur hielt sich auch bei den Bayern, die in Noricum und Rätien von der zurückgebliebenen römischen Bevölkerung manches äußere Kulturgut überkommen und, wie z. B. die Regensburger Waffenindustrie zeigt, in fränkischer Zeit weiterentwickelt haben. Die stark unter fränkischem Einfluß stehenden, im Maingebiet von den kolonisierenden Franken sogar verdrängten Thüringer waren gleichwohl am wenigsten von höherer Kultur berührt.

Im einzelnen läßt sich über die Zustände dieser Stämme wenig Sicheres sagen: sie alle waren aber in festen Sitzen in eine einfache bäuerliche Kultur hineingewachsen, hatten das ziemlich entvölkerte Land langsam stärker bevölkert und den immer noch sehr überwiegenden Wald, der sogar einst von Römern kultivierte Strecken teilweise wieder bedeckte, durch Rodung, Anbau und zahlreicher werdende Ansiedelungen, Dörfer wie Einzelhöfe, mehr beschränkt. Viehzucht scheint aber nach den Wanderungen anfangs wieder den Ackerbau überwogen zu haben. Dieser selbst war noch immer roh und extensiv, meist herrschte noch die Feldgraswirtschaft: der Körner- und Fruchtbau trat beim Wechsel mit Grasnutzung vor dieser zurück; der Dreesch genügte noch völlig für das Futter. Immerhin waren Wirtschaft wie äußere Lebenshaltung landschaftlich sehr verschieden; im Hausbau hat sich z. B. die Sonderart früh gezeigt, freilich namentlich gegenüber den außerhalb des Frankenreiches stehenden Sachsen: der Gegensatz des späteren fränkisch-oberdeutschen, vielleicht fremd beeinflußten Hauses und Gehöftes und des späteren niedersächsischen Typus reicht mit den Wurzeln schon in diese Periode zurück. Man schritt den Sachsen gegenüber auch wirtschaftlich bald fort, und jedenfalls war das Sondereigen an Kulturland immer mehr verbreitet. Trotz größerer Besitzmassen der Herzöge und einzelner Bevorzugter überwog aber der bäuerliche Kleinbesitz. Die alten sozialen Verhältnisse waren besser bewahrt als bei den Franken: die Menge der Freien ist noch ausschlaggebend, und die Stammesversammlungen haben noch wirkliches Leben. Die Dörfer sind noch meist, wie z. B. in Bayern nachweisbar ist, Siedelungen der Sippe, die außer bei der Eideshilfe auch sonst ihre Bedeutung behalten hatte. Eine nicht geringe Gewalttätigkeit beweisen die genauen Bestimmungen der Volksrechte über die Körperverletzungen. Hierin unterscheiden sich freilich auch die Franken von den inneren Stämmen nicht. Handel und Verkehr sind noch immer gering, der Osten war aber für die neustrischen Kaufleute sicher ein gutes Absatzgebiet; er selbst bot Rohprodukte und Vieh, wie alemannische Rinder, sächsische Pferde. Der fränkische Goldsolidus diente nur als Rechnungswert. In welchem Grade auf diese

Lande die neuen, durch das Frankenreich vermittelten Einflüsse allmählich gewirkt haben, darüber sind wir nur auf einem Gebiete besser unterrichtet, auf dem ihrer Christianisierung. Wie aber manches Römergut schon aus vorfränkischer Zeit stammt, so ist auch das Christentum durch alte südliche und südöstliche Verbindungen zum Teil früher eingedrungen: die Vermählung einer Nichte Theodorichs des Großen mit Hermanfried brachte z. B. in die Thüringer Herrscherfamilie den Arianismus. Auch von der unteren Donau her haben gotisch-arianische Einflüsse gewirkt, weshalb später die Vita Salabergae die Bayern als arianisch hinstellen konnte. Die tiefe Einwurzelung ferner der griechischen Lehnwörter Kirche, Pfaffe, Samstag (andere sind Teufel, Engel, Pfingsten) gegenüber ecclesia, clericus, sabbatum spricht für wirkliche Verbreitung jener Form des Christentums, ebenso wie die Übernahme der gerade von den Goten eingesetzten Wörter „Heide" und „taufen". In den früher römischen Teilen, namentlich in Noricum, hat aber auch das katholische Christentum und seine Verfassung in einzelnen spärlichen Positionen die Völkerwanderungsstürme überdauert, was jedoch ohne größere Bedeutung für die nichtchristliche Bevölkerung blieb. Im ganzen war die Christianisierung Deutschlands vielmehr durchaus ein Werk der fränkischen Reichskirche, hervorgegangen aus jenem Aufschwung des religiösen Lebens, aus jenem regenerierten Mönchstum, das auch zur Heidenbekehrung trieb. Deren Träger war freilich nicht die fränkische Kirche, vielmehr zunächst jene Iren („Schotten"), dann wirksamer Angelsachsen, vor allem Winfrith (Bonifatius); aber die Anregung und Förderung kam von fränkischen Herrschern mit politischem Weitblick, von Theudebert bis zu den Pippiniden. In der irischen Periode gelang eine um 700 deutliche oberflächliche Christianisierung der Alemannen, Bayern und thüringischer Teile, bei der im Volk, wie für die Alemannen die Schrift des Bischofs Pirmin zeigt, altes Heidentum, Baumkult, Weissagungen, heidnische Tänze, ruhig weiter bestand und selbst von Geistlichen, etwa als Leitern von Opferfesten, mitgemacht wurde. Tiefer ging das Werk des Bonifatius, der zunächst Willibrord bei der an Rückfällen reichen Arbeit unter den Friesen zur Seite gestanden hatte, dann in Thüringen, Hessen und Bayern sein erfolgreiches Arbeitsfeld fand. Die große Masse kam auch durch ihn nicht aus dem äußeren Christentum heraus — von den Thüringern meinte Gregor II., daß sie „unter dem Mantel des Christentums ihrem Götzenkult dienten" —, aber seine Klostergründungen, seine kirchlichen Organisationen hatten hier in Innerdeutschland ein so kräftiges kirchliches Leben hervorgerufen, daß nach diesem Muster, wieder unter seiner Führung, auch die verfallene westfränkische Kirche reformiert wurde. Die deutsche Kirche war auch in viel engerer Verbindung mit Rom, zu dem Bonifatius in alter angelsächsischer Tradition in innigem Verhältnis stand, und dem er ein höchst brauchbares Werkzeug war, obwohl er stets im Einverständnis mit den Frankenherrschern handelte. Für die Anbahnung der kirchlichen Einheit des Abendlandes ist dies von größter Bedeutung gewesen.

Staat, Kirche und Kultur der Franken haben sich nun endlich auch an die letzten widerstrebenden Teile des inneren Germanien gemacht, an Friesen und Sachsen. Die Friesen, der konservativste deutsche Stamm, zuerst zu dauernder Seßhaftigkeit gekommen, seit Römerzeiten in denselben Sitzen, unvermischt, durch ihre Schafzucht früh zu einer über den Hausbedarf hinausgehenden Industrie gelangt, durch ihre Lage zu Fahrten über See wie rheinaufwärts früh angeregt und zu Vermittlern fremder Produkte und Vertreibern eigener Tuche geworden, Seeleute ersten Ranges, wie die Nordsee nach ihnen Friesisches Meer hieß, trotz allem Verkehr und vieler Berührung mit den Franken aber höherer Kultur feindlich, auch roh, genußsüchtig und sinnlich, ewig unruhige Nachbarn, waren aus politischen Gründen schon unter den

Merowingern, dann namentlich unter Pippin von Heristal Objekt einer schließlich äußerlich erfolgreichen Bekehrungsarbeit geworden; auch politisch wurden West- und Mittelfriesen durch Pippin und Karl Martell endgültig unterworfen. Die östlichen Teile bis zur Weser verleibte aber erst Karl der Große dem fränkischen Reiche ein, und erst diesem Herrscher gelang dann auch die letzte Aufgabe, Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen. Diese, früh Seeräuber wie die Friesen, ein Schrecken der zum Teil von ihnen besetzten gallischen Küsten und Eroberer Britanniens, anfangs auch die Franken bedrängend, seit dem 6. Jahrhundert aber vor ihnen zurückweichend, im ganzen auf ihren alten Boden beschränkt, durch die Friesen aber von den Küsten mehr und mehr abgedrängt, waren, soweit nicht Seefahrer und Kaufleute — 710 werden sie neben den Friesen in Saint-Denis bezeugt —, ausgesprochene kriegerische Bauern geworden, die zäh am Alten festhielten. Ihr Körperbau wie ihre wallenden Haare fielen nunmehr den Franken auf. Sie wohnten besonders in Einzelhöfen, trugen noch im 10. Jahrhundert nicht die enge fränkische, sondern eine weite und lange leinene Tracht, Strohhüte auf dem Haupt, auch noch Bernsteinschmuck, und brauchten als Waffe neben dem Speer namentlich das Kurzschwert. Eigenartig und vielleicht aus den bei Raubfahrten nötigen Führern erwachsen ist die schroff getrennte, über den Freien stehende Aristokratie der Edelinge, die auch den Mangel eines Königstums erklärt. Der Volkszusammenhang der Sachsen war locker wie in der Urzeit, Stämme und Stammesteile handelten für sich, nur der Kult hielt sie zusammen; sie waren unbändig und unbeugsam. Sitte und Recht waren die alten, die Bande der Ehe streng geschützt, die Strafen überhaupt hart. Sie glaubten, wie es ein Taufgelöbnis feindlich ausdrückt, an „Donar, Wuotan und Saxnot und alle die Unholden, die ihre Genossen sind", und hielten fest am alten Zauberglauben. Der schroffe, alle folgenden Zeiten durchziehende Gegensatz zur fränkischen, zur oberdeutschen Kultur ist jetzt auch in einer sprachlichen Sonderung ausgedrückt, da die Sachsen, ebenso wie Friesen und Niederfranken, die doch wohl irgendwie mit der Romanisierung zusammenhängende Lautverschiebung nicht mitmachten.

Die Gewinnung dieses deutschesten Volkes für eine höhere Kultur war eine wichtige Aufgabe: diese Einfügung des letzten Stammes, damit die Begründung eines einheitlichen, freilich landschaftlich verschiedenen Kulturlebens ist das Verdienst Karls des Großen (siehe die Abbildung, S. 50). Sein Motiv war freilich politisch, es kam ihm, dem in den Sachsenkämpfen schon Karl Martell und Pippin vorangegangen, auf die nur durch völlige Niederwerfung zu bewirkende Sicherung des Reiches an, und er setzte diese erst nach langem harten und grausamsten Ringen und durch schlimmste Mittel, Blutbäder und gewaltsame Entvölkerung, durch. Ganz wurden nun auf die Sachsen die Einrichtungen des Reiches und der Kirche übertragen, und überraschend schnell haben sie sich darin eingelebt, wenn auch eine Sprödigkeit gegen höhere Kultur blieb. Überhaupt bedeutet die Regierung des großen Herrschers für die seinem Reiche angehörigen späteren Deutschen wie für die Franken selbst einen gewissen Abschluß der bisher eingeschlagenen Richtung, der grundlegenden Angliederung an die bisherige höhere Kultur, wenn auch der Betrachter der allgemeinen Geschichte in Karls Streben nur einen letzten Versuch, den seit langem eingetretenen und im Frankenreich mit seiner steigenden Barbarisierung verstärkten Verfall dieser Kultur aufzuhalten, erblicken mag. Karl hat bewußt auf diese höhere Kultur hingearbeitet, und ein besonderes Verdienst war es, daß er auf ihre reineren Quellen zurückgriff. Ihn trieb das Bewußtsein von seiner und seines Volkes Zurückgebliebenheit; denn durch die austrasische Herkunft der pippinidischen Hausmeier, welche die romanisierten Merowinger vom Thron gedrängt hatten, war der Schwerpunkt des Reiches nach

Osten gelegt; mit dem Übergewicht Austrasiens ergab sich aber eine größere Rolle der barbarischer gebliebenen, den Innerdeutschen ähnlicheren östlichen Franken. Aus ihrer und seiner eigenen, von ihm erkannten Bildungsbedürftigkeit heraus kam Karl zu seinen Renaissancebestrebungen. Er kam dazu, weil er den Gegensatz bei seinem wiederholten Aufenthalt in Italien schärfer empfand, weil ihm nun erst die Augen über den gewaltigen Abstand aufgingen. Eben diese Berührung mit Italien hat ihn auch auf die eigentlichen Quellen der römischen Kultur gehen lassen. Er hatte sich das Langobardenreich unterworfen, an dessen Höfen in Pavia und Benevent sich die gealterte römische humanitas noch eine Pflegstätte trotz der germanischen Herkunft der Herrscher erhalten hatte: sein Hof sollte eine gleiche Stätte werden. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Italien gewann er die wichtigsten Männer, die ihm zur Begründung eines neuen geistigen Lebens dienen sollten, Paulus Diaconus, Petrus von Pisa, vor allem den damals in Italien weilenden Angelsachsen Alkuin. Letzterer vertrat zugleich die gerade bei den Angelsachsen eben in alter Verbindung mit Rom gepflegte höhere Kultur, die aber auch die mit ihr erfüllten Klöster zu Stützen der Bestrebungen Karls machte. Auch auf dem Gebiete der Kunst holte Karl direkt aus Italien seine Muster, freilich späte Ausläufer. Die ravennatische Kunst wollte er gewaltsam in Aachen reproduzieren, durch Nachahmung der Bauten wie durch Überführung antiker Bildwerke, antiken Materials. Die Antike gab auch das Muster für die prächtige, bereits von den Angelsachsen gepflegte Ausstattung der Handschriften. Karls Anknüpfung an reinere Vorbilder führte dann auch gegenüber der Verwilderung im Romanischen zur Pflege einer korrekteren lateinischen Sprache, wie er sie den Gliedern der Kirche ans Herz legte, und wie sie seine Umgebung in später nicht wieder erreichter Höhe handhabte; sie führte zu korrekten, von Alkuin organisierten Abschriften antiker Autoren, zu größerer Klarheit und Schönheit der Schrift.



Reiterstatuette, angeblich Karl der Große (vielleicht Renaissancewerk von 1507 nach einem Bild Karls des Kahlen, den man verkannte). Nach dem Original im Museum Carnavalet zu Paris. Vgl. Text, S. 49.

Das Eigenartige bei dieser mit rührendem Eifer erstrebten Renaissance ist, daß Karl im Inneren doch immer Germane blieb. Er war kein nationaler Herrscher, politisch-nationale Bestrebungen lagen ihm ganz fern. Er regierte ein großes, schließlich als römisches Kaisertum

auftretendes Universalreich, dessen romanische wie germanische Teile er gleichermaßen gegen die bedrängenden Gewalten von Osten und Süden gesichert hat; in den Sachsen hat er nie verwandte Stämme gesehen und hat die slawischen Abotriten gegen sie benutzt; er hat nie pangermanische, nie nationale, sondern Kulturpolitik getrieben, bei der im Grunde doch immer Westfranken den Ton angab. Aber persönlich war er Franke, lebte am liebsten in der deutschen Mitte des Reiches, hing an seinem Volkstum und suchte es zu erhalten, auch physisch durchaus Germane, in allen körperlichen Künsten geübt und ein leidenschaftlicher Jäger. So liebte er auch seine Volkstracht und haßte das feine Kleid des Luxus. Dem entsprechen sein Interesse für die Muttersprache, für die er seine neue Bildung durch Inangriffnahme einer deutschen Grammatik auszunutzen suchte, seine deutsche Bezeichnung der Monats- und Windnamen, auch eine naive Anwendung künstlich-gelehrten Geistes, seine zum Unglück verlorene Sammlung alter heimischer, von Einhard „barbarisch" genannter Heldensänge, wieder freilich vor allem eine gelehrte Tat, da er das Ende derartigen Sanges gekommen glaubte. Das war es überhaupt: er liebte seine Franken, aber sie sollten gebildet werden. Daher seine unnationale Mäßigkeit im Trinken, daher sein Streben, daß auch seine Familie, seine Hofleute so eifrig lernen sollten wie er, daher seine Unterhaltung bei und nach Tische, für die nicht mehr der Sänger sorgte, sondern der Gelehrte, der aus antiken Autoren oder Augustins Gottesstaat oder gar wie Theodulf aus eigenen Gedichten vorlas, worüber wie über den „ganzen Krempel" dann ein Recke vom alten Schlage wie der trunkfeste Wibod mit Recht ergrimmte.

Übrigens scheint es, als ob in der ganzen Periode ein Studieneifer, dessen Grundlage natürlich die Antike war, auch durch die übrige Welt ging. Man hat an den Hof der Abassiden in Bagdad, an den Omajaden Hakem in Spanien, an Basilius I. und Konstantin Porphyrogenitus in Byzanz, vor allem an Alfred den Großen erinnert. Den im arabischen Orient üblichen Zirkeln ähnlich war auch die Bildungszentrale Karls, die an schon früher bestehende gleichartige Einrichtungen knüpfende, für den Nachwuchs der höheren Beamten und Geistlichen bestimmte Hofschule, die zu der bekannten Bildungsakademie und Disputiergesellschaft mit Alkuin als führendem Geist erwuchs. Ein wichtiges Charakteristikum der Karolingischen Renaissance, überhaupt von Karls Bildungspolitik, war aber der christlich-kirchliche Grundzug. Karl fühlte sich ganz im Dienst der Kirche, war jedoch noch ihr vollkommener Herr. Sie war zwar schon längst innerlich gewachsen, insbesondere durch den von den Pippiniden angebahnten, durch Bonifatius vorbereiteten, aus der Kirchenreform hervorgehenden Anschluß der fränkischen Kirche an Rom, ein Bund, der mit der Krönung Pippins durch den Papst rechtlich zum Ausdruck kam. Aber diese Kirche, die den Frankenherrschern schon ihren Sieg über den Arianismus, ihre Rettung vor dem Islam und nun ihre Einheitlichkeit mit römischer Spitze verdankte, blieb doch nur der Schützling Pippins und ganz in seiner Hand, wie ihr Gut schon unter Karl Martell dem Staat diente. Noch mehr blieb Karl der Große trotz der ihn verletzenden Krönung durch den Papst ihr Beherrscher, ernannte die Bischöfe, die wie die Grafen seine Organe waren, hielt den Papst von jedem inneren Einfluß fern, zog selbst das Dogma und den Ritus in den Bereich seiner Entscheidungen. Dafür färbte er aber auch den Staat ganz theokratisch, Staat und Kirche durchdrangen einander, er war in allem christlicher Herrscher. Als solcher hat er die Kirche und den Klerus kirchlich, sittlich und geistig ständig gehoben und wirtschaftlich durch Schenkungen gestärkt, die die früheren Verluste wettmachten. Er sah in ihr die selbstverständliche Trägerin seiner Kulturziele: er hat ihr eigentlich erst ihre spätere kulturelle, erzieherische Rolle zudiktiert. So konnte er wie

später das ganze Mittelalter auch in der wiederzubelebenden Antike nur ein Mittel zu höherem Zwecke sehen: auch seiner Hofakademie legte er die Arbeit im Dienste der Kirche als erstes auf; Alkuin war streng kirchlich gesinnt. Die Textverbesserung war eigentlich auf kirchliche Handschriften beschränkt. Soweit Karl unter der Mithilfe Alkuins, der in Tours eine Pflanzstätte schuf und eine Reihe von Lehrbüchern schrieb, auf Schulen bei Klöstern und Bistümern hinwirkte, sollten diese nur der Erziehung des der Hebung recht bedürftigen Klerus dienen; was man von Volksbildungsbestrebungen bei ihm hat finden wollen, läuft auf christliche Unterweisung durch primitive deutsche Predigt und Christenlehre hinaus. Alle Untertanen sollten den Glauben und das Vaterunser lernen, deshalb sollten die Laien die Söhne in die „Schule" schicken. Daß die Laien jene ihnen erklärten Formeln lateinisch lernen mußten, ergibt sich aus dem Übergewicht des Romanischen in Karls Reich wie aus dem engen Zusammenhang des ganzen Kirchentums mit der lateinischen Sprache. Solche auf Förderung des christlichen Geistes gerichtete Bestrebungen haben auch viel mehr nachgewirkt als Karls Renaissancebemühen. Der durch dieses eingetretene glänzende literarische Aufschwung des 9. Jahrhunderts, bei dem es aber, wie Alkuin, Einhart, Angilbert zeigen, genau so wie schon im westgotischen und angelsächsischen Bildungswesen auf bloße formale, schulmäßige Nachahmung römischer Vorbilder und Zusammenraffen antiken Stoffes unter christlicher Verbrämung hinauslief, schwand mit dem später aufhörenden Bildungsstreben des Hofes bald; das Schulleben dauerte, aber ging zurück. Die Handschriftenmalerei, weit über die nur im Ornament sich betätigenden Leistungen der Merowingerzeit entwickelt, anderseits im Ornament selbst durch klassische Einflüsse gehoben und von ihrem Zentrum, der Hofschule, aus rasch verbreitet, hielt sich freilich besser, namentlich im Westen; Karls Bauten konnten überhaupt nicht nachwirken.

Der große Schulmeister, als welcher Karl uns erscheinen muß, hat nun aber nicht nur in Christentum und Bildung, sondern in jeder Beziehung sein Reich auf eine höhere Stufe zu bringen gesucht: auf ihn gehen noch andere Seiten der späteren, auch der deutschen Entwickelung zurück, obgleich er zunächst wenig Dauerndes erreichte. Seine berühmten wirtschaftlichen Musterorganisationen freilich, die einen Anschluß an die höheren Traditionen Italiens und Galliens zeigen, kommen für Deutschland wenig in Betracht. Die systematische Landgüterverfassung mit ihren Haupt- und Nebenhöfen und ihrer genauen Buchführung, das Zeugnis der mehr programmatischen Landgüterordnung Karls (capitulare de villis) über den entwickelten Obst-, Gemüse-, Weinbau, über höhere Wiesen- und Waldwirtschaft, spezialisierte gewerbliche Betriebe gilt nur für Neustrien, auch noch für rheinische Gegenden. Mehr kommen die für seine Sendboten als Muster bestimmten Inventurformulare (brevia exempla ad describendas res fiscales), die sich auf wirkliche Verhältnisse stützen, in Betracht. Aber die für den deutschen Westen erhaltenen betreffen wesentlich Kirchengüter. Dort ist auch das Beispiel der Krongüter nicht ohne Wirkung geblieben. Immerhin geht die ähnlich organisierte geistliche Grundherrschaft in Westfranken, ebenso wie Karls Landgüter, auch ohne deren Einfluß auf gallisch-römische Grundlagen zurück, und wenn wir im späteren Deutschland, wie das Register von Prüm, die Grundbücher von Werden und Bleidenstat zeigen, verwandte Organisationen finden, so wirkten da nur die regen Beziehungen zu den westfränkischen Klöstern. Der für Korvei angenommene entwickelte gewerbliche Betrieb gilt übrigens nicht für diese Abtei, sondern für Corbie (Westfranken). Die im Osten nötige, von Karl ausdrücklich geforderte Rodung ferner ist damals doch wesentlich eine Leistung der Klöster. Von den bayrischen Agilulfingern wurde das Klosterwesen mit seiner Organisation direkt wegen der Kultivierung

des Landes gepflegt. Die anscheinenden Bemühungen Karls endlich, den damals wesentlich vom Orient abhängigen Handel zu fördern, hatten naturgemäß keinen tieferen Erfolg.

Wenig einheitlich und trotz allen Reformeifers wenig erfolgreich blieb die gesetzgeberische Tätigkeit Karls. Zwar die persönliche Herrschaft war unter ihm äußerst gesteigert, das dem Volke gnädig seinen Schutz gewährende Königtum galt nun als gottverliehen; das neue Kaisertum vermehrte den Nimbus; Karls persönliche Bedeutung war so gewaltig, daß ihn schon die Zeitgenossen den „Großen" nannten. Und wenn er auch gern Rat hörte, wenn die aus der Maiversammlung des Volkes herauswachsenden Versammlungen der Aristokratie, die noch in ihren Formen schwankenden Reichstage in ihren Ausschüssen bei der Beratung der Gesetze mitwirkten, so waren doch die Kapitularien (nach der Einteilung in Kapitel so genannt) immer Erlasse des Königs und kamen als seine Beschlüsse zum Vorschein. Aber diese Kapitularien sind ganz unsystematisch geblieben, von Fall zu Fall entstanden. Den Gedanken an ein neues großes Rechtsbuch hat Karl trotz seiner zentralistischen Neigungen nicht gefaßt. Er war auch ebenso unmöglich wie bei den damaligen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnissen eine einheitliche Regelung der Heer- und Steuerverhältnisse, überhaupt eine wirkliche Zentralregierung. Die Zentralstelle der Kanzlei war nur ein rein geschäftliches Organ. Persönlich griff Karl zwar überall ein: sein Hauptmittel war eine fortwährende Kontrolle. Seine militärisch-richterlich-zivil befugten Beamten, die Grafen, über deren Gewalttätigkeit und Bestechlichkeit so viel geklagt wurde, kontrollierte er durch die Königsboten. Aber diese, selbst aus Grafen oder dem Klerus hervorgegangen, auch mit allzuviel Aufgaben für ihren Sprengel betraut, genügten doch nicht zur Abstellung der großen Mißbräuche. Namentlich auf dem Gebiete der Rechtspflege blieb im ganzen alles beim alten, obgleich Karl überall als Schützer der Bedrängten auftrat und das Volk ihm auch als Schützer des Rechts dauerndes Andenken bewahrte, obgleich ferner hierauf die Sendboten ihr besonderes Augenmerk richten sollten und er selbst für gute Rechtsprechung durch das Institut ständiger Schöffen sorgen wollte.

Die Verhältnisse waren mächtiger als selbst dieser Herrscher: es ist die stetig gewachsene Macht der Aristokratie, die auch er nicht zurückdämmen konnte, auf die er vielmehr selbst mehr und mehr die Verwaltungsaufgaben abwälzen mußte. Gelang es etwa, eigenmächtig auferlegte Zölle und Abgaben wieder abzuschaffen, überhaupt offene Übergriffe zu bestrafen, so war eine folgenreichere, bereits früher einsetzende schleichende Entwickelung nur wenig zu hemmen: die Herabdrückung der Freien in Abhängigkeit. Es war eine Entwickelung, die sich aus der geminderten öffentlichen Stellung der Freien einerseits und dem wirtschaftlichen Rückgang vieler von ihnen von selbst ergab, die aber durch die Machtgier der Großen noch gefördert wurde. Der Freie, dessen geringeren Rechten nur größere Lasten entsprachen, trug diese nur schwer, insbesondere die bei den häufigen Kriegen gesteigerte Heeresdienstpflicht, die eine eigene, bei der Vermehrung der Reiter immer kostspieligere Ausrüstung erforderte. Dazu kamen der früh verhaßte, gerade jetzt zur Zwangsabgabe fixierte Zehnte an die Kirche, die hohen Gerichtsbußen, die Naturalverpflegung der Großen des Reiches oder der Königsboten, die schwere Heerbannbuße bei der gern versuchten Entziehung vom Heerdienst. Viele gingen, um die Leistungen aufzubringen, harte Schuldverträge ein, viele wurden ruiniert. Schlimm wirkte dann der berechnete Druck der Großen, den die Kapitularien geradezu als Ursache dafür bezeichnen, daß so manche arme Freie zu Bettlern und Räubern wurden. Die mit dem großen Besitz oft verbundene Amtsgewalt, die Stellung als Graf, erlaubte namentlich bei Ausübung der Heerbanngewalt viele Mißbräuche, so immer neues Aufbieten derselben schon

verarmten Leute, unter Schonung der sich um den Schutz des Herrn Bewerbenden, ungerechte Schätzung der Besitzer für die Beisteuer, harte Einziehung der Heerbannbuße. Trotz aller Verbote Karls, trotz mancher positiven Milderungsversuche, wie Beschränkung der Heerbannbuße nur auf die Fahrhabe, Verteilung der Ausrüstungskosten und der Heerespflicht selbst auf mehrere, Schonung von Hungersnot betroffener Gegenden, kamen, gezwungen oder freiwillig, durch die Macht der Verhältnisse und bei der immer geringeren Schätzung der alten Freiheit immer mehr Freie dazu, ihren Besitz der Kirche oder einem Großen zu übertragen, um dadurch, trotz Abhängigkeit und Abgaben, persönliche und soziale Sicherung und wirtschaftliche Existenzmöglichkeit zu erlangen. Landlos gewordene Freie gaben sich erst recht zu eigen, zumal an sie dann Stücke vom Herrenbesitz ausgetan wurden. Überhaupt lockte der wirtschaftliche Vorteil wie die Möglichkeit, im Dienste eines Großen in der Welt vorwärts zu kommen. Am häufigsten wurde man freilich geistlicher Zinsmann, um so lieber, als hiervon noch Nutzen für das Seelenheil erwartet wurde. Immerhin war dieser ganze, vielleicht überhaupt überschätzte Prozeß damals noch weit vom Abschluß, ebenso wie die Ausbildung des öffentlichen, wirtschaftlichen und militärischen Übergewichts der Aristokratie: der spätere Übergang der Verwaltung in ihre Hände, auf deren Aufgeboten z. B. schon das Heer wesentlich beruhte, wurde eben noch durch die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen aufgehalten. Aber im Grunde handelte es sich um einen notwendigen Prozeß, weil in einer naturalwirtschaftlichen Zeit und bei so unvollkommenen Verkehrsmitteln die straffe Zentralverwaltung eines so großen Reiches gar nicht möglich war. So entwickelte sich unter Karl das System weiter, auf dem das ganze öffentliche Leben des Mittelalters beruhte. Die Verwaltungsorganisation mit dem Grafen an der Spitze bleibt auch später die Grundlage. Ebenso hat sich unter ihm aber auch das Wesentliche der mittelalterlichen geistigen Kultur maßgebend ausgebildet. Die erwähnte christliche Färbung derselben ebenso wie die kulturelle Führerrolle der Kirche selbst, weiter die Neufestsetzung des Lateinischen als internationaler Bildungs-, Amts- und Kirchensprache, die auch für die deutschen Stämme gegenüber den nur als Mundart gesprochenen Volkssprachen ein einigendes Band war, die formalistische, wieder von Alkuin in seinen Lehrbüchern ausgeprägte Art der Pflege des überkommenen Bildungsstoffes, der eben nur formal bewältigt werden konnte, das System der sieben freien Künste, das ebenfalls Alkuin aus dem verfallenden Altertum übernahm, wenn es auch erst sein Schüler Hrabanus Maurus systematisch durchführte, dies und anderes sind dafür Zeugen. So bildet Karls Regierung zugleich den Abschluß einer älteren Entwickelung, der Angliederung an die Weltkultur, und den Ausgangspunkt einer neuen.

II. Das Hervortreten des deutschen Menschen.

1. Die Bildung eines nationalen Kulturkreises.

Der Anschluß an eine höhere Kultur war für die späteren Deutschen gewonnen: er war für sie gewonnen, weil sie Glieder des großen fränkischen Mischreiches geworden waren, das sich zu einer abendländischen Universalmonarchie ausgewachsen hatte. Wenn nun die Zeit kam, da dies Reich zerfiel und die deutschen Stämme unter einem östlichen Teilreiche lebten, so bildete sich damit nicht ohne weiteres ein Reich mit neuen selbständigen Einrichtungen, mit neuem selbständigen Kulturleben: die fränkische Kultur, das fränkische Reich war vielmehr die Grundlage der ganzen weiteren Entwickelung. Die fränkische Zeit ist für die deutsche Geschichte keine Episode, sondern wirkliche deutsche Vorgeschichte. Es bildete sich aber weiter auch nicht ein Reich, für dessen Abtrennung von dem großen Mischreiche der nationale Gedanke irgendwie bestimmend war. Was das mächtige Reich, den Träger der damaligen Kultur, zertrümmerte, das war ein privatrechtlicher Vorgang, das überkommene Prinzip, das Reich als Besitz der Herrscher unter die Erben zu teilen, das waren ferner Neid, Eifersucht und Habgier der einzelnen Brüder, die in eigensüchtigem Triebe sich bekämpften. So wenig ihre Völker dabei eine Rolle spielten, so wenig kam das Volkstum der Teilreiche in Frage. Bei dem Vertrage von Verdun vom Jahre 843, der die Trennung markiert, wirkten für die Abgrenzung gegebene äußere, nicht nationale Gesichtspunkte, und bei dem Vertrage von Mersen vom Jahre 870, von dem andere die Geburt des deutschen Reiches datieren, ist auf romanisches oder deutsches Volkstum ebenfalls nicht bewußt Rücksicht genommen worden. Tatsächlich hat ja Ludwig der Deutsche nach Zerfall des Mittelreiches die deutsch sprechenden Stämme in der Hauptsache vereinigt, nach der kurzen Wiedervereinigung des Gesamtreiches unter Karl dem Dicken schied sich das ostfränkische Reich auch schon als gewohnte Einheit wieder ab, und die Beschränkung auf deutsche Gebiete wurde noch durch die gezwungene Abwendung von Italien unter Arnulf gefördert. Aber ein wirklich deutsches Reich ist das ostfränkische doch erst allmählich geworden. Eine deutsche Volkseinheit gibt es noch lange nicht: im Mittelalter bleiben die Stammesgegensätze in großer Schärfe bestehen; vor allem bleibt noch lange eine durchgehende Scheidung zwischen Ober- und Niederdeutschland, die eigentlich erst durch die neuhochdeutsche Schriftsprache überwunden ist.

Ein tiefer kultureller Gegensatz hat freilich, wie schon wiederholt betont wurde, zwischen dem östlichen und westlichen Teile des Frankenreiches von jeher bestanden. Neustrien war Austrasien immer überlegen, und unter den Merowingern waren die verknüpfenden Bande auch äußerlich sehr lose geworden. Karls des Großen Bemühungen, die kulturellen Unterschiede auszugleichen, machten zwar in der Tat die Verhältnisse des Ostens in vieler, ein wenig wohl

auch in wirtschaftlicher Beziehung den neustrischen ähnlich, aber eine Kluft blieb doch bestehen. Natürlich machten sich auch die Unterschiede der Sprache schon geltend: bekanntlich leisteten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche 842 ihren Vertragseid zu Straßburg in verschiedenen Sprachen, jener deutsch, um von den ostfränkischen, dieser romanisch, um von den westfränkischen Rittern verstanden zu werden; aber man muß bedenken, daß beide Teile auch wieder durch die Schriftsprache, die lateinische, geeinigt waren, während die Deutschen ihrerseits sich sprachlich nach den Stämmen, also mundartlich ebenso sonderten wie in Recht und Sitte. Immerhin hat doch eben die Bildung des nationaler zusammengesetzten ostfränkischen Reiches das Gefühl der sprachlichen Unterschiede von anderen Ländern erst hervorgerufen; zu größerer Berücksichtigung der Volkssprache aber innerhalb des Reiches führte der noch zu schildernde kulturelle Rückgang, das Stocken der lateinischen Gesetzgebung. Es hat sich damals auch schon ein Wort verbreitet, das den Deutschen wenigstens sprachlich von anderen Menschen unterscheidet und für ein gemeinsames Volksgefühl zu sprechen scheint, das Wort Deutsch (thiudisc, teutiscus, teutonicus). Das Wort „germanisch, Germanen" ist nur ein vorzugsweise gelehrtes geblieben. In Wahrheit ist das Wort „deutsch" aber noch nicht einmal ohne weiteres ein Beweis dafür, daß sich in jener Zeit die Stämme als „durch eine gemeinsame Sprache verbunden" fühlten. Zunächst nichts als „volkstümlich" oder, wie andere wollen, „volksverständlich" bedeutend, wird das Wort für die Mundart angewandt im Gegensatz zum Romanischen, also z. B. „fränkisch" abwechselnd mit „deutsch" gebraucht. Zum erstenmal wird das Wort im Gegensatz zum Lateinischen im Jahre 786 in einem Bericht des Kardinalbischofs von Ostia an Papst Hadrian I. über eine angelsächsische Synode verwendet; 788 wird in den Lorscher Annalen die theodisca lingua genannt u. s. w. Daneben kommt dann allerdings schon eine Anwendung in mehr gesamtsprachlichem Sinne vor; Hrabanus Maurus z. B. spricht von den Markomannen als den Vorfahren derjenigen, welche die deutsche Sprache reden (qui theudiscam loquuntur linguam). Eine Zusammenfassung deutschsprechender Menschen als „Teutisci" konnte aber am ehesten von Fremden geschehen. So unterscheidet eine Trienter Gerichtsurkunde von 845 von den romanisierten Langobarden die Teutisci. Von einer Anwendung eines Gesamtnamens für die Bewohner des ostfränkischen Reiches seitens dieser selbst ist aber noch bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts keine Rede (vgl. S. 72), geschweige denn von einem politischen Nationalbewußtsein. Gleichwohl war in der äußeren politischen Zusammenfassung der einander verwandten Stämme die Vorbedingung für ein nationales Leben gegeben, und sehr bald traten denn auch die Spuren eines solchen hervor.

Der Umfang dieses Reiches war keineswegs sehr groß und bedeutend kleiner als der des späteren Deutschen Reiches, das sich die gewaltigen Landschaften im Osten einverleibt hatte. Anderseits hat es an der Küste andere Umrisse, größeren Umfang gezeigt als heute. Die zerrissene friesische Inselwelt hatte gewiß noch nicht so viel an das Meer verloren; wo heute Wattenmeer ist, war noch vielfach festes Land, Helgoland sicherlich eine größere Insel. Ebenso hingen die nordfriesischen Inseln noch viel mehr mit dem Festland zusammen, und mancher bevölkerte Ort ist heute vom Wasser bedeckt. Es war nicht mehr das Land, wie es zu germanischer Zeit gestaltet war: nach den Römerzeiten im Westen hatte die primitive und allmählich steigende bäurische Kultur der Stämme doch schon der Landschaft ihren Stempel aufgedrückt, auch der sächsischen, obgleich diese der der Frühzeit immer noch ähnlicher war als etwa dem Bilde, das Deutschland im 16. Jahrhundert zeigte. Schon das Klima deutet

darauf hin: die von Tacitus hervorgehobene Feuchtigkeit wird auch noch durch die Quellen des 9. Jahrhunderts, die über den ewigen Regen klagen, der wieder ausgedehnte Überschwemmungen veranlaßte und sehr oft in gewaltigen Wolkenbrüchen und heftigen Gewittern niederging, ebenso bestätigt wie die von ihm erwähnte Häufigkeit und Gewalt der Stürme. Diese Erscheinungen traten damals noch außerordentlich verheerend auf; wir hören von Wolkenbrüchen, die ganze Ortschaften mit Hunderten von Menschen vernichteten, so 889 in Thüringen, oder von schrecklichen Stürmen, die alles auf ihrem Wege zerstörten. Allgemein wird auch die Rauheit des Klimas hervorgehoben: von ungewöhnlicher Winterkälte wird oft berichtet, außerordentlich schneereiche Winter sind bei der herrschenden Feuchtigkeit natürlich. Die so bedingten gefährlichen elementaren Ereignisse wurden noch vermehrt durch die infolge der damals noch stärker wirksamen vulkanischen Kräfte oft auftretenden Erdbeben, über die namentlich im Westen Berichte vorliegen. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts hören wir davon auch aus Sachsen. Jene Feuchtigkeit hängt wie früher wesentlich mit dem Waldreichtum zusammen. Die Waldmasse war, so wenig man sie, wie auch nicht für die frühere Zeit, überschätzen darf, doch recht groß, an einzelnen Stellen noch undurchdringlicher Bestand: Sachsenland war mit Wald bedeckt, noch mehr das spätere Hessen; aber furchtbar war dieser Wald nicht, und von der schreckenerregenden Schilderung des großen Buchenwaldes, der der Gegend von Fulda ihren Namen gab (Buchonia), in den Lebensbeschreibungen der Fuldaer Heiligen Sturm und Eigil darf man getrost einiges abziehen. Bären und Wölfe freilich waren noch zahlreich da; die Bärenjagd war noch des Jägers Lust, und mit der Vertilgung der massenhaften Wölfe, die gegen Ende des 10. Jahrhunderts sogar in die Städte, wie nach Worms, drangen, beschäftigt sich schon das Capitulare de villis, das doch mehr für Westfranken gilt. Ebenso gab es noch Elche, aber Auerochsen waren schon geringer geworden. Das Hochwild, der Bär und der Eber waren für den Grundherrn gesuchte Nahrung. Mit den Wäldern, neben Nadelwäldern namentlich Eichen- und Buchenwälder, wechselten noch große und weite Moorflächen, soweit nicht noch, wie häufig, die Wälder selbst versumpft waren, so an der Elbe, am Lech, im sächsischen Nordwesten, in Ostfriesland. Aber der Kampf gegen den Wald hatte doch schon stärker begonnen. Große Fortschritte werden jetzt gegenüber dem 4. und 5. Jahrhundert gemacht: Wald und bebautes Land hielten sich schon die Wage. Im ganzen war eine stärkere und intensivere Rodung erst, wie oben erwähnt, zu den Zeiten Karls des Großen eingetreten; seitdem schritt, namentlich durch die Kolonisationsarbeit der Kirche, allmählich die Umwandlung des Landes fort: gerade das 9. Jahrhundert mochte davon viel, so in der Eifelgegend, sehen. Dazu kamen die zum Teil schon recht alten Waldlichtungen für die Weide: wunnja war die Bezeichnung dieser Weideplätze.

Schon darf der bäuerliche Charakter der Landschaft als in die Augen fallend hingestellt werden: das Dorf ist die Hauptform der Siedelung. Mit Recht hat man die Einheitlichkeit des damaligen Landschaftsbildes hervorgehoben. Neben den Dörfern gab es freilich, wenn auch in geringerem Maße, die alte Ansiedelung in Einzelhöfen. Dazu kamen dann immer zahlreicher die Herrenhöfe, die aber in ihrer ganzen Anlage jenes einheitliche Bild nicht änderten; auch die nun so wichtigen Klöster und die Königshöfe unterschieden sich nicht allzusehr von der größeren sonstigen Hofanlage. Freilich begann hier neben den alten Erd- und Holzbefestigungen der Steinbau ebenso wie für die Befestigung der Höfe und Klöster eine stärkere Rolle zu spielen, aber doch nur sehr langsam. Die Burgen endlich, d. h. besondere befestigte Plätze, hatten noch keine Steinmauern; noch im 11. Jahrhundert hat namentlich in

Sachsen und im Norden der Holzbau für die Burgbefestigung wie für die Wohnstätten überwogen, und auch sonst sind die Steinburgen das seltenere. Von einem Straßennetz, von einem lebhaften Verkehr ist vorläufig nicht die Rede. Alte Römerstraßen waren noch die besten und wichtigsten Straßen, aber die karolingische Zeit trug doch schon manches zur Vermehrung der Straßen bei, deren Zustand freilich mangelhaft genug blieb. Für die weitere Sonderentwickelung war die schlechte Verbindung zwischen dem Meer und dem deutschen Süden von Bedeutung, während dieser mit Italien durch alte, schon als Römerstraßen wichtige Alpenpässe verbunden war (wie den Großen St. Bernhard, den Septimer und Brenner). Stark vermehrten sich auch die Feldwege, schon im Zusammenhang mit der Ausbildung der Grundherrschaften.

Vorbedingung für diesen ganzen Prozeß war die Zunahme der Bevölkerung in den Gebieten, die in der Wanderungszeit so viel Menschenmaterial abgegeben hatten. Im ganzen trat diese Zunahme freilich erst im späteren 10. Jahrhundert ein. Denn im 9. Jahrhundert haben die Normanneneinfälle im Westen wie auch in dem ohnehin schon durch Karl den Großen verheerten und systematisch entvölkerten Sachsen viele Menschenleben vernichtet; zu Anfang des 10. Jahrhunderts aber wirkten die Ungarneinfälle, bei denen nicht nur Menschen in Masse getötet, sondern auch gewaltsam fortgeführt wurden, noch verheerender. Dazu kamen wie früher und später als bevölkerungsvernichtende Momente die massenhaften Kriegszüge, die zahlreichen inneren Fehden, die das ganze Mittelalter hindurch auftretenden, immer mit riesiger Sterblichkeit verbundenen Epidemieen, die für das Mittelalter ebenso charakteristischen Hungersnöte und auch gefahrbringende elementare Ereignisse (Winterkälte, Überschwemmungen, Erdbeben). Die nicht minder häufigen Viehseuchen wirkten in Zeiten der Not verschärfend. Oft traten diese Ereignisse in einem gewissen Zusammenhang zugleich ein, was den Menschenverlust unendlich erhöhte. Ein solches Vernichtungsjahr soll das Jahr 874 gewesen sein. Indessen scheint auch in dieser Beziehung eine Besserung im 10. Jahrhundert eingetreten zu sein.

Die äußeren Schicksale des ostfränkischen Reiches, der Vorstufe des deutschen, sind hier nicht zu erzählen. Noch herrscht das Durcheinander und Auseinander, wenn auch das Gefüge des neuen Reiches fest bleibt. Auch die seinen Bestand und damit die weitere Entwickelung bedrohenden Gefahren von außen hat es abgeschlagen oder überstanden, wie die Raubzüge der Normannen, die ja stärker allerdings das Westfrankenreich heimsuchten. Weniger war das Vordringen der Slawen aufzuhalten, die das deutsche Gebiet zu überfluten drohten. Doch fügte es sich, daß das mächtige mährische Reich an neuen östlichen Bedrängern, den Ungarn, zugrunde ging. Die Ungarneinfälle suchten dann seit dem 10. Jahrhundert auch Deutschland heim und schlugen ihm tiefe Wunden, aber schließlich gelang es doch, das Reich, nun schon das deutsche, gegen Osten zu sichern.

Weitere Gefahren bedrohten die innere Festigkeit des Reiches. Jene dauernd aufsteigende Macht der großen Herren, die auch das Grafenamt erblich zu machen wußten, also die Bildung einer die Verwaltung beherrschenden Aristokratie, verbunden mit der Schwächung der Gewalt des Herrschers, weiter aber die unruhevollen Zeiten, die oft die einzelnen Stämme sich selbst zu helfen zwangen, dazu endlich die alte Sonderexistenz dieser Stämme, ihre sprachliche, rechtliche, überhaupt kulturelle Differenz ließen aus den ersten Geschlechtern derselben führende, aber auch durch ihre amtliche Autorität gestärkte Gewalten hervorgehen, in denen jene Stammesherzogtümer, welche die kräftige Hand Karls beseitigt hatte, zu frischem Leben wieder erwachten. Sie bildeten sich, wie das Herzogtum der Konradiner in Franken oder wie das in Schwaben, zum Teil nicht ohne Kämpfe innerhalb der Stämme;

die Gefahr von Osten ließ das bayrische leichter entstehen; das glänzendste war aber das der Sachsen, das sich ebenfalls aus Kämpfen nach außen, nach Norden wie nach Osten, herausbildete: gerade dieser deutscheste Stamm trat in die frischeste Entwickelung. Unter dem nicht mehr karolingischen, gewählten König aus fränkischem Stamme, König Konrad, zeigte sich die Macht der Stammesherzogtümer schon unüberwindlich: auch die Kirche vermochte die Zentralgewalt nicht mehr zu kräftigen. Die Rettung der Einheit, die eigentliche Gründung des Deutschen Reiches gelang erst durch die von Konrad selbstlos gewünschte Übertragung der Königswürde an den mächtigen sächsischen Herzog: nun erst konnte wirklich neues Leben entstehen.

Diesen vorläufigen, unsicheren, zum Teil sinkenden Charakter trägt nun auch die kulturelle Entwickelung des ostfränkischen Reiches. Vor allem tritt mit der beginnenden Sonderentwickelung der Reiche der kulturelle Gegensatz zwischen West- und Ostfranken immer schärfer in die Erscheinung. Für den Osten macht es sich geltend, daß der wesentlich gebende Teil von ihm gelöst ist, der Westen dagegen entwickelt sich weiter nach oben, bis wir dann einige Jahrhunderte später jene kulturelle Hegemonie Frankreichs in Europa erblühen sehen, die aufs neue den deutschen Osten nachhaltig beeinflußte.

Zunächst aber zehrte dieser von der überkommenen Erbschaft. Noch lag der Schwerpunkt des Reiches in den älteren Teilen: das andere galt noch als kulturelles Neuland. Nach Sachsen sind die Herrscher kaum gekommen, auch wenig nach dem Niederrhein. Neben den rheinischen Pfalzen und Städten (Worms, Mainz, Straßburg) ist Bayern (Regensburg) bevorzugt. Der Herrscher regierte äußerlich nach Art des großen Karl, sein Hof entsprach der Organisation des kaiserlichen Hofes; die Zentralstätte der Verwaltung, die Kanzlei, hatte unter Ludwig dem Frommen das Urkundenwesen weiter ausgebildet: man richtete sich im ostfränkischen Reiche ganz danach, wenn sich auch langsam naturgemäß einige Neuerungen vollzogen. In der gesetzgeberischen Tätigkeit zeigt sich aber bald jener Gegensatz zum Westen. Dort, wie in Italien, übten die Herrscher diese Tätigkeit in der vom großen Karl überlieferten Weise durch geschriebene Gesetze, durch Kapitularien aus; die mindere Kultur des Ostens mochte davon bald nichts mehr wissen: wie in der Frühzeit entschied das Herkommen.

Im wirtschaftlichen Leben setzte sich die Entwickelung fort, die einst im Westen begonnen hatte und auch für die sozialen Verhältnisse so folgenreich wurde: der wirtschaftliche Niedergang der Freien, das Emporkommen der Grundherren. Die Momente, welche wir bereits früher (vgl. S. 53) als den alten Stand der Freien zersetzend erkannten, wirkten in gleicher Weise weiter. Die drückende Heerespflicht zwang die Leute, zumal da die Großen die Heerbanngewalt nach Willkür übten und die Lasten nach wie vor ungleich verteilten, zum Aufgeben ihrer Freiheit, um so mehr, als die Kriege zunahmen und die Heere nun fast vollständig zu Reiterheeren geworden waren. Dazu kam dann die Verheerung und Verwüstung, welche die deutschen Lande durch die Thronstreitigkeiten, durch Einfälle der Normannen an der Nordsee und am Rhein, der Dänen im Norden, der Slawen in Thüringen, dann der Ungarn in Thüringen, Bayern und Schwaben zu erdulden hatten. Weiter trat oft Mißwachs und Hungersnot ein, wie etwa 850, 868, 873 und 874, 895—897. Im Jahre 896 soll man bis zur Menschenfresserei gekommen sein. So setzte sich gerade unter den Nachfolgern des großen Karl die schon im Merowingerreich angebahnte völlige Veränderung der Träger nicht nur des wirtschaftlichen, sondern des gesamten öffentlichen Lebens energisch fort. Mehr und mehr tritt die Grundherrschaft als der bedeutsame Faktor hervor, als welchen sie sich erst recht in den folgenden Jahrhunderten bis zum Ausgang des zwölften zeigte, wenn

man wohl auch neuerdings ihre noch nicht allzu lange entdeckte Rolle sehr überschätzt hat. Die Festsetzung in dieser Rolle ist das eigentliche wirtschaftliche Resultat der karolingischen Zeit, ohne daß aber die Entwickelung in Deutschland schon jetzt zum Abschluß kommt. Die Vorbedingung war eine immer mehr erleichterte Mobilisierung des Grundbesitzes, und in der Tat nimmt bei der eingedrungenen Übertragbarkeit und dem Schwinden erbrechtlicher und sonstiger Bindung des Grundbesitzes der Übergang durch Kauf und Tausch wie vor allem durch Tradition andauernd zu. Dadurch wurde diejenige Vermehrung von Grundbesitz in einzelnen Händen erreicht, die in jener der Geldwirtschaft entbehrenden und für sie noch nicht reifen Zeit allein den wirtschaftlichen Fortschritt ermöglichte. In solcher Zeit verlieh allein der Grundbesitz Ansehen und Stellung, weshalb man auch lieber die persönliche Freiheit als ihn verlor; das Aufsteigen zu weiterem Ansehen wie zu größerem Einkommen konnte nur durch Vergrößerung dieses Besitzes geschehen. Auch der Inhaber eines Amtes war damals nicht „ohne Ar und Halm" denkbar: die Entlohnung für seine Dienste bestand eben, wie wir sahen, in der Verleihung von Grundbesitz, und ebenso war die Möglichkeit der geistigen Macht, der Kirche, sich wirtschaftlich zu halten und sozial zu gelten, an den Grundbesitz und seine Vergrößerung gebunden. Grundbesitz ohne Arbeitskräfte war aber wertlos: mit dem größeren Bodenbesitz hängt daher immer die vermehrte Verfügung über Arbeitskräfte, die man nicht wie heute für Geld haben konnte, zusammen. Die Grundlage der Entwickelung der Grundherrschaft war also eine möglichst große Zahl persönlich unfreier, abhängiger Leute für den Herrenhof selbst — ihre Zahl stieg denn auch in dieser Periode andauernd —, weiter aber die Vermehrung jener verschiedenartig abhängigen, zu Arbeitsdiensten und Naturallieferungen verpflichteten Zinsbauern. Erst diese Verfügung über genügende Arbeitskräfte konnte die eigentlichen Aufgaben der Grundherrschaft, wie z. B. schon eine Rodung in größerem Maßstabe, für die die gewöhnlichen Hufenbesitzer unfähig waren, erfüllen lassen. Nicht mehr der Kleinbesitz der Freien wie früher, sondern die Zusammenfassung zu größeren Einheiten war nötig. Die Umgestaltung der Besitzverhältnisse brachte auch einen grundlegenden Wandel der Produktion hervor. Denn die neue Besitzform kam den Bedürfnissen ihrer Zeit entgegen, nur sie konnte damals die gesteigerten und vermehrten Bedürfnisse befriedigen wie den wirtschaftlichen Fortschritt bringen.

Wir haben (S. 46 und 53) die beginnende Entwickelung der Grundherrschaft dargelegt. Nur sehr wenig hatte dazu die Ausbildung der karolingischen Villenverfassung (vgl. S. 52) beigetragen, insbesondere hat der geistliche Grundbesitz Westfrankens, trotz großer Übereinstimmung seiner Organisation mit jener, sich auf römischer Grundlage entwickelt. Immerhin war doch schon der bloße Umfang des königlichen Besitzes nicht ohne Einfluß, und dieser königliche Grundbesitz ist nun auch im späteren Deutschland im 9. Jahrhundert außerordentlich groß. Aus der ganzen karolingischen Periode sind beinahe 200 große Krongüter bekannt. Die Inanspruchnahme herrenlosen Landes führte auch hier, namentlich in Mitteldeutschland und Sachsen, dem König viel Land zu; insbesondere ist sehr viel Waldland zu königlichen Forsten geworden. Durch Konfiskation wuchs auch hier der Besitz, so in Bayern, dessen Herzogtum Karl der Große niederwarf; ferner nahm der König, der ja theoretisch das Obereigentumsrecht über das Gut der Kirche hatte, dieses auch oft faktisch in Anspruch. Freilich benutzte er es dann sofort zugunsten anderer, wie denn überhaupt die Verleihung des Königsgutes an Grafen oder andere sehr am Bestande desselben zehrte, um so mehr, als gegen Ausgang der Karolingerperiode die alten Quellen der Vermehrung immer spärlicher flossen.

Umgekehrt nahm der geistliche Grundbesitz trotz jahrhundertelanger Eingriffe nicht nur der Herrscher, sondern auch habgieriger Großer dauernd zu. Zunächst haben die Könige selbst ihre Verfügungen über Kirchengut durch sehr große Schenkungen, namentlich von ungerodetem Waldland, bei Neugründungen mehr als wett gemacht, ebenso statteten wegen der Verdienstlichkeit guter Werke auch die Großen Stifter und Klöster mit Besitz aus. Aber auch dem Adel war es wie dem König oder den Herzogen oft mehr um die Kultivierung des Landes zu tun, wie denn die Schenkungen meist in Wald- oder Sumpfland bestanden. Im ganzen war es überhaupt Sache der Insassen kirchlicher Sprengel, auch für den nötigen Grundbesitz der Kirche mit zu sorgen. Bei deren wachsendem äußeren und inneren Einfluß nahm aber der Schenkungseifer großer wie kleiner Besitzer, der sich besonders bei Überführung eines Heiligen und Gründung eines ihm geweihten Gotteshauses äußerte, zu. Dazu kam die erweiterte, frühzeitig beginnende Übertragung des Eigentums seitens freier Besitzer, die es dann als Nutznießer wieder erhielten. Sie geschah, wie erwähnt, gern zum Nutzen des eigenen Seelenheils, aber auch aus anderen egoistischen Motiven: die von der Kirche abhängigen Zinsbauern waren meist viel günstiger daran als die der weltlichen Herren, und in den kriegerischen, räuberischen Zeiten war im Schoße der Kirche der beste Schutz. Dessen teilhaftig zu werden, gaben sich auch sonst unabhängige Besitzer zu den Verpflichtungen kleiner Leistungen her. Bei den häufigen direkten Beziehungen etwa des Abtes zu den Zinsleuten wie zu den wirklichen Hörigen herrschte meist ein gutes patriarchalisches Verhältnis, das auf weltlichem Besitz oft viel schlechter war. Weiter erfolgte die Vermehrung des geistlichen Besitzes auch oft planmäßig durch Kauf und Tausch. Denn die Kirche war in einem für jene Zeit recht bedeutenden und ungewöhnlichen Besitz von Geld, der ihr auch sonst die besten wirtschaftlichen Einrichtungen zu treffen verstattete.

Stark zugenommen hat nun auch in Deutschland der weltliche Großgrundbesitz, während wir zunächst (vgl. S. 47) im Osten doch ein bedeutendes Übergewicht der kleineren Besitzer gefunden hatten. Je näher an Westfranken, wo die Grundherrschaft ihre eigentliche Ausbildung und Verbreitung gefunden hatte, um so mehr kam im 9. Jahrhundert auch hier die neue Form auf, also vor allem in den linksrheinischen alemannischen und ostfränkischen Gebieten, weiter aber auch rechts des Rheins in Schwaben und Bayern, während in Sachsen die schon vorhandene Herrschaft der Aristokratie sich in ihrer Weise weiter entwickelte. Die Bildung weltlicher Grundherrschaften ging zunächst vor allem durch Erwerb von umfangreichem Wald- und Wildland vor sich, wie denn, nach ihren Namen zu urteilen, die Herrensitze vorzugsweise in solcher Gegend entstanden sind. Dies Land war wesentlich Kronland und kam als Königsleihe, als königliches Benefizium — dieser Ausdruck galt vor allem für die Landverleihung als Entlohnung für Dienst und Amt — in andere Hände. Dazu kam nun aber der für den Westen schon geschilderte Übergang von Besitz kleiner Freier in die Hände der Großen, oft durch Zwang, oft freiwillig aus den angeführten Gründen, namentlich dem Schutzbedürfnis, vollzogen. Von Wichtigkeit ist dabei vor allem die Auseinandersetzung mit der Markgenossenschaft, in deren Rahmen ja jener kleine Besitz sich befand (vgl. S. 42), aus deren Verband auch der Grundherr meist keineswegs austrat. Sie wurde in ihrem eigentlichen Wesen nun völlig zersetzt. Es war natürlich, daß das wirtschaftliche Übergewicht des Einzelnen diesem einerseits die soziale und wirtschaftliche Führung der Markgenossen, anderseits die Schutzherrschaft nicht nur über die sich ihm ergebenden, sondern über alle Genossen verschaffte. Die gemeinsamen Nutzungsrechte ferner kamen ihm am meisten zugute: je größer sein wirkliches Eigentum, vermehrt durch verliehenen oder errodeten Besitz außerhalb

der Mark, war, um so ausschließlicher verfügte er auch über Weide und Wald, bis endlich mehr oder weniger die Markgenossenschaft sein „Herrschaftsbereich“ war. Man ließ den Genossen ein wenig Waldnutzung, die jetzt mehr als Servitut für den Grundherrn denn als Recht der Bauern erschien, man verfügte über ihre Arbeitskraft, man leitete sie wirtschaftlich, man zerstörte zum Teil das alte Flursystem, die allerdings höchst unpraktische „Gemenglage“ der Äcker. Durch die Immunität (vgl. S. 39) der geistlichen Herrschaften und weltlichen Herren entwickelten sich dann auch Hoheits= und Gerichtsrechte, es bildeten sich hofrechtliche Verbände an Stelle der früheren Markgenossenschaften: jetzt war es der Grundherr, der „seinen“ Bauern „eine gemeine Mark bestimmte“ und alle ihre Rechte festsetzte. In der hier behandelten Zeit beginnt aber erst, wie gesagt, dieser Prozeß. Ferner ist festzuhalten, daß die eigentliche Grundherrschaft sich wesentlich auf das kultiviertere südliche und westliche Deutschland beschränkt hat. Man hat wohl auch das numerische Übergewicht der eigentlichen Grundherrschaft öfter zu groß angenommen. Zwar das wirklich freie Gut kleiner Besitzer ist doch wohl zurückgegangen, aber der bäuerliche Besitz selbst, der Kleinbetrieb bleibt bis zum Schluß der Epoche, in der die Grundherrschaft eine größere Rolle spielt, gegenüber den Herrenhöfen wie den mittelbar durch den Herrn bewirtschafteten Meiereien in großer Überzahl, d. h. der abhängige Besitz, also die eigentlichen Zinsgüter wie die in leichteren und freieren Formen pflichtigen Besitze. In dieser Klasse lag nun aber auch nach wie vor die eigentlich agrarische Betätigung, die eigentliche Arbeitsleistung der Epoche, nicht in der Arbeit der Hörigen der Herrenhöfe. Der Unterschied gegen die frühere Epoche besteht nur — und deshalb bleibt der oben aufgestellte Satz, daß die Grundherrschaft den Fortschritt bedeute, gültig — darin, daß die Grundherrschaft diese Arbeit beeinflußt, an ihrer Organisation teilnimmt, daß sie diese Klasse wirtschaftlich erzieht und sie auf bestimmte Produkte hinweist, während diese durch ihre persönlichen Arbeitsleistungen (Frondienst) der Grundherrschaft eine Wirtschaft, die über den von den unmittelbaren Hörigen zu bewältigenden Betrieb hinausging, erst ermöglicht.

Umgekehrt blieb der wirklich freie Besitzer in seiner wirtschaftlichen Isolierung und bei dem Übergewicht der Grundherren im öffentlichen Leben wirtschaftlich rückständig, soweit nicht auch er sich nach den benachbarten Grundherrschaften richtete, und sozial ohne Bedeutung. Nicht ganz geschwunden, aber als Masse nicht mehr ins Gewicht fallend ist nun diese Klasse der Freien, die einst als Volk das gesamte staatliche Dasein getragen und bestimmt hatte. Nach unten hin durch die wiederholt berührten Abhängigkeitsverhältnisse, nach oben hin durch Hinauswachsen an Besitz und Geltung als Inhaber königlicher Benefizien u. s. w., war dieser einstige Volkskern zerstört. Noch unter Karl dem Großen hatten sich der Entwickelung gegenüber, die ja überhaupt in erster Linie auf der zunehmenden Ungleichheit des Besitzes basierte, die besser situierten Freien gehalten, auf denen noch der Kriegsdienst ruhte, aus denen sich die Schöffen rekrutierten. Jetzt sind auch sie stark zusammengeschmolzen (von gewissen Gegenden, wo sie in größerem Umfange und geschlossener saßen, den Alpengebieten, den Marschländern, einzelnen Strichen in Westfalen und anderwärts abgesehen) und dem Teile der früheren Freien ähnlich, der wegen seiner wirtschaftlichen Schwäche schon ehedem in Abhängigkeit gedrängt war. Ein großer Teil dieser Leute geht jetzt in den unteren abhängigen Massen auf und gleicht fast den Hörigen, ein anderer zieht freilich aus der Abhängigkeit die Möglichkeit besserer Existenz als zuvor. Neuerdings hat man freilich, zunächst für ein bestimmtes, das alemannische Gebiet, das Schwinden der freien Grundbesitzer in der Karolingerzeit bestritten und vom 10.—13. Jahrhundert ziemlich

dieselbe Zahl freier Bauern, die allerdings Lasten, aber nicht solche „grundherrlichen Ursprungs“ tragen, behauptet. Es ist ferner die Klasse der Abhängigen, wie sie aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt war — die alte Schicht der Freigelassenen, die schon früh keinen wesentlichen Zuwachs mehr erhielt, war z. B. jetzt ganz darin aufgegangen —, sehr mannigfaltig gestuft, und viele der früheren Gemeinfreien behielten einen kleinen oder größeren Teil von Unabhängigkeit. Man muß jene Bindung auch nicht immer nur als schädigendes Moment hinstellen: der Verlust der doch nichts mehr geltenden Freiheit bedeutete vielfach die Rettung einer landbauenden Mittelschicht vor völligem Ruin, und das Abhängigkeitsverhältnis begründete ferner durchaus Leistungen von der anderen Seite, Schutz und Sicherheit. Aber solche Erwägung erstreckt sich nun auch auf das öffentliche Leben. Wenn der Übergang von Verwaltungsfunktionen, von Hoheitsrechten an die Großen schon früh sich anbahnte und von den letzten Karolingern notgedrungen immer weitgehender zugelassen werden mußte, so bedeutete das zwar vollkommene Schwächung der Zentralgewalt; aber diese war, wie schon gesagt, ohnehin nicht fähig, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die Grundherrschaften waren schließlich auch ihr das willkommene Mittel, die notwendigen Verwaltungsaufgaben überhaupt erfüllt zu sehen — Karl der Große gab das Muster für solche Betätigung der Grundherrschaften —, und wenn jene diese öffentlichen Leistungen übernahmen, so war ein sich alsbald ergebender äußerlicher Machtzuwachs nur der natürliche Lohn dafür. Freilich waren an diesen Leistungen auch die Grundherren selbst interessiert; sie handelten zum Nutzen ihrer eigenen Untertanen, weniger für die Allgemeinheit. Deren Nutzen und Bedürfnis mußte aber für den Grundherrn auch ohne unmittelbaren Vorteil wegen der moralischen Sicherung seiner Herrschaft maßgebend sein. Anderseits hat man nun für das öffentliche Leben wie für die wirtschaftliche Entwickelung, z. B. von Handel und Gewerbe, die Bedeutung der Grundherrschaft vor derjenigen der staatlichen Gewalt und auch vor der allmählich doch wieder hervortretenden Wirksamkeit der Gemeinden allzusehr in den Vordergrund gerückt. Die Rolle des Staates ist auch in der nachfränkischen Zeit keineswegs gleich Null. Im ganzen aber stellt sich in der karolingischen Zeit doch das skizzierte Ergebnis heraus. Eine völlig unabhängige mittlere Schicht ist geschwunden, und über den Abhängigen und Unfreien erhebt sich eine Aristokratie, die das Volk aus seinen früheren Funktionen verdrängt und auch ein wesentliches Stück des öffentlichen Lebens übernommen hat. An dem Staat, an der Gesamtheit, am staatlichen Leben überhaupt hat das Volk, selbst die geringe Zahl der Freien, fast keinen Anteil und damit auch kein Interesse mehr. Insbesondere ist nun aber auch das Heer, das Volk in Waffen, ein anderes geworden. Äußerlich hatte sich aus Gründen, die besonders schon unter Karl Martell beim Ansturm des arabischen Reitervolks in die Erscheinung getreten waren, allmählich die Umwandlung des Heeres, das auch sonst in seinem alten Charakter den Ansprüchen eines großen Reiches nicht genügte, in ein Reiterheer vollzogen, namentlich während des 9. Jahrhunderts; nur in dem deutschesten Stamme, bei den Sachsen, überwog noch das alte Fußheer. Eben die kostspieligere Ausrüstung des Reiters hatte wieder zum Verfall der Freien beigetragen.

Die Schaffung eines solchen Heeres hing nun aber anderseits mit der Entstehung des Lehnswesens eng zusammen. In diesem vereinigte sich eine persönliche und eine sachliche Bindung. Jene Ergebung in den Schutz eines anderen, die gallische Kommendation, hat sich früh nicht nur auf unfreie Leute, die sich gegen Schutz- und Unterhaltgewährung einem reichen Grundherrn zu Dienst verpflichteten, beschränkt: auch freie Leute ohne Land traten

auf solche Weise in ein Dienstverhältnis, vornehmlich zu kriegerischen Zwecken, und zweifellos ist in der weiteren Entwickelung die Nachwirkung der germanischen Gefolgschaft zu spüren. Die solchergestalt sich seit alters bildende kriegerische Umgebung des Herrn, das „gasindi", nannte man seit dem 8. Jahrhundert „Vasallen" (vassi), auch wieder ein keltisches Wort. Diese Vasallen, die sich dem Herrn (Senior) durch Kommendation (Hineinlegen der gefalteten Hände in die des Herrn und seit Mitte des 8. Jahrhunderts Treueid) verpflichteten, sind also als Gefolge des Grundherrn alt, vermehrten sich in den unruhigen Zeiten des 7. Jahrhunderts aus besitzlosen Freien stark und nahmen in karolingischer Zeit auch die Stelle der Antrustionen (Gefolgsleute) der merowingischen Könige ein: es ist ein militärisches Gefolge, das aber als Ganzes nicht ständig den Herrscher umgibt, sondern zum Teil nur im Bedarfsfall an den Hof kommt, insbesondere zum Kriegsdienst. Wie der König und die Großen band auch die Kirche Vasallen an sich, um den auf ihrem Gute lastenden Heeresdienst leisten zu können.

Die Vasallität nun, die die Freiheit der Vassen nicht minderte, hatte sich durch das Königtum in nachmerowingischer Zeit mit dem Benefiziat verbunden. Dieses war die zeitgemäße Form für den der einstigen Gefolgschaft im Hause oder am Hofe gewährten Unterhalt und Beuteanteil, es war die jetzt natürlich gewordene Art der Dienstbelohnung durch Landnutzung, die wohl auch Große schon zur Entlohnung ihrer vassi angewendet hatten. Ursprünglich hatte Karl Martell aus politischen Gründen, um die Großen mit der Staatsgewalt fester zu verknüpfen, wie vor allem zur Reorganisation des Heeres (in adjutorium exercitus) solche Verleihungen vorgenommen, und zwar bei Erschöpfung des älteren Kronguts aus Kirchengut in der allein möglichen kirchlichen Form der Precaria (vgl. S. 38). Allmählich erschien solche Begabung, da kein Zins gegeben wurde und die Dauer der Verleihung nicht von der Kirche, sondern vom Herrscher abhängig war, als Guttat (beneficium), die zunächst eben die persönlichen Mannen und die Vasallen, die sich zum Heerdienst verpflichteten, für ihre Dienste entschädigte. Mehr und mehr nahm das Benefizium, das nun auch aus dem bald wieder wachsenden Königsgut verliehen wurde, einen dauernden Charakter an. Eigentlich war es wirklich nur zur Nutzung gegeben: beim Tode des Beliehenen fiel es so gut zurück wie beim Tode des Herren (Mannfall und Herrenfall); aber früh wurde es Brauch, in jenem Falle den Sohn zu belehnen und in diesem, das Benefizium dem Beliehenen zu belassen. Immer häufiger wurden nun auch Freie Vasallen, um ein Benefizium zu erhalten. Umgekehrt ergab sich die Verknüpfung von Benefizium und Vasallität, die sich schließlich etwa seit der Mitte des 9. Jahrhunderts ganz durchgesetzt hatte, beständig aus den kriegerischen Zeiten, die bei dem andauernden Verfall der Heeresmasse der Freien leistungsfähige Reitertruppen erforderten. Die mit dem königlichen Benefizium Beliehenen verliehen wieder an ihre Vasallen und an freie Hintersassen, die nun ihre Vasallen wurden, Benefizien, damit diese die Kosten der Ausrüstung zu Pferde bestreiten und persönlich zum Heeresdienst erscheinen konnten. Es ergab sich eine mit dem Reiterdienst verknüpfte Stufenfolge der Vasallität: der König wandte sich an die Großen, diese wieder an ihre Vasallen. Mit der Vasallität, auf der nun das Heer, das nunmehrige Reiterheer, beruhte, war dieses in die Hand der Großen gegeben: ein wichtiges Mittel zur Steigerung ihrer Macht. Aber dadurch wurde nun auch jenes Moment beeinflußt, das neben dem Grundbesitz, der damals allein möglichen Form des Reichtums, und der steigenden Abhängigkeit weiter Volksteile die Macht der Herren besonders stärkte, die Innehaltung von Ämtern. Schon früh hatte sich, wie wir sahen, eine Erblichkeit der amtlichen Gewalt, zumal da auch sie mit Grundbesitz belohnt wurde, ergeben. Jetzt wurde die darin liegende Gefahr einigermaßen,

wenigstens dem Scheine nach, abgeschwächt durch die vasallitische Gestaltung der Verwaltung, die bei Untreue den Widerruf zuließ und beim Tode den Heimfall sicherte. Aber die weitere Entwickelung war doch nur die, daß man auch auf Erblichkeit des Amtslehens und damit wieder des Amtes hinarbeitete, eine Entwickelung, die gegen Ende der karolingischen Zeit sich ziemlich durchgesetzt hatte und die Verwaltung zum größten Teile den Vasallen dauernd auslieferte. Selbst der Amtsträger ist jetzt nur durch seine vasallitische Treue gebunden. Diese für das ganze Mittelalter charakteristische Organisation ist nun auch für das staatliche Leben völlig durchgedrungen. Für die von den großen Vasallen belehnten Lehnsmannen kommt vor allem ihr Herr für ihre Pflichten in Betracht: man ist zunächst Vasall und dann erst Untertan. Die Erblichkeit dieser Lehen führte schließlich zu einem privilegierten geschlossenen Stand. Aus der Erblichkeit der großen Ämter aber, insbesondere der Grafschaften, obgleich sie erst später rechtlich anerkannt wurde, ergaben sich in Verbindung mit sonstigem Besitz Territorialherrschaften, förmliche Staaten, und wieder erstanden die Herzoge, die Hauptträger der Opposition gegen jeden Versuch, eine festere Zentralgewalt aufs neue durchzusetzen. Immerhin ist doch das ganze System von einem Gegenseitigkeitsgefühl durchdrungen, das überhaupt alle mittelalterlichen Verhältnisse, so das zur Kirche, charakterisiert. Das Lehen verlangt von seinem Träger die Treue: sie hielt trotz aller Eigensucht und Willkür den mittelalterlichen Staat zusammen.

Eins ist immer zu betonen: diese Klasse der Herren war diejenige, die, allerdings neben oder vielmehr nach der Kirche, unter den damaligen Verhältnissen allein die Deutschen zu höherer Lebenshaltung führen konnte. Die großen Grundherrschaften — und auch die so wichtigen geistlichen Grundbesitze waren ja nichts anderes — haben durch ihre Überlegenheit vor allem, wie betont, auf wirtschaftlichem Gebiete den Fortschritt ermöglicht. Einerseits schufen sie eine planmäßigere, einheitlichere Produktion und eine Organisation der Arbeit, wenn auch hier und da eine dumpfe Resignation der in Abhängigkeit geratenen Bauern die Arbeitsleistung selbst drücken mußte, anderseits gewann der Betrieb durch die größeren Mittel an Intensität wie an Vervollkommnung. Ein Zuviel der Produktion war nicht zu fürchten, und solange Rodungsland da war, auch kein Zuviel der Arbeitskräfte. Der Überschuß an beiden führte erst später zu weiterer Entwickelung. Zunächst kam man durch die Grundherrschaft auf eine höhere wirtschaftliche Stufe. Der Fortschritt zur Dreifelderwirtschaft, den diese ganze Entwickelung mit sich brachte, hat sich freilich nicht erst in dieser Periode vollzogen (vgl. S. 36), so wenig anderseits die unvollkommeneren Wirtschaftsformen ganz aufhörten: aber jene drang doch stärker durch. Im Zusammenhang damit wurde eine selbständige Wiesenkultur möglich, zumal da der Anbau unabhängiger von der Viehzucht wurde, diese aber durch den Bedarf an Arbeitsvieh, an Düngung stieg und wieder mehr Futter erforderte. Es kommen auch schon Versuche vor, z. B. durch Wasserbauten, systematische Anlagen von Abzugsgräben und Schleusen, anderseits durch Schöpfvorrichtungen die Wiesen ertragsfähiger zu machen. Das Düngen des Ackerlandes, längst bekannt, ist jetzt wohl erst allgemein geworden; der uralte Anbau der Getreidearten wird durch stärkere Verbreitung des Weizens, nach westlichem Muster, vermehrt; ebenso wächst der Anbau der Gemüse und der ebenfalls überkommene des Hanfes und Flachses (vgl. unten). Die Art der Ackerwirtschaft blieb dabei immer noch wenig entwickelt. Sehr nahm die seit Karl dem Großen außerordentlich gepflegte Weinkultur zu, wesentlich allerdings durch die Klöster, von deren wirtschaftlichen Leistungen noch ein besonderer Abschnitt sprechen wird: der Weinbau drang jetzt tief nach

Deutschland, z. B. nach Thüringen. Nun kam auch die vielleicht von den Slawen übernommene Hopfenkultur auf, die aber noch in den Anfängen stecken blieb. Der Wald wurde ebenfalls planmäßiger bewirtschaftet, seine Nutzung geregelter. Die Viehzucht trat einerseits gegenüber dem Anbau in ihrer Bedeutung gegen früher zurück, anderseits nahm gegenüber einer Vermehrung des Arbeitsviehes auf der großen Wirtschaft das Kleinvieh ab, wenn auch die Schweinezucht ihre Wichtigkeit behielt. Umgekehrt ging auf den kleinen Gütern die Pferdezucht zurück. Was aber an Fortschritten in dieser Periode gemacht wurde, war in Westfranken alles eher und besser durchgeführt. Der Osten hinkte nach.

Wird man wirtschaftlich Westfranken als das überlegene Land ansehen müssen, so ist das in geistiger und künstlerischer Beziehung erst recht der Fall. Von künstlerischem Leben kann im Osten noch kaum die Rede sein: was von Kunst da war, war kirchlich, Bauten und Schnitzerei, Musik und Malerei. In St. Gallen wie in anderen Klöstern erblühte, wie wir sehen werden, bald ein regeres Leben, aber zunächst stockte alles. Eine weitere Entwickelung, wie sie Westfranken z. B. bald auf dem Gebiete der Miniaturmalerei sah, war im Osten noch nicht möglich, wenn auch die Tradition der karolingischen Schreib- und Malschule bei der wachsenden literarischen Betätigung der Geistlichen nicht nur im Westen, sondern auch in Fulda, St. Gallen u. s. w. andauerte. Nicht anders im geistigen Leben. Die Hofschule z. B., die im Westen noch blühte, verschwand im Osten sogleich. Der Hof blieb überhaupt nicht mehr Mittelpunkt des höheren Lebens. Schon im geeinigten Frankenreich unter Karls Nachfolger war die von ihm selbst dazu gestärkte Kirche als Machtfaktor in den Vordergrund getreten. Bekanntlich war Ludwig der Fromme ganz in den Händen der Kirche, wenn er auch prinzipiell an ihrer Unterordnung unter den Staat festhielt. Aber seine Politik machte er ganz von seinen geistlichen Ratgebern abhängig. Und ferner wurde der Episkopat nicht nur in seinen Befugnissen gestärkt, sondern er emanzipierte sich auch mehr und mehr von dem Kaiser, indem er gleichzeitig das Interesse am Staat, zumal da dieser aus den Fugen ging, verlor und den Kaiser zu bestimmen suchte, nur von der Kirche und ihren Organen Heil und Besserung zu erwarten. Die Hoffnung des Klerus, die Herrschaft der Kirche über den Staat gesetzlich bestätigt zu sehen, hat Ludwig aber schließlich doch nicht erfüllt. Der alte augustinische Gedanke, daß die Kirche den Staat beherrschen solle, war dafür um so lebendiger in dem Herzen des Klerus, und bei dem Ruin und Zerfall des Staates, bei dem wachsenden Elend schien der Staat auch seiner Aufgabe gar nicht gewachsen. Durch literarische Fälschungen kam man nun jenem Gedanken zu Hilfe, und ein energischer Papst, Nikolaus I., stabilierte das Dogma von dem geistlichen Haupte der christlichen Welt, von der Unterordnung des Staates. Der Papst wollte das Kaisertum verleihen. Solche Ansprüche haben zunächst keine tiefere Folge gehabt: die deutsche Kirche bewahrte eine gewisse Unabhängigkeit von Rom; aber gleichwohl steigerte sie ihre Macht. Sie hatte den Herrscher in ihrer Hand, sie stützte durch ihre Weihe seine Macht, die bei dem Aufkommen der Partikulargewalten immer mehr erschlaffte. Auch sie litt unter der allgemeinen Unbotmäßigkeit: die Zehnten gingen nicht ein, ihre kirchlichen Mittel, insbesondere der Bann, wirkten wenig. In solchen Dingen schützte sie der König, so gut es ging, gewährte Vorteile, Freiheiten und Privilegien. Sie blieb dafür die Beraterin des Königs, sie hatte ferner das höchste unmittelbar mit ihm verkehrende Amt in Händen, das Erzkanzleramt, das mit dem Erzkaplanat verbunden war. Nun aber kam hinzu, daß sie die Hüterin allen höheren Lebens wurde. Ludwig des Frommen Bildung war schon rein theologisch, und auch bei seinem Sohn Ludwig dem Deutschen ist alles geistige

Interesse gleichermaßen gefärbt. Konnte so schon der Hof keine Initiative mehr geben, so hörte bald jenes Interesse überhaupt auf. Der Bildungseifer verschwindet wieder, es kommt die Anschauung auf, daß die Bildung nur Sache der Geistlichen sei, und in der Tat wird die Kirche ihr einziger Hort. Die unter Karl dem Großen literarisch gerichtete Dichtung wird unter Ludwig dem Frommen schon ganz kirchlich: die Gelehrsamkeit verliert die immerhin doch vorhandenen grammatisch-philologischen Ziele und wird ausschließlich theologisch, die Musik dient nicht mehr weltlicher Freude, sondern der Kirche. Jene theologische Gelehrsamkeit war noch immer nicht gering: ihr Hauptvertreter, der auch die grammatischen Studien, aber im Dienste der Bibelerklärung, eifrig pflegte, Hrabanus Maurus, hatte einen gewaltigen Ruf, den namentlich seine später zu erwähnende Lehrtätigkeit mit begründete. Aber sie war wesentlich enzyklopädisch und wurde mehr und mehr äußerlich, „wüst", benutzte die Antike nur zur Verbrämung und war immer kirchlich. Wie die Kirche ferner allein in ihren Schulen eine geistige Erziehung vermittelte, so pflegte nur sie Literatur und Kunst; wir werden davon in einem besonderen Abschnitt handeln. Das war der Unterschied gegen die Zeit Karls des Großen: von jetzt ab wirkte nicht mehr die Größe der römischen Kultur an sich, sondern die Romanisierung schritt fort, weil der Klerus, der Träger aller Kultur, romanisiert war.

Und doch macht sich bereits in diesem von Geistlichen getragenen geistigen Leben ein nationaler Zug geltend. Die geistliche Dichtung beschränkt sich nicht mehr nur auf schulmäßige Versübungen in lateinischer Sprache, die im Grunde immer denselben Stoff ohne Geist und mit viel Künstlichkeit und Gewundenheit und einem Apparat von klassischen Phrasen behandeln, sondern sie steigt auch zur deutschen Sprache herab, und es entstehen deutsche Kunstdichtungen. Freilich ihr Weg läuft fernab von dem nationalen Sang der Spielleute, die den wirklich heimischen Geist pflegen, dabei zugleich die Chroniqueure des Volkes sind, deren Sang aber niemand schriftlich fixierte: sie wollen im Gegenteil, wie der „Crist" des Mönches Otfried von Weißenburg, diesen „unzüchtigen oder mindestens eitlen Sang der Laien verdrängen". Dasselbe Gedicht wendete auch nicht mehr die alte heimische Form der Poesie, die Alliteration, vielmehr den aus der lateinisch-romanischen Kirchenpoesie herübergenommenen Reim an, während „Muspilli" und der „Heliand" noch alliterieren. Aber das wichtigste ist doch, daß man für derartige theologische Lehrdichtungen — denn weiter sind sie nichts — die verachtete barbarische Sprache anwendete. Ja man meint, daß, um christliche Gesinnung zu verbreiten, Geistliche berufsmäßige Sänger zur Abfassung von Dichtungen in ihrem Geist veranlaßt und ihnen dabei geholfen haben; so seien das Wessobrunner Gebet, der „Heliand", die altsächsische „Genesis" entstanden. Für das oberdeutsche Gedicht „Muspilli" nehmen die einen einen christlich begeisterten Laien, die anderen einen Geistlichen als Verfasser an, der das Weltende in deutlicher Anlehnung an heidnische Vorstellungen schildert und durch das Letzte Gericht von der Sünde abschrecken will. Das Leben Christi bildet den Gegenstand des niedersächsischen „Heliand" und des fränkischen „Crist", beides theologisch gefärbte Dichtungen, lehrhaft und erbaulich. Aber gleichwohl klingt doch in diesen Dichtungen nicht nur heimische Sprache, deren Anwendung bei Otfried aus stolzem Stammesgefühl deutlich hervorgeht, sondern es weht in ihnen, namentlich im „Heliand", auch nationaler Geist, vor allem altdeutscher kriegerischer Geist. Sie sind bezeichnend dafür, wie sich das Christentum damals etwa in deutschen Köpfen ausnahm, wenn man auch selbst die Auffassung des „Heliand" durchaus nicht für das Christentum der Masse charakteristisch finden darf, sondern nur für eine höherstehende Minderzahl. Schon der Dichter des „Muspilli" rechnet

deutlich mit dem kriegerischen Geist seiner Zuhörer, ganz in nationaler Färbung erscheinen aber Christus und die Jünger im „Heliand", er ein Volkskönig, reich und stark, die Jünger sein kriegerisches Gefolge, tapfere Degen wie Petrus. Wie dieser des Malchus Ohr abhaut, wird liebevoll geschildert. Die Heiden werden nirgends angegriffen, um so mehr die Juden. Die dem deutschen Hörer unangenehme Flucht der Jünger bei der Gefangennahme Christi wird umständlich zu erklären gesucht. Man sieht in einzelnen Zügen, wie etwa die nicht erhaltenen Epen weltlicher Natur gewesen sein mögen: ihnen nähert der Dichter seinen Stoff an. Mühsam nur gelingt es ihm, das christliche Dulden und Leiden, das Zurücktreten des Selbst vor dem Willen Gottes plausibel zu machen. Die Belohnung des Guten malt er aus, als ob es sich um weltliche Schätze handle. Auch Otfried, der an Volkstümlichkeit den „Heliand" nicht erreicht, sucht wenigstens durch Worte für seinen Stoff heimische Sympathieen zu wecken. Er arbeitet mit dem Selbstgefühl der Franken, sie sollen nicht zurückstehen hinter den Römern und Griechen, denen sie doch gleich wären: auch in ihrer Sprache müsse Christus besungen werden. Kein Zweifel: mehr und mehr ging das Christentum, wenigstens in einer Reihe von Vorstellungen, wie in dem stofflichen und persönlichen Apparat, in das innere Leben der Deutschen bereits über. Seit Karls des Großen Bestrebungen, Gebete und Glaubensbekenntnis für das Volk übersetzen zu lassen, waren christliche Lehren von weiteren Schichten innerlich erfaßt worden, die Personen Christi und der Heiligen aber gewannen in dem Vorstellungskreise der Menschen immer mehr Raum. Man blieb ruhig bei den alten Segenssprüchen, aber an Stelle alter heidnischer Namen traten nun wohl Christus und die Heiligen, man liebte alte Heldengeschichten wie früher, aber nun wurden oft Heiligenlegenden so zugeschnitten, und die alte Regsamkeit der Phantasie fand Gefallen an christlichen Wundergeschichten.

Indessen ist hier wohl der Ort, den großen Prozeß der Übertragung des Christentums in seiner Bedeutung für den deutschen Menschen im Zusammenhang zu würdigen, die sogenannte „deutsche" Färbung des Christentums auf ihren wahren Gehalt hin kurz zu untersuchen und vor allem zu prüfen, was der deutsche Mensch bei dem Prozeß verloren und gewonnen, wie er Eigenes mit Fremdem gemischt hat. Ganz abzuweisen ist der mystische Gedanke einer Art Prädestination des Deutschen für das Christentum. Unendlich fremd mußte der neue Glaube in seinem jüdischen starren, inbrünstigen Kern und dem hellenistischen greisenhaften, müden Gedankensystem, das ihn auf dem Grunde eines überreifen Geisteslebens ausgebaut hatte, dem naiven, rohen und jugendlichen Volke sein, ganz ungewohnt mußte auch das disziplinierte, nach Macht und Herrschaft über die Geister strebende römische Priestertum, die Organisation der Kirche dem ungebundenen deutschen Menschen erscheinen. Aber eben die zielbewußte Machtpolitik dieser Kirche, die straffe Organisation hatte ihn äußerlich bezwungen, wie ihn innerlich die Festigkeit des Lehrgebäudes widerstandslos knebelte. Dieses Lehrgebäude zu begreifen, gelang ihm zunächst nicht, wie überhaupt das Dogma im Mittelalter bedeutend zurücktrat und durch die spätere Askese erst recht mit dem Frommsein den Zusammenhang verlor. Innerlich wurde er von der Kirche vielmehr zunächst nach der Seite der Sitte bearbeitet: die Kirchenzucht war das Machtmittel, das sein ganzes Leben wandelte, das aus dem Christen, der sich nun der äußeren Macht des neuen Glaubens fügte, der zu allem, was ihm vorgesagt wurde, Ja sagte, der Gebete sprach und gute Werke tat, weil solches Tun Zauber wirken konnte, allmählich einen anderen Menschen machte.

Das Hauptmoment des großen Überganges war gewesen, daß sich zunächst, obgleich sich das äußerlich und auch im großen Zusammenhang aus der Ferne so darstellt, eben

doch kein Bruch mit der Vergangenheit in dem Deutschen vollzog. Den hatte die Politik der Kirche von Anfang an zu vermeiden gesucht. Es war gar nicht das Christentum des Apostels Paulus, was die Missionare dem Deutschen predigten. Überaus schonend und vorsichtig ging man vor. Was einmal Gregor der Große einem Missionar der Angelsachsen schrieb, daß man die Götzenhäuser nicht zerstören, sondern durch Einführung der Altäre, der Reliquien die gewohnten Stätten heidnischer Verehrung zu solchen christlichen Gottesdienstes machen solle, daß man die Tieropfer und Opfermahle ruhig zulassen, aber sie zu christlichen Feiern umgestalten solle, das war in der Tat der Weg, den man einschlug. Nicht in Sprüngen, sondern Schritt vor Schritt kommt man zur Höhe, meinte Gregor. Man ließ den Neubekehrten die alten Feste, aber aus dem Wintersonnenwende-, dem Julfest wurde die christliche Weihnacht, wenn diese jetzt mit guten Gründen bekämpfte Anschauung aufrechtzuerhalten ist, aus dem Mittsommerfest, das auch an Donar erinnernde Bräuche in sich aufnahm, das Fest des heiligen Johannes, und die Erntefeste — bei dem Erntesegen wird noch lange Wodan angeredet — wurden zu Kirchweihen. Anderseits nannte man das christliche Auferstehungsfest nach der Göttin Ostara, nach dem ihr geweihten Frühlingsfest, das nun mit jenem zusammenfiel. Wieviel Heidnisches sich sonst in zahlreichen Bräuchen erhielt, das lehrt uns noch heute mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit die Volkskunde. Alte Opferstätten auf Bergen wurden zu christlichen Kirchen. Wo heilige Quellen, heilige Bäume waren, erhoben sich nun christliche Kapellen, zu denen das Volk wie früher kam. So entstand statt der Donarseiche in Geismar durch Bonifaz die Peterskirche, so entstanden die Maria-Buch's, Maria-Linden u. a. Jetzt waren die Stätten nur dem christlichen Kult bestimmt; die alten Umzüge wurden zu christlichen Bittgängen, die Opfer zu Bild- und Kranzspenden des Wunsches oder des Dankes, statt der alten Götzenbilder trug man nun Heiligenbilder umher. Keineswegs wurden aber die alten Göttergestalten dem geistigen Inventar der Deutschen entrissen; das Volk hielt an ihrem ideellen Kern, ihrem Charakter auch als christliches Volk fest. Die vielen Heiligen boten dafür den nötigen Ersatz: statt eines Gottes trank man nun eines Heiligen Minne; der Erzengel Michael wie der heilige Martin erhielten mancherlei vom Wodan (wie denn der Michaelsberg in Fronhofen eine Opferstätte Wodans gewesen sein soll), Petrus vom Donar humoristische Züge, der heilige Stephan etwas vom Fro, auf Maria mochte alte Verehrung einer „mütterlichen Gottheit“ mit übergehen. In den Wochentagen blieben anderseits zum Teil die alten Götternamen bewahrt. Überhaupt mischte sich beides durcheinander: nach Christus mochte in demselben Gebet Wodan angerufen werden, in die heidnischen Segen trug man Christi Namen hinein. Man mag vieles von altheidnischem Gut in den Kirchen selbst erhalten haben; draußen an den Wänden mochte irgend ein zauberkräftiges Idol eingemauert sein. Wie viel von altheidnischen Göttersagen, wie viel von altem phantastischen Wesen dem Christentum gegenüber oder mit ihm vereint weiterlebte, darauf mögen etwa die rätselhaften Bildnereien am Portal der erst viel später erbauten Schottenkirche zu Regensburg deuten können.

Das Christentum trat zunächst dem Heidentum nur zur Seite, und damit begnügte sich einstweilen die Kirche. Freilich, so ganz nichtssagend war der Übergang nicht: er wurde nur erleichtert. Das Abschwören der alten Götter wurde vielmehr ausdrücklich verlangt. „Ich entsage allen Teufelswerken und Worten, dem Donar und dem Wodan und dem Sarnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind“, heißt es in dem schon erwähnten altsächsischen Taufgelöbnis. Die Götter wurden also, wenn sie auch, wie eben betont, zum Teil doch in den Gestalten der christlichen Kirche erhalten blieben, in ihrer Eigenschaft als heidnische Götter zu

bösen, unholden Gestalten. Dem Deutschen mochten sie zunächst — und darin bestärkten sie die Missionare — als die Besiegten, die Ohnmächtigen erscheinen, deren Macht vernichtet war, aber im stillen fühlte er sich doch beengt, und für die gebrochene Treue fürchtete man ihre Rache, vor der nur der Schutz des neuen Gottes und seiner Heiligen bewahren konnte. Jetzt sanken so auch die Götter zu der alten Klasse der schädigenden Dämonen herab, mit den Unholden verband sich wieder der kirchliche Begriff des Bösen, den die Germanen nicht kannten, die Götter wurden zu Teufeln, die Hölle wurde ihr Aufenthalt. Unzweifelhaft erhielt durch diese Wandlung das deutsche Gemütsleben einen stark düsteren Zug: die alte lebhafte Phantasie, noch immer an die Natur, an Wald und Wetter gewöhnt, wandte sich jetzt immer mehr dem Gebiete des Unheimlichen zu. Anderseits schwoll der alte Zauberglaube unendlich an. Den Schutz gegen die Unholden gab nun eben die Kirche; das Besprengen mit Weihwasser, das Zeichen des Kreuzes, beide waren im Glauben des Volkes nichts anderes als zauberkräftige Mittel, genau wie später das Glockenläuten der Kirchen gegen die alte Naturgewalt der Gewitter zauberkräftig wirken sollte. Das Weihen des Schwertes war ebenfalls Zauber. Wir kommen auf den zunehmenden Aberglauben im nächsten Abschnitt ausführlicher zurück. Den altheidnischen Zauberglauben, der bereits die unheilvollen, Menschen, Vieh und Ernte schädigenden Kräfte der elbischen Geister auf Menschen, insbesondere auch schon auf weibliche Wesen (Hexen), übertragen hatte, übrigens ohne daß diese Wurzeln für den späteren Hexenglauben als wesentlich in Betracht kommen, erklärte die Kirche nun allerdings für Wahn; die christlich beeinflußten Kapitularbestimmungen Karls des Großen für Sachsen bedrohen den Hexenglauben der Heiden und das Verbrennen und Auffressen von Hexen mit dem Tode, aber der Glaube, daß sie selbst im Besitz kräftigen Zaubers sei, wurde von der Kirche nach Kräften ausgenutzt. Der von ihr genährte massive Wunderglaube der Merowingerzeit blieb auch später bestehen; aber die Kirche wollte diese Kraft nur sich und ihren Gliedern oder besonders Begnadeten vorbehalten wissen: andere Wundertaten galten als heidnische Übeltaten. Der Glaube an die Zauberkräfte des Christentums wurde gestärkt durch die Richtung derselben nur auf Segen und Wohltat, während jene Unholden immer die angeblichen Urheber des Bösen waren. Dieser Glaube, der im niederen Volke mancher Gegenden noch heute lebt, der anderseits schon von den Priestern des Altertums für ihre Religion klug genährt wurde, ist es gewesen, der die Kirche materiell stärkte durch Schenkungen und Darbietungen (siehe die allerdings aus viel späterer Zeit stammende Abbildung, S. 71), der dem geistlichen Stand selbst eine höhere Stellung im Volke gab und ihn unverletzlich machte, der aber auch die geistige Macht des Christentums erst ermöglichte. Und diese wird nun eben doch immer bedeutender: erst jetzt vollzieht sich allmählich, wenn auch nur zum Teil, der wirkliche Bruch mit der Vergangenheit, *eine wirkliche geistige Umwandlung*. Zunächst schwand die alte Naturgrundlage des religiösen Glaubens fast völlig: das Menschliche tritt, wie das auch dem durch die Entwickelung gewonnenen geistigen Standpunkte entsprach, mehr in den Vordergrund. Die geschichtliche Überlieferung des Christentums gab in Christus und seinen Jüngern, in den Heiligen Menschen, die etwas erlebten, handelten, sprachen; anstatt unbestimmter Vorstellungen kamen feste Gestalten in das Glaubensleben, zu denen der Einzelne ein persönliches Verhältnis gewinnen konnte. Den Volkskönig Christus oder die reckenhaften, kriegerischen Heiligen Michael und Georg sah man leibhaftig vor sich, und wenn man sich an Florian und Stephan wandte und ihren Schutz erflehte, so dachte man an bestimmte menschliche Gestalten, die auch irgend ein Heiligenbild unvollkommen wiedergab, und Petrus, der Himmelspförtner mit dem Schlüssel, war ein ganz gemütlicher

Geselle, kein unbestimmter Schemen. Aber kam dem Deutschen so die Göttlichkeit durch den neuen Glauben menschlich und geistig näher, so hatte es doch zunächst arge Überwindung gekostet, sich mit diesen Wesen anzufreunden, ja sie zu verehren. Ihre ganze Art, ihre Geschichte entsprach doch zu wenig den Überlieferungen der alten Götter. Wie charakteristisch ist schon die verächtliche Bemerkung Chlodwigs gegenüber seiner bekehrungseifrigen Gemahlin, der neue Gott sei ja nicht einmal vom Geschlecht der Götter. Und wie unkriegerisch und ruhmlos war der Gott: eben daher stammte jene oben hervorgehobene Anpassung der evangelischen Geschichte an den kriegerischen Sinn. Aber auf die Dauer wurde diesem Sinne nicht mehr Rechnung getragen. Wenn früher ein alter Recke sich taufen lassen wollte und hörte dann wohl vom Priester, daß die alten Helden der Vorzeit als Heiden in der Hölle verdammt seien,



Friesen bringen dem Bischof von Münster Geschenke dar (Gold in Schalen, Butter, Käse, Lämmer). Wandgemälde aus dem 13. Jahrhundert im Dom zu Münster. Nach H. Janitschek, „Geschichte der Malerei", Berlin 1890. Vgl. Text, S. 70.

dann verzichtete er wohl auf die Taufe und wollte lieber zu jenen in die Hölle. Jetzt gab es keinen solchen Verzicht mehr: einerseits war die Furcht vor der Verdammnis schon klüglich genährt worden, anderseits war nun jeder selbstverständlich ein Christ, mochte er auch innerlich heidnisch gesinnt sein. Und so vollzog sich wenigstens theoretisch eine gewaltige Revolution der Anschauung. Nicht mehr ein stolzer, hochfahrender Mann, sondern ein demütiger, die Rache verschmähender Mensch sollte man sein, wie ja auch Christus selbst, von niedriger Herkunft, Ruhm und Ehre verachtete, wehrlos sich schimpflicher Behandlung preisgab. Weiter aber gewann das Lebensziel, das Lebensideal schon eine ganz andere Gestalt. Sein Leben in Mühe und Arbeit hinzubringen, Zukünftiges sorgsam zu bedenken, dazu zwang die große Masse schon die wirtschaftliche Entwickelung. Die Kirche aber gab der Arbeit jetzt erst die sittliche Geltung im Leben. Sie wirkte weiter darauf hin, über die körperliche die geistige Arbeit zu stellen, sie überhaupt würdigen zu lernen. Hier vollzog sich der schroffste Wandel: der vom spielerischen, kindlichen Geistesleben zur Aufnahme einer von hochstehenden Kulturmenschen ausgebildeten, ganz fremden Art, zu denken. Jetzt wurde erst wirklich der Faden der alten

Entwickelung abgeschnitten. Daß die Träger des kirchlichen Lebens selbst, wie schon die Missionare, sich in jene Art hineinfinden konnten, das ermöglichte allein das feste Formen- und Formelngebäude, das ihnen Halt gab und Hilfe. Logisches Denken, Operieren mit Gründen und Beweisen nahm man also an. Aber der eifrige, grüblerische, leidenschaftliche Sinn der Germanen arbeitete sich bald auch weiter hinein in das Lehrsystem, und schließlich verstanden sie, weiter zu bauen und auszubauen. Wenn jedoch Jahrhunderte später der Gefallen an solchem Denken zu immer gekünstelteren, immer verzwickteren und subtileren Gebäuden führte, so lag das doch im Grunde an der Einimpfung eben einer ganz fremden Denkart, deren Übernahme nur künstliche Produkte hervorbringen konnte. Für die Masse aber bedeutete die Aufnahme der christlichen Lehre schon in den elementarsten Formen eine geistige Anstrengung, die ganz ungewohnt und unerhört war. Jetzt indessen, wo noch von einem tieferen Eindringen in die fremde Atmosphäre nicht die Rede war, wirkte diese geistige Arbeit doch vor allem als Fortschrittsmoment: schon in unserer Epoche ist dieser geistige Fortschritt zu spüren.

2. Kulturelles Eigenleben auf agrarischer Grundlage.

Der Übergang der Königswürde an die Sachsenherzoge hatte die Umwandlung des ostfränkischen Reiches in ein deutsches Reich unzweifelhaft besiegelt, aber der national zusammengefaßte Kreis der deutschen Stämme fühlte sich doch immer noch nicht als nationale Einheit im politischen Sinne. Jenes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Sprache nach (vgl. S. 56) und die Unterscheidung des deutschen Typus seitens des Auslandes schreiten zwar weiter fort: in solchem Sinne kommt schon im Jahre 968 auch die Bezeichnung regnum Teutonicum vor. Auch der Deutsche selbst empfindet sein Volkstum dem Ausländer gegenüber schärfer, wie eine Urkunde Ottos I. aus dem Jahre 961 die Teutonen von den Slawen unterscheidet. Es war natürlich, daß innerhalb Deutschlands zu solcher Bezeichnung zuerst die Grenzgebiete kamen, wo die vorhandenen nationalen Gegensätze augenfällig waren. Jene Ottonischen Urkunden stammen aus den sächsischen Gebieten des Ostens, ebendorther die Chroniken, die den Namen gebrauchen. Ebenso bringen die Italienzüge der Herrscher den Gegensatz zum Italiener zum Bewußtsein und führen zum Hervorheben des eigenen Volkstums; insofern fördert die „undeutsche" Kaiserpolitik das Nationalgefühl. An der westlichen Grenze, in Lothringen, ist dasselbe zu beobachten. Überhaupt wird der Gegensatz zwischen West- und Ostfranken jetzt auch national gefaßt. Der aus etwas späterer Zeit stammende Bericht des Mönches Richer (Westfranken) über die Zusammenkunft des deutschen und französischen Königs im Jahre 920 spricht von den Konflikten der deutschen und französischen jungen Leute, die, zunächst durch den Sprachengegensatz aufgeregt, sich gegenseitig schmähten und schließlich mit dem Schwert aufeinander losgingen. Der Schritt von dem noch schwachen Bewußtsein der sprachlichen und zum Teil auch somatischen Zusammengehörigkeit zur Erfassung des nationalen deutschen Typus auch seitens der Deutschen selbst hat sich völlig aber erst im 11. Jahrhundert vollzogen, auch dann aber rang sich noch nicht ein politisches Nationalbewußtsein durch: die Stämme sind es noch immer, die allein wahre Einheiten, aber Sondereinheiten bilden; nur äußerlich sind sie durch das deutsche Königtum zusammengefügt. Es ist charakteristisch, daß die westlichen Nachbarn die Deutschen als Alemannen (Allemands), die nördlichen sie wohl als Sachsen bezeichneten. Von einem deutschen Menschen kann man damals nur in beschränktem Maße reden. Und doch haben wir es nicht mehr nur mit fränkischen, bayrischen und sächsischen Menschen zu tun: es tritt neben der

äußeren Zusammenfassung doch schon ein tieferer kultureller Zusammenhang deutlich genug hervor. Wie der Ausländer in jener Zeit einen deutschen Typus erkannte, so dürfen auch wir als Beobachter aus zeitlicher Ferne vor der den damaligen Menschen so wichtigen Stammesart die nationale Einheitlichkeit in kulturellem Sinne betonen. Dieses kulturelle Moment ist auch gegenüber dem eben erwähnten somatischen das entscheidende. Von somatischer Reinheit ist keine Rede; im Westen keltische Mischung und im Osten, je länger je mehr, slawische, die sich später nach der Kolonisation auch vielfach in der Psyche des Ostdeutschen zeigt. Wir haben es also mit einem jetzt abgegrenzten nationalen Kulturkreis zu tun, freilich mit unendlich scharfen Besonderheiten der Stämme.

Aber innerhalb dieses Kulturkreises hat sich mit dem 10. Jahrhundert eine höchst wichtige und folgenreiche Verschiebung des Schwerpunktes vollzogen, die zugleich den nunmehr eingeschlagenen nationalen Gang der deutschen Kulturgeschichte günstig beeinflußt. Das Reich war nicht mehr, wie es bis dahin hieß, ein Reich der Franken; es wurde jetzt zwar noch nicht als Deutsches Reich, wohl aber als „Reich der Sachsen und Franken" bezeichnet. Das bedeutet kulturgeschichtlich sehr viel. Gewiß, die zuerst von römischer Kultur gesättigten, dann dem romanisierten Frankenreich angehörigen Teile Deutschlands, d. h. der mittlere und südliche Westen, bleiben noch lange, bis in die zweite Hälfte des Mittelalters, das kulturelle Zentrum. Die Franken, der Römer Besieger und Schüler zugleich, bewahren auch im östlichen Teile des einstigen Gesamtreiches ihre kulturelle Überlegenheit: der im Prolog zum salischen Gesetzbuche hervortretende Frankenstolz leuchtet bei Otfried von Weißenburg unvermindert auf; er klingt sogar in der Gegenwart noch nach, wie etwa in den 1872 gesprochenen Worten des Zentrumsmannes Peter Reichensperger: „Wir Franken am Rhein, wo die erste christliche und staatliche Kultur gewurzelt hat". Die fränkischen Herrscher galten auch später immer als Vorgänger, Aachen blieb die Krönungsstadt. Aber die Franken hatten nun doch trotz Otfrieds Worten, daß sie sich nie einem König, der kein Frankenheld sei, unterwerfen würden, die Führung an jenen anderen mächtigen Stamm abgegeben, der in so vieler Beziehung ihr Antipode war, an die Sachsen, nicht minder stolz als sie, wie sich das in den sächsischen Geschichten Widukinds, bei Thietmar von Merseburg oder in der älteren Lebensbeschreibung der Königin Mathilde zeigt, stolz insbesondere auf die jetzt von ihnen vollbrachten Taten, die das deutsche Volk zum ersten der Christenheit machten. Auch unter Führung dieses Stammes wurden keine nationalen politischen Ziele verfolgt, wieder ging der Zug nach dem Süden, nach dem Kaisertum, nach dem römischen Universalreich. Es lag darin eine Abwendung von den heimischen Traditionen, die nach Norden und Osten gerichtet waren, und eine Anpassung an den Südwesten, dessen Interessen durchaus mit Italien verbunden waren, dem die Idee des Kaisertums kongenial war. Aber gleichwohl hat dieser Wechsel der Führung seine bedeutungsvolle nationalkulturelle Seite. Die jetzt führenden Lande, die sogleich auch die Missionsarbeit für die weiter nördlich und östlich gelegenen Länder übernahmen, die dann wirtschaftlich den slawischen Osten eroberten und den unregelmäßigen Land- und Seehandel zu einem gewaltigen System von Kulturarbeit entwickelten, waren alte Stätten deutschen Wesens; was hier in Kulturarbeit geschah, war weniger oktroyiert als dort im Westen und Süden, die auch später noch den Einflüssen Frankreichs und in geringerem Maße Italiens sich oft eifrig unterworfen haben; man war gewiß noch auf den überlegenen Kulturwesten angewiesen, aber man war nationaler, spröder, eigenständiger. Es war weiter außerordentlich wichtig, daß hier kulturelles Neuland, daß Niedersachsen, also Niederdeutschland,

eine bevorzugte Stellung erhielt und überraschend schnell eine Kultur erblühen sah, die ihrerseits nach Norden und Osten ausstrahlen konnte. Und wenn auch durch die Wiederaufnahme des universalen Kaisertums der Blick nach Welschland gerichtet wurde, wenn später die Salier den rheinischen Westen abermals zum Reichsschwerpunkt machten und das kulturelle Übergewicht des Südwestens überhaupt zunächst nicht beseitigt, ja mit dem Übergang des Königtums an süddeutsche Herrscher die tiefe Scheidung zwischen Ober- und Niederdeutschland aufs neue besiegelt wurde, so bleibt doch der vorübergehend eingetretene Wechsel des Schwerpunkts ein für die Zukunft bedeutsames Moment.

Aber nun kam weiter hinzu, daß sich eine Dynastie zur Führerin Deutschlands erhoben sah, die als Stammesführerin ihre militärischen, politischen und kulturellen Aufgaben im Osten erblickt hatte, und daß so die schon von Karl dem Großen inaugurierte östliche Politik, die zugleich nationale Kulturpolitik war, in energischer Weise wieder aufgenommen und gefördert wurde. Freilich war diese Politik durch äußere zwingende Gründe, durch die von den östlichen, nichtdeutschen Völkermassen drohende Gefahr eine absolute Notwendigkeit geworden, nicht nur an der Elbe, sondern auch im Südosten: sie wurde auch von den Königen zunächst in ihrer Eigenschaft als Sachsenfürsten weitergeführt. Gegen Dänen und Slawen wie gegen Ungarn rang Heinrich I. mit gutem Erfolge, aber durchaus als Sachsenfürst; seine militärische Grenzsicherung, der „Burgenbau", wodurch geschützte Zufluchtsorte, wie sie schon bisher in Deutschland üblich waren, planmäßig und in großer Zahl in den gefährdeten Gebieten erstanden und mit immer kriegsbereiter Mannschaft drohten, war in erster Linie auf Schutz und Hebung des eigenen Landes gerichtet, das, wie überhaupt der Osten, schon unter Karl dem Großen, dann aber auch durch die Slawen- und Ungarneinfälle stark in der überhaupt nicht hohen Bevölkerung zurückgegangen war. Mit der größeren Sicherung und den planmäßigen militärischen Ansiedelungen kamen geordnetere Zustände, die auch einen lebhafteren Verkehr und bessere Wirtschaft erlaubten. Ein Eroberer slawischer Gegenden für das Deutschtum und ein wirklicher Kulturträger für diese östlichen Lande ist dann Otto der Große gewesen, bei dem im übrigen der spezifische Zug der Sachsenfürsten vor dem König und Kaiser zurücktrat. Zunächst wurde jetzt alles Land bis zur Elbe deutsch, dann aber ging die Unterwerfung rasch weiter in die ostelbischen Lande bis zur Oder: Ottos planmäßiges Vorgehen, seine großen Organisationen, die neuen Markgrafschaften, die Mark Meißen, die Marken Billungs und Geros, denen gegen die Dänen die Mark Schleswig entsprach, wie die neugestifteten Bistümer Schleswig, Brandenburg, Havelberg und das Erzbistum Magdeburg waren die erste wichtige Stufe zur Rückeroberung des slawisch gewordenen Ostens, zur Kräftigung und Erweiterung des östlichen Deutschtums. So entstand ein starkes Gegengewicht gegen den kulturälteren, aber allem Fremden mehr geneigten Westen und Süden. Und wenn auch die folgenden, den östlichen Aufgaben zunächst wieder abgewandten Zeiten die Anfänge wirklicher Kolonisation, über die wir freilich nicht klar sehen, vernichteten, wenn seit Otto II. ein mächtiger slawischer Rückstrom einsetzte und Otto I. wie seine Nachfolger die Eroberungen trotz aller Kämpfe nicht völlig halten konnten, die Hauptsache dieser Erweiterung war doch nicht mehr rückgängig zu machen. Eine nachhaltigere deutsche Kolonisation setzte auch bereits unter Otto dem Großen im Südosten, in der eigentlichen Ostmark, ein, in jenem Gebiete, das nach der Zurückdrängung der Avaren schon unter den Karolingern durch die eindringenden Bayern erhebliche wirtschaftliche und kulturelle Fortschritte gemacht, dann aber namentlich durch die Ungarn wieder alles verloren hatte. Eben erst durch die endgültige Besiegung der Ungarn, die Ottos des Großen Werk ist,

war hier neues Leben möglich, und in der Tat beginnt in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts unter planmäßiger Begünstigung der Könige, die vor allem an die Kirche, an Klöster und Hochstifter, aber auch an weltliche Herren große Gebiete verliehen, eine lebhafte Kolonisationstätigkeit, die mit der Missionsarbeit der Kirche Hand in Hand ging, und deren Fortschritt uns später eingehend beschäftigen wird. Jedenfalls findet im Norden wie im Süden eine für die ganze Zukunft folgenreiche Wendung nach Osten statt; sie geschah aber auf Kosten des Volkes, das bisher die deutschen Grenzen bedrängt hatte, der Slawen.

Es war dies ein Volk, das, mag man nun eine vorgeschichtliche slawogermanische Gemeinperiode annehmen oder nicht, den Deutschen und ihrer Volksart jedenfalls von jeher am ähnlichsten war, ihnen auch psychisch verwandt ist, sich überdies vielfach mit ihnen gemischt haben wird. Von jeher haben die Slawen aber auch in den Deutschen trotz deren „Barbarei" die höheren Kulturträger gesehen, wofür zahlreiche charakteristische wirtschaftliche Lehnwörter sprechen, was sie freilich ebensowenig abhielt, in germanisches Gebiet zu dringen, wie die Germanen sich von dem der Römer ferngehalten haben. Manche Forscher haben ein sehr frühes Vorrücken der Slawen angenommen, die dadurch die Germanen zur Verdrängung der Kelten und später zur Völkerwanderung veranlaßt hätten. Die weiten Ebenen sprechen im allgemeinen für ein schnelles Vordringen, wenn auch nicht in geschlossenen großen Massen. Jedenfalls haben die Slawen die von den Germanen verlassenen Gebiete früher oder später nach der Völkerwanderung ohne Lärm besetzt. Gegen Ausgang des 6. Jahrhunderts sind sie, nach Jordanis zu schließen, noch nicht über die obere Weichsel gedrungen, dann muß die Überflutung sich rascher weiter verbreitet haben. Aber weder die fremde noch die heimische Sage hat uns Spuren dieses Vorganges hinterlassen, der also sicherlich nicht als Vordringen eines eroberungslustigen, kräftigen Volkes aufzufassen ist. Nirgends hören wir von Kämpfen, obgleich doch diese östlichen Striche jedenfalls nicht ganz von Menschen verlassen waren. Solche germanischen Reste sind auch widerstandlos in der slawischen Menge aufgegangen.

Lange von der Kulturwelt nicht bemerkt, treten die Slawen nun als drittes nordisches Volk nach Kelten und Germanen dieser inzwischen erweiterten Welt feindlich gegenüber. Die Kämpfe zwischen Franken und Sachsen waren seit dem 6. und 7. Jahrhundert für sie günstig, wiederholt dehnten sie ihre Raubzüge über die Saale aus und setzten sich immer dichter jenseits derselben fest. Bis tief hinein nach Thüringen saßen sie, ebenso bis nach Franken und Bayern hinein. Der von Karl dem Großen im Jahre 805 festgestellte Limes sorabicus gab ihnen im Grunde den ganzen Osten preis. Dann wurden sie immer gefährlicher und verbündeten sich auch mit den Ungarn: erst die Sachsenherrscher eröffneten, wie erwähnt, eine wirkliche Gegenbewegung. In den von ihnen besetzten Gebieten nun kehrten sich die Slawen nicht an die bisherige Siedelungsart der Deutschen, sondern legten ihre Gehöfte nach ihrer Art an, wie sie den Acker nach ihrer primitiveren Art bebauten. Im übrigen darf man die Zustände der Slawen, die jetzt dem kultivierteren Deutschen verächtlich erschienen — wie dem Römer der „Gestank" der Deutschen verhaßt war, so geht es dem Deutschen Sturmi, als er Slawen trifft, die in der Fulda baden —, in manchen Beziehungen nicht viel niedriger ansehen als etwa die der Sachsen. Auf die dürftige Nahrung und die einfachen Lebensansprüche sah der Geschichtschreiber Widukind freilich herab. An der Ostsee, die damals vielleicht noch gegliederter war und mehr Häfen bot, bewährten sich die dortigen Slawen, insbesondere die Pommern, als richtiges Seevolk, freilich auch, wie einst die Sachsen, als gefährliche Seeräuber. Danzig (Gyddanize) an der Weichsel, die Jomsburg, Julin, das sagenhafte Vineta an der

Odermündung, das obotritische Bufu an der Travemündung waren Handelsplätze, an denen die Barbaren zusammenströmten. Sie vermittelten diesen, die sich übrigens früh als verschwenderisch, aber auch gefällig und dienstbereit zeigten, manche angestaunte fremde Ware, erhielten infolgedessen allerdings auch in der Tradition eine größere Bedeutung, als sie wohl tatsächlich gehabt haben. Das Heidentum dieser Slawen aber war dem „Christentum" vieler Sachsen nicht so ganz unähnlich, obgleich allerdings Menschenopfer bei ihnen noch im Schwange waren. Gerade dieses Heidentum war aber das Moment, das sie als besonders bekämpfenswert erscheinen ließ, und dessen Beseitigung als die wichtigste kulturelle Aufgabe erschien, vor allem in einer Zeit, in der die Trägerin aller Kultur die Kirche war. Daraus erklärt sich das spätere Urteil des Chronisten Helmold, daß die Slawen „von Natur treulos und bösartig" seien. Überhaupt ist bei den Sachsen eine Überhebung gegenüber den Slawen ganz unverkennbar. Ehen zwischen Sachsen und Slawen gelten als ungleich. Die ewigen Kämpfe an der Grenze bilden eine wirkliche Rassenantipathie und bei beiden Völkern einen bitteren Haß aus, der auf beiden Seiten Grausamkeiten schlimmster Art hervorrief. Töteten jene alle Christen zuweilen in raffinierter Weise, so schworen diese, das schändliche Volk von der Erde zu vertilgen. Ähnlich wie es die Ungarn mit den Deutschen gemacht hatten, nahmen die Sachsen Slawen mit sich und setzten sie daheim als Hörige an, woher denn auch bei ihnen zuerst das bezeichnende Wort „Sklaven" aufgekommen sein wird, daneben wurde oft vernichtet, was vernichtet werden konnte. Durch die Überhebung der Deutschen fühlten sich die Slawen übrigens besonders tief gekränkt, sie wollten nicht als „Hunde" behandelt werden. Dabei wurden sie von den Deutschen auch tüchtig ausgesogen. Die Erlangung von Abgaben war für die Deutschen das Wesentliche, und auch die Kirche ließ sich scharf zinsen. So war denn jener Rückschlag schließlich unvermeidlich. Der trotzdem von nun an eingetretene Gang der deutschen Kultur nach Osten bleibt jedenfalls eines der wichtigsten Merkmale dieser beginnenden nationalen Kulturepoche. Für die Ausbildung eines nationaleren Charakters der Kultur, die sich noch aus dem folgenden ergeben wird, ist diese Verschiebung höchst wichtig.

Sie verstärkte, da sie militärischen und Kolonisationscharakter zu gleicher Zeit trug, auch durchaus den Grundzug der damaligen, hinter dem vorgeschrittenen europäischen Westen und Süden bedeutend zurückgebliebenen Kultur, den agrarischen, der aber der kriegerischen Färbung noch nicht entbehrte. Von einer Bauernkultur kann man insofern nicht recht sprechen, als von einem eigentlichen Bauernstand vor dem 12. Jahrhundert nur die Elemente vorhanden sind und sich die Verbindung der verschiedenen Schichten der freien Bauern, die nur dingliche Lasten zu tragen hatten, mit den persönlich Abhängigen u. s. w. zu einer Klasse erst allmählich herausbildet. Aber agrarische Färbung durchdringt das ganze Dasein. Mit Recht hat Karl Wilhelm Nitzsch die Könige als die „größten Hofbesitzer dieses weltbeherrschenden Bauernvolkes" und für die Kirche „die Aufgaben der Gutsverwaltung" als wichtiger denn „die dogmatischen und politischen Debatten der benachbarten französischen Hierarchie" bezeichnet.

Die Bedeutung des Grundbesitzes für jeden einzelnen wurde schon oben dargelegt: auf ihm basierte vor allem der Hauptträger der wirtschaftlichen Entwickelung, die Grundherrschaft, die aber wieder auf die landbauende Tätigkeit der großen verschiedenartigen Masse der Abhängigen angewiesen war. Innerhalb dieses agrarischen Daseins macht sich nun aber als bemerkenswertes Moment ein Aufsteigen eben dieser unteren Schichten mehr und mehr geltend. Die sehr vermehrte Zahl der Unfreien, mit denen auch die Minderfreien nunmehr zusammengewachsen sind, ließ die ganze Klasse, die bei der weit geringeren Zahl der

alten Vollfreien das eigentliche Volk ausmachte, allmählich in einem anderen Licht erscheinen als früher. Sie galten nicht mehr als sozial minderwertig wie einst, insbesondere nicht die wirtschaftlich gehobenen Schichten unter ihnen. Denn innerhalb der Klasse entwickelten sich immer größere Unterschiede. Vor allem war auf die soziale Hebung der wirtschaftliche Aufschwung eines Teiles dieser Unfreien von Einfluß. Die freieren Zinsleute, die ihr Gut schließlich erblich innehatten, konnten durch selbständige Wirtschaft im Schutz ihrer Herrschaft gedeihen; die nähere Umgebung, die persönlichen Beamten und Diener in Hof- und Haushalt, der Kanzlei u. s. w. (Ministerialen) konnten je nach den Verhältnissen der Herren äußere Karriere machen oder reich werden. Diese Klasse mischte sich auch mehr und mehr mit einem großen Teile der Freien, zumal da der Begriff der Freiheit jetzt weniger schroff aufgefaßt wurde, vielmehr auch Leute mit freieren Zins- oder Schutzverhältnissen weiterhin als Freie bezeichnet werden. Daher hieß denn bald gelegentlich jene höhere Klasse der Zinsleute schon frei. Aber selbst die unfreien Zinsbauern hoben sich wirtschaftlich, weil sie nun in gesichertem Besitz saßen und wirtschaftliches Gedeihen um so eher erwarten durften, als ihre Arbeit die eigentliche Grundlage der einsetzenden agrarischen Blütezeit war und ihnen das auch zum Bewußtsein kam. Im ganzen aber ist in unserer Epoche diese Hebung der unteren Klassen noch in den Anfängen und tritt erst in späterer Zeit völlig deutlich hervor.

Ein nicht unwichtiges Merkmal dieser agrarischen Kultur ist nun endlich noch ihr binnenländischer Charakter, den wir als Resultat der Völkerwanderung schon oben feststellten. Politisch blieb dieser Charakter ja das ganze Mittelalter hindurch gewahrt: an eine Flotte hat das Reich nie gedacht, an die Möglichkeit, auch zur See seine Herrschaft zu stärken, deshalb nicht, weil die Zentralgewalt trotz der Sachsenkönige im Grunde immer in Süddeutschland ihren Ursprung und Kern hatte. Kulturell ist freilich dieser Charakter später durchbrochen worden, und die Hansa ist auch zu einer politischen Macht geworden.

Die Quellen für die kulturgeschichtliche Betrachtung der Epoche fließen zunächst recht spärlich. Weder aus den poetischen Quellen, wie sie später reichlich vorhanden sind, von denen aber jetzt allenfalls nur das „Waltharilied“ in Betracht kommt, noch aus den von Geistlichen verfaßten, ganz auf das kirchliche und politische Leben gerichteten geschichtlichen Darstellungen läßt sich für den Durchschnitt der Menschen, auf den es uns vor allem ankommt, überhaupt für die allgemeinen Lebensverhältnisse viel gewinnen. Nur aus einem Kloster, dem hervorragendsten dieser Zeit, aus Sankt Gallen, ist uns eine treffliche detaillierte Menschen- und Sittenschilderung in der Klosterchronik Ekkehards IV. erhalten, desselben Mönches, der vielleicht auch jenes „Waltharilied“ umgearbeitet und so gerettet hat. Für das eigentliche Volksleben kommen sonst am meisten noch die Heiligenlegenden in Betracht. Wirtschaftsgeschichtliches Material bieten die Urkunden, aber für das 10. und einen Teil des 11. Jahrhunderts sind auch sie noch spärlich genug.

Die Epoche, in die wir jetzt treten, leitet eine erste nationale, politische und kulturelle Blütezeit ein. In politischer Beziehung wird insbesondere durch Otto I. unzweifelhaft eine Hegemonie Deutschlands begründet: das mächtige System des römischen Reiches deutscher Nation tritt ins Leben, die schönen Tage der deutschen Kaiserzeit beginnen. In kultureller Beziehung aber ist gegenüber der ostfränkischen Periode, die völlig hinter dem Westen zurückstand, ein deutlicher Aufschwung bemerkbar, daneben ein zweifelloses Erschlaffen der kulturellen Kräfte Italiens und Frankreichs, das zunächst ganz zurücktritt, freilich sehr bald eine neue Epoche seiner kulturellen Überlegenheit einleitet. Damals hatte

Deutschland den Vorsprung nationaler Geschlossenheit, den die zerrütteten romanischen Länder politisch nicht einholen konnten, der aber auch ihre ältere Kultur trotz der namentlich in Frankreich fortgesetzten, nun von dem hohen Klerus getragenen Traditionen der karolingischen Renaissance bedeutend weniger auf Deutschland wirken ließ.

Überaus wichtig ist aber weiter, daß in politischer wie in kultureller Beziehung der Träger des deutschen Aufschwungs die Kirche ist. Das war der gute Blick Ottos des Großen, daß er sein neues Reich auf die kirchliche Organisation, auf die Bischöfe gründete, weil er es auf den machtlüsternen hohen Adel nicht gründen konnte. An diesem System hielt die Folgezeit fest, nur daß Konrad II., der der Kirche kühl gegenüberstand, ebenfalls mit gutem Blick in dem niederen Adel, also in dem Laientum, eine Stütze suchte. Das System bewährte sich aber, weil die Kirche wieder völlig vom Herrscher abhängig war, und weil die Bischöfe ihren Einfluß und ihre Macht niemals, wie der hohe Adel, erblich machen konnten. Auch der große Karl beherrschte die Kirche, aber sein Staat diente in letzter Linie ihren Zielen: jetzt diente die Kirche dem Staate. Das deutsche Königtum, über dessen Charakter als Wahl- oder Erbreich zu streiten müßig ist, war, wie ja überhaupt das Unsystematische und Flüssige das Charakteristikum des deutschen Verfassungslebens ist, kein in allen Einzelheiten rechtlich umgrenztes, etwa schriftlich fixiertes und fest gegründetes Institut. Das reine Erblichkeitsprinzip der früheren Zeit ist im deutschen Königtum nicht mehr direkt vorhanden, womit übrigens die Gefahr der Teilung des Reiches behoben war, aber das im wesentlichen ein Wahlkönigtum darstellende Königtum hat sich größere Zeiträume hindurch die Erblichkeit gerade so zu sichern verstanden, wie das die Großen in noch höherem Grade für ihre Lehen vermochten: der Umfang seiner Macht hing eben immer von der Tatkraft, von der Persönlichkeit des Herrschers ab. Aber die Organe dieses persönlichen Regiments, denn von einer modernen Verwaltung ist andauernd keine Rede, fehlten zum guten Teil. Der hohe Adel, im Grunde Amtsadel, sollte der Träger der Verwaltung sein. Aber die erreichte oder immer wieder erstrebte Erblichkeit der Ämter und Amtslehen hinderte jede sichere Funktionierung dieser Verwaltung. Der auch in Frankreich und England sichtbare, diese ganzen Jahrhunderte beherrschende Kampf zwischen Königtum und Großen für und gegen straffere Staatseinheit ist auch hier das Hauptmoment. Die eigentlichen hohen Verwaltungsbeamten, die Spitzen der alten Verwaltungssprengel, die Grafen, fühlten sich je länger je mehr nicht als Beamte, sondern vor allem als Herren. Aus ihnen hoben sich übrigens allmählich besondere Arten, die wichtigen, an den gefährdeten Grenzen tätigen, namentlich militärischen Markgrafen, deren Bezeichnung auch auf Grafen an der Westgrenze und sonst überging und schließlich nur einen höheren Titel bedeutete, die Landgrafen, die den ursprünglichen, nicht wie bei anderen Grafen durch Erbteilung zersplitterten Gau innehatten, die Burggrafen u. s. w. heraus. Eine höherstehende, aber nicht etwa irgendwie organisch zwischen Grafen und Königtum geschobene, in ihren Rechten und ihrem Wesen ebenfalls wieder nicht fest definierbare Machtorganisation, das Herzogtum, war zur Verwaltung nicht allein völlig ungeeignet, sondern als natürliche Spitze volkstümlicher gesonderter Stammesgebiete ein dem Königtum im höchsten Grade widerstrebendes und ihm unbequemes Element. In der Zeit der Schwäche der Zentralgewalt, um den Beginn des 10. Jahrhunderts herum, waren diese Herzoge der Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken als selbständige politische Herren emporgekommen, gestützt auf alten Besitz, gestärkt durch Amtslehen, Grafschaften u. s. w. Auch in Lothringen, das kein Stammesgebiet darstellte, hatte sich ein Herzogtum gebildet. Die Kämpfe zwischen Königtum und Herzogtum — noch Heinrich I. war fast ganz in den Händen

der Herzoge — schienen unter Otto dem Großen zunächst zur Angliederung an das Königtum durch Familienverbindung und damit zur Sicherung einer straffen Zentralgewalt zu führen, zumal da die Machtbefugnisse der Herzoge, die z. B. Grafen ernannten, stark beschnitten wurden; aber doch erhob sich das Herzogtum, zunächst im Zusammenhange mit Familienzwist, als territoriale, partikulare, dem ohne feste Residenz im Reiche umherziehenden König stets widerstrebende Stammesmacht immer von neuem, ließ sich auch nicht als Zwischeninstanz verwenden. In der Erkenntnis solcher prekären Lage hat Otto der Große die Spitzen der kirchlichen Organisation des Reiches, die Bischöfe, die schon Karl der Große als seine Organe benutzt hat, zu eigentlichen Trägern seiner Verwaltung gemacht. Sein Recht, die Bischöfe zu ernennen, gewährleistete dem König eine ihm genehme Auswahl der Personen, zumal dazu Geistliche, die in der Kanzlei oder der Kapelle ihm nahe getreten waren, genommen wurden. Daß die Kanzlei, die einzige reine Verwaltungsstelle, freilich nur technisch-bureaukratischen Charakters, lediglich mit Geistlichen besetzt wurde, sahen wir schon und müssen es bei deren alleiniger Befähigung zur Handhabung des Urkundenwesens natürlich finden. Die alte geographische Gliederung der bischöflichen Diözesen hinderte ein Zusammenfallen mit den partikularen Stammesinteressen; dazu kam jener Mangel der Möglichkeit, die gewonnene Stellung erblich zu machen, ein Umstand, der bei den Machtgelüsten, in denen die geistlichen Herren den weltlichen kaum nachstanden, von wesentlicher Bedeutung war.



Thronender Abt mit Stab. Nach einer Miniatur des 13. Jahrhunderts (Min. 25) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

So wurden die Bischöfe und auch die Reichsäbte (siehe die nebenstehende Abbildung) zunächst die wirtschaftlichen Stützen des Königs. Ihnen wurden mit Vorliebe die öffentlichen Leistungen, zu denen wie überhaupt zur Erfüllung sozialer Aufgaben die Kirche ohnehin geneigt war, auferlegt gegen Verleihung von Krongut, Zöllen u. s. w., überhaupt gegen eine reiche Ausstattung und Begabung. Ihre Kontingente ferner, die aus ihren und ihrer Vasallen Kriegsmannen zusammengesetzt waren, leisteten dem König die sicherste Heeresfolge. Ihr Verwaltungsbereich, der durch die Immunität zum kleinen Staat, dem Herzogtum ähnlich, wurde, erfüllte seine Aufgaben, zumal da die alte kirchliche Organisation und ihr Apparat ihnen zur Verfügung stand, ohne die Gefahr einer dauernden Opposition gegen den König, wie dieser denn auch den Bischöfen Grafschaften zur Wiederübertragung überließ. Endlich bildeten sie die wesentlich königliche Partei auf den Versammlungen der Großen, die an Stelle der alten Versammlung der Freien vom König zu seiner Beratung, zur Besprechung von Heerfahrten, größeren Verwaltungsakten, auch wohl zum Rechtsprechen bei Zwisten unter den Großen berufen wurden, die sich aber auch sonst bei wichtigen Anlässen,

z. B. bei den hohen kirchlichen Festen, leicht beim König zusammenfanden. Denn die Großen suchten den Hof häufig auf, oft in selbstsüchtigem Interesse; namentlich aber waren es wieder die Bischöfe, die der König gern um sich sah, und die dann wohl zeitweise den Charakter von einflußreichen Beratern erhielten.

Bei alledem ist nun freilich zu bedenken, daß ein Zusammenhang zwischen dem Episkopat und den weltlichen Großen durchaus nicht fehlte: viele Bischöfe gehörten den aristokratischen Familien an und werden diesen verwandtschaftlichen Beziehungen nicht jeden Einfluß auf ihre Haltung haben nehmen können; in gewisser Weise waren ferner auch sie in den Händen ihrer Vasallen, die oft genug den Bischof wohl oder übel nach ihrem Willen zwangen. Aber gerade diese Übergriffe und ebenso die begehrlichen Gelüste der weltlichen Vögte, die ihr Amt ebenfalls erblich gemacht hatten, nach dem Besitz der Abteien und Klöster schufen doch nun wieder einen scharfen Gegensatz zu den weltlichen Großen. Und auch jenen Einfluß verwandtschaftlicher Beziehungen hat wenigstens Otto der Große insofern zum Teil beseitigt, als er die Bistümer möglichst nicht mit Einheimischen besetzte, Sachsen z. B. in lothringische Bistumsstühle brachte. Ebenso hat Heinrich II. Bayern zu sächsischen Kirchenfürsten gemacht. Die Gunst ferner, die die Könige prinzipiell den Bischöfen zuwandten, konnte jenen Gegensatz wieder nur verschärfen. So hat denn auch die Verbindung des Herrschers mit der Kirche zu staatlichen Zwecken lange gedauert und sich durchaus bewährt: selbst nach dem Eindringen der „kirchlichen Reformideen" ist das Bistum zunächst noch seiner öffentlichen Aufgaben bewußt und dazu befähigt geblieben. Allerdings ist die Verbindung des Herrschers mit der Reformpartei, wie sie unter Heinrich III. eintrat, der Anfang vom Ende der bisherigen, auf die Kirche sich stützenden Politik gewesen: dadurch wurde die Ausbildung der Kirche als unabhängiges, nur seinen Zielen lebendes Institut mächtig gefördert. Eine selbständige Kirche aber war kein brauchbares Werkzeug mehr für die weltliche Macht.

Diese Macht über die Kirche, die dem Staat dienen sollte, dauernd zu sichern, ist nun auch das Hauptmoment gewesen, das Otto den Großen nach dem Kaisertum hat streben lassen, also ein sehr realer Grund, keine mystische Idee. Denn mit dem Kaisertum war zugleich, wenigstens damals noch, die Herrschaft über die höchste Spitze der Kirche gegeben, die sonst außerhalb des Machtbereichs des deutschen Königs war. Anderseits ist es nun doch wohl gerade die Kirche gewesen, die zu dem folgenreichen Schritt Ottos die eigentliche Anregung gegeben, jedenfalls an ihm das größte Interesse gehabt hat. In dem Kaisertum sah die Kirche den besten Halt für ihre eigene einheitliche Organisation und die beste Sicherung ihrer Tätigkeit, und zweifellos wirkte in diesem Streben nach Wiederbelebung des alten Imperiums das Fortleben römischer Traditionen innerhalb der Kirche ganz wesentlich mit. Zur Wiederaufnahme des abendländischen Kaisertums, die wohl in nachkarolingischen Zeiten kleine romanische Fürsten schon versucht hatten, erschien nun bei dem politischen Vorsprung Deutschlands nur der deutsche König befähigt, und so ist denn auch der spätere theoretische Anspruch des Papsttums zunächst undenkbar: seine Mitwirkung, die Krönung, war selbstverständlich und im Grunde Zeremonie, wie noch mehr die Mitwirkung des römischen Volkes, das dabei Bestätigung einiger Privilegien erhielt, rein dekorativ war. Otto hielt sich zum Kaisertum ohne Zweifel vor allem schon deshalb berechtigt, weil er sich trotz seines Sachsentums als König der Franken fühlte, als wirklicher Nachfolger Karls des Großen: dem Frankenherrscher aber gebührte, wie die Auffassung schon in Ottos Tagen sich heraushebt, das römische Kaisertum, dessen Bestand nach Augustinischer Idee mit dem Bestand der Welt zusammenfällt. Ein

Moment bei der Wiederaufnahme des Kaisertums durch Otto I. ist schon oben betont worden: das ist der natürliche Zusammenhang der Kaiseridee mit dem deutschen Süden. Indem Otto sich dieser Idee zuwandte, verließ er die nach Norden und Osten gerichteten sächsischen Traditionen und unterwarf sich dem Einfluß der früher führenden Reichsteile. Es ist daher erklärlich, daß die unmittelbaren Nachfolger Ottos ihr Sachsentum völlig zurücktreten ließen, ebenso wie die Erfüllung ihrer sich aus jenem ergebenden Aufgaben, und daß dann später auch der Abkunft nach die Träger des Kaisertums nur noch Süddeutsche waren. Es war der auf natürlichen Verbindungen und uralten Beziehungen beruhende, im Laufe der Geschichte immer verstärkte Zug zum Mittelmeer, der, wie er gelegentlich Sonderfahrten süddeutscher Herren nach Italien hervorrief, so die Süddeutschen, vor allem die schwäbischen Herzoge, die auch die Wege nach Italien in Händen hatten, zu Anhängern der Kaiseridee, zu Trägern der Römerzüge machte. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß, wenn der Kaiser kein Schwabe war, er leicht mit den schwäbischen Herzogen in Konflikt geraten mußte, weil diese vor allem die eigentlich kaiserliche, die südliche Politik als ihr Sonderprivileg ansahen. Das heilige römische Reich deutscher Nation hat so immer ein nach Süden gerichtetes Antlitz gehabt.

Unter den Nachfolgern der Sachsen, den salischen Herrschern, hat sich daher die angebahnte Verbindung der norddeutschen Lande mit Süddeutschland wieder völlig gelockert: fortan ist die wiederholt angedeutete Sonderentwickelung Niederdeutschlands eine unabänderliche Tatsache. Gerade die salischen Herrscher haben aber auch, wie schon vorher Heinrich II., das gewaltige Gebilde des Reiches fester gegründet: gegenüber der ins Weite schweifenden, universalistisch gefärbten Reichsidee und idealistischen Auffassung der Ottonen greift eine nüchternere Auffassung Platz, die auf den Ausbau der Institutionen und die Kräftigung des Ganzen, auf ein festes Mittelreich mit Einschluß von Ober- und Mittelitalien wegen der damit gegebenen Herrschaft über das Papsttum, aber nicht auf ein Universalreich gerichtet ist. Das Reich war durchaus auf das Lehnswesen gegründet, dessen Entstehung schon (S. 64) entwickelt wurde. Es war ein lebendiger Organismus, dessen stufenmäßiger Aufbau eine Auffrischung von unten durchaus gestattete und den alten schroffen Unterschied von Frei und Unfrei verwischte. Die Möglichkeit des Aufsteigens in die nächste Stufe war immer gegeben: die beiden führenden Schichten, die Geistlichen und die Ritter, welch letztere wir erst später allmählich entstehen sehen werden, wurden von untenher beständig ergänzt. Auf das Lehnswesen war insbesondere auch die Seite des Reiches gegründet, die für die damalige Zeit so wesentlich war und seine Größe mit bedingte, die kriegerische. Die Umbildung des Heeres in ein ritterliches Lehnsheer, die wir schon oben einsetzen sahen, kam unter den sächsischen Herrschern zum Abschluß. Vor allem haben die Römerzüge auch die weitere Verwendung des alten, noch in Sachsen lebendigen Volksheeres, auf das sich Heinrich I. und anfangs auch Otto I. noch stützten, das als Landwehr an den Grenzen bestehen blieb, unmöglich gemacht. Der Kriegsdienst wird ein auf dem Lehnswesen, das die großen Vasallen nach untenhin weiter ausbilden, beruhender Sonderberuf, von dem der landbauende kleine Mann ausgeschlossen ist: er wird der Beruf des Vasallen, der allein die Möglichkeit der Ausrüstung als schwer bewaffneter Reiter hat, der auch dazu durch ritterliche Übungen sich systematisch geeignet zu erhalten sucht. Unter den salischen Herrschern hat Deutschland zur Zeit Konrads II. und noch mehr Heinrichs III. den Höhepunkt kaiserlicher Macht erlebt, aber auch weiterhin blieb das römische Reich deutscher Nation das glanzvolle Zeugnis der führenden Stellung unseres Volkes bis zu den Tagen der Staufer. Und das Bewußtsein dieser Größe ist auch in das Volk übergegangen. Gewiß ist die Kaiseridee international

und kirchlich gefärbt, aber ihre Träger waren deutsche Herrscher, und von deutschem Idealismus ist sie trotz aller realpolitischen Grundlagen durchdrungen. In der deutschen Kaisersage liegt, mag sie auch aus ganz anderen als nationalen Quellen erstehen, die Personen verquicken und wechselnde Züge annehmen, doch die sehnsüchtige Erinnerung auch der Masse an eine Zeit deutschen Glanzes geborgen. Wenn man das Undeutsche der Kaiserpolitik beklagt hat, so zeigt eben diese Volkserinnerung, daß ein so stolzes und großartiges Gebilde wie das Reich, das gegenüber der damaligen Zersplitterung des übrigen Europa wirklich eine bedeutende Errungenschaft war, doch das Nationalgefühl, das die Römerzüge schon durch den Gegensatz zu den Italienern stärkten, ungemein anfeuern und wachhalten mußte. Gerade die Kaiserzeit hat die vorher im ostfränkischen Reich äußerlich geeinigten Stämme auch innerlich in einer gewissen Gemeinschaft von politischen Anschauungen, von Einrichtungen und Sitten mehr zusammenwachsen lassen, obwohl die Fortdauer der Stammesgegensätze auch weiterhin für die Deutschen charakteristisch bleibt.

In kultureller Hinsicht ist als folgenreichste Seite der Kaiserpolitik ohne Zweifel die Verbindung mit Italien anzusehen. Italien, trotz damaliger Ermattung immer noch der wichtigste Teil der einstigen großen Kulturwelt, ist zunächst eben durch das deutsche Kaisertum vor dem Untergang durch den arabischen Ansturm und vor Erstarrung unter byzantinischer Herrschaft bewahrt worden. Es hat dann später seinerseits viel von romanischer Kultur in geistiger, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht an die Deutschen gegeben, und zwar in reinerer und freierer Form als das Westfrankenreich, das bisher für die Deutschen vorbildlich gewesen war, und bei dessen Kultureinflüssen in der Regel eine allzu große Abhängigkeit der Deutschen zu beobachten ist. Im Verhältnis zu Italien zeigt sich vielmehr eine fruchtbare Wechselwirkung. Die Verbindung mit dem Süden ist es auch, die schon unter Otto dem Großen jene höhere Kulturströmung mit hervorbrachte, die man als Ottonische Renaissance bezeichnet hat. Freilich mußte bereits betont werden, daß, wie des politischen, so auch dieses kulturellen Aufschwunges Träger durchaus die Kirche war. Gerade der nun außerordentlich gewachsene Einfluß des Klerus, der aus der Fremde zuerst neue Bildungsinteressen in sich aufnahm, hat den Romanismus, insbesondere die intensivere Pflege der lateinischen Sprache, auch in die Laienkreise getragen. Aber wir werden diese Ottonische Episode kirchlicher Kulturtätigkeit am besten im Zusammenhang mit den Kulturleistungen der Kirche überhaupt, die für die ganze Zeit die Kulturträgerin genannt werden muß, behandeln. Durch den Klerus hat Deutschland damals nicht nur politisch, sondern auch geistig auf den Westen, so auf Lothringen, gewirkt. Es bedeutet aber weiter die Ottonische Renaissance ein gewisses Heraustreten aus der bisherigen Haltung der Deutschen, die nach einer Epoche fortwährenden Einströmens fremder Kultur zur Zeit der Verbindung mit dem Frankenreich einen Rückfall in größere Barbarei während der ostfränkischen Zeit erlebt und eine Abneigung gegen weitere Aufnahme fremden Kulturgutes gezeigt hatten. Immerhin hat noch die Zeit der sächsischen Kaiser die gleiche, nun auch mit einem kräftigeren Volksleben und einer stärkeren politischen Betätigung zusammenhängende Haltung doch vielfach bewahrt, und jene Renaissanceströmung, soweit sie über den Klerus hinausging, trug mehr einen exklusiven höfisch-aristokratischen Charakter. Man folgte sonst der Antike, weil man sich schwer von ihr losmachen konnte, aber ohne besonderen Eifer und immer in Verbindung mit altheidnischen Gedanken und Gewohnheiten.

Im ganzen gilt jenes exklusive Moment auch von einer neuen fremden Strömung, die damals, wieder auf Grundlage der antiken Kultur, nur neuartig gefärbt und mit orientalischen Elementen versetzt, auftrat, einer Strömung, die man früher leicht geneigt war, zu überschätzen,

deren Vorhandensein aber, wenn auch nur mit sehr äußerlichen Wirkungen, doch nicht geleugnet werden darf. Byzanz ist es, das diesen Einfluß ausübt, seit Konstantin dem Großen Konstantinopel genannt, die handelsmächtige Hauptstadt von Ostrom, die die eigentliche Erbschaft der antiken Kultur angetreten, die ganze Verwaltung, insbesondere die der Finanzen, das Heerwesen, das römische Recht, die antike Wissenschaft und die antike Kunst überkommen und weitergebildet hatte. Eine Stadt der Griechen mit griechischer Verkehrssprache, aber auch schon orientalisch gefärbt, war diese römische Hauptstadt — Romäer hießen ihre Bewohner — für den Orient die Vermittlerin antiker, freilich gealterter Kultur, während sie ihrerseits die Schätze des Orients wieder dem Abendlande vermittelte. Sehr groß ist der Einfluß der Kultur, die in dieser Stadt ihren Mittelpunkt fand, trotz aller, übrigens erst spät hervortretenden und keineswegs überhaupt für sie charakteristischen Verknöcherung, Erstarrung in äußeren Formen und inneren Unfruchtbarkeit für den Orient, unendlich groß auch für die Slawen gewesen. Wie weit sich aber dieser Einfluß auf das vielfach durchaus niedriger stehende westliche Abendland erstreckt hat, darüber ist man nicht einig. Insbesondere für das Gebiet der Kunst ist diese „byzantinische Frage", die auch diejenige nach der Bedeutung der byzantinischen Kunst selbst in sich schließt, noch keineswegs endgültig gelöst.

Es war schon gegenüber dem Einfluß Roms zu betonen, daß die deutsche Kultur doch nicht nur auf fremden Elementen beruht; noch mehr gilt dies gegenüber den byzantinischen Einwirkungen. Aber ganz gering sind diese gleichwohl nicht gewesen, und sie sind sehr früh hervorgetreten. Wenn wir unter frühzeitlichen Funden im Westen jene Verzierungsweise durch das Einsetzen von Edelsteinen oder farbigen Glasstücken häufig finden (vgl. S. 44), so ist sie den Byzantinern zuzuschreiben und zeugt von deren weitreichendem Handelsverkehr. Byzantinisch war auch die Filigranornamentik der importierten Schmuckgeräte. Der Import aus dem Orient nach Gallien, zum Teil durch syrische Kaufleute besorgt, war, namentlich für Seidenstoffe, überhaupt noch in den ersten Zeiten des Merowingerreichs bedeutend genug. Die Hauptstation für diesen Handel war aber durch seine außerordentlich günstige Lage Byzanz, woher später namentlich auch der aufblühende italienische Handel die Luxuswaren bezog, die das Abendland begehrte. Byzanz war eben der große Weltjahrmarkt, der auch für die germanischen Länder seine Bedeutung hatte. Lange noch gab es dort germanische Söldner, und die direkten Beziehungen zwischen Deutschland und Byzanz, das allerdings mehr und mehr verfiel, werden immer stärker, freilich auch feindlicher. Als Karl der Große durch Leo III. zum Kaiser gekrönt wurde, mußte das als ein Eingriff in die Rechte der byzantinischen Herrscher erscheinen, und langer Verhandlungen bedurfte es, bis diese das westliche Kaisertum anerkannten oder anerkennen mußten. Unter Otto dem Großen wurden dann verwandtschaftliche Beziehungen zwischen dem östlichen und dem westlichen Kaiserhause geknüpft, freilich rein als politische Aktion und um die Anerkennung des westlichen Kaisers zu erreichen: Ottos Sohn und Nachfolger führte die Prinzessin Theophano heim (972). Die Vorbereitungen zu diesem Ereignis und seine Folgen sind es, mit denen man das Fortschreiten byzantinischer Kultureinflüsse besonders in Verbindung zu bringen pflegt. Zunächst scheint da der großartige Vorzug der byzantinischen Kultur, ihr ungeheurer Abstand von den „barbarischen" Zuständen in Deutschland erst recht deutlich hervorzutreten, wenigstens wenn man sich auf den Standpunkt der Byzantiner stellt. Diese behandelten die Gesandten jenes westlichen, nur durch seine Größe imponierenden Reiches völlig als untergeordnete, gemeine Menschen, allerdings in bewußter verletzender Absicht. Liutprand, der zwar aus langobardischem Geschlecht, aber völlig Italiener

war und in seinem Haß gegen die Griechen sicher übertrieb, schildert, mit welchem Hochmut jene die Gesandten erniedrigten, wie sie sie in schmutzigen Wohnungen als Wilde, denen mit größter Vorsicht zu begegnen sei, wie in einem Käfig fütterten und bewachten. Liutprand war schon früher als Gesandter König Berengars in Konstantinopel gewesen und damals (949) sehr gut aufgenommen worden. Aber auch von jenem Aufenthalte weiß er Beispiele für „die unerhörte und wunderbare Weise" seines Empfanges beim Kaiser zu erzählen. Durch wie lächerliche Mittel suchte man ihm zu imponieren, ihn durch eitlen Glanz und zauberhaften Prunk in Staunen zu versetzen! Welche Mätzchen werden in der Audienz des Gesandten vor dem Kaiser veranstaltet: während jener in Verehrung auf dem Boden vor dem Throne liegt, wird unter dem Gesange künstlicher Vögel und dem Gebrüll künstlicher Löwen der „künstlich gebaute" Thron mit dem Herrscher bis an die Decke erhöht, und wie ein Gott sieht dieser, ohne ihn auch nur einer direkten Antwort zu würdigen, auf den armen Gesandten herab. Aber solches Gebaren hatte auf diesen damals doch keinen Eindruck gemacht. Voll Heftigkeit wendet sich Liutprand dann in dem Bericht über jene freilich vergebliche Gesandtschafts- und Brautwerbungsreise für Kaiser Otto gegen die eitlen Griechen und ihren jetzigen Kaiser, das „kriechende Ungeheuer". Liutprand weiß den Stolz der Griechen sehr treffend als Bettelstolz hinzustellen. Er sah wohl, daß die Prunkkleider der Hofleute zerrissen waren, und meint, „daß das Staatskleid eines der Großen seines Kaisers mehr wert ist als hundert und mehr solcher Anzüge". Er nennt Byzanz die „ehemals so reiche und blühende, jetzt aber verhungerte, meineidige, lügenhafte, treulose, räuberische, habsüchtige, geizige und eitel ruhmsüchtige Stadt".

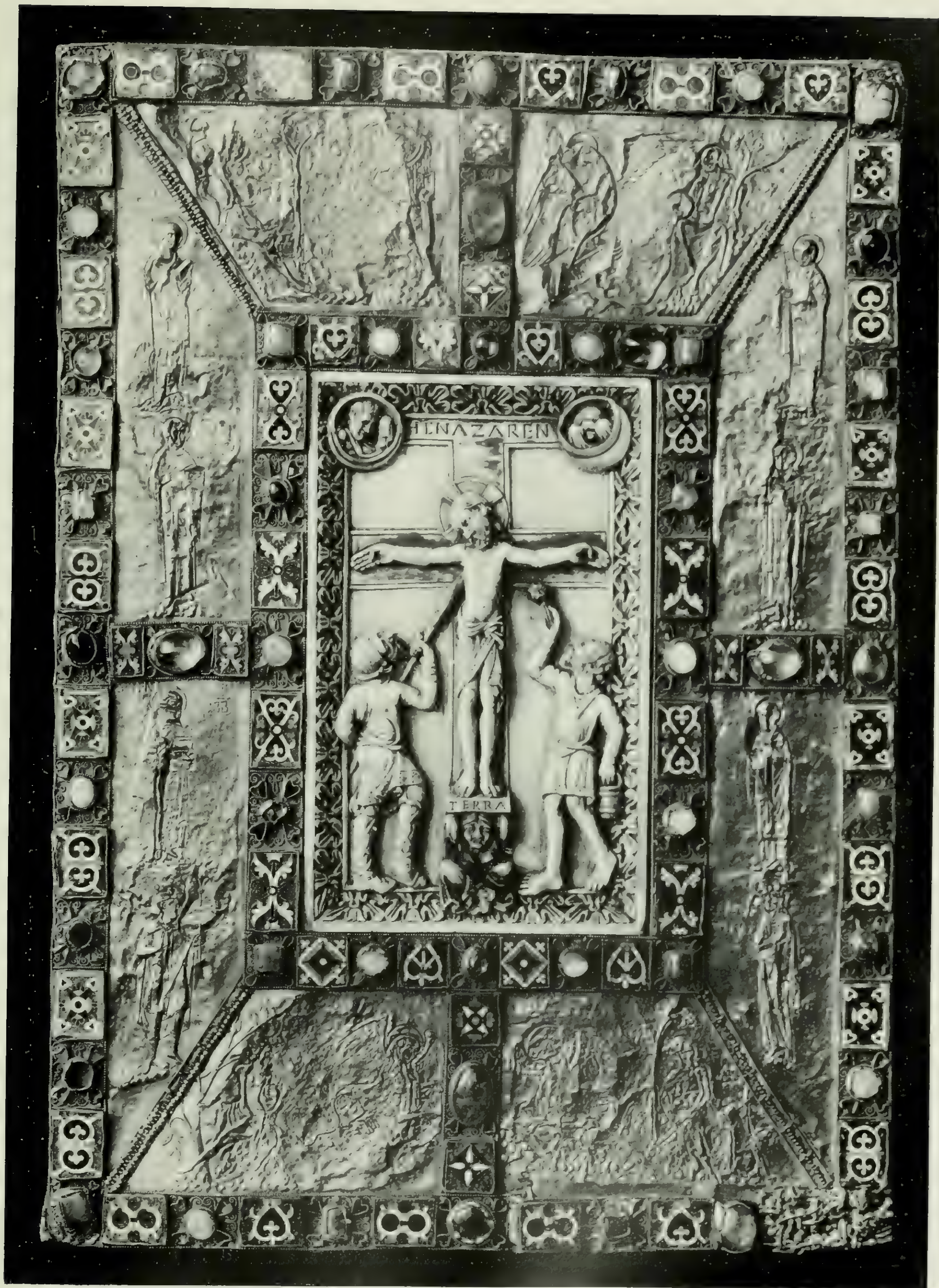
So wird auch wohl in Deutschland selbst die junge glänzende Prinzessin aus Byzanz, die, nach jenem vergeblichen Werbungsversuch um eine andere Prinzessin, doch als Braut Ottos II. gewonnen wurde, nicht überall nur kritiklose Bewunderung und Nachahmung gefunden haben. Aber ganz gering wird man ihren persönlichen Einfluß gleichwohl nicht schätzen dürfen, zumal für die Gebiete nicht, für die eine Frau leicht tonangebend sein konnte, für Luxus und Mode. Während in einigen Quellen der Charakter und Lebenswandel der Theophano durchaus anerkannt wird, mißbilligte man die ihr zuzuschreibende Einführung größerer Üppigkeit am kaiserlichen Hofe. Sie mußte nach dem „Liber Visionum" des Otloh von St. Emmeram schwer im Fegefeuer leiden, weil sie „viele überflüssige und luxuriöse, in Griechenland gebräuchliche, aber in den Provinzen Deutschlands und Frankens unbekannte Frauenzier in Deutschland zuerst eingeführt" und andere Frauen zur Nachahmung solch verderblichen Schmuckes angeregt habe. „Zuerst" hat sie das aber sicherlich nicht getan; und nicht nur die weibliche, auch die Tracht der Männer hat hier und da, z. B. bei gewissen zeremoniellen Prunkkleidern, für die schon Karl der Kahle nach einigen Quellen eine besondere Vorliebe hatte, byzantinische Einflüsse lange vor ihr gespürt. Eingewirkt hat sie aber wohl nur auf ihre Umgebung, sicher aber am meisten auf ihren prachtliebenden Sohn Otto III. Unter ihm verschwand nach Thietmars Schilderung die Mäßigkeit seiner Vorgänger vor „überflüssiger Verschiedenheit der Speisen und anderer Dinge". Als Verehrer und Kenner römischer, aber auch griechischer Kultur bezeichnet ihn Gerbert, der spätere Papst. Und während Otto der Große durchaus die „fränkische" Tracht trug und auch Otto II., wenigstens nach einer bildlichen Darstellung, nur seiner Gemahlin zuliebe gelegentlich sich griechisch kleidete, erschien Otto III. mit Vorliebe in griechischer Kleidung. Aber es ist bezeichnend, daß eine Darstellung ihn unter seinen Hofleuten allein in solcher zeigt. Immerhin nahm seitdem die Verbreitung der byzantinischen langen und weiten Prunkkleider unter den vornehmen Leuten

zu. Im 11. Jahrhundert finden sie sich wie bei Kaiser Heinrich II., dessen Rock, bis auf die Füße herabwallend, sich aber wieder von dem byzantinischen Gewand unterscheidet, auch bei feinen Männern, bei „purpurbekleideten Hofleuten“ u. s. w., schon ganz allgemein, und die weibliche Tracht, die in der Form nicht mehr viel von Byzanz aufnehmen konnte, zeigt dessen Einfluß wenigstens in den Stoffen und in Einzelheiten des Schmuckes und der Verbrämung. Es kam schließlich auch eine der griechischen (phrygischen) Mütze ähnliche Kopfbedeckung auf. Aber vermittelt wurden solche Einflüsse doch ungleich weniger durch den Hof als durch die Handelsbeziehungen zu Italien. Bei Karl dem Kahlen schon war die Neigung zu griechischen Prunkgewändern, erst nachdem er in Italien gewesen war, hervorgetreten. Schon vor dem Einzug der Theophano in Deutschland hatte der Italiener Liutprand bei der erwähnten Gesandtschaftsreise sich byzantinische Purpurgewänder besorgt; und als man sie ihm wieder abnahm, weil des kostbaren Purpurs nur die Byzantiner würdig seien, erwiderte er: „Einzig in seiner Art kann ein solches Kleid unmöglich sein, da bei uns [in Italien] gemeine Weiber und Mandrogeronten, d. h. alte Mönche, diese Stoffe tragen“, und zwar bekämen sie diese „von den venezianischen und amalfitanischen Kaufleuten, welche uns dergleichen zuführen“. Hier sieht man deutlich, welche Rolle der schon seit dem 9. Jahrhundert starke griechisch-italienische Handel bei solchen Einflüssen spielte, und seitdem sich nun auch bessere Handelsbeziehungen zwischen Italien und Deutschland langsam bildeten, konnten die byzantinischen Seidenstoffe und Schmuckgegenstände auch hier begehrte Waren werden.

Tief gingen aber alle diese Einflüsse nicht: sie haben auch in Deutschland immer ihre Gegner gefunden, und gewiß muß schon der innere Gegensatz des frischen, hier herrschenden bäuerlichen Lebens und der orientalisierten Kultur „herabgekommener Aristokraten“ uns abhalten, die damaligen Deutschen zu Nachäffern der Byzantiner zu degradieren. So wird man denn auch die umstrittenen Einflüsse auf dem Gebiete der Kunst entsprechend beurteilen müssen. Man darf nicht eine schülerhafte Abhängigkeit der abendländischen Kunst von der byzantinischen annehmen. Die Kunsttätigkeit, die in der ersten Hälfte des ganzen Jahrtausends im Osten wie im Westen noch wesentlich verwandte Züge trägt, hat sich dann hier wie dort selbständig weiter entwickelt, sicherlich in Byzanz reicher und schöner, aber doch so eigenartig und dem Orient näher, daß diese Kunst auf einen fremden, namentlich auch in der religiösen Geistesrichtung und den gesellschaftlichen Verhältnissen ganz anders gearteten Boden nicht übertragen werden konnte. Dazu kommt neben jenem inneren Gegensatz, der sich namentlich in einem völligen Zurücktreten des Griechischen im Abendlande seit dem 6. Jahrhundert äußert, eine immer schärfere äußere Reibung und Abstoßung zwischen den „Franken“ und dem griechischen Reich. Die kirchlichen Streitigkeiten, die, auch wieder aus einem inneren religiösen Gegensatz hervorgegangen, seit dem 6. und 7. Jahrhundert bestanden und 1054 zur völligen Trennung beider Kirchen führten, konnten die Entfremdung nur vergrößern. Wirklich geherrscht hat die byzantinische Kunst nur in dem Teil Italiens, der zu Byzanz gehörte, oder, wie Venedig, in engstem Verkehr mit ihm stand, aber ohne tiefere Nachwirkungen für die Folgezeit und ohne starke gleichzeitige Einwirkungen auf das sonstige Abendland, geschweige auf den Norden. Diese innere Selbständigkeit der abendländischen Kunst — wir sprechen von der deutschen Kunst dieser Zeit an anderer Stelle — schließt nun aber keineswegs jene äußeren Einflüsse auf die Kunsttätigkeit aus, die der Handel, dessen Rolle schon betont wurde, und ein oberflächlicher direkter oder indirekter Verkehr, sodann aber auch die über Byzanz gehenden Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande, die schon vor den Kreuzzügen

häufig genug waren, hervorbringen mußten. Diese Einflüsse sind es denn auch, die man als byzantinische für Deutschland anzuerkennen hat. Technische Fertigkeiten, aus den Zeiten des Altertums in Byzanz wohl bewahrt oder aus dem Orient überkommen, haben mit den entsprechenden, zahlreich einströmenden Produkten des Kunsthandwerks selbst, soweit diese leicht (vor allem durch Pilger) zu transportieren waren und Gegenstände des Handels oder Geschenke von Fürsten und später der Kreuzfahrer namentlich an Kirchen sein konnten, in Deutschland Eingang gefunden. Und zwar, wie betont, sehr früh. In karolingischer Zeit werden dann solche Erzeugnisse, entsprechend der beginnenden Verbreitung der Prunkkleider, schon ziemlich häufig in Deutschland anzutreffen gewesen sein. Es waren namentlich Elfenbeinschnitzereien, Emails und Goldschmiedearbeiten sowie kostbare Teppiche. Die Emailmalerei, sicher byzantinischen Ursprungs, soll erst in den Zeiten der Theophano eingeführt worden sein, und jedenfalls ist damals am kaiserlichen Hofe eine große Fülle kunstgewerblicher Erzeugnisse zusammengeströmt, die den Künstlern Anregung geben konnten, obgleich z. B. der kunstfreudige Bernward von Hildesheim nicht byzantinisch beeinflußt wurde. Und wenn es auch möglich ist, daß solche Emailplättchen, die bei Kirchengeräten und Handschriften (siehe die beigeheftete Tafel „Der Einband des Evangeliariums von Echternach") als Verzierung verwandt wurden, zu den schon früher eingeführten Schmuckgegenständen der Frauen gehört haben, so könnte die Nachahmung der Technik der Emailmalerei allerdings mit einer direkten Einwirkung der Theophano zusammenhängen. Charakteristisch ist aber, daß die Deutschen in dieser aufgenommenen und von Goldschmieden geübten Emailtechnik bald eigenartige Verfahrungsweisen (Gruben-Email) anwandten. Überhaupt hob sich gerade die Goldschmiedekunst, an die die großen Herren für ihren Schatz wie die Kirche für ihre Geräte immer stärkere Ansprüche stellten, durch den fremden Einfluß bedeutend, aber mehr äußerlich angeregt, nicht im ganzen Charakter. Sie war damals einer der bevorzugtesten Kunstzweige im Dienste der Kirche und blühte wie in Byzanz so in Deutschland: eine Verfeinerung der Arbeit, namentlich der Filigranarbeit, mag durch byzantinische Vorbilder wie vielleicht durch fremde Künstler hervorgerufen worden sein. Nicht immer wird freilich unterschieden werden können, ob diese oder jene Arbeit nicht in Byzanz selbst gefertigt worden ist. Goldschmiede und Erzkünstler — auch in diesem Zweige hat man byzantinische Einflüsse, namentlich für die ehernen Grabplatten des 11. und 12. Jahrhunderts, angenommen — haben noch in späterer Zeit vom Osten viel gelernt: es gab im 11. und 12. Jahrhundert solche Leute, die in Byzanz sich ausbildeten; vielleicht haben ferner die Beziehungen der Babenberger zu Byzanz „Griechen" nach Österreich geführt. Immerhin sind griechische Künstler nur ganz vereinzelt in Deutschland wirklich nachweisbar, z. B. in Paderborn unter Meinwerk.

Auch in der Elfenbeinplastik zeigt sich trotz byzantinischer Einwirkungen der deutsche Geist tätig und lebendig: sie wurde ja, natürlich auf antik-christlicher Grundlage, seit langem in den Klöstern, zunächst am Niederrhein, weiter aber auch in Süddeutschland eifrig gepflegt. Schon zu Ende des 9. Jahrhunderts ragt St. Gallen und in ihm Tutilo hervor. So wurde auch jetzt am Rhein wie in Sachsen der germanische Charakter nicht verleugnet. Uneinigkeit herrscht über etwaige byzantinische Einflüsse, von denen die Architektur, die führende Kunst, jedenfalls im ganzen frei geblieben ist, auf dem Gebiete der Malerei. Zwar für die Mosaikmalerei, eine griechische „Spezialität", besteht ein solcher durchaus; sie nähert sich auch jenen Zweigen des Kunstgewerbes, von denen schon gesprochen wurde. Daß aber, wie lange behauptet wurde, auch der damals so wichtige Zweig der Miniaturmalerei byzantinisch beeinflußt sei, ist nachdrücklich bestritten worden. Die Traditionen der höfischen Schreib- und Malkunst, die namentlich



Der Einband des Evangeliariums von Echternach.
Nach dem Original, im Herzoglichen Museum zu Gotha.

in Westfranken fortdauerten und besonders zu einer Blüte der Kunst unter Karl dem Kahlen führten, waren doch auch in den deutschen Klöstern nicht verloren gegangen, und sowohl die Psalterillustration wie die Sakramentarien beweisen, daß die heimische, ununterbrochen mit den römisch-christlichen Traditionen in Zusammenhang stehende Entwickelung von der byzantinischen nicht besonders berührt worden ist. Anderseits hat man freilich schon für die Evangeliarien aus der Zeit Karls des Großen und der unmittelbaren Folgezeit solche Einflüsse behauptet, die aber, wenn sie auch vorhanden gewesen sein mögen, für die eigentliche Entwickelung ohne Bedeutung geblieben sind. Die allgemeinen Ausführungen, daß das Steife, Offiziell-Feierliche, Unveränderliche der Haltung und Gestaltung der Figuren wie anderseits die Farbenpracht und die Vorliebe für das Glänzende, entsprechend der überall wiederkehrenden Ausstattung mit Gold und Edelsteinen, für byzantinische Einflüsse zeuge, treffen gerade für die Ottonische Zeit wenig zu, da die Figuren, obgleich sie durch ihre verstärkt ornamentale Behandlung unnatürlicher geworden sind, doch größere Belebtheit zeigen, die Farbenpracht aber sehr zurücktritt. Die in Süddeutschland, am Niederrhein (Köln), in Sachsen blühenden, vom Hofe kaum beeinflußten Schreib- und Malschulen zeichnen sich gerade durch immer stärkere Zusätze germanischen Geistes aus. Im ganzen ist zweifellos die Luxusarbeit — und dazu gehört die prunkvolle Illustrierung der Handschriften — von Byzanz hier mehr, dort weniger beeinflußt worden, namentlich aber war, wie gesagt, der Hof des Herrschers, der der Hauptkonsument solcher Erzeugnisse neben den weltlichen Großen und den Bischöfen und Äbten war, der Vermittler. Er nahm aber weiter nicht nur den Prunk, sondern auch manches von dem feierlichen Hofzeremoniell, das das gegebene Muster bei dem Ausbau des Kaisertums sein mußte, an. Vorbildlich wurde sodann Byzanz ohne Zweifel in militärischer Beziehung; denn das rein militärische Übergewicht der antiken Kultur ist doch in Byzanz gegen germanische, slawische und arabische Barbaren lange erhalten geblieben, insbesondere in bezug auf Kriegswissenschaft und Kriegstechnik. Wenn später in den Kreuzzügen die arabische Befestigungskunst, die arabischen Maschinen, Waffen u. s. w. auf das Abendland wirkten, so beruhte das alles doch auf oströmischen Mustern. Aber schon vorher hat Byzanz in dieser Beziehung direkt den Westen beeinflußt. Man hat die ganze ritterliche Seite des Kriegswesens, also die Entwickelung von Reiterheeren, das Übergewicht des Schwertes und den Gebrauch des Reiterspeeres, die Rüstung mit Helm, Panzer und Beinschienen, die ja in fränkischer Zeit höchst selten sind (S. 44) und sich erst im 9. Jahrhundert ganz durchsetzen, für die Zeit nach der Völkerwanderung auf byzantinische Einflüsse zurückgeführt, von der Taktik ganz abgesehen. Von den Byzantinern, die neben Speerreitern berittene Bogenschützen hatten, sollen auch (unter Karl dem Großen) Bogen und Pfeile für die Reiter, neben deren Spieß und Schwert, übernommen worden sein.

Unzweifelhaft hat dann endlich Byzanz als Hort einer starken kirchlichen Literatur sowohl die Kirchenpoesie als auch die Kirchenmusik des Abendlandes beeinflußt, überhaupt zu den eigentlich mittelalterlichen Formen der abendländischen Literatur vielfach den Grund gelegt, z. B. zum Passionsspiel. Wesentlicher ist aber nur die Übertragung von Legendenstoffen. Erst viel später ist von Byzanz eine Einwirkung ausgegangen, die außerordentliche Bedeutung für das literarische Leben gewann: als es zu Ausgang des Mittelalters die von ihm gehüteten und vom Abendlande vergessenen Schätze der klassischen griechischen Literatur dem Westen vermittelte. Doch ist das überhaupt nicht zu den eigentlich byzantinischen Einflüssen zu rechnen.

Alle die berührten byzantinischen Einwirkungen haben zur Färbung, zur Förderung der sich entwickelnden deutschen Kultur dieser Epoche viel beigetragen, aber sie sind untergeordnet

gegenüber den einstigen Einwirkungen der römisch-gallischen Kultur: sie können auch den nationalen Charakter der agrarischen Kultur dieser Jahrhunderte nicht ändern. Für diese Kultur, zunächst für ihre Grundlage, die Gestaltung des agrarischen Daseins, lassen sich zwei gelegentlich von Riehl gebrauchte Ausdrücke zur Charakterisierung benutzen. Der „Gegensatz von Feld und Wald", der sich mit den Anfängen der Seßhaftigkeit einstellt, ist schon scharf ausgebildet, aber der „Gegensatz von Stadt und Land", der immer einen großen Wandel der Kulturentwickelung bedeutet, ist noch nicht da. Die Rodung des Waldes, deren starke Zunahme wir bereits für die karolingische Zeit beobachteten, die man aber für jene Zeit nicht überschätzen darf, schreitet weiter fort, wie früher vorzugsweise durch die Klöster, die auf Kolonisation angewiesen sind. Für das innere Deutschland, insbesondere den Norden, setzt sie vielfach erst jetzt systematisch ein; die Orte, deren Namen schon auf Rodung hinweisen, werden vielfach in dieser Zeit entstanden sein. Sowohl die bereits erwähnte Zunahme der Bevölkerung wie der durch die Grundherrschaft herbeigeführte planmäßigere Anbau des Landes wirkten auf starke Rodungen hin: sie mögen etwa um das Jahr 1000 am stärksten gewesen sein, so daß insbesondere die Herrschaft nunmehr schon den Wald zu schützen suchen muß. Immerhin blieb in dem Kampfe mit Wald und Sumpf noch viel zu tun, wovon nach einem Rückgang der Rodung im 11. Jahrhundert diejenige des 12. und 13. Jahrhunderts zeugt. Namentlich östlich der Elbe und Saale überwog noch das alte Wald- und Sumpfland bedeutend. Jene Zunahme der Bevölkerung muß vom 10. Jahrhundert ab eine sehr erhebliche gewesen sein. Trotz jener durch die kriegerischen Zeiten wie durch die Ungarneinfälle u. s. w. herbeigeführten massenhaften Vernichtung von Menschenleben war etwa in der Mitte des Jahrhunderts schon wieder ein reichliches Menschenmaterial da, das einerseits die Heere füllte und die großen Kriegszüge nach Süden erlaubte, anderseits in der im 10. und 11. Jahrhundert beginnenden Kolonisation der Ostmark, auch schon des Nordostens, sich bemerkbar machte. Und wenn seit dem 12. Jahrhundert die Kolonisation des Ostens in großem Stile einsetzte, wozu dann noch die Anfüllung der Städte kam, so ist die Übervölkerung des Westens, insbesondere der fränkischen Lande, aber auch schon der niedersächsischen Gebiete, aus der sie sich zum Teil herleitet, doch nur erklärlich, wenn man das Anwachsen der Bevölkerung bereits in die unmittelbar vorhergehende Zeit verlegt. Doch hängt dies auch mit der allgemeinen wirtschaftlichen Hebung, mit den geordneteren öffentlichen Zuständen seit dem 10. Jahrhundert zusammen.

Überhaupt zeigt das deutsche Leben dieser Epoche den Charakter der Gesundheit, der Kraft und Frische, einen Charakter, wie er zu einer Periode der Bauernkultur, die wir ja auch bei anderen Völkern in ähnlicher Weise kennen, paßt. Der Deutsche war nun ein wirklicher Ackerbauer geworden und damit höherer Kultur ein tüchtiges Stück näher gekommen, ohne der Natur entfremdet zu sein. Das Naturgefühl des Hirten und die Verbindung von Natur- und Menschenleben in gegenseitiger Durchdringung finden wir beim Bauern wieder, noch tiefer gewurzelt, aber auch nach Beruf und Tätigkeit vielfach beschränkt. Der Boden und seine Bestellung steht nun im Denken und Empfinden voran, wie er den eigentlichen Hintergrund vieler Sitten bildet.

Das alte Nebeneinander von Acker- und Weidewirtschaft bleibt, aber der Anbau überwiegt, und es läßt sich auch ein gewisses Auseinanderstreben beider nicht verkennen. Es ist, als ob der echte Bauer auf den Hirten herabsieht wie auf einen barbarischeren Menschen. Das Hüten wird zur niederen Dienstleistung. Der Hirt gilt als „unehrlich", und diese Anschauung ist vom Lande später auch auf die Städte übergegangen; nur in den Alpenländern

hat sich die alte Wertschätzung des Hirten erhalten, ebenso in den Tälern, wo der Bauer zugleich noch Hirt ist. Aber der richtige Bauer der Ebene will auch von jener anderen, einst wichtigen Tätigkeit, der Jägerei, nicht mehr viel wissen, und wieder nur in den Alpentälern treibt er auch sie gern. Jene Bezeichnung „Bauernkultur“ muß übrigens, wie schon (S. 76) betont wurde, richtig verstanden werden, da ein wirklicher Bauernstand sich erst langsam bildete, die Masse des Volkes in freilich sehr erträglicher Untertänigkeit lebte und der eigentlich fördernde Faktor in der agrarischen Entwickelung der Grundherr, der Adel war, der noch nicht den Zusammenhang mit der Wirtschaft verloren hatte. Freilich begann sich schon die Absonderung des Adels bezüglich seiner Wohnsitze und die Übertragung der Verwaltung an Meier u. s. w. vorzubereiten, ebenso wie durch die beginnende Entwickelung der Städte, trotz ihrer durchaus agrarischen Färbung, nichtagrarische Interessen einen Mittelpunkt gewannen und sich so allmählich ein gewerblicher Landwirtschaftsbetrieb, der nur auf eine bestimmte, vorwiegend abhängige, numerisch immer noch stärkste Klasse der Bevölkerung, eben die Bauern, beschränkt blieb, entwickelte. Doch waren von alledem nur die Anfänge sichtbar.



Bäuerliches Arbeitsleben. Aus Joh. Boccaccio de Certaldo, „Libri de mulieribus claris“, Ulm 1473, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Im ganzen haben wir es noch mit einer ziemlich einheitlichen agrarischen Kultur zu tun. Sie bedingt die immer noch große Einfachheit der ganzen Lebensverhältnisse. Gerade infolge der Entwickelung der Grundherrschaft und insbesondere unter dem Einfluß der geistlichen Gutswirtschaft, deren große Verdienste am besten im Zusammenhang behandelt werden, hatten sich aber, wie wir schon oben sahen, die einfachen Formen des Betriebes bereits stark verändert. Der intensivere Anbau wie die Hebung der Viehzucht bedingten dann wieder ein allgemeines wirtschaftliches Gedeihen, wovon aber nicht nur der Grundherr den Vorteil hatte. Denn Naturalabgaben und Naturalleistungen haben eine natürliche Grenze, und so hatte auch der Bauer den Nutzen der besseren Wirtschaft, zumal, wie man mit Recht hervorgehoben hat, die Hufe, die eigentliche Form des bäuerlichen Grundbesitzes, als Existenzgrundlage sehr geeignet war.

Im Betriebe wurde in dieser Zeit schon ungefähr die Stufe erreicht, die noch jahrhundertelang innegehalten wurde (siehe die obenstehende Abbildung). Freilich ist einerseits sehr zwischen der Ackerwirtschaft der westlichen und der östlichen Teile und anderseits zwischen der maßgebenden Wirtschaft des herrschaftlichen, bzw. geistlichen Eigenbetriebes und der der Zinsgüter u. s. w. zu unterscheiden: jene Herrengüter hatten auch den besseren Boden, was wieder eine Pflege der feineren Getreidearten erlaubte. Der Körnerbau zunächst behielt seine alte Wichtigkeit. Noch immer überwiegt unter den Getreidearten fast überall der Hafer (Haferbrei, Haferbrot, Viehfutter, Malzbereitung), es folgt der Roggen (namentlich für Brot), als feineres Getreide dringt von Westen her der Weizen ein, der das nun ebenfalls unter westlichem Einfluß Mode gewordene feinere Gebäck des Herrenhaushalts liefert. Überhaupt herrschte

im Westen ein reger Anbau, wie eine Schilderung die Gegend von Mainz als getreidereich hinstellt. Mit dem im Süden üblichen Spelz tritt auch die Gerste, die aber jetzt für die Bierbereitung von einiger Wichtigkeit ist, etwas zurück. Im allgemeinen ist auf den Zinsgütern Hafer und Roggen die Hauptsache; Hafer, neben der Gerste die Sommerfrucht, wurde vor allem auch auf neugerodetem Land angebaut. In dem Anbau der Hülsenfrüchte (Hirse, Erbsen, Bohnen) wie der sonstigen mehr eine gartenmäßige Kultur erfordernden Feldfrüchte, der Gemüse (Kohl), des Hanfs und Flachses und auch wohl des Hopfens, dazu einer Reihe von Farbpflanzen — der Waid wird namentlich in Thüringen gebaut — steht die Herrengutswirtschaft weit voran. Flachsfelder sah man im Westen zahlreich. Ölpflanzen wurden kaum stärker angebaut: Öl wurde noch lange importiert; später wird allerdings aus planmäßig kultiviertem Feldmohn Öl in ausgedehntem Maße gewonnen. Auch Rübenfelder gibt es erst später, am ehesten in Erfurt. Erbsen, Bohnen und Linsen hingegen haben frühzeitig zusammenhängende größere Flächen bedeckt. Auf solche Flächen wird dann auch der Begriff Garten angewandt, der keineswegs mit dem späteren ganz zusammenfällt und sich lange in gemischter Bedeutung erhält. Ein Rübenfeld heißt noch später „wîter garten", ein Kohlfeld „Kohlgarten". Das Hausland des kleinen Mannes, das eben für solche zuerst beim Hofe angebauten Früchte bestimmt und einfaches Nutzland ist, wird noch lange „Garten" genannt. Auch der Hopfen wird in „Hopfengärten" gezogen. Er, dessen zunehmende Verwendung für das Bier dieses haltbarer und deshalb allmählich handelsfähig machte, ist in Westfranken, wo ihn die Klöster zuerst benutzt haben, schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts für Zinsabgaben bezeugt, wird aber erst später auch in Deutschland, und zwar in immer stärkerem Grade, angebaut, so daß sich dann auch der „Sachsen-" wie der „Schwabenspiegel" mit seiner Kultur beschäftigen. Im ganzen führte der Anbau der feineren Pflanzen zu größerer Anstrengung des Bodens, den man dann auch im Sommer düngte. Anderseits ist noch immer nicht die Dreifelderwirtschaft (vgl. S. 65) ganz durchgedrungen, ja man ließ das Land manchenorts mehrere Jahre wieder als Grasland ruhen. Die schon wegen der vielen Fasten als allgemeine Nahrung erforderlichen Gemüse und Hülsenfrüchte müssen aber allmählich auch auf den Zinsgütern, daneben wie schon vorzeiten auf dem Hauslande, gezogen worden sein, obgleich ihr geregelter feldmäßiger Anbau ebenso wie der des Hopfens, des Leins (der dann zu vermehrten Abgaben von Webeprodukten führte) u. s. w. erst mit der die Herrenwirtschaft später ablösenden selbständigeren bäuerlichen Betriebsweise einsetzt.

Eine große Rolle in der Herrenwirtschaft, namentlich in der geistlichen Grundherrschaft, die zuerst wegen seiner gottesdienstlichen Verwendung den Wein auch im inneren Deutschland zog, spielte sodann der Weinbau, der sich seit Karl dem Großen mächtig verbreitet hatte, und dessen Pflege zu großen Rodungen für Weinberge, oft genug auch an dafür gar nicht geeigneten Stellen, führte. Nur sehr langsam ist später die Weinkultur aus diesem herrschaftlichen Eigenbetriebe, der für die Anlage und stärkere Düngung der Weinberge wie für die Einrichtungen zur Gewinnung des Weines große Kosten nötig machte, auf bäuerliche Betriebe, und dann auch nur in besonderen Formen, übergegangen. Der Weinbau erstreckte sich schon damals über Gegenden, aus denen er heute wieder verschwunden ist, wenn er auch vor allem im Westen und Süden gepflegt wurde. Wenn schon zu karolingischer Zeit Weinberge in Westfalen bezeugt sind, so setzt sich jetzt der überall ziemlich gleichförmig betriebene Weinbau im deutschen Nordwesten wie in Hessen, Thüringen, Sachsen, später mit der Kolonisation in dem früheren Slawenlande, in Schlesien, der Mark Brandenburg, Holstein und Mecklenburg, in Pommern und selbst im preußischen Ordenslande fest. Bei der geringen Ausbildung eines

Weinhandels — Bozener Wein wird schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts eingeführt — war dieser große Umfang der Eigenproduktion erklärlich. In St. Gallen hatte man zuzeiten so viel Wein, daß man die Fässer nicht mehr in den Kellern bergen konnte. Gedichte jener Zeit belehren uns über die außerordentlich sorgfältige Art des immer noch an römische Vorschriften angelehnten Weinbaus, seine Überwachung und seinen Schutz, wie über die Lese, Kelterung u. s. w. Dazu kommen bildliche Quellen, wie diejenigen im codex Epternacensis.

Der **Obstbau** trat damals noch sehr zurück, nur in dem höher kultivierten Westen, namentlich am Rhein, fand er schon gute Pflege; auch das Pfropfen war schon üblich. Der „**Baumgarten**" für die Obstbäume ist aber seit karolingischer Zeit bei den Herrenhöfen wie namentlich wieder bei den Klöstern und Stiftern weit verbreitet: im bayrischen Volksrecht werden sogar Gärten mit nur zwölf Bäumen erwähnt, was schon für einen Obstbau des kleinen Mannes spricht. Zu Karls des Großen Zeit hatte man bereits Apfelsorten, die man nach Herkunftsorten in Süddeutschland benannte; überhaupt ist der Apfelbaum der eigentliche Obstbaum. Jedenfalls war der grasbestandene Baumgarten der früheste unserem späteren Garten ähnliche Aufenthaltsort, der, ursprünglich lediglich zu Nutzungszwecken entstanden, doch auch bald, im Gegensatze zu dem dafür ungeeigneten Gemüsegarten, höheren Kreisen zum Umherwandeln und zur Erholung diente, wie sich denn auch der Verfasser des „Heliand" den Garten Gethsemane als Baumgarten vorstellt. Abgesondert davon ist der Küchen- und Gemüsegarten, der auch schon in Karls „Capitulare", das aber für den Osten nicht maßgebend ist, vorkommt. Dort sind in Verbindung mit ihm auch schon „Ziersträucher" erwähnt: die Blumenzucht dringt ein, und später entsteht daraus der eigentliche „Ziergarten". Dieser Garten ist ursprünglich Heilkräutergarten, die Pflege solcher Kräuter römische Kulturüberlieferung und zuerst wohl in Klöstern heimisch. Der von dem Gemüsegarten getrennte Kräutergarten im Grundriß von St. Gallen hat auch noch Rose und Lilie als Heilkräuter. Ebenso ist der Reichenauer Garten des Walahfrid Strabo, den dieser mit sichtlicher Liebe in seinem Gedicht „de cultura hortorum" besingt, zunächst Heilkräutergarten. Was diesen Garten, der sich häufig auch noch mit demjenigen für bessere Gemüse und Würzkräuter mischen mochte, auszeichnet, ist das aus der römischen Tradition übernommene Beet. Immerhin läßt sich doch in dieser Zeit auch schon eine ästhetische Freude an jenen Blumen wahrnehmen, die man um ihres Duftes willen im Heilgarten mitzog, zunächst an der Rose und der Lilie, deren Farbe bald auch symbolische Bedeutung erhielt. Die „Ecbasis" beschreibt schon einen königlichen Lustgarten (Baum-, Kräuter- und Blumengarten).



Wagen aus dem 10. oder 11. Jahrhundert. Nach dem Codex 132 in Montecassino vom Jahre 1023 (enthaltend Hrabanus Maurus' Schrift „de originibus rerum"), wiedergegeben in Moriz Heyne, „Deutsche Hausaltertümer", Bd. 2, Leipzig 1901. Vgl. Text, S. 92.

Die **Ackergeräte** sind in vieler Beziehung besser geworden, so der Pflug, der spätestens jetzt seine zweckmäßige Ausbildung erhalten hat, wie uns denn seit dem 8. und 9. Jahrhundert

die Bezeichnungen für die Pflugteile bekannt werden. Meist werden Ochsen vor den Pflug gespannt. Die Beschaffenheit dieses römisch-deutschen Pfluges wie des roheren, von den Slawen übernommenen Hakens blieb seitdem lange Zeiträume hindurch fast unverändert. Der für die Wirtschaft gebrauchte vierräderige Wagen (siehe die Abbildung, S. 91) ist von den späteren sehr wenig verschieden gewesen. Das Getreide wird noch mit der Sichel geschnitten, die Sense dient der Heuernte. Das Erdreich wird noch aufgestochen, namentlich mittels der Haue, des Karstes. Getreide wird jetzt immer mehr mittels der Wassermühle gemahlen, die als römisches Gut sich vom Westen her verbreitete und im 12. Jahrhundert überall bekannt ist.

Die Viehzucht ist in dieser Periode gegenüber dem Ackerbau schon stark zurückgetreten, insbesondere auch bei den kleinen Besitzern. Auf den Grundherrschaften war sie hingegen, wenn sie auch erst in zweiter Linie in Betracht kam, doch ausgedehnt genug, ja war bei dem Wachsen des Besitzes und Betriebes und bei den Nahrungserfordernissen sogar gegen früher vermehrt und besser ausgebildet. Für die Erweiterung der Viehzucht kam der Grundherrschaft vor allem die Mitbenutzung der Allmende zugute, auch stellte man Vieh bei den Meiern oder gar bei den Zinsleuten unter. Der Viehhof der Herrschaft selbst war oft überfüllt, der Stallbetrieb wird seit fränkischer Zeit immer ausgedehnter, jedenfalls ist ein solcher überall vorhanden. Diese Viehwirtschaft im großen Stil ist auch am spätesten bei Minderung des großen Eigenbetriebes auf die Meier u. s. w. übergegangen. Fast ganz auf die Grundherrschaft beschränkt war die Pferdezucht. Pferde gab es damals in Menge, man brauchte sie für das Heer, das ja immer mehr Reiterheer wurde, weiter als Reisetiere. Schon früh muß sich der den Germanen unbekannte Gebrauch des Pferdes als Packtier (mit Sattel, griechisch-latein. sagma, woraus unter gallischer Vermittelung die Bezeichnung soumâri, Saumtier, sich bildete) eingebürgert haben, wenigstens im Süden und Westen. Auch die jetzt überwiegende Anwendung des Wortes „Pferd" (von paraveredus, dem schon in fränkischer Zeit übernommenen Postreisepferd, das in bestimmten Fällen zu stellen war) zeigt die große Verbreitung der Untertanenlast, zur Weiterbeförderung Rosse stellen zu müssen. Denn alles Reisen, auch von Frauen und Geistlichen, vollzog sich noch lange im Mittelalter, wenn nicht zu Fuß, nur zu Roß. Als Arbeits- und Zugtier wurde das Pferd viel weniger benutzt; dazu diente der Ochse (siehe die Abbildung, S. 91). Die Pferde wurden jetzt allgemein beschlagen, namentlich die Hufe der Reisepferde geschützt. Die Reitkunst fand der vielfachen Verwendung des Pferdes entsprechend weit größere Pflege als in neuerer Zeit, nicht nur bei den pferdereichen Sachsen, sondern auch sonst, wie denn z. B. die Bayern sich nach Liutprand als gute Reiter einmal Italienern gegenüber hinstellten. Sie wurde auch von geistlichen Herren geübt, wie vom Abt Burchard von St. Gallen, dem Herzogin Hadwig gelegentlich einen Zelter schenkte. Zum Reiten wurde von Geistlichen wohl auch in Anknüpfung an den Zug Christi der Esel und das Maultier, das sonst als Lasttier diente, benutzt: beide, aus Italien und Gallien eingeführt, sind aber in Deutschland ziemlich selten geblieben und erst im späteren Mittelalter etwas stärker verwendet worden, der Esel z. B. zum Tragen der Säcke nach und von der Mühle. Für die Pferdezucht gab es die „Roßgärten" (gleichbedeutend ist stuotgarten), die später vielfach zu „Rosengärten" geworden sind. Bei der Bedeutung der wirklichen Rosengärten im deutschen Lied und Leben etwa seit 1200 — so heißen z. B. Turnier-, Fest- und Spielplätze, ferner oft die Friedhöfe; auch sonst dringt die Rose in die Namengebung (Häuser, Anger), vor allem in die Poesie, und „Rosengarten" als Stätte der Seligkeit, Ort der Sommerwonne, des Behagens, gewinnt schließlich einen sehr genußsüchtigen Beigeschmack („im Rosengarten sitzen") — muß man allerdings in

dieser Ableitung aus „Roßgarten" nicht zu weit gehen. Daß die Pferdezucht aber in der Viehzucht die bedeutendste Stelle einnahm, zeigt sich z. B. darin, daß man sich unter Hirten in erster Linie Roßhirten vorstellte; solche sind schon im „Heliand" die Christus anbetenden Hirten.

Die Rindviehzucht war jedoch nicht gering: als Milch- und (in weit schwächerem Maße) als Fleischtier wie als Arbeitstier mußte das Rind auf den Herrenhöfen in größerer Menge vorhanden sein, auch war man für die Düngung sehr darauf angewiesen. Unter Viehseuchen hatte es aber stark zu leiden. Auch beim kleinen Mann muß es wohl überall vorausgesetzt werden, aber nur für den Eigenbedarf, so daß die Herrschaft davon keinen Vorteil hatte. Dasselbe war bei der Schafzucht der Fall, die dem kleinen Manne selbst zu Nahrungszwecken (Schaffleisch war ein wichtiges Nahrungsmittel) wie zur Kleidung (der Schafpelz war ein wichtiges Kleidungsstück) und Wollgewinnung diente, wenn auch Abgaben an den Herrn vorkamen. Mit der Minderung der Gemeindeweide durch den Grundherrn ging die kleine Schafzucht auch immer mehr zurück: um so größeren Aufschwung nahm sie auf den Großbetrieben, wo nun eigene Schäfereien entstanden. Es war so eine Wollproduktion in ausgedehnterem Maße möglich, was sich freilich erst später bei Entwickelung des städtischen Wesens und stärkeren Verkehrs geltend machte. Dieser Aufschwung der Wollproduktion war ebenso wie die spezialisierte Ausbildung eines bedeutenden Käsereibetriebes eine der Hauptfolgen der in größerem Maßstabe gepflegten Viehzucht der Grundherrschaft. Im Hochgebirge muß übrigens dieser Käsereibetrieb ohne grundherrschaftlichen Einfluß früh fortgeschrittene und ins Große gehende Formen angenommen haben. Das Tier der Kleinbesitzer war vor allem das Schwein, das überhaupt neben dem Schaf das eigentliche Fleischtier des Mittelalters und damit das Hauptvieh war — namentlich wurde auch Speck gegessen —, und das als solches auch in erheblichen Mengen als Abgabe von den Zinsbauern geliefert wurde. Schon in karolingischer Zeit erhielt Einhard aus Fritzlar allein dreißig Schweine im Jahre. Solche Ausdehnung der Leistungen erklärt sich aus den geringen Ansprüchen, welche die Schweinezucht stellte. Die Tiere mästeten sich im Herbst in den Eichen- und Buchenwäldern selbst; von Hirten wurden sie dorthin getrieben, wo es die meisten Eicheln gab. Auch Geflügel muß nach den Abgabenverzeichnissen auf den kleinen Gütern reichlich vorhanden gewesen sein, wenigstens Hühner. Hühner- und Eierzinse sind Regel. Auf den Großbetrieben ist die Geflügelzucht gegenüber dem Westen zur Zeit Karls des Großen nicht bedeutend. Eine weitere Abgabenkategorie, Honig und Wachs, zeigt, daß die Bienenzucht meist in der durch die Römer überkommenen Gartenzucht der Hauswirtschaft, wie sie schon das salische Gesetz kennt, oder in der ungeregelten urzeitlichen Waldbienenwirtschaft beruhte, wenn auch Beweise für eine herrschaftliche Waldbienenzucht mit eigenen Zeidlern (Bienenwärtern) vorhanden sind. Die Bienenzucht war später namentlich in den slawischen Kolonisationsgebieten heimisch. Eine besondere Pflege erfuhr auch schon, in Anknüpfung an römische Traditionen, die künstliche Fischzucht, wenigstens im rheinischen Westen und namentlich bei geistlichen Herrschaften; Teiche für Fischzucht gab es viele in der Nähe von Klöstern. Im großen wurde aber der durch die Kirche gegen die ältere Zeit noch gesteigerte Nahrungsbedarf an Fischen durch den natürlichen Reichtum des Meeres, der Seen und Flüsse gedeckt, wobei der Betrieb der Fischerei selbst im wesentlichen der alte, früh durch römische Einflüsse gehobene blieb. Man fing die Fische mit Angel und Netzen; auch Schleppnetze werden erwähnt. Alt ist auch der Fang durch Anlegung von Wehren, etwa mittels Reusen.

Der Weideplatz des Viehes war einmal der Wald: hier war die eigentliche Heimstätte der Hirten, z. B. der Rinderhirten des Klosters St. Gallen, die auch an Sonn- und Festtagen

meist im Walde blieben. Daneben gab es die alten Weideplätze in der Allmende, an der alle gleiches Nutzungsrecht hatten, und auch auf den Stoppeln. Jede Tierart hatte ihre besondere Weide und ihren besonderen Hirten. Im Sommer ließ man die Tiere ganz draußen, nachts in Pferchen, die Schafe in Hürden u. s. w. Doch wurden die Weideplätze zum Teil auch, wie in der Urzeit, im Winter benutzt. So wurde das ohnehin harte Leben des Hirten, der, auf geringe Nahrung angewiesen, in mangelhafter Behausung untergebracht, sein oft verwildertes Vieh in steter Wachsamkeit mühsam zusammenhalten, vor Dieben schützen oder gegen Raubtiere, namentlich Wölfe, mit seinem Bogen verteidigen, es bei Krankheiten pflegen und (zuweilen nur durch Segensprüche) kurieren mußte, durch die Winterkälte noch verschärft. Die Unterkunftsstellen für das Vieh, die Schwaige für die Rinder, der „stuot" für die Pferde, waren zum Teil auch mit den nötigen Wirtschaftseinrichtungen, z. B. für die Milchwirtschaft, versehen. Mit dem Winterfutter, das bei der zunehmenden Stallfütterung gebraucht wurde, steigt der Wiesenbau, dessen Hebung wir schon (S. 65) beobachtet haben: die alte ungehegte weite Grasweide der gemeinen Mark genügte nicht mehr; man nahm schon aus ihr oder neugerodetem Waldland Wiesenstücke als Sonderbesitz zu eigener Nutzung. Namentlich die große Grundherrschaft legte Wiesen an. Die bäuerliche Wirtschaft kam allmählich wenigstens zur Nutzung gemeinsamer Wiesenstücke.

Schon oben wurde der Unterschied der gesamten Wirtschaftsformen je nach der Größe des Betriebes betont. Im Vordergrunde stand durchaus die größere Grundherrschaft, die, namentlich die geistliche, alles, was eine höhere Wirtschaftsform bedingt, zuerst und oft allein ausgebildet hat. Auch die beginnende planmäßige Waldwirtschaft hängt wesentlich mit dem Übergang großer Waldmassen in grundherrlichen Besitz zusammen. Hierin, wie im landwirtschaftlichen Betrieb, hat aber das grundherrliche Beispiel vielfach auch auf die bäuerlichen Gemeinden gewirkt. Überhaupt sind die Fortschritte der gesamten wirtschaftlichen Entwickelung unter Führung der Grundherrschaft, namentlich nach der organisatorischen Seite hin, gegenüber den primitiven Zuständen markgenossenschaftlicher Zeit außerordentliche gewesen. Im allgemeinen muß aber dennoch für diese Epoche wie schon für das 9. Jahrhundert (vgl. S. 60) mit Nachdruck betont werden, daß man die Rolle der Grundherrschaft nicht überschätzen, insbesondere nicht alle wirtschaftlichen Vorgänge nur innerhalb der Grundherrschaft sich abspielen und von ihr beeinflußt sein lassen darf.

Dazu kommt nun, daß bereits in sächsischer Zeit, in der sich das Übergewicht der Grundherrschaft eigentlich erst geltend macht und ihre Ausbildung noch gar nicht abgeschlossen ist, die Keime der Auflösung, der wirtschaftlichen Schwächung dieses Betriebes liegen, daß bereits jetzt eine Minderung des herrschaftlichen geschlossenen Eigenbetriebes zugunsten der Betriebsformen der Zinsgüter eintritt und bereits jetzt eine die soziale und wirtschaftliche Lage der Zinsbauern hebende Tendenz bemerkbar ist, eine Entwickelung, die aber als charakteristisches Moment der Wirtschaftsgeschichte des 10.—12. Jahrhunderts besser später behandelt wird. Freilich, diese beginnende Abbröckelung der Grundherrschaft, die Abgabe der wirtschaftlichen Führung an die abhängige Klasse, geht durchaus parallel mit einem immer steigenden Landzuwachs, dessen Größe wieder die geschlossene, an geringere räumliche Ausdehnung gebundene Herrenhofwirtschaft früherer Zeit schwierig machte und die Vergebung an Zinsträger begünstigte. Dieser Zuwachs ist jedenfalls für die weltlichen Grundherren in dieser Epoche ein sehr großer gewesen, während die bedeutende Vermehrung des geistlichen Besitzes infolge von Schenkung und Übertragung im Interesse des Seelenheils, namentlich auch infolge von reichen

Stiftungen der sächsischen Herrscher, durch die Übergriffe der weltlichen Herren, besonders durch die von den kirchlichen Quellen oft beklagten, aber wohl allzusehr in den Vordergrund gestellten Aneignungen der Vögte, auch durch die Vergabungen der Herrscher aus Reichskirchengut, zum großen Teil wieder aufgehoben wurde. Dafür hielt die Kirche ihren Besitz, der ja dauernd in derselben Hand blieb, besser zusammen. Das Moment, das gleichzeitig den geistlichen Besitz minderte und den weltlichen vermehrte, war vor allem die Belehnung mit Kirchengut, um den Heeresdienst versehen lassen zu können. Solche Belehnungen waren oft recht bedeutend, wie z. B. der Trierer Erzbischof im 11. Jahrhundert einen Grafen mit 600 Hufen belehnte. Zur Vermehrung des weltlichen Grundbesitzes, auch der Zahl der Besitzer nach, trugen vor allem die Verleihungen der Herrscher aus erobertem Slawenlande, zunächst freilich namentlich an die Markgrafen, bei; weiter die Ausübung der Vogtei über kirchlichen Besitz, die schließlich zu einer Verfügung über diesen führte; endlich die früher geschilderte dominierende Rolle des Grundherrn in der Markgenossenschaft, die fast durchweg die Allmende in seine Hand gab oder ihm als Markvogt große Rechte sicherte. Dafür hört jetzt der Übertritt von Freien in die Abhängigkeit von weltlichen Herren mehr und mehr auf. Einen Rückgang hingegen erlebte der königliche Grundbesitz durch die im Zusammenhange mit dem Lehnswesen notwendigen, jetzt sehr umfangreichen Vergabungen und durch die bereits erwähnte Tendenz zur Erblichkeit derselben. Allerdings hatten die sächsischen wie die salischen Herrscher durch ihr eigenes Gut den sehr geminderten Königsbesitz, von dem im wesentlichen nur die Pfalzen mit ihren großen Ländereien intakt geblieben waren, wieder aufgefrischt, und die sehr bedeutenden Eroberungen im slawischen Osten wie die seit Otto I. öfter bei Aufruhr u. s. w. eingetretenen Konfiskationen großer Güter, auch das alte Recht an herrenlosem und erblosem Land hatten ihn andauernd vermehrt. Die außerordentlichen Vergabungen der Herrscher — nach einer von Karl Theodor von Inama vorgenommenen Auszählung der Urkunden vergab Otto I. z. B. 41 Königshöfe oder größere Güter und 796 kleine — kamen zudem vorzugsweise der Kirche zugute. Aber wenn anfangs der Herrscher über das Kirchengut als Reichsgut verfügen konnte, so war dies Recht später, nach dem Investiturstreit, viel schwerer anzuwenden. Im übrigen haben die großen Schenkungen an die Kirche die Bedeutung der geistlichen Grundherrschaft für die Erhaltung und Entwickelung der von ihr am besten geschützten bäuerlichen Bevölkerung sehr gesteigert und das spätere Aufsteigen dieser Schicht erst ermöglicht.

Die so wichtige Grundherrschaft hat nun damals zum Teil auch die Siedelungsweise auffälliger umgestaltet. Zunächst hatten die Siedelungen überhaupt in der Epoche stärkeren Anbaus des Landes weiter zugenommen: die Zahl der Dörfer und Einzelhöfe wird die heutige schon damals erreicht haben, und der Waldlandschaftscharakter der alten Zeit war geschwunden. Aber neben und in den Dörfern erhoben sich zahlreicher die festen Höfe der Herren, und mächtiger erstanden auf den Waldblößen die Klöster. Das Überwiegen des Dorfes und natürlich auch der Einzelhöfe zeigt nun auch in der Siedelungsform den agrarischen Grundcharakter der Epoche. Aber die alten Formen werden nicht durchweg bewahrt und herrschen nicht mehr ausschließlich. Zwar wohnte auch der Adel zum Teil noch in den Dörfern. Noch im 13. Jahrhundert werden dorfbewohnende Ritter mehrfach erwähnt, die dann allerdings ihr Haus befestigen, den Zaun erhöhen, einen Graben herumziehen u. s. w. Oder die Herrenhöfe blieben mit dem Dorf im Zusammenhang, oder es bildeten sich um sie durch die Wohnungen der Eigenleute Dörfer. Aber der allmählich eintretenden Auflösung des herrschaftlichen Eigenbetriebes entsprechend und auch aus anderen Gründen begann der Adel seit dem

10. Jahrhundert mehr und mehr abgesondert in befestigten Burgen zu wohnen. Um dieselbe Zeit werden wir die Städte als neue Siedelungsform, wenn auch noch lange mit agrarischem Charakter, in die Erscheinung treten sehen.

Das Dorf zunächst bewahrte im ganzen den alten Charakter, die nach außen geschlossene, umzäunte, im Inneren unregelmäßige Anlage. Meist scheint diese jetzt aber eine viereckige Form gehabt zu haben. Wie von alters hingen die einzelnen Höfe nicht miteinander zusammen, sondern lagen weit auseinander. Ein besonderes Moment kommt indessen durch jene bevorzugten Höfe hinein, nicht nur durch den Hof des Grundherrn, sondern auch durch der Herrschaft gehörige Höfe, auf denen der Verwalter, der Meier, saß, Fronhöfe, auch Meierhöfe und anders genannt. Sie liegen an dem sich meist durch die Kreuzung der Wege ergebenden Dorfplatz (Heimgart in Oberdeutschland) und sind einigermaßen befestigt. Wo eine Kirche war, die dann ebenfalls an diesem Platze lag, war auch der geistliche Hof stattlicher. Anderseits kam je nach den landschaftlichen und anderen Verhältnissen und namentlich in späterer Zeit eine gewisse Gleichmäßigkeit des Umfanges und der Anlage aller Höfe im Dorfe vor, insbesondere bei Neuland, das an Ansiedler als Lehenland vergeben wurde, im Westen und erst recht im Osten. Bei diesen Neusiedelungen auf Neuland tritt auch schon in karolingischer Zeit eine regelmäßigere Anlage der Gehöfte, etwa der Reihe nach an der Straße, hervor. Andere, namentlich ältere Dörfer, wiesen wieder beträchtliche Unterschiede der Anlage auf: nicht nur der Meier, sondern auch andere Bauern hatten größeren Besitz und bessere soziale Geltung. Auch die kleineren Anwesen der Ärmeren stuften sich ab, entsprechend der Sonderbesitz draußen an Feld und Acker. Dazu kam die Auszeichnung vieler Dörfer durch eine Kirche, zu der in der Regel eine Reihe anderer Dörfer gehörte. Diese Kirchdörfer gaben der Landschaft ein neues Aussehen.

Allmählich gewinnen nun aber mit der sich anbahnenden Ausscheidung des Herrenstandes aus den Dörfern, mit der Entwickelung städtischen Wesens und mit der später zu besprechenden Bildung eines eigenen Bauernstandes das Dorf wie die ländlichen Wohnstätten überhaupt ihren besonderen, zum Teil rückständigen Charakter. Einfachheit und Schlichtheit, oft auch wenig solide Ausführung der Bauten werden jetzt für das Dorf die Regel, ebenso wie ihre Engigkeit und Beschränktheit die, im Gegensatz zum Herrenstande, recht kümmerliche Lage ihrer Bewohner widerspiegeln. Der Steinbau ist hier noch unerhört, Holz und Lehm bilden das Material. Vielfach wurden die technisch sehr einfachen Bauten gewiß noch mit eigenen Händen errichtet oder wenigstens nur mit Unterstützung der Nachbarn, wobei dieser oder jener in Ausübung alter Fertigkeiten z. B. die einfache Ornamentik des Holzbalkens, vielleicht auch noch den alten lebhaften Farbenschmuck der Außenseite anwenden mochte. Keineswegs brauchen aber diese Häuser ein unfreundliches Aussehen gehabt zu haben. Wohnhütten ganz kleiner Leute allerdings mögen zuweilen recht primitiv gewesen sein und selbst Reisig verwendet haben. Die alte nahezu quadratische Form des Hauses bleibt gewahrt, aber sonst haben sich doch schon mannigfaltige Veränderungen an ihm vollzogen.

Hier ist denn auch der Ort, einmal auf die Entwickelung des deutschen Hauses seit der Urzeit im Zusammenhang einzugehen. Die Ausbildung der Bauernhaustypen schon in die Stammeszeit zu verlegen, geht nicht wohl an. Anderseits sind natürlich je nach den Zuständen und Kultureinflüssen die Wohnbauten der einzelnen Stämme früh verschieden gewesen. Man kann sich nach der Bibelübersetzung des Ulfilas z. B. ein gotisches Fachwerkhaus, einräumig und mit Eingang an der Giebelseite, mit danebenliegenden Wirtschaftsbauten, alles von einem Zaun umschlossen, vorstellen, von dem sich ein nach Plinius und Strabo zu rekonstruierendes

ziemlich ähnliches Friesenhaus dadurch unterscheidet, daß es den Eingang an der Längsseite hat. Weiter aber muß der Gegensatz zwischen dem niederdeutschen und dem oberdeutschen Typus in seinen Keimen früh vorhanden gewesen sein. Das sächsische Haus hat wohl von Anfang an Wirtschafts- und Wohnräume unter einem Dach vereinigt. In ganz entgegengesetzter, zweifellos die Kenntnis vollkommenerer Gehöfte bedingender Weise sind im oberdeutschen Hause, anscheinend früh, die Wirtschaftsbauten vom Wohnhaus getrennt, aber an dieses angegliedert worden, wenn auch das entwickelte fränkische Gehöft sich entschieden erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters ganz ausgebildet haben wird. Auch die Vorstufen zu den mehr vermittelnden Formen des bajuvarischen und des thüringisch-sächsischen Hauses wird man je nach den wirtschaftlichen Kulturzuständen und der Bedeutung der Viehzucht schon in die Stammeszeit legen können. Das gegenseitige Verhältnis von Wohn- und Wirtschaftsräumen hängt eben ganz von den wirtschaftlichen Voraussetzungen ab. Fraglich ist nur, wie weit für diese Entwickelung fremder Einfluß wichtig ist. Den direkten der Römer muß man für die Zeiten der Invasion zwar für alle vorgeschrittenen Bauten sehr hoch anschlagen, um so geringer aber für die ländlichen Bauten. Dagegen mag durch den in Herrenhöfen und Klöstern noch lange nachwirkenden indirekten römischen Einfluß sowohl die Gliederung wie manche technische Einzelheit mitbestimmt worden sein, namentlich die Einführung eines Obergeschosses. Wenn man aber das spätere Verhalten des Bauernhauses zu den Epochen des Baustils, etwa zu Gotik und Renaissance, bedenkt, wird man doch eine im ganzen selbständige Entwickelung, die wesentlich durch die Gestaltung der Besitz- wie der Wirtschaftsformen bedingt ist, annehmen müssen. Ihre Spitze stellt der fränkische Wirtschaftshof dar. Wenn nun auch die eigentliche Ausbildung der nachmaligen Bauernhaustypen erst mit jener Entstehung eines wirklichen Bauernstandes zusammenhängen wird, so werden sie doch schon in unserer Epoche deutlicher erkennbar gewesen sein als in der fränkischen Zeit, und eine Charakterisierung der verschiedenen Typen wird an dieser Stelle um so eher angebracht sein, als zwar individuelle Einflüsse auf ihre Umgestaltung fortwährend gewirkt haben, im allgemeinen aber die zähe Art des Bauern für ein hohes Alter der Typen spricht.

Bei ihrer kurzen Skizzierung folgen wir im ganzen Elard Hugo Meyer. Der älteste und reinste Typus wird vom altniedersächsischen Bauernhaus repräsentiert, das aber wieder verschiedene Formen aufweist, so eine ältere nur mit Diele (Lehmtenne), Ställen an beiden Seiten und dem Herd im Hintergrund, eine jüngere mit Diele und Flett (querlaufender Flur und besonderem Wohnraum mit Herd an der Rückseite), eine mit unvollständigem Flett und eine der oberdeutschen Art genäherte mit Vorderwohnung. Der Eingang befindet sich an der Giebelseite, charakteristisch ist das hohe und tief herabreichende Strohdach. Dem sächsischen ist das friesische Haus verwandt: beide sind auch wesentlich auf ihre alten Stammesgebiete beschränkt, bei beiden herrscht das Fachwerk, der Riegelbau, beide haben selten ein Obergeschoß; beide schließen sich mehr gegen die Außenwelt ab — die Fenster liegen meist nicht nach der Straße hinaus — und vereinigen Wohn- und Wirtschaftsräume, so daß hier ein wirkliches „Binnenleben", entsprechend niederdeutscher Art, entsteht. Ganz anders die ober- und mitteldeutschen Formen: sie mischen sich viel mannigfaltiger, treten keineswegs kompakt, abgesehen von dem eigenartigen bayrischen Hause, auf, wie ja auch Franken und Alemannen viel mehr umhergeworfen worden und zersplittert sind als die norddeutschen Stämme. Die Häuser erheben sich zu einem zweiten und dritten Stockwerk; im Gebirge des Südens, in Alemannien, überwiegt ferner der wirkliche Holzbau, der reichere Außengestaltung durch Galerieen, Altane u. s. w. zuläßt; dem Außenleben sind überhaupt alle diese Formen zugänglicher, hängen auch

mehr mit der Straße zusammen, indem sie die Fenster an der breiten Straßenseite haben. Die Wohn- und Wirtschaftsräume sind immer getrennt, mindestens durch eine Wand, wenn sie nicht überhaupt besondere Gebäude bilden. Dieser fränkisch-alemannische (mittel- und oberdeutsche) Typus ist, wie gesagt, entsprechend dem weiten Gebiet, in dem er vorkommt, von den Ardennen bis zur Schweiz, bis nach Schlesien, überaus mannigfaltig und weist viele Mischformen auf: in der darin besonders charakteristischen deutschen Schweiz haben vielleicht auch fremde (schon keltische) Einflüsse gespielt. Neben dem namentlich fränkischen viereckigen Gehöfttypus mit mehreren Gebäuden, Umfriedigung und Toreinfahrt ist vornehmlich im alemannischen Gebiet das ein- oder mehrstöckige Einhaus (Stall unter dem Wohnraum) vertreten. Mehr für sich steht endlich der bayrisch-rätische Typus, wesentlich romanisch beeinflußt, schon durch die italienische Nachbarschaft. Hier hat wohl der romanische Steinbau am frühesten eingewirkt und sich behauptet; auch weist die Vielräumigkeit des Hauses auf ein höheres Vorbild hin.

Für die Gesamtentwickelung des Hauses ist nun aber noch ein Punkt zu berühren, der gerade für die Fortschritte in unserer Epoche wichtig sein mag. Für die Stammeszeit scheint im ganzen noch die uralte Einräumigkeit des Hauses zu überwiegen, seitdem aber hat eine Gliederung in verschiedene Räume eingesetzt, doch wohl entsprechend den Fortschritten der Lebenshaltung; die alte Einräumigkeit, die schon Justus Möser rühmte, war in ihrer übersichtlichen Geschlossenheit freilich auch nicht ohne wirtschaftliche Bedeutung gewesen. Bei ihrer jetzt beginnenden Beseitigung handelt es sich übrigens nur um den Wohnraum und auch nicht mehr um das Bauernhaus, sondern um das Haus überhaupt. Die Einräumigkeit im Sinne der Ungetrenntheit von Wohn- und Wirtschaftsräumen ist aber nach Meinung einzelner Forscher nicht das Ursprüngliche. Moritz Heyne nimmt an, daß zunächst das wachsende Bedürfnis an Wohnungen (z. B. für das Gesinde, die Gäste [Halle]) und das der Wirtschaft die Anlage besonderer Bauten hervorgerufen hat — je nach den Besitzverhältnissen gingen diese Bauten von wirklichen Holzgebäuden bis zu kleinen Notdächern und hüttenartigen Unterschlupfen —, daß dann in landschaftlich oder sonst verschiedener Weise die Vereinigung mehrerer Räume unter einem Dach erfolgte. Das Ursprüngliche wären also mehrere Einräume nebeneinander. Indessen könnte das im wesentlichen doch nur für die Begüterten gelten. Der kleine Mann hat von Anfang an innerhalb seines einen Raumes durch Absperrung besondere Teile für bestimmte wirtschaftliche oder sonstige Zwecke erzielt, und auch der Vornehmere hat, wie z. B. die Schilderung des Priscus lehrt, einen größeren Wohnraum durch Vorhänge in zwei geteilt. Auch sonst mögen sich durch leichte Flechtwände früh Nebenräume ausgebildet haben. Heyne meint aber, daß im Gegensatz zu den Begüterten, die auch noch in karolingischer Zeit das alte Prinzip einer, nun stark vermehrten, Anzahl besonderer Wohn- und Wirtschaftsbauten festhalten (in Asnapium [vgl. S. 99] 17 außer dem Herrenhause), der kleine Mann nicht durch Absperrung, sondern aus dem Bedürfnis der Platzersparnis durch Zusammenlegung von Wohnraum, Stall und Scheune unter ein Dach, mit landschaftlich verschiedener Betonung der Scheune oder des Stalles, die einzelnen Bauernhausformen gebildet habe.

Dem sei nun, wie ihm wolle. Jedenfalls beginnt in unserer Epoche eine Gliederung des im ganzen noch einräumigen Wohnraumes nicht durch Zusammenlegung, sondern durch Trennung von innen heraus, wie wir es eben zum Teil auch für die älteste Zeit gesehen haben, sich stärker durchzusetzen. Sie mag früh schon in dem vornehmeren Hause begonnen haben: die Säulen, die im Innern das Dach stützten, und die Ecksäulen mögen die gegebenen Ausgangspunkte der Gliederung gewesen sein. So entstehen, getrennt durch leichte Wände, Kammern,

die über die früher nur abgesperrten Nebengelasse hinaus sich zu besonderen kleinen Schlaf- und Wohnräumen entwickeln. Den alten Charakter bewahrt nur die große Halle des vornehmen Hauses, dessen Dach auf Holzsäulen ruht, der Festraum des späteren Pallas. Jene Gliederung zeigt jetzt aber auch allmählich das Bauernhaus. Das Hauptmoment ist dabei die Verdrängung des Herdes aus seiner zentralen Stelle; er wird in die Ecke gerückt: es bildet sich die Küche, während dem Wärmebedürfnis des Wohnraumes der Ofen zu dienen beginnt. Es entsteht die heizbare große Stube, die freilich manchmal noch des Ofens entbehrt, daneben die mannigfaltig geartete Kammer zum Schlafen. Doch bleibt auch die alte große Diele mit dem Herd, z. B. als Eßraum, mit allerlei Einbauten (Kammern u. s. w.) erhalten. Soweit ein Obergeschoß eindrang, gliederte sich das Haus naturgemäß noch weiter; die Treppe wird zunächst an der Seite angebracht, ist aber oft auch nur eine einfache Stiege, auf der man von der Stube durch eine Luke nach oben gelangt. Mehr und mehr sind nun auch überall die gegen früher (vgl. S. 26) niedriger gelegten und größeren Seitenfenster durchgedrungen. Im ganzen aber zeigt sich immer stärker jener durchgreifende Unterschied zwischen Bauernhaus und Herrenhaus und Bauernhof und Herrenhof. Der letztere war, wie schon das Beispiel des Königshofes in Asnapium mit seinem Herrenhaus und den siebzehn Holzhäusern zeigt, wozu noch ein Stall, eine besondere Küche, eine Mühle, drei Scheuern und zwei Speicher kamen, eine ausgedehnte, bei anderen Herrenhöfen freilich kaum ähnlich anzunehmende Anlage, während der Bauer auch in späterer Zeit mehr das Streben nach Zusammendrängen behält. Wir werden ferner sogleich die Tendenz beobachten, zunächst die Königshöfe, die übrigens durchaus reine Höfe bleiben, dann auch die Höfe geistlicher und weltlicher Herrschaften mit besserer Umfriedigung durch Wall und Graben, auch schon durch Mauern, zu sichern, sie also burgartiger zu gestalten. Indessen bedeutete auch für den Bauernhof der uralte Zaun, der oft aus einer Hecke mit einzelnen darüberragenden Bäumen, aus Dornen und Gestrüpp, gelegentlich, wie z. B. in St. Gallen, aus geflochtenen Weidenruten bestand, nicht nur Abschluß von der Außenwelt, sondern auch Sicherung. Die Reihe der Hofzäune ergab gleichzeitig den Hauptteil der Umzäunung des ganzen Dorfes; zu ihnen kamen Vorrichtungen für Absperrung der Haupteingänge hinzu. Die Umzäunung, zu der später noch ein Graben tritt, ist das eigentliche Kennzeichen des Dorfes.

Stärkere Befestigung leitet uns zu einer anderen, folgereichen Siedelungsform, der Stadt, gerade wie der vom Dorf sich abhebende stärker befestigte Hof uns zur „Burg" führt. Stadt und Burg sind eigentlich, wie wir noch sehen werden, äußerlich gleichen Ursprungs. Sie entstehen aus dem Bedürfnis, in den unruhigen Zeiten besseren Schutz zu haben. Nur diente die eigentliche Burg lediglich den Herreninteressen, die städtische Befestigung der Untertanenschaft. Ursprünglich war die Befestigung der freien Hofstätte nur ein Privileg der Herrscher, und in fränkischer Zeit hielten sie durchaus daran fest. Bei den königlichen Pfalzen, so unter Karl dem Großen zu Ingelheim, Aachen u. s. w. und ebenso unter seinen Nachfolgern, kam dabei der römische Steinbau mehr und mehr in Anwendung, unter Führung freilich der Geistlichen, die ihrerseits die größeren Kirchen, aber auch die Klöster, immer häufiger aus Stein bauten und letztere auch befestigten. Für Befestigungsbauten weltlicher Herren bedurfte es anscheinend zunächst der Erlaubnis des Herrschers, aber die Zeiten zwangen von selbst dazu, und die wirtschaftliche Hebung des Herrenstandes gewährte leicht die nötigen Mittel. Hatte der Herrenhof nun an sich schon eine exponierte Lage, so ergab sich durch seine Befestigung ein burgartiges Aussehen von selbst. Andernfalls scheint der Herr für gewöhnlich seinen Hof

bewohnt, für Kriegs- und Fehdezeiten aber — denn der Adlige hatte sich nicht nur gegen die Raubzüge von Ungarn und Slawen zu wehren, sondern auch gegen die Anfeindungen mächtiger Nachbarn — einen Berg oder eine Erhöhung in der Nähe mit einer Befestigung versehen zu haben, die nur eine Besatzung beherbergte, im Notfall aber auch ihn selbst mit seiner Familie. Solche Burganlagen wurden in der Ebene auch durch künstliche Erdwälle, um die man einen tiefen Graben zog, hergestellt, oder man sicherte sich dort auch nur durch Wasser oder Sumpf. Solche runden, primitiv durch Holz und Erde befestigten Anlagen knüpfen im Grunde an die ursprünglichen Befestigungen der germanischen Zeit an, wie sie auch in karolingischer Zeit gegen die östlichen Einfälle, vielfach unter Anwendung besserer römischer Technik, angelegt worden waren. Freilich war jetzt die beherrschende Lage entscheidend, natürlich auch die wohl schon früher beachtete Unzugänglichkeit. Jedenfalls entstanden seit dem 10. Jahrhundert solche Burgen der Herren in großer Zahl und waren neben den königlichen Burgen — in sächsischer Zeit werden als solche die Burg Grona und die Dornburg öfter genannt — und denen der Herzoge, wie in Schwaben, Lothringen, Sachsen, überall zu sehen. Außer ihnen kommen die nur Festungszwecken dienenden Grenzburgen insbesondere im Osten überaus zahlreich vor.

Von der Art und Anlage der damaligen Herrenburgen darf man sich nun keine übertriebenen Vorstellungen machen, zumal da für sie erst langsam die Wohnlichkeit in Frage kam und sie zunächst nur in der Not zum Aufenthalt des Herrn dienten. Für die Befestigung wie für die Bauten überwiegt bei weitem noch der Holzbau, wie denn eingenommene Burgen damals meist niedergebrannt werden oder Burgen, z. B. die kaiserliche Burg zu Pölde, kleinere Kirchen und ganze Städte in Feuer aufgehen. Römischen Einfluß zeigt der überall vorkommende Kern der Burg, der den Umblick gewährende Turm, der immer zunächst Wachtturm ist. Auch er besteht noch vielfach aus Holz. Steinerne Mauern waren auch in dieser Epoche keineswegs überall zu finden: in der karolingischen Zeit aber wurden sie sogar bei Pfalzen, hervorragenden Klöstern u. s. w. bewundert, ebenso der Steinbau überhaupt, wie denn im „Heliand" der Tempel von Jerusalem mit dem Zusatz stênwerkô mêst besonders hervorgehoben wird. Nur langsam bildete sich das Baugewerbe aus, und vielfach sind damals noch, z. B. zwischen den Klöstern, die Leute, die den Steinbau verstanden, hin und her gewandert. Gerade der Steinbau (siehe die freilich aus viel späterer Zeit stammende Abbildung, S. 101) machte manche Klöster zum begehrten Zufluchtsort für die ganze Umgegend in der Stunde der Gefahr. So wurde auch in den Dörfern die Kirche, die deshalb oft an erhöhter Stelle lag, als Zufluchtsort befestigt, ebenso der Kirchhof, der als Begräbnisstätte mit schmucklosen Grabhügeln um die Kirche lag, mit festerem Wall umgeben. Auch der Turm bei den Kirchen ist wieder zunächst Wachtturm. Das überall erkennbare Bedürfnis der Sicherung hat bei den unruhigen Zeiten schließlich auf die Entstehung ganzer fester Dörfer gewirkt. Dieses feste Dorf aber ist ein Vorstadium der Stadt.

Zunächst ist das Dorf überhaupt die Grundlage der Stadt, wie denn auch diese lange Jahrhunderte hindurch den agrarischen Grundcharakter des Daseins nicht verleugnet hat. Auch die einstigen, im Mittelalter weiter bewohnten Römerstädte stoßen diesen Satz nicht um. Auf die „städtefeindlichen" Germanen hatten diese Gebilde zuerst am Rhein und an der Donau ihren Einfluß als Mittelpunkte vorgeschrittener Kultur ausgeübt. Dann waren sie von ihnen überrannt und wohl auch größtenteils zerstört worden. In diese Trümmer pflanzten die Germanen (vgl. S. 37) ihre dörfliche Wohnweise. Oft siedelten sie sich auch nur außerhalb an. Sollen nun aber die in dem späteren deutschen Gebiet gelegenen Römerstädte ohne jeden

Einfluß auf die künftige Entwickelung geblieben sein? Die zuerst verführerisch erscheinende und früh aufgestellte Theorie der Ableitung des späteren Städtewesens aus den Römerstädten ist als einseitig mit Recht ohne allgemeine Anerkennung geblieben. Aber es ist doch natürlich, daß diese Steinmassen, zugleich Kreuzungspunkte alter und trefflicher Straßen, auch in der fränkischen Zeit und in den folgenden Jahrhunderten wenig entwickelter Kultur, die ein eigentlich städtisches Leben überhaupt nicht andauern lassen konnten, als militärisch sichere Punkte, als gegebene Sitze der Kirchenoberen, der Bischöfe, als geeignete Stätten für Reichsversammlungen, als gelegentliche Aufenthaltsorte der Könige, auch als Anziehungspunkte eines geringen Verkehrs, dessen weitere Entwickelung an sie anknüpfen konnte, eine Rolle spielten. Von den älteren Kulturlanden Deutschlands gilt dasselbe wie vom Westfrankreich oder Britannien: soweit Städte hervortreten, sind es alte Römerstädte wie Mainz und Köln, ihre Mauern alte Römermauern oder auf deren Fundament erbaut. Obgleich diese Städte keinerlei rechtliche Bevorzugung vor irgendwelchen anderen Siedelungen hatten, obgleich sich zwar die Mauern, mancher Bau und manches äußere Gut, vielleicht auch einiges vom Gewerbebetrieb, aber nichts von römischen Verfassungseinrichtungen am Leben erhalten hatte, mußte an sie doch die spätere deutsche Städteentwickelung immerhin anknüpfen.



Mönche beim Klosterbau. Nach einer Federzeichnung des 15. Jahrhunderts, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, 1861. Vgl. Text, S. 100.

Man kann diesen Einfluß bis zu einem gewissen Grade sogar äußerlich in der Castrums- (Heerlager-) Form der Städte, die dann in anderen Städten bei der Gliederung in Viertel, so wenig von einer regelmäßigen Anlage dabei die Rede ist, nachwirkt, wohl zugeben. Bei einigen alten Römerstädten läßt sich, was ja nicht zu verwundern ist, diese mehr oder weniger rechteckige Form mit rechtwinkelig sich schneidenden Straßenzügen und den ursprünglichen vier

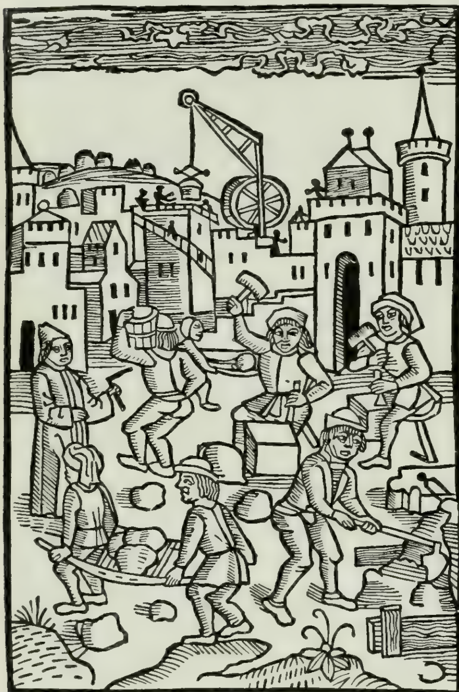
Toren nach den vier Himmelsgegenden noch später nachweisen, obgleich die Veränderungen der Folgezeit und der geringe Sinn der Deutschen für Regelmäßigkeit das Bild verwischt haben. Aber gleichwohl führt gerade die Betrachtung des Grundplans der älteren Städte darauf, daß im allgemeinen das römische Vorbild nicht gewirkt hat, sondern das winkelige Durcheinander der dörflichen Wohnweise von viel größerer Wichtigkeit gewesen ist. Im Gegensatz zu den späteren Neugründungen im kolonialen Osten, in dem die Städte ganz nach einem regelmäßigen Plan angelegt wurden, zeigen die Stadtpläne des Südens und Westens durchaus den Charakter der dörflichen Ansiedelung. „Man bebaue", sagt Johannes Fritz, der die Stadtanlagen zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hat, „doch nur in Gedanken die krummen Straßenzüge irgend eines süddeutschen oder westdeutschen Dorfes mit den geschlossenen Reihen hoher städtischer Gebäude, und man hat das getreue Abbild irgend eines kleinen Reichsstädtchens, oder umgekehrt, man umsäume die gewundenen Gäßchen eines solchen Städtchens mit locker stehenden, niedrigen bäuerlichen Behausungen und ihren Nebengebäuden, und nichts bleibt übrig, was städtische Anlage, städtischen Grundplan verrät." Daher die vielen Sackgassen in alten Städten, daher die unregelmäßige Vergrößerung. Oft sind auch mehrere Dörfer zu einer Stadt zusammengewachsen, die häufig, sogar nach der äußerlichen Vereinigung, den Charakter selbständiger Gemeinwesen bewahren. Also auch das äußere Moment der Anlage führt auf das Dorf zurück. So wenig man die Wichtigkeit römischer Städte für die auf ihrem Boden erwachsenden Städte leugnen darf, so wenig sind sie allgemeine Muster für die späteren deutschen Städte gewesen.

Wie entwickelten sich nun aber einzelne Dörfer zu Städten, oder was unterschied, wo es sich um Neugründungen handelt, überhaupt die Stadt vom Dorf? Das ausschlaggebende Moment ist die Befestigung. Das Schutzbedürfnis zwingt in kriegerischen Zeiten bei zunehmender Bevölkerung, freier gelegener Siedelung und besseren wirtschaftlichen Bedingungen zur Neuanlage befestigter oder zu stärkerer Sicherung bestehender Plätze auch für größere Menschenmengen. Es ist vielleicht Wiederaufnahme sehr alter Tradition, wenn in Sachsen und Thüringen zum Schutz gegen Ungarn und Slawen Heinrich I. entweder vorhandene Orte befestigte oder feste Plätze, durch einfache Wälle und Verhaue geschützt, anlegte. Wir haben schon oben (S. 25) von den altgermanischen Burgwallanlagen als vorübergehenden Zufluchtsstätten gehört. Früh nahm auch, schon im Gotischen, das Wort Burg die Bedeutung eines befestigten Wohnplatzes an, behielt aber ebenso den alten Sinn (als Zufluchtsort), wie sich die Sache selbst hielt; z. B. richteten sich die St. Galler Mönche 926 in der Ungarngefahr eine solche Zuflucht her. Auf die Vorteile befestigter Wohnplätze war man aber trotz des städtefeindlichen Sinnes schon im Frankenreich aufmerksam geworden, und vielleicht sind schon in der Merowingerzeit neue Befestigungen für dauernde Wohnplätze angelegt worden, wenn auch nicht zahlreich und am wenigsten häufig jenseit des Rheins; ebenso wurden Karls des Großen Steinbefestigungen seiner Pfalzen zwar von seinen Nachfolgern zum Teil nachgeahmt, breiteten sich aber nur sehr langsam aus. Nach dem Mönch von St. Gallen ließ Ludwig der Fromme die Stadtmauern von Frankfurt und Regensburg sogar als Steinbrüche für Kirchenbauten benutzen. Jene altgermanische Burg aber war wohl das Vorbild der Grenzbefestigungen, die sich vielleicht schon in karolingischer Zeit im Osten fanden, und die unter Heinrich I. systematisch erstanden. Römischer Einfluß zeigt sich in dem Turm, der nun die Gegend zu beherrschen sucht. So entstehen jene Herrenburgen, so Massenburgen. Burg und Stadt sind bis zu einem gewissen Grade identisch. Nicht nur bei den Germanen, auch bei den übrigen indogermanischen Völkern, ebenso

bei den Babyloniern, sind die Städte aus Burganlagen herausgewachsen. Die ursprünglichen, nur zeitweilig benutzten Zufluchtsstätten der ungeschützten Landbewohner werden in kriegerischer Zeit dauernd besiedelt, oder man siedelt sich wenigstens in der Nähe der auf einer Anhöhe gelegenen eigentlichen Burg an, bis man diese wachsende Siedelung ebenfalls durch Befestigungen schützt. Auch das griechische πόλις bedeutet ursprünglich Burg, Hochburg. Und so ist es auch in den germanischen Sprachen, wie es eben das Gotische zeigte. Die Übertragung der Bezeichnung auf feste Wohnplätze war gerade durch die Bekanntschaft mit den südlichen Städten erfolgt, bei denen die Befestigung das Charakteristische zu sein schien. So übersetzt Ulfilas πόλις mit baurgs, und „Burg" wird die gewöhnliche Bezeichnung für Stadt. Auch die ersten größeren Denkmale der deutschen christlichen Übersetzungsliteratur, der „Heliand" wie der „Crist" des Otfried, also in Nieder- wie in Oberdeutschland, drücken civitas (Stadt) regelmäßig durch „Burg" aus. Otfried nennt auch Rom „Rûmuburg", wie die Friesen Köln „Colnaburch" nannten. Zahlreich sind die Zusammensetzungen mit -burg in den Namen der deutschen Städte: Straßburg, Augsburg, Regensburg, Salzburg, Würzburg, Magdeburg, Merseburg, Quedlinburg, Hamburg u. s. w. Schwerlich kann man aber anderseits alle mit -burg zusammengesetzten Ortsnamen als Beweis für Gründung der betreffenden Orte in diesen (10. und 11.) Jahrhunderten ansehen, so wenig man alle Ortsnamen mit -rode für die erste Zeit stärkerer Besiedelung verwerten kann. Charakteristisch ist endlich, daß die Stadtbewohner „Bürger", das Stadtrecht „Burgrecht" genannt werden.

Dieses manchmal allzu ausschließlich betonte, von anderen ganz zu Unrecht ignorierte Moment der Befestigung hat nun für Neugründungen, neben Römerstädten und früheren Dörfern die dritte Gruppe von Städten, naturgemäß auch die Lage bestimmt, während im allgemeinen allerdings für dörfliche und städtische Siedelungen dieselben geographischen Bedingungen und Einflüsse maßgebend sind. Keineswegs gilt z. B. die Bevorzugung erhöhter Lage für die deutschen Städte so allgemein wie für die romanischen. Nicht jede neue Befestigung wurde nun zu einer Stadt. Daß Heinrichs I. Grenzsicherungen und Zufluchtsstätten zum Teil zu Städten erwachsen sind, rechtfertigt nicht seine Bezeichnung als Städtegründer. Überhaupt bedeuten die Anlagen dieses Königs, die noch wesentlich Holz- und Erdbefestigungen darstellten, auch in ihrer späteren besseren Entwickelung im Grunde nur die Annäherung an die höheren Zustände des Westens und Südens, wie er eine solche auch durch die Bildung eines sächsischen Reiterheeres versuchte. Aus dem Westen und Süden kam auch die bessere Befestigung durch Mauern und Türme. Anfangs gehörte eine wirkliche Mauer durchaus nicht zu den unbedingten Erfordernissen für eine Stadt. Jene primitiven Befestigungen, hölzerne Pfähle, Erdwälle, genügten, ebenso aber auch schon die bloße Lage der Siedelung bei einer Burg, d. h. einem befestigten Militärposten, Königs- oder Herrensitz. Mit zunehmender Bevölkerung wurde dann die untere Siedelung in die Befestigung hineingezogen; man denke z. B. an die Anlage von Quedlinburg. Noch lange aber gewährten selbst die älteren Städte nur ungenügenden Schutz, und sogar wo Mauern aus Römerzeiten wenigstens in Resten vorhanden waren, ließ man sie, wie in Mainz bis 882, ruhig liegen. Noch um das Jahr 1000 drangen nach Worms, dessen Mauern in Schutt lagen, die Wölfe ein, und Räuber trieben ihr Unwesen. Bei der Belagerung durch die Ungarn hatte Augsburg nur eine unansehnliche Mauer. Gerade die unsicheren Zeiten führten aber bei älteren Römerstädten dazu, die frühere Vernachlässigung der alten römischen Steinmauern aufzugeben, ihre Reste wieder auszubauen, und bewirkten bei anderen Orten, Klöstern oder Herrensitzen, überhaupt die Errichtung von

Steinmauern. Vorbildlich war dabei der Einfluß eben der alten römischen Mauerreste. Wie reiche Klöster zu wehrhaften Festungen wurden, St. Gallen z. B. 975 nach Fertigstellung seiner Bauten dreizehn Türme zählte, so gewannen nun auch die älteren Städte, Augsburg, Regensburg u. s. w., ein anderes Ansehen (siehe die untenstehende, freilich aus viel späterer Zeit stammende Abbildung), und ebenso wiesen die Neugründungen, wie Hildesheim seit 993, Mauern und Türme auf. Merseburg und Meißen werden bei Thietmar als mit Mauern versehen hervorgehoben. Jede stärkere Befestigung, auch in primitiverer Form, hatte nun den betreffenden Ort zu einem gewissen Zentrum für die Schutz und Sicherheit suchende umwohnende Landbevölkerung gemacht, die für die Unterkunft in Zeiten der Gefahr wohl auch in friedlicheren Zeiten an den Befestigungen mitarbeiten mußte.



Stadtbau. Aus der „Cronica von Cöllen“, Cöln 1499, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Solche wichtigeren Mittelpunkte oder besser Vororte waren nun natürlich nicht nur die neuerrichteten Grenzburgen, insbesondere die, wo der Graf wohnte, vielmehr wirkten ältere Siedelungen mit schon vorhandener oder jetzt neu errichteter Befestigung als Anziehungspunkte noch viel stärker. Dahin gehören einmal, wie gesagt, natürlich die Römerstädte im älteren Kulturgebiet, die dort wie in Frankreich die gegebenen Grundlagen von Städten waren. Diese älteren Städte, unzweifelhaft die wichtigste Gruppe und bald wieder Verkehrsmittelpunkte, sind vor allem Bischofssitze, Sitze der königlichen Pfalzen und immer zugleich Burgen. Ihnen reihen sich dann die seit dem 9. Jahrhundert im inneren Deutschland aufkommenden Städte an, für die wieder Königs- und Bischofssitze, die befestigten Sitze der Herzoge und Grafen, auch von Herren, endlich die Klöster von Wichtigkeit sind. Die königlichen Pfalzen, zunächst, wie gesagt, meist an Römerstädte oder Römerkastelle anknüpfend, zogen früh einen größeren Verkehr an. Die Versammlungen der Großen, der Zug zum Hofe überhaupt, die dadurch gesteigerten Lebensbedürfnisse und der Zusammenfluß der Produkte aus dem Königsbesitz mochten, wie auf den Handel, auch auf das noch wenig entwickelte gewerbliche Leben wirken. Städte wie Frankfurt, Aachen, Goslar, Dortmund, Nordhausen, Mühlhausen, Lübeck, Nürnberg, Regensburg und viele andere südliche Städte sind solche „Königsstädte“. Besonders wichtige Herrensitze entwickelten sich bei gegebenen Verhältnissen ähnlich. Vor allem aber sind die Kathedralorte, die Bischofssitze, wichtig, ebenfalls, wie gesagt, zunächst in alten Römerstädten; wo sie aber im Inneren des Landes neu entstanden, lehnten sie sich an schon vorhandene Verkehrsorte, also ältere Handelsansiedelungen, die sich an geeigneten Verkehrspunkten, an der Grenze u. s. w. gebildet hatten, an. Sie stellten im Gegensatz zu dem wechselnden Aufenthaltsort des Königs einen dauernden Mittelpunkt und festen Versammlungsort dar. Als Bischofsstädte sind Köln, Mainz, Worms, Speier, Augsburg,

Bamberg, Paderborn, Hildesheim, Bremen, Hamburg, Magdeburg anzusehen. Bei Klöstern ferner entstanden vielfach Städte, so bei St. Gallen, bei Fulda. Es haben aber vor allem auch natürliche Verkehrsbedingungen, Flußübergänge, Straßenkreuzungen u. s. w., die eine Ansiedelung aus kaufmännischen oder anderen wirtschaftlichen Gründen hervorriefen, ferner namentlich das Vorkommen von Salz und Mineralien, also Saline und Bergbau, zu Städten geführt; Lüneburg, Halle, Kuttenberg u. a. wären hier zu nennen.

Für alle diese aus der bisherigen Entwickelung herausgewachsenen, mehr oder weniger wichtigen und dichten Siedelungen, die des Schutzes bedurften, ist also das Moment der Befestigung das charakteristischste Merkmal: sie alle sind, wie die Zufluchtsorte an den Grenzen, Burgen. Aber an diesen wesentlichen Charakter knüpft nun — wir befinden uns hier und im folgenden namentlich mit Friedrich Keutgen in Übereinstimmung — ein zweites Moment, das erst die eigentlich städtische Entwickelung bedingt, an: es ist der Frieden, der Königsfrieden, den die Stadt in ihrer Eigenschaft als Burg hat, der Burgfrieden. Die Schaffung von Schutzorten, einst Aufgabe der Gesamtheit, war wie viele andere Volksangelegenheiten Aufgabe des Königs geworden. Die primitiven Anlagen Heinrichs I. zeigen die Wichtigkeit der königlichen Initiative, nur dem König steht im Grunde das Recht der Befestigung zu. Innerhalb der ganzen Burg aber herrscht der Hausfrieden, der in den Burgen des Königs also Königsfrieden ist, und dessen Bruch mit dem Königsbann gebüßt wird. Diesen Königsfrieden hat nun auch die künftige Stadt in ihrer Eigenschaft als Landesburg, als Königsburg. Denn das bleibt sie, auch wenn für ihre Entstehung im Zusammenhang mit der Entwickelung der ganzen Verhältnisse ein weltlicher oder geistlicher Herr maßgebender ist als der König, wie jenen denn auch Burgen häufig verliehen werden. Die königliche Aufgabe der Landesverteidigung, sowohl bezüglich der Errichtung wie der Besatzung der Burgen, wurde eben früh wesentlich auch Sache der Grundherren. Die agrarii milites zwar, die Burgmannschaft Heinrichs I. — von neun Leuten bleiben acht draußen und beschaffen aus ihren Höfen den Unterhalt des letzten, der in der Burg bleibt und in Gemeinschaft mit den übrigen dort Belassenen, also den eigentlichen Bürgern, für die Unterkunft der Gesamtheit in Kriegszeiten sorgt — werden nicht nur königliche Mannen, sondern überhaupt heerbannpflichtiges Landvolk, aber wohl auch grundherrliche Leute gewesen sein, und so ist denn auch später in den Städten, die nicht eigentliche Königsstädte sind, die ständige Burgmannschaft, die von nun an ein wesentliches Element der städtischen Bevölkerung ist, aus grundherrlichen Mannen gebildet. Aber gleichwohl bleibt jede Burg im Grunde Königsburg. Der Burgfrieden nun, der in den rein militärischen Burgen für jene eigentliche Burgbewohnerschaft, die Besatzung, gilt, dehnt sich auf die Umgebung (die Bannmeile) und deren Bewohnerschaft aus, betrifft aber in den älteren Städten natürlich von Anfang an die gesamte Bewohnerschaft, die sehr mannigfaltig zusammengesetzt war. Dieser Burgfrieden ist es, der als höherer Frieden die Stadt von dem Lande scheidet, der dem damit behafteten Ort in wirtschaftlicher Beziehung, dem eigentlich treibenden Moment, das mit dem ursprünglichen der Befestigung in keinem Zusammenhang steht, bei wachsender Bevölkerung die Möglichkeit einer günstigen Entwickelung sichert oder diese fördert, wenn sie, wie in den älteren Städten, bereits ansetzte. Zunächst zieht sich ein Teil der nahewohnenden ackerbautreibenden Bevölkerung in die befestigten und befriedeten Orte, um von dort aus in Bauernhäusern zu wirtschaften, Viehzucht zu treiben u. s. w.; vor allem aber findet die gewerbliche Arbeit hier einen günstigen Boden und ebenso der Handel, der des Friedens besonders bedarf.

Der Handel wird nun überhaupt von besonderer Wichtigkeit; er hing aber von der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung ab. Schon jener Gesichtspunkt der Wehrhaftigkeit zwang bei einer größerer Anlage der Befestigung zu stärkerer Belegung: oft mag von Anfang an der Zuzug nur durch den König oder Herrn erzwungen worden sein, und vielleicht kann man auch mit einigen Forschern die für die Zuwanderung so wichtige Anschauung, Stadtluft macht frei, mit diesem Besatzungsbedürfnis zusammenbringen, so daß jeder Unfreie, der im Königsfrieden der Stadt längere Zeit gelebt hatte, zunächst als Mann des Königs frei wurde. Später ergab sich aus dem bloßen Erwerb von Grundbesitz nach Stadtrecht die Freiheit. Der Friedensort wirkt als Asyl. Die dichtere Bevölkerung nun — wo eine solche sich nicht bildete, wurde auch aus einem befestigten Ort keine Stadt —, die überhaupt die Vorbedingung für die Entfaltung materieller und geistiger Fortschritte ist, die Fähigkeiten des Einzelnen weckt und anspannt, vor allem die gleichförmige Art des Lebens und der Arbeit zerstört und zur Arbeits-, zur Berufsteilung führt, sie hat bei der wachsenden Schwierigkeit für den Einwohner, durch eigene Produktion für seine Nahrung, Kleidung u. s. w. zu sorgen, überhaupt bei der Schwierigkeit, den gesamten Nahrungs- und Lebensbedarf durch die städtische Gesamtheit zu decken, die Notwendigkeit einer Nahrungszufuhr wie eines Austausches von Nahrungsmitteln gegen gewerbliche Produkte u. s. w. hervorgerufen: es entstehen mit anderen Worten **Märkte**, die Städte werden Marktorte. Aber die Stadt aus dem Markt, das Stadtrecht aus dem Marktrecht herzuleiten, wie es mit großem Scharfsinn versucht worden ist, geht nicht an, wie denn überhaupt, was sich uns schon wiederholt ergeben hat, eine einseitige Theorie niemals zum Ziele führt. Die Erlaubnis zur Abhaltung eines Marktes zu erteilen, war im fränkischen Reiche Sache des Königs; aber trotz dieses Marktregals werden früh grundherrliche Märkte aus eigener Machtvollkommenheit abgehalten worden sein oder sich vielfach aus natürlichen Gründen gebildet haben. Grundherren hatten besonders an den Marktzöllen Interesse, und wenn ihnen der Markt nicht verliehen war, hielten sie doch solche ab, gerade wie sie sonstige Zölle eigenmächtig erhoben. Aber die weitere Entwickelung knüpft doch nicht an diese privaten Märkte: ein echter Markt, auch der berechtigte grundherrliche, bedurfte des wirksamsten Schutzes, des Königsfriedens, weil dieser allein alle Marktbesucher, nicht nur die vom Grundherrn abhängigen, vor körperlicher und materieller Schädigung durch Friedensbruch sicherte, vor allem die fremden Händler auch auf ihrem Zuge zum Markte schützte und sie auf diesem rechtsfähig machte: der Markt ist ein Institut des öffentlichen Lebens, er ist nicht ein Produkt der grundherrlichen Entwickelung, obgleich der Grundherr, dem der Platz gehört, der Marktherr ist und die Benutzung des Marktes nach seinem Gutdünken ordnet. Die Verleihung des Königsbannes, also die Gewährung des königlichen Friedens, ist die Vorbedingung für den Markt; die in den Städten vorkommenden Symbole, Kreuz, Schwert, Schild, Fahne, Hut, Handschuh, sind als königliche Leibzeichen Wahrzeichen des Königsbannes, nicht eigentliche Marktsymbole; der Marktfrieden basiert auf dem Königsfrieden, der ja in den Burgen als Burgfrieden bereits vorhanden war, der aber auch jenen natürlichen Verkehrsorten, wo sich früh kaufmännische Ansiedelungen gebildet hatten, eben unter dem Gesichtspunkt des Schutzes der Kaufleute verliehen wurde, Orten, die dann ebenfalls bald befestigt wurden.

Knüpft man den Stadtfrieden nicht an den Burgfrieden, sondern an einen besonderen Marktfrieden, das Stadtrecht, das ursprünglich „purgreht" ist, an das Marktrecht, so setzt man einen immerwährenden Marktzustand voraus: in Wahrheit aber waren alle Märkte periodisch. Zunächst unbestimmt wiederkehrend, wurden sie gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts

Wochenmärkte — die Jahrmärkte, als Zusammenkünfte fremder Kaufleute an geeigneten Orten früh vorhanden, stehen außerhalb der für uns wichtigen Entwickelung und bedürfen besonderen Privilegs —; aber selbst wenn mehrmals in der Woche Markt stattfand, war er auf bestimmte Stunden beschränkt. Auch das Stadtgericht beruht nicht auf einem grundherrlichen Marktgericht, sondern resultiert aus der öffentlichen Gerichtsbarkeit: es beruht auf dem Stadtfrieden, dem höheren (Königs-) Frieden, der jetzt als Sonderrecht des Stadtbezirks, der damit Gerichtsbezirk wird, gilt. Wird nun ein Markt, d. h. das Recht der Ausnutzung desselben und seines Schutzes, vom König verliehen, so folgt daraus von selbst die Übertragung der Gerichtsbarkeit an den Marktherrn, ohne daß es sich dabei um ein besonderes Marktgericht handelt. Der besondere Stadtgerichtsbezirk ist nur im öffentlichen Interesse gebildet, ist allerdings die Quelle besonderer Vorteile. Die Bedeutung der Märkte für die Stadtentwickelung, basierend also auf dem Königsfrieden, dem Schutz innerhalb oder bei der Burg, der diese Orte zu Marktplätzen qualifizierte, darf man für den Anfang nicht überschätzen; von einigen, namentlich Grenzorten abgesehen, entwickelte sich zunächst nur ein beschränkter Verkehr, meist an Stätten, die ohnehin Mittelpunkte waren, Pfalzen, Bischofssitze, große Klöster. Aber diese Bedeutung wuchs immer mehr: market (forum), das also nicht auf einen immerwährenden Markt geht, wird zur Bezeichnung der Städte verwandt, wie früher und später „burg" oder „statt" (locus), das die gewöhnliche Bezeichnung für eine Stelle auf die darauf errichtete Anlage überträgt; man spricht von „koufstat", und die Bürger heißen nun mercatores. Das bedeutet nicht unter allen Umständen berufsmäßige Kaufleute in unserem Verstande: man hat vielmehr mit Recht darauf hingewiesen, daß damals alle Leute so benannt wurden, die auf dem Markt etwas feilhielten, also auch die Bauern und Handwerker mit ihren Produkten, ja daß der Name auch auf die „Einkaufleute" (Karl Bücher) ging, Verkäufer und Käufer bezeichnete. Da dieses aber in der Hauptsache die auf die Marktzufuhr angewiesenen Stadtbewohner waren, ging der Name auf diese überhaupt über. Wichtig ist also, daß die Städte Orte sind, die Produkte der Landbewohner brauchten, sie ihnen abkauften, ihnen dafür Gelegenheit zum Einkauf von Gewerbeprodukten und fremden Waren boten, ferner aber doch, daß in ihnen auch eigentliche Kaufleute dauernd wohnten, die sich entweder von Anfang an oder als Zuzügler inner- oder außerhalb einer Burg, eines Bischofssitzes, der Domfreiheit u. s. w. niedergelassen hatten. Immerhin betont man als zunächst wichtigstes Element der städtischen Bevölkerung mit Recht den Handwerker, d. h. den verkaufenden Handwerker, für den ständige, von ihm zu mietende Buden und Verkaufsstätten errichtet werden, und der die Stadt so auch zu einem dauernden Markt macht.

Die weitere Entwickelung von Markt und Stadt, namentlich im inneren Deutschland, ist nun die, daß die Grundherren die Erteilung von Marktprivilegien aus egoistischem Interesse immer lebhafter und häufiger begehrten, nicht indem sie künstlich einen Markt gründeten, sondern indem sie sorgfältiger auf jede stärkere Ansiedelung von Gewerbtreibenden und Händlern an Burgen, Klöstern, an Orten, die vielleicht schon alte Handelsplätze waren, oder die sich überhaupt dazu eigneten, achteten und nun durch Erlangung des Marktprivilegs die wirtschaftliche Entwickelung ausnutzten, sie aber gleichzeitig durch die nötige Verkehrsordnung und planmäßige Errichtung von zu mietenden Kaufstätten förderten und endlich den Zuzug von neuen Kaufleuten und Gewerbtreibenden anlockten. Es kam so zu wirklichen Stadtgründungen, bei denen der Grundherr das Land in gleichen Anteilen gegen Abgaben an Ansiedler austeilte, deren gesamter Grund und Boden doch aber eben als Stadt sich aus der privaten Sphäre heraushob in die

des öffentlichen Rechts. Solche Herren wurden zu Stadtherren, denen dann mit dem Markt auch die Gerichtsbarkeit über den Marktort verliehen wurde; aber auch die älteren Städte standen unter vom König eingesetzten Stadtherren, soweit er nicht selbst Stadtherr blieb, namentlich unter den Bischöfen, denen auch die Gerichtsbarkeit über sie verliehen war. Die Herren, die schon zu Beginn der Entwickelung einen Druck auf den Zuzug ausgeübt hatten (vgl. S. 106), da, wie wir sahen, die Städte keineswegs nur aus freien Ansiedelungen heraus erwuchsen, waren es also, die, an der Entwickelung der Städte interessiert, dieselbe zunächst ausgiebig förderten: die Stadtherren, insbesondere die Bischöfe, wachten sorgsam über den vielversprechenden Gebilden. Verwaltung, Rechtspflege, Befestigung, Brückenanlagen, alles ging von den Herren aus. Das Hervortreten der Bischofsstädte in der Überlieferung liegt übrigens in der Natur der wesentlich geistlichen Quellen.

Aber wenn nun die Städte wie die Dörfer unter einem Herrn, dem Bischof, dem Grafen, dem Markgrafen, dem Herzog, standen, so machten sie auch innerlich noch nicht den Eindruck des Neuartigen, unterschieden sich durch ihre Verfassung von den bisherigen Gemeinwesen zunächst keineswegs. Wie von den Verfassungseinrichtungen der Römerstädte nichts auf die nachfolgenden Bewohner übergegangen ist, sondern die ländlichen Einrichtungen des Gemeinde- und Gerichtslebens hier ebenfalls galten, so gab es auch für die Bewohner der befestigten Wohnplätze, die nun zugleich Marktorte waren, zunächst keine andere Regelung des Zusammenlebens als die bisher gewohnte. Freilich, die Bevölkerung hatte sehr bald einen anderen, recht gemischten Charakter angenommen. Zu der kriegerischen Burgmannschaft kamen in Städten, die um königliche Pfalzen erwuchsen, andere kriegerische und sonstige Dienstmannen (Beamte u. s. w.); aber auch in den übrigen Städten werden diese „Ministerialen" der Stadtherren eine immer wichtigere Klasse. In Bischofsstädten war auch dies Verwaltungselement vielfach geistlich, und andere Kanoniker kamen zahlreich hinzu; überhaupt ist die geistliche Schicht in allen Städten eine besonders charakteristische. Weiter hatten größere Besitzer ihre Höfe häufig in der Stadt. Zahlreich war in allen älteren Städten die ursprüngliche, agrarische Bevölkerung höheren oder niederen Grades, abgabenpflichtig oder nicht; wichtig sind natürlich vor allem die freien Grundbesitzer. Dazu kamen die sich aus der agrarischen Sphäre immer selbständiger entwickelnden Gewerbtreibenden und die eigentlich neue Schicht, die Kaufleute, die von Anfang an die Handwerker an Vorwärtsstreben überragten, Wechsler u. s. w. Freilich sind das zunächst vielfach Juden, die eine große Rolle in der Stadt gespielt haben müssen. Endlich gab es natürlich allerlei geringes Volk, das durch Aussicht auf leichteren Gewinn angezogen wurde. Nicht immer wurden Gewerbe oder Handel als Hauptberuf betrieben, häufig vielmehr neben der agrarischen Tätigkeit. Der ländliche Ursprung der Stadt läßt überhaupt nur die Grundbesitzer als die eigentlichen Bürger erscheinen, und nicht bloß in den älteren Städten. Auch in den Neugründungen erwarben die Ansiedler von dem Grundherrn zunächst einen Anteil für ihre Hofstatt. Es wurde ein fester erblicher Zins geleistet, der aber die persönliche Freiheit nicht beeinträchtigte. Natürlich genügte dem Kaufmann oder dem Gewerbtreibenden ein mäßiger Besitz als wirtschaftlicher Rückhalt, aber immer erscheint er eben wegen dieses Besitzes, der in agrarischen Verhältnissen allein das Ausschlaggebende sein konnte, als Bürger, nicht weil er „Kaufmannschaft" oder ein Handwerk trieb. Immer stärker wurde dann bei der sich bald zeigenden Möglichkeit besseren Erwerbs und der Erlangung größeren persönlichen Schutzes und besserer sozialer Stellung die Zuwanderung vom Lande her, die den größten Teil der Bevölkerung bildete. Die neuen Siedler erwarben Grundbesitz von einzelnen

großen Besitzern der Stadt, die durch solche Verkäufe besonderen Wohlstand erlangten. Dieser Grundstückserwerb, an den das Bürgerrecht geknüpft war, entsprach dem Erwerb in den Neugründungen: er geschah nur gegen Zins und ohne grundherrliche und persönliche Lasten. Es bildeten sich also in den Städten neue eigenartige Grundbesitzverhältnisse heraus — auch eine Vorbedingung weiterer Entwickelung. Manche Einwohner waren noch zu Zins oder ähnlichen Leistungen an ihren früheren Herrn verpflichtet, doch wurde der Übergang zu völliger Freiheit auf alle Weise von den Städten begünstigt, bis später namentlich die Konkurrenzfurcht der Handwerker den freien Zuzug wieder nach Möglichkeit hemmte.

Indessen assimilierten sich nun in dem geschlossenen Wohnkreis der Stadt die verschiedenen Elemente mehr und mehr, und immer wichtiger wurde die nichtagrarische Betätigung, die allmählich zu neuen selbständigen Berufen führte. Gerade das Übergewicht der neuen Erwerbsinteressen brachte auch schließlich eine Vereinigung der immer reicheren „Kaufleute" mit den tonangebenden kriegerischen Dienstmannen zustande. Aber daran ist festzuhalten, daß Verhältnisse wie in dem Städteland par excellence, in Belgien, wo der infolge der natürlichen geographischen Bedingungen rasch erblühende Handel das eigentlich konstitutive Moment der Stadt ist, wo sich die Bürgerschaft als eine freie geschworene Einung darstellt, für Deutschland nicht als maßgebend angesehen werden können. Wenn auch das treibende Element in den Kaufleuten steckt und sich mehr und mehr geltend macht, die Stadtgemeinde ist durch sie zunächst nicht beeinflußt, vor allem auch nicht durch sie entstanden, so wenig der Stadtfrieden aus einem allgemeinen Frieden der Kaufleute als Sonderrecht, das eben nur auf der Reise galt, herzuleiten ist. Man muß sich vielmehr der Meinung anschließen, daß sich die Stadtgemeinde ursprünglich von der Landgemeinde gar nicht unterscheidet, weil es eben nur eine Form der Gemeinde gab, daß sie wie jene eine einfache autonome Ortsgemeinde war, und daß es erst durch die lebhafte wirtschaftliche Entwickelung zu einer eigenartigen und besonderen Stadt(Rats-)verfassung und -verwaltung kam, deren Anfänge sich im 12. Jahrhundert zeigen. Die Stadtgemeinde läßt allerdings den Charakter als Markgenossenschaft, also den der Wirtschaftsgemeinde, sehr zurücktreten, aber auch Dorfgemeinde und Markgenossenschaft sind nicht wesensgleich. Das Ausschlaggebende ist hier wie dort der Grundbesitz, nur daß der nicht ausschließlich agrarische Städter weniger Grundbesitz hat und in Hinsicht auf die städtischen Gesamtinteressen nicht persönlich abhängig sein durfte. Dem entspricht überhaupt die noch lange vorwiegend agrarische Haltung der Städte; sie blieben Ackerbaustädte, und die eigene Produktion ist für die Ernährung wenigstens von Wichtigkeit. Von der Stadt aus wurde viel Land draußen bewirtschaftet, weshalb auch manche Stadtflur noch später außerordentlich umfangreich ist; die Viehzucht, für die sich eine Gemeindeweide nötig machte, war sehr ausgedehnt und beeinflußte auch das Innere der Stadt; aber auch sonst zeigte sich innerhalb der eigentlichen Stadt das alte Hausland für Gemüse u. s. w. nun als immer besser gepflegte, mehr oder weniger große Gartenfläche für Obst und Gemüse, wie etwa in Bamberg, Erfurt, Frankfurt a. M., Straßburg. Bei einzelnen dieser Städte wurde der Gartenbau früh zur Spezialität. Weinbau wurde ebenfalls in der Stadt getrieben. Wie sehr aber überhaupt die Städte der ersten Periode noch von agrarischer Atmosphäre erfüllt gewesen sein müssen, das ergibt sich aus der noch zu schildernden agrarischen Färbung selbst der späteren Zeit.

Und doch ist dies alles für die weitere Entwickelung nicht das Ausschlaggebende: das vorwärts treibende, in seiner vollen Bedeutung freilich jetzt noch nicht erkennbare Element, der Handel, dessen damaliges Niveau alsbald geschildert werden wird, drängt auf eine neue

Verfassung. Den Kaufleuten namentlich kommt der Burgfriede zugute. Jene eigenartige Gestaltung der Grundbesitzverhältnisse wird lediglich den Bedürfnissen der Kaufleute wie der zu ihnen zählenden verkaufenden Handwerker Rechnung getragen haben, machte sich allerdings durch die so allein mögliche Anbringung kleiner Grundstücke den Herren sehr belohnt. Den Kaufleuten war diese überall als wesentliches Recht erscheinende Freiheit von den hofrechtlichen Lasten notwendig. Aus kaufmännischen Interessen heraus ist so das Stadtrecht (Burgrecht, Marktrecht, Weichbild) erwachsen, das man nicht in allen Einzelheiten genau definieren kann. Es war aber keineswegs ein spezifisches Kaufmannsrecht, sondern ging sofort auf die Nichtkaufleute über, kam als öffentliches Recht der ganzen Stadt zu. Es hat sich allmählich und natürlich keineswegs überall gleich in den älteren Städten ausgebildet und dort am besten entwickelt. Neben dem höheren Frieden und dem Gerichtsstand innerhalb der Stadt kommt es auf den Grundbesitz nach Stadtleihe und die Freiheit von bestimmten Abgaben der Hörigen an. Die Verleihungen des Stadtrechts an einen Ort in der Periode der Städtegründungen seit Ausgang des 11. Jahrhunderts bedeuten nicht ein überall gleiches Maß von Rechten, aber im allgemeinen gab der anderswo bereits ausgebildete Rechtszustand das Muster.

Eine überwiegende Rolle spielen die Städte nun aber in dieser Periode noch nicht; mit Recht hat man sie zunächst mehr als kirchliche Mittelpunkte für eine agrarische Bevölkerung aufgefaßt: die Zahl der Dorfbewohner war die bei weitem größere; in einzelnen nördlichen Gegenden, wie in Friesland, gab es anfangs überhaupt keine Städte. Dem städtereichen rheinischen Westen gegenüber folgte der Osten nur langsam; immerhin ist seit dem 10. Jahrhundert auch in diesen Gegenden der Grund zu einem wirklichen Städtewesen gelegt worden. Der Handel nimmt gerade jetzt einen Aufschwung, und eine weitere Bedingung dieser Entwickelung, ein größerer Verkehr, ergab sich schon jetzt. Die kirchlichen Feiern führten, wie gesagt, große Mengen in die Bischofsstädte; Landtage und Reichstage wurden in den Städten abgehalten, die auch ein Besuch des Hofes belebte — kurz, auf diese oder jene Weise wuchs der Zusammenhang der Landbevölkerung mit einer Stadt und deren Anziehungskraft für die Erledigung von Geschäften und Käufen: die Städte wurden schon die Mittelpunkte von Gewerbe und Handel.

Aber es muß betont werden, daß diese Betätigungen für das gesamte Leben der Nation gegenüber der Landwirtschaft noch keine selbständige Bedeutung hatten. Das agrarische Dasein mit seiner naturalwirtschaftlichen Grundlage läßt nur einen niedrigen Stand von Gewerbe und Handel zu. Das Gewerbe, dessen frühe Entwickelung, wie es bei dem geringen Quellenmaterial auch natürlich ist, bisher nicht eingehend genug durchforscht ist, stand vielfach noch auf der Stufe der Hauswirtschaft, zum Teil freilich in einer höheren und erweiterten Form derselben. In der kleinen Wirtschaft zunächst blieb die Herstellung der Nahrungs- und Kleidungsmittel und die Anfertigung der Geräte im Hause in ziemlich ähnlicher Weise bestehen, wie wir es für die germanische Zeit beobachteten; insbesondere auch bezüglich der Arbeitsverteilung zwischen Mann und Frau. Freilich war der männliche Anteil an der Ackerwirtschaft seit dem Zurücktreten der kriegerischen Interessen und seit der Herausbildung eines Bauerncharakters des Deutschen erheblich verstärkt. Hierin ging jetzt des kleinen Mannes Tätigkeit auf: er grub, pflügte, säte, machte das Flechtwerk der Zäune, besorgte das Vieh, schlug die Bäume und pflegte den Garten. Hausbau und Anfertigung von Ackergeräten, Zimmerei und Stellmacherei waren seine Sache, und daneben betrieb er wie vor alters Fischfang und Jagd. Aber stark war auch noch die Frau an der Bestellung des Bodens wie an der Ernte beteiligt, weiter aber lag ihr die gesamte eigentliche Hauswirtschaft, das Backen, Kochen, die

Milchwirtschaft u. s. w. ebenso wie das Spinnen, Weben, Nähen ob. Die letzteren Beschäftigungen gehörten so sehr zur Frau, daß auch die Frauen der höheren Schichten, königlicher, herzoglicher, gräflicher Abkunft, sie noch lange Zeit mit Eifer übten. Neben der Grabstätte der Gattin Herzogs Konrad des Roten, einer Tochter Ottos I., hing eine silberne Spindel. Namentlich pflegten diese Frauen auch die feinere Handarbeit, fertigten z. B. kostbare Decken für die Kirchen. Hohe Damen, wie Gräfin Adele von Flandern oder des Bischofs Burchard von Worms Schwester, waren wegen ihrer Stickkunst berühmt. Anderseits war ihnen aber auch die eigentliche Haushaltung durchaus ans Herz gewachsen. Eine besondere Rolle spielte jetzt vor allem die Hausweberei der Frauen: neben der von jeher geübten Leinenweberei tritt die früher mehr auf bestimmte Gebiete beschränkte Wollweberei, die anfangs wegen der Beschaffung der Wolle durch Sammeln und nicht durch Scheren — dieses ist aber gegen Ende des 8. Jahrhunderts für das fränkische Reich bezeugt — mit kleinem Material arbeitete, allgemeiner und entwickelter auf. Diese Webeprodukte des bäuerlichen Hauses, in dem noch bis in die neuere Zeit das gemeinschaftliche Spinnen der Frau und der Mägde am Abend eine große Rolle gespielt hat, benutzte nun auch der Grundherr, indem er neben Naturalabgaben Gewebelieferungen beanspruchte, zu denen er vielfach den Rohstoff hergab, die aber ebenso häufig von den Zinspflichtigen aus eigenem Lein (ex proprio lino) gefertigt wurden. Neben dieser zweifellos sehr überwiegenden bäuerlichen Hausproduktion der Gewebe ist die eine erweiterte Hausproduktion darstellende, mit selbst angebautem oder seitens der Zinsleute geliefertem Rohstoff arbeitende Webetätigkeit des Herrenhofes von Wichtigkeit. Auch diese lag ebenso wie das Walken und Färben durchaus den Frauen ob. Auf den größeren Betrieben gab es dafür besondere Frauenhäuser (genitia), in die uns namentlich das Capitulare de villis Karls des Großen einen Einblick gewähren könnte, wenn es für die inneren deutschen Verhältnisse heranzuziehen wäre. Wir finden sie aber auch auf gräflichen Besitzungen erwähnt, und die Konzilsbeschlüsse vom 7. bis 10. Jahrhundert reden von ihnen öfters. Die Frauen leisten dort oft auch nur Fronarbeit; doch war schon eine ziemliche Spezialisierung der Arbeitsleistungen vorhanden und einzelne Frauen nur für bestimmte Verrichtungen da, z. B. die Vorsteherin. Die Leitung der Arbeit übernahm sehr oft die Herrin selbst. Dieser herrschaftliche Webebetrieb — männliche Weber kommen auf den Höfen dieser Zeit kaum vor — hat für die Beschaffung der gewöhnlichen Kleidung seine große Bedeutung gehabt; als sich aber später der herrschaftliche Eigenbetrieb aufzulösen begann, verschwanden auch die Frauenhäuser, und es traten die städtischen Weber hervor, obgleich schon früher männliche Weber (in den Klöstern werden auch die Brüder Webearbeit getrieben haben) gelegentlich erwähnt werden. Indessen sind selbständige Handwerker, wie wir hören werden, in diesem Zweige jedenfalls selten gewesen und traten in manchen Gebieten erst spät auf; auch außerhalb der Grundherrschaft herrschte die Hausproduktion noch sehr lange, obgleich die Ansprüche an die Kleidung sich jetzt fortgesetzt steigerten.

Diese nicht grundherrliche Produktion ist aber keineswegs unwichtig gewesen. Denn so viel Fortschritte man schon in karolingischer Zeit in der Herstellung und Ausstattung von Gewändern gemacht hatte, so sehr die Kleidergeschenke von Klöstern an Gäste oder an Arme, die Versorgung der Kirche mit linnenen und wollenen Geweben durch vornehme Frauen und die rasche Beschaffung neuer Kleider zu Festen für eine ausgedehnte Erzeugung sprechen, so konnte doch jener grundherrliche Webebetrieb keineswegs den steigenden Bedürfnissen genügen. Der Handel mit Tuchen war daher auch viel mehr auf die an den Herrenhof gelieferten oder durch die Händler selbst aufgekauften Hausprodukte der kleinen Leute angewiesen. Anderseits brachte er,

namentlich der friesische Tuchhandel, fremde, insbesondere angelsächsische Wolltücher ins Land. Neben ihnen behaupten die Tuche, die in dem Schafzucht treibenden Friesland selbst in Masse hergestellt wurden, ihre Rolle. Für die noch zu besprechende, in sächsischer Zeit zunehmende Vorliebe für Prachtgewänder genügte aber die einheimische Produktion, die sich nur auf grobe Tuche erstreckte, überhaupt nicht: sie befriedigte der orientalische, beziehungsweise byzantinische Import von Seiden- und Baumwollenstoffen.

Stand der an sich ebenfalls hauswirtschaftliche Webebetrieb der Grundherrschaften nur neben oder sogar hinter der Hausproduktion der Abhängigen, so ist man vielfach überhaupt geneigt, den Umfang der sonstigen gewerblichen Betriebe auf den geistlichen und weltlichen Grundherrschaften zu überschätzen. Gegenüber der Annahme einer umfassenden grundherrschaftlichen Ausbildung und Organisation der Gewerbe, für die man meist schon das auf deutsche Verhältnisse nicht anwendbare Capitulare de villis (vgl. S. 52) und für die spätere Zeit eine zahlreiche Gewerbe anführende Urkunde des Klosters Weihenstephan vom Jahre 1146, die aber unecht ist, oder Quellen, die erst für das spätere Mittelalter zeugen, benutzt, muß eine von der Grundherrschaft unabhängige Entwickelung des Handwerks entschieden betont werden. Schon für die früheste Zeit darf man (vgl. S. 28) den selbständigen Gewerbebetrieb nicht als zu gering ansehen: neben anderen Gewerben hat die Metalltechnik frühe Pflege gefunden, weiter die eben besprochene Weberei, die freilich Frauenarbeit blieb und nur lokal eine besondere Entwickelung aufwies, die Böttcherei u. s. w. Es ist nun anzunehmen, daß solche Traditionen in einzelnen Familien sich erhielten, daß ferner gerade einzelne, die in der Fremde oder durch Fremde höhere Formen ihrer Fertigkeiten gelernt hatten, auf solche Kunst stolz waren und sie schätzten wie ein persönliches Gut. Es ergab sich ganz von selbst, daß ein solcher Kundiger auch von anderen um Erzeugnisse seiner Kunst angesprochen wurde und mehr und mehr für die Allgemeinheit arbeitete; er wird dann seine Kunst wirtschaftlich um so mehr ausgenutzt und vorteilhaft gefunden haben, je mehr bei der wachsenden Verschiebung der Besitzverhältnisse der Grundbesitz des Einzelnen schwand, oder je weniger er zur Ernährung genügte. Aber auch bei besseren Besitzverhältnissen erlaubte seine Kunst, insbesondere das Schmiedehandwerk, schnelleren Erwerb durch Eintausch von Nahrungsmitteln u. s. w. als sein agrarischer Betrieb. Auch die immer zunehmende Begebung solcher Leute in Abhängigkeit hat die selbständige Arbeit für den allgemeinen Bedarf, also ihre wirtschaftliche Freiheit, in der Regel nicht unterbunden.

Wie schon in fränkischer Zeit die Schmiede und in Friesland daneben die Weber für diesen allgemeinen Bedarf arbeiteten, woraus auch allein der damalige rege Handel mit Waffen und Tuchen sich erklärt, so taten sie und andere es erst recht in unserer Periode, mochten sie auch nur zum kleinsten Teil persönlich frei geblieben und vielmehr zinspflichtig geworden sein, vor allem von ihren Produkten an ihre Grundherrschaft abgeben müssen. Die Hauptsache ist, daß diese Verpflichtung nicht die freie Arbeit für andere ausschloß. Namentlich im 11. Jahrhundert sind so neben jenen Metall- und Webeprodukten viele andere in stärkerem Maße in den Handel gekommen, z. B. das jetzt so wichtige Reitzeug (namentlich Sättel) oder Böttcherarbeiten, und der mit der dichteren und zum Teil neugearteten Bevölkerung (Geistliche auf dem Lande) steigende Bedarf hat die Ausbildung solchen Gewerbebetriebes, der also ein wirschaftlich freies Handwerk voraussetzt, immer mehr gefördert. Insbesondere ist eben die damals sozial führende Klasse der Grundherren der durch ihren Bedarf wichtigste Abnehmer und Förderer dieser Handwerker geworden. Denn Georg von Below hat recht, wenn er für die Grundherrschaft einen

„geschlossenen Charakter" leugnet: wir sprachen eben schon von der Notwendigkeit, feinere Tücher anderswoher zu beziehen; ebenso war es mit den Waffen. Aber die Grundherrschaft hinderte auch ihre Untertanen, die sie keineswegs selbst versorgen konnte, nicht, Abnehmer jener Leute zu sein. Anderseits ist festzuhalten, daß die Grundherrschaft zwar viele Produkte der Abhängigen als Abgaben bezog, seltenere aber doch oft von weither holen mußte. Daß sie selbst ihre und namentlich die an sie abgelieferten Handwerkserzeugnisse, soweit sie über den Eigenbedarf hinausgingen, auf den Markt gebracht habe, trifft nur für eine spätere Periode zu, als die Grundherrschaften unter dem Einflusse der höheren städtischen Entwickelung, und um von dieser bessere Einkünfte auch für sich zu erzielen, ihre Produkte zum Teil für den Marktverkauf direkt herstellten. Man hat aber weiter mit Recht betont, daß die Grundherrschaft gegenüber jenen „freien" ländlichen Handwerkern, namentlich den sich früh ausbildenden Spezialisten unter diesen, in ihrer eigenen gewerblichen Produktion qualitativ vielfach zurückstand. Selbstverständlich hat sie ihre hörigen Handwerker gehabt, aber diese werden häufig, zumal da sie je nach Bedürfnis und Gelegenheit oft mehrere Handwerkszweige verstehen mußten, nicht viel Besseres geleistet haben als etwa die Gutshandwerker der neueren Zeit. Wenn schon dieser Umstand von einer Überschätzung der Tätigkeit dieser grundherrlichen Handwerker abhalten sollte, so kommt weiter hinzu, daß unter den in grundherrschaftlichen Registern verzeichneten Handwerkern häufig wohl jene wirtschaftlich selbständigen Handwerker, die ja immer mehr oder weniger auch die Landwirtschaft betrieben und, wie betont, zum großen Teil auch für eine Herrschaft arbeiteten, zu verstehen sind. Unter solchen Umständen ist es nicht wunderbar, daß manche Gewerbe (z. B. die Töpferei) auf den Grundherrschaften anscheinend gar nicht vertreten waren, andere, wie die der Schuster, Schneider, Sattler, Seifensieder, Seiler, nur spärlich erwähnt werden. Es ist darin nicht ein Rückgang gegen eine reicher entwickelte Periode — denn das Capitulare de villis Karls des Großen kommt für uns fast gar nicht in Betracht —, sondern ein Zeichen an sich geringer Entwickelung zu sehen. Die Förderung des Handwerks durch die Grundherrschaft liegt vor allem in der durch Reichtum und neue Bedürfnisse hervorgebrachten Steigerung des Bedarfs, namentlich auch an feineren Arbeiten, die eben wesentlich jenen selbständigen Handwerkern zugute kam und auch Fortschritte in der Technik erzeugte, viel weniger in dem eigenen grundherrlichen Gewerbebetrieb durch unfreie Arbeiter.

Wo dieser Bedeutendes leistete, wo er eine weitergehende Arbeitsteilung aufwies, war dies in erster Linie der Führung und Anregung von Geistlichen zu danken, wenn auch der oft für eine sehr mannigfaltige gewerbliche Tätigkeit auf der geistlichen Grundherrschaft verwertete, aber nicht zur Ausführung gelangte und wohl italienisch beeinflußte Bauplan des Klosters St. Gallen (vgl. S. 153) nur mit Vorsicht heranzuziehen ist. Technische Fortschritte sind aber recht häufig auf geistliche Initiative zurückzuführen. Anderseits mögen auch sonst, namentlich im Westen, manche großen Grundherrschaften keinen geringen gewerblichen Betrieb gehabt haben. Die verbreiteten Anschauungen über die Organisation dieser grundherrschaftlichen Arbeit jedoch, die auf ganze Ämter oder Verbände (officia) von Handwerkern eines Hofes, auf die Existenz von Betriebsleitern (magistri) hinauslaufen und sich vor allem auf falsch aufgefaßte Bezeichnungen jenes Capitulare de villis stützen, sind neuerdings sehr erschüttert. „Meister" hat es zwar wie Gehilfen gegeben, schon im Kapitulare. Der magister mochte auch ein Ressort (ministerium) leiten, das indes nach den Gesichtspunkten der herrschaftlichen Gesamtverwaltung zusammengesetzt, nicht nach einzelnen Gewerbszweigen zusammengefaßt war. Später (im 12. Jahrhundert) kommen in Werden bestimmte Gruppen von Handwerkern unter besonderen

Meistern vor. Aber solche Gruppen haben wohl sehr selten eine größere Zahl von Personen umfaßt, wie denn überhaupt selbst auf ausgedehnten Herrschaften die Zahl der Handwerker für eine Bildung von Gewerksverbänden nicht genügte. Und aus ihnen die späteren städtischen Zunftorganisationen herzuleiten, daran denkt heute niemand mehr.

So werden wir denn die in unserer Periode hervortretenden Fortschritte des Gewerbes häufig der auf Erhaltung und Besserung ihres Erwerbes bedachten Klasse jener obengenannten Handwerker, nicht der Grundherrschaft, zuzuschreiben haben, oft aber doch der geistlichen Grundherrschaft und für gewisse mehr landwirtschaftliche Zweige allerdings auch der Grundherrschaft überhaupt. Bedeutende Fortschritte machte vor allem die Metalltechnik, namentlich da die kriegerische, nun ritterliche Rüstung jetzt sehr vervollkommnet wurde, nach wie vor der Stolz auf gute Waffen allgemein war und auf Pracht der Rüstung großer Wert gelegt wurde. Entsprechend wuchsen die Anforderungen an die Edelmetallschmiede. Kunstvolles, schöngeschmücktes Gerät war schon vor dieser Zeit namentlich in Kirchen heimisch, und der Reichtum der Abteien und Klöster reizte dazu, es zu vermehren, wovon später weiter zu berichten sein wird. Für die Ausbildung der Gold- und Silberschmiedekunst war auch die Sitte des Schmucktragens sehr förderlich. Selbst Männer, vornehme natürlich, trugen Schmuck, z. B. goldene Ketten, die Frauen kostbare Armbänder u. s. w. Auf diesem ganzen Gebiet aber kommen für ein wirkliches Kunstgewerbe vor allem geistliche Werkstätten in Betracht (vgl. S. 160).

Während sodann die altnationale Töpferei für die grundherrlichen Betriebe gar nicht erwähnt wird, ebensowenig wie tönerne Gefäße (wohl aber solche von Holz neben den zahlreichen metallenen), ist das Baugewerbe fast noch mehr fortgeschritten als die Metalltechnik, im Material, in den Hilfsmitteln wie in den Bauten selbst. Freilich gehört die Pflege auch dieses Zweiges ganz wesentlich zu den Verdiensten der geistlichen Herrschaft, die besser antike Traditionen fortpflanzen konnte (vgl. S. 154 ff.). Sie hat ferner technisch ausgebildete Werkleute aus dem Auslande herangezogen, anderseits wiederholt den weltlichen Großen wirklich kunstreiche geistliche Baumeister zur Verfügung gestellt. Kalköfen sind häufige Bestandteile der Grundherrschaft, betrieben von abhängigen Leuten, die auch nach Bedarf Maurer waren, und durch die Grundholden mit Stein und Holz versorgt. Die sonstigen, sich immer mehr durch Arbeitsteilung auf den Grundherrschaften entwickelnden Gewerbstätigkeiten der Stellmacherei, Böttcherei, Drechslerei sind ebenso von einzelnen Handwerkern betrieben worden; noch mehr außerhalb der Grundherrschaft standen anscheinend die Lederarbeiter, namentlich die anfangs sicher hauswirtschaftlich arbeitenden Gerber und Sattler, weniger die Schuster, deren Name anfangs für die Lederarbeiter überhaupt galt, bis unter fremdem Einfluß das Gerben eine eigene Tätigkeit wurde. Für die selbständige Ausübung dieser Tätigkeiten, die weder besondere Ausbildung noch besondere Anlagen erforderten, spricht, daß die Zinshufen nicht nur das Rohmaterial, Holz, Felle u. s. w., vielmehr auch fertige Produkte, Fässer, Sattlerwaren u. s. w., lieferten. Mannigfach waren die sonstigen größeren Betriebe auf den Grundherrschaften, die den hauswirtschaftlichen Betätigungen des kleinen Mannes entsprachen, aber diese durch ihre Einrichtungen überflügelten, auch infolge des Bannes von dem Landvolk zwangsweise und gegen Abgaben benutzt werden mußten, so die Mühle, die schon an sich frühzeitig meist nur von der Grundherrschaft angelegt werden konnte, ferner das Backhaus, das übrigens gewöhnlich von Frauen bedient wurde. Dasselbe Haus, in dem gemahlen wurde, war auch oft zum Backen bestimmt, weiter aber deckten sich oft wieder Backhaus und Brauhaus. Das für die Brauerei notwendige Malz schrotete die Mühle, die ihrerseits aus dem Brauhaus die

Schlempe übernahm, und dörrte die Backstube. Im ganzen bewegten sich alle drei Betriebe in bescheidenen Grenzen; eine Besserung brachte erst die spätere städtische Entwickelung. Immerhin blieben sie am längsten als herrschaftliche Eigenbetriebe bestehen: das Bannrecht, der Benutzungszwang sicherte ihnen aus den Kreisen der Grundholden und Zinsleute die nötige Zahl der Abnehmer, die bei Auflösung des Eigenbetriebes sonst zurückgegangen wäre. Selbstverständlich war aber die Hausbäckerei der kleinen Leute umfangreich genug und ebenso die hauswirtschaftliche Herstellung des Bieres ganz allgemein; Abgaben an Klöster und Bistümer oder an weltliche Herren in Form von Bierlieferungen kommen häufig vor. Diese später immer häufigeren Abgaben zeigen aber ebenso wie die Brotabgaben und die Lieferungen der Webeprodukte, daß sich der grundherrliche Betrieb allmählich auflöste, wie denn auch seitdem die Mühlen und Schmieden selbständig verpachtet oder als Lehen vergeben wurden. Nicht unbedeutend muß im 10. und 11. Jahrhundert, wie vielleicht schon in karolingischer Zeit, der Bergbau gewesen sein, dessen Anfänge das Chaos der Völkerwanderung zunächst wohl vernichtet hatte. Schon der starke Verbrauch von Metall spricht dafür, ganz abgesehen von ausdrücklichen Erwähnungen von Bergwerken im 10. Jahrhundert in Steiermark, Tirol und Salzburg, in Böhmen, im Jura, auch im Harz und später in Sachsen und Schlesien. Der Betrieb konnte neben den königlichen Domänen nur in den Händen der großen Grundherrschaft sein, entweder als Eigenbetrieb oder als Betrieb abhängiger Leute, die Abgaben entrichteten. Lebhaft wurde die alte Tätigkeit der Salzgewinnung, die als absolute Notwendigkeit sich selbst durch die Zeiten der Wanderung erhalten hatte, fortgesetzt: wir hören schon im 8. Jahrhundert von großen Salzwerken, wie zu Reichenhall, zum Teil in geistlichem Besitz. Daß die Grundherrschaft sich dieser Betriebe zu bemächtigen suchte, war nur natürlich; ihre Verbesserung führte alsbald auch eine genügendere Versorgung des Volkes, das in manchen Gegenden gar kein Salz hatte oder notdürftig kleine Salzquellen ausbeutete, herbei. Die Bedeutung der Salinen bewirkte dann auch, daß der Herrscher die Salzgewinnung als königliches Regal beanspruchte. Bekanntere Salinen der damaligen Zeit sind Salzburg, Hallstadt, Kissingen, Salzungen, Halle, Soest, Lüneburg, zu denen dann immer neue Betriebe treten, z. B. Berchtesgaden und Schwäbisch-Hall. Eine verhältnismäßig schon bedeutende Höhe hat endlich ein neuer Betrieb gewonnen, die Herstellung des Glases (vgl. S. 160). Meist unterschätzt man dessen Verwendung in jener Zeit: sowohl für Fenster, wenn auch nur für die großen Kirchenfenster, wie es Ekkehard IV. z. B. für St. Gallen bestätigt, wie für Gefäße wird Glas bereits in weitem Umfange verwandt. Freilich kommt auch das bloße Verhängen selbst der Kirchenfenster vor, z. B. in Tegernsee. Aber gerade bei diesem Kloster wird bald darauf, zu Anfang des 11. Jahrhunderts, eine Glasfabrik erwähnt, wie solche überhaupt bei den Klöstern häufig werden; auch die Kunst der Glasmalerei scheint in Tegernsee einen ihrer Ausgangspunkte gehabt zu haben.

Es ist charakteristisch, daß derartige der höheren Ausstattung des Lebens dienende Tätigkeiten ihre erste und oft lange Zeit einzige Pflege bei den kirchlichen Organisationen, insbesondere in den Klöstern, finden. Auf dem Gebiete der Kunst wie des Kunsthandwerks, in Baukunst, Malerei, Goldschmiedekunst, Erzguß, Elfenbeinschnitzerei u. s. w., ist die Kirche, wie wir später (S. 155 ff.) sehen werden, nunmehr ganz in den Vordergrund getreten, und zwar im Zusammenhang mit ihrer Pflege antiker Traditionen und ihrer internationalen Organisation, die Einflüsse aus den höher kultivierten Ländern leicht vermittelte. Die unter Karl dem Großen erweckten Kunstbestrebungen waren im ostfränkischen Reich völlig verkümmert: erst in sächsischer Zeit begann unter Führung der Kirche ein Aufschwung. Für die Ausbildung der übrigen Gewerbe

ist aber auch die weltliche Grundherrschaft nicht ohne jedes Verdienst: entsprechend den Spezialisten unter den selbständigeren ländlichen Handwerkern hat wenigstens der große grundherrschaftliche Betrieb eine größere Arbeitsteilung bewirkt, er hat etwa Leute, die bis dahin zu allen möglichen Arbeiten neben den rein landwirtschaftlichen verwandt wurden, sich aber z. B. für die Schmiedearbeit besonders anstellig erwiesen, zunächst wesentlich für diese Arbeit benutzt, so daß sich schließlich berufsmäßige Schmiede herausbildeten, vielleicht sogar bestimmte Sonderarten von Schmieden, wie andere Schuster, Bäcker, Brauer, Maurer wurden. Aber alle diese Leute wurden, obgleich sie nach ihrer Hauptbeschäftigung benannt wurden, meist auch zu anderen gewerblichen und agrarischen Arbeiten verwendet, und nur wenige waren besonders bevorzugt. Es bildete sich weiter, ebenso wie auf den geistlichen Herrschaften, innerhalb dieser gewerblichen Zweige eine eigene Tradition, ein Anlernen jüngerer Arbeitskräfte durch ältere, auch wurden wohl ausländische Werkleute herangezogen. Aber gleichwohl hat eine bessere Wirksamkeit der grundherrlichen Gewerbetreibenden gerade erst mit dem Rückgang der Grundherrschaft eingesetzt. Die Anschauung freilich, als ob erst dann Abhängige, die auf besonderer Hufe saßen, auch für den Markt zu arbeiten begonnen hätten, weil der Grundherr nicht ihre ganze wirtschaftliche Kraft ausnutzte, sondern sich mit bestimmten Abgaben begnügte, ist unrichtig, denn es gab, wie wir sahen, immer persönlich unfreie Leute, die zu jener Schicht wirtschaftlich selbständiger Handwerker gehörten: aber die Auflösung des grundherrschaftlichen Betriebes hat diese Klasse zweifellos noch vermehrt. Es sind bestimmten Handwerkern, z. B. den Schmieden, eigene Lehen verliehen oder größere gewerbliche Anlagen, wie etwa die Mühlen, bestimmten Leuten gegen Pachtzins überlassen worden. So konnte der Inhaber eines solchen Dienstgutes, das auch früh erblich geworden zu sein scheint, bald eine freiere Stellung gewinnen, auch durch eigene Initiative und Einführung fortgeschrittenerer Einrichtungen vorwärtskommen. Aber auch die größeren Betriebe innerhalb der Grundherrschaften selbst konnten allmählich eine gewisse Selbständigkeit erlangen; wenn ihnen, z. B. den Bäckereien, Rohstoffe in bestimmter Höhe von den Zinshufen geliefert, anderseits die Abgaben an die Herrschaft fixiert wurden, so ergab sich oft ein fester Kleinbetrieb, der auch seine eigenen Vorteile im Auge hatte.

Manche eigentlich grundherrlichen Betriebe haben sich früh genossenschaftlich entwickelt: die Bergbautreibenden mußten sich z. B. wegen der Eigenart ihrer Technik allmählich selbst überlassen bleiben, sie konnten trotz der Abgaben einigen Wohlstand gewinnen, es bildete sich hier bald eine Tradition der Gewohnheiten aus, kurz, schon im 11. Jahrhundert (Chur) und deutlicher im 12. Jahrhundert (Tirol und Steiermark) lassen sich Ansätze zu selbständigeren Genossenschaften erkennen. Aber auch der althergebrachte hauswirtschaftliche Betrieb auf den Zinshufen konnte, wie von je, bei dem Rückgang des herrschaftlichen Betriebes und der Steigerung des allgemeinen Bedarfs erst recht zu einer fast selbständigen Pflege eines bestimmten Gewerbes führen. Ebenso mochte sich einer von den wenigen freien Bauern früh, sobald der rein landwirtschaftliche Gewinn etwa infolge von Schulden zurückging, auf ein Gewerbe, zu dem er Geschick hatte, werfen, und der Betrieb mußte sich bald durch die Abnahme seitens der Genossen, ferner wohl durch die Kundschaft einer benachbarten Grundherrschaft, für manche Produkte auch durch Absatz bei herumziehenden Händlern lohnen. Aber der wichtigste Faktor für die weitere Entwickelung wurde nun das beginnende Städtewesen. Bis dahin war doch auch jener wirtschaftlich freie Handwerker agrarisch gebunden: bei dem Mangel eines geldwirtschaftlichen Lebens, überhaupt eines ausgebildeten Verkehrs, konnte er über eine bestimmte Stufe nicht hinausgelangen. Jetzt zogen sich diese zu persönlichem Erwerb schon geschulten

Leute mit gutem Blick in die neuen Mittelpunkte, die ungleich besseren Erwerb versprachen. Denn die Handwerker, die sich in den Städten festsetzten, sind unzweifelhaft aus dieser Klasse der „freien" ländlichen Handwerker hervorgegangen. So wenig die Zunft auf die grundherrliche Gewerbsorganisation zurückzuführen ist, so wenig gehen die städtischen Handwerker überhaupt auf die unfreien Handwerker der Grundherrschaften zurück. Die Entwickelung geschah vielmehr wieder unabhängig von der Grundherrschaft, die ihre Handwerker in ziemlich unveränderter Form beibehielt, höchstens daß, wie erwähnt, die städtische Produktion auch die Grundherrschaft zu größerer Pflege ihrer gewerblichen Arbeit mit Rücksicht auf den städtischen Markt anspornte. Auch die Ansicht Karl Büchers, daß wenigstens die Betriebsweise der städtischen Handwerker an die der unfreien Handwerker (als „Störarbeiter [in fremdem Hause arbeitend] und Heimarbeiter") anknüpfe, ist durch Georg von Below widerlegt worden. Freilich hat in den Städten ein Betrieb, den man als Lohnwerk bezeichnet, bei dem der Handwerker wie ein Arbeiter für einen Konsumenten arbeitete und dieser ihm den meist selbst produzierten Rohstoff lieferte, in größerem Maße bestanden, aber er hat nicht überwogen. Auch in den Zeiten der Blüte des eigentlichen Handwerks hat jenes Lohnwerk seinen Umfang bewahrt. Es kommt auch später beides nebeneinander vor, je nach der Art der Gewerbe und nach den Verhältnissen der Konsumenten. So war es auch schon vor der städtischen Entwickelung gewesen. Daß aber in den Städten ein wirkliches Handwerk vorhanden war, zeigen die Nachrichten über die Zünfte, die nirgends aus Lohnwerkern bestehen. Aus ihnen wie aus sonstigen Quellen ergibt sich auch, daß die Handwerker, selbst auswärtige, ihre Erzeugnisse auf dem Markte feilhielten, daß sie eine große Rolle, damals allerdings noch keine politische, spielten, z. B. als Zeugen auch in Urkunden Höherstehender auftraten, daß ganze Gewerbe eine bedeutende Stellung einnahmen. Indessen führt uns das bereits in die Zeiten des entwickelteren städtischen Handwerks, die wir erst später zu berühren haben.

Zeigt das Gewerbe unserer Epoche im ganzen noch zweifellos Gebundenheit durch den überwiegend agrarischen Charakter des Daseins, so mußte dasselbe Moment eine größere Bedeutung des Handels verhindern, ohne daß aber, wie auch für das Gewerbe, bei den allmählich fortschreitenden Verhältnissen eine zukunftsreiche Weiterentwickelung ganz ausblieb. Ja man nimmt unter den Ottonen infolge des politischen Aufschwungs, der größeren Sicherheit vor Einfällen und Raubzügen, des steigenden Wohlstandes einen entschiedenen Fortschritt wahr, der sich dann im 11. Jahrhundert besonders steigerte, vor allem im Zusammenhang mit der Entwickelung der Städte. Im ganzen neigt man dazu, den Handelsbetrieb im frühen Mittelalter zu unterschätzen. Gewiß, gegenüber den übrigen Teilen des einstigen Universalreiches stand Deutschland bedeutend zurück: in Italien bekunden z. B. die langobardischen Gesetze schon eine hohe soziale Stellung der Kaufleute. In Deutschland herrschte noch lange ein wenig entwickelter Tauschverkehr vor, der allerdings bereits eine gewisse Konzentration und Organisation durch periodische Zusammenströmungen der Menge bei den kirchlichen Festen (Messen), weiter auch durch sonstige Verkehrshäufungen, wie bei weltlichen Versammlungen, den Reichstagen, ziemlich früh erhielt. Es gab in wachsender Zahl Leute, die aus dem Handel im Umherziehen einen Beruf machten, die die landwirtschaftlichen Produkte und die Produkte des Hausfleißes gegen Schmucksachen, Waffen u. s. w. eintauschten. Denn trotz der Bemühungen schon Karls des Großen um Hebung des Münzwesens blieb im ostfränkischen Reiche der Geldverkehr sehr gering. Freilich gab es schon früh Wechsler aus Italien, die aber zugleich noch mit Waren, vielfach auch mit orientalischen oder byzantinischen, handelten. Sie erschienen namentlich

an den Verkehrsmittelpunkten, insbesondere den Stätten, wo der Herrscher Hof hielt, so zu Karls des Großen Zeiten schon in Aachen. Der dortige Zusammenfluß vornehmer Leute, beutereicher Militärs u. s. w., bot genug Kunden. Aber der gesteigerte Bedarf der Grundherrschaften an Dingen, die daheim schwer zu beschaffen waren, eröffnete auch bei ihnen den herumziehenden Händlern ein großes Absatzgebiet. Wenn wir schon unter König Dagobert fränkische Kaufleute zu den Wenden ziehen und aus ihrer Ermordung Krieg entstehen sehen, so ist die Bedeutung des Kaufmannes seitdem außerordentlich gewachsen.

Freilich blieb der Handel anfangs im wesentlichen roher Binnen- und Grenzhandel, er wurde ferner noch lange wie das Handwerk nicht als eigentlicher Beruf geübt, wie denn z. B. Mönche mit ihren kunstgewerblichen Produkten handelten, so daß ihnen gelegentlich das Hausieren verboten werden mußte, und er lag endlich vor allem in den Händen *fremder* Kaufleute. Selbst der slawisch-deutsche Handel, von dem wir noch hören werden, wurde wenigstens zunächst mehr von dem *Slawen* getragen. Dieser hatte lebhafte Handelsbeziehungen nach dem Südosten, nach der Levante hin: in den slawischen Ostseelanden gab es schon im 9. Jahrhundert rührige Handelsstätten, wie das obotritische Rereg, wie ferner Altlübeck, Schleswig, das sagenhafte Vineta. Der Fischhandel, durch die Bedürfnisse der kirchlichen Fasten geboten, wurde im Osten meist von Slawen betrieben. Slawische Kaufleute zogen auch in das Innere Deutschlands. Vom Süden und Südwesten her aber kam der *Italiener*, insbesondere der Lombarde, der letztere auch der erste Träger des Wechselgeschäfts (siehe die nebenstehende Abbildung). Vor allem aber überragte den deutschen Kaufmann der *Jude*, dessen merkantile Rolle aus dem verfallenden römischen Reiche bereits das fränkische Reich übernommen hatte. Juden werden auch in Deutschland schon durch schwäbische Denkmale des 4. Jahrhunderts bezeugt, wenn sie auch in den romanischen Ländern wie noch später viel zahlreicher waren. Sie waren häufig Ärzte, namentlich aber Kaufleute, die oft weit reisten, die eigentlichen Vermittler der wichtigen orientalischen Waren, daneben ebenfalls Wechsler, überhaupt Träger geldwirtschaftlicher Traditionen einer älteren Kultur. Sie saßen überall, wo sich der junge Verkehr stärker regte, am Rhein wie an der Donau. Ihre Waren, wie der Nutzen, den man aus ihrer Betriebsamkeit durch Abgaben zog, machten ihnen, die in fränkischer Zeit die Rechte der Römer hatten, dann aber für ihre Sicherheit der Privilegien bedurften, schon Karl den Großen wie seine Nachfolger zu Gönnern. In den aufkommenden Städten ließen ihnen als unentbehrlichen Leuten die Stadtherren denselben Schutz angedeihen: in sächsischer Zeit bilden sie zuweilen beinahe den Hauptteil der Kaufleute, was Quellenäußerungen wie „Kaufleute, d. h. Juden und die übrigen Kaufleute“ zeigen, wenn nicht etwa diese Bezeichnung auf eine durch Juden betriebene Handelsspezialität geht. Namentlich die alte Erbschaft frühzeitigen Handels, der Menschenhandel, der sein Material vielfach aus unterworfenen oder auch freiwillig verkauften Slawen nahm, wurde von den jüdischen Händlern als besonders vorteilhaft gepflegt. In slawischen Ländern haben diese oft Menschen in Masse gekauft, so in Böhmen. Ihr Geld sicherte ihnen überall Privilegien, die sie freilich immer wieder erneut erstehen mußten. Die Stadtherren schätzten sie noch lange sehr, wie es



Wechsler im Tempel zu Jerusalem (Wechsler des 10. Jahrhunderts in vornehmer Tracht, weißer Tunika und dunkelviolettem Mantel). Nach dem Codex Egberti, in der Stadtbibliothek zu Trier, wiedergegeben bei Karl Lamprecht, „Der Bilderschmuck des Codex Egberti“, „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland“, 1881.

1084 der Bischof Rüdiger von Speier ausspricht: „Als ich Speier zu einer Stadt erhob, da meinte ich, seine Ehre tausendfach zu vermehren, wenn ich auch die Juden mit hinzunahm.“ Charakteristisch wird aber allmählich ihre Pflege des Zinsgeschäfts, das, ursprünglich von der Kirche geübt, jetzt gerade von dieser als Wucher für Sünde erklärt wurde und ihnen nun als Nichtchristen gewissermaßen allein freistand. Dies Geschäft, vor allem das Pfandgeschäft, hat sie besonders reich gemacht, aber zugleich auch ihre angesehene äußere Stellung, die sie ohne Absonderung in Tracht und Wohnung mitten in der Stadt und als Grundbesitzer wohnen ließ, langsam ruiniert. Zu ihrer Anfeindung und Verdrängung aus dem Warenhandel trug indes vor allem die Emanzipation des schließlich doch gestärkten einheimischen Kaufmannes bei.

Einheimische Kaufleute hat es früh gegeben, und auch im fränkischen Reiche haben wir sie neben Romanen und Juden bereits sich geltend machen sehen. Insbesondere waren es (vgl. S. 48) schon damals wie später die Friesen, die, während das übrige Land in agrarischen Interessen aufging, sich als ein wirkliches Handelsvolk zeigten, den Aachener Hof, auch andere Mittelpunkte versorgten, Wein von der Mosel die Flüsse hinaufbrachten, vor allem einen ausgedehnten Tuchhandel trieben. Ihnen kamen Bewohner anderer Gegenden auch jetzt noch nicht gleich. Einheimische Händler hat es aber auch dort gerade so früh und so selbständig gegeben wie einheimische Handwerker, freilich nicht in so großer Zahl. Auch die Entwickelung des Handels hat man wieder an die Grundherrschaft angeknüpft, die für den Vertrieb ihrer Produkte, abgesehen von den durch sie gegründeten Märkten, nicht nur eigene Verkaufsstellen eingerichtet, sondern auch eigene „Kaufleute“ für den Verkauf auf den Märkten und den Einkauf feinerer Bedarfsgegenstände gehabt habe. Gewiß hat z. B. für die geistliche Herrschaft ein Bruder auf den Märkten, wie auch später bezeugt ist, Webeprodukte verkauft, feinere Kleidung, seltenere Lebensmittel eingekauft, die Klöster haben Wein und Bier vertrieben, ja sie haben zuweilen eigene Schiffe für ihre Fahrten zu Markte auf den Flüssen gehabt; gerade sie suchen sich eben für solche Zwecke fortwährend Zollfreiheit zu verschaffen. Aber die Existenz grundherrlicher, also unfreier Kaufleute ist nicht nachweisbar; die mit Namen bezeugten mercatores können durchaus freie Leute gewesen sein. Für die Entwickelung des Handels in den Städten nun wie für die Anlockung freier Kaufleute ist zunächst das Handwerk von sehr wesentlicher Bedeutung gewesen. Ein Hauptteil des städtischen Handels wird von den Handwerkern getragen. Gerade daß diese für ihre Produkte Absatz in einer enger zusammenwohnenden, dichteren Bevölkerung fanden, gab dem Handwerk einen mächtigen Anstoß: die Verkaufsgelegenheit und die anspruchsvollere Bevölkerung vermehrte, verbesserte und spezialisierte ihre Produkte, wie durch ihre vermehrte Produktion der Handelsverkehr lebhafter wurde. Aber auch eigentliche Kaufleute waren wie früher die Abnehmer der Handwerker oder lieferten ihnen den notwendigen Rohstoff. Das eigentliche Arbeitsfeld des Kaufmannes war indessen der Handel mit den immer mehr begehrten Waren des Orients, den Gewürzen — über den Verkauf indischer Gewürze in Mainz wundert sich im 10. Jahrhundert ein arabischer Reisender —, dem Weihrauch, den feinen Tuchen und kostbaren Stoffen, den Edelsteinen u. s. w., daneben mit Wein und Öl, Getreide, Wachs und dergleichen. In drei Gebieten vor allem entwickelte sich der Handel auch in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert allmählich lebhafter. Das eine Gebiet lag im Süden, war aber noch nicht, wie erst viel später, wesentlich nach Italien gerichtet, sondern nach Byzanz. Die Handelsbeziehungen zu Italien, das noch nicht seine Welthandelsstellung errungen hatte, waren aber, obgleich die Alpenstraßen durch Räuber unsicher gemacht wurden, nicht ganz gering, insbesondere seit der

engeren politischen Verbindung mit Italien. Über Chur ging eine Haupthandelsstraße zum Bodensee (Rorschach) und Oberrhein; Chur selbst wurde früh ein lebhafter Markt. In unserer Periode handeln mit den italienischen, den Levantehandel vermittelnden Städten (Venedig, Pisa, später Genua) neben Regensburg Augsburg, Bozen, Konstanz, Basel, Zürich, Straßburg. Aber Byzanz war noch das wichtigste Zentrum des Handels (vgl. S. 83), dessen Hauptstrahlen freilich Deutschland nicht berührten. Denn eine Richtung ging über das Schwarze Meer nach Rußland bis an die Ostsee, die andere über das Mittelmeer nach Italien, Frankreich und weiter nach dem entwickelten Flandern und England. Immerhin war auch die Donau eine große Handelsstraße nach Byzanz hin. Der Punkt, der, auf altem Römerboden gelegen, in Deutschland diesen Handel beherrschte, war von alters her Regensburg. Reiche Regensburger Kaufleute mit deutschem Namen werden öfter erwähnt: sie gingen auch in den slawischen Osten hinein, nach Kiew und Moskau, und holten auch von dort die orientalischen Waren; sie holten sie ferner, wie eben gesagt, aus Italien, sie vertrieben sie in das innere Deutschland und hatten ihre Verbindungen bis zum Rhein und damit zur Nordsee.

Im Westen, auch auf altem Kulturboden, lag das zweite wichtige Handelsgebiet. Mainz, „das goldene Haupt des Reiches", war dort das alte Zentrum und behauptete seine allgemeine Bedeutung wenigstens zu Anfang unserer Periode durchaus. Nach Südosten, Süden und Osten, nach Ulm, Regensburg, Enns, Wien, nach Augsburg, St. Gallen, Erfurt und Magdeburg gingen von ihm aus Handelsstraßen: es war der Handelsmittelpunkt des ganzen oberrheinischen Gebiets, das mit dem niederrheinischen anfangs noch wenig verbunden war. Einen reichen Kaufmann aus Mainz benutzt schon Otto der Große als Gesandten an den griechischen Hof. Allmählich tritt dann mit der zunehmenden Verbindung mit dem Niederrhein Mainz vor Köln, insbesondere wegen des Seehandels nach England, zurück. In Köln bildete sich bald eine angesehene Kaufmannschaft. Vom Niederrhein aus ging der Handel durch Westfalen und Niedersachsen an die See, rheinaufwärts aber zum Oberrhein und westlich nach Gallien und Flandern, anderseits sehr früh, wie gesagt, vor allem rheinabwärts nach den Rheinmündungen und England, so daß Köln in erster Linie eine Verbindung der großen Handelsgebiete Deutschlands im Süden und Norden darstellte, daß hier schon im 12. Jahrhundert eine Art Welthandelsatmosphäre herrschte, die in den übrigen Städten noch kaum zu spüren war. Unter den deutschen Kaufleuten in England, die schon um das Jahr 1000 unter Aethelred besondere Privilegien in London oder vielmehr Gleichstellung mit den heimischen Kaufleuten gegen bestimmte Abgaben erlangt hatten, sind die Kölner am wichtigsten. An der Nordsee, an den Rheinmündungen aber lag der Haupthandel, insbesondere die Vermittelung mit England, in den Händen der Friesen, die auch den Rhein hinauf bis Mainz, wo sie im schönsten Teil schon früh, wie in Worms und Oppenheim, besondere Wohnplätze hatten, anderseits über die See nach den skandinavischen Ländern handelten. Dieser friesische Handel beruhte indessen, soweit er Tuchhandel war, weniger auf der einheimischen Produktion (vgl. S. 112), die doch mehr graue grobe Tuche hervorbrachte und überhaupt wohl überschätzt worden ist, als auf den von ihm verbreiteten feineren bunten englischen Tüchern, Mänteln u. s. w.; die Bezeichnung friesische Mäntel trifft diese Handelsartikel, und die Verbreitung der Friesen in westdeutschen Städten — zu den genannten kommen Straßburg, Köln, Soest, Duisburg, Braunschweig als Sitze besonderer Friesenquartiere hinzu — beruht nicht auf ihrer Weberei, sondern eben auf ihrem Tuchhandel. Schon im 11. Jahrhundert hört man nichts mehr von den friesischen Mänteln, denn damals kamen die englischen Tuche auch über die Messen der Champagne, und

anderseits wurden die Tuche Flanderns, wo sich eine wirkliche Industrie entwickelte, der die friesische selbst nicht gewachsen war, immer wichtiger. Ein gewaltiges neues Gebiet aber, auf dem sich die Grundlage für den späteren stolzen Bau der Hansa bildete, öffnete sich für den Handel immer mehr im slawischen, jetzt zum Teil schon eroberten und kolonisierten Osten. Schon unter Karl dem Großen zeigen die Kontrollbestimmungen für den Grenzverkehr, die nur an bestimmten Punkten (Lorch, Regensburg, Forchheim, Bamberg, Erfurt, Merseburg, Magdeburg, Bardewick u. a.) slawische Kaufleute herein- und deutsche hinausließen, die Bedeutung dieses Handels, der sich auf Rohstoffe (Felle, Salz, Wachs, Honig), auf Pferde und vor allem auf Menschen erstreckte und sich beständig steigerte. Mehr und mehr knüpfte man mit den slawischen Ostseehandelsplätzen an, an der Elbe und Saale herrschte lebhafter Verkehr, und im Südosten wurde Böhmen wichtig, wo insbesondere Prag ein besuchter Handelsplatz war und in dem arabischen Reisebericht des Ibrahim-ibn-Jakub aus der Mitte des 10. Jahrhunderts als „größter slawischer Markt" bezeichnet wird. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts zeigt eine Zollordnung des Herzogs von Bayern die Lebhaftigkeit des Grenzhandels im Südosten. Das vorhin erwähnte Übergewicht des slawischen Kaufmanns ging nun in sächsischer Zeit rasch zurück. Wie wir von Süden her die Regensburger Kaufleute vorstoßen sahen, so bildeten im Norden die Hauptbasis die sächsischen Grenzgebiete: Magdeburg wurde hier das Zentrum, und bald drangen, wie schon früher die Rheinländer und Westfalen, die sächsischen Kaufleute, die nun für den Norden und Nordosten mehr und mehr die Vermittler der südlichen und orientalischen Waren wurden, zunächst über Schleswig zur Ostsee, weiter an die Odermündung, ja, nach Münzfunden aus der sächsischen Zeit zu schließen, bis zur Weichsel. Aber sie fuhren auch von der Weser aus, wohl in Anknüpfung an Missionsfahrten der Bremer, deren Kirche für den Norden und Osten der kirchliche Vorort war, oder die Elbe hinab zur Nordsee: der deutsche Seehandel hier wie auf der Ostsee, in der sich schon die Insel Gotland zu einem wichtigen Platz für ihn entwickelte, kam jetzt in Blüte. Erst hatten hier die skandinavischen Kaufleute, die sich dazu aus Seeräubern entwickelten, das Heft in Händen; sie schätzten auch die Handelstätigkeit besonders hoch: jetzt mußten sie immer mehr vor den Deutschen weichen; wir werden davon noch später berichten. Immer häufiger hören wir von dem Wohlstand der Kaufleute in den Städten.

Keineswegs stehen naturalwirtschaftliche Zeiten dem Handel feindlich gegenüber: im Gegenteil wird in ihnen der Handel in seiner Bedeutung für das ganze Dasein sehr bald erkannt und überall lebhaft gefördert, zum Teil gewiß aus egoistischen Motiven, wie von den Stadtherren. Aber auch die Könige, die Kaiser haben ihn geschützt. Schon Karl der Große stellte alle fahrenden Kaufleute unter seinen Schutz: die deutschen Kaufleute werden von Fremden als „des Kaisers Kaufleute" bezeichnet. Auch rechtlich ist ihren besonderen Interessen Rechnung getragen worden; abgesehen von jenem königlichen Schutz begann zunächst der Herrscher, ihnen in seinen Städten Privilegien zu verleihen. Diese Privilegien, mit der Entwickelung der Märkte immer vermehrt, zunächst nur einzelnen Gruppen verliehen, namentlich die Unabhängigkeit von dem nichtöffentlichen Gericht sichernd, entwickelten sich allmählich zu allgemein anerkannten Gewohnheitsrechten, so daß für die Kaufleute zuerst etwas wie ein gemeines Reichsrecht galt, das auch die Grundherren nicht antasteten, und das wichtig für die besondere städtische Entwickelung war, weil es auf die Bürger überhaupt überging. Auch in dem Markt an sich als öffentlichem Institut lag ja ein die damalige dezentralisierte Welt durchbrechendes Moment: gerade im Schutze der Reichsgewalt, der öffentlichen Zentralgewalt, hat sich der Handel als wirtschaftlich folgenreicher Faktor entwickeln können; erst so konnten jene zunächst nur dem lokal

beschränkten Bedarf dienenden Plätze auch Stützpunkte des Fernhandels mit fremden Waren werden. Im Schutze des Königs hat der Kaufmann den zunehmenden Wohlstand, das Bedürfnis nach feinerer Gestaltung des Lebens ausnutzen, selbst Wohlstand erringen und sich soziales Ansehen geben können; im Schutze des Königs hat er auch die Verbindung mit Italien immer stärker pflegen und vor allem auch seiner Tatkraft jenes große weite Feld im Norden und Osten öffnen können. Hier hatte nun freilich dieser Schutz seine Grenzen: der Kaufmann aber half sich selbst durch Zusammenschluß mit anderen: erst die gemeinsamen Gruppenfahrten in fremde, halbbarbarische Länder verbürgten den Erfolg. Solche Vereinigungen mochten zunächst für die Seefahrt entstehen, weil der Einzelne selten allein ein Schiff ausrüsten und mit Waren füllen konnte. Vor allem jedoch zwang das Schutzbedürfnis zur Vereinigung von kleinen Flottillen, um den Seeräubern zu entgehen und den fremden Völkern Respekt einzuflößen. Und ebenso mochten sich früh aus ähnlichem Grunde Karawanen zu Lande bilden. Auf jenen Seefahrten haben sich die Männer früh, wieder in richtiger Erkenntnis des Mittels, das allein Haltbarkeit des Bundes, Schutz und Erfolg sicherte, durch Eidschwur an eine feste Ordnung gebunden. Solcher Zusammenhalt ergab sich weiter auch draußen, wo man in fremden Marktorten gemeinsame Häuser für Lagerung der Waren und Unterkunft errichtete. Wenn heute etwa die mittelchinesischen (die Ningpo-) Kaufleute das deutsche Gouvernement in Tsingtau um Erlaubnis zur Errichtung eines Gildehauses bitten, so taten das damals die deutschen Kaufleute bei nordischen und slawischen Herrschern. Im ganzen forderten also die Verhältnisse des nördlichen Handels zu solchem Zusammenschluß auf, der dann häufig den vorübergehenden Charakter verlor und sich, überhaupt dem genossenschaftlichen Geist des Mittelalters entsprechend, auch daheim erhielt. Die in den niedersächsischen Städten und dann überhaupt im Norden auftretenden Kaufmannsgilden, deren letzter Ursprung freilich wie der der Zünfte in sehr frühe Zeiten zurückgehen mag, worüber später zu sprechen sein wird, sind dafür ein Zeugnis. Wir befinden uns im übrigen in den Vorstadien der Hansa.

Alle Förderung des Handels war nun freilich immer zugleich auf Ausnutzung desselben berechnet. Die Gründung von Märkten bedeutete eigentlich auch nichts anderes. Denn wo Verkehrsmittelpunkte, wo sich Städte entwickelten, war ohnehin ein Markt; jetzt wurden gewissermaßen nur Abgaben dafür eingeführt. Diese Marktzölle, von Käufern wie Verkäufern entrichtet, nahmen unter den Zöllen die Hauptstelle ein, waren aber nur ein Weg, auf dem die Ausnutzung des Handels durch Zölle versucht wurde. Schon früh ist ein Überhandnehmen der Zölle zu erkennen, in sächsischer Zeit hatten sie bereits eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und Höhe erreicht, und ebenso hatten immer neue geistliche und weltliche Herren sich dieses ursprünglich königlichen Rechts, Zölle zu erheben, bemächtigt, so weit es ihnen nicht, was namentlich im 9. Jahrhundert massenhaft vorkam, verliehen war. Den Königen war damit eine jetzt gerade ungemein gesteigerte Einnahme fast ganz weggenommen. Auf den Straßen die Frachtwagen, die Saumtiere und Wareneseln, auf den Flüssen die Schiffe, in jeder neuen Herrschaft, die sie passierten, wurden sie ausgenutzt, immer neue Zollformen wurden erdacht und immer neue Zollstätten errichtet. So waren dem Handelsverkehr von vornherein Fesseln angelegt. Er überwand sie jedoch ebenso wie die Unzuträglichkeiten, die der Verkehr damals überhaupt noch mit sich brachte. Allerlei Gesindel machte früh die Straßen unsicher, diese selbst waren noch das ganze Mittelalter hindurch oft in erbärmlichem Zustand. Die Hauptstraßen bildeten noch lange die alten Römerstraßen: die sonstigen, seit der Karolingerzeit freilich vermehrten Straßen waren, soweit Heerstraßen, wie die Flüsse öffentliche Königsstraßen

und sollten sechzehn Fuß breit sein; meist aber waren sie Landwege rohester Natur und unergründlich: von Straßenbaukunst war keine Rede, und die Anwohner taten zur Besserung nur, was ihnen beliebte. Man zog daher, wo es irgend möglich war, früh die Wasserstraßen vor, aber auch die Flüsse mit schwimmenden Baumstämmen und Felsen unter dem Wasser waren noch keine geregelten Wege, ihre Ufer allenfalls bei den Furten primitiv gefestigt. Über die Flüsse führten an diesen Furten Fähren, das Hauptmittel des Überganges. Brücken waren namentlich bei breiten Flüssen selten und immer aus Holz. Im ganzen waren die Flüsse, auch die kleineren, z. B. die Altmühl, von Schiffen, natürlich meist geringer Größe, sehr belebt: der Rhein war eine große Hauptstraße, den Main hinab zogen die Schiffe, namentlich Getreideschiffe, nach Mainz. Sehr lebhaft war, wie schon aus den Äußerungen über den Seehandel hervorgeht, auch die Seeschiffahrt. Über die Schiffe, die man sich nicht mehr zu primitiv vorstellen darf, wissen wir erst aus späterer Zeit Näheres. Allerdings geben uns schon für die Zeit der Völkerwanderung skandinavische Funde von langen, ungedeckten Ruderbooten mit erhöhtem Vorder- und Achterteil einen Begriff von ihrer Art. Die Spitzen der See- wie der Flußschiffe liefen, wie die Hildesheimer Bernwardsäule zeigt, in Tierköpfe aus, z. B. in einen Vogelkopf. (Vgl. auch die farbige Tafel bei S. 128.)

Die geschilderte Entwickelung des Handels deutet schon darauf hin, daß trotz des agrarischen Grundcharakters der ganzen Epoche von einer ausschließlich herrschenden Naturalwirtschaft doch wohl keine Rede sein kann. Das Geld wuchs nicht allein in der Vorratsmenge, sondern auch in seiner wirtschaftlichen Rolle, wenn auch das Mißtrauen dagegen noch groß genug war. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts wurden nicht allein, wie noch lange, die Abgaben der Zinshufen u. s. w. in Naturalien entrichtet, sondern auch noch häufig die Zölle, daneben zum Teil in Waren, und ebenso die Bußen. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts schwand aber die Geldarmut rasch. Die Verbindung mit Italien versah Krieger, Geistliche oder die dort belehnten Adligen so sehr mit Gold oder anderem Edelmetall, daß in einer italienischen Chronik darüber geklagt wird, daß alles in Italien vorhandene Gold und Silber von den Sachsen fortgeschleppt werde. Insbesondere der Hof bezog aus Italien nicht nur als Tribut (wohl nur anfangs), sondern auch als Entgelt für mannigfache Privilegien und als Strafgelder beträchtliche Summen. Dazu kamen die Tribute anderer, namentlich slawischer Völker, dazu die ständig gesteigerte Produktion des Bergbaus. Ein Zeichen für die große Vermehrung des Geldvorrates sind die jetzt sehr hohen Geldbußen, ein Zeichen für die Zunahme von ungemünztem Gold und Silber der starke Schmuck nicht nur der Kirchengeräte, sondern auch des Hauses, der Waffen u. s. w. Nach Thietmar brach zu Ottos I. Zeiten das „goldene Jahrhundert" an. Dieses ungemünzte Edelmetall war aber auch im Verkehr in Barrenform mit dem Pfunde als Einheit sehr gebräuchlich. Denn Münzen von größerem Wert, Goldmünzen, wurden in sächsischer Zeit noch nicht geschlagen: die Scheidemünze war der Silberdenar; zwanzig davon machten einen (Silber-) solidus, der aber nur Rechnungsmünze war; von ihm gingen zwanzig aufs Pfund. An Gewicht und Größe sind jedoch infolge der noch lange sehr unvollkommenen Prägung die Denare namentlich gegen Ende des 10. Jahrhunderts keineswegs gleich, auch nicht an Silbergehalt. Von den sächsischen Königen wurde freilich eine absichtliche Münzverschlechterung nach Möglichkeit gehindert. Von Wichtigkeit war aber die immer stärkere Zunahme der seitens der geistlichen und weltlichen Großen, Bischöfe, Äbte und Herzoge, geprägten Münzen, eine Folge der anfänglichen Schwäche der Königsgewalt. Den Bischöfen war das Recht freilich vom König verliehen. Grafen, und zwar solche mit besonders

wichtiger Stellung, prägten erst seit dem 11. Jahrhundert. Die Verleihung des Münzrechts war zum Teil gewiß eine Folge des zunehmenden Verkehrs, weil die königlichen Münzen dafür nicht mehr genügten. Überhaupt schien die Münze und alles, was damit zusammenhing, an den Markt gebunden, denn dort allein spielte das Geld eine allgemeinere Rolle; man traute auch nach Bauernart den fremden Münzen nicht und wollte lokal hergestellte haben. Die lokalen Münzherren behandelten diesen Gegenstand aber wie alles, was mit Markt und Handel zusammenhing, als Quelle ihrer Bereicherung und prägten aus dem Pfund immer leichtere und dadurch mehr Münzen. So herrschte überall Münzverschiedenheit, die den reisenden Kaufmann zum Wechseln und damit zu neuen Verlusten zwang. Charakteristisch ist aber, daß die Münzen zweier Städte, die ein größeres Handelsgebiet beherrschten, die von Regensburg und die von Köln, in weiterem Umfange Kurs hatten. In den Städten wurde der Münzmeister, anfangs ein Ministerialer, ein wichtiger Mann. An Münzstätten überragte aber der verkehrsreichere Westen den Osten noch lange. Marktbesucher holten sich von solchen Orten auch gemünztes Geld gegen ungemünztes Metall.

Ein wichtiges Moment hat in der sächsischen Periode unzweifelhaft zur Entwickelung höherer wirtschaftlicher Betätigung beigetragen: das war die infolge der nun wieder gestärkten persönlichen Macht des Königs gesichertere Geltung von Recht und Gesetz. Jedenfalls waren Fortschritte gegenüber den verworrenen Zuständen der unmittelbar vorhergehenden Zeit gemacht. Die Einfälle der Normannen, Slawen und Ungarn, die inneren Wirren, die Gewalttätigkeiten der Großen hatten eine völlige Rechtsunsicherheit und zum Teil Rechtlosigkeit erzeugt. Dazu kam die innere Unentwickeltheit der damaligen Menschen, die ein Billigkeitsgefühl nicht kannten und leicht zur Gewalt neigten, jedenfalls aber die Selbsthilfe, wenn irgend möglich, vorzogen. Der Totschlag eines Gegners war noch keineswegs unerhört. Mächtigere Herren setzten Leute gefangen, ohne jemand zu fragen. Der Raub war schon damals ein beliebtes Gewerbe auch der Herren. Wirkliche Räuberbanden aber aus allerlei verarmtem oder verdorbenem Volk gab es in großer Zahl. Heinrich I. ist ihnen schon erfolgreich gegenübergetreten, und Ottos I. Macht ließ sie nicht aufkommen, aber später erhoben sie in vielen Gegenden, z. B. bei Worms, wieder ihr Haupt. Das, was einst das Volk an Karl dem Großen gepriesen hatte, die Wahrung des Rechts gegenüber der überall herrschenden Gewalt, das sah man noch immer als des Herrschers höchste Aufgabe an. In der Tat haben die Herrscher dieser Epoche — freilich standen ihnen nur sehr unvollkommene Mittel für die Durchführung ihrer Absicht zur Verfügung, und viel wirksamer hat meistens die Kirche durch ihre Strafen (vgl. S. 148) gearbeitet — dieses Ziel wenigstens zum Teil scharf im Auge gehabt. Gerade das Umherziehen des Königs im Lande, das sich in der Regel aus wirtschaftlichen Gründen, aus der Schwierigkeit, bei den damaligen Verkehrs- und Geldverhältnissen die königlichen Einkünfte an einer Stelle zu konzentrieren, erklärt, hat diese Aufgabe erleichtert, wie es überhaupt das einzige Mittel war, die Existenz einer Zentralgewalt augenfällig darzutun. Nach Heinrich I. hat insbesondere Otto I. eine strenge Rechtspflege geübt, auch untreue und friedensbrüchige Große und Familienmitglieder zur Rechenschaft zu ziehen nicht gescheut. Weniger nachdrücklich haben Otto II., der aber auch gelegentlich große Herren strafte, und Otto III. trotz seines Eifers in dieser Beziehung gewirkt, äußerst streng griff aber wieder Heinrich II., der einmal gelobte, den bösen Menschen ihr Handwerk zu legen, ein und hielt an vielen Orten Gericht, namentlich auch über das Räubergesindel. Wie sehr der Rechtsschutz allein vom König erwartet wurde, zeigt die Klage Thietmars, daß es in Sachsen so schlimm stehe, als wenn es keinen

König im Lande gäbe. Das Organ des Königs, das Königsgericht, konnte überall erstehen, wo er anwesend war; an ihn konnte jeder sich hilfesuchend wenden. Die Organe der sonstigen Rechtspflege waren die alten, vom öffentlichen Grafengericht bis zum bäuerlichen Gemeindegericht, aber alle Richter hatten doch ihre Gewalt nur vom König, dem eigentlichen Träger des Rechts. In einer Beziehung versagte dessen Gewalt jedoch völlig, wurde freilich in dieser Hinsicht dem Zeitgeist entsprechend gar nicht erprobt, in der Ausbildung eines einheitlichen oder wenigstens in der Weiterbildung des bestehenden Rechts. Jene oben (S. 59) betonte Abneigung gegen geschriebene Gesetze bleibt vor dem 13. Jahrhundert mit seinen Stadtrechten, Weistümern u. s. w. durchaus charakteristisch, wie sich denn überhaupt alle Verhältnisse nach den lokalen und augenblicklichen Bedürfnissen richteten und das Unsystematische, wie ebenfalls schon betont, System blieb. Dem widerspricht die sorgsam formalistische Art des Verfahrens selbst durchaus nicht. Was vom eigentlichen Recht vorhanden war, war auch immer nur Stammesrecht, so daß hierdurch schon ein Einfluß des Königs erschwert wurde. Während die karolingischen Kapitularien nur zum Teil weiter galten, lebten die alten Volksrechte, schon wegen des Übergewichts der agrarischen Kultur, durchaus fort, wie die vielen Handschriften, die Anwendung in Urkunden und andere Nachrichten beweisen. Freilich muß auch die Bekanntschaft mit ihnen abgenommen haben, wie es z. B. in einer Chronik aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts heißt, daß in der Jugend des Verfassers noch jeder Edelmann sich habe schämen müssen, der die Rechtsbücher nicht hätte lesen und brauchen können. Nicht immer wird man von einem Kloster- oder Herrensitz eine Handschrift haben herbeiholen können, mehr und mehr stützte man sich wieder auf die mündliche Tradition, auf ungeschriebenes Recht. Im Volke hat sich denn auch die gegebene Weiterbildung, wie sie erst später in neuen großen schriftlichen Aufzeichnungen zum Vorschein kam, unbemerkt vollzogen. Anderseits erforderten die neuen sozialen Verhältnisse doch Regelung, und namentlich unter geistlichem Einfluß entstanden Aufzeichnungen über die Rechtsverhältnisse der Abhängigen, die entsprechend ihrer beginnenden Hebung nun doch als rechtsfähig angesehen werden mußten, wie das Dienstmannenrecht des Bischofs Burchard von Worms. In einem Punkte machten sich indessen die Bemühungen der Könige um bessere Ordnung im Reiche geltend, nämlich in der Verschärfung der Strafen, der größeren Strenge des Richters. Zum Teil lag das an dem Eindringen römischer Rechtsanschauungen, die durch das kanonische Recht der Kirche leicht vermittelt werden konnten; das römische Recht konnte immer als Quelle dienen, wenn neuartige Verhältnisse zu regeln waren. Zum Teil dehnten sich auch allmählich die strengeren Strafmittel, die man den Hörigen gegenüber anwandte, im Zusammenhang mit deren Aufsteigen, nach oben hin aus.

Wir haben soeben auch Züge des inneren Menschen gestreift; ehe wir uns indessen mit diesem für uns wichtigsten Gegenstand näher beschäftigen, mag die Entwickelung der äußeren Lebensverhältnisse, die im ganzen dem agrarischen Dasein entsprach, betrachtet werden. Von der Hausstätte wurde bereits gehandelt, auch die Nahrung ergibt sich im allgemeinen aus dem, was über Acker- und Gartenbau, über Vieh- und Fischzucht gesagt wurde. Man darf die Nahrungsweise jedoch nicht allzu einfach einschätzen. Daß bei ihr nach der Seite der Mannigfaltigkeit wie der Quantität und Solidität — gegen kranke und alte Tiere war man damals, wie quellenmäßig nachzuweisen ist, äußerst empfindlich — in einer Epoche agrarischen Gedeihens wenig zu wünschen übrigblieb, ist nur natürlich. Aber es wurden doch auch schon Fortschritte nach der Seite höheren Bedürfnisses, der Feinheit, des Luxus gemacht. Selbstverständlich nur von den weltlichen Herren und den Geistlichen, welch letztere in reichen

Klöstern und Stiftern schon recht gute Kenner der Tafelfreuden waren: die Klosterköche hatten ein wichtiges Amt. Der kleine Mann aß seine Hülsenfrüchte, seinen Brei, sein Brot, dazu trank er Milch, Obstwein, Bier. Hirsebrei war besonders beliebt, auch als Hochzeitsgericht üblich. Fleisch war nicht durchweg und nicht im ganzen Jahre auf dem Tische, auch wurde es zuweilen noch unausgeblutet gegessen: hauptsächlich wurde Schweinefleisch genossen, zur Fastenzeit auch Fische, die aber in Küstenländern, wie es z. B. für Schleswig bestätigt wird, überhaupt das wichtigste Nahrungsmittel waren.

Anders der bessere Tisch, den auch damals noch die Jagd mit viel Wildbret versorgte. In der Fleischnahrung — in den Städten gab es schon Fleischmärkte — war große Abwechselung: gebraten und gesotten kam nicht nur Schweine-, sondern auch Ochsen-, Kalb-, Hammel-, Lammfleisch auf die Tafel, weiter die Jagdbeute, Hase und Reh, Wildschwein, auch noch Bär und Wisent, und namentlich der Hirsch. Dann alle Art Hausgeflügel, auch Kapaunen und Pfauen, von der Jagd die Wachtel, die Drossel, der Kranich u. s. w. Endlich die Fische, zu denen man damals auch noch den Biber rechnete, in allen möglichen Arten. Der Konsum an Fischen wächst mit der steigenden Bevölkerung und ihrer Bindung an die Fastensitte, vor allem mit der Vermehrung des Klerus außerordentlich. Vom Meere her wurden in Massen Heringe, Schellfische, Stockfische, Schollen gebracht, und die Flüsse und Binnenseen gaben neben den künstlichen Weihern noch ungeheure Fischmengen. Charakteristisch für den besseren Tisch war nun aber auch die Zubereitung von Fischen und Braten: die Gewürze begannen seit der Karolingerzeit immer mehr Eingang zu finden und wurden von den Vornehmen in übertriebener, dem Wohlgeschmack durchaus nicht förderlicher Weise angewandt: wenn fremde Gesandte an den kaiserlichen Hof kamen, brachten sie wohl Gewürze mit. Pfeffer war unter diesen das begehrteste, aber auch andere Zutaten würzten alle Saucen. Bezüglich der Gemüse war der Tisch der Reichen auch besser bestellt: Kohl war hier in verschiedenen Arten beliebt, ebenso mancherlei Salat. Auch dabei wurden Gewürze nicht gespart. Eierspeisen kamen zum Nachtisch, auch schon Käse, zu dem man etwa den überhaupt häufig gegessenen Honig und Obst genoß. Der Genuß des letzteren war, der namentlich durch die Klöster immer stärker verbreiteten Obstkultur entsprechend, jetzt allgemein, als Nachtisch erschien es zuerst in den Klöstern, bald auch auf der Herrentafel, vielleicht in direkter Nachahmung römischer Bräuche. Man begnügte sich aber nicht mehr mit dem einheimischen Obst, sondern genoß auch gern Südfrüchte, Datteln, Feigen, Kastanien u. s. w. Gewöhnliches Brot hatte an solchen Tischen auch keine Stelle mehr: das war armer Leute, asketischer Einsiedler oder der Gefangenen Kost. Wohl aber wußte man feines Weizenbrot, allerlei feine Semmeln und Wecken, vor allem aber auch Kuchen und Torten zu schätzen. Wie ausgebildet die Backkunst jener Zeit war, ergibt sich aus den „Tischsegnungen" Ekkehards IV. von St. Gallen, die alle möglichen Arten von Brot, Semmeln und Kuchen anführen. Auch in den Formen des Gebäcks zeigte sich immer größere Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit. Doch mögen diese oft phantastisch gehaltenen und ornamentierten Formen, die wir übrigens erst aus Zeugnissen späterer Zeit kennen, zum Teil recht alt sein, vielleicht auf das heidnische Opfergebäck (Tiergestalten u. s. w.) zurückgehen. Die große Wertschätzung materieller Genüsse in jener Zeit muß sich zum Teil aus der agrarischen Atmosphäre erklären, wie das noch heute einige Gegenden Deutschlands beweisen. Natürlich hielt man sich auch in den Getränken nicht zurück. Den Weingenuß hatte die bereits geschilderte außerordentliche Zunahme des Weinbaus sehr gefördert, auch in den östlichen Landschaften. Aber man trank schon nicht mehr nur heimische Weine, sondern auch eingeführte, wie in Bayern den Bozener. Wasser,

wie die alten Griechen und Römer, tat man nicht hinzu, wohl aber wurde der Wein mit Honig und Gewürzen versetzt oder auch heiß genossen. Obstweine wurden von der Masse der Bevölkerung jedenfalls häufiger getrunken, ebenso das Bier, das man gern durch Honig versüßte. Das gehopfte und damit außerordentlich verbesserte Bier wird namentlich durch die Klöster — in St. Gallen konsumierte man z. B. ungemein viel davon — verbreitet worden sein; wann es, d. h. Gersten- oder Weizenbier im Gegensatz zum gewöhnlichen Haferbier, auf die Herrentafel kam, wissen wir nicht. Das Brauverfahren selbst hatte sich sehr gehoben. Auch der Met, der in dieser Epoche für Sachsen bezeugt ist, war im Vergleich zur fränkischen Zeit ein viel besser bereitetes, durch feine Kräuter gewürztes Getränk geworden. Auch er wurde an der Herrentafel genossen; erst die fremden Weine der höfischen Zeit ließen ihn unvornehm erscheinen (vgl. S. 23).

Im allgemeinen verstand man, wie schon in germanischer Zeit, in allen solchen Genüssen nicht Maß zu halten. Gefräßigkeit und Trunksucht warf auch nach Liutprands Bericht der Byzantiner Nicephorus den Deutschen vor; Kaiser Ottos Krieger taugten nichts, „denen der Bauch ihr Gott ist, deren Mut ein Rausch, deren Tapferkeit Trunkenheit ist, die hinfällig sind, wenn sie nicht vollauf haben, denen Nüchternheit Schrecken und Angst ist." Die Fest- und Gelagefreude des späteren Mittelalters tritt schon in dieser Zeit kräftig hervor. Selbst die gewöhnlichen Leute hatten ihre Gelage, bei Familienfesten, auch wohl bei den Schmäusen allerlei alter Genossenschaften. Das „Minnetrinken", das uns z. B. für ein Gastmahl Kaiser Ottos I. bezeugt ist, war überhaupt ein Mittel, die Trinkfreude noch mehr zu beleben. Auch die geistlichen Herren benutzten jeden Anlaß zu einem Festmahl. Die Ausstattung der Tische, gewisse Genüsse während des Mahles, Unterhaltung durch Spielleute, durch den eigenen Gesang von nicht immer allzu züchtigen Liedern oder durch Aufführungen, wie sie bei Hochzeiten üblich waren, bezeugen mit der Menge und der Mannigfaltigkeit der Speisen die entschiedene Neigung zu größerer Üppigkeit und reicherer Gestaltung des Lebens. Eben dieser Zug zeigt sich nun weiter in der Ausstattung des vornehmen Hauses, in den bildergeschmückten Teppichen, die die Wände, und den Decken, die den Fußboden bedeckten, in den schon früher geschätzten und dem ganzen Mittelalter unentbehrlich dünkenden feinen Federkissen mit seidenen Überzügen für die Sessel und Ruhebänke und vor allem für die Betten, die daneben mit purpurnen Decken und prächtigen Vorhängen prangten, in den feinen gestickten Decken mit kostbaren Borten für die Tische. Vor allem zeigt er sich in der aus der Vorzeit überkommenen und immer gewachsenen, die feinere Schmiedekunst (vgl. S. 86) belebenden Vorliebe für eine reiche Verwendung von Edelmetallen und Edelsteinen an allen Arten von Gefäßen, Schüsseln, Schalen, Bechern und Trinkhörnern, an Leuchtern, selbst an Tischen; wunderbare, mit Weltbeschreibungen, Plänen von Byzanz und Rom geschmückte goldene und silberne Tische besaß schon Karl der Große in seiner Schatzkammer. Immer noch strömte aus älteren Kulturlanden solches Gut nach Deutschland; den Kaiser Otto erfreuten italienische, byzantinische und sarazenische Gesandtschaften mit goldenen und silbernen, bronzenen, gläsernen und elfenbeinernen Gefäßen von wunderbarer Arbeit. Auch die geistlichen Großen liebten dergleichen, wie denn schon Salomo von Konstanz einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Krug besaß, Bruno von Köln ein Reiterbild aus Silber als Geschenk aus Mainz erhielt. Und ebenso mehrte sich der Prunk der Kirche selbst: jener Salomo beschäftigte eine ganze Anzahl von Goldschmieden mit der Herstellung kostbarer kirchlicher Geräte. Freilich blieb es vielfach nur ein roher, mit der Menge prahlender Prunk, und die Hausausstattung ließ vieles vermissen.

Jener Zug nach Verfeinerung des Lebens äußert sich weiter in dem Halten von zahlreichen Dienern, das ja die ganze grundherrschaftliche Organisation wie das Lehnswesen erleichterte: daher bei Festen das große Gefolge von geschmückten Dienern und Dienstmannen, bei festlichen Mahlen die Fülle von aufwartenden Leuten. Es ergab sich daraus auch im Hause eine größere Bequemlichkeit; die Herrin hatte der Kammerfrauen eine Menge. Jener Zug zeigt sich endlich auch in der Kleidung (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Trachten und Geräte des 10. Jahrhunderts"). Die allgemein gesteigerte Lebenshaltung der Reichen charakterisiert einmal der Bischof Rather in einer Ermahnung an sie: „Saget mir, worin besteht euer Reichtum? In dem Besitz von Landgütern, Sklaven, Sklavinnen, Pferden, Rindern und sonstigen Tieren, in dem Gefolge abhängiger Leute, in dem Ergötzen an Musik und Gesang, in der Jagd mit Falken, in der Fülle der Kleider, des Hausgerätes, des Getreides, Weines, Öles, der Waffen, des Silbers, Goldes und der Pferde?"



Diener bei der Hochzeit von Kana (Ministerialen des 10. Jahrhunderts mit braunvioletten und gelben Hosen und Röcken, schwarzen, bezw. schmutziggelben Halbstiefeln). Nach dem Codex Egberti, in der Stadtbibliothek zu Trier, wiedergegeben bei Karl Lamprecht, „Der Bilderschmuck des Codex Egberti", „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland", 1881. Vgl. Text, S. 129.

Trotzdem darf man, wie eben betont, die Feinheit der Lebensausstattung durchaus nicht überschätzen. Inventare von großen Abteien zeigen, daß man trotz jenes goldenen und silbernen Prunkes doch mit recht wenigem Hausgerät zufrieden war, und ähnliches ergibt sich schon aus dem Inventar des Hofes Karls des Großen zu Asnapium, das eine außerordentliche Dürftigkeit des Tisch-, Küchen- und sonstigen Gerätes aufweist. Diese Einfachheit der Ausstattung ist auch bis zum Ausgang des Mittelalters im ganzen geblieben. Auch die Heizvorrichtungen machten nur langsam Fortschritte, obgleich mit dem Steinbau der Kamin, freilich wohl nur als eine Seltenheit, aufkam und in Holzbauten der ursprünglich nur wirtschaftlich gebrauchte Ofen sich einbürgerte. Aber von bequemer Behaglichkeit war auch bei Reichen nur sehr wenig die Rede. Bei den geringeren Leuten überhaupt nicht. Höchst primitiv waren bei diesen z. B. die Beleuchtungsgeräte, aber bei jenen häufig nicht viel besser: der Kienspan sorgte neben dem Herdfeuer für die Beleuchtung; an den Herrenhof wurden Kienspäne von den Abgabepflichtigen geliefert. Dazu kamen Fackeln (mit Werg umwickelte und mit Harz getränkte Holzstäbe), vor allem aber auch einfache Näpfe mit irgend einem Fett und Docht. Öl, aus dem Süden eingeführt, blieb auf die Kirchen beschränkt, dagegen kamen die Kerzen außer in den Kirchen auch in der Reicheren Haushaltungen zur Verwendung, wofür dann wieder Wachs als Abgabe geliefert wurde. Leuchter aus Edelmetall wurden als Kirchengerät wie als Prunkstücke der Vornehmen verwendet, und die Kirche kannte auch den Kronleuchter. Auch der Hausrat der Vornehmen verriet keine rechte Pflege. Abgesehen von den bei ihnen durchweg gebräuchlichen Teppichen, den erwähnten goldenen und silbernen Geräten und dem öfter liebevoll geschilderten Bett, den Decken und Kissen auf Stuhl und Bank, war das Gerät meist primitiver Art; feinere Möbel stammten aus der Fremde. Schnitzwerk wurde allerdings wie von alters her vielfach verwandt: die schon im Beowulfliede hervorgehobene zierliche Schnitzerei der Bänke, die wohl auch mit Metall-, selbst Goldbeschlag versehen waren, stand erst jetzt recht in Blüte, namentlich auch sobald sich Lehnen an den Bänken entwickelten.





Trachten und Geräte des 10. Jahrhunderts.

Eine Seite aus dem Evangeliarium von Echternach. Nach dem Original, im Herzoglichen Museum zu Gotha.

Oben: Christi Versuchung. — Mitte: Berufung des Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes (der Söhne des Zebedäus) zu Jüngern Christi. — Unten: Berufung des Zöllners Matthäus und Gastmahl Christi mit den Zöllnern.

In der Kleidung kann man schon eher einen durchschnittlichen Luxus der Vornehmen annehmen. Die des gewöhnlichen Mannes freilich war einfach genug, oft einfache Schaffellkleidung, so daß byzantinische Vornehme nach Liutprand von den „armen, in Felle gekleideten Sachsen" sprechen konnten. Doch wurden von den Frauen häufig Schmucksachen verwandt, z. B. goldene Gewandnadeln und goldene Ohrgehänge. Letztere wurden gelegentlich von normannischen Seeräubern vielen Frauen in der Gegend von Stade abgerissen. Eine gewisse Übereinstimmung der Tracht, die ja doch nationales Erbteil war, blieb auch jetzt noch bei hoch und niedrig bestehen: auch die Stammesverschiedenheiten blieben gewahrt, wie denn die Franken kurze, die Sachsen lange Röcke hatten. Indessen machte sich, dem allgemeinen Zuge zu größerer Bequemlichkeit gemäß, aber wohl auch früh nach dem Beispiel der römischen Tunika, eine Neigung geltend, den eng anliegenden Rock, den z. B. Otto I. bei seiner Krönung 936 trug, allmählich zu erweitern, so daß eine durch einen Gürtel zusammengehaltene Art langer Bluse daraus wurde. Auch die Hosen, lange Leinwand- wie kurze Kniehosen, wurden sehr weit. Über das Eindringen der weiten und langen byzantinischen Gewänder wurde oben gesprochen (S. 84). Anderseits zeigte die Frauenkleidung schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts eine später immer zunehmende Vorliebe für enge, die oberen Körperformen verratende Kleider, die von frommen Leuten sehr bekämpft wurde. Der wallende kostbare Herrschermantel, den die Könige offiziell trugen, ist römisch, beziehungsweise griechisch. Es kommt um diese Zeit auch eine andere stoffverschwendende Neuerung auf, nämlich über dem einen Rock mit Ärmeln, die nun auch bis zum Handgelenk reichen und bei feinen Leuten weit werden, einen zweiten, andersfarbigen ohne Ärmel zu tragen, eine Sitte, die das Äußere noch farbenreicher gestaltete und sich bei Frauen wie Männern einbürgerte. Jene größere Üppigkeit macht sich im Besatz mit goldenen oder anderen kostbaren Borten und feinen Stickereien, in prächtigen Stoffen (Seide), in Purpurmänteln zu Festen, in wertvollem importierten Pelzwerk bemerkbar. Das Tragen des Pelzwerks, überhaupt warmer Kleider, erklärt sich vor allem aus den mangelhaften Heizeinrichtungen, wuchs aber bald zum Luxus aus, namentlich beim Adel, der gelegentlich ganze Bauernhöfe dafür hergab. Die Rüstungen sind bisweilen schon vergoldet, ebenso der Gürtel. Goldene Sporen und goldgewirktes Gewand sind ein Zeichen der Vornehmheit. Die Freude an bunten Farben ist sehr ausgebildet: rote, hellbraune, violette, grüne, weiße Röcke, blaue, weiße Hosen, violette, weiße, rote Mäntel kommen vor, ja man trägt auch schon verschiedenfarbige Beinkleider oder besetzt die Kleidungsstücke mit andersfarbigen kleinen Stücken. Gelb und braun waren meist die Farben der niederen Stände (siehe die Abbildung, S. 128). Größere Eleganz zeigte weiter das ebenfalls meist bunte (rote, blaue) und spitze Schuhwerk der Reicheren, das man, wie die Kleider, mit Borten, auch mit Steinen oder Goldschmuck besetzte. Ferner kamen anstatt der mit Schnüren versehenen Schuhe eng anliegende Stiefel in Gebrauch, ebenso schon Schnabelschuhe. Auch die Hüte waren mit kostbaren, oft steinbesetzten Borten versehen. Eine Kopfbedeckung war jetzt ziemlich allgemein geworden, war aber sehr verschiedenartig. Bei den Sachsen trug man nach altem Brauche breite Strohhüte, ferner gab es Mützen und namentlich Spitzhüte, zum Teil schon aus Filz. Mit dem Hute verbreitete sich aber das Grüßen mit demselben damals noch keineswegs. Das Abnehmen des Hutes, zunächst ein Zeichen der Unterwerfung, wird als Gruß, etwa vor Priestern und vornehmen Leuten, erst zu Ausgang des Mittelalters allgemeiner. Geringe Änderung hatte im ganzen die Frauenkleidung erfahren. Auch hier war aber größere Kostbarkeit der Stoffe, die mit Gold durchwirkt waren, und ein reicher Borten- oder goldgezierter Purpurbesatz üblich geworden (siehe die

untenstehende Abbildung). Der Kopfputz entwickelte sich bereits jetzt mannigfaltiger durch verschiedenartige Verwendung der weißen oder farbigen, langen, leichten Kopfbinde aus feinem Stoffe, die meist die Ehefrauen trugen: der noch leichtere „Schleier" kam erst im 12. Jahrhundert auf; wir werden von dem Kopfputz später mehr hören. Das Haar wurde seltener als früher lose, sonst aufgebunden getragen und zum Teil schon mit kostbaren Bändern durchflochten; übrigens hatte sich bei den Männern das langwallende Haar wenigstens noch bei den Sachsen erhalten, während sonst kurzes Haar und Bartlosigkeit vorherrschten. Mannigfach wie früher war der weibliche Schmuck, Gewandnadeln, Finger- und Ohrringe, Armspangen und Halsketten. Ebenso trugen die Männer noch Halsringe, Halsketten aus Gold, goldene Gewandnadeln.



Die Samariterin (vornehme Frauentracht des 10. Jahrhunderts mit kostbaren Borten). Nach dem Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier, wiedergegeben in K. Lamprecht, „Der Bilderschmuck des Codex Egberti", „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland", 1881.

Das häusliche und namentlich das gesellige Leben mußte von dem Streben nach feinerer Lebenshaltung vielfach beeinflußt werden, aber doch ist der germanische Grundcharakter recht wenig verändert, nach der sittlichen wie nach der geistigen Seite hin. Das Familienleben, das im fränkischen wie in den übrigen germanischen Reichen auf Römerboden immerhin durch die Sittenlosigkeit gelitten hatte, wird weniger durch die Lostrennung des östlichen Reiches — denn die Zeit um 900 zeigt auch dort einen sehr tiefen Stand der Sittlichkeit — als insbesondere durch das Übergewicht der Sachsen wenigstens einigermaßen im Sinne der Vorzeit gekräftigt, ohne daß man, wie schon nicht für die frühere Zeit, von einer Sittenreinheit der Deutschen sprechen darf. Die Neigung zu materiellem Genußleben, die wir in dieser Epoche bereits hervortreten sahen, ist auf das geschlechtliche Leben sicherlich nicht ohne Einfluß gewesen, ebensowenig wie die naturwüchsige Art des ganzen Lebens, die sich auch in dieser Beziehung unbefangen gab. Überdies sorgten schon damals die Geistlichen dafür, daß die Keuschheit der Frauen und Jungfrauen nicht allzusehr überhandnahm, obgleich anderseits jetzt die Kirche die Aufsicht gerade über das sittliche Privatleben verschärfte (vgl. S. 148). Recht häufig muß der Ehebruch gewesen sein, bei hoch und niedrig; wenigstens lassen sich viele Quellenbelege dafür anführen. Am schlimmsten schildert Thietmar von Merseburg die Schamlosigkeit vieler Weiber; doch muß man sich vor voreiliger Generalisierung hüten. Damals war ferner, wie noch im späteren Mittelalter, das Halten von Konkubinen bei denen, die es konnten, allgemein üblich, nur der Arme begnügte sich, wie Hermann von Reichenau klagt, mit einer Frau; auch die öffentlichen Dirnen, die sich von Anfang an namentlich in den sich entwickelnden Städten sammelten, waren bereits zahlreich, doch galt der Verkehr mit ihnen noch als schimpflich. Wir können auch nach kirchlichen Bußbüchern auf viele außereheliche Kinder schließen, für deren Unterbringung der Priester sorgen sollte; Abtreibung und Kindesmord waren trotzdem häufig genug. Immerhin muß man zwischen dem Westen, namentlich Lothringen, und dem Osten in all diesen Dingen zugunsten des letzteren unterscheiden. Es tritt ferner die alte Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht jetzt wieder sehr deutlich hervor, insbesondere ist die Stellung der Frauen des sächsischen Königshauses dafür ein Beweis. Ferner hat die später zu schildernde Zunahme der asketischen Strömung namentlich auch bei Frauen auf die

sittliche Haltung Einfluß gehabt. Die Ehe wird im übrigen, wie früher, nüchtern und praktisch aufgefaßt. Sie kommt noch lange durch geschäftsmäßige Überlegung und Beratung der Familien, durch die Väter oder Vormünder unter Teilnahme der Freunde und Verwandten zustande; Frauenraub, Entführung ist noch nicht völlig verschwunden, wird aber hart bestraft. Sehr genau sieht man auf Ebenbürtigkeit, bei den Bauern auf Besitz. Um die Erwählte mußte förmlich geworben werden. Der Freiwerber überbrachte Geschenke, und seine Rede sollte gefallen. Fürstensprossen verlobte man nicht selten schon als Kinder. Überhaupt scheint sich, wenigstens nach Beispielen aus Familien der Großen zu schließen, eine Neigung, früh zu heiraten, im Gegensatz zur Vorzeit, verbreitet zu haben. Die Gemahlin Markgrafs Sigifrid (Geros Sohn) war bei der Vermählung dreizehn Jahre, die eines sächsischen Markgrafen Liuthar zwölf. Letzteres erregte freilich Anstoß. Die Liebe spielte übrigens auch damals ihre Rolle, wie das schöne Verhältnis Walters von Aquitanien und Hildgunds von Burgund, das das „Waltharilied" schildert, beweist. Keineswegs war, obgleich schon Karl der Große die kirchliche Einsegnung gefordert hatte, diese jetzt allgemein geworden. Zunächst suchte die Kirche sie nur nach vollzogener Ehe durchzusetzen, verlangte dann aber auch die Gegenwart des Priesters bei der Übergabe der Braut, für die übrigens in dieser Periode schon der auf römisch-kirchlichen Traditionen beruhende Blumenkranz vorkommt, also bei Eingehung der Ehe selbst. Schließlich sollte allein der Priester die Braut übergeben dürfen. Aber noch in höfischer Zeit ist die Kirche mit solchen Forderungen nicht ganz durchgedrungen, am wenigsten natürlich bei dem gewöhnlichen Volk.

Das Eheleben selbst weist noch urwüchsige Züge auf, wie das Schlagen der Frau, das ja auch Kriemhild von Siegfried duldete. Überhaupt tragen Liebe wie Ehe trotz jener Erscheinungen der Sittenlosigkeit durchaus nicht den feineren, dafür aber leichtfertigen und lüsternen Charakter, wie er unter dem Einflusse der Franzosen im 12. Jahrhundert Mode zu werden begann. Das Landvolk stand in dieser Beziehung, wie früher, in einem innigen Zusammenhang mit dem Leben der Natur, wie er sich ja abgeschwächt noch in späteren Zeiten zeigt. Mit dem Erwachen der Natur, im Mai, spinnt sich das Liebesverhältnis an, das öfter durch Maibräuche füreinander bestimmte Paar hält den Sommer über zusammen; im Spätherbst oder im Winter folgt dann vielfach die Hochzeit. Der alte Schicksalsglaube spielt häufig hinein, wie man die Hochzeit an bestimmten Glückstagen und jedenfalls nicht bei abnehmendem Mond abhielt. Auch in höheren Kreisen ist der natürliche Grundzug unverkennbar. Nach dem „Ruodlieb" geben sich die jungen Leute sehr bald unbefangen ihre Liebe kund und wünschen sich möglichst rasch zu vereinigen. Daß auch sonst Überbleibsel alter rauher, wirklich barbarischer Art bemerkbar sind, ist bei der immer noch andauernden Unentwickeltheit mancher Gegenden wohl erklärlich. Töten von Mißgeburten, wie es für das Jahr 1012 für Kochstädt bei Aschersleben bestätigt ist, mochte häufiger vorkommen, wenn auch die Nachricht eines fremden Beobachters, daß die schleswigschen Küstenbewohner neugeborne Kinder ins Meer geworfen hätten, in dieser Allgemeinheit und in der Motivangabe (um die späteren Kosten zu vermeiden) völlig auf Mißverständnis beruht. Natürlich wurden die Kinder, denen man wohl nach der Geburt Honig auf die Lippen träufelte, nur durch die Mutter genährt. Selbstverständlich ist in der kräftigen Atmosphäre der Zeit die Schätzung körperlicher Kraft und Tüchtigkeit und daher auch körperlicher Erziehung. Vorbedingung dazu ist die Pflege und Stählung des Körpers, und so finden wir die altgermanische Vorliebe für das Baden in dieser Zeit wieder, das kalte Bad im Freien wie das warme daheim. Es gab ferner schon, wohl in Anlehnung an römische Traditionen, öffentliche Bäder. Dem Gaste wird zuerst ein

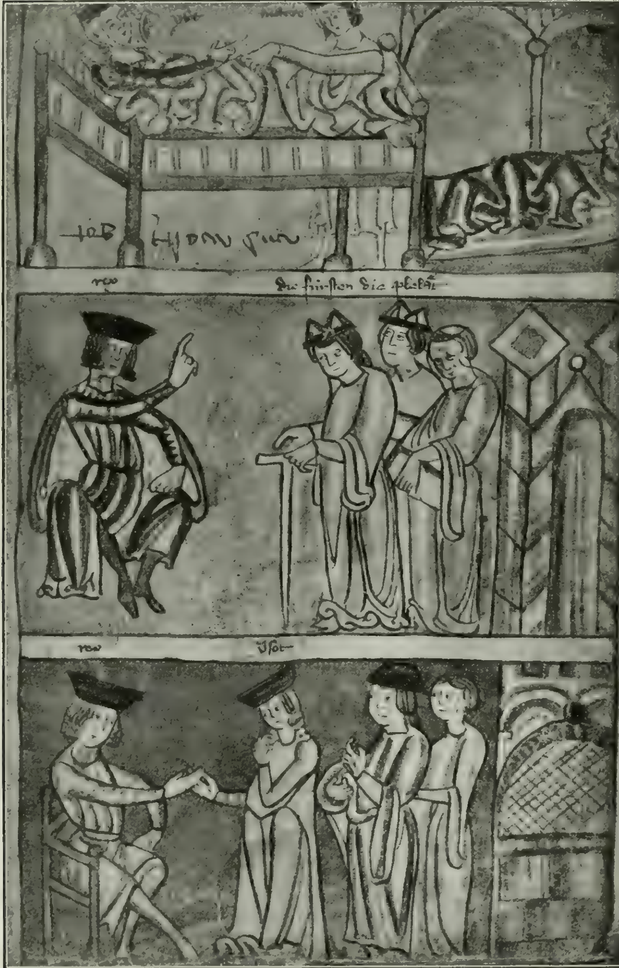
Bad gewährt. Als später die Askese sich verbreitete, wurde Verzicht auf das Baden ebenso hoch geachtet wie Verzicht auf die Nahrung, das Fasten. Die alten körperlichen Übungen: Wettlauf, Ringen und sonstige Kampfspiele, Steinschleudern und Bogenschießen, stehen ebenso in Ansehen wie früher. Sogar der Teil der Kinder, der nun unter dem Einfluß der neuen Mächte zum geistlichen Stand bestimmt und früh einem Kloster übergeben wird, bleibt doch solchen Übungen ebensowenig fern wie allen Jugendspielen, Ballschlagen, Plumpsack, Kreiseln u. s. w. Manches von solchen alten Kinderspielen und Kinderreimen hat sich noch bis in die Gegenwart erhalten, ebenso wie von Wiegenliedern; unsere Wiegen kannte man sicherlich schon im 9. Jahrhundert. Freilich fanden sich allmählich selbst unter diesen jungen Gemütern schon asketisch gerichtete. Anderseits gab es ja in den Klosterschulen auch die Söhne der Edlen und Freien, die nicht geistlich werden wollten und die übrigen ansteckten. In St. Gallen haben diese wohl gelegentlich, ganz wie in alter Zeit, nackend ihre Kampfspiele getrieben. In den Klosterschulen ist es sonst noch wild genug hergegangen, worüber uns die Schilderung der St. Gallener Schule durch Ekkehard IV. anziehende Aufschlüsse gibt. Daß in einer so kräftigen Zeit die Kinder nicht sanft behandelt wurden, weder daheim noch in der Schule, wo der Stock furchtbar waltete, ist nur natürlich. Wer daheim aufwuchs, lernte weiter früh die alte Freude der Deutschen an der Jagd, welche die tief eingewurzelte Kampfesneigung mit der Lust an körperlicher Betätigung verbindet, in sich aufnehmen. Die Jagd blieb auch jetzt Lieblingstätigkeit, freilich mehr und mehr auf die Herren, aber doch nicht ausschließlich, beschränkt und jetzt durch den Wildbann besser geschützt. Alle Herrscher dieser Epoche sind in ihrer Jagdleidenschaft dafür typisch; ein besonders eifriger Nimrod war Heinrich I. Der Vornehme ritt jetzt übrigens auf die Jagd. Mit Spieß und Bogen und wie von alters mit dem Hund als Begleiter zog man hinaus, namentlich den Hirsch zu jagen, aber auch Bären und Wildschweine, Hasen und Rehe. Noch herrschte in vielen Wäldern außerordentlicher Wildreichtum. Die Falkenjagd auf Vögel war sehr gepflegt und schon damals Vorrecht der Vornehmen. Otto I. liebte sie besonders. Die Jagdleidenschaft war selbst bei den höheren Geistlichen trotz aller Gegenbestrebungen der Kirche noch sehr lebendig.

So war denn der kriegerische Geist, obgleich jetzt einerseits die Kirche der Welt einen wehrlosen und friedenkündigenden Stand eingefügt hatte, obgleich anderseits die agrarische oder die noch agrarisch gebundene gewerbliche Arbeit den eigentlichen Lebensinhalt der großen Masse bildete, obgleich sich daher endlich die Anfänge eines besonderen Kriegerstandes entwickelten, im ganzen Volke noch nicht erstorben, wie auch später nicht. Der Freie wie der bessergestellte Abhängige gingen bewaffnet einher, ein kurzes Schwert an der Seite, das ebenso schon ältere Knaben trugen. Die Tapferkeit der Deutschen blieb die altberühmte; nach italienischem Urteil „standen sie in der Schlacht, als wären sie von Eisen“. Auf den Kriegsmann ging der Name des Schutzpatrons des deutschen Volkes wie insbesondere der Kämpfer, St. Michaels, den man auch im Schlachtgesang anrief, über: der deutsche Michel war ein gefürchteter Name. Den Nachwirkungen älterer Zustände wie der naiven Bauernkultur der Zeit entspricht überhaupt ein kräftiges, teilweise noch recht derbes und rauhes Volksleben, wie es sich schon in den sittlichen Verhältnissen aussprach. Schlimmer für moderne Gemüter erscheint der Mangel an Menschlichkeit und Herz. Der Mensch als solcher galt gar nichts; ein Zeichen dafür ist schon der oben berührte Menschenhandel. Bei der Verfolgung starker, noch immer ungebändigter Triebe und Leidenschaften spielte das Menschenleben, selbst das eigene, keine Rolle. Solche Wildheit ist aber eben mit Kühnheit und

Wagemut eng verbunden. Wie zur Urzeit war man noch höchst grausam in der Rache, indem man wohl einen persönlichen Feind raffiniert verstümmelte und Gefangene vor der Tötung folterte. Im Kriege herrschte richtiges Morden: besiegte slawische Stämme sind teilweise ganz vernichtet worden. Aber auch in weniger gefährlicher Form war noch Roheit und Barbarei, verknüpft mit Härte und Starrköpfigkeit, für den Deutschen charakteristisch.

Von Sittlichkeit im Sinne einer höheren Kulturstufe kann damals nicht die Rede sein: die große Umwandlung des germanischen Menschen durch erzieherische, sittigende Kultureinflüsse hat noch nicht das Innenleben wirklich ergriffen; sie hat zunächst nur eine Geläufigkeit in äußeren Formen, die gewisse Empfindungen ausdrücken, erzielt, in äußeren Formen, die gerade, um die erreichte Gesittung zu zeigen, nun besonders betont, übertrieben, obligatorisch wurden. Wir werden sehen, wie die Fortschritte des Christentums sich bald vor allem in übertriebenen äußeren Zeichen der Frömmigkeit, in der Askese aller Art, darstellen: so drückt sich auch die größere Sittigung zunächst nur formal aus. Freilich wurzelte die Neigung zum Formalismus tief im germanischen Menschen, und von je waren ihm die Symbolik, die äußeren Zeichen und Bilder, die festen Formeln der Rede tief bedeutungsvoll und unerläßlich. Einer der auffälligsten Züge der Umwandlung, sicherlich vor allem durch die Kirche erstrebt und erreicht, ist die äußere Bezeigung von Demut und Bescheidenheit, die Niederzwingung des hochfahrenden germanischen Menschen; auf eine Beherrschung und Zähmung der Leidenschaften ging übrigens im letzten Grunde auch jene Askese aus und wirkte so, wie noch zu erörtern ist, erzieherisch. Niemand wird nun die Menschen des 10. und 11. Jahrhunderts wirklich demütig und bescheiden nennen können; aber die gewaltige Forderung war doch schon bis zur obligatorischen Durchführung formaler Akte, bis zur festen Gewohnheit, in bestimmten Fällen jene Gesinnung wenigstens äußerlich darzutun, gediehen. Wer irgendwie erhöht werden sollte, der Herzog, der zum König ausersehen, der Mönch, der für ein hohes Kirchenamt bestimmt war, der suchte seine Unwürdigkeit durch bestimmte Gesten zu zeigen. Tränen der Rührung und der Bescheidenheit flossen in beiden Fällen, der Fürst fällt vor seinen Genossen unter Tränen auf die Kniee, der Mönch flieht weinend und sucht sich vor der höheren Würde zu verstecken. Wer besiegt war oder für einen Fehl, etwa Aufruhr oder Widerstand gegen den Lehnsherrn, um Vergebung bat, der mußte im Büßergewand mit bloßen Beinen vor dem Herrn oder dem überlegenen Gegner knieen. Wer sich nicht ohne Waffen, ohne Helm und mit bloßen Füßen als Unterworfener kundgab, der hatte sich eben nicht unterworfen. Wer als gabeheischender, elender Mann sich nahte, den mußte sein Äußeres schon als Unglücklichen kennzeichnen, und Jammer und Tränen waren wieder vonnöten. Dafür zeigte sich der andere, der ihm half, als Träger der Barmherzigkeit ebenfalls durch äußeres Zurschautragen des Mitleids, durch Tränen. Und wieder mußte der, dem geholfen war, sich äußerlich dankbar erweisen durch bestimmte Gebärden, durch Versprechen von Gebeten und Erflehen des göttlichen Segens. Denn nicht nur Gebärden, sondern auch Worte mußten überall bestimmte Situationen als solche kennzeichnen, wie denn der ganze Verkehr mit vorgeschriebenem Tun und Reden durchsetzt war. In jenen starken Ausdrucksformen innerer Vorgänge könnte man freilich leicht mehr als bloße Form sehen. Eine große Unmittelbarkeit des Empfindungslebens scheint aus dem sehr augenfälligen, leidenschaftlichen Ausdruck — auch die Kunst dieser Zeit zeigt in den Bewegungen übermäßigen Aufwand von Kraft und Wuchtigkeit, von Aufgeregtheit — zu sprechen. Die Träne z. B. spielt damals überhaupt eine bedeutende Rolle. Im „Waltharilied“ weinen die Helden öfter,

aber auch sonst hören wir von Tränenergüssen, und in gewisser Weise war das Weinen auch im Kult, vielleicht nach dem Muster des Orients, beinahe obligatorisch, z. B. beim Beichten; es kam ferner beim Predigen vor, wo dann das Volk mit dem Prediger weinte. Später weinte Gregor VII. täglich beim Meßopfer über seine Sündhaftigkeit, ebenso Adalbert von Bremen, bei Austeilung des Sakraments auch Anno von Köln. Bruno von Köln weinte heftig, wenn er harte Strafen verhängen mußte. Boten weinten beim Überbringen von Trauernachrichten u. s. w. Aber auch die Hände wurden stärker bewegt als heute: im Schmerz erhob man beide Hände; wem man holdgesinnt war, oder wen man eindringlich bat, den faßte man mit der Hand an das Kinn. In der künstlerischen Darstellung wird die Stimmung hauptsächlich durch die Hände veranschaulicht, deren mannigfaltige Sprache man kennen muß, um die Bilder zu verstehen (siehe die nebenstehende Abbildung). Wer sich dem Lehnsherrn zu eigen gab, legte beide Hände zwischen die seinen. Ein Flehender ferner, selbst der König, warf sich noch auf die Kniee, und war er sehr demütig, ganz auf den Boden. So betete man auch. Viel unmittelbarer als heute war die Form der Begrüßung: man bewillkommnete und verabschiedete den Gast mit einem Kuß, Männer wie Frauen, man küßte sich zur Versöhnung, man küßte die Hand des Geehrten, wie man Reliquien oder sonst verehrte Gegenstände küßte. Aber doch spricht das alles nicht für ein tieferes inneres Leben, so wenig wie für Sentimentalität, man darf solche Züge vor allem nicht als bezeichnend für die Gemütsregungen einzelner Individuen ansehen. Es sind zwar starke, oft leidenschaftliche, aber doch einfach gegebene natürliche Ausdrucksweisen, die in solchen Zeiten sehr bald etwas Konventionelles bekommen.



Verwertung der Hände als konventionelles Ausdrucksmittel innerer Bewegung. Miniaturen zu Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde". Nach einer Handschrift des 13. Jahrhunderts (Cod. germ. 51) der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Das Wesentliche an diesem äußerlichen Gebaren war ja doch jenes erzieherische Moment, das eben in dem Zwang der Form lag. Man gab sich so, weil die Konvention es

also vorschrieb. Und erst aus diesem konventionellen Gebaren mochte man Fortschritte zu wirklichem Gefühl machen. Die Form war, wie die Askese, der geregelte Ausdruck an Stelle des ungeregelten, sie war das Mittel, die Ungebändigtheit der Triebe in etwas einzudämmen. Denn daß man mit größter Offenheit sich seinen Leidenschaften hingab, daß mit dem Gebot neuer Sitte die Naturen noch allzusehr in Widerspruch standen, haben wir eben gesehen: mit Zügen zarter Weichheit kontrastiert rohes, derbes Gebaren, mit tränenvollem Mitleid blutige Grausamkeit. So wechselt auch überaus häufig, fast sprunghaft die Stimmung. Ähnlich war es überhaupt mit den neuen Einflüssen der Kultur: einem Manne wie Otto I., dem typischen germanischen Jäger und Riesen, stand z. B. sein Bildungseifer nur schlecht. Dem Volke viel sympathischer war Charakter und Haltung einer Gestalt wie des von den Spielleuten gefeierten Ritters Kurzbold, welchen Namen der derbe, ungeschlachte Konrad von Niederlahngau führte, ein Kraftmensch, gewaltiger Kriegsmann und strammer Weiber- und Bildungsfeind. Der Hauptvorzug des deutschen Mannes lag im übrigen noch wie beim Germanen in einer eigenartigen Stärke des Gemütslebens. Trotz jener urwüchsigen Züge fehlt dem Familienleben nicht eine wirkliche gemütliche Innigkeit. Wie sehnt sich Otto der Große in Italien nach seiner Mutter, wie tief trifft ihn ihr Tod und der seiner ersten Gemahlin Editha! Wie innig ist das Verhältnis von Ottos Mutter zu ihrem Enkel, dem Bischof Wilhelm von Mainz!

Die alte gemütliche Neigung zeigt auch das Verhältnis zur Natur. Sehr einfach und unmittelbar ist das Naturgefühl der Zeit. Von dem Eindruck etwa einer schönen Gebirgslandschaft oder von dem der Erhabenheit der Alpen ist noch viele Jahrhunderte keine Rede, man empfand nur das Beschwerliche und Gefährliche; wer damals nach Italien kam, im Dienste der Kirche oder des Staates, auf dem Kriegszug, als Pilger — andere Reisende gab es, von fahrenden Kaufleuten abgesehen, wenig — sah kaum dessen Schönheit: man fand es höchstens, wie Thietmar von Merseburg, anders als zu Hause. Eine eigentliche Reiselust gab es noch nicht: am liebsten blieb man, wie es einer agrarischen Epoche geziemt, daheim. Die Reize der heimischen Natur werden aber auch nur unbewußt empfunden, selbst der den inneren Menschen so vielfach beeinflussende Wald scheint landschaftlich noch keinen Eindruck zu machen, nur seine überwältigende Masse und seine Einsamkeit wird schon in der Lebensbeschreibung des Abtes Sturm von Fulda, dessen Schilderung von den Schauern des Waldes sonst nur konventionell ist (vgl. S. 57), hervorgehoben, ebenso wie schon Otfried und der „Heliand" immer die Einsamkeit betonen. Gleichwohl darf man aus dem Schweigen der Schriftsteller oder der Dichtungen nicht auf einen Mangel jeglicher Reaktion nach der Seite des Natursinns schließen: der dämonische Eindruck des von Sturm und Unwetter gepeitschten Waldes und die Schauer der Dunkelheit prägen sich in der Stimmung alter Volksmärchen aus, in Sagen wie der vom Wilden Jäger.

Ein landschaftliches Empfinden, erst recht ein sentimentales Naturgefühl fehlt der Zeit aber: eine landschaftliche Schilderung im Sinne eines Erfassens des Gesamtbildes ist den Schriftstellern ganz unmöglich; man gibt einer Gegend je nach dem beabsichtigten Charakter allgemeine Züge der Annehmlichkeit oder des Abstoßenden. Auch in den großen Epen, die nun bald entstehen, den „Nibelungen" und der „Gudrun", ist im Gegensatz etwa zu den großen Dichtungen der Inder oder der Griechen weder von einer Absicht, die Landschaft zu schildern, zu malen, noch von einer Verbindung der Naturvorgänge mit den Vorgängen im menschlichen Innern oder mit den menschlichen Handlungen die Rede. Keineswegs spürt man z. B. aus der „Gudrun" den Atem des Meeres, soweit die dichterische Schilderung in Frage

kommt. Nüchtern, tatsächlich und karg spricht man von der Natur. Dagegen erfaßt man jede Einzelheit der Landschaft als solche mit genauer Beobachtung, wie es der Bauer noch heute tut, wie er auch sonst nur das Individuum, nicht das Allgemeine erfassen kann. Der Bauer wie der Klosterbruder, der seinen Garten baut — behagliches Interesse an der Natur zeigt sich doch schon in dem (S. 91) erwähnten Gartengedicht des Walahfrid —, verfolgt das Gedeihen der Pflanzen mit innigem Anteil, und was im Walde wächst, kennt man wie ein eigenes Gut. Worauf es hier ankommt, das ist das Verwachsensein mit der Natur: ihre Schöpfungen sind dem damaligen Menschen alles Genossen, genau wie dem Kinde. Immerhin hat er zur Pflanzenwelt als solcher kein besonderes persönlich-gemütliches Verhältnis, wie es sehr deutlich zur Tierwelt, die ihm lebensvoller entgegentrat, besteht, wenn er auch wohl die neueindringenden Blumen mit „Frau Rose" und „Frau Lilie" anredet. Schon in karolingischer Zeit verrät die lateinische Literatur eine genaue Kenntnis der einzelnen Tiere, ihres Äußeren wie ihrer charakteristischen Eigenschaften wie ihres Benehmens, und die damalige Handschriftenmalerei, die in der Behandlung der Pflanzen über die ornamentale Verwendung kaum hinauskommt, versteht Tiere zum Teil äußerst lebendig wiederzugeben. Spielte ferner schon die Tierwelt für das Gleichnis eine Rolle, etwa bei Kampfesschilderungen, zur Bezeichnung des Äußeren eines Menschen, so verflocht man jetzt immer mehr tierisches und menschliches Leben. Auf der einen Seite gibt sich die Freude an den Tieren — am liebsten beschäftigte man sich mit den Vögeln, dem Raben, dem Storch u. s. w., hielt die gelehrigen unter ihnen, Elster, Star, Dohle, gern daheim und richtete sie ab — und ihre auf guter Beobachtung beruhende Kenntnis in der Literatur noch deutlicher zu erkennen, z. B. im Walthariliede und später besonders bei Ruodlieb. Weiter tritt nun vor allem eine besondere literarische Gattung auf, die sicherlich auf alte heimische, von Geistlichen aus der volkstümlichen Sphäre herausgehobene und durch ihre lateinische Bearbeitung erst entwickelte Stoffe zurückgeht, die Tierfabel, deren Grundzug nicht die Lehrhaftigkeit, sondern die behagliche Lust an kleinen Geschichten ist, am Spiel der Phantasie, die sich eben namentlich auch mit den Tieren des Waldes beschäftigt und ihnen Lust und Leid des Menschen andichtet.

Von Natureindrücken stark beeinflußt war ferner wie schon in der Urzeit das Glaubensleben der Deutschen. Die phantastische Richtung der Deutschen wurde jedenfalls durch solche Eindrücke noch mehr angeregt. Der außerordentlich empfängliche Sinn für Wunder entspringt aber wieder dieser regen Phantasie. In dieser Beziehung war man für das Christentum sehr aufnahmebereit. Sonst aber herrschte in der Masse, insbesondere in Sachsen, noch immer nur jenes christlich gefärbte Heidentum (vgl. S. 69), soweit nicht, wie eben in Sachsen, dessen östliche Teile nach Thietmar noch alte Hausgötter hatten, wirkliches Heidentum bestehen blieb. Burchard von Worms spricht von heidnischen Traditionen, die gleichsam erbrechtlich sich weiter fortpflanzen, und Anno von Köln später von Menschen, die nur dem Namen nach Christen sind. Es hielt sich noch im 10. Jahrhundert die Ehrfurcht vor heiligen Bäumen, noch im elften ein Kult bei heiligen Steinen, man sprach alte Segen nach wie vor, begleitete auch die alltäglichen Handlungen mit Sprüchen oder heiligen Zeichen, wenn man etwa ein Brot anschnitt oder die Frau sich zur Spindel schickte; man beobachtete noch immer die Vögel, trieb bei Sonnenfinsternis oder abnehmendem Mond allerlei alten Brauch u. s. w. Die zum Teil mit der materiellen Auffassung des Christentums zusammenhängende Wundersucht — die Wundertaten erwartete der Gläubige als Belohnung — war schon in dem Christentum des fränkischen Reiches als ein wesentlicher Bestandteil hervorgetreten: auch jetzt zeigt sie sich oft

in rohesten Formen. Man hat gemeint, in diesem Wunderglauben und Wunderverlangen gewissermaßen ein Wiederaufleben der ersten Zeit des Christentums sehen zu sollen; man habe diese gewissermaßen praktisch nachgeahmt; die Wundererzählungen sind auch meistens nur Wiederholungen der biblischen Wundergeschichten. Aber im Grunde liegt die Wundersucht in beiden Fällen doch nur an der unentwickelten Kultur, und die deutsche Wundersucht ist zwar von der biblischen aufs höchste beeinflußt, beruht aber daneben auf der ganzen nahezu heidnischen Auffassung göttlicher Gewalten und einer regen Phantasie. Jene einseitige Berichterstattung kirchlicher Schriftsteller schließt auch nicht aus, daß die Volksphantasie weit über den Rahmen christlicher Wundererzählungen tätig war. Jedenfalls verlangte man von den Kirchengrößen wie von den Heiligen in erster Linie Wunder, auch schon bei Lebzeiten: die Lebensbeschreibungen von Bischöfen des 10. Jahrhunderts erzählen von ihren Krankenheilungen, Teufelaustreibungen u. s. w. Für die Geschenke, die man der Kirche eines Heiligen darbrachte, mußte er sich als ärztlicher Wundertäter erweisen. Die Reliquien der Heiligen wurden als zu Wundern, insbesondere zur Heilung von Krankheiten, geradezu bestimmt angesehen. Von priesterlicher Seite selbst ist gelegentlich diese Mission der Heiligen nach ihrem Tode präzisiert worden. Das Zeigen der Reliquien, das Berühren des Sarges, wenn der Heilige in einem solchen ruhte, sollte bei Lahmen und Tauben, Siechen und Krüppeln Wunder wirken. Im ganzen zeichnen sich alle diese Wundergeschichten, die namentlich in Heiligenlegenden berichtet werden, durch stereotype Eintönigkeit aus. Aber im Laufe der Zeit werden diese wunderbaren Kuren, namentlich an armen Leuten, immer unglaublicher, das Wunder handgreiflicher, roher. Enthauptete Heilige wandeln mit dem Kopfe unter dem Arme bis zu der Stätte, wo man eine Kirche für sie gründen soll; ein kräftiges Gebet kann nun wohl auch ein zerbrochenes kostbares Gefäß wieder zusammenfügen u. s. w. Dieser ganze Glaube wurde von der Kirche durchaus gefördert: in den Kirchen hingen rohe Abbilder von Beinen, Armen u. s. w., die ein Heiliger wiederhergestellt hatte, wie zur Reklame; Missionare, wie Poppo in Dänemark, bewiesen durch Wunder (Anfassen von glühendem Eisen u. s. w.) die Überlegenheit Christi über die heidnischen Götter und lockten so zur Taufe. Die Geistlichen benutzten auch Salböl und Hostie zu Wundern, und ihre Gebete, ihr Handauflegen hatten denselben Effekt und nach dem Glauben der Masse denselben Zweck wie das Sprechen des Segens und das Streichen der alten Zauberkundigen. Solche Manipulationen trieben auch bei Geisteskranken und Epileptischen den bösen Geist aus. Den Teufel konnte das Bannwort eines frommen Mannes, wie des Bischofs Wolfgang von Regensburg, verjagen. In diese von der Kirche ausgebildete Lehre vom Teufel und von teuflischen Gewalten, die Krankheiten und schädliche Naturereignisse hervorbrachten, übertrug man zum Teil die alten Anschauungen von schädigenden (Natur-)Dämonen. Ganz wie im Heidentum knüpften sich ferner an ungewöhnliche Naturereignisse (Sonnenfinsternisse, Kometen u. s. w.) Wunderanschauungen, wie jene noch lange abergläubische Furcht weckten.

Es war im Grunde ein Widerspruch, wenn die wunder- und teufelsgläubige Kirche jenen noch immer mächtigen Zauberglauben, der an den alten heidnischen Wahn anknüpfte und durch die Zurückdrängung des Heidentums nur noch verstärkt worden war, so eifrig bekämpfte. Aber gerade hier ist sie eben wegen des heidnischen Charakters dieses Zauberglaubens zu ganz vernünftigen Anschauungen gelangt. Waren die germanischen Strafbestimmungen anfangs nur gegen den Schaden gerichtet gewesen, den die Zauberer anstifteten, war man dann gegen die Zauberei als solche wegen ihres unchristlichen Charakters vorgegangen, so begannen jetzt Spuren der Skepsis gegen die Haltbarkeit des Zauberwahns an sich. In Westfranken hatte Agobard von

Lyon schon um 820 sich gegen den Glauben an das Wettermachen gewendet. Anderseits ging nach der Trennung des Reiches, bei dem Verfall der weltlichen Macht, die Kirche eifriger gegen die Zauberei vor und setzte mehr und mehr kirchliche Bußen an Stelle der weltlichen Strafen. Aber gleichwohl machten sich bald aufgeklärtere Gedanken geltend. Die Visitationsordnung des Abtes Regino von Prüm (etwa 906), die den Aberglauben scharf bekämpft, hält, wie die Aufnahme älterer Bestimmungen und die harten Strafen gegen die schädigenden Zauberer zeigen, den Glauben der Kirche an die Realität der Zauberei zwar fest, deutet aber doch Zweifel an der Möglichkeit der zauberischen Beeinflussung anderer Menschen an. Daneben beweist der in Reginos Buch enthaltene canon episcopi, eine Anweisung bezüglich des Zauberglaubens, die die nächtlichen Luftritte von Weibern für Traumvorstellungen erklärt, daß die Kirche wenigstens diesen Wahn überhaupt nicht teilte. Wichtiger ist noch die Rechtssammlung des Bischofs Burchard von Worms (um 1020), insbesondere das im 19. Buch enthaltene Pönitential. Auch dieses Werk glaubt an zauberische Einflüsse, z. B. um Impotenz herbeizuführen, scheint auch die Wirksamkeit der zauberischen Schädigung von Tieren u. s. w. nicht aufzugeben, verwirft dafür aber eine ganze Reihe von Vorstellungen als Aberglaube (so die Wettermacherei, die Verwandlung in Werwölfe, den geschlechtlichen Verkehr elfischer Weiber mit Männern, die Nachtfahrten) und setzt Strafen schon auf den bloßen Glauben daran. Solche Strömungen sind indessen ohne allgemeine Wirkung geblieben, und das abergläubische Wesen hat nur noch zugenommen. Für die Erkenntnis von dessen Umfang ist gerade Burchards Sammlung von großer Wichtigkeit. Was um das Jahr 1000 herum von abergläubischen Vorstellungen in Deutschland lebte, findet sich hier in reicher Fülle beisammen. Schlimm war dabei, daß durch das Eingreifen der Kirche vieles früher harmlos Geübte jetzt den Charakter des Strafbaren, des Frevelhaften erhielt.

Freilich ist das Glaubensleben nicht nur in verdecktem Heidentum oder phantastischem Wunderglauben aufgegangen. Vielmehr gewinnt es allmählich auch gesunde, schöne Züge und hier und da schon größere Vertiefung, wenigstens bei hochstehenden Geistern. Ein Mann wie Erzbischof Bruno von Köln zeigt in seinen Äußerungen auf dem Sterbelager, wie sie Ruotger überliefert hat, wahrhaft christliche Frömmigkeit und Ergebenheit. Noch gefällt man sich auch nicht in krauser dogmatischer Spekulation, sondern sucht die einfachen Grundzüge des Glaubens in sich aufzunehmen. Das Gebot der Nächstenliebe insbesondere wird von vielen, namentlich von Frauen, so der Königin Mathilde, mit innigem Eifer erfüllt. Daß dann das tiefere Glaubensleben zur Askese, zur Weltabwendung sich entwickelte, wird später zu erörtern sein. Unzweifelhaft nimmt so die sittliche Haltung des Deutschen zu, aber immer bleibt es doch bei jenen moralischen Widersprüchen, die wir schon oben berührten. Und manches ließe sich noch anführen, was uns den damaligen Menschen von der Erfüllung höherer sittlicher Forderungen doch noch recht weit entfernt zeigt. Um die Treue z. B. ist es jetzt übel bestellt. Die Wahrheitsliebe ist auch keine besondere Eigentümlichkeit jener Zeiten. Teilweise glaubt man die Lüge höherer Zwecke wegen gerechtfertigt, so wie man etwa zur höheren Ehre der Kirche Urkunden fälschte oder sonst kleine Schwindeleien und Betrügereien verübte. Es kommt immer nur auf die konventionelle äußere Beobachtung von Formen an. Daß die alte Tugend der Gastfreundschaft hochgehalten wurde, ist für ein junges Volk nur natürlich, aber auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen, die den Reisenden auf das gastfreundlich gewährte Obdach durchaus anwiesen, begründet. Die Nichtgewährung von Obdach wird daher schon in den Volksrechten mit Bußen belegt. Hohe Gäste stellten an die Grundherren schon große

Ansprüche, die aber oft glänzend befriedigt wurden. Insbesondere zeichneten sich von jeher die Klöster durch eine weitgehende Gastlichkeit aus, namentlich auch niederen Leuten gegenüber, denen man gelegentlich selbst neue Kleider (vgl. S. 149) gab, deren Bewirtung in Masse aber viel weniger erforderte als diejenige eines einzigen Großen mit Gefolge.

Im ganzen erschien der Deutsche den anderen, kulturell höherstehenden Nationen, die ihn ja jetzt als Volkstypus schon abgesondert hatten, noch als der richtige Barbar, und seine persönlichen Eigenschaften, von denen z. B. die Starrköpfigkeit hervorgehoben wird, machten ihn nicht beliebter. Am meisten barbarisch erschien der Sachse, so z. B. den Lothringern. Wie früher und später, stieß die anderen Nationen besonders die Trinkfreude der Deutschen ab. Überhaupt war das Niveau der geselligen Unterhaltung entsprechend dem der geistigen Bildung ein niedriges. Anderseits bewahrte man viele Züge hohen Alters, die doch auch ein geistiges Interesse andeuten, so die Freude am Rätselraten. Bei den Herren und Geistlichen hatte sich jetzt das in den Quellen oft genannte Brettspiel schon stark verbreitet, das z. B. Otto der Große liebte. Daß sich 938 die aufständischen Herzöge Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen so sehr in das Spiel vertieft hatten, daß sie den Abzug ihres Heeres nicht merkten, wird als für sie verhängnisvoll berichtet. Uralt ist natürlich die Freude am Gesang, der bei Festen oft mit Tänzen, allgemeinen Rundtänzen oder Reien, wobei alles mitsang, verbunden war. Meist aber sang nur der Vorsänger oder die Vorsängerin ein Lied (Liebeslied, Spott- und Scherzlied, Lügenlied, aber auch wohl ein altes Kultlied oder historisches Lied), und die Menge wiederholte nur den Kehrreim. Wie beweglich der Tanz eines Paares damals war, zeigt eine Schilderung im „Ruodlieb": er ist wie das Haschen eines geschwinden Vogels durch einen Raubvogel, der aber seine Beute nie erreicht. Dabei bewegen die Tanzenden Hände und Füße lebhaft nach der begleitenden (Harfen-) Musik. Die Musik durch Instrumente, die namentlich für alle Feste und feierlichen Akte der Vornehmen begehrt war, wurde natürlich von geübten, meist von gewerbsmäßigen Spielleuten gemacht, woneben eine höhere Pflege der Musik durch die Kirche einherging. Jene Spielleute mußten, wie früher, insbesondere bei festlichen Tafeln die Unterhaltung bieten, und wenn auch seit fränkischer Zeit ein Heer recht minderwertiger fahrender, heimatloser Leute, der Jokulatores, der Possenreißer und Gaukler, eine Erbschaft aus dem römischen Reiche, sich mit ihnen mischte und nun, oft in besonders auffälliger bunter Tracht, auch die deutschen Lande, Herrensitze und Dörfer, überschwemmte, gelegentlich auch wohl einmal, wie 911 in St. Gallen bei der Bewirtung König Konrads, in Klöster Eingang fand, so steckt doch in diesen Spielleuten ein wichtiges Element nationalen Geistes: sie wurden im 11. Jahrhundert die Träger der alten epischen Volkspoesie.

Freilich die alten Sänger waren dahin; jene Konkurrenz der neuen Fahrenden mit ihren namentlich die Vornehmen leicht bestechenden Künsten hatte ihr Publikum gemindert, und die Verachtung, die man jenem Volke persönlich entgegenbrachte, war zum Teil auf sie übergegangen. Dazu kam aber vor allem der Kampf der Kirche gegen die alten Lieder, die ihr als die schlimmste Förderung heidnischer Denkweise erschienen, ein Kampf, den der Hof begünstigte, und der die Abneigung gegen den alten Heldensang auf die vornehme Gesellschaft übertrug. Im Zusammenhange mit der Kirche steht auch die Zunahme der lateinischen Schulbildung, die ebenfalls den Geschmack an jenem Sang mächtig verringerte. Endlich wirkte die sich immer steigernde asketische Richtung auf Unterdrückung weltlichen Gesanges überhaupt. Das Ergebnis war, daß die Poesie ganz in die Hände der Kleriker kam, die auch historische Stoffe gelegentlich nicht verschmähten, daß aber die eigentlichen Bewahrer dieser epischen Lieder, die

alten Sänger, in die Masse der übrigen Fahrenden als Spielleute hinabtauchten, für ihren Sang ihr Publikum aber nur noch im niederen Volke fanden. Der Heldensang ist nunmehr zunächst Bauernunterhaltung geworden: am besten hielt er sich durch fahrende Sänger noch in Niedersachsen, wo die alten Traditionen überhaupt am meisten bewahrt blieben; ja er erlebte hier auch wohl eine weitere Entwickelung. Anderswo aber kümmerten sich die Spielleute viel mehr um die Gegenwart, und wie einst die alten Sänger die Chroniqueure ihrer Zeit waren, so war auch jetzt das Lied des Spielmanns die lebendige Zeitung. Diese Tagespoesie ist sicherlich zum Teil die Quelle der historischen Chroniken unserer Periode gewesen, wie diese uns auch die Existenz solcher Lieder ausdrücklich bezeugen. Ältere Ereignisse, wie der Verrat Erzbischofs Hatto I. von Mainz in der Fehde zwischen den Konradinern und Babenbergern, lebten dadurch lange fort; auch kennen wir aus der damaligen Gegenwart noch manche Stoffe. Heinrich der Vogler bot solchen massenhaft, ferner der sehr volkstümliche obenerwähnte Graf Kurzbold mit seinen stark übertriebenen Heldenstückchen; um Otto den Großen gruppierten sich mancherlei, namentlich auf seine Familienkonflikte bezügliche Sagen, und auf sie geht auch die später ausgebildete Sage vom Herzog Ernst zurück. Über Bischof Ulrich von Augsburg wurde nach Ekkehards IV. Zeugnis ebenfalls im Volke gesagt und gesungen. Daneben wurde nun viel leichter Unterhaltungsstoff gepflegt, alte Schwänke, z. B. auf Stammesneckereien beruhend, jene Tiergeschichten, Lügenmärchen, aber auch schon fremde Novellenstoffe, leichtfertige Geschichten u. s. w. Auch die alles beherrschende Kirche mit ihrem Stoffkreis gab einiges her: Heiligenlegenden wurden benutzt, und vielleicht erhielt der schreckhafte Teufel bei diesem furchtlosen Volke der Spielleute schon ein drolliges Gesicht. Äußerlich erfährt in dieser Zeit die Form der Dichtung den Abschluß einer Wandlung: der romanische Reim (vgl. S. 67) ist — heruntergekommene Kleriker, früh mit den Spielleuten gemischt, werden ihn unter diesen verbreitet haben — nun völlig durchgedrungen. Gegen Schluß unserer Periode ist übrigens eine deutliche Aufwärtsbewegung der Spielleute bemerkbar, eine Wiederbelebung des Heldensanges durch sie, nicht ohne fremde Einflüsse und sicherlich im Zusammenhang mit einer größeren Wertschätzung der Muttersprache auch in vornehmen Kreisen. Diese aristokratisch-nationale Richtung führte schließlich zu einer Blütezeit deutscher Dichtung, freilich erst in Verbindung mit neuen Strömungen. In sächsischer Zeit aber bleibt solch nationaler Geschmack mit dem Geistesleben der höheren Kreise — auch später bekämpfte die Geistlichkeit die Spielmannsepik heftig und hatte damit im Westen auch Erfolg — noch im Widerspruch. Unzweifelhaft zeigt unsere Periode einen geistigen Aufschwung, eine große Regsamkeit, ein Streben nach höherer Bildung, aber das geistige Leben steht durchaus im Zeichen des Romanismus und der Kirche, wie wir auch am besten bei Schilderung der Kulturleistungen der Kirche darauf eingehen: es ist unvolkstümlich und färbt den Gesamtcharakter des Volkes kaum.

Einen Einblick in die Empfindungs- und Denkweise der Gesamtheit, in die geistige Welt wie in die Interessensphäre des Volkes vermag uns aber noch ein oft vernachlässigtes Volkserzeugnis zu gewähren: das ist seine Namengebung. Sie vor allem zeigt uns den altnationalen Charakter der Menschen auch dieser Epoche. Die geistige Kraft der germanischen Zeit hatte sich in einer außerordentlich reichen, fast dichterischen Produktion von Namen, die in schönster Weise Ideale und Interessen jener Zeit widerspiegeln, kundgegeben: diese Produktionskraft ist jetzt versiegt vor der Fülle neueindringender Kultur, aber man bewahrt wenigstens den alten Reichtum und beweist damit unbewußt das Hängen an dem alten Wesen. Dieser germanische Namenreichtum, der jetzt also durch neue Schöpfungen nicht mehr

vermehrt wird, wurde erst im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert, wie wir sehen werden, augenfälliger gemindert. Aber noch im 12. Jahrhundert finden wir zum Teil den alten Reichtum: 29 Goslarer Bürger, die von 1144—1200 genannt werden, führen fast alle verschiedene (25) und zwar deutsche Namen. Dies letztere ist immerhin bezeichnend. Denn seit langem strömten mit dem Christentum und der lateinischen Kultur auch fremde Namen ein, die sogar bei einigen romanisierten Stämmen schon in römischer Zeit Anklang fanden. Im Westen und Süden verbreiteten sich in merowingischer und karolingischer Zeit fremde Namen insbesondere, wie natürlich, unter dem Klerus, vor allem dem hohen, weniger unter den Klosterleuten. St. Gallens Namenwelt beweist aber, daß sich auch in unserer Zeit unter den Mönchen die alten deutschen Namen hielten, ja sie treten jetzt auch beim hohen Klerus, wie die Namen der Straßburger und Mainzer Bischöfe oder der Fuldaer Äbte zeigen, stärker auf. Gewiß lassen sich fremde Namen, wie früher, so auch jetzt nachweisen, von Frauennamen z. B. im 8. Jahrhundert Alexandra, Beata, Christina, Elena, Elisabeth, Judith, Maria, Sibylla u. a., im neunten Anna, Cecilia, Regina, Susanna, Vincentia, im zehnten Genovefa, Paulina, Victoria, im elften Beatrix, Sophia u. s. w., wobei übrigens die beiden letzten Jahrhunderte solche Namen in geringerem Maße anzuwenden scheinen: aber es überwiegt jetzt nach allen Belegen überall der deutsche Namenschatz. Unter der Äbtissin Theophanu, mit fremdem Namen, saßen, wie Karl Weinhold nach Lacomblet anführt, im Kloster Essen im Jahre 1054 „die Dekanin Swanaburg mit den Nonnen Adelheid, Swanehild, Hathewig, Emma, zwei Mazaka, einer Hizela, Sigeza, Wandela, Frîcôz, Berchta, Ôda, Riklend, Wezala und der Probstin Gepa". Die im Bleidenstadter Codex des Münchener Reichsarchivs aus dem 11. und 12. Jahrhundert aufgeführten Frauennamen sind nahezu durchweg deutsch, die Gerhild, Dancmut, Hartmut, Kuniza, Hildegunt u. s. w.; ebenso die männlichen Namen, die der Mönche. Ähnliches bestätigen Regensburger, Fuldaer, Lorscher und andere Nekrologien wie sonstige kirchliche Quellen. Insbesondere zeigt das Verbrüderungsbuch von St. Peter zu Salzburg, das in frühe Zeit zurückgeht, wie die anfangs namentlich bei hohen Klerikern auftauchenden romanischen, selbst byzantinischen und alttestamentlichen Namen (David, Noah u. s. w.) im 11. Jahrhundert fast ganz zurücktreten. Unter 140 Mönchen des 11. und 12. Jahrhunderts tragen nur zwei fremde Namen. Entsprechendes ergibt sich für die Laien aus den Urkunden. Die Wormser Ministerialen z. B. noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts und Wormser Bürger zu Ausgang desselben tragen sehr selten Heiligennamen. Die Bürger heißen Dietrich, Burchard, Eckbert, Emicho, Gerbodo, Giselbert, Liutfried, Siegfried, Sigebodo, Wernher u. s. w. Werner, Heinrich, Konrad waren damals besonders beliebte Namen.

Die Namen dieser Epoche sind so das beste Zeugnis für den nationalen Geist der Gesamtheit, den man bei einseitiger Betonung des geistigen Lebens der von Geistlichen beeinflußten höheren Schichten, namentlich auch vornehmer Frauen, leicht vermissen könnte. Und auch diese Schichten sind trotz jener Renaissancebestrebungen innerlich weniger romanisiert, als man anzunehmen geneigt ist. Wie sehr aber damals nationaler Geist auch in die übernommenen höheren Kulturerrungenschaften drang, das zeigt sich vor allem auf künstlerischem Gebiet. Daß in der Sphäre der hergebrachten Kunstübung, also etwa in der künstlerischen Ausstattung des Holzbaus, der im allgemeinen, wie wir sahen, durchaus überwog, dieser Geist erhalten blieb, ist nicht weiter wunderbar; aber er macht sich nun auch in der höheren Kunst geltend. Im ganzen ist diese immer noch wie in karolingischer Zeit antikes Erbteil und wird wie die höhere Bildung von der Kirche getragen, weshalb ihre Entwickelung besser auch

erst im nächsten Abschnitt zu würdigen ist (vgl. S. 155 ff.); aber gleichwohl schwindet der lediglich abhängige und rückwärts gerichtete, auf Römertum und Christentum gestützte Charakter, zu dem man auch jetzt freilich nicht in Gegensatz gerät, mehr und mehr. Insbesondere das reiche niedersächsische Kunstleben ist dafür ein Beweis. Wir sahen oben (S. 86), daß auch Gebiete, die von Byzanz beeinflußt sein mögen, selbständige Entwickelungsmerkmale tragen, vor allem die Elfenbeinplastik, die sich in ottonischer Zeit in Sachsen von den karolingischen Traditionen einigermaßen losmachte. Selbst die byzantinisch beeinflußte Emailkunst entwickelt sich dort eigenartig und bedeutend, ebenso die Goldschmiedekunst und, wie die Hildesheimer Denkmäler zeigen, die Metallplastik. Auch in den Steinbildwerken, an Säulen u. s. f. zeigt sich neben der Pflege antiker Typen deutsche Eigenart z. B. in den Tierfiguren, worüber später (S. 158) mehr zu sagen sein wird. In der Malerei sodann beweist die noch im Vordergrund stehende ornamentale Seite, die erst im 11. Jahrhundert zerfallende Pflanzenornamentik, durchaus nationale Kraft, anderseits wurde, wie man mit Recht hervorgehoben hat, die Darstellung selbst durch Verwendung symbolischer Handbewegungen, überhaupt bestimmter, jedem verständlicher Gebärden und kräftiger Bewegungen national gefärbt. Im übrigen freilich werden nicht nur in der früher einseitig vorangestellten Miniaturmalerei, sondern vor allem in der Wandmalerei (St. Georg auf der Reichenau und Burgfelden) durchaus die antik-christlichen Traditionen fortgepflanzt. Am meisten entwickelt sich der nationale Geist in der damals wichtigsten Kunst, der Baukunst. Es handelt sich nicht nur um einige eigenartige Züge — als solchen hat man den in sächsischen Landen besonders auftretenden Stützenwechsel (Abwechselung von Säulen und Pfeilern) hervorgehoben — vielmehr trägt, wie wir im nächsten Abschnitte näher sehen werden, der sogenannte romanische Stil überhaupt, der sich allerdings auf antiker Grundlage entwickeln mußte, nationalen Charakter (vgl. S. 157). Ein wirkliches Volkserzeugnis ist er natürlich nicht; die Kirche ist sein Träger, wie denn überhaupt die ganze höhere Baukunst nur der Kirche, daneben einzelnen großen Herren, die aber vor allem die Kleinkunst zu schätzen wußten, dient.

So ist es denn auch auf diesem Gebiete wie auf anderen: die Deutschen sind in der Masse ein niederes Kulturvolk, das eine eigenartige Entwickelung eingeschlagen hat, geworden, aber die Keime und Blüten höherer Kultur, die sich in dieser Krieger- und Bauernatmosphäre entfalten, sind noch kein Volksprodukt, überhaupt nicht Laienprodukt. Der Träger dieser Kultur ist eine besondere, freilich nicht abgesonderte Schicht, der Klerus. Der Geistliche hat auf allen Gebieten, auch auf materiellem, dem Deutschen jener Zeiten eine höhere Stufe der Entwickelung vorbildlich gezeigt, zu der vielfach die Laienwelt erst recht spät hinaufgeklommen ist. Und wenn wir in diesem und den früheren Abschnitten namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete die Spuren dieses Einflusses schon vielfach beobachtet haben, so erscheint es doch notwendig, diese Erziehungsarbeit der Kirche auch im Zusammenhang zu betrachten.



Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum.
Nach dem Freskogemälde (1834—36) von Philipp Veit, im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M.

III. Die Kirche als Erzieherin und im Kampfe mit der Welt: der Geistliche als Kulturträger.

Die Kirche ist die erste und wichtigste Kulturmacht des Mittelalters gewesen: dem deutschen Menschen war sie Lehrerin und Erzieherin, und als Herrin weltlichen Besitzes leitete sie ihn auch zu einer höheren materiellen Stufe. Das ist freilich nicht richtig, daß die mittelalterliche oder gar unsere Kultur der eigentümlichen Kraft, dem schöpferischen Element der christlichen Kirche, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu wesentlichen Teilen, zu danken sei. Man darf nicht in der mittelalterlichen Kultur eine neue sehen, die die Kirche an Stelle der „ausgearteten" römischen Kultur setzte. Was die Kirche gab, gab sie größtenteils nur als Erbin des römischen Reiches, als Vermittlerin der römischen Kultur, wie sie selbst nur als ein Teil dieser Kultur zu den Deutschen gekommen war. Die Tradition macht die kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Kirche aus. Freilich die kirchliche Färbung ist so stark, daß man den Charakter der Kultur dieser Zeit nicht als römisch, nicht als germanisch, sondern immer als einen christlichen empfinden wird. (Siehe die beigeheftete Tafel „Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum".) Ein weiteres wichtiges Moment für die Beurteilung der Kulturleistungen gerade der deutschen Kirche ist ihre Abhängigkeit von den die römischen Traditionen besser bewahrenden französischen und italienischen Kirchenorganisationen. Gerade der internationale Zusammenhang der Kirche erleichterte diese Übertragung der höheren Kultur jener Länder durch die Vermittelung der Geistlichen. Man darf sich ferner diese Kirche nicht als außerhalb des weltlichen Lebens stehend denken: sie war mit ihm vielmehr aufs engste verknüpft. Wenn auch nach Augustinischen Anschauungen selbst das wirtschaftliche Leben nur den Zwecken der Kirche dienen, nur von ihr bestimmt werden sollte, so war damit doch eine wirtschaftliche Betätigung der Kirche selbst nicht ausgeschlossen. Auch Kirche und Staat waren eben durch das Ottonische System ineinandergekettet, und auf geistigem Gebiete hätte sich, wenigstens im höheren Geistesleben, eine der Kirche entgegengesetzte Strömung — das Heidentum kam als solche nicht mehr in Frage — gar nicht denken lassen. Erst die Zeiten der kirchlich-asketischen Reformbewegung haben den Keil in diese Einheit von Welt und Kirche getrieben. Unter der späteren Herrschaft der Idee der Weltverneinung sind die Kulturleistungen der Kirche alsbald erheblich zurückgegangen. Und noch ein Drittes ist zu bedenken. Unsere Überlieferung aus früher Zeit besteht vorwiegend in Aufzeichnungen von Geistlichen; dadurch erscheint überall die Kirche im Vordergrunde der kulturellen Entwickelung: andere Potenzen und Faktoren treten zurück.

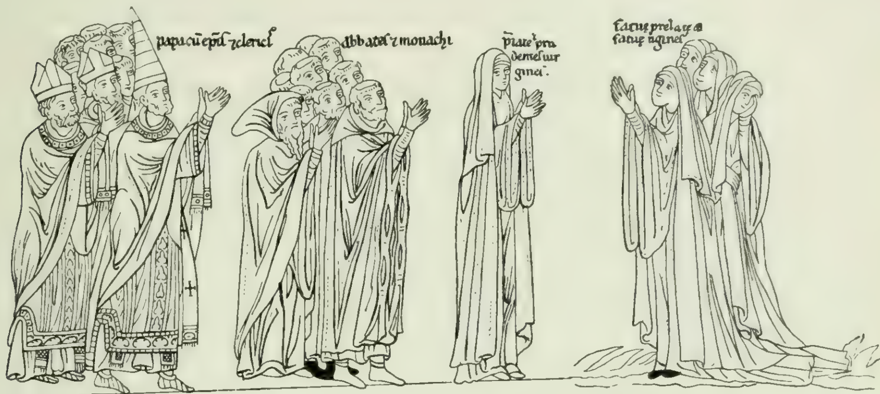
Aber gleichwohl sind die Kulturleistungen der Kirche in der Tat für die Entwickelung des deutschen Menschen von größter Bedeutung gewesen. Er war damals ein Bauer, und seine

Geistes- und Lebenshaltung entsprach dieser Stufe, die, wie man mit Recht hervorgehoben hat, im Leben aller seßhaften Völker eine überwiegende Rolle der priesterlichen Gewalt bedingt. Überdies war eben die christliche Kirche im Besitze einer höheren Kulturtradition, deren Fortdauer bei dem festen Bestand und Zusammenhang ihrer Organisation gesichert war, und ferner im Besitze einer steigenden äußeren Macht (vgl. S. 66 und 78). Gerade unter den sächsischen Königen erfuhr die Kirche eine außerordentliche Stärkung. Man hat mit Recht die Ottonische Zeit als „die Glanzzeit der deutschen Kirche während des Mittelalters" angesehen.

Insbesondere erweiterte die Kirche ihr äußeres Einflußgebiet, freilich namentlich durch die Gunst der Herrscher. Die Neubegründung des Erzbistums Magdeburg und der ihm untergeordneten fünf, später sechs Bistümer durch Otto I., die Neugründung und Ausstattung des Bistums Bamberg unter Heinrich II., die ohne Zutun der weltlichen Macht erfolgte Erweiterung des Erzbistums Hamburg durch neue Bistümer, wie Schleswig und Oldenburg, gaben der Kirche durch die damit eröffnete große Missionstätigkeit nicht nur frisches Leben, sondern auch innere und äußere Stärkung. Wirtschaftlich hatte die Kirche (vgl. S. 61) von der grundherrschaftlichen Entwickelung fast noch mehr profitiert als die weltlichen Herren und ihre ursprünglich nicht allzu großen Besitze durch die Ausbildung jener Abhängigkeitsverhältnisse wie durch Schenkungen mächtig erweitert. Die Hufenzahl eines Bistums verzehnfachte sich oft in dieser Zeit. Die Eingriffe der Großen wurden mindestens wett gemacht. Die Verleihung der Immunität war im 10. Jahrhundert besonders häufig, und fast alle geistlichen Herrschaftsbezirke hatten schließlich dieses Recht, das die Beamten des Königs, die Grafen, nicht nur als Gerichtshalter, sondern überhaupt aus dem Gebiete fernhielt und es von öffentlichen Abgaben freimachte. Die Ausstattung neuer Stifter ferner war in dieser Epoche von Anfang an viel reicher als früher, wie namentlich diejenige Bambergs beweist. Dazu kamen nun weitere Schenkungen, insbesondere der Könige; auch die Bischöfe selbst, soweit sie aus begüterten Familien stammten, schenkten reichlich, und ebenso fiel ihr wie der übrigen Geistlichen Eigenbesitz nach dem Tode an die Kirche. Aus der Masse der vornehmen wie der mittleren Laien u. s. w. wurde nicht minder geschenkt (vgl. S. 61), wesentlich freilich aus Furcht vor dem Fegefeuer oder aus Dankbarkeit für Heilung und Genesung. Den Besitz zu sichern, wandte die Kirche ihre Kulturmittel an: die Beglaubigung durch Urkunden. Auch durfte Kirchengut nicht veräußert werden.

Der deutsche Episkopat erlangte eine hohe Stellung, insbesondere unter Otto I. (vgl. S. 79). Die Bischöfe erhielten Zölle, Münzrechte u. s. w. Manche waren, obgleich sie höchstens drei Wochen von ihrem Sitze entfernt sein durften, lange am Hofe des Königs als Berater, zogen mit nach Italien, also auch mit zu Felde. Waren sie doch zu Kriegsdiensten verpflichtet wie die weltlichen Fürsten und mußten ihr Privatheer halten wie diese, was sie durch Verleihung von Lehengütern an Adlige, die ihnen dann Kriegsfolge leisteten, erreichten. Freilich wurde dadurch das Kirchengut mehr und mehr gefährdet (vgl. S. 95). Vielfach erlangten die Bischöfe ferner die Grafenrechte über die Freien ihrer Stadt, übten auch sonst häufig selbst die Gerichtsbarkeit in ihrer Herrschaft aus. Naturgemäß hatten die Bischöfe vor allem auf das kirchliche Leben größten Einfluß. Sie waren die ziemlich unumschränkten Vorgesetzten der zahlreichen niederen Geistlichen, sie sorgten für deren Ausbildung, führten über sie, am schärfsten über die Kanoniker an den Bischofssitzen selbst, strenge Aufsicht, vollzogen die Weihen, die für jede neue Stufe nötig waren und gewissenlosen Kirchenfürsten häufig Geld brachten. Trotz ihrer großen Verwaltungstätigkeit übten sie eifrig die Seelsorge selbst, lasen die Frühmesse, hielten die Sonntagspredigt, spendeten Sterbenden den letzten Trost.

Die Klöster sodann erleben jetzt eine Blütezeit: werden wir zwar eine Verweltlichung vieler Klöster, die ja für die Kultur kein Nachteil war, noch festzustellen haben, so waren andere wieder stete Erneuerer des religiösen Lebens, wie auch der spätere Aufschwung des kirchlichen Geistes ihnen viele und bedeutende Insassen brachte. Aber sie wurden dadurch auch äußerlich gestärkt. Nach einer Epoche, in der ihr Besitz den Bereicherungsgelüsten der weltlichen Herren schutzlos preisgegeben war, gründeten jetzt Könige wie hohe Adlige Klöster in großer Zahl und versahen sie mit ausgiebigen Schenkungen (vgl. S. 94). Dieselbe Schenkungslust verbreitete sich im ganzen Volk. Die Klöster übertrafen vielfach an Besitz die Bistümer: als Heinrich II. dem Kloster St. Maximin bei Trier über 6000 Hufen entzog, blieb der Besitz doch für den Unterhalt genügend. Das regste Klosterleben war immer noch in den alten Kulturlanden des Westens und Südwestens, in Prüm, Echternach, Stablo, in den Klöstern bei Trier und bei



Geistliche Trachten. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum". Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Nach den Überschriften stellen die Gruppen den Papst nebst Bischöfen und Klerikern, Äbte und Mönche sowie geistliche Frauen (als kluge und törichte Jungfrauen) dar.

Metz wie in Köln einerseits, in St. Gallen, der Reichenau, Hirsau, Weißenburg u. s. f. anderseits. Die südwestlichen Klöster, auch die bayrischen, wie Tegernsee oder St. Emmeram, pflegten eifrig die gelehrten Studien, während im Westen mehr das kirchlich-religiöse Leben entwickelt wurde. Auch diese Klöster aber waren wie jene und wie die in Mitteldeutschland (vor allem Fulda) und Sachsen (Gandersheim, Korvey u. a.) Sitze des Bildungsstrebens der Zeit, ebenso wie sie Träger alter Kunstzweige und besserer Wirtschaftsweise waren.

Mit der Vermehrung der Klöster und Pfarrkirchen, der Neugründung von Bistümern hatte nun der Stand außerordentlich zugenommen, der recht eigentlich ein Produkt des gesamten fremden Kultureinflusses wie ein Träger des Romanismus war, der aber immer breitere Wurzeln im Volke geschlagen hatte, zugleich mächtig an Ansehen und Einfluß gestiegen war, der geistliche Stand. Im Grunde war mit seiner Einordnung in das germanische Leben eine gewaltige Umwälzung geschehen. Hier war ein Stand, dem weder das Kriegshandwerk noch der Anbau des Landes und die Viehzucht als Lebensideal vorschwebten, der Familienbande nicht achtete, sich vom heimischen Boden mit Leichtigkeit trennte, das Tragen der Waffen verschmähte, der sein ganzes Leben jener großen, dem Volke immer noch nicht recht faßbaren Macht weihte, die so einschneidend in das alte Leben eingegriffen hatte. Mit fremdartiger, besonderer Tracht (siehe die obenstehende Abbildung) angetan, die auf die römische

Provinzialtracht zurückging, hob er sich auch äußerlich aus der übrigen Menschheit heraus, als stolzer Diener eben jener großen Macht und zugleich als Träger der fremden, höheren Kultur. In allem war er seinen Genossen in Italien und Frankreich ähnlich oder gleich, als Vertreter einer internationalen Macht, ohne zunächst freilich nationaler Züge zu entbehren. Die Trennung des Klerus von den Laien ist übrigens früh auch von der Obrigkeit gefordert worden: jene Tracht z. B. wurde den Klerikern, die sich häufig noch wie Laien trugen, in den Kapitularien besonders eingeschärft. Auch in der Kirche selbst wurde die Trennung von den Laien, die bis zum 8. Jahrhundert noch ungehindert zum Altar Zutritt hatten, namentlich auch infolge der Vermehrung der Kleriker, die nun in den Kirchen häufig besondere Gottesdienste hatten, durchgeführt und Chor und Altar jenen versperrt. Wir werden sehen, wie das schließlich auf die Kirchenbauten selbst von Einfluß wurde. Der Klerus war ferner der erste Stand, der einen ausgeprägten Beruf hatte, der auch höhere Ziele verfolgte. Sein Ansehen, seine Bildung sonderten ihn von der Masse nicht minder ab als der Nimbus der Weihe. Selbst in seiner Lebenshaltung unterschied er sich scharf von den Laien, so vor allem durch seine Ehelosigkeit, die aber für die niedere Geistlichkeit zunächst durchaus nicht allgemein war.

Immer mehr nahm dieser Körper zu, aus den Herrenkreisen drängte sich mancher zu den höheren Kirchenstellen, die jetzt auch politischen Einfluß sicherten, aus dem niederen, ja auch trotz des Gebotes, daß nur Freie Priester werden sollten, aus unfreiem Volk war der Zuzug noch stärker; man befreite sich so von des Lebens Sorge und hatte die Möglichkeit, emporzukommen. Die Klöster hatten übrigens früh Unfreie so zahlreich aufgenommen, daß 789 die Aachener Synode ausdrücklich darauf hinwies, daß sie auch Freie aufnehmen sollten. Mehr und mehr hat dort auch der Adel seine schwächlichen oder sonst waffenunfähigen Sprossen untergebracht. Ferner sicherten sich viele Landlose durch den Eintritt in ein Kloster die Existenz, wenn sie sich nicht zu eigen geben und dadurch bei der noch vorhandenen Fülle anbaufähigen Landes Grundbesitz erwerben mochten. Rein religiöse Motive kamen in dieser frommen Zeit natürlich hinzu. Und die Geistlichen wurden sich ihrer überragenden Stellung voll bewußt. Trotz aller ihrer Abstufungen — auch der Bischof mußte übrigens wohl zuerst die niedrigste Stufe absolviert haben —, trotz ihrer verschiedenen Herkunft durchdrang sie alle das gleiche Bewußtsein. Sie waren die Vertreter göttlicher Macht, die Vermittler des Heils der Seelen, sie meinten allein imstande zu sein, die Menschheit zu führen. So haben sie sich auch selbst als Hirten, als Eltern der Laien bezeichnet. Sie glaubten später auch der weltlichen Obrigkeit überlegen und berechtigt zu sein, ihr Maß und Ziel zu setzen. Sie wollten das ganze sittliche Leben der Menschen leiten, den Menschen bilden und erziehen. Und wie sie in der Tat nunmehr eine politische Rolle spielten, ihr Rat und ihre Hilfe den Herrschern als maßgebend erschien, wie sie höhere Lebensbedingungen in Wirtschaft und Kunst allmählich unentbehrlich machten, so wirkten sie durch ihre Schulen wie durch Predigt und Seelsorge auf die innere Umformung des einzelnen Menschen. Sie waren die Träger aller höheren Bildung, die sie gleichsam wie ein Monopol verwalteten: wie ein Abzeichen erhob sie die Kenntnis der lateinischen Sprache weit über das Volk mit seiner „Bauernsprache". Sie verstanden allein das der Masse noch lange unheimliche Schriftwesen und wurden damit die wichtigsten Träger der weltlichen Geschäfte, die mehr und mehr des Schriftwesens bedurften. „Clericus" wurde so die Bezeichnung eines jeden, der lesen und schreiben konnte, überhaupt des Gebildeten, ebenso später pfaffe, pape. Natürlich hat sich der Deutsche ab und zu gegen das geistliche Übergewicht gewehrt, wenn auch die kirchlichen Schriftsteller nur wenig davon berichten: von Spöttereien über Geistliche hören wir z. B. sehr früh.

Aber im ganzen ordnete sich der Deutsche dem Lehrmeister willig unter, ja dieser wurde vielfach in überschwenglicher Weise verehrt. Gewiß spielte dabei altheidnische abergläubische Furcht eine Rolle: man sah im Geistlichen den Träger übernatürlicher Kräfte, den man gern für sich gewinnen wollte, durch den man auch den Strafen des Jenseits zu entgehen hoffte, der Beleidigung oder Unfreundlichkeit durch bösen Zauber, namentlich durch Krankheiten, rächen konnte. Trotz der überragenden Stellung der Geistlichen ist nun aber noch für das ganze Mittelalter keineswegs eine völlige Absonderung derselben aus dem Volksleben anzunehmen, wenn auch die noch zu besprechende asketische Richtung schon im 10. Jahrhundert den engen Zusammenhang mit dem Volke zu verhindern suchte. Am wenigsten gelang das bei der niederen Geistlichkeit, die vielfach ganz mit dem Volke lebte, in weltlichem Leben mehr, als gut war, aufging. Anderseits konnte dieser volkstümliche Zug aber auch die seelsorgerische Wirksamkeit erhöhen, und gewiß haben viele der Pfarrer auf dem Lande in dieser Beziehung, auch in der Fürsorge für die Armen und Kranken wie in dieser oder jener geistigen oder wirtschaftlichen Anleitung, viel Segensreiches getan. Und auch die Geistlichen der Stifter, bei denen ein strengeres kirchliches, gemeinsames, von dem Volk gesondertes Leben, das kanonische Leben, nunmehr nachdrücklich gefordert zu werden begann, haben sich diesem oft nur ungern unterworfen und entfremdeten sich dem Volke nicht.

Als wichtigste Kulturleistung der Kirche wird immer ihr Streben nach größerer Sittigung des deutschen Menschen anzusehen sein. Zwar war (vgl. S. 132f.) noch zu sächsischer Zeit und später von einem wirklichen sittlichen Fortschritt sehr wenig die Rede, und für die moralische Haltung auch hochstehender Personen blieb das Schwankende, Undurchgebildete charakteristisch. Noch waren die natürlichen Leidenschaften zu stark, die Menschen noch zu jugendlich, die soziale Ordnung noch zu flüssig, die Hemmung der Kräfte der Einzelnen zu gering. Das Rauhe lag mit dem Zarten, das Gewalttätige mit dem Weichen, der ungestüme Lebensdrang mit schwärmerischem Entsagen noch in ein und derselben Seele im Kampf. Im Grunde hat der Deutsche damals und später von seinem trotzigen, rücksichtslosen Wesen, von seiner Kriegsfreude und Unbändigkeit, von seiner Treulosigkeit und Brutalität recht wenig aufgegeben. Aber so weit er sich höheren sittlichen Forderungen, mochten sie auch nur in massiver, formaler und äußerlicher Weise oder möglichst extrem erfüllt werden, anbequemte, lag wesentlich ein Verdienst der Kirche vor. Wir werden sehen, daß selbst die Askese in dieser Beziehung fördernd wirkte. Die Kirche war die eigentliche Bändigerin des noch immer halbbarbarischen Deutschen, seine Lehrerin nicht nur im Sinne intellektueller Erziehung. Seinem leidenschaftlichen Wesen wurden nun wenigstens einigermaßen Zügel angelegt, und wenn schon von jeher durch Festhaltung äußerer Formen, zwingender Bräuche, durch Pflege der „Zucht" die ungebändigte Natur des Germanen eingedämmt wurde, so verstärkte sich jetzt diese Zucht außerordentlich, freilich im Hinblick auf ganz unvolkstümliche Ziele. Die an sich schon große Gleichförmigkeit des damaligen Menschen wurde durch Zwang und Regel, die das äußere Benehmen beeinflußten, noch verstärkt. Auch die Erwachsenen hatten damals wirklich etwas Schülerhaftes, Kommandiertes an sich. Das, was man Polizei nennt, ist im Grunde zuerst von der Kirche ausgeübt worden. Schon früher (vgl. S. 133) sahen wir, daß die stärkste Forderung, die Demut und Selbstlosigkeit, durch gewisse Gebärden und Formen des Benehmens wenigstens äußerlich dokumentiert wurde. Konnte die Kirche die Gesinnung selbst nur wenig ändern, so ging sie um so schärfer gegen alle äußere Betätigung der alten schlimmen Art vor. In dieser Bekämpfung der Gewalttaten hat sie viel mehr geleistet als die

staatliche Macht, die sich ja erst zur Zeit Ottos des Großen wieder mühsam durchsetzte. Zunächst hatte die Kirche viel bessere Mittel in der Hand, diese Dinge überhaupt ans Licht zu ziehen, namentlich die Beichte. Die Visitationsreisen der Bischöfe hatten auch den Zweck, unchristliche Taten mit Hilfe der versammelten Gemeinde zu ermitteln. Weiter wirkte die Kirche nun aber auch durch ihre Strafen viel nachdrücklicher als die öffentliche Gewalt. Ihr durchaus vom römischen beeinflußtes Strafrecht bedeutete insofern einen Fortschritt, als das Vergehen — abgesehen von den großen Friedensbrüchen — nicht mehr als Verletzung eines anderen Individuums, in dessen Hand die Sühne vor allem lag, in dessen Entschädigung sie bestand, sondern eben als Vergehen aufgefaßt wurde, daß die Gesinnung des Frevelnden, nicht das Moment der Schädigung in Betracht kam und die Tat daher öffentlich gebüßt wurde. Freilich hat auch die Kirche dem weltlichen, volkstümlichen System, das ganz auf Geldbußen basiert war, schon im 7. Jahrhundert nachgegeben und ihre Bußen zum Teil durch Geld abkaufen lassen, wobei ja die Verwendung desselben zu kirchlichen Zwecken der Buße einen besonderen Charakter verlieh. Im übrigen aber operierte sie mit sehr eingreifenden Bußen, die zwar rein kirchliche Strafen waren, aber, weil sie in der Regel eine mehr oder minder scharfe Absonderung des Schuldigen von der Gemeinde, das hieß der ganzen Gesellschaft, mit sich brachten, als öffentliche Strafen oft niederschmetternd wirkten. Mit der Auferlegung von Wallfahrten und Bußübungen, von Fasten und Geißelungen war auch ein Fernhalten vom allgemeinen Gottesdienst verbunden, zu dem der Schuldige nur allmählich wieder zugelassen wurde; noch furchtbarer war die eigentliche Exkommunikation, der Kirchenfluch, der den Betroffenen wirklich aus der menschlichen Gemeinschaft ausschied und sicher friedlos, d. h. vogelfrei machte, um so mehr, als der Verkehr mit Gebannten wieder bestraft wurde.

Wie die Kirche als strafende Zuchtmeisterin in das gesamte Leben eingriff, das lehren schon die aus fränkischer Zeit stammenden Bußbücher. Naturgemäß richten sich die Bußen zunächst gegen die rohesten Ausbrüche menschlicher Leidenschaft (Mord, Raub u. s. w.), wobei aber charakteristischerweise der an einem Geistlichen begangene Mord mit fast doppelt so langer Buße (7 Jahre) belegt wird als der an einem Laien begangene. Für die Zeit bezeichnend ist die strenge und genau spezialisierte Bestrafung des Kindsmordes. Im ganzen wurde so auf eine größere Achtung vor dem Menschenleben (vgl. S. 132) hingewirkt. Die Bekämpfung der geschlechtlichen Ungebundenheit zeigen zahlreiche Bestimmungen. Die Ehe wird reiner zu gestalten gesucht, insbesondere durch Verbot der Polygamie, während die Aufstellung der verbotenen Grade mehr aus den spezifisch kirchlichen Anschauungen hervorging. Durch die Forderung der Einwilligung des Mädchens bei der Eheschließung hat die Kirche einer höheren Auffassung der Ehe die Wege geebnet. Die germanische Unmäßigkeit im Essen und Trinken wird jetzt bekämpft, insbesondere die Trunksucht, der die Kirche von jeher, freilich ohne besonderen Erfolg, entgegengetreten war. An den geheimen Verbrüderungen und heidnischen Gilden, die im 8. und 9. Jahrhundert ihr wie dem Staat ein Dorn im Auge waren, schien ihr das Trinken besonders unangenehm. Die von Columba am Bodensee überraschte Gesellschaft feierte Wodan bei einer Bierkufe in einem Opfergelage. Die Brüderschaften tranken statt der Minne der alten Götter, als die Kirche christliche Färbung durchsetzte, die der Heiligen. Gegen die Trunksucht (ebrietatis malum) in den Gilden wandte sich auch Karls Kapitular von 789. So mußte denn schon der Täufling vor allem diesen „Teufelsgilden" abschwören, aber auch die Bußordnungen wenden sich immer aufs neue gegen diese Trinkerei, gegen Zu- und Wetttrinken u. s. w. Daß die Knaben nicht mehr raufen sollten, war unerhört. Aber die Unbändigkeit suchte man eben schon

in der Jugend zu bekämpfen, wie denn ebenso ein achtungsvolles Benehmen gegen die Eltern verlangt wurde. Auffällig könnte die Einschärfung der von alters geübten Gastfreundschaft (vgl. S. 138) sein: hier liegt aber vielleicht ein praktisches Interesse, auch der Geistlichen, vor, das sich aus den mangelhaften Verkehrsverhältnissen erklärt und auf die Beibehaltung einer in primitiven Zeiten selbstverständlichen, jetzt indessen vielleicht schon zu viel in Anspruch genommenen Tugend hindrängte. Durch Verbot und Strafe wurde so der Deutsche mit positiven sittlichen Forderungen vertraut; aber sicherlich hat in derselben Richtung der unmittelbare Hinweis durch Belehrung und Predigt gewirkt und dem Deutschen aus dem Born der hochstehenden christlichen Sittenlehre eine Reihe sittlicher Begriffe vermittelt. Aber alles das rührte immer noch wenig an den inneren Menschen; diese Begriffe wurden wie starre rechtliche Verpflichtungen, deren formale Erfüllung genügte, aufgefaßt. Auch die Schenkungen an die Kirche trugen ja den massiven, rohen Charakter des do ut des.

In dieser Erziehung ist jedoch ein Moment besonders wichtig, die Einführung einer für den Deutschen ganz neuen sittlichen Erscheinung, der Humanität. Schon in jenem Schutz des Menschenlebens als solchen tritt dieser Zug der Kirche hervor, ebenso auch in der eifrigen Bekämpfung der Todesstrafe, für die sie wenigstens Abschwächung oder Ersatz durch andere Strafen zu erreichen suchte, und in der Gewährung des Asyls an Verfolgte. Auf humanem Gebiete hat aber die Kirche vor allem — und hier direkt durch ihr Beispiel — durch Wohltätigkeitsbestrebungen, durch Schutz und Pflege der Armen und Kranken gewirkt. In der Theorie gehörte alles Kirchengut den Armen und Beladenen. Wie es Heinrich II. einmal für die Abtei St. Maximin angeordnet hat, so sollten auch sonst die Zehnten von den geistlichen Zinsgütern „den Gästen, Armen und Fremden" dienen. Oft waren die Einkünfte bestimmter Höfe nur für solche Zwecke verwendbar. Bei den Kirchen wie bei den Klöstern gab es Armenhäuser und bei den Klöstern auch immer ein Krankenhaus. Die Bischöfe haben den Elenden oft nicht nur Hilfe, sondern, wie Hrabanus von Mainz, ihre persönliche Fürsorge angedeihen lassen. Die Beherbergung von Fremden durch die Klöster war zwar bei dem Mangel an Herbergen natürlich, aber zahlreich waren unter diesen Beherbergten die Armen und Elenden. Auch die Bedürftigen der Umgegend erhielten früh täglich und namentlich zu gewissen Jahrestagen Speisung und oft auch Kleidung im Kloster; Hirsau soll zuzeiten täglich 200 Personen gespeist haben. Das Klostertor und der Pförtner spielten dabei eine große Rolle. Großartig war die kirchliche Fürsorge bei Hungersnöten. Unzweifelhaft hat die Kirche durch diese systematische, aus der christlichen Lehre entspringende, zum Teil in übertriebenen Kultus ausartende Förderung des Bettlerwesens, das ja schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches einen außerordentlichen Umfang angenommen hatte, in merowingischer und karolingischer Zeit aber noch stark anwuchs, auch ein Bettlertum als Beruf, ein Heer von Heuchlern und Arbeitsscheuen als drohnenhafte Erscheinung mit großgezogen. Indessen entwickelt sich die eigentliche Blütezeit des gewerbsmäßigen Bettlertums erst mit dem Aufschwung der Städte und ihrer öffentlichen und privaten Wohltätigkeitspflege. Doch blieb auch in jenen Zeiten, von denen hier noch nicht die Rede ist, der Vermittler solcher Pflege oft das Kloster als geeignetes Organ. Für diese kirchliche Liebestätigkeit haben sich nun auch gegen Ende des 12. Jahrhunderts, im Gefolge der Ritterorden, eigene Orden gebildet, namentlich für die Krankenpflege, so die Antoniter, die Kreuzträger und der Orden vom heiligen Geist, die für ihre Zwecke dann auch wieder selbst Almosen sammeln ließen und so die allgemeine Wohltätigkeit anregten. Überhaupt gab die kirchliche Armen- und Krankenpflege besonders Anlaß

zu Schenkungen und Stiftungen seitens der Laien und erzog so zur Nächstenliebe, wenn auch, wie gesagt, vorwiegend materialistische Gründe, die Sorge um das eigene Seelenheil, die Leute dazu trieben. Vor den städtischen Obrigkeiten hatten übrigens zum Teil die Bischöfe in die Armenpflege eine gewisse Organisation und Durchsiebung gebracht. Wie die Kirche aber jedes menschliche Elend in den Bereich ihrer Fürsorge zog, zeigte sich später bei dem nach den Kreuzzügen eindringenden Aussatz: auch der von dieser schrecklichen Krankheit Befallenen nahm sie sich an; ein besonderer Orden, der der Lazarusritter, entstand sogar für ihre Pflege, fand aber in Deutschland wenig Verbreitung. Daß die Spitalorden im Laufe der Zeit entarteten und mehr für ihre Glieder als für die Kranken sorgten, hat übrigens wesentlich mit zu dem viel später zu besprechenden Übergang der Armen- und Krankenpflege in städtische Hände beigetragen. Ein bedeutendes Verdienst in humaner Richtung hat die Kirche sodann bezüglich der Besserung der Stellung der Unfreien. Die eigentliche Sklaverei ist gerade durch ihre Bestrebungen allmählich beseitigt worden. Die Kirche hat überall die Freilassung gefördert, entlaufenen Sklaven ihre Stätten als Asyle geöffnet, ein Umstand, der die Sklavenflucht in einem selbst geistlichen Herren bedenklich erscheinenden Maße förderte; sie ist namentlich auch dem Sklavenhandel entgegengetreten. Gerade auf geistlichen Herrschaften gingen die Leibeigenen am ehesten in landbauende Hörige über. Und wie die Kirche auch im Unfreien von Anfang an den Menschen betonte, z. B. die Tötung selbst eines unfreien Verbrechers ohne richterliches Urteil mit zwei Jahren Buße belegte, so hat sie auch das Los der Hörigen, die ja unter Umständen selbst in den geistlichen Stand treten konnten, zweifellos am günstigsten gestaltet: erst später zeigte sich, daß die geistliche Herrschaft sich auf Ausnutzung und Bedrückung ebensogut verstand wie die weltliche.

Höchst wichtig ist weiter die Wirksamkeit der Kirche in wirtschaftlicher Beziehung. Sie äußert sich vor allem in der wirtschaftlichen Vorherrschaft der Klöster. Überhaupt muß in erster Linie der Mönch als Kulturträger für diese Periode, namentlich für das 9. und 10. Jahrhundert, bezeichnet werden. Der Satz, daß die Welt durch die Mönche erst wieder arbeiten gelernt habe, ist weit übertrieben. Aber in der Tat hat diese Schöpfung der Askese der Verbesserung des von ihr mißachteten irdischen Lebens wichtige Dienste geleistet. Wenn freilich Goethe gesagt hat, daß die Mönche früher klügere Leute waren als die anderen Menschen, so waren sie das doch nur deshalb, weil sie Ererbtes fortpflanzten, weil in die Klöster auf deutschem Boden die wirtschaftliche und geistige Atmosphäre der auf antikem oder antikisiertem Kulturboden gegründeten Klöster, mit denen auch später der Zusammenhang nie gelöst wurde, hineinwehte.

Von dem, was oben (S. 37 ff.) als römisches Kulturgut auf wirtschaftlichem Gebiet bezeichnet wurde, ist den Bewohnern des eigentlichen Deutschland das meiste erst durch die Klöster vermittelt worden. Die Vorbedingung für diesen Einfluß der Klöster, deren Insassen sich dem Bauernleben zuweilen so eifrig hingaben, daß manche Synoden doch einschärften, darüber die geistlichen Obliegenheiten nicht zu vergessen, war ihr umfangreicher Landbesitz und ihre Rolle als Grundherrschaften. Seit dem 8. Jahrhundert hatte, wie wiederholt ausgeführt wurde (S. 61 und 94), der geistliche Grundbesitz, wesentlich durch die überaus zahlreichen Schenkungen, aber auch planmäßig durch Tausch und Kauf, außerordentlich zugenommen. Namentlich die Könige haben der Kirche gegenüber eine sehr große Freigebigkeit bewiesen, vorzugsweise allerdings gegenüber den Bistümern, so die Ottonen. Unter Heinrich II. erhielt das Bistum Bamberg fünfundsechzig Ortschaften. Aber auch die Klöster gingen nicht leer aus: unter demselben Heinrich erfreuten sich namentlich die bayrischen Klöster der königlichen Huld. Dennoch kamen an sie mehr jene Schenkungen von Adligen, überhaupt von Privaten, wenn

diese auch im 10. und 11. Jahrhundert allmählich zurückgingen. Häufig waren Schenkungen vor Antritt einer Pilgerfahrt oder Reise für den Fall der Nichtwiederkehr. Andere Gaben an Grundbesitz vergalten Leistungen der Klöster, wie die Erziehung der Söhne, die Aufnahme in das Kloster, die Gewährung einer Grabstätte in ihm u. s. w. So schwoll der durch seine Organisation und Verwaltung trefflich zusammengehaltene klösterliche Grundbesitz immer mehr an, wenn auch zuzeiten, wie zu Ausgang der Karolingerzeit, seine Zunahme, die den Neid selbst der Bischöfe erregen konnte, durch Säkularisation der Könige oder der Herzoge und durch die oben (S. 95) erwähnten Eingriffe der weltlichen Großen erheblich beschränkt worden ist. Wurde ein Kloster neu gegründet, so war für den unumgänglich nötigen Grundbesitz bald gesorgt, wie denn der hohe Adel solche Gründungen oft als seine Familienstiftung betrachtete und ein gutes Verhältnis zu ihnen immer bewahrte. Fulda besaß bald nach seiner Gründung 15,000 Hufen; dem Michaeliskloster in Hildesheim verlieh Bischof Bernward bei der Gründung sogleich 466 Hufen. Durch diesen Großgrundbesitz wurden die Klöster, deren es zu Ottos I. Zeit bereits über hundert in Deutschland gab, erst die eigentlichen Förderer der deutschen Wirtschaft und spielten damals etwa die Rolle, die später in anderer Weise die Städte spielten. Sie waren in einer Epoche weit überwiegender Naturalwirtschaft auch schon im Besitze von beträchtlichen Geldsummen, die ihnen einerseits Vermehrung ihres Grundbesitzes auch durch Kauf, anderseits die Errichtung kostspieliger wirtschaftlicher Anlagen erlaubten.

Zunächst ist wesentlich ihnen, wie schon betont, die Rodung in großem Maßstabe, weit mehr als den weltlichen Herren, zu danken: sie war im früheren Mittelalter ihre wichtigste Kulturarbeit. Sie geschah durch Brennen, Niederschlagen und Ausheben der Bäume, wie dies noch Orts- und Flurnamen andeuten. Als die irischen Missionare, die durch das Abendland als Träger einer eigenartigen Mönchskultur zogen, in den Westen und Süden Deutschlands kamen, war ihr erstes, den Wald um das zunächst aufgepflanzte große Kreuz bei ihren bescheidenen Niederlassungen, deren Platz nur durch die Nähe von Wasser bedingt war, zu roden. Man hat wohl in diesem Eindringen in wilde Waldgegenden eine Betätigung asketischer Neigungen finden wollen, ebenso wie die Einsamkeit das mönchische Leben fördern sollte und die Arbeit der Mönche überhaupt nicht um ihres materiellen Zweckes willen, sondern ebenfalls aus asketischen Motiven heraus geleistet worden sein mag. Schrieb doch auch die Benediktinerregel sieben Stunden Handarbeit am Tage vor! Das Resultat dieser Arbeit — die Iren unterzogen sich auch gern der schwierigen Aufgabe der Trockenlegung von Sümpfen — war indessen jedenfalls eine Förderung der Kultur, und die zahlreichen irischen Klostergründungen im Süden und Westen, St. Gallen vor allem, sind die Mittelpunkte derselben geworden. Weit planvoller dann als die Iren gingen die Missionare der Angelsachsen vor, geschäftskundig und verwaltungsbegabt, voran der Organisator großen Stiles, Bonifatius. Mittel- und Niederdeutschland, von den Hessen und Thüringern bis zu den Friesen, war das Gebiet, zum Teil ihnen stammesverwandt, das sie nach der Regel Benedikts der Kultur öffneten. Diese Urbarmachung des Landes, manchmal sicher unter Gefahren für Gesundheit und Leben unternommen, anderseits (vgl. S. 52 und 61) oft das direkte Motiv für Schenkungen an Klöster seitens der Großen, geht im 8. Jahrhundert und später rüstig weiter: St. Gallen tauschte des öfteren bebaute gegen noch unkultivierte Striche ein. Auch mächtige Kirchenfürsten haben die Rodung dauernd gefördert; namentlich entfaltete das neugegründete Bistum Bamberg in dieser Beziehung eine überaus erfolgreiche Tätigkeit. Ins Großartige gingen sodann in späterer Zeit, um dies bereits hier im Zusammenhange zu erwähnen, die Leistungen zweier Orden, der Prämonstratenser und der

Zisterzienser, namentlich auch in den seit dem 11. und 12. Jahrhundert neubesiedelten Gebieten. Auch bei ihrem Eindringen in unwirtliche Gegenden sollen Askese und Weltflucht, ja sogar das Aufsuchen gesundheitlicher Gefahren als Stählung gegen Todesfurcht — was jedoch schwerlich richtig ist — mitgespielt haben, doch wird ihr Verdienst darum nicht geringer. Der Prämonstratenserorden, 1119 gegründet, hat nur eine verhältnismäßig kurze Zeit auf der Höhe seiner Wirksamkeit gestanden und namentlich in Nordwestdeutschland, aber auch in Mittel- und Süddeutschland durch seine Klostergründungen zur Erschließung des Landes beigetragen, dann jedoch infolge bequemer Lebensweise und Verweltlichung im 13. Jahrhundert seine bisherige Arbeit den Zisterziensern überlassen. Deren Regel — der Orden war schon 1098 in sumpfiger Waldgegend gegründet worden, und in ähnlichen Gegenden errichtete er die meisten seiner weiteren Klöster — war recht eigentlich auf ein landwirtschaftliches Arbeitsleben als auf das ursprüngliche und neben dem Gebetsleben allein berechtigte zugeschnitten. Die Zisterzienser haben die karolingische und ottonische Zeit der Klostergründungen und ihrer Ausstattung mit Besitz gleichsam neu aufleben lassen, weil sie bei ihren ausgesprochen wirtschaftlichen Zielen die Unterstützung der sonst dem geistlichen Grundbesitz nicht gerade holden aufkommenden Landesherren fanden und gesuchte Leute wurden. So haben sie durch Rodung, aber auch durch Entwässerung, durch Melioration gewaltige Strecken kultiviert. Von den Rheinlanden aus, wo sie zuerst in Deutschland festen Fuß faßten, breiteten sich ihre Klöster nach Thüringen und dem östlichen Mitteldeutschland und weiter in den Nordosten bis Oliva bei Danzig aus, nun für die slawischen Gegenden Träger deutscher wirtschaftlicher Kultur. Daß die Zisterzienser wirklich die wirtschaftliche Arbeit zum Mittelpunkte ihrer Tätigkeit machten, zeigt der Spott der asketischen Kluniazenser über ihr Graben, Roden und Mistfahren, zeigt das Zurücktreten der wissenschaftlichen Tätigkeit bei ihnen und ihre Verwendung zu wirtschaftlichen Aufgaben an fürstlichen Höfen, zeigen auch ihre Klosteranlagen, die im Gegensatze zu den einsamen, möglichst ab-, namentlich hochgelegenen Benediktinerklöstern sich vornehmlich in geschützten Tälern mit gutem Boden und Wasser erhoben, und in denen die wirtschaftlichen Gebäude oft die Hauptsache waren. Doch sind wir mit diesem Orden bereits unserer Periode vorangeeilt.

Ebenso wichtig wie die Rodungsarbeit der Klöster und Muster für die deutsche Wirtschaft überhaupt wurde die Art und Weise ihres Betriebes und die systematische Organisation desselben. Unterschiede bestanden natürlich je nach dem Umfang ihres Besitzes, der Zahl ihrer Insassen, die in den größeren Klöstern unter den Sachsenkaisern in der Regel dem Hundert nahekam, aber auch bis auf zweihundert stieg, nach der Menge der Zinspflichtigen, Knechte und Leibeigenen (namentlich gefangener Slawen). Denn wie schon die Rodung, wenn auch oft von den Mönchen selbst, so später doch in der Regel vorwiegend von dienstbaren Holzarbeitern unter der Leitung jener durchgeführt wurde, so wirtschaftete das große Kloster auch sonst durchaus als Grundherrschaft. Was in der ersten Gründungszeit der deutschen Klöster nach der Vorschrift Benedikts noch häufig gewesen sein mochte, die eigenhändige Feldarbeit der Mönche, die auch manche Synoden aufs neue empfahlen, und über deren Vernachlässigung sich im Jahre 812 Fuldaer Mönche beschwerten, das beschränkte sich später doch nur auf die kleinen Klöster. Die größeren besaßen hingegen eine so ausgedehnte und systematische Gutswirtschaft, daß sie den Durchschnitt der weltlichen Grundherren weit übertrafen, eine Wirtschaft, die nur auf der organisierten Arbeit zahlreicher abhängiger Leute der äußeren Klosterfamilie basieren konnte. Aber dabei blieben die Mönche, die zum Teil sich dafür außerordentlich geschickt erwiesen, doch die sachverständigen Leiter des Ganzen wie aller einzelnen Zweige; wie in jeder größeren

gemeinsamen Verwaltung waren die Ressorts verteilt, und überall konnte der für eine bestimmte Tätigkeit Geeignetste ausgewählt werden. Diese Gutswirtschaft zeigte ihre Überlegenheit nun weiter durch jene, wenn auch beschränkte, Pflege älterer höherer Traditionen, die man aber auch zum Teil durch das Studium antiker Autoren direkt wieder auffrischte. Wirtschaftlich förderliche Einrichtungen wurden auch durch fremde zuwandernde Mönche oder als Frucht der oft weiten Reisen, welche die Brüder selbst unternahmen, übertragen.

So muß man sich ein größeres Kloster des früheren Mittelalters als ein Zentrum vielseitiger wirtschaftlicher, auch gewerblicher Arbeit vorstellen. Neben den Gebäuden und Einrichtungen für den landwirtschaftlichen Betrieb fanden sich Wassermühlen, Brauhäuser, Keltereien, Backhäuser, Arbeitshäuser für die Handwerker, Schmiede, Gerber, Sattler u. s. w., selbst Einrichtungen für Glasfabrikation. Der Salzgewinnung, über die uns namentlich Urkunden des Salzburger Bischofsklosters bezüglich Reichenhalls unterrichten, wandte man besondere Aufmerksamkeit zu, und oft vernehmen wir auch von Salinen der Mönche. Sie trieben, wo es anging, Bergbau; sie bauten Brücken, ja sie versuchten sich an größeren Wasserleitungen. Oft hat man als Beispiel einer großen Klosteranlage dieser Zeit das Kloster St. Gallen angeführt, für dessen Neubau uns auch der Bauplan aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts (um 820) noch erhalten ist. Doch ist dieser, der, vielleicht von Italien beeinflußt, nur ein ideales Programm für einen Klosterbau darstellt, niemals ausgeführt worden, und wenn auch ein solches Kloster nun längst aus dem kleinen dürftigen Zellenbau herausgewachsen war, so kann man doch die Einzelheiten des Planes ohne sonstige Bestätigung weder für St. Gallen selbst noch für Klöster wie Fulda, Lorsch, die Reichenau gelten lassen. Jener Plan führt für St. Gallen außer der Klosterkirche mit ihren Nebenräumen (auch Schreibzimmer und Bibliothek) und den eigentlichen Klosterräumen, den Wohnzellen, dem Schlafraum (dormitorium), Refektorium (Beratungs- und Speisesaal), der Abtswohnung, der inneren Schule für die Kleriker und weiter neben den Fremdenhäusern für Vornehme und den Gasthäusern für Arme und Pilger sowie solchen für fremde Brüder, neben den Krankenhäusern und der Wohnung von Arzt und Apotheker, endlich neben der äußeren Schule für Laien eine große Reihe von Wirtschaftsbauten auf. Einmal waren es solche landwirtschaftlicher Natur, Ställe und Geflügelhöfe, Speicher und Scheunen, Dreschtenne, Küche, Bäckerei, Brauhaus, Mühle, Weinkelter und Weinkeller nebst einer Anzahl Wohnstätten für die Knechte, dann aber auch zahlreiche Werkstätten, mit Schlafräumen verbunden, für die gewerblichen Arbeiten, für Schuster, Gerber und Sattler, für Walker, für Bildschnitzer, Waffen- und andere Schmiede, auch für die Goldschmiede. Entsprach das alles nicht ohne weiteres der Wirklichkeit, so umfaßte doch immerhin ein bedeutendes Kloster einen umfangreichen Komplex von großen und namentlich kleinen Gebäuden, die vielfach nach altem Herkommen in gesondertem Hofraum lagen, und der beinahe städtische Eindruck des Ganzen wurde durch die ansehnlichen Außenbefestigungen noch verstärkt.

Zu den wirtschaftlichen Verdiensten der Mönche gehören auch diejenigen um den Gartenbau (vgl. S. 91) und den Weinbau. Rose und Lilie, einst vom Orient in die Mittelmeerwelt gedrungen, und andere Blumen brachten sie zunächst als Heilkräuter in die Gärten; die Obstkultur wurde durch sie gehoben und durch neue feinere Sorten, wie z. B. die Aprikose, auch wohl die Birne, bereichert. Ähnlich vervollkommneten sie den Gemüsebau. Der Kohl, der im späteren Mittelalter allgemein gebaut und genossen wurde, ist zunächst durch die Klostergärten eingeführt worden; Salatpflanzen, vor allem Lattich, wurden nach römischem Muster zuerst in den Klöstern gezogen, hier auch nach der Sitte der italienischen Klöster zuerst überhaupt

Salat, also rohe Blätter mit Öl und Gewürz, genossen, als gesundes Essen besonders geschätzt. Erwähnt sei dabei, daß auch der Genuß der Pilze sich von jenen südlichen Klöstern in die deutschen, denen für ihre Küche bei dem beschränkten Fleischgenuß jede Abwechselung erwünscht war, und durch sie weiter verbreitete. Und endlich wandten die Mönche ihre Sorgfalt den Arzneikräutern, deren Kenntnis sie wieder der römischen Kultur verdankten, zu, für sie das unentbehrliche Material zur Krankenpflege. Den Weinbau (vgl. S. 90) haben im eigentlichen Deutschland erst die Klöster eifrig gepflegt und verbreitet, neben ihnen hohe Kirchenfürsten, die sogar den Konsum des Weines förderten. Adam von Bremen berichtet z. B. sehr liebevoll von dem bremischen Erzbischof Bescelin, Alebrand zubenannt (1035—45), daß er „auch Wein, obwohl derselbe in Sachsen nicht vorkommt, den Brüdern [des Klosters in Bremen] reichen lassen" wollte und diese Absicht fast dauernd durchgeführt habe. Die Klöster haben sich ferner die Verbesserung des Weines als Getränk, z. B. durch Würzkräuter, angelegen sein lassen. Dasselbe war beim Bier der Fall. Der Zusatz von Hopfen (vgl. S. 90) ist ebenfalls ein Verdienst der Klöster, die das Verfahren wohl aus den gallischen Klöstern übernommen haben. Aus Südgallien wie aus Italien haben sie sodann das Öl eingeführt, zwar zunächst für ihre ewigen Lampen, dann aber auch als Speiseöl. Von gallischen Klöstern ist ferner wohl die verbesserte Butterbereitung auf sie übergegangen. Weiter ist auf diesem Wege auch die Kochkunst sehr vervollkommnet worden, was dann seit der sächsischen Zeit dem Herrenstand für feinere Speisen zugute kam. Ebenso wurde die Feinbäckerei in den Klöstern, schon wegen des zum Abendmahl nötigen feinen Brotes, besser entwickelt (vgl. S. 126). Endlich ist durch sie die künstliche Fischzucht (vgl. S. 93) übertragen worden.

Es entspricht den damaligen Zuständen, daß die Förderung der Landwirtschaft mit einer solchen der gewerblichen Arbeit eng verbunden war. Ein sehr wichtiger Zweig der Tätigkeit der Mönche war vor allem das Bauwesen. Längst war das Kloster aus seiner ältesten, an die ägyptischen Einsiedeleien anknüpfenden Gestalt herausgewachsen, es hatte den Einfluß sowohl römischer Villenanlagen wie germanischer Herrenbauten erfahren, und die Not der Zeit hatte zur stärkeren Befestigung gedrängt. Wurde die Klosteranlage sodann wegen der Wirtschaft immer ausgedehnter, so gestaltete man anderseits die Bauten selbst immer vollendeter, und die Wohnstätte eines Abtes mochte in der Technik wie in der Bequemlichkeit oft die der weltlichen Großen übertreffen. Die Mönche sind vor allem die eigentlichen Verbreiter des Steinbaues (vgl. S. 100) gewesen, zum Teil nach dem Vorbild französischer und italienischer Geistlichen. Zwar muß man sich auch die kleineren Kirchen, wie etwa die von Bonifatius zu Fritzlar erbaute, und ebenso die Klöster anfangs aus Holz gebaut (vgl. S. 100) vorstellen, namentlich in den sächsischen Landen, wo noch zu Anfang des 11. Jahrhunderts steinerne Kirchenbauten besonders auffallen und von den Chronisten, z. B. von Thietmar, ausdrücklich vermerkt werden. Auch Adam von Bremen berichtet von dem eben erwähnten Erzbischof Alebrand, daß er das bisher nur in Holz gebaute Kloster in Bremen und ebenso die hölzerne Kirche in Hamburg aus Stein neu habe aufführen lassen. Gleichwohl haben neben den königlichen Pfalzen in erster Linie die zahlreich gegründeten Klöster den Steinbau eingebürgert; ja die Baumeister auch jener weltlichen Bauten waren Kleriker. Karls des Großen Anregungen setzte allein die Kirche fort. Seine Marienkirche in Aachen scheint z. B. für die zu Anfang des 9. Jahrhunderts von Abt Eigil in Fulda erbaute Kapelle das Vorbild gewesen zu sein. Später war dann die Kirche allein die Trägerin wirklicher Baukunst. Wieder setzten die Mönche hier antike Tradition fort, das Kloster Lorsch z. B. ist, wie in den Quellen hervorgehoben

wird, „nach antiker Sitte und in Nachahmung der Alten errichtet", ja sie haben ihre Kenntnisse zum Teil direkt aus den antiken Autoren, aus Vitruv und Vegetius, geschöpft. Italienische Einflüsse wirkten ebenfalls, wie sie sich z. B. in der Basilikenform der neuzuerbauenden Kirche in St. Gallen zeigen. Die Mönche verstanden sich ferner auf jenen Befestigungsbau und, worüber des öfteren berichtet wird, auf den Brückenbau, der von kirchlicher Seite als besonders verdienstlich hingestellt wurde. Vorwiegend sind es allerdings die Bischöfe, wie der Erzbischof Willigis von Mainz, die auch im Interesse ihrer Verwaltung diesem Zweige ihre Fürsorge zuwandten und so den allzu geringen Verkehr förderten. Sogar der Wasserbau war den Mönchen nicht fremd: es finden sich in den Quellen gelegentlich Notizen über Wasserleitungen zur Versorgung eines Klosters, und in Fulda hat man den Fluß um das Kloster herumgeführt. Übrigens haben sich die Klöster und Stifter bei ihrer Bautätigkeit zweifellos auch sehr oft ausländischer Werkleute bedient, das Kloster Schildesche in Westfalen z. B. französischer „Schmiede, Maurer und Steinarbeiter", obgleich nach dem Zeugnis mancher Bilderhandschriften die Mönche oft alle Arbeiten besorgten (vgl. die Abbildung, S. 101) und sich die Anfänge eines technisch geschulten Laienbauhandwerkes erst im 12. Jahrhundert zeigen, z. B. bei den Laienbrüdern des Klosters Hirsau. Schon 812 will eine Beschwerdeschrift von Fuldaer Mönchen von den „ungeheuren und überflüssigen Gebäuden und anderen unnützen Werken" nichts wissen, „weil dadurch die Brüder überanstrengt würden".

In diesem Bauwesen der Klöster und Kirchenfürsten pflanzten sich nun aber auch die Traditionen der römischen Kunst fort, und dadurch wurde die künstlerische Entwickelung der Deutschen recht eigentlich auf eine höhere Stufe gehoben. Überhaupt nimmt in dem Kapitel von den Kulturleistungen der mittelalterlichen Kirche die Pflege der Kunst eine sehr wichtige Stelle ein. Die mittelalterliche Kunst ist geradezu eine Schöpfung der Hingabe an die Religion, des Strebens, Gott zu ehren. Man darf aber trotzdem das Wort Kunst nicht in dem erdentrückten Sinne Schillers verstehen. Die Kunst jener Zeit ist Kunstfertigkeit, Technik, Handwerk. Es waren anfangs ungelenke Hände, die nach älteren Vorbildern oder unter Anleitung erfahrener Mönche den Meißel oder den Pinsel zu führen und in Elfenbein zu schnitzen versuchten, und den Produkten sieht man die Mühe an, der technischen Schwierigkeiten, die für den mittelalterlichen Künstler größte Bedeutung hatten, Herr zu werden. Aber Hauptpflegestätten solcher Kunstübung waren eben die Klöster, wieder auf Grund der Benediktinerregel, die schon die Kunstübung im Orden erwähnt. Zunächst die Handschriftenmalerei, weiter die Skulptur und die Kleinkunst, die Wandmalerei und die Baukunst fanden wie in Monte Cassino so auch in den großen deutschen Klöstern immer gesteigerte Pflege. Aus der Hildesheimer Klosterschule ist uns das Beispiel eines eifrigen Jünglings überliefert, das uns zeigt, wie vielseitig die Ausbildung war. Es ist der spätere Bischof Bernward von Hildesheim, über dessen Lehrzeit uns sein Lehrer und Biograph Thangmar das Folgende berichtet: „Fast keine Stunde, nicht einmal die der Erholung, konnte ihn der Untätigkeit beschuldigen, und obgleich sein Geist von lebhaftem Feuer für jede höhere Wissenschaft entzündet war, verwandte er nichtsdestoweniger doch auch Fleiß auf die leichteren Künste, welche wir die mechanischen nennen. Im Schreiben glänzte er besonders hervor, die Malerei übte er mit Feinheit; er war ausgezeichnet in der Kunst, Metalle zu bearbeiten, edle Steine zu fassen (ars clusoria), und in jeglicher Technik, was auch nachmals durch viele prächtige Gebäude, die er aufführte, zutage kam." Bernward ist in seiner späteren Stellung dann auch zugleich typisch dafür, wie sich neben den Klöstern die Bischöfe, deren Ansehen sich so außerordentlich gehoben hatte,

der Pflege der Kunst hingaben. Anderseits betont Anton Springer nicht übel, daß die besondere Hervorhebung von Bernwards Kunstleistung doch darauf deutet, daß sie Ausnahme war. Die wirklichen „Künstlermönche“ wurden auch überallhin geholt, und ihre Zahl wird gegenüber den unter der Anleitung der Mönche arbeitenden Hörigen und Zinspflichtigen kaum sehr groß gewesen sein. Gewiß, diese vom Klerus getragene deutsche Kunst hat in sächsischer und salischer Zeit die Höhe der italienischen und französischen Kunstübung nicht erreicht, allenfalls in dem alten Kulturwesten sich ihr genähert. Aber was doch damals selbst der sächsische Osten, der unter den Ottonen eine kulturelle Führerschaft errang, leisten konnte, das zeigt eben der Sitz jenes Bernward, das zum Kunstzentrum erwachsene Hildesheim mit seiner Michaeliskirche wie mit der Bernwardssäule und den Türflügeln des Domes. Charakteristisch ist aber doch, daß gerade Bernward längere Zeit in Rom gewesen ist und sicher von dort viele Anregungen mitgebracht hat, daß er z. B. seine Säule in Nachahmung der Trajanssäule fertigen ließ. Wieder hat dann auch diese von Geistlichen getragene Kunst fast ausschließlich der Kirche gedient.

Das wichtigste und alle übrigen Zweige in Abhängigkeit haltende Kunstgebiet war, wie im ganzen Mittelalter, die Baukunst. Auf den Bau schöner Gotteshäuser, im Gegensatz zu den zunächst noch immer einfachen Privathäusern, war das künstlerische Streben der Zeit in erster Linie gerichtet: ihre Gründung war auch die Sorge der Herrscher, ihre Ausführung aber immer Sache der Geistlichen. Auch bei den „romanischen“ Bauten ist gerade das Mönchtum der leitende Teil. Die steinernen Kirchen, die man jetzt mit außerordentlichem Eifer und mit einer von größter Frische und gewaltigem Streben zeugenden Tatkraft trotz aller technischen Schwierigkeiten in den Mittelpunkten der Bevölkerung erbaute, waren naturgemäß römisch-christliches Erbteil. Die Basilika war das gegebene Muster, das, freilich erst jetzt ganz herausgearbeitete, Kreuz die Grundform; das Mittelschiff mit den Seitenschiffen wie die Apsis und der Rundbogen sind römisch, und anfangs mochte man selbst, wie schon Karl der Große, noch einzelne Bauteile direkt dem antiken Material entnehmen: Otto der Große sandte für den Magdeburger Dom Säulen aus Italien. Hält man sich diese spätrömischen Elemente der Kirchenarchitektur vor Augen, so ist die Bezeichnung des Stils, der sich vom 10. bis in das 13. Jahrhundert hinein bei uns kraftvoll entwickelte, als romanischer Stil, eine Bezeichnung übrigens, die erst von französischen Forschern des 19. Jahrhunderts stammt, wohl gerechtfertigt. Aber auf jenem Untergrund zeigt dieser Stil (vgl. S. 142) eine so mannigfaltige, landschaftlich bedingte und eigenartige Entwickelung, vor allem auch eine solche Unabhängigkeit von der Baukunst der kultivierten Nachbarländer, daß man in ihm deutschen Geistes Kraft in erster Linie bewundern darf. Festhalten muß man jedoch, daß es sich um eine von der Antike abgeleitete Erscheinung handelt, die ebenso im übrigen Westeuropa auftritt, daß vielfach, etwa in Italien, die neuen Entwickelungszüge sich annähernd ähnlich wie in Deutschland zeigen, und daß jedenfalls das Maß dieses Neuen nicht ausreicht, den romanischen Stil schlechthin einen germanischen zu nennen. In Ottonischer Zeit knüpfte alles, was höhere Kultur war, an die Antike an, immer unter Vermittelung des Klerus; auf geistigem Gebiete (vgl. S. 82 und 162) trieb man in den höhergebildeten Kreisen fast einen Kultus mit der lateinischen Sprache, und die Bekanntschaft mit römischen Autoren verbreitete sich ungemein, auf politischem Gebiet erneuerte man das römische Imperium: ähnlich war es auch auf diesem Gebiete. Aber es war eine neue Entwickelung, die in keinem festen Zusammenhang mit den antikisierenden Bestrebungen der Karolingerzeit stand — diese Traditionen hatten die Normannen- und Ungarnzeiten zu sehr unterbrochen —, die in ihren Anfängen indessen doch, unter dem Einflusse neuer

Bedürfnisse und bei der wachsenden Zahl und Bedeutung des Klerus, der das Laientum zurückdrängte, wieder in die karolingische Zeit zurückreichte. Keineswegs haben auch die Franken, wie anscheinend schon nicht die Langobarden, auf jede Selbständigkeit bei Übernahme der fremden Kunst verzichtet. Das erweist selbst das so bewußt antike Kloster Lorsch in seinen geringen Resten, dafür sprechen gewisse einfache Züge der Michaelskirche in Fulda. Aber eben auch die für den romanischen Stil wichtigen Momente der Weiterentwickelung sind bereits im 9. Jahrhundert deutlich: jener allerdings fremd beeinflußte Bauplan von St. Gallen zeigt für die Kirche schon die herausgearbeitete Kreuzform und die Durchdringung von Quer- und Langschiff, auch zwei, freilich noch nicht in das Gebäude selbst einbezogene, aber harmonische Türme.

Auf den frischen Zug der sächsischen Kunstentwickelung aber hatte doch der ganze nationale Aufschwung des deutschen Lebens gerade dieser Zeit mächtigen Einfluß. Die Zeit des bloßen „Lernens" ging zu Ende. Auch die unmittelbaren Anregungen durch die neue Verbindung mit dem italischen Süden wurden nun vom nationalen Geiste verarbeitet. Man entwickelte das Überkommene und Neugesehene selbständig, worauf eben auch die anfängliche Roheit der Versuche und die Unbeholfenheit der Technik hinweisen, in klarer Konsequenz ohne fremde Einflüsse und ohne phantastische Auswüchse. Gerade die Fülle und die Bedeutung der Denkmäler romanischen Stiles, die freilich auch das übrige Europa bedecken, in Deutschland zeigt, daß es sich hier um eine in Fleisch und Blut übergegangene Kunstpflege, hervorgerufen durch den wachsenden Wohlstand, den politischen Aufschwung, die Zunahme der Bevölkerung, die beginnende Entwickelung der Städte und das Bedürfnis nach neuen wie nach größeren Kirchen, handelt. Dasselbe zeigt die außerordentliche Wandelbarkeit und landschaftliche Differenzierung, also die Bodenständigkeit der Bauten, zeigt der Umstand, daß die erste Blütezeit der Entwickelung in den sächsischen Landen liegt. Dieser ureigene frische Zug war so mächtig, daß eben auch die Geistlichen, die Träger einer internationalen Kultur, national fühlten und innerlich selbständig bildeten. Gewisse Züge können gar nicht aus der Fremde abgeleitet sein, das Massige, oft Ungeschlachte, in der Erde breit Wurzelnde, das Schlichte und Herbe, der Außenwelt Abgeneigte der Bauten. Ob man sonst in den Denkmälern, außer in der individuellen Gestaltung, der Abneigung gegen strenge Vorschrift und Symmetrie, der harmonischen Gestaltung des Ganzen, nationalen Geist, germanisches Gemüt und Wesen wiedererkennen darf, das bleibe hier dahingestellt. Ebenso muß hier die eigentlich kunstgeschichtliche Seite unberührt bleiben, also die Darlegung der technischen, wesentlich auf praktische Kultusgründe zurückgehenden Neuerungen (die Wichtigkeit der sogenannten Vierung, des Durchdringungsraumes von Quer- und Längsschiff, als Maßeinheit für die Verhältnisse des ganzen Baues) wie des ganzen romanischen Systems überhaupt; der Aufstellung eines solchen widerstrebt ja überdies eben die Mannigfaltigkeit der Bauten.

Nur kurz kann auch die geschichtliche Entwickelung des romanischen Stils in Deutschland berührt werden. Jene wuchtige Urwüchsigkeit der Bauten ist ebenso wie ihre kräftige Herbheit weiter sichtbar, aber daneben macht sich im Laufe der Entwickelung — abgesehen von den Fortschritten der Technik, z. B. in der Wölbung — einerseits ein deutliches Streben in die Höhe, anderseits eine stärkere Betätigung dekorativen Sinnes, ganz entsprechend dem im 11. Jahrhundert sich steigernden Wohlstand und der Neigung zu feinerer Lebenshaltung (S. 127), geltend. Die Kirchen der ersten Periode, deren Hauptdenkmäler eben in den sächsischen Gebieten erstanden, breit fundamentiert, weil man darin die Dauer verbürgt glaubte, sind noch verhältnismäßig niedrig; sie decken das Mittelschiff noch mit flacher Holzdecke und behalten daher

neben den Eckpfeilern die alten Säulen bei (Stützenwechsel, ein Moment, das die Einteilung des Längsschiffes gewissermaßen rhythmisch vor Augen führt); sie haben zwar das zukunftsreiche Element der Türme bereits in den Bau fest als organischen Teil einbezogen, betonen indes dieses Element noch nicht sonderlich. Aber wie mit dem Übergang der Kaiserwürde von den Sachsen auf die Franken der Glanz des Reiches sich wieder an den Rhein und Main heftete und gleichzeitig wuchs, so schritt die Baukunst von der Stiftskirche in Gernrode und von Sankt Michaelis in Hildesheim fort zu den monumentalen Kathedralen von Mainz, Speier und Worms. Das von je hervortretende Mittelschiff strebt nun gewaltig in die Höhe, so in Speier; die ruhig-weiten Mauerflächen außen beginnen sich aufzulösen durch Verwendung der Senkrechten, durch höhere Fenster; die Türme werden ein wichtiges Element der Anlage wie des Gesamtbildes: über das Ganze verteilt in reicher Gestaltung, wächst ihre Zahl bis zu sieben (sechs in Worms und Speier). Die Fassade mit zwei Türmen im Westen ist französisch beeinflußte Hirsauer Sonderart, aber von dort aus verbreitet worden. Die Türme sind sehr mannigfaltig, rund oder eckig, auch an demselben Bau keineswegs gleichförmig. Ihre Schlichtheit im unteren Teile weicht reicher Gliederung nach oben hin; immer höher wachsen sie, wie beim Wormser Dom und in Speier, und geben mit ihren nun zugespitzten Dächern weithin ein malerisches Bild. Dazu kommt der technische, zur selben Zeit in Frankreich und Italien erreichte, vielleicht auch durch Brände hervorgerufene Fortschritt, der überhaupt erst Monumentalwirkung ermöglicht, nicht nur die Seitenschiffe, sondern auch das Hauptschiff zu überwölben: der Pfeiler, der als Träger des Gewölbes mit Notwendigkeit hoch hinaufschießt, verdrängt jetzt die Säulen völlig. Damit fällt auch die kahle oder durch Fenster unterbrochene Scheidemauer zwischen Mittel- und Seitenschiff. Weiter aber tritt überall jener Drang nach reicherer Gestaltung hervor, mit wachsendem Baueifer setzt man an Stelle älterer roherer und einfacherer Bauten andere glänzendere. Ein ästhetisch-dekorativer Zug geht durch die Welt, um sich fortgesetzt zu steigern. Er zeigt sich dann auch in jenem prachtvollen weltlichen Bau späterer Zeit, der Kaiserpfalz zu Gelnhausen; doch wirken hier schon neue, fremde Elemente.

In der Kirche Dienst hatten sich nun auch die übrigen Künste gestellt; das Gotteshaus würdig auszustatten, war ihre Aufgabe. Ihre Pflege lag wieder wesentlich in geistlichen Händen. Wie man sie damals übte, kann das um 1100 entstandene Buch eines Mönches Theophilus: „Abriß der verschiedenen Künste", zeigen. Man ersieht daraus aber weiter, welche Künste und Kunsthandwerke damals im Vordergrunde standen; die drei Abschnitte des Buches handeln von der Malerei, der Glasfabrikation und der Metalltechnik. Die Skulptur leistete zwar schon einiges in der Herstellung steinerner Taufbecken oder von Bildwerken an Säulen und sonst, tritt aber vor allem als Metallbildnerei, so in jenen zwar plumpen, jedoch geschichtlich bedeutenden Erzeugnissen des Erzgusses, den Hildesheimer Denkmälern, recht hervor. In der ornamentalen Plastik bevorzugte man im 12. Jahrhundert wieder die jetzt mehr individualisierte Tierdarstellung, wie sie z. B. die phantastischen Drachen, Greife u. a. an der Regensburger Schottenkirche zeigen, gegen deren verrenkte Unwahrheit als Verunzierung der deutschen Kirchen schon Bernhard von Clairvaux geeifert hatte. Eigenartig bewährt sich der ornamentale Sinn namentlich auch an den Säulen der romanischen Bauten in dem Eckblatt, das als Überleitung aus dem Wulst der Basis an den vier Ecken eingeschoben und überaus mannigfaltig auch in Tier- und Menschenform behandelt wird. Ebenso ist in den Kapitellformen, die sich im ganzen an die antiken Traditionen halten, zum Teil jene Neigung zur Anbringung abenteuerlicher Figuren zu spüren. Doch verraten gerade die Tierfiguren, wie etwa die Bären, die ihre Zungen um

die Leiber schlingen, oder der Rabe an Kapitellen der Quedlinburger Schloßkirche, Sinn für Charakteristik wie für Humor.

Auf dem Gebiet der Malerei handelt es sich nicht nur um die mit dem kirchlichen Bildungswesen und dem Kultus zusammenhängende Ausstattung von Handschriften, sondern auch um die Bemalung größerer Flächen im Inneren der Kirche. Die Wandmalerei, die nur wenige erhaltene Denkmäler aus dem 10. Jahrhundert, wie die der St. Georgskirche auf der Reichenau oder die von Burgfelden, uns vor Augen stellen, ist eifrig gepflegt worden. Schon Heinrich I. ließ in der Merseburger Pfalz seinen Sieg über die Ungarn verherrlichen. In der Wandmalerei wurden die alten Traditionen noch fortgepflanzt, auch wieder unter vielleicht direkten italischen Einflüssen, aber man machte in der Darstellung des Lebens doch schon einige Fortschritte, wenn auch im ganzen der Charakter des Unbeholfenen, Kindlichen, Unentwickelten sich in den Formen, in dem Mangel an Perspektive noch lange deutlich zeigt, abgesehen wieder von der reichentwickelten Ornamentik. Anderseits beweist die anfangs ganz unpersönliche und ornamental behandelte Porträtdarstellung, wie sie etwa in der Buchmalerei (Widmungsbilder u.s.w.) gepflegt worden ist, daß der Sinn für die Wirklichkeit, daß individuelle Züge roher Art nicht ganz fehlten. Die Bildnisse Heinrichs II. z. B. gleichen sich im allgemeinen, werden also ähnlich gewesen sein. Von der Handschriftenmalerei ist schon wiederholt die Rede gewesen. Sehr früh ist das Illuminieren von Handschriften, das sich aus dem Hervorheben der Überschriften und Initialbuchstaben durch rote Farbe (miniare) und der immer kunstreicheren Verzierung dieser Initialen entwickelte, eine wichtige Seite klösterlicher Tätigkeit gewesen: die Ornamentik wie die davon sich früh sondernde, aus der Antike überlieferte Bildausstattung der Handschriften geben den Maßstab für den künstlerischen Geist der Jahrhunderte. Wie weit man in sächsischer Zeit aber auch mit Bildern kam, die über das Ornamentale hinausgingen, lehrt das Bild Ottos III. (siehe die obenstehende Abbildung) und seiner Umgebung auf dem Evangeliar, das er dem Aachener



Widmungsbild aus dem Evangeliarium Ottos III. (10. Jahrhundert), in der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Dom schenkte. Immerhin liegt das Schwergewicht dauernd in der national entwickelten Ornamentik: die bildliche Darstellung, bisher doch im ganzen roher Nachklang höherer antiker Traditionen und stets nur der Dekoration dienend, nimmt erst im 12. Jahrhundert einen Aufschwung, namentlich freilich in Italien und Frankreich. Wir wollen hier nicht näher auf die sonstigen Kunstfertigkeiten der Zeit eingehen. Von der Belebung des Erzgusses war schon die Rede: neben den Produkten der Gießhütte Bernwards von Hildesheim, insbesondere jener Säule, die in Reliefwindungen das Leben Christi darstellte, sind auch die Türflügel des Mainzer Doms zu nennen. Die Glasfabrikation war eine wichtige Neuerung (vgl. S. 115), noch lange verhing man aber wie bisher die Fensteröffnungen oder verwendete Holztafeln oder durchbrochene Steine. Das Glas selbst war nicht rein: man konnte nur farbiges Glas herstellen, was von selbst zur Glasmalerei führte. Sehr entwickelt war die bereits mehrfach erwähnte und gerade von der Kirche durch die reichen ihr gestifteten Spenden an Gold und Silber wie an Edelsteinen mächtig angeregte Goldschmiedekunst: sie verstand schon, herrliche Produkte hervorzubringen und sie nach alter Weise mit Edelsteinen oder Emaileinlagen zu schmücken. Die Darstellung der Figuren wie der ornamentalen Teile (auch Architekturstücke, z. B. Säulen) entspricht der Art der Elfenbeinschnitzerei, die ebenfalls in den Klöstern eifrig gepflegt wurde (Tutilo von St. Gallen).

Im ganzen bleibt es fraglich, ob alle diese Kleinkunst ausschließlich in den Händen der Geistlichen lag. Jedenfalls bewährte sie sich aber fast ausschließlich im Dienste der reichen Kirche, wenn man auch das steigende Luxusbedürfnis des Hofes — an demjenigen Ottos II. strömten z. B. zahlreich die Kunstwerke zusammen — und der weltlichen Großen nicht übersehen darf (vgl. S. 127). Wie die Malerei die Wandflächen oder die Altartafeln schmückte und auch wohl die Decke als Himmel mit Sternen versinnbildlichte, wie der Erzguß die Kirchentüren künstlerisch gestaltete, die Skulptur den Steinschmuck am Portal oder an den Säulen drinnen lieferte, die Glasfabrikation und -malerei die Fenster mit farbigen Gebilden erfüllte, so fand vor allem die Goldschmiedekunst viele Objekte zur Betätigung: die Tafeln vorn am Altar, die in Gold strahlen sollten, die kostbaren Abendmahlskelche (siehe die Abbildung, S. 161), die von den Bischöfen gebrauchten Pontifikalkelche, die Behälter für Hostien, Ölkelche, Rauchfässer, die großen Kreuze, die Reliquienschreine und kleineren Reliquienbüchsen, die sonstigen Kasten und Büchsen, die Buchdeckel (Goldplatten), die beweglichen Kronleuchter, Kandelaber, Baumleuchter u. s. w. Alle diese goldenen und silbernen Geräte waren ferner oft mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Den Reichtum und die Mannigfaltigkeit solcher Kirchengeräte kann z. B. der Kirchenschatz von St. Trudo in Flandern veranschaulichen, dessen Verzeichnis aus dem Jahre 1099 uns überliefert ist. An Reliquienschreinen, Buchdeckeln u. s. w. bewährte sich aber auch die Elfenbeinschnitzerei. Weberei und Stickerei produzierten die gold- und silberdurchwirkten Vordecken vor dem Altar, die Wandteppiche und teppichartigen Vorhänge, vor allem auch die kostbaren Priestergewänder. Ein wichtiges Gerät war endlich die Glocke, anfangs noch klein, aber bald vergrößert und sicherlich auch künstlerisch gestaltet; ihr Geläut, seit dem 7. Jahrhundert verbreitet, auf ursprünglich römische Sitte zurückgehend, rief den Christen zum Gottesdienst; das Heidentum kannte sie nicht. Die Glockentöne waren nicht die einzigen, die zur Kirche lockten. Wundersam mußten den halbbarbarischen Deutschen die Klänge der Orgel, die erst unter Karl dem Großen von Byzanz gekommen war, in sächsischer Zeit aber auch in größeren deutschen Kirchen nicht fehlte, anziehen, überhaupt die künstlerische Pflege der Musik, der vielstimmige und doch harmonische Kirchengesang. Diese Musikpflege war wieder ein reines Erbteil der Antike: vor dem römischen, namentlich unter Karl dem Großen aus Italien übertragenen

Kirchengesang, an dem der Laie sich immer weniger beteiligen durfte, den er aber doch im Gotteshause wie bei Prozessionen rasch in sich aufnahm, mußte die unvollkommene heimische Gesangspflege das Feld räumen und von ihm alle höhere musikalische Übung auch der Laien beeinflußt werden. Eine eifrige Beschäftigung mit der Musik seitens der Geistlichen ergibt sich schon daraus, daß sie ein höchst wichtiger Bestandteil des Gottesdienstes war, weswegen sie auch zu den obligatorischen Unterrichtsfächern (vgl. S. 173) gehörte. Es gab in einzelnen Klöstern weitberühmte Sängerschulen: die von Metz z. B. behielt ihren aus karolingischer Zeit stammenden Ruf auch noch im 10. und 11. Jahrhundert; für ganz Süddeutschland wurde die von St. Gallen mit ihren Häuptern Notker, Ratpert und Tutilo maßgebend. Der Geistlichen Werk ist die Ausbildung der Polyphonie. Von Geistlichen stammten zahlreiche Schriften über Musik, namentlich von westfränkischen, wie Regino von Prüm oder Hukbald von St. Armand, dem Erfinder einer neuen Notenschrift an Stelle der schwierigen Neumen, von Geistlichen die Gesangstexte, wie die berühmten Sequenzen Notkers. Aber auch der sich entwickelnden Instrumentalmusik waren die Geistlichen kundig, und mancher mochte selbst Laien darin unterrichten, wie jener Tutilo die vornehmen Schüler im Pfeifen- und Flötenspiel. Außer diesen Instrumenten gab es Trompeten und Hörner, als wichtiges Saiteninstrument das Psalterium, als Schlaginstrument die Zimbeln. Immer aber war doch die geistliche Musikpflege durchaus kirchlich gerichtet wie die gesamte Kunstpflege überhaupt. Diese geschah nur zur höheren Ehre Gottes.



Der Tassilo-Kelch im Stift Kremsmünster. Nach Jakob von Falke, „Geschichte des deutschen Kunstgewerbes“, Berlin 1888. Vgl. Text, S. 160.

Wie das Objekt der Baukunst das Gotteshaus, das der übrigen Künste dessen Ausstattung ist, so wird aller Stoff der Darstellung von Malerei und Bildnerei in erster Linie aus der biblischen Überlieferung und den Legenden der Heiligen genommen. Die zahlreichen Elemente der Antike, z. B. die alten römischen Tiergestalten wirklicher und fabelhafter Natur (Greife, Drachen u. s. w.), sind nun biblisch gewandt, die germanischen Elemente, wiederum namentlich Tierfiguren, werden traditionell beibehalten, aber als Nebenwerk. Stofflich sind das Alte Testament (z. B. der Sündenfall) und weit mehr noch das Neue Testament (die klugen und törichten Jungfrauen, die Kreuzigung) die Hauptquellen; die später so wichtige Rolle der Jungfrau Maria ist noch kaum in den Anfängen vorhanden, aber die Heiligen sind bevorzugte Objekte. Solche Darstellungen waren auch ein Hauptmittel der Kirche, auf die Masse zu wirken. Freilich die zeitig einsetzende kirchlich-allegorische Verwendung insbesondere der Natur mochte schwer verständlich sein, aber die Elemente, vor allem der Tiersymbolik, waren auch den Niederen früh geläufig: man wußte, welches Tier den oder jenen Evangelisten andeutete, daß die Taube den heiligen Geist versinnbildlichte; man wußte aber auch, welche Attribute die einzelnen Heiligen bezeichneten, daß die Zwölfzahl auf die Apostel ging u. s. w. Jedenfalls wurde all der Kunstschmuck der Kirche zur wirklichen

Biblia pauperum, und unbedingt mußte er ebenso wie die Kirchenmusik auf die religiöse Stimmung, auf den begrifflichen Horizont, die Phantasie bestimmend einwirken.

Wie die Kunstpflege stand auch die Pflege der geistigen Bildung durchaus in der Kirche Dienst. Aber trotz dieser festen Beschränkung sind die Verdienste der Geistlichen um die geistige Erziehung der Deutschen ganz hervorragend, obgleich auf diesem Gebiete weit weniger als auf künstlerischem nationale Färbung und Entwickelung möglich war. Im höheren geistigen Leben blieb der Deutsche noch lange rein rezeptiv. Die Bildung beruhte wie die höhere Kunst durchaus auf der Antike, aber mehr noch als jene wurde sie immer ausschließlicher durch die Geistlichen vermittelt. Schon in Gallien hatten sich bei der Erstarrung der literarischen Kultur der Grammatiker und Rhetoren die geistigen Interessen mehr und mehr unter den Schutz der Kirche, deren Literatur allein kräftig blühte, geflüchtet. Gegenüber dem Bildungsverfall im fränkischen Reiche, der auch die Kirche ergriff, hatte sich aber ohne gewaltsame Unterbrechung alter Tradition reges geistiges Leben in den irischen und angelsächsischen Klöstern erhalten und kräftig entfaltet; deren Mönche gaben dem Abendland durch ihre Wanderungen und Missionszüge neue Bildungsanregung. Insbesondere wurden die Angelsachsen die geistigen Erzieher der Franken. Nicht zum wenigsten auf sie geht auch jene Renaissance am Hofe Karls des Großen (vgl. S. 50) zurück. Später sahen wir den Hof als weltlichen Bildungsträger sehr schnell zurücktreten. Was übrigblieb, rettete sich in eine Reihe von Benediktinerklöstern, wie St. Gallen, die Reichenau u. s. w. In diesen hat sich wirklich gelehrtes Leben erhalten, zum Teil wieder auf Grund angelsächsischer Traditionen, wie in Fulda, das angelsächsische Mönche wegen der Reliquien des Bonifaz aufsuchten. In Fulda wirkte erst als Leiter der Klosterschule, dann als Abt Hrabanus Maurus, das Haupt der damaligen Gelehrsamkeit, der auch das Studium der klassischen Schriftsteller, die freilich vorher zu reinigen wären, für das der heiligen Schriften als durchaus notwendig bezeichnete. Aber die Träger solcher Interessen waren eben nur noch Geistliche. Der vornehme Laie markierte jetzt wieder ganz den halbbarbarischen Charakter. Dazu kam, daß mit der steigenden Macht der Kirche auch eine später zu erörternde zunehmende Abneigung gegen die antike Bildung — warnende Stimmen hatten sich schon im 9. Jahrhundert erhoben — sich einstellte, ein Überhandnehmen bildungsfeindlichen asketischen Geistes. Rather von Verona z. B. will die antike Bildung allenfalls als Dekoration der Kirche zulassen: es beginnt die rein formale Schätzung des Altertums. Aber um dieselbe Zeit bewirkten dennoch der neue politische und geistige Aufschwung des Reiches, die Neigung zu reicherer Lebensgestaltung, vor allem aber die Verbindung mit dem romanischen Süden und die gesteigerte äußere Macht der Kirche selbst, insbesondere der Bischöfe, eine größere Kulturfreudigkeit gerade auch der Kirche, wie sie sich uns eben in der liebevollen Kunstpflege gezeigt hat; sie erzeugt nun auch, freilich unter fremden Einflüssen, eine neue geistige Renaissance. Es tritt, wie zur Zeit Karls des Großen, das klassische Altertum, d. h. die eigentliche Grundlage aller mittelalterlichen Bildung, reiner und bedeutender hervor als bisher. Wie sich in der Kunst, bei der sonst eigenartigen Bernwards-Säule, bei den Wandgemälden von St. Georg, bei den Erztüren des Augsburger Domes, direkte italische Einflüsse zeigen, so führten diese im geistigen Leben eine neue Nachwirkung der Antike herbei. Man hat diese Strömung Ottonische Renaissance genannt, eine Bezeichnung, die allzusehr die allerdings eben durch Otto I. gehobene Kirche als Träger der Bewegung vergessen und ebenso unberücksichtigt läßt, daß Italien das maßgebende Land war, namentlich unter Papst Johann XII., Italien, wo Vilgard von Ravenna Horaz und Vergil wie seine Hausbibel

ansah. Der Hof der sächsischen Herrscher hatte zunächst ganz das altnationale Gepräge getragen: auf den bäuerischen Heinrich folgte der nicht minder ungebildete Otto. Aber unter ihm, wenn auch nicht durch ihn, begann ein Umschwung am Hofe selbst, gefördert durch seine Gemahlin und vor allem durch seinen Bruder, der — ein Geistlicher war. Bei beiden aber traten die Einflüsse der überlegenen romanischen Bildung hervor. Das geistige Leben Europas stand damals im ganzen keineswegs sehr hoch: Byzanz bewahrte sich noch mehr von alter Kultur, und auf deren Grundlage breitete sich weiter im Osten bereits eine ganz neue hohe Kulturblüte bei den Arabern aus, die den Westen aber zunächst wenig berührte. Italiens Geistesleben lag ziemlich darnieder, gab aber den nach Süden ziehenden Deutschen noch viel. Auch Frankreichs Kulturleben war ermattet, begann jedoch den ihm etwas entfremdeten Osten schon wieder zu beeinflussen. An Ottos I. Hof wirkten französisch-italienische Strömungen durch des Herrschers zweite Gemahlin, die italisierte Adelheid von Burgund, gerade wie später griechische durch Ottos II. Gemahlin (vgl. S. 83 f.). Den unliterarischen Kaiser regten sie geistig an; die beginnende romanische Färbung kann äußerlich sein Gruß „bon man“ zeigen. Ganz unter westlichen Einflüssen war Ottos Bruder Brun aufgewachsen, und die Eindrücke seiner Schulbildung in Utrecht wurzelten tief bei ihm. Als Kanzler Ottos pflegte er am Hof eifrig die Bildungsinteressen, zog romanische Geistliche an sich und trieb mit ihnen und anderen, wie vor allem mit dem von ihm verehrten Irenbischof Israel, gelehrte Studien; vielleicht ist durch ihn wieder die alte Hofschule (vgl. S. 51 und 66) aufgelebt. Auch als er Erzbischof von Köln geworden war, entfremdete er sich dem Hofe nicht.

Es begann so an Ottos Hof durch den gelehrten Bruder und die gelehrte Gattin ein neues Leben, zunächst ein Kultus der lateinischen Sprache, deren Pflege nun überhaupt einen außerordentlichen Aufschwung zum Schaden der Erzeugnisse der Volkssprache erfuhr, und die bald auch als Konversationssprache geistlich gebildeter vornehmer Kreise gelten konnte, weiter aber ein freudiges Studium der römischen Autoren, die Brun mit gewaltigem, bei den asketischen Geistern Ärgernis erregendem Eifer las. Otto, der nun auch lesen und schreiben und unvollkommen ein wenig Latein lernte, begann sich für diesen neuen Geist zu interessieren, ohne sich freilich der Antike innerlich zu nähern. In Italien gewann er den gelehrten Gunzo von Novara für Deutschland, natürlich, um das geistliche Schulleben zu fördern; an seinen Hof, dessen geistiger Führer freilich Brun blieb, führten die Umstände jenen Rather, Bischof von Verona, der trotz asketischer Neigungen sehr gelehrt war, und Liutprand von Cremona. Vorübergehend hat auch Gerbert von Reims schon an Ottos I. Hofe geweilt. Von deutschen Geistlichen war Ekkehard II. von St. Gallen viel dort. Sein Schüler war Ottos Sohn, Otto II., der, unter dem Einflusse seiner Mutter und der Leitung von Lehrern wie Volcold und Willigis in einer durchaus geistlich gelehrten Atmosphäre aufgewachsen, einen viel höheren Grad von Bildung erlangte als sein Vater, dem er gelegentlich lateinische Briefe übersetzen mußte. Er ging ganz in den neuen Interessen auf, hörte gern wissenschaftliche Disputationen an, zog wie sein Oheim Brun überallher gelehrte Geistliche an seinen Hof, den Mittelpunkt eines eifrigen Schullebens, so wieder den berühmten Gerbert, so Otrich von Mageburg, und war ein leidenschaftlicher Bücherfreund, wie er denn gelegentlich aus dem Kloster St. Gallen die besten Bücher mitnahm. Durch seine Heirat mit Theophano fanden auch griechische Bildungsinteressen Eingang. So gewann wieder sein Nachfolger Otto III. eine noch höhere Stufe der Bildung; auf ihn wirkten griechische und römische Bildung vereint, mit jenem Gerbert stand er im engsten geistigen Verkehr; ein anderer seiner Lehrer war ein Italiener, Johannes,

und von den Deutschen unterrichtete ihn der für alles Edle begeisterte Bernward von Hildesheim. Aber bei ihm, der als Wunder von Bildung gepriesen wurde, erhält dieses Streben schon einen phantastischen, romantischen, anderseits zu einseitigen, unnationalen Charakter. Wie bewußt der Renaissancegeist jetzt zum Ausdruck kam, zeigt das Schreiben, in dem Otto Gerbert um belehrende Unterweisung bat und ihn ersuchte, „gegen die Roheit unserer sächsischen Natur schonungslos zu verfahren, in uns aber zu beleben und auszubilden, was uns von griechischer Anmut und Zierlichkeit beiwohnen möchte". „Erweckt in uns den Griechengeist!" Indes auch bei Otto III. geht doch alles auf geistliche Initiative zurück. Und wenn um diese Zeit namentlich vornehme Frauen der neuen Bildung sich zuwendeten, neben den fremden Fürstinnen auch einheimische, wie Hedwig von Schwaben, Ottos Nichte, die mit Ekkehard II. von St. Gallen römische Dichter las, ebenso ihre Schwester Gerbirg, Äbtissin von Gandersheim, so waren das entweder geistliche Frauen, oder sie standen, wie eben Hedwigs Beispiel zeigt, ganz unter geistlichem Einfluß. Frauen und Geistliche begründeten damals einen engen Bund. Vor allem sind es wieder die Bischöfe, die charakteristischste Klasse der Ottonischen Zeit, welche die am Hofe hervortretenden, von Geistlichen getragenen Bildungsbestrebungen, die zum Teil durch die neue Hofschule auf sie übergegangen waren, auch ihrerseits teilen und fördern. Neben Erzbischof Brun von Köln stehen später der gleichfalls zur Königsfamilie gehörende Erzbischof Wilhelm von Mainz und die Bischöfe Balderich von Speier, Radbert von Trier, Adalbero von Metz, Wolfgang von Regensburg. Überall an den Bischofssitzen blüht nun der Schulunterricht empor, in Regensburg, in Magdeburg und Hildesheim und bedeutend in Lüttich. Aber auch die Klöster, die ja in den Zeiten des Verfalles am besten die alten Traditionen erhalten hatten (wie etwa Reichenau), nahmen nun einen entsprechend größeren Anteil an dem neuen geistigen Leben. St. Gallen erlebte jetzt seine Blütezeit; aus St. Gallen stammte jener Bischof Balderich; einen Vertreter St. Gallens, Ekkehard II., sahen wir am kaiserlichen Hof als beliebten Lehrer wirken; die Schilderungen, die wir von dem Schul- und gelehrten Leben St. Gallens durch Ekkehard IV. besitzen, zeigen, wie sehr dieses im Mittelpunkt des ganzen Lebens stand. Hochberühmt war Reichenau wegen seiner Studienpflege namentlich unter Abt Berno zu Anfang des 11. Jahrhunderts, der als Schüler von Prüm wieder westliche Einflüsse vermittelte; in Reichenau wirkte auch der an Gelehrsamkeit die Zeitgenossen überragende Hermann der Lahme. Viele andere Klöster wären zu nennen, wie St. Emmeram und Tegernsee; auch die Frauenklöster zeigen Hingabe an klassische Studien. In Gandersheim dichtete die Nonne Hrotsvit lateinische Dramen, freilich gegen die Antike, gegen die Verbreitung des Terenz gerichtet, aber diesem doch äußerlich durchaus nachgeahmt. Ovid und Terenz waren in den Nonnenklöstern eine beliebte Lektüre, wenn auch vieles aus ihnen Zitierte wohl nur durch Sentenzensammlungen bekannt war; von zahlreichen gelehrten Klosterfrauen sind außer jener Gerbirg und Hrotsvit auch die Nachfolgerin Gerbirgs, Sophie, und Adelheid, die Schwester Ottos III., zu nennen.

Die eigentliche Renaissancebewegung, die sich selbst in dem klaren und einfachen Charakter der Schrift dieser Zeit ausprägt, ist nicht von Dauer gewesen; sie mußte, wie wir sehen werden, der neuen asketischen Richtung weichen. Schon Brun wurde, wie eine Vision des Hofkaplans Poppo zeigte, wegen seiner Studien verdächtig, und immer mehr Mönche ließen sich von den geliebten Studien abschrecken. Aber die Ottonische Renaissance hat gleichwohl nachhaltiger gewirkt als die karolingische: verschwand auch die unbefangene Freude am klassischen Altertum, ja selbst das rein antiquarische Interesse, so ist der positive und der formale Gewinn dieser Periode doch auch für die Folgezeit von grundlegender Bedeutung gewesen. Erst

jetzt haben die Deutschen die Anpassung an die römisch-christliche Kultur endgültig vollendet: durch die lateinisch-griechische Atmosphäre der Ottonischen Zeit hindurch kam man trotz des späteren Verfalles der Studien zu weniger reinen, aber allgemeineren Formen der Bildung, freilich immer ausgeprägt kirchlicherer Färbung. Es waren die Lehrjahre der deutschen Bildung. Das rein rezeptive Verhalten, wie es noch im 11. Jahrhundert in Deutschland erkennbar ist, wich doch langsam einer allerdings ebenfalls kirchlich beschränkten und auch sonst wenig unabhängig gestalteten geistigen Produktivität.

Ein Moment ist aber für die Ottonische Epoche besonders charakteristisch und für die Zukunft folgenreich gewesen: der Aufschwung des Schulwesens, das von nun an eine dauernde Entwickelung aufweist, trotz aller antikefeindlichen und asketischen Strömungen und Störungen. Dieses Schulwesen war eine der wichtigsten Seiten der Kulturtätigkeit der Geistlichen, die es seit langem in Händen hatten. Es war ursprünglich nichts als römische Erbschaft. Die heidnischen Grammatiker- und Rhetorenschulen, wie sie noch im Merowingerreich bestanden, wurden durch neugegründete Kloster- und Bistumsschulen allmählich verdrängt. Daß diese durchaus die römische Tradition festhielten, zeigt eine bayrische Instruktion von 774, nach der die Bischöfe Schulen gründen und Lehrer halten sollten, die nach der Überlieferung der Römer zu unterrichten hätten. Die Angelsachsen, die einen Gelehrten wie Beda aufweisen konnten, verpflanzten dann ihr römisches Bildungswesen, so gut es ging, auch nach Deutschland. Der große Bonifaz sorgte schon in umfassender Weise für die Pflege des Unterrichts. So lehrten nach angelsächsischem Vorbild der Priester Wigbert und der Diakon Megingot im Kloster zu Fritzlar, und ebenso besaß Fulda von Anfang an seine Schule. Nach Thüringen sandte Bonifaz die gelehrte Chunihild und ihre Tochter als Lehrerinnen, nach Bischofsheim an der Tauber die Lioba oder Leobgild, seine Nichte, deren Lehrtätigkeit so bedeutend war, daß, wie ihre Lebensbeschreibung erzählt, fast alle Frauenklöster ihre Schülerinnen als Lehrerinnen haben wollten. Aber die eigentliche Konsolidierung des kirchlichen Schulwesens, das im 7. und 8. Jahrhundert sehr darniederlag, geschah doch erst durch Karl den Großen (vgl. S. 52). Freilich handelte er dabei durchaus unter geistlichem Einfluß: nur der Klerus konnte ja auch das Bildungspersonal stellen. Und so blieb die kirchliche Schule für lange Zeit die einzige Form der mittelalterlichen Schule. Wenn es die Kirche damals auch für Pflicht des Staates hielt, für Schulen zu sorgen, so lag der Gedanke an weltliche Schulen jedenfalls noch in weiter Ferne.

Karl der Große hatte bei seiner Fürsorge für die Schulen in erster Linie ein kirchliches Bedürfnis im Auge, die Heranbildung von Geistlichen. Sie war der Zweck des Beschlusses der Aachener Synode von 789, daß bei jedem Kloster und Stift Schulen sein sollten. Daß er durchgeführt wurde, zeigt das Beispiel des Bischofs Simpertus, Abtes von Murbach, der dort auch die älteren Mönche noch zum Lernen zwang. Freilich sorgten diese Schulen nur für die elementare Grundlage, und groß waren die Ansprüche an die Bildung des Geistlichen im Durchschnitt gewiß nicht. Was Karls des Großen Kapitular „über die Prüfungen der Geistlichen“ fordert, nämlich Lesen, Schreiben und Singen, etwas Latein, Bekanntschaft mit der Festberechnung (computus) und einen Gedächtnisvorrat an Gebeten, liturgischen Formeln, Gesängen u. a., das war wohl noch lange die Quintessenz des Schulunterrichts. Daß die höheren Geistlichen aber einer weiteren Ausbildung bedurften, ist klar. Nach Karls Tode empfand die Kirche selbst es schmerzlich, wie sehr der Kaiser ihr fehle; seinen Nachfolger erinnerten die Bischöfe an sein Beispiel und baten 829 auf dem Wormser Reichstag um Errichtung von wenigstens drei großen Schulen: man beschloß einstimmig, daß jeder Bischof von nun an

größeren Eifer auf die Schulen verwenden solle. Jener ursprüngliche Zweck der Schule ist aber doch früh erweitert worden: die Kirche sorgte auch für die Ausbildung der Laien, wenigstens die elementare. Es gab zwei Arten von Schulen, die Kloster- und die erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts an Bedeutung gewinnenden Bistums- und Stiftsschulen. Aber in beiden wurden auch Laien unterrichtet, zunächst wohl ebenfalls zu dem Zweck, den Kult mit seinen lateinischen Gebeten und lateinischen Hymnen überhaupt zu ermöglichen, anfangs wohl gemeinsam mit dem geistlichen Nachwuchs, seit der Synode von Aachen im Jahre 817 von ihm getrennt. Wesentlich zu dem Zwecke, die Klosterzucht zu heben, hatte man nämlich dort beschlossen, in die Schulen nur spätere Geistliche, gottgeweihte (oblati) Knaben aufzunehmen, ein Beschluß, der alsbald den Unwillen einsichtiger Männer erregte, da er die Lernlust der Laien gewissermaßen ertöte. In der Tat fand man denn auch den vielleicht schon früher benutzten Ausweg, Doppelschulen einzurichten, in der „inneren" Schule die jungen Kleriker, in der „äußeren" die Laien zu unterweisen. Der Bauplan von St. Gallen sieht die letztere vor. Mußten die Zöglinge der inneren Schule, deren Unterhalt, wie bei den Stiftsschulen das Stift, so bei den Klosterschulen das Kloster trug, in mönchischer Kleidung einhergehen, mönchisch leben und denken lernen, wurden sie von Aufsehern überall bewacht, so ähnelte das Leben und Lernen der „äußeren" Schüler, die mit den „inneren" überhaupt nicht verkehren durften, von Anfang an dem der späteren Zeit. Es waren meist junge Leute vornehmer oder freier Abkunft, denen einmal ein hohes kirchliches Amt winken konnte. Sie bezahlten auch für ihren Unterhalt, allerdings kein eigentliches Schulgeld. Dafür machten die Eltern Schenkungen. Für den Unterhalt der inneren Schulen aber gab es Stiftungen, Almosen u. s. w. Bei den Stiftsschulen sollte der Unterricht ebenfalls unentgeltlich sein, für die Nichtkanoniker bildete sich dennoch mehr und mehr ein Schulgeld aus. Ein darauf bezüglicher Vers: „Lernen will jeder, aber keiner bezahlen" zeugt von einem ziemlich regen Bildungsstreben der Laien. Wie noch lange Zeit später, wurde der Schulbesuch ihnen freilich nicht gerade verlockend gemacht. Überließ man sich an schulfreien Tagen, die, wie das Vakanzenlied Ekkehards IV. zeigt, wirkliche Freudentage waren, einer wilden Ausgelassenheit, so herrschte in dem Unterricht selbst eine maßlos harte Zucht, namentlich für innere Schüler; überall regierten Stock und Peitsche, selbst den guten Schüler, und sonstige Peinigungen gab es auch genug. Wir hören von einem Fall der Brandstiftung seitens eines Schülers zu St. Gallen aus Furcht vor Strafe. Wie es sonst in der Schule, die die Knaben vom siebenten Jahr ab zu besuchen pflegten, herging, können neben Ekkehards Schilderungen einige Schulszenen aus den Dramen der Hrotsvit („Pafnutius", „Sapientia") zeigen. Im übrigen beherrschte die Religion wie auch später das ganze Unterrichtsleben. Die abstoßendste Seite ist neben der Herrschaft der Rute das Überwachungssystem, das wir näher erst aus späterer Zeit kennen, das aber früh geherrscht haben wird, zum Teil freilich auf die (S. 133f.) besprochene genau vorgeschriebene äußere Haltung gerichtet war. Die Oberleitung der Klosterschule hatte der magister principalis mit Hilfslehrern und Kustoden für jene Überwachung, die der Stiftsschulen der magister scholarum, in späterer Zeit scholasticus genannt, der auch die Oberaufsicht über alle sonstigen (Pfarr- u. s. w.) Schulen der Diözese führte.

Die Klosterschulen sind es in erster Linie, die wir als Pflanzstätten geistiger, wenn auch nicht hoher Kultur in Deutschland anzusehen haben. Es wird immer den Benediktinern — nach der Regel Benedikts lebten fast alle Mönche des Abendlandes — zum hohen Verdienst gereichen, daß sie in der Errichtung derselben vorangegangen sind. Wie bereits Bonifatius und seine zahlreichen Schüler, so haben Alkuin, Karls des Großen rechte Hand im

Bildungswesen, durch seine Klosterschule zu Tours und Hrabanus Maurus, der „Lehrer Deutschlands", durch diejenige zu Fulda die Wahrheit dieses Wortes bewiesen. Und wie von Tours die Anstalten zu Korvey, Salzburg, Münster, von den westfränkischen zu schweigen, ausgingen, so wurde Fulda das Muster für St. Gallen und Reichenau, für Hirsau und Weißenburg. Über die Wirksamkeit der St. Galler Schule sind wir besonders gut unterrichtet, und die Namen ihrer Lehrer, eines Iso, Ratpert, Notker des Stammlers, Notker Pfefferkorns, Notker Labeos und der Ekkeharde, waren hoch berühmt; Reichenaus Schulwesen geht auf Walahfried Strabo zurück. Aber auch andere Klosterschulen, wie die von St. Emmeram, von Tegernsee, Benediktbeuren hatten guten Ruf. Die späteren Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser haben die Bedeutung jenes Stammordens nicht erreicht; im Osten jedoch haben sie auf die Begründung des Schulwesens wesentlichen Einfluß geübt. Auch bei den ursprünglich zur Heranbildung des Diözesanklerus bestimmten Bistums-, Dom- oder Kathedralschulen war durch äußere Schulen für die Laien, und zwar hier erst recht für solche vornehmer Abkunft, gesorgt. Die Schulen waren wesentlich auf das gemeinsame Leben der Kanoniker an den Bistumskirchen gegründet, das infolge der Verweltlichung des Weltklerus zuerst Bischof Chrodegang von Metz für seine Kathedralpriester angeordnet hatte, und mußten mit der späteren Abschaffung dieses Lebens verfallen; ein Beschluß von 1215, „daß bei allen Kathedralen Lehrer der Grammatik und Lektoren der Theologie angestellt werden sollten", hat den Verfall nicht aufgehalten. Auch unter diesen Domschulen ragten viele hervor, wie die zu Konstanz, Augsburg, Freising, im Norden die zu Hildesheim, wo im 10. Jahrhundert Thangmar wirkte. Die Kirche sorgte endlich auch für den Unterrichtsbetrieb an den einzelnen Pfarrkirchen. Karl der Große folgte älterer Tradition — denn schon im 5. und 6. Jahrhundert sind solche Pfarrschulen durch die beiden Synoden von Vaison für Gallien angeordnet worden —, wenn er wollte, daß die einzelnen Pfarrer Schüler bei sich haben sollten, die sie in ihrem Amt vertreten könnten. Ein Erlaß des Bischofs Theodulf von Orleans ordnete um 800 Pfarrschulen in Städten und Dörfern des ganzen Bezirkes an: „wenn einer der Gläubigen seine Kinder zum Studium (ad discendas litteras) den Priestern anvertrauen wolle, dürften diese ihre Aufnahme nicht verweigern und sollten sie unentgeltlich unterrichten".

So war das Bildungsbedürfnis des Mittelalters auf die Fürsorge der Kirche allein angewiesen, und schon in der ersten Hälfte des Mittelalters sind die Organisationen dieser Art keineswegs gering. Auch brauchte der Eifrige sich nicht damit zu begnügen, an Ort und Stelle zu lernen. Dem großen Gerbert folgten viele Schüler nach Italien; einem Lehrer von bedeutendem Ruf — und ein solcher verbreitete sich sehr rasch — strömten bald Schüler von auswärts zu, wie dem Hrabanus Maurus in Fulda, Walahfrid Strabo in Reichenau, wie dem „Cicero Sachsens", dem gelehrten Otrich in Magdeburg, oder manchem Lehrer zu St. Gallen. Es lag das einmal allerdings an der Anziehungskraft großer Schulen mit reichen Stiftungen auf die vielen armen Schüler, weiter aber an der Unvollkommenheit der meisten Schulen, die nur das für die Kirche absolut Notwendige trieben, auch häufig durch die unsicheren Zeiten gestört wurden. Vor allem aber wurde nicht alles gleichmäßig gepflegt: dies Fach blühte hier, jenes dort, je nach einem bedeutenden Lehrer. Das Wissen hatte eben damals viel mehr einen monopolartigen Charakter, seine Übertragung war wesentlich eine persönliche. So erklärt sich auch das hohe Ansehen, das der Lehrer damals genoß. Nach dem Abt war er im Kloster der erste, ebenso wie der Domscholaster als einer der angesehensten Männer im Stifte galt. An der äußeren Schule in St. Gallen wirkte gegen Ende des 9. Jahrhunderts Iso, nach dessen Unterricht

„die Geister von ganz Burgund und Gallien lechzten“. Nach der Sankt Galler Klosterchronik waren viele zufrieden, nur eine Stunde seine Schüler zu heißen. Immer aber steht doch der religiöse Zweck in diesem ganzen Bildungswesen obenan, und nur soweit weltliches Wissen ihm diente, sollte es gepflegt werden. Da man indes auf die Tradition des Altertums angewiesen war, hat das weltliche Wissen häufig größere Liebhaber gefunden, als der Kirche recht war. Auch beim Laienunterricht steht jedoch das kirchliche Interesse in erster Linie. Jene angeblichen Volksbildungsbestrebungen Karls des Großen (vgl. S. 52) dienten der Ausbreitung der christlichen Lehre oder der Heranbildung von Chorsängern. Wenn ein Kapitular vorschreibt, daß ein jeder seinen Sohn die Buchstaben lernen lassen solle, so ist das so zu verstehen, wie es später (813) der Mainzer Beschluß, daß alle ihre Kinder in die Schule schicken sollten, ausdrückt: „Dort sollen sie den Glauben und das Vaterunser so lernen, daß sie zu Hause den anderen diese Katechismusstücke zu lehren vermögen. Wer es anders nicht kann, lerne es in der Muttersprache.“ Und charakteristisch ist noch aus späterer Zeit die Begründung für die Anordnung allgemeinen Schulbesuches in der Pfarrei Bigge im Amte Brilon (1270): „damit das noch in vielen Herzen glimmende Heidentum dadurch gänzlich erlöscht werde“. Für die Kloster- und Stiftsschulen aber war der Gesichtspunkt immer der, daß alles das gelernt werden sollte, was der Geistliche in seinem Berufe brauchte.

Zunächst waren das jene schon erwähnten elementarsten Kenntnisse, dann aber die mehr oder minder sichere Beherrschung der lateinischen Sprache. Diese im fränkischen Reiche als Schriftsprache eingebürgerte und immer ausschließlicher geltende lateinische Sprache zeigte von vornherein den unnationalen Charakter des ganzen Bildungswesens, aber ihr Gebrauch war gewissermaßen das Charakteristikum des Gebildeten, das Abzeichen des Geistlichen. Die lateinische Sprache galt als die erste, und schon insofern fühlten sich die romanischen Geistlichen, deren Muttersprache ihr verwandt war, und die deshalb leichter lateinisch lernten, ihren deutschen Genossen immer an Bildung überlegen. In der Tat läßt das häufig barbarische Latein der Deutschen die Mühe des Lernens deutlich erkennen. Nach der Lateinpflege Karls des Großen (vgl. S. 50) hatten sich wieder rauhere Zeiten eingestellt. Man hielt auch die Muttersprache noch nicht völlig in Unehren. Gerade die Renaissance des 10. Jahrhunderts (vgl. S. 162) hob aber den Gebrauch der lateinischen Sprache außerordentlich, verdrängte die deutsche, nun bald verächtlich behandelte Sprache, z. B. aus den Synoden, und legte den Grund zu der monopolartigen Geltung des Lateins. Das Deutsche als Bildungssprache wäre dem damaligen Menschen ein ganz unfaßbarer Gedanke gewesen: wieviel Gezwungenes, Unnatürliches in seinem Wesen erklärt sich aber schon daraus! Das klassische Latein war es freilich in dieser Renaissancezeit nicht mehr: die Vulgata gab das Muster, aber man spickte die Sprache mit ciceronianischen Phrasen und sonstigem klassischen Wortschmuck. Es war eine gekünstelte Pflege der Sprache, wenn auch in den besten Tagen dieser Periode Geistliche und vornehme Damen, ja auch vornehme Laien, die geistlicher Bildung teilhaftig geworden waren, gelegentlich lateinische Konversation machen mochten. Der ungelenke Ausdruck (sermo incultus), wegen dessen sich einzelne Verfasser ausdrücklich entschuldigen, blieb doch das Charakteristische des Deutschen. Allerdings machte man im 11. Jahrhundert Fortschritte, ja man kam auf einen gewissen Höhepunkt, wenn auch nicht zu einem individuellen Stil. Am meisten hat wohl zur Entstellung des klassischen Lateins seine Handhabung als Geschäfts- und Urkundensprache beigetragen, deren aus dem täglichen Leben stammende Neu- und Umbildungen das literarische Schriftwesen allerdings möglichst vermied, die aber doch zeigt, daß das mittelalterliche Latein auch eine lebende Sprache

war. Außer der Kenntnis des Lateinischen brauchte der Geistliche nun auch formale Redegewandtheit sowie reales Wissen, um die heiligen Schriften zu verstehen. Und so erweiterte sich der mittelalterliche Bildungsstoff zu einem umfassenden Gebäude, das seine Krönung fand in der Wissenschaft von Gott, der Theologie.

Was so in kirchlichem Interesse gelehrt wurde, das war nun freilich durchaus abgeleitetes Wissen. Die Grundlage des Unterrichts gab das System her, in dem das untergehende Altertum die Quintessenz seiner Bildung zusammengefaßt hatte, das System der sieben freien Künste, das das ganze Mittelalter hindurch autoritative Geltung besaß, durch seine bedeutungsvolle Zahl geheiligt zu sein schien und dem mittelalterlichen Geiste als ein festgefügtes Bauwerk erschien, wie es denn als solches auch bildlich dargestellt wurde. Es zerfiel in zwei Stufen, in die formalen Disziplinen, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, als „Trivium" zusammengefaßt, und die realen, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, mit einem schon bei Boethius vorkommenden Ausdrucke als „Quadrivium" vereinigt. Die Reihenfolge der Künste ist bei dem eigentlichen Begründer des Systems, Martianus Capella, einem afrikanischen



Die Grammatik und die Rhetorik mit den Gestalten des Priscian und Donat (oben), des Gorgias und Tullius [Cicero] (unten) sowie mit bezüglichen Zitaten und Sentenzen. Aus der „Scolastica Historia" des Petrus (1241), in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17,405). Vgl. Text, S. 170 und 171.

Gelehrten des 5. Jahrhunderts, der in seiner Enzyklopädie alles Wissens darin dem Varro folgte, eine etwas andere als bei Cassiodorus, der wie Boethius ein später autoritatives Lehrbuch geschrieben hat. Auf den Bildungsgang des Klerikers hat namentlich Hrabanus Maurus das System in ausführlicher Entwickelung angewandt. Aber es ist klar, daß diese Disziplinen für das Mittelalter nicht alle von demselben Wert sein konnten. Die formalen mußten bei der Bedeutung der lateinischen Sprache zunächst im Vordergrunde stehen. Auch fehlten für den Unterricht in allen Fächern oft die nötigen Lehrkräfte, so daß häufig nur einzelne eingehender getrieben wurden. Grammatik und Rhetorik waren einst bei Übernahme der hellenischen Bildung den Römern als wichtigste Künste erschienen, insbesondere war die Redekunst Ziel und Abschluß der Bildung; erst allmählich sind diese Disziplinen nebst der Dialektik dann der altchristlichen Bildung einverleibt worden; bei ihrer Übertragung endlich auf die mittelalterliche Halbkultur änderte sich ihr Betrieb ganz wesentlich. Die Hauptsache war jetzt die Grammatik: selbst für die Romanen hatte deren Erlernen, obgleich ihre Sprachen noch unfertig waren und das Latein ihnen nicht als fremde Sprache galt, seine Schwierigkeiten, wieviel mehr für die Deutschen!

Die Grammatik (siehe die Abbildung, S. 169) wurde die Königin der Wissenschaft, wohlverstanden in ihrer damaligen Bedeutung als „Kunst, Dichter und Historiker zu erklären, richtig zu sprechen und zu schreiben" (Hrabanus Maurus), also als mündliche und schriftliche Beherrschung der lateinischen Sprache. Die Schriften des Donatus, der aber bei der Schwierigkeit des für die römische Jugend berechneten Originals fast von jedem bedeutenden Lehrer neu bearbeitet und zurechtgemacht wurde, und des Priscianus, den man namentlich zur Erklärung und zum Verständnis des Donat benutzte, waren es, die das Mittelalter vorzüglich als Handbücher schätzte. Andere grammatische Schriften waren mindestens in den Bibliotheken der Klöster vorhanden. Den Unterrichts- und Übungsstoff aber gaben in letzter Linie die Klassiker her, vor allem die Dichter, und von ihnen am meisten Vergil, während unter den Prosaikern Cicero der wichtigste war. Man lernte aus ihnen aber auch stofflich, vor allem geschichtliche Tatsachen. Doch geht ihrem Studium, überhaupt dem der eigentlichen Grammatik, ein Elementarunterricht voraus. Diesen muß man sich nicht allzu niedrig vorstellen. Es scheint aber, als ob die Kinder häufig schon vor diesem Unterricht, also gänzlich verständnis- und gedankenlos, lateinische Psalmen auswendig lernten, was dann auch später neben dem Unterricht einherging, und ebenso lernten sie am Psalter lesen. Als Schullese- und -lehrbücher genossen sie nach dem Lesenlernen zu Anfang des Triviums die Fabeln des Avian und die Sittensprüche des Cato Censorius, später auch den Äsop, Sammlungen in poetischer Form, die sich freilich im Laufe der Zeit formell und methodisch vielfach wandelten, auch aus allen möglichen Quellen (Bibel, Kirchenväter, Klassiker) mannigfach erweitert wurden: schon um das Jahr 1000 gab es eine berühmte Umarbeitung des Avian und Cato, die Fecundia Ratis (das vollbeladene Schiff) des Egbert von Lüttich. Otloh von St. Emmeram hat durch sein übertrieben biblisches „Buch der Sprichwörter" vergebens jene Schulbücher zu verdrängen gesucht. Die Unterrichtsweise bestand in der Einzelvorführung jedes Wortes mit hinzugefügter deutscher Übersetzung. Der Lehrer sagte vor, die Schüler wiederholten. So pflegte man auch zwischen die Zeilen der handschriftlichen lateinischen Texte die einzelnen Ausdrücke deutsch hineinzuschreiben (Interlinearversion). Syntax u. s. w. waren also zunächst gleichgültig, die Hauptsache war Aneignung eines Wortschatzes — auch bei der späteren Lektüre legten sich die Schüler Vokabularien an —; deklinieren und konjugieren wurde aber früh gelernt. Natürlich folgten auch Erläuterungen des Lehrers, und sicherlich wurden die Verse

gelegentlich frei übersetzt. Besonders wichtig ist, daß man auf beständiges Lateinsprechen, selbst der Kleinen, hielt: in den Händen der Schüler befanden sich häufig Gesprächbücher, die den nötigen Anhalt gaben. Nach solchem Anfangsunterricht, über den man in manchen Klöstern sicher nicht hinausgekommen ist, folgte dann als Beginn des eigentlichen Studiums die Lektüre von Dichtern, die aber zunächst metrische Studien — auch dafür gab es Lehrbücher — nötig machte. Daß Vergil dabei im Vordergrunde stand, rührt wesentlich aus dem Umstand her, daß Donat und Priscian namentlich aus seiner „Äneis" ihre Beispiele schöpfen. Zum grammatischen Unterricht, der zum Teil erst durch fremde Gelehrte, wie jenen Gunzo von Novara, ausgestaltet, aber auch durch tüchtige deutsche Lehrer besser begründet wurde, gehörte endlich immer das Versemachen. Man erlernte es meist durch Umgießen eines Prosatextes in poetische Form (dictamen metricum). Diese Schulpflege des Dichtens ist die Ursache, warum wir so häufig selbst bei trockenen Chronisten eingefügte Verse finden. Gute Verse sind das erste Kennzeichen des Gebildeten und auch ein beliebtes Mittel, sich bei den Großen einzuschmeicheln.

Die Stilübungen in lateinischer Prosa führen zu dem Fach der Rhetorik (s. die Abbildung, S. 169). Die ars dictandi, die insbesondere auch die Kunst umfaßte, in richtiger Handhabung der überlieferten Formen und Formeln Urkunden, Briefe und sonstige rechtliche oder geschäftliche Schriftstücke, Testamente u. s. w. abzufassen, war ein für den weiterstrebenden Geistlichen sehr wertvoller Besitz und war auch nach dem Freisinger Verzeichnisse der Lehranforderungen an die Geistlichen (quae a presbyteris discenda sint) aus dem 9. Jahrhundert durchaus wichtig. Diese Kenntnis ging meist Hand in Hand mit einer Summe juristischen Wissens, mit einem Studium der römischen Rechtsquellen, und befähigte den Geistlichen zur monopolartigen Handhabung der immer wichtiger werdenden weltlichen, öffentlichen und privaten, schriftlichen Geschäfte, namentlich zum Urkundenschreiben, zur Verwaltung der Kanzleien der Höfe und geistlichen wie weltlichen Großen, endlich zum Notariat, das sich später von Italien aus verbreitete. Die weltlichen Kanzleibeamten noch der Merowingerzeit waren jetzt verschwunden. Jeder Große hatte seinen clericus. Die vielbenutzten Hilfsmittel waren die immer häufigeren, meist wirkliche Briefe und Urkunden bringenden Formelbücher und Formelsammlungen, die später nach dem Vorgang Alberichs von Monte Cassino, in Deutschland allerdings zunächst wenig, die Sache auch theoretisch behandelten und überhaupt eben in Italien recht ausgebildet waren. Die eigentliche Rhetorik — was das Mittelalter so nennt, ist im Grunde wesentlich die ars dictandi — trat gegenüber ihrer Pflege im Altertum natürlich zurück, für die nunmehrige oratorische Hauptleistung, die Predigt, lernte man nicht aus klassischen Schriftstellern, sondern aus christlichen, besonders Augustinus. Deklamatorische Übungen schätzte man überhaupt nicht. Anderseits suchte man dem Prosastil doch ein klassisches Ansehen zu geben, freilich in sehr äußerlicher Weise. Dafür kam neben Augustinus und Martianus Capella auch Quintilian, namentlich aber der als „König der Beredsamkeit" gepriesene Cicero in Betracht. Rhetorische Lehrschriften stammten schon von Alkuin, später auch von Gerbert.

Die Dialektik, d. h. die mit Hilfe der erlernten stilistischen Künste durchzuführende Schulung des Verstandes, die aber vor allem das Ziel hatte, die christliche Lehre denkhaft aufzunehmen und, wie Hrabanus sagt, die „Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen", war in ihrer spitzfindigen Tüftelei und Disputierkunst den rätsel- und streitliedliebenden Deutschen vielleicht sehr sympathisch, und die Freude am Disputieren zeigt sich auch bei Laien ziemlich früh, so bei Karl dem Großen, später bei Otto II. Aber die eigentliche Blütezeit des Definierens und Interpretierens, des künstlichen Durchhechelns und Beweisens liegt doch

erst später in der geistig selbständigeren Epoche der Scholastik. Doch schwand zum Teil schon im 11. Jahrhundert die bisherige Weise, auf Grund der Grammatik und der Kirchenväter die Heilige Schrift zu erklären, vor der dialektischen Behandlung ihrer Stellen. Auch für die Dialektik gaben antike Autoren den Anhalt: Martianus Capella, Boethius, Cassiodor, Isidor, insbesondere der frühgepriesene Aristoteles, der aber natürlich ins Lateinische übersetzt war (von Boethius und Victorinus), und auch für sie hatte bereits Alkuin ein Handbuch geschrieben. Die meisten dieser Fachhandbücher waren übrigens in dialogischer Form abgefaßt.

Die Musik und die Astronomie, jene mit einem Glockenspiel, diese mit berühmten Vertretern des Faches, beide außerdem mit wenig besagenden Zitaten und Sentenzen. Aus der „Scolastica Historia“ des Petrus (1241), in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17,405). Vgl. Text, S. 173.

Vor dieser dem Geistlichen unerläßlichen Trivialbildung traten die Stufen des Quadriviums, das man wohl auch als Mathematik bezeichnete und immer als sehr schwierig angesehen hat, bedeutend zurück und wurden auch nur von wenigen erklommen. Freilich gewisse elementare Seiten dieser Fächer mußten auch von dem Durchschnittsgeistlichen beherrscht werden, wurden überhaupt schon im Elementarunterricht behandelt, namentlich die ersten Anfangsgründe des Rechnens, bei denen man die Zahlen mittels der Finger darstellte und auch mit deren Hilfe zählen und primitiv rechnen lernte. Ebenso hatte der Gesangunterricht nur wenig mit dem theoretischen Quadrivialfach der Musik, deren praktische Pflege schon oben (S. 161)

erörtert wurde, zu tun. Jener begann sehr früh, um die Knaben sogleich beim Gottesdienst, der ja mit Gesang durchsetzt war, gebrauchen zu können; auf ihn wurde mehr Zeit verwendet als auf irgend einen anderen Gegenstand, und es muß auch schwer gewesen sein, die „rauhen germanischen Kehlen" zum durchgebildeten römischen Kirchengesang zu erziehen. Immerhin führte doch eben diese unerläßliche Gesangs- wie Musikpflege zum theoretischen Studium der Musik (siehe die Abbildung, S. 172), wobei aber auch die Arithmetik, bei dem Studium der Tonverhältnisse, der Tonart u. s. w., mit hineinspielte. Ihm widmeten sich nur die begabten Schüler; Epoche machte hier wieder die Lehrtätigkeit Gerberts. Die Lehrschriften dieses Faches gingen übrigens alle auf Boethius' fünf Bücher de musica zurück.



Die Arithmetik und die Geometrie, männliche Gestalten mit einem Rechenbrett bezw. geometrischen Figuren sowie berühmten Vertretern der Fächer, Zitaten u. s. w. Aus der „Scolastica Historia" des Petrus (1241), in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 17,405). Vgl. Text, S. 174.

Ein ebenso bedeutendes Interesse für die Kirche hatte die Astronomie, einmal wegen der Feststellung der Tages- oder vielmehr der Nachtzeit, um z. B. den Frühgottesdienst richtig beginnen zu können, sodann vor allem wegen der für die Jahresfeste, insbesondere das Osterfest, notwendigen Kalenderberechnung (computus). Bis zu Karl dem Großen feierte man gelegentlich das Osterfest an verschiedenen Orten noch zu verschiedenen Zeiten. Schon die Schüler wurden daher zur Beobachtung des Himmels angehalten, anderseits in der Handhabung eines

Kalendariums unterwiesen. Letztere hatten die meisten Geistlichen notdürftig inne, entbehrten aber wohl gewöhnlich tieferer Kenntnisse auf diesem Gebiete. Immerhin ist dieses komputistische Studium neben der Musik für die Mehrzahl der Kern des ganzen Quadriviums gewesen. Neben der Astronomie brauchte man dazu Arithmetik (siehe die Abbildung, S. 173), neben einer Reihe elementarer astronomischer Regeln über den Lauf der Sonne, des Mondes, der Sterne etwas bessere Rechenkunst. Immer aber enthielten die zahlreichen komputistischen Schriften, wie sie Beda, Alkuin, Hrabanus, Wilhelm von Hirsau u. a. verfaßt haben, und die wieder auf eine Lehrschrift des Boethius — ihrerseits eine Übersetzung von Nikomachs Arithmetik — zurückgehen, einen astronomischen Teil, der allerdings vorzugsweise die zur Osterfestberechnung nötigen Dinge (Epakten u. s. w.) mitteilte. Erst Gerbert leitete wieder einen Fortschritt dieses Faches ein, indem er, vielleicht schon unter Einwirkung der neuen arabischen Einflüsse, den Zeitgenossen wundersame Instrumente, Himmelsgloben u. s. w., einführte, die sich dann in den Schulen verbreiteten. Ebenso hat er aber auch den Rechenunterricht, der damals, sobald es an größere Zahlen ging, äußerst schwierig schien, erleichtert und gehoben durch Verwendung einer (wohl von den Mauren übernommenen) Rechentafel, des Abakus. Im übrigen legte man für das höhere arithmetische Studium nach Alkuins Vorgang besonderen Wert auf eine tiefsinnige, ursprünglich pythagoreische Zahlenmystik und Zahlensymbolik, die man, als für das Verständnis der Heiligen Schrift wichtig, auch in den Schulen behandelte. Vernachlässigt wurde hingegen die Geometrie, denn die Vermessungsinteressen der Römer bestanden nicht mehr. Man hatte lateinische Auszüge aus Euklid, doch hat auch hier Gerbert durch die Neuauffindung der Geometrie des Boethius (wie Euklid auf der Abbildung S. 173 dargestellt) einige Fortschritte gebracht. Geometrie bedeutete damals überdies wesentlich nur rohe Geographie; es war erdkundlicher Unterricht auf Grund meist des Martianus Capella, d. h. antiker Autoren; doch bediente sich schon Notker Labeo dabei eines Erdglobus. Weltkarten hatten sich in den Klöstern in römischer Tradition öfter erhalten. — Nicht schematisch im System untergebracht, gab es noch mancherlei Kenntnisse, die die Schulen vermittelten; so naturwissenschaftliche, die man sich meist aus der theologisch gerichteten Enzyklopädie des Hrabanus de universo holte, zoologische, die sich auf den „Physiologus" stützten, jene mittelalterliche Tierkunde, die antike Vorstellungen und symbolische Verwertung der biblischen Tiere im christlichen Sinne verband; botanische vermittelte der Arzneigarten des Klosters. Geschichtliche Studien wurden wohl meist privatim getrieben, wenn auch der Unterricht geschichtlichen Stoff bei der Lektüre mitteilte. Die zahlreichen Handbücher der Weltgeschichte leiten sich alle von Hieronymus' Weltchronik her.

Es erhebt sich die Frage: wieviel von dieser klerikalen Bildung ging nun wirklich auf die Laien über? Denn nur aus der Hand des Geistlichen erhielt, wie wiederholt betont sei, der deutsche Laie seine Bildung: jene Hofschulen (vgl. S. 51, jedoch auch 163) kommen für die spätere Zeit nicht in Betracht, und andere weltliche Schulen, wie sie wohl in romanischen Ländern vom Altertum her weiterexistierten, gab es in Deutschland nicht. Es scheint sogar nach einem neuen Aufschwung zur Zeit Karls des Großen wieder die Meinung sich weit verbreitet zu haben, daß es einem, der nicht Geistlicher werden wolle, übel anstehe, die Schule zu besuchen. Das stellt wenigstens Wipo 1041 in seinem „Tetralogus" als allgemeine, von ihm freilich bekämpfte Ansicht der Vornehmen in Deutschland, im Gegensatz zu dem Bildungseifer des italienischen Adels, hin. Bis zu einem gewissen Grade könnten die Herrscher mit ihrer Bildung oder Unbildung für die Gesamtheit charakteristisch sein, indessen bewirkten bei ihnen in der Regel ihr engeres leitendes Verhältnis zur Kirche und die Ansprüche, die an sie herantraten,

eine bessere Bildung als bei vielen Großen oder gar bei geringeren Leuten. Immer bei dem Auftreten eines neuen Herrscherhauses zeigte sich ein Tiefstand der Bildung, der langsam beseitigt wurde. Wenn nach Karl dem Großen noch Ludwig der Fromme fließend Latein sprach, sogar Griechisch verstand und kirchenliterarisch sehr beschlagen war, wenn dann weiter Ludwig der Deutsche sich mit Gelehrten umgab, großen Bildungseifer und Wissensdurst hatte, als „edler Franke von weisen Gedanken und weiser Rede" von Otfrid gepriesen wird, mit Hrabanus Maurus freundschaftlich verkehrte und von ihm wie von anderen Werke zugeeignet erhielt, wenn sich ähnliche Interessen auch bei Karl dem Dicken zeigten, so erschienen in den ersten sächsischen Herrschern, Heinrich I. und Otto I., wieder ganz ungelehrte Männer auf dem Throne: aber bald erblühte am Hofe neue Bildung, jene geschilderte Renaissance, und Otto II. wie Otto III. waren hochgebildet (vgl. S. 163), Heinrich II., in Hildesheim und Regensburg erzogen, sogar sehr gelehrt, freilich mit stark kirchlicher Färbung. Wieder kam dann mit dem Salier Konrad II. ein Mann auf den Thron, der weder lesen noch schreiben konnte, ein idiota literarum, wie er damals einmal genannt wurde, während charakteristischerweise seine Gemahlin Gisela wie die Gemahlin seines Vorgängers, Kunigunde, und wie so viele andere edle Frauen sehr gebildet war. Giselas Einfluß bewirkte, entsprechend der Erziehung Ottos II. durch Adelheid, daß bereits Heinrich III. wieder als Hort der Wissenschaft galt: die Glieder seiner Hofschule waren bedeutende Männer, und jener Wipo richtete an ihn die Aufforderung, unter dem Adel die Wissenschaften neu erstehen zu lassen. Von Heinrich IV., der nach Ekkehart IV. Geistliche und am liebsten Gelehrte um sich haben wollte, sich viel mit dem Psalter, überhaupt mit dem Studium der Heiligen Schrift und der freien Künste beschäftigte, wird gerühmt, daß er an ihn gerichtete Briefe selbst lesen und verstehen konnte. Heinrich V. war ebenfalls ein Mann von gelehrten Interessen. Gerade aber die Unbildung der Herrscher aus einem neuen Hause beweist doch eine geringe Bildung unter dem männlichen hohen Adel: es ist charakteristisch, daß seit Karls des Großen Enkel, dem Sohne der Bertha, Nithart, der seine Erlebnisse selbst geschildert hat, kein laiischer Geschichtschreiber wieder auftrat. Im ganzen scheint im 11. Jahrhundert die Sache noch schlimmer geworden zu sein. Damals konnte Wipo jenes Urteil (vgl. S. 174) abgeben, das freilich noch lange zutreffen sollte. Wie bei Heinrich IV. wird bei Pfalzgraf Friedrich im 11. Jahrhundert besonders hervorgehoben, daß er Briefe selbst lesen konnte. Früher scheint das besser gewesen zu sein. Ein Graf Udalrich von Ebersberg beklagt sich zu Beginn des 11. Jahrhunderts z. B. über den Rückgang der Kenntnisse der Rechtsbücher bei den Edelleuten (vgl. S. 125), die also früher vorhanden gewesen sein müssen. Man hat auch mit Recht aus der Existenz einer volkstümlichen lateinischen Literatur im 10. Jahrhundert und aus manchen dichterischen Erzeugnissen in lateinischer Sprache, wie dem „Crist" des Otfried von Weißenburg, auf eine gewisse Laienbildung, die solche Lektüre doch erforderte, geschlossen. Auch gab es wohl vornehme Laien im 10. Jahrhundert, die den Vergil lasen.

Auf alle Fälle aber war eine solche Bildung in den höheren Schichten bei dem weiblichen Geschlechte in viel größerem Umfange vorhanden als bei dem männlichen, wie denn schon der Germane der Frau die Künste des Wissens gern überließ. Neben dem schriftunkundigen König Heinrich I. steht seine Gemahlin Mathilde, die nach Widukinds Bericht als Witwe den Psalter lesen und lateinische Briefe verstehen lernte und von ihrer Dienerschaft das Gleiche verlangte. Ihrem Sohne Otto (II.) las die Kaiserin Adelheid die lateinischen Briefe vor. So hatten viele fürstliche Frauen, wie schon die Töchter Karls des Großen, als gelehrige Schülerinnen von Geistlichen am Hofe einen nicht geringen Bildungsgrad sich erworben. Gelehrte Laien haben

ihre Bildung auch immer zunächst dem Bildungseifer ihrer Mütter verdankt. Meist erlangten vornehme Mädchen solche Überlegenheit aber durch ihre Erziehung im Kloster, durch den Besuch der Schulen der Nonnenklöster, wie er wenigstens bei den Benediktinerinnen möglich war. Gewisse Frauenklöster waren zu berühmten Bildungsstätten geworden, wie z. B. Gandersheim durch die Bestrebungen Gerbirgs oder Quedlinburg. Zu den Zeiten der Ottonen sandte man sogar junge vornehme Knaben, die Kleriker werden sollten, zur ersten elementaren Unterweisung in Frauenklöster, deren Unterrichtsstoff und -weise im ganzen denen der Männerklöster entsprachen. Daneben wurde feine Handarbeit gelehrt. Meist freilich beschränkte sich der Gewinn auf das Psalterlesen und -singen und jene Handarbeit. Der Psalter wurde seit dem 9. Jahrhundert häufig ins Deutsche übersetzt und war „das gewöhnliche Andachtsbuch der Frauen" (Karl Weinhold). Aber gerade bei hochstehenden Frauen finden wir auch ein über dies gewöhnliche Maß hinausgehendes Wissen. Von Hedwig, Ottos des Großen Nichte, der Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, die, dem Griechenkaiser als Verlobte bestimmt, schon als Kind Griechisch lernte, wurde bereits erwähnt, wie sie als Witwe des Herzogs von Schwaben auf dem Hohentwiel von dem St. Galler Mönch lateinisch lernte und mit ihm den Vergil las. Von den Frauen, die aus fremden Landen mit reicherer Bildung auf den deutschen Königsthron kamen, sei nicht weiter gesprochen: zur Schätzung weiblicher Bildung haben sie aber besonders beigetragen. Auch beim Verfall der männlichen Laienbildung blieben die Frauen vielfach ihren Traditionen treu.

Von einer Volksbildung kann man in dieser Zeit nur insofern sprechen, als jene religiöse Unterweisung, die schon Karl der Große allgemein anordnete, auch späterhin kaum gefehlt haben wird. Man darf hier das Bildungsmoment, das in der Predigt lag, nicht übersehen. Voraussetzung ist dabei die deutsche Predigt. So wird zu Anfang des 11. Jahrhunderts als ein verdienstlicher Volksprediger Godehard von Hildesheim genannt. Der Bildungszustand des niederen Pfarrklerus war freilich nicht so hervorragend, daß er den Hörern große Schätze bieten konnte. Aber immerhin mochten Erzählungen aus den Legenden, auch wohl einiger eingestreute weltliche Wissensstoff gewisse Kenntnisse verbreiten helfen.

Ein elementarer Teil des Unterrichts ist bisher noch nicht berührt worden, das Schreiben. Es bildet die Grundlage für eine der wichtigsten Kulturleistungen des mittelalterlichen Klerus, für seine Abschreibetätigkeit. Das, was uns von antiken Autoren erhalten ist, verdanken wir wesentlich dem behaglichen Eifer mönchischer Abschreiber. Auch darin folgten diese wieder nur den antiken Traditionen. Im klassischen Altertum hatte die Abschreibetätigkeit als Mittel, Wissen und Bildung zu verbreiten, bereits eine außerordentliche Höhe erreicht. In den großen Kulturzentren der antiken Welt bewirkte sie einen fast modernen literarischen Verkehr. In Athen entwickelte sich ein solcher Verkehr stärker erst nach dem Peloponnesischen Kriege, ein eigentlicher geschäftlicher Betrieb erst seit Alexander dem Großen. Zu den Handschriften vervielfältigenden Gelehrten traten bald die abschreibenden Sklaven reicher Privatleute, dann gewerbsmäßige Abschreiber; damit im Zusammenhang entwickelte sich ein lohnender, nicht immer solider Handschriftenhandel; bildungseifrige Römer konnten ohne Schwierigkeiten ganze Bibliotheken in Athen kaufen. Die Rolle Athens übernahm später Alexandria, auch wohl Antiochia und andere Städte, ins Große ging die Entwickelung aber im kaiserlichen Rom. Die Masse der Sklaven gestattete einen wirklichen Großbetrieb. Von dem zweiten Buche der Epigramme Martials ließ der Verleger in einem Tage 1000 Exemplare herstellen. Mit dem sinkenden Altertum ist dann dieser ganze Betrieb

außerordentlich zurückgegangen, aber immerhin doch nicht vernichtet worden und in Italien wohl nie ganz verschwunden. In den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung vernimmt man noch häufig von gewerbsmäßigen weltlichen Schreibern; allmählich aber geht die Tätigkeit des Bücherschreibens auf den Bildungsträger des Mittelalters, den Klerus, über. Und zwar widmeten sich ihr weniger die Weltgeistlichen, obgleich wir eine von einem solchen geschriebene Handschrift von 517 haben und Weltgeistliche in den Kanzleien oder als Lohnschreiber erwähnt finden, als vielmehr die Mönche. Zunächst war es die Kirche selbst, die für ihre Bedürfnisse Bücher und daher auch Bücherschreiber brauchte. Die Institution der Klöster war wie dazu geschaffen, Leute mit genügender Muße zu solcher Beschäftigung herzugeben. Hieronymus empfiehlt schon gelegentlich einem Mönch das Bücherschreiben, Cassiodor hat das Abschreiben geistlicher Werke als sehr verdienstlich hingestellt, auch wohl seine Mönche zu solcher Tätigkeit organisiert. Eine ganz besondere Bedeutung erhielt diese nun bei der Ausbreitung der Klöster nach England und Irland sowie nach Deutschland. Hier, wo nicht mehr Reste antikweltlicher Kultur wie in Italien und Gallien existierten, wo man nicht von weltlichen Schreibern Bücher beziehen konnte, galt es auch, die nichtgeistliche Literatur, die man doch zum Studium der lateinischen Sprache und zur Gewinnung gewisser stofflicher Kenntnisse brauchte, ebenfalls zu vervielfältigen; und hier haben sich wieder die Benediktiner, in Verbindung mit ihrem Schulwesen, besondere Verdienste erworben. Eine anfängliche Inferiorität dieser Leistungen, auch der Schrift selbst, haben namentlich Karls des Großen Bildungsreform und das Muster, das Alkuin im St. Martins-Kloster zu Tours gab, und durch das er über Fulda wieder auf Deutschland wirkte, beseitigt. Es wurde die Schreibstube ein unentbehrliches Requisit für jedes Kloster, und zahlreiche Äußerungen in Versen wie in Prosa preisen von nun an die Schreibtätigkeit der Mönche als dem Himmel wohlgefällig. Naturgemäß richtete sie sich in erster Linie immer auf die Herstellung der für den Gottesdienst nötigen Bücher, auf Evangeliare, Meßbücher u. s. w.

So war denn das Erlernen des Schreibens unbedingtes Erfordernis für den künftigen Geistlichen. Der Schüler begann damit, Buchstaben und Worte, die auf Wachstafeln eingegraben waren, mit dem Griffel nachzuziehen, dann fing er an, sie selbst nachzubilden. Durch Glattstreichen des Wachses war die Tafel immer wieder brauchbar, wie man denn solche mit den inneren Seiten zusammengeklappten Wachstafeln nicht nur am Gürtel des Lehrers in der Schule, sondern auch beim Schreiber in der Kanzlei, bei den Räten u. s. w. sah, denn ihnen vertraute man allerlei Notizen an. Auf die vorbereitenden Übungen folgte das Schreiben mit Tinte auf Pergament. Der Papyrusstoff, den der Römer verwendet hatte, war allmählich außer Gebrauch gekommen: man stellte jetzt Baumwollenpapier im fernen Orient, in Bagdad und Damaskus her, von wo es zuweilen ins Abendland kam. Das jetzt hier als Hauptschreibstoff geltende und für Bücher seiner Dauerhaftigkeit wegen vorzuziehende Pergament war teuer, und man ging daher sparsam mit ihm um, schrieb wohl auch auf bereits benutztes Pergament nach Beseitigung des früheren Textes noch einmal (Palimpseste); es war aber auch nicht leicht zu beschreiben und gestaltete den Schreibbetrieb schwerfällig. Überhaupt mochte den Schülern das Erlernen des Schreibens sauer ankommen. Auf die richtige Haltung der Feder, des Tintenrohrs, wurde vor allem geachtet. Der Rücken büßte oft, wie manche Äußerungen zeigen, für die Ungelenkheit der Finger. War aber dann der Knabe ein angehender Schreiber geworden, so wurde er häufig sogleich zum Abschreiben von Handschriften herangezogen, was nicht immer zur Güte der Schrift beitrug. „Und eure Knaben", heißt

es schon in der „Allgemeinen Ermahnung“ Karls des Großen von 789, „laßt nicht beim Lesen oder Schreiben sich verderben. Und wenn es nötig ist, ein Evangelienbuch oder einen Psalter oder ein Meßbuch abzuschreiben, so sollen das Leute reifen Alters schreiben mit aller Sorgfalt.“ Doch sind noch später Handschriften, die uns erhalten sind, von Knaben hergestellt worden.

Zur Handschriftenanfertigung waren nun mancherlei Vorbereitungen — alles in Verfolg römischer Tradition — notwendig. Das Pergament mußte richtig ausgewählt, dann geschabt, mit Bimsstein geglättet und liniiert werden. Mancher brachte damit die Abendstunden zu, falls er nicht studierte. Auf die Herstellung der Tinte wurde große Sorgfalt verwendet. Die Schreibstube der Klöster war dann der Schauplatz emsiger Tätigkeit; zu rascherem Fortgang verteilte man oft die Lagen des abzuschreibenden Werkes an verschiedene Schreiber, so daß dieselbe Handschrift verschiedene Hände aufweist und sich je nach der weiten oder engen Schrift zuweilen Zusammendrängung der Buchstaben oder aber freier Raum am Schluß der Lage findet. Zahlreich sind die fleißigen Schreiber unter den Mönchen gewesen, zahlreich die Schreibkünstler unter ihnen, die sich der geliebten Tätigkeit wohl auch in ihrer Zelle widmeten. Einzelne verherrlichte sogar die Legende, wie den Schottenmönch Marianus in Regensburg. Von dem Prämonstratenser Richard in Wedinghausen, einem Engländer, bewahrte man die zwanzig Jahre nach seinem Tode noch wohlerhaltene rechte Hand als Reliquie auf. Über die Mühsal, die die langwierige Arbeit mit sich brachte, ist freilich auch oft von den Schreibern geklagt worden. „Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper arbeitet“ (Tres digiti scribunt, totum corpusque laborat) — der Vers kehrt in mehreren Handschriften wieder. „Hart ist des Schreibers Kunst vor allen Künsten“, heißt es ein anderes Mal. Auch Nonnen lagen dem Schreiben, das sie lernen mußten, nicht selten ob, wie denn für Hildebald von Köln zur Zeit Karls des Großen neun Nonnen Handschriften abschrieben; seit dem 12. Jahrhundert haben wir darüber mehrfach Nachricht. Auf die Korrektheit der Handschriften, vor allem der kirchlichen, achtete man nach einer Periode der Verwilderung im 7. und 8. Jahrhundert seit Karl dem Großen sorgfältiger, ohne freilich die durch die Eigenschaften der Vorlagen oder die Unfähigkeit und auch das Besserwissenwollen der Schreiber hervorgerufene Fehlerhaftigkeit überwinden zu können. Wir haben anderseits Beispiele für eine sorgsame Kritik, wie bei Ekkehart IV. von St. Gallen. Mancher Abt las selbst Korrektur oder sorgte, wie Wilhelm von Hirsau, für einen gelehrten Korrektor. Den Grundstock der Handschriften bildeten die kirchlichen, daneben aber richtete man gleiche Sorge darauf, die Klassiker, namentlich die Dichter, deren man zum Unterricht bedurfte, abzuschreiben. Es war nicht immer leicht, sich die Vorlagen zu verschaffen, da sie ein anderes Kloster aus Furcht, sie nicht wiederzuerhalten, meist nicht hergab. Die Handschriften mußten aus diesem Grunde oft außerhalb des Klosters hergestellt werden.

Allzu groß darf man sich daher auch nicht die Bibliotheken der Klöster denken. Neben den Meßbüchern, Antiphonarien u. s. w., die überall da waren, neben den Unterrichtsbüchern ferner kamen anfangs wohl nur wenige Bücher ins Kloster. Fulda, Reichenau, St. Gallen mögen aber schon früh einige hundert Bücher besessen haben. Einen höchst fürsorglichen Bibliothekar hatte Reichenau in Reginbert. Dem 821 begonnenen Katalog fügt er das Verzeichnis der Bücher bei, welche er „de meo gradu“ (also seinerseits) geschrieben oder abschreiben lassen oder von Freunden geschenkt erhalten hat. Seit dem 10. Jahrhundert kamen dann durch die engere Verbindung mit Italien zahlreiche Handschriften, von Mönchen dort erworben, nach Deutschland, und nun setzte auch eine regere Abschreibetätigkeit ein. Die Briefe Gerberts zeigen, daß man damals insbesondere auch den klassischen Schriftstellern

eifrig nachspürte; oft sind solche Handschriften von Geistlichen sehr teuer in Italien erworben worden, und jedenfalls hat diese Zeit das Hauptverdienst um die Überlieferung der Klassiker. Viele Äbte begannen angelegentlich für Vermehrung ihrer Bibliotheken zu sorgen. Ebenso wurden allmählich die Geschenke häufiger. Man hütete diese Schätze ängstlich, verlieh in der Regel auch wohl nur gegen Pfand. Gerade große Herren haben des öfteren den Klöstern Bücher entnommen und das Wiedergeben vergessen oder, wie Otto II. gegenüber St. Gallen, lange hinausgeschoben (vgl. S. 163).

Wertvoll waren die Bücher übrigens oft schon durch ihren Einband (siehe die nebenstehende Abbildung). Auch hierfür sorgten die Mönche entweder selbst oder durch Klosterleute. Es entwickelte sich so ein neuer Zweig des Kunstgewerbes, und statt der Holzdeckel wählte man zuweilen Elfenbeinplatten mit Edelsteinschmuck und Gold- oder Silberbeschlägen; solche Bücher hielt man natürlich sorgsam verschlossen. Der innere Schmuck der Handschriften ist schon mehrfach in seiner kunstgeschichtlichen Wichtigkeit berührt worden. Auch im Material wurde früh ein gewisser Luxus getrieben, z. B. wurde die aus dem Altertum überlieferte Mode, auf purpurgefärbtem Pergament mit Gold und Silber zu schreiben, durch die angelsächsischen Klöster weitergepflegt und kam dann in das karolingische Frankenreich, wurde aber namentlich von den Franzosen, die überhaupt, wie z. B. die Kluniazenser, Handschriftenluxus trieben, fortgesetzt. Die Handschriften des Klosters waren nicht selten die Grundlage für ein gelehrtes Studium einzelner Mönche. Diese



Der Einband zum Codex aureus aus dem Kloster St. Emmeram zu Regensburg (975), in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 14,000).

wurden zum Teil wirkliche Gelehrte; es kommen Spitznamen vor, wie Bücherfaß (vas librorum) für einen Abt von Benediktbeuren.

Die Literatur nun, die man damals überhaupt benutzen und überschauen konnte, bestand einmal in den kirchlichen Schriften, zunächst der Bibel selbst, deren eifriges Studium uns neben der meist poetischen Übersetzungsliteratur vor allem die von deutschen und lateinischen Wort- und Satzerklärungen oder Übertragungen bedeckten, heute noch erhaltenen Handschriften zeigen, sodann in den Werken der Kirchenväter, namentlich des Hieronymus, Augustinus, Gregor und späterer kirchlicher Autoren, seit Ausgang des 10. Jahrhunderts auch in der kirchenrechtlichen, kanonistischen Literatur, den Konzilienbeschlüssen, Papstdekreten u. s. w., deren Kenntnis für den höheren Geistlichen sich eigentlich von selbst versteht, auf deren Studium aber ebenfalls die starke Glossierung der Handschriften weist. Weiter ist dann die poetische Literatur christlichen Charakters wichtig, die Dichtungen und Hymnen des Juvencus, Sedulius, Prudentius, Ambrosius. Diese empfiehlt neben denen des Bischofs Avitus von Vienne schon Notker von St. Gallen dem jungen Salomo, dem späteren Konstanzer Bischof, zum Studium, und namentlich Prudentius wurde ein gefeierter Schulschriftsteller, den man besonders gegen Vergil auszuspielen liebte. Dem geschichtlichen Studium dienten die Chroniken des Eusebius, bezw. Hieronymus, des Orosius, des Beda. Als poetisches Kompendium der sieben freien Künste wurde der schon erwähnte Marcianus Capella inner- und außerhalb der Schulen eifrig studiert. Hierher gehören auch die Schriften des Viktorinus und Cassiodor. Ein Lieblingswerk war sodann des Boethius Buch „von den Trostgründen der Philosophie". Es führt uns zu der heidnischen Literatur und weiter zu der des klassischen Altertums. Schon beim Schulbetrieb ist von ihr gehandelt worden; aber auch außerhalb desselben beschäftigte man sich mit ihr in ernster Arbeit wie zur Unterhaltung. Im Vordergrunde standen die Dichter, in erster Reihe der neben Prudentius auch dem grammatischen Unterricht dienende Vergil, namentlich seine „Äneis". Charakteristisch ist die Klage Alkuins, die er an den in Vergilstudien aufgehenden Rikbod, Erzbischof zu Trier, richtete: „Hieße ich Vergil, so würde ich immer vor Deinen Augen stehen, so würdest Du höchst aufmerksam meine Worte studieren u. s. w." Sehr beliebt war sodann Terentius, an dessen Dramen sich auch manche Klosterdame erfreute, trotz der Hrotsvit (vgl. S. 164). Plautus, weniger elegant, trat fast ganz zurück. Noch mehr wandten die Nonnen aber ihr Interesse dem schlüpfrigen Ovidius zu, insbesondere der Liebeskunst (ars amatoria), die den jungen adeligen Damen, die im Kloster erzogen waren, ebenfalls recht bekannt zu sein pflegte. Ebenso wurden die nicht gerade moralischen Satiriker Martial, Juvenal und der grimmige Persius im Mittelalter gelesen, auch in den Schulen. Wesentlich erst seit dem 10. Jahrhundert scheint mit den eben genannten Autoren Horaz in Aufnahme gekommen zu sein, gehörte dann aber bald zu den häufiger gelesenen Autoren. Dazu gehörten endlich Lucan, Seneca und der Dichter Statius, wohl auch Phädrus. Weniger verbreitet scheinen wie Plautus Catullus, Tibullus, Lucrez gewesen zu sein. Übrigens ist der anfangs so eifrig studierte Terenz später zurückgetreten; aus den Schulen verschwand er zuerst: in der Liste der Schulautoren des Hugo von Trimberg von 1280 kommt er nicht mehr vor. Unter den Prosaikern steht der lange Zeit hindurch mit Verehrung genannte Cicero obenan; eifrig gelesen, zum Teil nachgeahmt wurden Cäsar, Sallust (z. B. von Widukind nachgeahmt), Suetonius, der jüngere Plinius. Auch Varro, Livius, Tacitus sind dem Mittelalter bekannt gewesen. Freilich gilt dieses „bekannt" für alle diese Autoren doch nur in beschränktem Sinne. Walter von Speier z. B. hat die von ihm aufgezählten Schulautoren seiner Jugendzeit vielleicht,

um den gelehrten Anstrich zu steigern, zu zahlreich angegeben (Juvenal, Persius). Aber auch von Horaz, Vergil und Ovid sind oft nur bestimmte Teile wirklich bekannt gewesen; denn der Hauptzweck des Studiums der antiken Autoren war, Sentenzen und formale Phrasen aus ihnen zu holen. Viele Stellen liefen als Merkverse umher, kehrten in den Schulsammlungen wie in den Formelbüchern immer wieder und wurden in der literarischen Produktion zum formalen und sachlichen Aufputz benutzt (vgl. S. 183).

Es erhebt sich die Frage, wie weit die griechische Literatur bei diesen Studien in Frage kam. Man hat in der karolingischen Renaissance versucht, diese Sprache dem Bildungsstoff einzufügen, freilich ohne nachhaltige Folgen. Alkuin und Hrabanus haben sie nicht gekonnt. Ferner brachten dann die Beziehungen zu Byzanz Anregung, Griechisch zu lernen. Die Vermählung Ottos II. mit der Theophano bezeichnet den Höhepunkt solcher Bestrebungen, die aber mit Otto III. ausliefen (vgl. S. 163f.). Ebenso episodenhaft waren die griechischen Studien, die durch die Vermittelung der darin merkwürdig bewanderten Iren nach Deutschland gekommen sind und namentlich in Reichenau und St. Gallen gepflegt wurden. Auch sonst werden im 10. Jahrhundert höhere Geistliche erwähnt, die des Griechischen kundig waren. Es scheint damals eine gelehrte Mode gewesen zu sein, für welche die steigende Verbindung mit Italien in Betracht kommen mochte. Dort ist die Kenntnis des Griechischen und griechischer Autoren das ganze Mittelalter hindurch überhaupt nicht verschwunden. Damals aber standen noch Teile Italiens unter griechischer Herrschaft. Dazu kam der immer wachsende Handelsverkehr mit Byzanz. Auf Deutschland konnte das alles jedoch wenig wirken, und wenn wir aus dem übrigen Abendland auch Spuren der Kenntnis des Griechischen, z. B. bei Johannes von Salisbury und Johannes Scotus Erigena, finden, so wird auch dort das Griechische im Unterricht jedenfalls keine Rolle gespielt haben. In Deutschland aber sind griechische Autoren im Original kaum gelesen und studiert worden. Mancher lernte die griechischen Buchstaben, um die in lateinischen Handschriften vorkommenden Worte nachschreiben zu können. Namentlich gaben die griechischen Beispiele des Priscian Anlaß, sich darüber zu unterrichten. Was gelesen wurde, wurde in lateinischer Übersetzung gelesen, so vor allem Aristoteles und Euklides in der des Boethius. Von Homer scheint eine lateinische Bearbeitung existiert zu haben, worauf der bei Walter von Speier und Hugo von Trimberg genannte Homerus latinus hinweist.

Das große Problem, das für die mittelalterliche Kirche durch die Beschäftigung der Geistlichen mit den Klassikern überhaupt gegeben war, nämlich wie weit daraus kirchliche Gefahren entständen, wird uns erst später beschäftigen; jedenfalls hat die Kirche jenes Studium der Klassiker immer nur als Hilfsmittel für die Erkenntnis der wahren, der göttlichen Weisheit aufgefaßt. Sehr viel haben die Geistlichen und damit die Allgemeinheit aus dem Studium der antiken Autoren nach der praktischen Seite hin gewonnen; so beim Bauwesen, bei der Landwirtschaft (vgl. S. 153 und 155), so bei der Heilkunde. Was man über eine primitive Volksmedizin hinaus wußte, auch wohl lehrte und übte, beruhte zunächst auf den antiken medizinischen Schriftstellern, die allmählich völlig bekannt wurden. Von eigenen Forschungen hielten zum Teil religiöse Gründe ab, so vom Sezieren der Leichen. Hrabans Vorträge über den menschlichen Körper in Fulda waren wohl nur literarisch fundiert. Die Heilkräuterkenntnis, die man zu Salben und Tränken (z. B. dem Paulinischen Trank) nutzte, war wesentlich antikes Gut, ebenso die gar nicht üblen Kenntnisse über richtige Diät. Man hatte auch künstliche Arzneien. Geschädigt wurden solche Kenntnisse durch die nicht nur im Volke noch lebendige Auffassung der Krankheiten als Einwirkung böser Geister und den Glauben an die

Heilkraft von Reliquien u.s.w. Besseres Wissen und gründlicherer Forschungsgeist hatten sich in Italien gehalten: abgesehen von den Juden (vgl. S. 118) waren die gelegentlich nach Deutschland kommenden medici Italiener. Sehr alt ist auch der Ruhm der Schule von Salerno, der reiche Kranke auch aus der Ferne dorthin zog. Manches mag von Italien auf die deutschen Klöster übergegangen sein. In St. Gallen waren aber schon früh einzelne Mönche gepriesene Heilkünstler, so Iso, so Notker Pfefferkorn. Andere Geistliche werden ebenfalls gerühmt, wie Bernward von Hildesheim, der ideale Typus des Mannes von Künsten und Kenntnissen. Jedenfalls waren alle besseren Kenntnisse, die auf diesem Gebiete nach Deutschland übertragen waren, in den Händen der Geistlichen, die auch gar nicht wenige Schriften über Krankheiten verfaßt haben.

Dem Umfang und der Art der gelehrten Studien entspricht die produktive literarische Tätigkeit der Geistlichen, die natürlich allein eine solche pflegten. Ein freier Schaffensdrang hat diese Literatur nicht hervorgerufen, in erster Linie vielmehr das praktische Bedürfnis der Kirche, vor allem die Notwendigkeit, die heiligen Schriften und die Werke der Kirchenväter näher zu erläutern. Immer wieder strebte man sodann Muster zur Erbauung und Nacheiferung aufzustellen; darum schilderte man die mit Wundern erfüllte Geschichte des oder der Heiligen, die für die zunächst ins Auge gefaßten Leser von besonderer Wichtigkeit waren, darum die fromme Gründungs- und Erweiterungsgeschichte seines Klosters, darum das Leben hervorragender Kleriker; darum wandte sich auch die Dichtung wesentlich religiösen Stoffen zu und brachte Hymnen und Kultusgesänge zahlreich hervor. Aber doch bildete sich für den gelehrten Geistlichen eine Domäne literarischer Tätigkeit aus, die auch die Nachwelt zu dankbarer Anerkennung zwingt: das war die Geschichtschreibung. Hierin liegt die größte Leistung des literarisch tätigen Geistlichen im Mittelalter, hier zeigt er sich oft auch als wirklicher Gelehrter. Schon jene Biographieen großer, für die Kirche bedeutsamer Männer, seien es Kirchen-, seien es weltliche Fürsten, waren doch wesentlich historische Literatur, wenn auch die Tendenz eine kirchliche war und sehr viele dieser Biographieen sich nach ihrer ganzen Haltung in die umfangreiche Masse jener mit Wundern arbeitenden Heiligenleben einreihen ließen. Wichtiger aber war die annalistische, die Chronikenliteratur, die den zeitgenössischen Ereignissen auf dem Fuße folgte. Die Ottonische Glanzzeit wie die Blütezeit deutscher Reichsmacht unter den ersten Saliern riefen bei den Geistlichen als den einzig dazu Befähigten einen Eifer hervor, die großen Zeitvorgänge zu schildern. Im Heimatslande der sächsischen Herrscher schrieben, um von anderen Klosterannalen zu schweigen, der Korveyer Mönch Widukind seine Sachsen-Geschichte (res gestae Saxonicae), freilich ein in Form und Inhalt noch mangelhaftes Werk, und später der Bischof Thietmar von Merseburg seine stilistisch auch noch nicht vollendete, aber doch schon gelehrter aussehende Chronik. Weiter haben dann die bewegten Zeiten des 11. Jahrhunderts, die politischen und kirchlichen Konflikte und Erschütterungen sowohl historischen und politischen Sinn als auch eine gewisse Warmherzigkeit der Darstellung geweckt und die bedeutendsten Geschichtswerke des Mittelalters überhaupt hervorgerufen. Gleichzeitig bewirkte das bessere Studium der römischen Autoren eine gewisse literarische Höhe. Insbesondere die interessanten und anschaulich geschriebenen, sachlich freilich vorsichtig zu benutzenden Annalen Lamberts von Hersfeld, die mit der auch sonst üblichen Weltchronik gleichsam als Schulhandbuch beginnen, dann aber für die Zeit des Verfassers, die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts, wertvoll werden, sind eine wirkliche literarische Leistung. Ein hervorragendes Werk aus dieser Zeit ist ferner, um viele andere unerwähnt zu lassen, Adams von Bremen Bistumsgeschichte von Hamburg-Bremen; auch sie ist, ganz abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die nordische Geschichte, als Zeitschilderung wertvoll.

Erworben wurden solche Kenntnisse keineswegs nur aus der engen Klosterzelle heraus. Der schreibende Mönch hatte oft als Weltgeistlicher den Ereignissen als Augenzeuge mit lebhaftem Anteil folgen können, ehe er sich in ein Kloster zurückzog; oder er war im Dienste der Kirche weit herumgekommen, hatte wohl auch am Hofe des Kaisers geweilt, was natürlich von den Bischöfen, wie jenem Thietmar, noch in viel höherem Grade gilt. Die Geschichte aber längst vergangener Zeiten, mit der er seine Chronik einleitete, entnahm er in unbefangenster Weise anderen Chroniken oder auch antiken Autoren. Den Begriff des Plagiats kannte man nicht. So konnte der damalige Geschichtschreiber eigentlich nur ein Mönch sein, denn das Kloster allein gab das literarische Material her. Unendlichen Fleiß hat nun mancher von ihnen in seiner Zelle entfaltet, ließ sich auch wohl zuweilen darin einmauern, wie Marianus Scotus, der Verfasser einer berühmten Chronik. Objektivität und Unparteilichkeit sind freilich nicht die starke Seite der geistlichen Historiker. Der kirchliche Eifer hat sie bewußt oder unbewußt oft zu Entstellungen der Wahrheit verleitet. Es mag hierbei das wenig ehrenvolle Kapitel der mönchischen Fälschungen berührt werden. Es gibt eine ganze Reihe von Chroniken und Legenden, bei denen der Abschreiber ein Original vor Augen gehabt haben will, das nachher verloren gegangen oder verbrannt oder in Staub zerfallen sein soll oder dergl. Diese Originale haben aber wahrscheinlich nie existiert. So will Balther, Mönch in Säckingen, das Leben seines Klosterstifters, des heiligen Fridolin, in einer wohl gar nicht existierenden Handschrift des Klosters St. Avold gefunden haben, da er es aber nicht mitnehmen durfte und kein Material zur Abschrift da war, es zu Hause aus dem Gedächtnis aufgeschrieben haben. Solcher Mangel an Gewissenhaftigkeit erklärt auch die zahlreichen von Mönchen vorgenommenen Fälschungen von Urkunden namentlich in späterer Zeit, z. B. von Stiftungsbriefen von Klöstern; man wollte damit in kirchlichem oder klösterlichem Interesse gewisse Rechte stützen oder, was schlimmer war, neue Rechte erwerben. Eine mehr stilistische Beeinflussung erhielt sodann die mönchische Geschichtschreibung durch die Vorbilder der römischen Historie. Man war auch darin außerordentlich naiv. Nicht nur äußerliche Phrasen und Wendungen, Vergleiche, Eingänge u. s. w. übernahm man in Masse, sondern übertrug auch ganze Schilderungen auf andere Objekte, wie z. B. Angilbert für die Beschreibung von angeblichen Hafenbauten Karls des Großen sich an Vergils Beschreibung des karthagischen Hafens hält, Josephus dem Ragewin für die Darstellung der Taten Barbarossas ganze Seiten hergeben oder Sallusts Charakteristik Cäsars und Catos demselben Autor für die Schilderung Heinrichs des Löwen und Welfs VI. dienen mußte. Nahm der eine solche Stellen ungeändert herüber, so setzte der andere aus vielen bunten Lappen antiker Autoren beinahe etwas Neues zusammen. Es zeigt das doch auch den geringen Wahrheits- und Wirklichkeitssinn des Mittelalters.

Eine Eigentümlichkeit der mittelalterlichen Prosa überhaupt begegnet auch in den geschichtlichen Arbeiten: die häufige Verwendung reimartiger Schlüsse von Satzteilen oder die Einfügung von ganzen Versen, die Folgen des damals üblichen grammatischen Unterrichts. Manche Erzählungen geschichtlicher Ereignisse haben dann überhaupt die poetische Form angenommen: jene Hrotsvit von Gandersheim beschrieb Ottos des Großen Taten in leichtfließenden leoninisch gereimten Hexametern (gesta Odonis), aus Heinrichs IV. Zeit stammt das Gedicht vom Sachsenkrieg (carmen de bello Saxonico), das nicht nur geschichtlichen, sondern auch einen gewissen dichterischen Wert hat. Im ganzen aber ist schon wegen der lateinischen Schulsprache auch die lateinische Dichtung jener Zeit ein Produkt gelehrter Arbeit und daher am besten hier zu erwähnen. Dichterische Feinheiten, wie sie sich etwa in des

Reichenauer Abtes Walahfried Strabo Beschreibung seines Klostergärtchens finden, sind schon in den übrigen Dichtungen desselben Autors, die sich wesentlich nur durch die äußere Formgewandtheit — diese war neben Künstlichkeit auch das Charakteristische der Dichtungen etwa des Hrabanus Maurus — auszeichnen, selten und kommen bei späteren Dichtern kaum vor. Ebenso steht eine rührende Dichtung aus dem Ausgang des 9. Jahrhunderts, „die Klage des Mönches Agius über den Tod seiner Schwester", ganz vereinzelt da. Um diese Zeit begann allerdings ein Aufschwung der geistlichen Poesie in St. Gallen, wo Notker Balbulus jene poetischen Prosatexte zu den Kirchenmelodieen, die Sequenzen dichtete, freilich ohne besondere Formschönheit, wie auch Tutilo und Ratpert ähnliches produzierten. Die dortige Sequenzendichtung ist dann in Ottonischer Zeit durch Ekkehard I. sehr gehoben worden. Von ihm stammt aber weiter jenes von Ekkehard IV. umgearbeitete, über das gelehrte Wesen hinausgehende schönste mittelalterliche Gedicht, das lateinische Walthari-Epos, das sich stofflich auch an nationale Überlieferung anschließt (vgl. S. 77). Neben dem Waltharilied und Hrotsvits Dichtungen verschwindet die Produktion dieser Zeit, die das schulmäßige Versemachen in kleinen Gelegenheitsgedichten, Grabinschriften oder geistlichen Dichtungen zur Anwendung brachte, doch sehr. Diese Literatur, bei der es auf die äußere Form, auf richtigen Versbau, nicht auf poetischen Gehalt ankam, beherrscht wesentlich auch das 11. Jahrhundert, das namentlich an Kirchenhymnen reich ist.

Einer der eben erwähnten geistlichen Dichter gelehrten Charakters, Tutilo von St. Gallen, der gewisse kirchliche Gesänge ohne eigentliche Versform, Tropen, dichtete, kann uns alles, was über die Kulturleistungen des frühmittelalterlichen Klerus bisher gesagt ist, zum großen Teil in seiner Person zusammenfassend verkörpert zeigen. Er war ein hochgefeierter Gelehrter, ein hervorragender Lehrer, ein bedeutender Musiker, weiter aber Baumeister und Bildhauer, Maler und Goldschmied, ein eifriger Landwirt, und endlich hat er sich auch mit Handelsgeschäften abgegeben. Dabei war er eine große, starke Gestalt, kurz der Typus dessen, was der barbarische Deutsche unter der Kulturpflege der Kirche werden konnte.

Aber wie sein Leben dem Dienste der Kirche geweiht war, so wurde überhaupt alles, was als Kulturleistung bisher genannt wurde, nur zum höheren Ruhm der Kirche geleistet. So war auch das letzte Ziel der Gelehrsamkeit die Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, das höchste Studium jedes Gelehrten die Theologie; sie galt als die „Mutter aller Wissenschaften". Und das ist nun überhaupt das Charakteristische: die erziehende, bildende, sittigende Tätigkeit der Kirche, die zunächst in den Vordergrund trat und sie weniger als religiöses denn als wirtschaftlich-soziales und Bildungs-Institut erscheinen ließ, hat, so segensreich sie für die Entwickelung des deutschen Menschen gewesen ist, niemals menschliche, weltliche Ziele in sich getragen: zu christlicher Vollkommenheit sollten die Menschen erzogen werden. Es war daher nicht wunderbar, daß diese Kirche, die so oft der Welt diente, bei Erlangung einer gewissen Machtfülle dieser Welt feindlich gegenübertrat, daß insbesondere bei gesteigertem weltlichen Leben die überirdischen Ziele so stark betont wurden, daß die Kirche einen weltabgewandten, kulturfeindlichen Zug erhielt. Die Fülle ihrer weltlichen Aufgaben und Betätigungen anderseits führte von selbst, wie noch zu zeigen sein wird, zu einer Verweltlichung der Kirche. Die Reaktion dagegen brachte wieder eine starke Betonung ihres traditionellen asketischen Grundzuges mit sich: es beginnt schließlich ein Kampf der Kirche mit der Welt. Es schien, als ob die eben aufsteigende kulturelle Entwickelung des deutschen Menschen durch dieselbe Macht, die sie gefördert hatte, wieder erstickt werden sollte. Die außerordentlich erstarkte Kirche wollte alle Mächte dieser Welt unter ihre Herrschaft bringen, ihren Zielen dienstbar

machen, die äußere Herrschaft der Kirche über den einzelnen Christen wurde zu einer gewaltigen Beeinflussung des Inneren gesteigert: im Prinzip, in der Theorie wurde alles menschliche Tun zur Sünde, man sollte die Welt fliehen, ihren Freuden entsagen, in der Nachfolge Christi schon auf Erden dem Himmel zustreben. Und doch war diese Forderung nicht nur jener Reaktion entsprossen: es handelt sich vielmehr um eine tiefe allgemeinere Strömung. Jener asketische Grundzug der Kirche war in der Tat immer vorhanden, wenn er auch zuzeiten ganz zurücktrat. Der Ursprung der asketischen Anschauung liegt im Orient, aber bereits der asketische Geist, den die Überkultur des sinkenden Altertums erzeugte, war doch wieder ein Produkt seiner Zeit und brachte neue Elemente in die kirchliche Auffassung der Askese. Wieder anders war die leidenschaftlichere, naivere, jugendlichere Art der Askese, die seit dem 9. Jahrhundert die Menschen befiel. Die tiefe Erkenntnis, aus der man eine gewisse Berechtigung der Weltentsagung überhaupt ableiten kann, die Erkenntnis des Erbärmlichen, Kläglichen, Hohlen in dem menschlichen, nur äußerlich glänzenden Tun und Treiben, Streben und Hasten, diese Erkenntnis, die nur der Weise eines hochkultivierten Volkes erringt, lag der asketischen Richtung dieser Zeit ganz fern. Freilich eine ältere, dem sinkenden, greisenhaften Altertum, das ja überhaupt der Lehrer des Mittelalters war, entstammende Anschauung wirkte nach, die wesentlich Augustinische der natürlichen Sündhaftigkeit des Menschen, die Auffassung des irdischen Lebens als eines Überganges zur jenseitigen Freude. Aber die asketische Form des mittelalterlichen Glaubenslebens ist doch auch aus dem Zeitcharakter zu erklären. Man möchte sie als die unvermeidliche Durchgangsform des neuen Glaubens bei dem Übergang von seiner äußerlichen Annahme zu einem tieferen, freilich nicht verstandes-, sondern gefühlsmäßigen, mystischen Erfassen ansehen. Und auch der Umstand, daß der neue Geist sich nicht auf das rückständigere Deutschland beschränkt, sondern ebenso im Westen hervortritt, kann diese Auffassung nicht umstoßen. Denn auch dort handelt es sich jetzt nicht mehr um altes, verfaulendes Leben, sondern um neue Entwickelung. Man wollte die christlichen Wahrheiten, die man noch nicht faßte, wirklich schauen, innerlich erleben. Es ist die leidenschaftliche, massive Hingabe an eine Idee, weiter aber auch die naive Meinung, daß diese Hingabe in greller, in die Augen fallender Form hervortreten müsse, insofern freilich wieder nur eine andere Stufe eines äußerlichen Religionslebens. Man war vielleicht stolz auf asketische Kraftleistungen eben als Betätigung der Kraft: es war auch wieder Kampf, Kampf mit dem Satan, und wieder herrschte furchtbare Kampfesfreude. Anderseits prägt sich in der ganzen Strömung das Bewußtsein aus, daß die groben barbarischen Instinkte und Leidenschaften der systematischen Zurückdämmung bedurften, daß man sich durch strenge Regeln und Zucht erst erziehen müsse. Viele für den menschlichen Verkehr notwendige Formen sind erst durch die Askese auf die Allgemeinheit übergegangen; von dem asketischen, ursprünglich pythagoreischen Schweigegebot leitet der Weg zu der höfischen Anstandsregel, den Mund zu zähmen, den Schmerzruf zu unterdrücken. Man meinte auch, daß das beste Mittel zur strengen Selbstzucht die Einsamkeit sei, zugleich ein Mittel, in innerlichem, beschaulichem Leben sich zu Gott zu erheben.

Auf die Einzelnen wirkte natürlich in der Regel nicht Überlegung, sondern die Ansteckung durch das Muster anderer, die Sucht, sich in dem frommen Geist, der sich jetzt als Produkt einer ersten inneren Massenannahme des neuen Glaubens allgemein verbreitete, vor allen Leuten hervorzutun, von allen anerkannt, von vielen bewundert zu werden, also die Sache zu übertreiben, die Ausnahme zur Regel zu machen. Bald schien das Kloster nicht mehr genügend, man wurde vielmehr Einsiedler, Klausner im tiefen Wald, im einsamen Gebirge,

oder aber in der Nähe eines Klosters, einer Kirche als inclusus (in einer Zelle eingeschlossen). Letztere Form, die natürlich vom Volk am meisten beachtet wurde und immer großen Zulauf erregte, war zwar auch in Deutschland üblich, wie z. B. die Liutbirga in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts bei Halberstadt also lebte, der Kälte ausgesetzt, von Schmutz starrend, aber reichlich genährt von den teilnehmenden Besuchern, so daß sie ihrerseits den Armen abgab. Aber die deutschere Form des Klausnertums war der Waldsiedler, der freilich nicht minder unreinlich und ungesund lebte. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts wurden diese Einsiedler immer häufiger. Namentlich Frauen, die überhaupt, der weiblichen Anlage entsprechend, als Hauptträgerinnen der neuen frommen Richtung zu gelten haben, wurden oft Klausnerinnen. In der Nähe St. Gallens haben z. B. neben- und nacheinander eine ganze Reihe so gelebt, und von vielen Klausnerinnen kennen wir die Namen, Wiborada, Rachild, Perchterat, Kerhild, Sisu. Von allen Landschaften scheint aber Lothringen die meisten Einsiedler, die in den wilden Ardennen und den Vogesen saßen, hervorgebracht zu haben. Das war nicht zufällig: gerade hier hatte die fromme Richtung besonders tief Wurzel geschlagen.

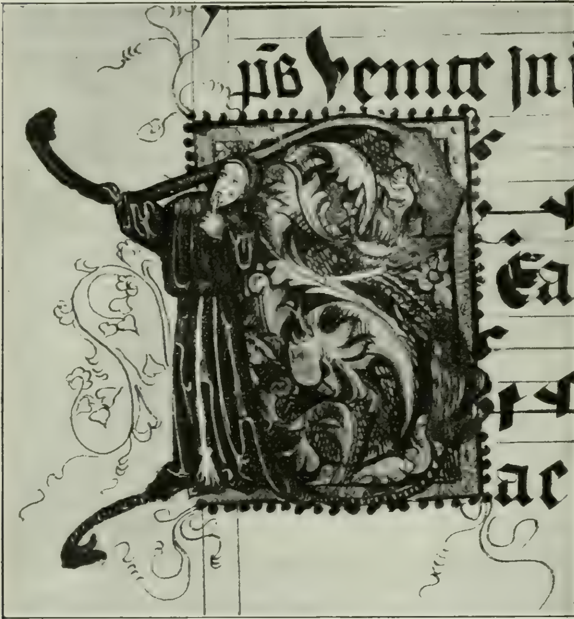
Von hier ging auch zum Teil als Reaktion gegen besondere Verweltlichung die Verschärfung jener anderen Form der Weltflucht, des mönchischen Zusammenlebens, unter französischem Einfluß aus. Gerade in den Klöstern konnten und sollten die asketischen Betätigungen des zu Gott gewandten Menschen ihre größte Pflege finden: sie waren die Anstalten, die der systematischen Durchführung des Prinzips gewidmet waren. Hier schien das Zölibat und damit die Ertötung des Fleisches gesichert, hier wurde die Innehaltung der Fasten streng gehandhabt, hier waren Bußübungen, die ja eigentlich nur Strafen waren, die man aber immer häufiger freiwillig auf sich nahm, mit Hilfe der Brüder leicht, hier konnte das Leben in unausgesetztem Gottesdienst aufgehen. Charakteristisch für die Zeit ist nun, daß sich die asketischen Betätigungen der Klosterinsassen, freilich nur eines nicht großen Teiles und in bestimmten Gegenden, steigerten und verschärften, daß das Fasten, das vor allem für den Freitag als Christi Sterbetag und die eigentliche Fastenzeit von Aschermittwoch bis Ostern vorgeschrieben war, als ein verdienstliches Werk in förmlichem Wetteifer kultiviert wurde, die Zahl der Fasttage vermehrt, die Fleischnahrung oft ganz verboten wurde, daß die Bußübungen häufiger und peinigender wurden, wie die Mönche gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts vielfach ein Bußgewand zu tragen begannen, daß die Gebetsübungen und das Psalmodieren, verbunden mit Kniebeugungen, eine immer bedeutendere Rolle spielten, daß man sich endlich Aderlässe systematisch beibrachte, um nur ein bleiches, überirdisches Aussehen zu haben. Charakteristisch ist aber weiter, daß die Klöster als Stätten der Askese einen immer größeren Zulauf erhielten, daß der Mönch in der Achtung der Welt ganz außerordentlich stieg, daß die Stiftsgeistlichen trotz alles Widerstrebens nun ein klösterliches, das strenge kanonische, gemeinsame Leben mit den regelmäßigen gottesdienstlichen Übungen führen mußten, daß auch die Weltgeistlichen zum Teil mönchische Allüren annahmen, ebenfalls ein Bußgewand anlegten, daß ihre gottesdienstlichen Übungen stärker gepflegt wurden, die hohen Geistlichen zu diesem Zwecke z. B. auf Reisen ein kleines Kirchlein aus Edelmetall mit sich nahmen, daß Mönche jetzt auch in die hohen Kirchenstellen berufen wurden, daß anderseits Weltgeistliche in ein Kloster traten oder das Mönchskleid trugen. Charakteristisch ist vor allem, daß dieser Geist auch von zahlreichen Laien gepflegt wurde. Die Welt galt immer weniger als der Betätigung wert, die Weltfreuden als Hemmnisse der christlichen Vollkommenheit. Auch Laien betrachteten jetzt schon zuweilen die Ehe als Sünde, verzichteten darauf, trennten eine bereits geschlossene Ehe oder

übten Enthaltsamkeit; sie trugen ebenfalls zuweilen ein Bußgewand, fasteten häufiger, nahmen immer stärker teil an jenen Übungen. Nach Christi Vorbild liebte man sich zu demütigen, Vornehme wuschen den Armen die Füße u. s. w. Das Lachen erschien manchem schon als etwas Unheiliges, die Träne um so ersehnter: sie reinigte die Seele und vertrieb den Teufel.

Die Entwickelung des deutschen Menschen tritt scheinbar in eine große Krise; aber man täuscht sich, wenn man auf Grund unserer einseitig kirchlichen Quellen diese Krise als eine sehr allgemeine ansieht. Die Laien in der großen Masse sind auch in dieser Zeit Weltkinder geblieben. Man hat z. B. als Produkt der allgemeinen Bußstimmung eine weitverbreitete Todes- und Weltuntergangsfurcht um das Jahr 1000 behauptet, die auf dem Glauben, daß das tausendjährige Reich Christi sein Ende nähme, basierte. Indessen sind solche Stimmungen regelmäßig in jedem Jahrhundert wiedergekehrt, eine allgemeine Todesfurcht um jenes Jahr ist trotz einzelner Zeugnisse für die Erwartung des Weltunterganges nicht nachweisbar, und jedenfalls hat sie mit der neuen Bewegung nichts zu tun gehabt.

Selbst die Macht, die die Trägerin der ganzen Bewegung sein sollte, war im ganzen keineswegs zur Übernahme dieser Rolle bereit oder imstande. Wir werden sehen, daß gerade die Klöster durch ihr Leben den Frommen vor allem ein Ärgernis waren, daß dem Zudrange aus religiösen Motiven derjenige aus weltlichen, um der Versorgung der Töchter, um des gesicherten Lebens, um der Erlangung einträglicher Abtstellen willen, mindestens die Wage hielt. Aber die Kirche als solche war überhaupt seit dem 9. Jahrhundert mehr und mehr verweltlicht. Daß sie ihren eigentlichen religiösen und sittlichen Aufgaben wieder gerechter wurde — man hielt auch keine Konzilien mehr ab, selten Synoden —, darauf hat in jener Zeit gerade ein weltlicher Herrscher, Kaiser Otto I., mit Erfolg hingearbeitet, wenn auch anderseits seine Verwendung der Bischöfe als Organe des Staats (vgl. S. 79) die Verweltlichung noch beförderte. Stifter und Klöster ferner standen durch ihren Grundbesitz in engster Berührung mit dem agrarischen Leben der Epoche. Die kriegerischen Zeiten ließen die Kirche nicht zur Pflege ihrer Aufgaben in stillem Frieden kommen, Bischöfe wie Äbte mußten für militärische Sicherungen sorgen und sogar wohl selbst gewappnet in den Kampf ziehen, noch im 12. Jahrhundert, und militärische Begabung und Interessen waren nicht selten bei diesen Geistlichen, die oft adliger Geburt waren und auch der germanischen Jagdfreude huldigten. Die Art der Erwerbung der höheren Kirchenstellen durch Zahlungen oder allerlei Zusagen beförderte eine sehr weltliche Auffassung des Kirchenamts, das man nach Möglichkeit weltlich ausnutzte, nicht nur durch Gebühren bei Taufe, Beichte, Kopulation, Beerdigungen und für Messen. Auch die Äbte der Klöster waren oft nur durch Kauf zu ihrer Stelle gelangt, ja, um in den Besitz des Klosterguts zu kommen, ließen sich sogar vornehme Laien zu Äbten machen, so Herzog Otto von Sachsen 909 in Hersfeld. In solchen Fällen litt die Klosterzucht sehr. Oft waren solche Stellen von Unwürdigen besetzt; immer mehr dienten die käuflichen Pfründen nur zur Versorgung, namentlich des Adels. Ihre Inhaber waren auf ein vergnügtes weltliches Leben bedacht. Die Kanoniker eines Stiftes lebten behaglich, ohne sich an dieses zu binden, und die Klosterinsassen, deren Treiben die Außenwelt wenig kontrollieren konnte, machten es ähnlich; ein adliger Abt war ihnen meist der erwünschteste. Es gab Mönche, die ihre Bedienten hatten, die die Regel Regel sein ließen, womöglich außerhalb des Klosters lebten. Andere Mönche (siehe die Abbildung, S. 188) wieder hielten zwar die vorgeschriebenen regelmäßigen Gebetsübungen und gottesdienstlichen Verrichtungen inne, von der nächtlichen Vigil und Matutin über Prim, Terz, Sext, Non, Vesper bis zum abendlichen Kompletorium, lebten

aber sonst ihrer wirtschaftlichen Arbeit oder studierten fleißig in ihrer Zelle den oder jenen antiken Autor, freuten sich ihrer Schreibkunst, schnitzten und malten. Da sie für ihre Kunsterzeugnisse auch wohl Geschenke nahmen, konnten sie sich wieder ihr Dasein behaglich machen. Manche ergaben sich nur einem beschaulichen Nichtstun. Das St. Galler Klosterleben war so ungebunden wie möglich. Den leiblichen Genüssen war man sehr zugetan, und der Reichtum vieler Klöster beförderte das; das Verbot der Fleischnahrung, die nur bei Krankheiten oder aus zwingenden Gründen, wo wenig anderes zu haben war, zugelassen war, wurde einerseits umgangen, anderseits kultivierte man um so mehr leckere Fisch-, Eier- und Mehlspeisen, zu denen die Getränke nicht mangelten. Scherz und Unterhaltung nach Tische waren keineswegs verpönt. Besonders weltlichen Zuschnitt hatten die Nonnenklöster, obgleich einige von ihnen im 10. Jahrhundert nicht nur ein reges geistiges Leben, sondern auch wirkliche Frömmigkeit pflegten. Sie waren im Grunde nur Erziehungsstätten der weiblichen vornehmeren Jugend und dienten zu deren Versorgung im späteren Alter. Gerade hier zeigt sich, wie sehr die Klöster im Mittelalter ein wirtschaftliches und soziales Bedürfnis befriedigten. Da man zum Teil ungern ins Kloster ging, entschädigte man sich durch einfaches Fortsetzen des bisherigen Lebens, ja durch besonders üppige Gestaltung desselben, aber auch durch Liebeleien. Gewiß wurde der Psalter eifrig genug gelesen, aber ebenso Ovids Liebeskunst. Den durchschnittlich sittenreinen Nonnen des 10. Jahrhunderts folgten leichtfertigere in den folgenden, die Entartung nahm immer zu. Die Sittenlosigkeit der Geistlichen war übrigens allgemein: Konkubinen füllten die Stifter, der Verkehr mit Dirnen war groß, wenn auch die Liederlichkeit des französischen und italienischen Klerus nicht erreicht wurde.



Initiale mit Mönch aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts im Germanischen National-Museum zu Nürnberg (Min. 328).

Eine Reform war, auch ohne Betonung eines besonderen Gegensatzes zur Welt, von kirchlichem Standpunkt aus notwendig. Sie setzte bei der Klostergeistlichkeit ein, deren Verweltlichung zu den weltabgewandten Prinzipien am meisten in Widerspruch stand. Klosterreformen haben die Entwickelung des Klosterlebens von seinem Entstehen an begleitet; immer wieder mußte der Einfluß der Welt durch Erneuerung und Verschärfung der Vorschriften bekämpft werden, immer wieder versuchten einzelne religiös tiefer veranlagte Menschen die Ziele Benedikts neu zu beleben. Eine Reihe solcher Männer erstand im Zusammenhang mit der eben geschilderten Richtung des 10. Jahrhunderts in den Tagen Ottos I. im Westen des Reiches; mehr Erfolg als die Reformversuche des Erzbischofs Friedrich von Mainz für die Klöster seines Sprengels hatten die Bestrebungen des Bischofs Adalbero I. und einiger Äbte in Metz: das

Kloster Gorze wurde reformiert, den neuen Geist vertrat ein von Adalbero neu gegründetes Kloster, St. Arnulf in Metz, ebenso ein anderes Metzer Kloster. Wie dieser Geist weiter in die Klöster der Ardennen und Flanderns drang, so fand er auch Eingang in Deutschland, wieder unter Förderung hoher Kirchenfürsten, vor allem des Erzbischofs Brun von Köln, der auf die Reform wie auf die Neugründung von Klöstern größten Einfluß übte. Auch der Kaiser unterstützte die Reformbewegung nach Kräften; in St. Gallen sollte sie z. B. ein Mönch aus St. Maximin durchführen, freilich ohne Erfolg. Es muß in der Mitte des Jahrhunderts die Frömmigkeit in einzelnen Schichten überhaupt zugenommen haben; Otto I., der immer die Kirche durch Klostergründungen und Schenkungen gestärkt, aber doch zum Klerus anfangs kein inneres Verhältnis gehabt hatte, scheint seit seinem Romzug jener reformerischen Richtung zugänglicher geworden zu sein, vorbereitet freilich schon durch die Frömmigkeit seiner Mutter Mathilde und seine erste, überaus religiös gerichtete Gemahlin Editha. So suchte er Männer strengerer Tonart in die Bistümer zu bringen und erfüllte auch den Adel, so weit das Beispiel des Hofes wirken konnte, mit kirchlicherem Geiste, so daß in dieser Zeit z. B. die Schenkungen an die Kirche außerordentlich zunahmen. Otto I. hat auch schon daran gedacht, den Abt Majolus von Cluny, dessen gleichzeitige, von Aquitanien aus befruchtete Reformbestrebungen zunächst nur die burgundischen Klöster berührten, für eine Gesamtreform der Klöster seines Reiches zu gewinnen, ohne aber daran Taten zu knüpfen.

Überhaupt ging die Bewegung, die bei der Mehrzahl der Betroffenen naturgemäß lebhaften Widerstand erregte, allmählich zurück, namentlich unter den Nachfolgern Ottos, die der Sache kein sonderliches Interesse entgegenbrachten. Die im Gegensatz zu den Reformmönchen (monachi regulares) stehenden weltlichen Mönche (saeculares) führten das alte Leben ungehindert weiter. Aber es gab auch unter den asketisch gesinnten Geistlichen verständige Männer, die den Übertreibungen entgegentraten, wie den Bischof Burchard von Worms, der seinen zum reinen Mönchtum neigenden Klerikern entgegenhielt, auch der Weltgeistliche und der Laie seien Gott angenehm. Und er warf die berechtigte Frage auf: „Wenn alle Mönche oder Geistliche sind, wo bleiben die Laien?“ Zu Anfang des 11. Jahrhunderts setzte die Reform gleichwohl wieder stärker ein, abermals vom Westen, von Lothringen und Burgund aus. Hier waren Wilhelm von Dijon, der auch jene obengenannten Metzer Klöster aufs neue reformierte, und Richard von Verdun, dort Odilo von Cluny, der wie „ein König der Mönche“ verehrt wurde, die Männer, die den Geist ihres Klosters auf einen ganzen Klosterkreis ausgedehnt hatten. Jetzt waren aber auch jene lothringischen Reformer von Cluny aus beeinflußt und ausgegangen. Durch das organisatorische Mittel der Kongregation, der Abhängigmachung aller reformierten Klöster von dem Abt des eigentlichen Reformklosters, wurde die Bewegung vor Rückfällen gesichert. Wie Cluny durch seine Kongregation, durch Stellvertreter seines Abtes, zahlreiche Klöster in Burgund, überhaupt im südlichen Frankreich beherrschte, so bildete Richard von Verdun nach dem Muster Clunys eine lothringische Kongregation, auf die er als Abt durch Pröpste Einfluß behielt. Diesem Geist Deutschland aufs neue zu öffnen, dazu trug nun ein kirchlich sehr eifriger und deshalb bei vielen Klerikern keineswegs beliebter Herrscher, der ursprünglich zum Geistlichen bestimmte Kaiser Heinrich II., der freilich bezüglich der Verwendung der Geistlichen für den Staat das Ottonische System aufrecht hielt, wesentlich bei. Seine Reformen der Reichsabteien Fulda, Reichenau, Korvey u. a. waren zwar auch mit dem Bestreben verknüpft, das Klostergut zu beschneiden und für das Reich auszunutzen, er machte aber weiter einen Schüler Richards von Verdun, den schwärmerischen

Poppo, zum Abt von Stablo und Malmedy. Dieser entfaltete nun eine ähnliche reformatorische Tätigkeit in Lothringen wie Richard, setzte auch, als ihn der Kaiser zum Abt von St. Maximin ernannte, diese Tätigkeit mit Erfolg fort, reformierte die ihm weiter übergebene Reichsabtei Epternach, gründete Limburg a. d. Haardt, wirkte auf immer mehr Klöster in Lothringen, namentlich im Erzstift Trier, ein und schließlich stärker auf das eigentliche Deutschland. So reformierte er durch einen von ihm eingesetzten Propst Hersfeld und versuchte auch eine Reform in St. Gallen, die indessen keine Dauer hatte. Aber Heinrichs II. Nachfolger scheint eine weitere Ausdehnung seiner Tätigkeit nicht gewünscht zu haben, vermutlich wegen der französischen Färbung des Ganzen und der zu großen Machtfülle der Reformäbte, die vor allem auch die Bischöfe bedrohte. Konrad II., der von der Kirche sich sehr unabhängig hielt, ließ die Sache, die seine Gemahlin Gisela lebhaft förderte, gehen, weil sie nicht gefährlich schien. Nach einer Generation war eigentlich der Einfluß der lothringischen Reformer, die nicht recht Schule gemacht hatten, wieder geschwunden.

Jetzt aber wurde Cluny selbst für Deutschland von Wichtigkeit, das bisher ohne direkten Einfluß geblieben war, viel später also, als man gewöhnlich annimmt, und dies verstärkte das spezifisch Romanische der ganzen Bewegung, das Verfeinerte wie das Starre, Disziplinierte, Zentralisierte. Cluny stand anderseits von Anfang an mit dem Papsttum über die Bischöfe hinweg in enger Verbindung, diente so zugleich der äußeren Machterweiterung, den hierarchischen Bestrebungen und bereitete den Triumph der päpstlichen Gewalt vor. Noch unter Heinrich III., der, Weltfreuden wenig geneigt, z. B. die bei seiner Hochzeit weilenden Spielleute ganz ungermanisch ohne Geschenk ziehen ließ und die Reformbewegung erneuerte, hatte Cluny zunächst wenig Einfluß. Odilo näherte sich zwar bei Heinrichs Kaiserkrönung in Rom dem Herrscher; aber erst unter dem Prior Hugo wurde der Kaiser durch den ihm verwandten Papst Leo IX., der, ein überzeugter Reformer, erst den Kluniazensern eine allgemeinere Wirksamkeit gesichert hatte und sich in seiner Reformtätigkeit ganz auf sie stützte, dieser Richtung gewonnen, wie denn Hugo von Cluny der Pate Heinrichs IV. wurde. Gleichwohl scheint der Kaiser nach dem Tode Leos den neuen Geist in Deutschland nicht sonderlich gefördert zu haben. Erst unter seinem Nachfolger gewann dieser hier festen Boden, insbesondere durch den Erzbischof Anno von Köln, dessen Beispiel sich zahlreiche deutsche Bischöfe anschlossen, ohne daß sie die Gefahr gerade für ihre Macht merkten. Neben dem Mutterkloster waren Gorze, ferner Annos Gründung Siegburg, St. Pantaleon in Köln, Saalfeld die Ausgangspunkte der Reform. Um 1075 war diese ziemlich durchgedrungen, wieder unter heftiger Opposition vieler Mönche, die zum großen Teil lieber dem Klosterleben entflohen. Bei den Laien dagegen, vornehm wie gering, fanden die neuen Mönche viel Anklang: diese Hinneigung war nicht nur eine neue Mode, die man, dem beginnenden Einflusse Frankreichs folgend, kritiklos schätzte, sondern auch ein Zeichen für die Macht des asketischen Geistes überhaupt, der sich schon lange (vgl. S. 185 f.) in Deutschland ausgebreitet hatte, jetzt aber in den Kluniazensern das Ideal verkörpert zu sehen glaubte. Die öffentliche Meinung verachtete die Mönche älteren Charakters und sah in den romanisierten Asketen Heilige. In mancher Beziehung gewann der asketische Geist durch die Kultur der Romanen feinere Formen. Schmutz, grobe Kleidung und ekelhafte Nahrung waren nicht mehr Erfordernisse. Im Gegenteil gingen die Leute nett, sogar elegant einher, trugen Unter- und Obergewand, Strümpfe, Gamaschen, Handschuhe u. s. w. Die Nahrung zeigte nicht minder den Geschmack höherer Kultur, und die Umgangsformen und gesellschaftlichen Sitten hatten etwas den Deutschen ganz Ungewohntes und erschienen ihnen geziert.

Anderseits wurde die Askese, auch wieder romanisch, viel raffinierter. Die Kluniazenser benutzten das kirchliche Strafensystem in weitem Umfange zu freiwillig übernommenen Bußübungen, die vielleicht aus der Vorstellung hervorgingen, daß die immer vorhandene sündhafte Natur des Menschen ständig Strafe verdiene. Im 11. Jahrhundert drang die schon früher in Cluny häufig als Strafe benutzte Geißelung als asketische Übung, obgleich man darüber stritt, durch, und zwar jetzt in dem Sinne der erstrebten Ertötung der fleischlichen Leidenschaften. Bei den neuen Orden der Prämonstratenser und Karthäuser wurde sie herkömmliches Erziehungsmittel. Namentlich die Selbstgeißelung galt bald als wohlgefälliges, regelmäßig zu vollziehendes Werk, und das Blutfließen war dabei besonders verdienstlich, wie auch der schon früher erwähnte Aderlaß trotz kirchlicher Opposition immer regelmäßiger als Bußübung auftrat. Eine spezifisch kluniazensische Neuerung war aber das an sich ältere, jetzt verschärfte Gebot der Schweigsamkeit während bestimmter Zeiten, der Nacht, der Mahlzeit, an bestimmten Festtagen, natürlich während des Gottesdienstes und auch beim Zusammensein zu Zweien. Um die Verschärfung durchzuführen, bediente man sich der (orientalischen) Zeichensprache. Mit Recht hat man als Folge davon eine Verfinsterung des ganzen Klosterlebens, das im Zeichen der Ruhe des Grabes stand, angesehen. Ordnung und straffste Disziplin wurden dadurch freilich auch gefördert, wie überhaupt vor allem der Wille des Einzelnen bekämpft und beschränkt wurde. Dieser von despotischen Äbten in demütigendsten Formen verlangte Geist des unbedingten Gehorsams, der Entäußerung aller individuellen Regungen war so ungermanisch wie möglich. Der Kultus des Fastens wurde von den Kluniazensern nicht allzu sehr betont, aber die, wie gesagt, sonst gute Nahrung in kleineren Portionen als früher gegeben. Die betäubenden Gebetsübungen minderte man auch, aber der immerwährende Gottesdienst wurde noch schärfer durchgeführt. Jede weltliche Betätigung, war es auch nur die Freude am Pflanzen im Garten, wurde so gehemmt. Diese ganze Färbung der Askese war nun aber doch den Deutschen nicht kongenial, daher kam es bald zu einer besonderen deutschen Form der kluniazensischen Richtung, deren Urheber der allem Feinen abholde Wilhelm von Hirsau war, und die auch wieder die massiveren Formen der Askese belebte.

In Laienkreisen hatte die letztere inzwischen andauernd zugenommen: auch die neue Bußform der Geißelung wurde von Laien geübt, sogar Kaiser Heinrich III. ließ sich vor Anlegung des kaiserlichen Ornats regelmäßig geißeln. Mit dem Kampf zwischen Kaiser und Papst stieg dann dieser Geist immer mehr. Der erwähnte Zulauf in die Klöster wurde immer stärker, ebenso wie zahlreiche neue Klöster, alle fanatisch-kirchlichen Geistes, gegründet wurden. Auch die Stifter, deren Glieder schon im 10. Jahrhundert (vgl. S. 186) ein klösterliches Leben führen mußten, wurden nun vielfach in Klöster umgewandelt. Eine folgenreiche Neuerung war sodann das von Wilhelm von Hirsau nach italienischem Muster, auch schon nach kluniazensischem Vorgang eingeführte Institut der Laienbrüder (fratres conversi), das vielleicht aus der Ansammlung vieler gregorianisch gesinnten flüchtigen Laien bei diesem Haupte der Gregorianer entstand. Sie wohnten in einem besonderen Gebäude nahe dem Kloster unter einer gemäßigten klösterlichen Regel. Für die Zunahme des asketischen Geistes ist es nun bezeichnend, wie rasch sich nicht nur diese „bärtigen“ Brüder, sondern auch eine weitere, wohl durch Hirsau angeregte Klasse von Laienbrüdern ohne geistliche Tracht, namentlich in Schwaben, verbreitete. „Unzählige Männer und Weiber“, berichtet Bernold von St. Blasien, „ergaben sich zu der Zeit dieser Lebensart, daß sie unter der Aufsicht der Klöster und Mönche ein gemeinsames Leben führten und ihnen als Knechte und Mägde dienten“. Unter jenen

eigentlichen Laienbrüdern aber konnte man nach Bernold Grafen und Markgrafen sehen, die in der Küche und der Bäckerei, als Feldarbeiter und in den demütigsten, übrigens auch später noch bestätigten Formen als Schweinehirten den Klöstern dienten. Jedenfalls nahm die Zahl dieser Konversen noch zu — in Zwifalten gab es bei 70 Mönchen und 62 Nonnen 130 — und die Klöster haben sie für ihre Wirtschaft wie namentlich für die Krankenpflege ausgiebig zu benutzen verstanden.

Ein solcher Geist mußte nun auch erheblich auf die sonst dem mönchischen Leben fern stehenden Pfarrgeistlichen wirken. Das zeigt sich vor allem in der versuchten Durchführung des Zölibats dieser niederen Geistlichen. Ein direktes Eheverbot war weder auf die Bibel noch auf die ältesten Konzilienbeschlüsse zu gründen, konnte aber auf Umwegen daraus gefolgert werden. Es war auch früh die Enthaltsamkeit von ehelichem Umgang für die Priester als wünschenswert erachtet worden; in der Praxis aber hatte sich die Priesterehe durchaus gehalten, und im 11. Jahrhundert war die Mehrzahl der Landgeistlichen verheiratet, während die Stiftskanoniker bereits zu einem zölibatären Leben gezwungen waren. Man duldete bei jenen die Ehe, auch das Konkubinat um so leichter, als ihnen die weibliche Hilfe wirtschaftlich notwendig war. Die Kirche nun, die immer geneigt war, in der Ehe nur das Fleischliche zu sehen, die auch die Laienehe durch Ehehindernisse aus verwandtschaftlichen Gründen beschränkt hatte, tat jetzt den Schritt von der sehr berechtigten Bekämpfung der großen außerehelichen Unsittlichkeit vieler Geistlichen zur Stempelung auch der Ehe als Unkeuschheit, und der Kampf gegen die Unzucht wurde, nachdem er in den Klöstern bessere Zustände herbeigeführt hatte, als Kampf gegen die Priesterehe aufgefaßt. Übrigens hat die schroffe Betonung des Prinzips der Keuschheit die Hochachtung vor den Frauen an sich, die ja wesentliche Träger der asketischen Bewegung, überhaupt des kirchlichen Geistes waren, nicht gemindert, wenn auch der richtige Asket allen weiblichen Wesen aus dem Wege ging. Daß bei unverheirateten Priestern auch das Kirchengut, dem aller Besitz von Priestern anheim fiel, besser fuhr, hat freilich sicher bei dieser Bewegung mitgewirkt, ebenso das Motiv, die Priester von allen nichtkirchlichen Interessen zu lösen und sie wie eine disziplinierte Heerschaar zur Verfügung zu haben. Der von Leo IX. ohne Erfolg begonnene Kampf wurde aufs energischste von Gregor VII. fortgesetzt: dieser Papst ging nicht nur gegen die verheirateten Geistlichen selbst vor, sondern er machte auch die Bischöfe und Erzbischöfe für die Durchführung des Zölibats verantwortlich. Und als diese, soweit sie überhaupt Eifer zeigten, geringe Erfolge hatten, auch seine Bitte um Unterstützung bei den weltlichen Fürsten wenig half, trug er die Agitation in das ohnehin schon zum Teil asketisch aufgereizte Volk, indem er es aufforderte, von verheirateten Priestern keine kirchlichen Handlungen mehr anzunehmen, ja indem er die Sakramentshandlungen solcher Priester für ungültig erklärte. Auch den Bischöfen, die sie duldeten, solle das Volk nicht mehr gehorchen. Die Forderung Gregors ist auf den denkbar größten Widerstand bei den Priestern selbst gestoßen, sie wurde auch aufs heftigste literarisch bekämpft; aber gerade die Aufhetzung des zum Teil durch wandernde Mönche bearbeiteten Volkes, die Hilflosigkeit der Frommen bei der Ungültigkeit der priesterlichen Handlungen führte zu einer oft brutalen, fast tragischen Behandlung und Vertreibung verheirateter Priester eben durch die Laien, so daß schließlich, freilich langsam, die päpstliche Forderung siegte.

Indessen fehlt es nicht an deutlichen Kennzeichen, wie sehr der neue Geist auch das Innere des Menschen beeinflußte. Bei vielen zwar hatte die asketische Betätigung dieselben äußeren, materialistischen Motive wie sonstige kirchliche Werke; sie sollte dem Seelenheil dienen — das

Fegefeuer stand immer mehr im Mittelpunkte kirchlich-volkstümlicher Phantasie –, aber mächtig wurde doch das Gefühlsleben durch sie beeinflußt. Damit war denn auch dessen Ablenkung in ungesunde, krankhafte Bahnen eng verbunden. Gewaltig waren die seelischen Konflikte, welche die neuen Forderungen oft hervorriefen. Die ganze selbstquälerische Jenseitsstimmung dieser Zeit mag typischer als in den Bekenntnissen des Rather von Verona aus dem 10. Jahrhundert in der klassisch-mönchischen Selbstbiographie des Bayern Otloh, der namentlich in St. Emmeram in Regensburg gelebt hat, aus dem 11. Jahrhundert hervortreten. Von dem Studium antiker Autoren, dem er als künftiger Weltgeistlicher ergeben war, trieben ihn Visionen und wunderbare Erkrankungen in das Kloster. Nun besteht er fortgesetzt Kämpfe mit Dämonen; aber auch Gott erscheint ihm und zeigt ihm, was er vermag. So ringt er sich durch ein visionäres, gequältes, tränenreiches Dasein zur Gottseligkeit empor. Freilich entziehen sich unserem Verständnis die viele Naturen beglückenden Seiten dieser ganzen Richtung, aber sie haben darum doch bestanden. Es ist mehr als Finsternis und Starrheit in ihr. Diese mystischen, von allem Irdischen sich losmachenden Triebe, die in Schauer und Pein nur die läuternden Durchgangsstadien zu einem ersehnten glänzenden Schauen und seligen Aufgehen in einer höheren Sphäre darstellen, gehören eben einer anderen Welt an als die Triebe der Betätigung im Leben durch Arbeit und Intelligenz. Eine Todessehnsucht entstand so, und kranke Mönche waren, wie Cäsarius von Heisterbach später erzählt, unglücklich, wenn man ihnen Genesung wünschte. Auch in dieser Sucht, das Gefühlsleben zu überreizen, um zu überirdischem Glücksempfinden emporzusteigen, liegt viel Krankhaftes, namentlich in dem mystischen Liebesleben, das sich verzückte Nonnen oder Mönche vorspiegelten, wie später etwa der Prämonstratenser Hermann von Steinfeld sich als Geliebter der reinen Jungfrau fühlte.

Aber, abgesehen von den Übertreibungen, ein wichtiges Resultat hat die Bewegung und besonders die lebhafte Agitation unter dem Volk gehabt: erst jetzt kann man von einer wirklichen Christianisierung der Deutschen sprechen. Anderseits muß die aus der Weltabwendung sich ergebende Kulturfeindlichkeit scharf betont werden, welche die geschilderten Kulturverdienste der Kirche wieder in den Schatten stellt. Vor allem tritt der Gegensatz gegen die weltfreudige Antike jetzt schärfer in die Erscheinung. Zunächst haben die Klosterreformen vielerorts einen äußeren Rückgang der bisher eifrig betriebenen Studien zur Folge gehabt; ebenso verfielen die Stiftsschulen. Die ausschließliche Betonung des rein kirchlichen Lebens, die Weltabwendung an sich, aber auch einzelne Züge, wie das den geistigen Verkehr hindernde Schweigegebot, waren die Ursache. Die Freude an den Studien verging vor den neuen Interessen im aufregenden Kampf zwischen Kaiser und Papst, der überdies vielfach eine starke materielle Schädigung der Klöster herbeiführte. Auch für die Kunst verschwanden die goldenen Tage; man bedurfte ihrer nicht mehr, und ebenso ließ die Freude an der Produktion nach. Die Äußerung der Augsburger Annalen von 1091: „In diesen Wirren ging aller Glanz der Gelehrsamkeit zu Grunde", zeigt die unmittelbare Wirkung jenes Kampfes. Es sind dieselben Annalen, die noch fünfzig Jahre vorher von einer Blüte der gelehrten Studien unter Heinrich III. reden. Aber es beruhte das alles doch nicht nur auf der Änderung der Interessen, vielmehr vor allem eben auf der Betonung jenes Gegensatzes zur Antike. Dieser Gegensatz ist nicht neu: er führt uns auf ein die Kirche von jeher beschäftigendes Problem. Untergegangen ist ja die antike Bildung überhaupt nicht, so wenig wie im Grunde das römische Reich. Sie bleibt ein Grundelement der christlichen mittelalterlichen Kultur, wenn auch das bestimmende Element die christliche Tradition ist. Das Problematische der Stellung der

Antike ergab sich aus dem Widerspruch zwischen beiden Traditionen. Er schreckte bereits den Hieronymus, dem nach einer im Mittelalter oft erzählten Geschichte im Traum eine Stimme zurief: „Du bist kein Christianus, sondern ein Ciceronianus“. Schon im 4. Jahrhundert mußte der heilige Basilius das Studium der Antike gegen heftige Angriffe verteidigen, und kirchliche Heißsporne hat es dann bis zu den Kämpfen gegen das Studium des neu erstandenen Aristoteles im 12. und 13. Jahrhundert immer wieder gegeben. Alle solche Gegenbewegungen haben aber nie die Beschäftigung mit den antiken Autoren wirklich gehindert: Vergil ist in Wahrheit immer den kirchlichen Schriftstellern ebenbürtig gewesen, und ein deutscher Mönch Probus hat sich einmal die Mühe genommen, zu beweisen, daß der Äneïs-Dichter und Cicero wegen ihrer kirchlichen Verdienste unter die Heiligen versetzt worden seien. Die lateinisch sprechende Kirche ist es gewesen, die uns den Hauptschatz der antiken Autoren überhaupt erhalten hat. Aber immer blieb diese Pflege der Antike im wesentlichen äußerlich. Die Formel, die jenen Widerspruch zu lösen schien, ist früh gefunden worden: es herrscht die Augustinische Idee, nur die christliche Vollkommenheit könne das Ziel sein; als Hilfsmittel, als ästhetisches, formales Bildungsmittel diene das Altertum. Aber es war doch ein Unterschied, ob man es als grämlich bekritteltes, unvermeidliches Übel ansah oder sich dieses Hilfsmittels mit Unbefangenheit und Freude bediente. Karl der Große, der sonst ganz auf dem Boden jener Formel stand und in dem Rundschreiben von 787 das eifrige Studium der Alten empfahl, damit man desto besser in die Geheimnisse der Heiligen Schrift dringen könne, tat das letztere. Und dasselbe mag bei dem großen Hrabanus Maurus der Fall gewesen sein, obgleich er die Beschneidung antiker Autoren, die Ausmerzung unsittlicher Stellen empfahl, was immer noch weniger schlimm war als der schon in römisch-kaiserlicher Zeit gemachte Versuch des Ersatzes der antiken Werke durch christliche Nachbildungen. Weiter gehörten zu den unbefangenen Freunden der Antike die geistlichen Träger jener Ottonischen Renaissance (vgl. S. 162f.), ferner die eifrigen Grammatiker und Poeten von St. Gallen, Reichenau, Magdeburg u. s. w.

Eben diese Richtung, die eine neue Studienblüte einleitete, wurde nun durch die Reformbewegung getroffen. Schon vorher hatte Rather von Verona, der jene Studien freilich nicht ganz verwirft, die Erzeugnisse des lügenhaften Griechenlands weit unter alle auf Jesum Christum gerichtete Erkenntnis gesetzt, und schärfer zeigten sich noch früher der vielleicht dem Anfang des 9. Jahrhunderts angehörige Johannes von Fulda, der den Vergil durch Aratus ersetzen will, oder Notker der Stammler, der den jungen Salomo vor den heidnischen Autoren warnt und ihnen den Prudentius vorzieht. Auch den gelehrten Ermenrich, der die heidnische Poesie wie den Dünger für den Acker verwenden will, quälten nachts schreckhafte Träume wegen seiner Vergillektüre. Wie dann Brun, der Bruder Ottos des Großen, der übrigens auch die Antike nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der Form liebte, verdächtigt wurde, hörten wir schon. Jetzt aber erschien die Beschäftigung mit den antiken Autoren immer allgemeiner als etwas Teuflisches, wie jenem Otloh von St. Emmeram, und die Kluniazenser, überhaupt die asketischen Reformer haben sie eifrig bekämpft. Man darf nun freilich nicht glauben, daß aus diesen Kreisen alle antike Bildung geschwunden sei; dazu war sie zu unentbehrlich: Petrus Damiani und andere Gregorianer verraten häufig genug ihre Bekanntschaft mit jenen Autoren. Gleichwohl war ein allgemeiner Verfall der grammatischen Studien die Folge. Man ging zu Anfang des 12. Jahrhunderts sogar so weit, die medizinischen und juristischen heidnischen Autoren zu unterdrücken.

Das wichtigste Ergebnis der ganzen Bewegung war die innere und äußere Machtstärkung der Kirche selbst. Die kluniazensische Reform brachte erst das spezifische übertriebene

Standesbewußtsein des Klerus auf den Höhepunkt: jetzt wurde er völlig losgelöst von allen persönlichen und sachlichen Banden, die ihn an die sonstige Menschheit fesselten, jetzt lebte er nur für die Idee der Kirche. Jetzt wurde die Kirche als Sondermacht recht eigentlich begründet; jetzt gab sich diese bisher wesentlich demokratische, landschaftlich fühlende Macht, die dem Papst mehr eine Ehrenstellung als ein Regiment, das in den Händen der Fürsten lag, einräumte, im Grunde erst die straffe, auf dem Mönchstum ruhende, in monarchischer Spitze, dem Primat des Papstes, auslaufende Verfassung. Diente die Kirche nicht mehr unbefangen dem Staate und der Erziehung der Gesamtheit, sondern nur ihren Interessen, so mußte sich auch ihr Verhältnis zur Laienwelt einigermaßen ändern. Der Laie sollte in der nun gereinigten Kirche nur die über allem Weltlichen stehende Heilsanstalt erblicken. Der mächtige traditionelle Einfluß der Kirche wurde jetzt auch für den Laien ein rein kirchlicher. Überall ergab sich eine Bekämpfung weltlichen Lebens. Man trat den nationalen Spielleuten aufs schärfste entgegen, nur die geistliche, die jetzt gepflegte biblische und Legendendichtung galt als berechtigt, gleichsam als Form, Gott zu dienen; ja man dichtete in deutscher Sprache, eben um den Laien eine kirchliche Anschauung einzuflößen. Die gesteigerte Lebenshaltung bekämpfte man ebenso wie das kriegerische Wesen, daher auch die Schicht, in der sich beides, wie wir sehen werden, verkörperte, das Rittertum. Wirklich gelang es zunächst, auch dieses mit kirchlichen Idealen zu durchsetzen; die Kreuzzüge sind hierfür das glänzendste Zeugnis. Auf ästhetischem Gebiet führte die Askese zur Verleugnung des natürlichen Schönheitsideales. Von jeher galt den Asketen die Freude an leiblicher Schönheit für lasterhaft, die bildende Kunst vermeidet jetzt das Nackte, sie will überhaupt nicht das körperlich Schöne zum Ausdruck bringen, sondern die innere, dem Glauben hingegebene Empfindung. Der sicherlich zum großen Teil auf technisches Unvermögen zurückgehende Mangel an Naturwahrheit ist doch auch durch ein unnatürliches, schlankes, mageres Schönheitsideal und ein alleiniges Herausarbeiten des seelischen Ausdruckes bedingt.

Gewiß ist anzunehmen, daß die Übertragung der spezifisch asketischen Ideen auf die Laienwelt trotz der (S. 191) angeführten Erscheinungen doch immer eine beschränkte war: aber eine allgemeine Zunahme des kirchlichen Wesens ist unleugbar. Innerhalb der Kirche rief die Fortdauer der asketischen Richtung, sobald das Klosterleben Verfallserscheinungen zeigte, — und solche waren gerade durch die Teilnahme an den kirchlich-politischen Kämpfen auch bei den Kluniazensern eingetreten — neue, besonders streng asketische Ordensgründungen hervor, immer zunächst in dem kirchlichen Frankreich und von dort auch nach Deutschland getragen, die Prämonstratenser und die früher gegründeten, aber erst später sich verbreitenden Zisterzienser, beide dürftig und bettelhaft gegenüber den feinen Kluniazensern. Ebenso blieb die Anziehungskraft des Ordenslebens für die Laienwelt in dauernder Zunahme: nicht nur wurden immer mehr Menschen zu Mönchen, wir lernten auch schon jenes Institut der Laienbrüder kennen und, als die neue ritterliche Schicht im Dienst der Kirche in den Kreuzzug zog, bildeten sich auch aus dieser Schicht Ordensorganisationen, die Ritterorden. Im gewöhnlichen Dasein trat die kirchliche Durchdringung nirgends stärker hervor, als wenn es zum Sterben ging. Dann griff die das ganze Zeitalter beschäftigende Sorge um das Seelenheil gewaltig Platz. Gegen das Lebensende trieb es viele bis dahin weltlich gesinnte Leute in das Kloster; Weltgeistliche wurden jetzt oft ebenfalls Mönche. Andere machten vor dem Tode noch Schenkungen an die Kirche oder an arme Leute. Dem Sterbenden wurde der nun häufig ängstlich ersehnte geistliche Zuspruch zuteil, Heilige wurden angerufen, Psalmen gesungen, Gebete gesprochen: ohne kirchlichen Segen, ohne das heilige Abendmahl, das wieder als Schutzmittel gegen die

Schrecken des Jenseits aufgefaßt werden mochte — die letzte Ölung war jetzt noch selten —, zu sterben, wäre unerträglich gewesen. Man besprengte auch den Sterbenden mit Weihwasser und verbrannte Weihrauch. Die letzte Ruhestätte der Toten, die sehr rasch bestattet wurden — Vornehme, deren Leiche auch nach italienischer Sitte einbalsamiert wurde, mit großem Pomp und Geleit, unter Gebet und Gesang und Vorantragen brennender Kerzen —, konnte man sich auch nicht anders denken als im Schutze der Kirche. Jene setzte man in dem Gotteshaus, wohin die Leiche noch nachts gebracht und prächtig aufgebahrt wurde, andere auf dem Kirchhof bei, wo namentlich die Armen oft einfach eingescharrt wurden, aber nun mit einem Brett auf dem Körper oder in einer Bretterkiste, d. h. einem hölzernen Sarg. Die Bestattung in den Städten wird zum Teil der späteren Weise (siehe die untenstehende Abbildung) entsprochen haben. Reiche Herren gründeten eine Kirche sogar eigens zu dem Zwecke, als Begräbnisstätte zu dienen, sie verwandten auch mehr oder weniger prächtige Särge, ließen die Gräber ausmauern u. s. w. Die Sorge um das Seelenheil der Verstorbenen beschäftigte naturgemäß die Angehörigen weiter, sie gaben große Almosen beim Begräbnis, ließen durch die Geistlichen Seelenmessen lesen, beten u. s. w.



Bestattung. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620.

Die Kirche, die eine solche allgemeine Herrschaft über die Menschheit erlangt hatte, mußte sich nun vor allem, wie schon angedeutet, gegen die Macht wender, der sie äußerlich untertan war, deren Interesse sie diente: gegen den Staat. Der Kampf gegen ihn war ausgedrückt durch den Kampf gegen die Simonie, die Erwerbung geistlicher Ämter durch Kauf u. s. w., der sich zu einem solchen gegen die Besetzung von kirchlichen, namentlich Bischofsämtern durch die Könige erweiterte: es wurde ein Kampf um die Frage, wer überhaupt die Welt beherrschen sollte, der Staat oder die Kirche, die zugleich als Erbin der antiken Kultur eine geistige und politische Überlegenheit besaß. Daß die Kirche auch auf politischem Gebiet eine viel wirksamere Macht sein konnte als der Staat, zeigte eine Bewegung, die ebenfalls wieder von den Reformern, von den Kluniazensern, gefördert wurde, die des Gottesfriedens (Treuga Dei). Es lag in ihm wieder jener sittigende Einfluß, der sich hier wie schon seit langem gegen die gewaltsame Selbsthilfe durch Fehde wandte: aus einer Ausdehnung der Heiligung des Sonntags und kirchlicher Festzeiten ging eine geheiligte Friedezeit von Donnerstag Abend bis Montag früh, die mit den Leidenstagen des Herrn zusammengebracht wurde, hervor, deren Verletzung die Kirche mit Bann oder Verbannung (Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande) entgegentrat. Die in Südfrankreich entstandene Bewegung griff nach Deutschland nur langsam über: hier war

der König noch selbst Friedensschützer. Aber die Art, wie Heinrich III. von seinen Großen 1043 sich in kirchlicher Feier Versöhnlichkeit geloben ließ, zeigte die Einflüsse der neuen kirchlichen Ideen, die allerdings nur durch den Staat zur Geltung kamen: sonst hatten sie für Deutschland, wo naturgemäß am meisten der Westen, Lüttich und die Kölner Diözese, überdies das verkehrsreichste Gebiet, eine Verbreitung des von den Unterdrückten überall gepriesenen Gottesfriedens merken ließ, nur vorübergehende Bedeutung. Der Festsetzung des Kölner Friedens durch Erzbischof Sigewin stimmte zwar Heinrich IV. zu und ließ diesen Frieden 1085 durch den Mainzer Reichstag auf das ganze Reich ausdehnen, aber er hatte, wie auch noch später, doch die Initiative: als der Papst 1095 die treuga für die ganze Christenheit verbindlich machte, war die Bewegung schon im Schwinden. Auf diesem Gebiet hat die Konkurrenz von Staat und Kirche keine Folgen gehabt.

Inzwischen war aber als folgenreichstes Ereignis der wirkliche Kampf zwischen beiden eingetreten; wir haben ihn hier nur als symptomatische Erscheinung zu betrachten. Die Machtfülle des deutschen Königtums unter Konrad II. blieb unter Heinrich III. nach auswärts durch große Erfolge erhalten, im Innern dagegen erlitt sie durch die partikularen Gewalten bereits eine empfindliche Schwächung. Schlimmer aber wirkte die Stärkung, die der schon ganz von der allgemeinen mönchischen Strömung gefangene König der Reformbewegung angedeihen ließ, obgleich er gerade durch die freundliche Stellung zu ihr seine Macht über die Kirche zu vergrößern dachte. Er hat dadurch nur den Reformern die Durchführung ihrer Ideen und die Erwerbung der maßgebenden Kirchenämter ermöglicht. Heinrich IV. mußte dies bitter erfahren: unter ihm brach der Investiturstreit aus, der die königliche Macht durch den Bürgerkrieg in seinem Gefolge außerordentlich schädigen sollte. Er wurde begonnen von einem Papst, Gregor VII., der die Reformbewegung praktisch erst recht durchführte und die so gereinigte Kirche in eine straff zentralisierte Hierarchie unter absoluter päpstlicher Herrschaft wandeln, alle ihre Glieder durch das Zölibat zu seinen Werkzeugen machen, endlich dieser geschlossenen Macht alles Leben auf Erden, vor allem auch den Staat unterwerfen wollte. Das Moment, das zur Erreichung dieses letzten Zieles dienen sollte, das Verbot der Laieninvestitur, war im Grunde nur Mittel zum Zweck. Das wahre Ziel ist von Gregor selbst wie in der großen Streitliteratur, die sich an den Kampf knüpfte, deutlich genug ausgesprochen worden. Man trug diese Ideen, die ursprünglich den Reformern nicht eigneten, sondern erst um 1050 von Lothringen aus auf Grund der isidorischen Fälschungen sich verbreiteten, auch durch die Predigt in das eigentliche Volk. Ebenso nichtig wie das irdische Leben überhaupt sind alle menschlichen Institutionen: insbesondere der Staat ist von gottlosen, alle Verbrechen benutzenden herrschsüchtigen Menschen gegründet, ein Werk des Teufels: Königreiche sind Räuberhöhlen. Die Könige, die meist schlecht sind, müssen durch die Kirche regiert werden, selbst die guten. Denn ihre Macht bleibt als weltliche immer der geistlichen untergeordnet, selbst der niedrigste Priester steht noch über dem mächtigsten König, wie hoch erst der Papst, der diesen daher auch bannen, ja absetzen kann! Das weltliche Schwert ist zum Dienste des geistlichen Schwertes bestimmt. Solche Ideen gingen aus dem unendlich gesteigerten Machtgefühl der Kirche, vor allem aber den nunmehrigen Anschauungen über die päpstliche Gewalt hervor. In der Tat hat eben in der straffen Machtorganisation der Kirche und des päpstlichen Regiments Gregor, der persönlich als Flüchtling ein tragisches Ende fand, Dauerndes erreicht. Nicht der Glaube, nicht die Lehre wurde das Lebenselement dieser neuen Kirche, sondern ein zentralisiertes, politisch-juristisches System, das sich mit allen Mitteln zu festigen suchte.

Gregors phantastischer Plan einer päpstlichen Weltherrschaft mit untergeordneten weltlichen Fürsten mußte naturgemäß scheitern. Ferner hat auch er doch nicht ganz die ottonischen Gefühle aus der deutschen Geistlichkeit herausgebracht. Die Bischöfe solcher Gesinnung, die über die Ansprüche romanischer Disziplinierheit entsetzt waren, hat er zu unterwerfen gesucht, ehe er mit dem König zu kämpfen begann, aber in den letzten Jahren Heinrichs IV. war wieder die ganze hohe Geistlichkeit auf seiten des Kaisers. Heinrich V., energisch wie sein Vater, übte die Investitur, als wäre nichts geschehen. Trotzdem bedeutete der vorläufige Abschluß des Kampfes, der überhaupt erst nach Gregors Tode möglich war, das vermittelnde Wormser Konkordat, das den Herrschern das Belehnungsrecht ließ, für die Kirche doch einen wichtigen Sieg: eine unabhängige deutsche Kirche gab es nicht mehr, über sie regierte nicht mehr der König, sondern der Papst. Fortan war auch die Geistlichkeit keine wirkliche Stütze des Königs mehr. Eins hatte, von den Verlusten an Kirchengut abgesehen, in diesem Machtkampf gelitten: gerade das Anfangsziel der ganzen Bewegung, das eigentlich kirchliche Leben, war, wie schon vorher die Bildungsbestrebungen, zum Teil arg verfallen, und die Einwirkung der Kirche auf die Sittlichkeit der Laien war ganz zurückgetreten. Die innere Zerrüttung, die Gewissenskämpfe des vom Papst gegen den König und von diesem gegen jenen aufgehetzten Volkes, die schlimmen Taten, die man unter dem Mantel der Religion beging, brachten sogar einen völlig desolaten Zustand der Sitten hervor, eine allgemeine Verwilderung. Und daß sich in diesen Stürmen auch die Keime zu den später erst deutlicher hervortretenden antikirchlichen Stimmungen (vgl. S. 233f.) bilden mußten, ist klar. Anderseits mißfiel Gregor den richtigen Reformern selbst. Gerade in den führenden lothringischen Reformklöstern rief der auf die Weltbeherrschung ausgehende hierarchische Geist frühe Opposition hervor, so daß sich Gregor eine andere Organisation für die Propaganda seiner Ideen in Deutschland suchen mußte. Er fand sie in Wilhelm von Hirschau und seiner Kongregation. Der Streit hat sodann die Fürsten, die auch die eigentlichen Urheber des Konkordats waren, auf Kosten des Königtums gestärkt, vor allem durch ihre Eingriffe in das Kirchengut, und endlich die politische Hegemonie Deutschlands in der Welt erschüttert. Die großen kirchlichen Machtunternehmungen, die Kreuzzüge, geschahen zunächst ohne den deutschen König. Freilich war das aus anderen Gründen natürlich.

Die Kreuzzugsbewegung war ohne Zweifel die größte und am meisten in die Augen fallende äußere Betätigung der siegreichen kirchlichen Idee und des aufsteigenden Papsttums, das sich nun erst durch die straffe Neuorganisation der Kirche als die eigentliche universale Macht zeigte; aber sie war wie die ganze Reformbewegung ein romanisches Produkt. Der Plan zu einem großen christlichen Heerzug gegen den Islam, den schon Gregor VII. gefaßt hatte, und den Urban II., beide allerdings auf die Hilferufe des von den Seldschuken bedrängten byzantinischen Herrschers, verwirklichte, zweifellos auch in der Absicht, das gewaltige Übergewicht der päpstlichen Gewalt zu zeigen, hat außer in dem im Grunde französischen Lothringen, bei Gottfried von Bouillon und seinen Brüdern, in Deutschland äußerst wenig gezündet. Man hatte von den überspannten Ideen der Romanen und den durch sie hervorgerufenen Übergriffen der Gregorianer allmählich genug. Die ersten, oft von Geistlichen geführten, zuchtlosen Scharen, die den eigentlichen Zug nicht abwarteten, und unter denen sich Bauern mit Weib und Kind, aber auch schon viele Abenteurer befanden, erweckten bei ihrem Durchzug durch Deutschland zum Teil Spott und Hohn (vgl. auch S. 233). Aber allmählich griff die Idee dennoch in Deutschland um sich: es trug dazu wie zu der ganzen Askese die Überzeugung bei, daß man Gott in dieser neuen von ihm selbst gewollten Form dienen müsse. Bloße Pilgerfahrten nach

dem heiligen Lande waren ja seit langem in Übung und galten als viel verdienstlicher denn solche nach Rom. Mit der Zunahme des asketischen Geistes nahmen auch sie seit dem 11. Jahrhundert immer zu, und gerade die vielfachen Leiden und Entbehrungen konnten den richtigen Büßer nur reizen. Sogar Massenpilgerfahrten waren schon vorgekommen, wie der Zug des uns bereits bekannten Reformers Richard von Verdun (1027), der im ganzen sehr erfolgreich verlief, oder der viel größere, aber unglücklicher verlaufende des Bischofs Günter von Bamberg und anderer hoher deutscher Kirchenfürsten 1065, denen sich bereits eine Menge adeliger Herren mit glänzender Ritterschar anschloß. Jetzt handelte es sich nun freilich um Größeres: um die Gewinnung des heiligen Landes; aber das konnte nur noch mehr zünden. Die überhaupt aufgeregte und wundersüchtige Stimmung trieb in Deutschland bald die sonderbarsten Blüten. Als Träger der Agitation kamen nun auch nach Deutschland Kreuzzugsprediger: Peter von Amiens bewog 1096 am Rhein und in Süddeutschland schon mehrere Tausend zum Mittun. Andere deutsche oder beim Durchzug durch Deutsche verstärkte undisziplinierte Scharen folgten; die Begleiterscheinung waren beständige Judenverfolgungen. Sie alle gingen aber einem gewissen Untergang, der sie meist schon in Ungarn ereilte, entgegen. Erst dann fand der starke Zug Gottfrieds statt, der auch zum Erfolg führte.

Im ganzen blieb die Bewegung aber zunächst eine von der Kirche angeregte, auf die Romanen sich stützende Erscheinung. Sie ist freilich aus lange wirkenden politischen und kommerziellen Gründen hervorgegangen. Der Kampf mit dem Islam in Form eines kriegerischen Vordringens der Christen, das schon früh begonnen hatte, dann aber durch die Seldschuken im Osten, durch die Almoraviden in Spanien wieder gehemmt worden war, war schon in vollem Gange, auf der pyrenäischen Halbinsel, in Süditalien und Sizilien wie in Kleinasien, wo Byzanz sich zu wehren hatte. Überall waren vor allem die unruhigen Normannen beteiligt, die damals gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wieder aufleben ließen und Beute und Land erjagten, aber auch burgundische, überhaupt französische Ritter; ein flandrisches Hilfsheer unterstützte 1088 Byzanz. Dazu kamen die kommerziellen Vorstöße: die bisherige Abhängigkeit des abendländischen Handels von dem mit dem Orient vermittelnden Byzanz schwand allmählich; italienische Seestädte gingen zu den orientalischen Quellen selbst vor, zunächst nach Sizilien und Nordafrika, wo sie auch wohl gelegentlich Beutezüge machten und militärische Erfolge davontrugen; Venedig, mit dem Byzanz nach dem Verlust Amalfis an die Normannen in engere Beziehungen getreten war, begann unter Umgehung von Byzanz direkt mit der Levante zu handeln. In dieses kriegerische und friedliche Ringen, bei dem der Gegensatz der Religionen wenigstens nicht die Hauptsache war, trat nun jene mit der asketischen Bewegung zusammenhängende Aktion mit dem Ziel der Wiedergewinnung des heiligen Grabes hinein. Äußerlich hervorgerufen war sie durch die zunehmende Gefährdung jener Pilger, die die islamitischen Fürsten ebenso wie die Byzantiner als Geldbringer im allgemeinen sich gern gefallen ließen. Allmählich wurden sie bei der steigenden Intoleranz auch durch Erhebung von Abgaben beim Eintritt in Jerusalem ausgenutzt. Die anfänglich geschonten, weil von den Mohammedanern selbst verehrten heiligen Stätten wurden mehr und mehr gefährdet, viele Klöster und Kirchen zerstört, namentlich seitdem die seldschukischen Türken 1086 sich auch Palästina und Jerusalem unterworfen hatten, überall Christen töteten und ihre Heiligtümer vernichteten oder ihren Besitz, so den des heiligen Grabes, beanspruchten; letzteres freilich hielten sie wegen der Einnahmen, die es brachte, geöffnet. Die Leiden der Christen in Palästina waren der Hauptstoff der Kreuzzugsprediger.

Gleichwohl wurden auch in der kirchlichen Agitation weltliche Momente von Anfang an klug berücksichtigt. Der Papst wies in Clermont darauf hin, daß Frankreich übervölkert sei und zu wenig Nahrung für alle hervorbringe; er deutete an, daß anderswo Reichtümer zu finden seien. Die Masse wurde vielfach dadurch gewonnen, daß die Abhängigen auch gegen den Willen ihrer Herren ihr Zinsgut verkaufen und fortziehen konnten.

Die Erfolge des ersten Kreuzzuges sind bekannt, die Eroberung Jerusalems, die Gründung abendländischer Staatenkolonieen im Orient. Das Ansehen des Papstes, der durch seine einheitliche Kirchenorganisation das ganze Abendland zu einem gewaltigen Unternehmen geführt und gleichzeitig den Einfluß dieser Organisation, namentlich der päpstlichen Konzilien, außerordentlich gestärkt hatte, der selbst die kriegerischen Instinkte der Zeit in den Dienst der Askese zu stellen verstanden hatte, mußte sich unendlich steigern: der Papst war der wirkliche Sieger, der eigentliche Schöpfer jener Frankenstaaten, ihm waren denn auch die neuen Ritterorden als geistliche Laienorganisationen untertan. Noch stand aber, wie gesagt, das Deutsche Reich, der Konkurrent des Papstes in der Führung des Abendlandes, als solches abseits: auch die Beteiligung von Deutschen an größeren kriegsmäßigen Pilgerfahrten nahm ab, das neue Königreich Jerusalem lag außerhalb des deutschen Interessenkreises. Und als nun aus den lateinischen Staaten neue flehentliche Klagen über das Vordringen des Islams an den Papst kamen und Hilfe forderten, da wandte sich dieser naturgemäß wieder an die Romanen, an den König von Frankreich. Dabei mußte er jedoch zurücktreten vor der gewaltigen, hinreißenden Persönlichkeit des Bernhard von Clairvaux, und in dessen Agitation trat wieder die kirchliche Idee, frei von päpstlichen Hintergedanken, in den Vordergrund. Dann aber mußte der Papst erleben, daß diese neu entfachte Idee gegen seinen Willen nun auch den deutschen König, dessen Dienste er zu seiner eigenen Rettung brauchte, eroberte. Bernhard trug die Agitation nach Deutschland, rief einen Taumel der Begeisterung hervor und vollbrachte nach anfänglichem Mißerfolg „das Wunder aller Wunder“, auch den König zur Fahrt nach dem heiligen Lande zu begeistern. Der romanische Kirchengedanke, freilich ohne Rücksicht auf den Papst, nahm abermals Deutschland gefangen; aber gerade der außerordentlich unglückliche Ausgang des so begeistert begonnenen Kreuzzuges trug auch wieder nach diesem neuen Aufflackern zum raschen Niedergang desselben Geistes bei. Nicht nur das deutsche Königtum erfuhr durch jene Fahrt innere und äußere Schwächung, nicht nur das Papsttum war damals in seiner Macht bedeutend zurückgegangen, auch die furchtbare Gewalt des asketischen Geistes war stark erschüttert, wozu freilich andere Momente mit beitrugen: ein neues, weniger von der Kirche beherrschtes Kulturleben setzte ein. Die nächsten deutschen Herrscher, die in den Kreuzzug zogen, waren nicht mehr bloße „Sklaven der Kirche“ wie Konrad III., und gerade die Kreuzzüge selbst, das gewaltigste äußere Phänomen kirchlicher Macht, werden wir zu einem tiefgehenden Kulturwandel in weltlicher Richtung (vgl. S. 225 ff.) beitragen sehen.

IV. Soziale, wirtschaftliche und geistige Differenzierung: Herausbildung laiischer Elemente als Kulturträger und Beginn eines Kulturwandels durch die Kreuzzüge.

Im Gegensatz zu den romanischen Ländern war Deutschland um 1100 im wesentlichen noch ein agrarisch fundiertes, wirtschaftlich ziemlich isoliertes Land mit geringem Geldverkehr, mangelhaften Verkehrsverhältnissen, ohne geregeltes Steuersystem: der vorwiegend naturalwirtschaftlichen Grundhaltung entsprach die nun schon erstarrende Verfassung, das Lehnssystem, das jede Leistung durch Grund und Boden bezahlte. Aber wie damals und schon vorher von einer völlig reinen Naturalwirtschaft keine Rede war, so hatten sich auch in sozialer und kultureller Beziehung bereits die Keime zu Neu- und Weiterbildungen früh gezeigt. Keineswegs stellte die Bevölkerung eine einheitliche Masse dar. Die kriegerischen Interessen, noch immer im Vordergrunde, sind schon mehr Eigengut bestimmter Schichten unter Einwirkung des jetzt notwendigen Reiterdienstes geworden und stehen in einem Gegensatze zu der Lebenssphäre der friedlicher gerichteten großen Menge der Ackerbauer. Hier lag der erste Keim zu stärkerer sozialer Differenzierung. In den Anfängen der Städte treten weiter neue Erwerbsinteressen in die Erscheinung. In der Lebenshaltung zeigt sich seit langem ein immer größerer Unterschied zwischen der Herrenklasse, die sich der fremden Kulturerrungenschaften leichter bemächtigen kann, und der übrigen Masse. Jene nimmt auch Teil an einer mehr künstlerischen Ausstattung des Lebens, deren Hauptträger aber der Klerus ist. Als solcher, aber mehr noch als Inhaber eines Bildungsmonopols und Repräsentant der alle höheren Interessen vertretenden Kirche, steht indessen der Klerus wieder über der sonstigen Bevölkerung und zum Teil abseits von ihr. Und doch liegt, wie es auf solcher Stufe der Entwickelung natürlich ist, gewissermaßen alles in agrarischen Banden: der üppiger lebende Große mit kriegerisch-politischen Interessen bleibt vor allem auch Grundherr, der Dienstmann ist auf sein Dienstgut angewiesen; Gewerbe und Handel sind auch in den Städten noch eng mit agrarischen Interessen verknüpft, und die geistliche Kultur stützt sich wesentlich auf den geistlichen Grundbesitz. Dauernd bleibt sodann der kulturelle Unterschied der verschiedenen Stammesgebiete von besonderer Wichtigkeit, auch für die schon vorhandenen sozialen Gruppierungen.

Jetzt aber, im 12. Jahrhundert, kommt überall rascheres Fortschreiten in die Entwickelung. Es ist eine Zeit, die, wie im Abendland überhaupt, bei großer Unruhe ein deutliches Aufwärtsstreben erkennen läßt. Der wirtschaftliche, soziale und kulturelle Fortschritt zeigt sich vor allem in der Bildung fester großer Berufsstände. Nicht, wie gesagt, in Form einer plötzlichen Neuerscheinung. Die sich zu Klassenbildungen steigernde Trennung zweier altgermanischen Interessenkreise, des bäuerlichen und des kriegerischen, war seit langem in

Vorbereitung. Aber die Differenzierung wird allmählich bestimmter, der Beruf gewinnt immer mehr an Wichtigkeit gegenüber der persönlichen Herkunft, die gleiche Tätigkeit erzeugt das Gefühl sozialer Zusammengehörigkeit und läßt die alten ständischen Unterschiede, das Maß der Freiheit oder Unfreiheit zurücktreten, und im 13. Jahrhundert endlich gewinnt die neue Standesbildung ihren festen Abschluß: die Berufsstände werden nun ihrerseits Geburtsstände, rechtlich fixiert und durch feste Schranken getrennt. (Siehe die beigeheftete farbige Tafel „Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter".) Der ganze Prozeß ist ein Ergebnis des Fortschreitens zu höherer Kultur und zwar wesentlich in wirtschaftlicher Hinsicht: es ist der durch Spezialisierung erreichte Fortschritt, und gleichzeitig führt diese Spezialisierung zur stärkeren Wertschätzung der spezifischen Standesinteressen, insgesamt also der weltlichen Interessen: es ergibt sich der Trieb zu einer laiischen Kultur. Der diese Spezialisierung ermöglichende soziale Faktor aber ist eine Hebung der niederen Schichten. Bedeutete früher die Grundherrschaft den wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt, so war dieser jetzt wieder mit der Bewegung von unten herauf verknüpft. Gerade die Grundherrschaft hat aber auch diesen Fortschritt vorbereitet. Sie war keine Latifundienwirtschaft mit Sklaven: die hofrechtliche Gestaltung der sozialen Verhältnisse hat vielmehr eine zwar abhängige, aber kräftige ackerbauende Schicht erhalten, ja ihre innere Kraft erhöht. Diese Unfreien waren stets eine sozial wichtige Schicht geblieben, schon wegen ihrer Zahl; jetzt fanden sie Formen innerhalb der Grundherrschaft, die sie für eine wirtschaftliche und soziale Verbesserung ausnutzten, die Ministerialität und die Zensualität. Der sich im wesentlichen während des 12. Jahrhunderts abspielende Prozeß der ständischen Trennung, die schließlich so maßgebend wird, daß z. B. in der höfischen Poesie die sozialen Unterschiede zwischen Ritter und Bauer viel wichtiger sind als die nationalen, zeigt sich auch äußerlich in der ebenso allmählich sich ausbildenden Trennung und Sonderart der Wohnstätten: der Herr, der zum Ritter wird, zieht aus den Herrenhöfen im Dorf auf die Wohnburg; dem Dorf tritt der Komplex der Stadt gegenüber, und von jeher wohnte, wenn jetzt auch zum Teil in Städten, in gesonderten Bauten, in Klöstern und Stiftern, der Klerus.

Die Geistlichkeit war im übrigen der Stand, der auf Grund römischer Tradition sich zuerst als solcher aus der übrigen Bevölkerung herausgehoben hatte, bei dem allen sonstigen Unterschieden der Beruf voranging (vgl. S. 145 f.). Aber auch in der weltlichen Gesellschaft stand eine kleinere, aber mächtige Gruppe bereits seit längerer Zeit ziemlich gesondert über den anderen und nahm jetzt an Einfluß wie an Geschlossenheit andauernd zu, der Hochadel, die späteren Territorialherren und Fürsten. Die Gruppe hatte sich aus dem älteren Adel, der namentlich durch kriegerische Verdienste, überhaupt als Dienstadel, und durch entsprechende wirtschaftliche Bereicherung und soziales Ansehen emporgekommen war, herausgehoben, wieder wesentlich durch Ausnutzung der übertragenen Ämter und Amtslehen, daneben allerdings durch sonstigen besonders ausgedehnten älteren Besitz. Die Grafschaft war für diese Herren das Sprungbrett: sie sahen das Amtslehen als Eigentum an, wie sie als Vögte über Kirchengut sich durch diese Lehen bereicherten, überhaupt Lehen nahmen, wo sie sie nur erlangen konnten; dazu kamen die Einnahmen aus den Gerichtsbußen. Aus den Grafen wurden dann auch bei Gelegenheit Herzoge. Die Herzoge waren ebenfalls eigentlich Beamte, Vertreter des Königs für ein Stammesgebiet, wie die Grafen mit Heer- und Gerichtsbann belehnt. Freilich die Größe des angestammten Familienbesitzes ist für die Erlangung der Grafen- oder Herzogswürde immer wesentlich gewesen. Der Charakter der Stellung als Amtsstellung war ein völlig fiktiver: die großen Vasallen fühlten sich als selbständige Herren und Führer der Bevölkerung ihres



Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter

Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

1. Gott.
2. Papst.
3. Bischof.
4. Abt.
5. Äbtissin.
6. Priester.
7. Kaiser.
8. König.
9. Herzog.
10. Lehnsherr.
11. Richter aus dem Lehnrecht.
12. Richter aus dem Landrecht (Graf).
13. Schöffe.
14. Bürgermeister.
15. Schultheiß.
16. Büttel.
17. Bauer.
18. Lehnsmann.
19. Frau und Mädchen.
20. Hirt.
21. Sachse.
22. Wende.
23. Wendin.
24. Jude.



Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

Nach Darstellungen zum sächsischen Land- und Lehnrecht aus dem 12. und 13. Jahrhundert, wiedergegeben in den „Teutschen Denkmälern“ von Batt, Babo, Eitenbenz, Mone und Weber (Heidelberg 1820).

Gebietes und wurden von dieser auch immer als natürliche, eigentliche Herren angesehen; selbst neueingesetzte Große verwuchsen mit der Bevölkerung sehr rasch. Die Wirren des 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurden gegen die Schwäche des Königtums weidlich von diesen Großen ausgenutzt: die faktisch seit langem für ihre Lehen vorhandene Erblichkeit wird in der Stauferzeit (1180) schließlich auch rechtlich fixiert. Was diese Gruppe nun vor allem auszeichnet — denn die Erblichkeit des Benefiziums war seit langem für alle, auch die kleinen, Lehnsträger prinzipielles Streben — sind ihre politischen Ambitionen; dank der politischen Entwickelung hat der deutsche mehr als irgend ein anderer europäischer Hochadel politische Selbständigkeit errungen und sich zur abgeschlossenen, fürstlichen Klasse aufgeschwungen. Unter Friedrich II. sind die Glieder dieses Hochadels zu wirklichen Landesherren geworden.

Aber er hat nun weiter für die Bildung eines neuen niederen Adels als ritterlichen Berufsstandes eine hohe Bedeutung gehabt: diese großen Herren waren nach dem König und neben den geistlichen Fürsten die Kristallisationspunkte für Lehensträger zunächst aus der Schicht der kleinen freien Grundherren; zum Dienst an ihrem Hofe wie vor allem zum Kriegsdienst, zu dem sie ihren Heerbann stellen mußten, brauchten sie aber weiter auch Ministeriale, denen sie Dienstlehen gaben. Sie minderten zwar dadurch ihren Besitz, aber die Ausdehnung ihres Lehnsverbandes stärkte ihren Einfluß, ihre Macht in entsprechendem Grade. Der sich jetzt zum geschlossenen Stand durchringende niedere Adel war zum Teil demselben Boden entsprossen wie der Hochadel, aber er hatte es nicht wie dieser zu höherer Entwickelung gebracht. Es waren einmal Grundherren, die schon in karolingischer Zeit durch Herabdrückung der Freien und durch Erblichkeit der Benefizien heraufgekommen waren, freier Herkunft, aber durch den Gang der Dinge in den kriegerischen Lehnsverband des Königs oder eines Großen geraten. Zum niederen Adel rechnete sodann eine Anzahl von Gemeinfreien, die im Gegensatz zu der Hauptmasse der übriggebliebenen Freien sich auch dem Lehnsverband anschlossen und nicht wie diese sich mit der Bewirtschaftung eines Gutes begnügten oder als Leute mit wenig oder keinem Besitz Handwerker, Kaufleute u. s. w. wurden. Man darf die Zahl der Gemeinfreien überhaupt nicht unterschätzen; sie war im 10. und 11. Jahrhundert insbesondere in Sachsen noch erheblich, und die neue städtische Bevölkerung bestand in ihren wichtigsten Elementen aus Freien. Aber diese Freien kamen nun eben zum Teil in die ritterlichen Lehnsheere hinein, ohne Zweifel infolge eines Strebens nach oben, während andere noch wie in den früheren Perioden den Machtgelüsten dieses oder jenes Großen zum Opfer fielen. Das dritte, sehr wichtige Element des neuen Adels endlich bildeten Leute unfreier Herkunft, Ministeriale, die im Hof- und Kriegsdienst des Königs und der Großen heraufgekommenen besseren Hörigen. Da waren einerseits die obersten wirtschaftlichen Verwaltungsbeamten, die großen Meier der Hauptgüter, die Marschälle, Kämmerer, Truchsesse, Mundschenken: ihr Amt hob sie über die übrigen Hörigen hinaus, gleichzeitig waren sie in der Regel auch Reisige ihrer Herren. Zu den Reisigen gehörte dann aber eine weitere größere Zahl von Dienstmannen gewissermaßen im Hauptberuf. Auch ihr ritterliches Wesen, der Reiterdienst hatte jetzt besonderen Wert und hob sie über die Masse. Beamte und Reisige schmolzen dann zu der einen Klasse der Ministerialen zusammen. Persönliche Talente und Verdienste konnten in jedem Falle solche Ministerialen weiter fördern. Das Wichtige war die allmählich sich herausbildende Betonung bestimmter Dienstleistungen, die als ehrenvoll galten, das Erheben über die gewöhnliche Arbeit. Vor allem also zum Kriegs- und Hofdienst notwendig gebraucht, erschienen diese Ministerialen nun zugleich überall als Glanz verleihendes Gefolge ihrer Herren, auch der

geistlichen. Die Leistungsfähigkeit der Ministerialen beruhte, wie natürlich, auf Grund und Boden, auf dem ihnen verliehenen Dienstgut: die landlosen ritterlichen Ministerialen strebten immer nach einem Ritterlehen, das ihnen dauernden Lebensunterhalt sicherte. Es wurde nicht nur als Äquivalent für die kriegerische Dienstpflicht verliehen, sondern ebenso für Hofdienste. Jenes Lehen bedingte das Truchsessenamt, dieses die Geleitspflicht für einen geistlichen Herrn u. s. w. Die Haltung von Ministerialen in der unmittelbaren Umgebung, auch als kriegerisches Leibgefolge, und ihre Ernährung unmittelbar aus den Einkünften des Herrn muß früh der Begabung mit Dienstgut gewichen sein. Dessen Inhaber fühlte sich bald nur als Lehnsträger seines Herrn, im übrigen aber völlig als Grundherr, der Polizei und Gericht über seine Leute übte und meist wohl bald bestrebt war, seinen Besitz, seine Rechte in der Mark nach dem Vorbild der größeren Grundherren zu mehren. Die übermütigsten und landgierigsten mochten die Ministerialen der geistlichen Stifter und Klöster sein. Die Mönche des von ihm gegründeten Klosters Zwifalten warnt Graf Liutold vor Annahme solcher Mannen: „sie teilen die Güter des Klosters unter sich". Der Erzbischof Bruno von Trier mußte der „nie zu befriedigenden Gier der Ministerialen" außer Gütern und Höfen sogar den Kirchenschatz zum Teil opfern. So mochte ein solcher Mann seinen Besitz auf eigene Faust auf jede Weise vergrößern, z. B. Land gegen Zins übernehmen, während er je nach dem Einfluß und der Bedeutung seines Herrn auch im Dienst zu außerordentlichem Ansehen — die Reichsministerialen waren unter Umständen den Großen an Macht gleich, ihre Bevorzugung wirkte dann wieder auf die Ministerialen der Großen — steigen, immer neue Lehen zur Belohnung erhalten konnte, viele Freie und selbst Glieder des älteren Adels überflügeln mochte und jedenfalls seine unfreie Herkunft vergessen ließ. Gerade die wachsende Machtstellung solcher Ministerialen bewog auch viele Freie, die sich damit zugleich ihren eigenen Besitz sicherten, und selbst Edle, sich in ihre Reihen aufnehmen zu lassen.

Was nun aber schließlich die Mischung aller dieser Elemente und ihre Durcharbeitung zu einem neuen Stande herbeiführte, das war doch der kriegerische, d. h. ritterliche Beruf, der sie alle zusammenschloß. Die wachsenden inneren Wirren wie die äußeren Kriege drängten die Großen zur Vermehrung ihrer Streitkräfte. War die neue, aber sich seit Jahrhunderten entwickelnde und schon im 10. Jahrhundert als ordo militaris zunächst in Frankreich auftretende Schicht der Ritter anfangs aus dem Häuflein der freien Vasallen zusammengesetzt, die für Kriegsdienste belehnt wurden, so zwang schon im 11. Jahrhundert das Bedürfnis zu immer stärkerer Verwendung der Ministerialen, ohne daß man sie von jenen trennen konnte. Der adelige Lehensträger, der Freie, die große Zahl der Ministerialen: alle waren Ritter, alle wirtschaftlich besser gestellt, alle gleichmäßig verwendet, und alle lebten auf den Heerzügen in gleicher Weise. Es waren neben den vielen inneren Kriegen besonders die Heerfahrten der Könige nach Italien, auf denen sich die verschiedenen Elemente der Ritterscharen, die überdies immer nur kleine Heere bildeten, assimilierten; noch wichtiger waren aber die Kreuzzüge, die durch die Berührung mit den Franzosen die von diesen im 11. Jahrhundert ausgebildete Organisation des ritterlichen Lebens auf die deutschen Ritter, wie später ausführlich zu zeigen sein wird, übertrugen und nun alle durch die Gleichheit der Lebensweise zusammenschlossen. Vor dem Beruf mußte so schließlich die Geburt zurücktreten, er gab das Ferment der neuen Standesbildung, bei der sich im übrigen untere und höhere Schichten mischten. In der Mitte des 12. Jahrhunderts hat sich auch die anfängliche Scheidung zwischen einem niederen und höheren Ritterstand, einem ordo equestris minor und maior, verloren. Zu Beginn des

13. Jahrhunderts gibt es keinen Unterschied zwischen Ritter und Dienstmann. Aber in letzter Linie handelte es sich um einen wirtschaftlichen Vorgang. Die Vorbedingung zum Ritter war das Lehengut: es ist eine große Menge mittlerer, auch kleiner Grundherren entstanden, die wirtschaftlich als eine neue starke Schicht über und aus der bäuerlichen Masse heraus auftreten und Träger einer auf sie beschränkten, feineren materiellen und gesellschaftlichen Kultur werden. Freilich blieb die Wirtschaft immer weniger Zweck des Besitzes: das durchgehende Streben nach seiner Vergrößerung diente der Verstärkung persönlichen Ansehens, sozialer Geltung, bald auch der Erlangung höheren Lebensgenusses, endlich der besseren Möglichkeit kriegerischer Betätigung, ja viele der kleinen Fehden mögen weniger um der materiellen Vorteile als lediglich aus Kampflust unternommen worden sein. Diese Abwendung von der eigenen Sorge um die Bebauung des Ackers und das Aufgehen in den persönlichen Anforderungen des Lehnsverbandes, den „höfischen" Interessen, lösten nicht nur den Zusammenhang des Herrn mit der Wirtschaft, sondern sie machten auch, wie wir sehen werden, den Verwalter, den Meier selbständig. Hand in Hand damit bildet sich — von den besonderen Wohnstätten sprachen wir schon — auch eine besondere Lebenshaltung der neuen Schicht aus, die zunächst von der der besseren „Bauern" nicht verschieden gewesen war. Bald drang dann, wesentlich infolge der Kreuzzüge, die französische Anschauung des völligen Gegensatzes zu den Bauern, des Ungehörigen, Unanständigen der Ackerarbeit durch. Dieser Gegensatz trat an Stelle desjenigen zwischen Frei und Unfrei, ja er schuf eine viel tiefere Kluft und wurde alsbald zum Gegensatz zwischen Kultur und Unkultur. Das seinem ganzen Ursprung nach im Grunde französische Lehnswesen wurde nun als ein exklusives System angesehen: die übrige, bäuerliche und städtische, Bevölkerung wurde lehensunfähig. Die Erblichkeit der Lehen, die, praktisch lange vorhanden, unter Konrad II. gesetzlich fixiert wurde und im weitesten Sinne sich durchsetzte, wie sich damals überhaupt die früher gewohnheitsrechtlichen Verhältnisse der Lehnsmannen, der ritterlichen Ministerialen, zu einem festen Lehnsrecht ausbildeten, führte zur Erblichkeit der Ritterwürde. Das ergab dann aufs neue Betonung der Geburt: nur der Ritterbürtige ist jetzt zum Ritter, zum Empfang eines Ritterlehens qualifiziert. Aus dem ritterlichen Berufsstand wird ein Geburtsstand, wie er in der Landfriedensordnung Friedrichs I. von 1152 hervortritt, ein exklusiver Adelsstand. Sein Lebensinhalt bleibt zwar Krieg und Kriegsübung, das ihn dauernd in seiner sozialen Position haltende Moment ist aber doch jene wirtschaftliche, ihn zum Grundherrn machende Grundlage, das Lehengut, was sich besonders später, als der Wert seiner ritterlichen Betätigung, seine taktische Verwendung zu sinken begann, zeigte.

Wenn sich bei der Entstehung des Ritterstandes als wesentliches Moment die Erhebung eines Teiles der niederen agrarischen Schicht über die Genossen auf der Basis der Ministerialität ergab, so hat ein anderer größerer Teil derselben es zu einer zwar weniger glänzenden, aber doch ebenso bedeutsamen wirtschaftlichen und sozialen Verbesserung gebracht: es war die aus den verschiedenen Formen der Abhängigkeit sich zu größerer Selbständigkeit entwickelnde Schicht, die als eigener Landwirtschaft treibender Stand, als wirklicher Bauernstand in die Erscheinung trat. Auch dieser Bauernstand setzte sich nicht aus gleichartigen Elementen zusammen. Es waren Eigenleute, die sich aus der Hofarbeit und dem Mangel an selbstbewirtschaftetem Grund und Boden heraufarbeiteten, Hörige, die auf Gütern angesetzt oder mit eigenen Gütern früher in Abhängigkeit geraten waren, und die nun bei Rückgang des herrschaftlichen Betriebes zu Zinsleuten in verschiedenen Stufen wurden und in neuen freieren Formen das ihnen überlassene Gut bewirtschafteten; es waren unter ihnen Wirtschaftsbeamte, deren Meiereien sich zu selbständigen

Bauernhufen entwickelten; es waren wieder auch Gemeinfreie, die, auf kleinem Landgut sitzend, nicht wie jener andere Teil ihrer Genossen den Eintritt in den Lehnsverband erstrebten. In welchem numerischen Verhältnis diese Elemente zueinander standen, läßt sich nicht sagen; am wenigsten zahlreich scheinen die eigentlichen Leibeigenen gewesen zu sein. Ebensowenig lassen sich die verschiedenen Formen des verbesserten Rechtszustandes der einzelnen, teils unter Hofrecht, teils unter Landrecht stehenden Gruppen immer genau bestimmen: es war eine ganze Skala von Rechtsverhältnissen, in denen sich bald ein größeres, bald ein geringeres Maß von Freiheit oder Unfreiheit schwankend ausdrückte. Die ökonomische Grundlage, die auf die standesmäßige Angleichung wirkte, war jedoch im ganzen dieselbe. Das Moment aber, das diese ganze Entwickelung ermöglichte, war die sich seit langem (vgl. S. 94) vorbereitende Auflösung der großen Grundherrschaft, die Abwendung vom herrschaftlichen Eigenbetrieb und der Übergang der wirtschaftlichen Hauptproduktion auf die kleinen Betriebe. Auch Klöster gaben, wenigstens im Westen, wie das Beispiel des flandrischen Klosters St. Trudo zeigt, zu Anfang des 12. Jahrhunderts die eigene Gutswirtschaft auf und lebten immer ausschließlicher von den Lieferungen der Klostergüter. Die in der Mitte des 11. Jahrhunderts schon deutlich sichtbare Entwickelung, bei der die Herrenhöfe selbst weiter bestanden, aber ohne führenden wirtschaftlichen Betrieb, zunächst noch unter Beibehaltung einer größeren Viehzucht, hatte ihre natürlichen Gründe. In erster Linie beruhte sie auf dem Umschwung der Interessen des Grundherrn, der ja allerdings meist nur als Grundlage für andere Zwecke, nicht eigentlich wirtschaftlicher Zwecke halber seine Wirtschaft betrieben hatte. Dafür kam die immer stärkere kriegerische Betätigung, die sich aus den mit dem politischen Aufschwung des Reiches verbundenen Heerfahrten und andauernden äußeren Kriegen, später aus den inneren Wirren ergab und wesentlich Sache der weltlichen wie der geistlichen Herrschaften war, in Betracht, ferner die Vermehrung der Verwaltungsaufgaben der Herren als Grafen, Vögte u. s. w., überhaupt die größere Hinneigung zu politischem Leben. Ähnlich wirkten die neuen Kultureinflüsse, die gesteigerten Lebensansprüche. Dazu kam die äußere Erschwerung des Eigenbetriebes durch den zunehmenden Mangel an Leibeigenen, wozu einmal das Aufhören des Menschenhandels, weiter die fortschreitende Emanzipierung der vorhandenen Eigenleute, die für besondere Dienste immer durch Überlassung von zinspflichtigem Grund und Boden bezahlt wurden, beitrug. Das letztere Moment, das sich vor allem in der so gestalteten Entlohnung der kriegerischen Ministerialen geltend machte, minderte nun aber auch das eigentliche Herren(Sal-)land immer stärker. Auch die geistlichen Herrschaften mußten viel Kriegsleute halten und sie versorgen.

Der Grundbesitz, der in eigener Verwaltung bewirtschaftet werden konnte, hatte seine bestimmten Grenzen. Darüber hinaus war es besser, das Herrenland in Zinshufen zu zerlegen und auszuteilen: es war dann auch ein besserer Ertrag zu erzielen. Anstatt ewig hinter den Leuten herzusein und sie in ihrer Produktion zu kontrollieren, stand man sich besser bei sicheren, fixierten Abgaben. Namentlich der oft viel zu ausgedehnte und auch zersplitterte geistliche Grundbesitz ging daher in Zinshufen über, und keineswegs war der Grund dieses Verlustes an Klostergütern die Indolenz der Mönche, wie das später der Abt Marquard von Fulda für sein Kloster behauptete. Freilich ging dem Grundherrn durch die immer zahlreicheren Verleihungen eben der wirkliche Besitz an den ausgetanen Gütern fast verloren. Genau wie die großen und kleinen Lehensträger suchten auch die Inhaber der Zinsgüter diese auf alle Weise erblich zu machen. Auch verbreitete sich eine steigende Neigung, sich den Verpflichtungen, namentlich den persönlichen Dienstleistungen, möglichst zu entziehen, sie zu bestreiten

oder sich erst gerichtlich dazu zwingen zu lassen. Bevor ferner sich nicht die Aussicht auf dauernde Inhaberschaft öffnete, wirtschafteten viele Zinsbauern, namentlich auf geistlichen Gütern, arg darauf los. Alle diese Gründe erschwerten eine einheitliche Regelung der Bodenproduktion von einem Mittelpunkt aus: vor allem kam es mehr und mehr ab, den gesamten Ertrag der Zinsgüter, soweit er nicht für den eigenen Unterhalt nötig war, an die Herrschaft, bzw. an den Meierhof abzuliefern. Weiter stellte sich der Betrieb auf kleinen Gütern jetzt überhaupt in wirtschaftlicher Beziehung als besser und lohnender heraus, woran freilich das Hauptverdienst der wirtschaftlichen Erziehung durch die Grundherrschaft gebührte. Überhaupt führten die freieren Formen zu größerer Ausbeutung des Bodens und intensiverer Wirtschaft; man benutzte nun auch die Brache im Sommer zum Futteranbau.

Wenn unter solchen Umständen selbst der wirtschaftlich tätige Grundherr — und unter den geistlichen Herren sind als solche nunmehr namentlich im 12. Jahrhundert noch die Zisterzienser aufgetreten — nur mit großen Schwierigkeiten den Domanialbetrieb aufrechterhalten konnte, so mußte sich der kriegerisch-politisch Interessierte vollends von ihm abwenden. Aus dem patriarchalischen Verhältnis wurde ein mehr geschäftliches, auf beiderseitigem Vorteil basierendes. Die Grundherrschaft wurde zur Rentenanstalt. Dasselbe Motiv führte dann einzelne Herren bei dem allmählichen Vordringen der Geldwirtschaft zur Umwandlung der Naturalleistungen in Geldabgaben, eine Umwandlung, die sich wie alle diese Prozesse sehr schwankend und in sehr verschiedenen Formen zu vollziehen anfing, die dem Herrn aber bei der neuen Wertschätzung des Geldes bequeme Einkünfte versprach, übrigens zum Teil durch die immer mehr sinkende Qualität der Naturallieferungen sich besonders empfahl und auch dem Zinsenden, der sich dadurch für den Wirtschaftsbetrieb völlig von der Grundherrschaft emanzipierte, recht sein konnte. Bei dem späteren Sinken des Geldwertes ist ihm diese Umwandlung dann besonders gut bekommen. Natürlich blieben die Herrenhöfe als solche bestehen, aber der Eigenbetrieb wurde immer mehr eingeengt, er wurde nun durch „Baumeister" (Bauhof hieß der herrschaftliche Wirtschaftshof) verwaltet, und die führende Rolle der Herrenwirtschaft hörte auf.

Unter all den aufstrebenden Abhängigen der Grundherrschaft hatten die weitaus besten Aussichten auf größere Selbständigkeit und von vornherein die günstigste Position jene Verwalter der Meierhöfe, der wirtschaftlichen Vorhöfe. Sie waren namentlich auch die Hauptorganisation des geistlichen Grundbesitzes, hatten an die Herrschaft unmittelbar abzuliefern, standen aber von Anfang an ziemlich selbständig da, obwohl sie durch den Herrn selbst, bei großen Herrschaften durch besondere Pröpste oder die Beamten, welche die Erträge erhoben, revidiert wurden. Manche Nebenbetriebe, etwa Zweige der Viehzucht, sind ihnen früh selbständig überlassen worden. Die Stellung des Meiers, der zudem niedere Gerichtsbefugnisse über seine Zinsbauern — denn der Meierhof war der natürliche Mittelpunkt dafür — gewann, war so günstig, daß sie keineswegs nur von Abhängigen, sondern später auch von Freien, gelegentlich selbst von kleinen Adligen erstrebt wurde, und ergab von selbst eine Emanzipation von der Grundherrschaft. Wie sonst, wurde zunächst an Stelle des Gesamtertrages, der doch nicht zu kontrollieren war, ein bestimmtes Quantum fixiert, weiter dann hier zuerst die Naturallieferung in Geldabgaben umgewandelt. Dadurch gewann der Meier, der Beamte, der ursprünglich als Besoldung gewissermaßen nur eine besondere Hufe überlassen bekam, für den Meierhof einen ähnlichen Charakter wie der Inhaber eines Zinsgutes, nur daß sein Hof von vornherein größer als ein einfaches Gut, sein Hof im Dorfe der beste, seine Stellung als Vertreter der Herrschaft eine überragende war. Genau wie die ritterlichen Ministerialen

durch ihr Lehengut sich zu Grundherren aufschwangen, suchte der Meier, der überhaupt in der Regel ebenfalls zu den Ministerialen gehörte, sich zum völlig selbständigen Eigentümer zu machen. Unter Beiseiteschiebung des Propstes zog er nicht nur die Abgaben der Zinsbauern für sich mit Härte ein, sondern suchte auch auf allerlei Weise ihre Güter, ebenso wie die herrschaftlichen „Beunden", Landstücke, die durch planmäßige Rodung durch die Grundherrschaft in den Allmenden entstanden und eingefriedigt waren, zu seinem Besitz zu schlagen oder, wie eben die Beunden, gemeinschaftlich zu bewirtschaften. Namentlich wieder auf geistlichen Besitzungen entwickelte sich dieses Meiertum sehr üppig. Die Grundherren waren nur noch rentenberechtigt. Wieder setzte sich sodann die Erblichkeit des Meiergutes durch. Der Meier hatte ferner seit längerer Zeit eine führende wirtschaftliche Rolle übernommen: es war nur natürlich, daß den Meiern auch Stücke von dem eigentlichen Salland zum Betrieb überlassen wurden, wie denn weiter die jetzt fortschreitende Spezialisierung oder Verbesserung landwirtschaftlicher Kulturen ihnen besonders zu Gute kam. Wie beim Rittertum zeigte sich hier ebenso die soziale Verschiebung in Richtung der Entstehung einer mittleren grundherrlichen Schicht. Gerade daß der Meier von je über die Dienstleistungen der Hörigen zu disponieren hatte, von je die Lieferungen empfing, erleichterte diesen Übergang zur herrschaftlichen Stellung. Eine Reihe von Meiern konnte daher die Entwickelung der übrigen Ministerialen besonders leicht mitmachen, ist zu Rittern wie der Meierhof zum Rittergut geworden, baute Burgen, verschwägerte sich mit dem Adel, eine Entwickelung, die aber erst im 13. und 14. Jahrhundert hervortritt. Die übrigen, lehensunfähig gebliebenen Meier aber hatten die Führung der Bauern, wurden Schulzen, waren wohlhabende Gutsbesitzer, und der Ausdruck „Meierhof" geht später überhaupt auf ein größeres Gut. Aus dem einstigen Verwalter ist ein wohlsituierter, mehr oder weniger freier Besitzer geworden, der aber zugleich allerlei Herrenrechte hat.

Neben dieser führenden, sich zuerst von der Grundherrschaft ablösenden Schicht hat sich nun auch die Mehrzahl der bäuerlichen Bevölkerung selbst allmählich von der Grundherrschaft emanzipiert. Vom Standpunkt des Grundherrn war es ein allgemeiner Angriff auf seine Gerechtsame: so verschieden die Arten der abhängigen Leute waren, in dem Streben nach günstigeren Verhältnissen unter Beeinträchtigung der Rechte der Herren glichen sie sich. Der Abt Marquard von Fulda z. B. berichtet, wie er bei seinem Amtsantritt mit Mühe festgestellt habe, was an Land, Wäldern, Fischteichen u. s. w. alles widerrechtlich okkupiert gewesen sei, wie er aber nur einen kleinen Teil in jedem Dorfe zurückerhalten konnte. Ebenso hatten die Leute allmählich die Zahl ihrer Frontage gemindert u. s. w. Vor allem kommen die Inhaber der Zinsgüter, die zahlreichsten Träger der damaligen Wirtschaft, in Betracht. Es war das eine keineswegs einheitliche Klasse. Von älterer Zeit her bestanden derartige Güter mit ziemlich schroffen Formen der Abhängigkeit, daneben gab es aber diejenigen der freien Zinsbauern, denen dann wieder in späterer Zeit die freier gestalteten „Censualengüter" nahekamen. Jene sogenannten freien Zinsbauern sind zum Teil schon ein Produkt der karolingischen Periode; sie bestanden z. B. aus Freigelassenen oder aus Freien, die sich zum Schutz ihres Besitzes in Zinspflicht gegeben hatten, wurden aber vielfach im Laufe der Zeit auch sonst von der Grundherrschaft in Anspruch genommen, in die Organisation eingefügt, z. B. den Meiern unterstellt. Sobald nun das System der Grundherrschaft gelockert zu werden begann, wurde gegen derartige Ansprüche erfolgreich von den selbständiger Gebliebenen opponiert. Das Charakteristische wurde die Freiheit von allen Ansprüchen des Fronhofes namentlich an die eigene Arbeitskraft, die Beschränkung auf einen fest normierten jährlichen Zins unmittelbar an den Herrn.

Diese Stellung wurde nun auch das Ideal aller aus der Unfreiheit überhaupt Herausstrebenden; die oben besprochene Auflösung der Grundherrschaft, der Umstand, daß der Herr nur auf sichere Zinsleistung Wert legte, erleichterte auch diesem das Entgegenkommen: namentlich auf geistlichen Gütern wurden immer zahlreichere Hörige und Knechte zu jener Stellung „freigelassen“ und kamen aus der Gewalt der Vögte und Meier heraus. Wieder gewährte dann die Erblichkeit der Zinsgüter, die durch das Anerbenrecht auch vielfach gegen Teilung gesichert waren, dieser Klasse der Censualen, wie man sie nennt, besondere Stärkung und Stabilität, ebenso aber auch die Umwandlung der Natural- in Geldabgaben, die seit Ausgang des 11. Jahrhunderts immer allgemeiner wurde und infolge des Sinkens des Geldwertes bei Gleichbleiben der Abgaben zum Vorteil der Bauern diente. Der fromme Zug der Zeit, aber auch die besonders günstige Stellung der geistlichen Zinsleute, die Wahrung ihrer Rechte, verursachte einen recht häufigen Übergang aus weltlicher Herrschaft in die geistliche: manch weltlicher Herr ließ seine Unfreien durch Überlassung an eine geistliche Herrschaft zu geistlicher Zinspflicht frei, zur Wachszinsigkeit (geringe jährliche Abgabe von Wachs). Umgekehrt drängten sich die Leute auch selbst dorthin. So erzählt Ortliebs Zwifaltener Chronik von vielen Leuten dieses Klosters, „die sich wegen der Unterdrückung und der Menge des Dienstes, womit sie von ihren Eigenherren aufs härteste beschwert wurden, in unser Recht eingekauft haben, um Ruhe zu haben“. Eine besondere Zunahme dieser Klasse wurde nun dadurch herbeigeführt, daß viele Grundherren eben wegen des Rückgangs des Eigenbetriebes große Teile des Sallandes an Bauern gegen Zins austaten. Dies wurde gerade ein Mittel des Heraufkommens von Unfreien; aber auch viele Freie, namentlich jüngere Söhne von Freien, übernahmen solche Personalzinsen, ebenso ritterliche Ministeriale. Die Lage dieser Censualen war eben durchaus günstig, und ihr Anwachsen vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, namentlich seit der Mitte des elften, ist sehr erklärlich. Freilich haben sie in der Ausdehnung ihrer Rechte wie ihres Besitzes immer andere Schranken gehabt als die Ministerialen, aber als erblich auf ihrer Hufe sitzende, im ganzen selbständige Bauern haben sie doch durch die größere Verfügung über ihre Produkte wie die völlige über ihre Arbeitskraft trotz mancherlei Reste der Unfreiheit (z. B. des später zu besprechenden Besthaupts oder der Beschränkung der Freizügigkeit) eine viel bessere Möglichkeit zu wirtschaftlicher und sozialer Entwickelung gewonnen. Sie waren es insbesondere, die die bäuerliche Genossenschaft wieder aufleben ließen. Dazu kam nun das Bestreben, sich überhaupt von allen Abgaben zu befreien, das Zinsgut für ein Lehengut auszugeben u. s. w. Wo das gelang, sind die Leute gänzlich freie Eigentümer geworden.

Weit schlechter gestellt waren die unfreien Zinsbauern, die, mit allerlei Abgaben belastet, dem einzelnen Hof unterstellt waren, also die Unfreien, die nach alter Weise auf einer Hufe angesetzt waren. Aber die anfängliche Rechtlosigkeit, die volle Verfügung des Herrn über ihre Arbeitskraft und Produkte, die herrschaftliche Regelung des Betriebes waren auch schon seit langem im Schwinden begriffen. Die Fixierung der Abgaben und Fronden und meist im Zusammenhang damit die Erblichkeit der Zinshufe waren die Hauptmomente der Besserung ihrer Lage. Der Mann war zwar an die Scholle gebunden, er konnte mit ihr veräußert werden, aber er war doch auch innerlich mit ihr verwachsen und gewann dadurch Selbstvertrauen und eigenes wirtschaftliches Interesse. Diesen unfreien Zinsbauern mußte später wieder insbesondere die Umwandlung von Natural- in Geldabgaben ebenso zugute kommen wie den freieren Censualen. Überhaupt näherten sie sich diesen, obgleich sie unter Meier und Vogt standen, obgleich sie den charakteristischen Kopfzins zahlten, mehr und mehr, vor allem auch in den genossenschaftlichen

Formen des Daseins. Trotz der verschiedenen Stufen ergibt sich überhaupt im ganzen eine von weitem gesehen gleichartige Klasse, eben ein Bauernstand. Selbst aus der untersten sozialen Stufe, den Leibeigenen (servi, mancipia) ohne Land, die im allgemeinen schon unter dem Einflusse des Christentums eine bessere Stellung erlangt hatten, aber doch noch im 11. Jahrhundert gelegentlich auch aus dem Fronhof heraus, wie z. B. zur Entrüstung Konrads II. seitens der Kirche zu Verden, verkauft wurden, sind Leute — sie hießen dann casati — zu kleinen Gütchen, die ihnen aus dem Salland zur Bestellung überlassen wurden, zur Fixierung ihrer Dienste, zur wirklichen Zinshufe, zur Ehe und zum Erbrecht gekommen und haben sich so den Grundholden genähert. Mit zunehmender Auflösung der Grundherrschaft geschah das immer häufiger. So hatte sich auch für diese ganze bäuerliche Schicht eine Angleichung nach sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, nach der Berufstätigkeit, unter Verwischung der freien oder unfreien Herkunft vollzogen. Waren viele ursprünglich Freie zu Zinspflichtigen gesunken und in den grundherrschaftlichen Rahmen eingefügt worden, so hatten sich Unfreie zu gleicher oder annähernd gleicher Lage gehoben: sie waren alle eine grundholde Masse, mit allerdings sehr verschiedenartigen Leistungen, sie waren alle in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit freier und selbständiger geworden, sie waren wirkliche Bauern auf erblicher Hufe.

Eben das Wiederaufleben der Genossenschaften zeigt ihre Komformität wie ihre neugewonnene Kraft: der Grundherr mußte diese hofrechtlichen Genossenschaften anerkennen und respektieren. Waren seine Leute auch im öffentlichen Gericht nur durch ihn vertreten und sonst seiner Gerichtsgewalt unterworfen, so hatte sich doch bald die Notwendigkeit herausgestellt, ihre Verhältnisse rechtlich unter sich und zu ihm zu regeln; die Grundlage konnte damals nur eine genossenschaftliche sein: das Hofgericht war die gegebene Form. Die gewohnheitsrechtlichen Satzungen selbst, das Hofrecht, wurden auch schon schriftlich fixiert, natürlich zunächst seitens der geistlichen Grundherren (das Hofrecht Bischofs Burchard von Worms, das von St. Maximin bei Trier, 1056). Es war, wie gesagt, ein Aufleben der alten Markgenossenschaft: in den Weistümern als Gemeindebeschlüssen zeigte sich wieder eine Autonomie des Volkes. Von der alten markgenossenschaftlichen Selbstregierung hatten sich nur in wenigen Gegenden ungeschwächte Reste erhalten: in anderen war es wenigstens nicht zu direkt grundherrlichen Allmenden gekommen, sondern Herren und Bauern hatten gemeinschaftliche Rechte. Hier knüpfte also das neue Leben an ältere Tradition an. Aber auch die jetzt zum Teil durch diese freieren Gemeinden angeregten, unter dem grundherrlichen Hofrecht stehenden Dorfgenossenschaften waren doch nicht etwas ganz Neues. So sehr die Grundherren in die Nutzung der alten markgenossenschaftlichen Allmende eingegriffen hatten, so waren doch immer Hufe und Anteil an der Allmende vereint geblieben, und bei Besserung der sozialen Verhältnisse der Bauern mußte die Regelung der Nutzung der gemeinen Mark alsbald Sache der Gemeinde werden. Wie in den alten freien Gemeinden die „Bauernsprache" darüber entschied, so machte auch jene hofrechtliche Gemeinschaft bald eine Autonomie in diesen Fragen geltend. Man hatte Zinsen und Lasten, aber sonst regelte der Bauer seine Rechte durch die Genossen selbst. Durch dieses, zunächst noch im Entstehen begriffene autonome Leben ist die alte zähe Verfassung wieder neu belebt worden. Diese Verfassung, die eine wirkliche Gemeinde aus den Landbauern machte, die nicht nur gemeinsame Nutzung der Allmende bedingte, die auch Feld- und Hausarbeit, im Frühjahr den Zeitpunkt des Säens wie später den der Ernte gemeinsam regelte, die also eine enge Arbeitsgemeinschaft ergab, aus der dann wieder eine sittliche und soziale Gemeinschaft hervorging, welche in denselben Interessen lebte, dieselben Feste feierte, sich gegenseitig schützte und förderte, diese für den

deutschen Bauer so charakteristische Verfassung, die ihn freilich auch fortschrittsfeindlich machte und durch den Flurzwang jedes Hinausstreben unterband, die seinen Horizont nur auf das Heimatsdorf beschränkte, womit dann freilich wieder ein kräftiges Heimatsgefühl verbunden war, sie ist damals für eine lange Zukunft aufs neue begründet worden.

So tritt der Bauernstand kräftig hervor: zuweilen erscheint der Grundherr rein in der Defensive, wie er sich denn auch seine Rechte an der Allmende jetzt oft von der Gemeinde ausdrücklich feststellen läßt. Wir werden später sehen, wie die Entwickelung der Städte, wie die Kolonisation des Ostens die Grundherren zu immer günstigeren Bedingungen für ihre Abhängigen zwangen, um sie zu halten. Schon die Kreuzzüge, die überhaupt dem Adel nicht durchweg nützlich waren, z. B. durch den erforderlichen Aufwand zum Untergang gerade mancher alten Geschlechter beitrugen, hatten bei dem massenhaften Abzug für die Zurückbleibenden, die dem Herrn nun um so wertvoller waren, mildere Formen der Hörigkeit herbeigeführt. Die Kolonisation des Ostens wirkte aber auch durch die größere Autonomie der dortigen Gemeinden und durch die dort sich entwickelnden freieren Formen (Erbpacht, Zeitpacht) direkt zurück, so daß diese freieren Formen seit dem 12. Jahrhundert immer allgemeiner wurden. Zur Zeitpacht hatten übrigens schon die Anlagen von Spezialkulturen geführt. So wurden die Bedingungen des Daseins auch daheim besser. Von harten Herren lief man zu den wohlwollenden, namentlich zu den geistlichen Herrschaften. Wenn auch eine übermütige Behandlung von Hörigen, obgleich im allgemeinen die deutschen Herren ihre Eigenleute nie besonders schlecht behandelt haben, hie und da noch vorkam, Leibeigene etwa an Stelle der kranken Kuh den Pflug ziehen oder auch einmal zu derbem Spaße dienen mußten, wie dem König Heinrich II., der sie mit Honig bestreichen und von Bären ablecken ließ, so war notgedrungen meist das Gegenteil der Fall. Doch wird uns das alles erst für das 13. Jahrhundert näher beschäftigen.

Anderseits war aber eine frühe Gegenbewegung nur zu natürlich. Je mehr sich die Grundherren als Rentner betrachteten, um so empfindlicher wirkte jede Verringerung der Einkünfte, wie sie einmal durch die geschilderte Emanzipation überhaupt, wie sie ferner nach Umwandlung der Natural- in Geldabgaben durch das Sinken des Geldwertes herbeigeführt wurde. Die Folge war, daß nun die Grundherren, zumal ihre neue Lebenshaltung immer größere Kosten verursachte, wieder mehr aus den Zinsleuten herauszuschlagen suchten. Namentlich der niedere Adel begann damit früh; überhaupt ist ja im allgemeinen mit einer Blüteperiode des Adels ein Druck der Bauern verbunden. Trotzdem ergibt sich als Gesamtresultat eine Aufwärtsbewegung der bäuerlichen Bevölkerung: insbesondere die friedliche Periode in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist für ihre günstige Entwickelung von großem Einfluß gewesen.. Der immer selbständigere Bauer hat sich auch gegen die erstrebte Erhöhung der Abgaben meist erfolgreich gewehrt. Und während die Fixierung dieser Abgaben, die überdies jetzt nirgends mehr hoch waren, bei dem andauernden Steigen des Bodenwertes und dem Sinken des Geldwertes den wirtschaftlichen Ruin der Grundherren im Keim in sich schloß, bildete sie für den Bauer die Grundlage des Gedeihens.

So bedeutet diese Entwickelung des Bauernstandes denn zugleich eine Erschütterung des Systems, auf dem die mittelalterliche Welt bisher beruhte, des Lehnswesens. Noch mehr aber wurde dieses, wenn sich das auch erst später zeigte, zersetzt durch einen noch wichtigeren Prozeß, durch die Fortschritte des Städtewesens und die Bildung eines unabhängigen Bürgerstandes. Wie für die frühere Zeit sei auch jetzt hervorgehoben, daß diese Entwickelung sich nicht schematisch vollzog. Man darf bei Aufzeigung gewisser typischer Grundzüge nie die verschiedene

lokale Sonderentwickelung vergessen und niemals die Zustände in den verschiedenen Städten gleichsetzen, auch nicht ohne weiteres vergleichen. Die Bildung des Bürgerstandes, deren Ansätze wir (S. 108 f.) kennen lernten, die sich aber recht eigentlich doch erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts vollzog, ist unter den großen sozialen und wirtschaftlichen Vorgängen unserer Periode der für die Zukunft folgenreichste gewesen. Die Grundlage der Differenzierung dieser Schicht von der bäuerlichen war eine rein wirtschaftliche; aus dem Gebiet der Arbeit sonderten sich Handel und Gewerbe selbständig ab: das Prinzip des Erwerbs tritt in stärkster Form auf, und die Natur dieses neuen Erwerbs dringt von selbst auf Emanzipation von jeder sozialen Bindung und Abhängigkeit. Wie der kriegerische Beruf eine Hebung unfreier Leute über ihre früheren Genossen bewirkte, so brachten auch die neuen städtischen Berufe eine über die bäuerliche Masse hinausstrebende Schicht hervor, und es war nur natürlich, daß diese beiden gehobenen Schichten sich von Anfang an als eifersüchtige Gegner zeigten, zumal da der Bürger schließlich den Ritter an Bedeutung nahezu einholte. Auch der neue Bürgerstand war also wieder ein Zeichen der Hebung der niederen Stände, aber wie Ritterstand und Bauernstand war auch er aus freien und unfreien Elementen gemischt. Zweifellos haben von Anfang an in der Hauptsache in den Städten freie Leute gewohnt (vgl. S. 108); die alten grundbesitzenden Bürger waren alle Freie. Von den freien Kaufleuten (siehe die nebenstehende Abbildung) und Handwerkern war schon die Rede. Den Abhängigen aber wurde der Eintritt in das Bürgerrecht von Anfang an sehr erleichtert. Neben dem Streben nach Erwerb hat eben dasjenige nach persönlicher Freiheit die Landbevölkerung namentlich nach der Mitte des 12. Jahrhunderts zahlreich in die Städte gelockt, ob es der Herr erlaubte oder nicht. Genau wie bei dem Ritterstand hat sich eine Assimilierung der verschiedenen Elemente auch nur allmählich vollzogen; aber schließlich erscheint doch der Bürgerstand, der Träger einer besonderen städtischen Entwickelung, als eine in der Hauptsache einheitliche Klasse. An Stelle des Bodens als wesentlicher Grundlage der Existenz tritt die freie Arbeit, der Erwerb ohne einseitig agrarische Bindung. Dieser Erwerbsstand mit gleichen Interessen hat sich allmählich über die noch im 12. Jahrhundert durchaus vorhandenen älteren ständischen Unterschiede, über lehensrechtliche und grundherrliche Bildungen, über Ritter, Ministeriale, Hörige und Eigenleute hinweg durchgesetzt. Es hängt das aber mit dem Aufschwung städtischen Lebens überhaupt eng zusammen.



Ein Kaufmann. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818.

Die Städte (vgl. S. 100 ff.) wurden mehr und mehr als Mittelpunkte von Gewerbe und Handel wichtig, entstanden nunmehr auch als künstliche Gründungen für diese Erwerbszweige immer zahlreicher. Ihre Bevölkerung nahm dauernd zu, und da sie immer noch neben dem agrarischen den kriegerischen Charakter der Zeit nicht verleugnete, bildete sie auch bereits einen beachtenswerten politisch-militärischen Faktor. Als solchen haben sie die salischen Könige schätzen gelernt. Diese Könige haben, wie schon die sächsischen für die Städte ihres Stammlandes, im Gegensatz zu den späteren städtefeindlichen staufischen Herrschern, deren Gesinnung aus ihrem Kampf mit den italienischen Städten entsprang, der städtischen Entwickelung allezeit ihre Fürsorge gewidmet. Gewiß geschah dies ebenso wie seitens der Bischöfe wegen der sich aus dem städtischen Marktverkehr ergebenden wirtschaftlichen Vorteile. Aber es zeigte sich auch bald ein politisches

Moment. In dem Kampf des Königtums mit dem aufstrebenden Hochadel, den werdenden Territorialherren, erschienen gerade die sich als neue gewichtige Klassen durchringenden Schichten, die Ministerialen so gut wie die Bürger, als neue mögliche Stützen der königlichen Macht. Insbesondere die Städte sind damals Bundesgenossen der Könige gewesen und namentlich für Heinrich IV. bewaffnet eingetreten. Privilegien für Worms und Speier durch ihn und Heinrich V. waren das Entgelt. Freilich beruhte das Eintreten der Bürger auch auf dem Interesse der Kaufleute an einer einheitlichen, den Frieden schützenden Zentralgewalt. Aber eben diese Zeit zeigt auch, wie rasch und selbständig sich namentlich die von den Saliern begünstigten rheinischen Städte bereits entwickelten. Unter Beiseiteschiebung oder völliger Verdrängung der bischöflichen Burggrafen schufen sich die Bürgerschaften von Worms, Köln und Mainz eine selbständige militärische Organisation und benutzten sie sogar, wenn es darauf ankam, gegen den König, wie Heinrich V. erfahren mußte. Stärker trat die städtische Miliz aber erst in den Kriegen Philipps von Schwaben und Ottos IV. hervor. Daß sich die Städte nun auch schon von dem Regiment des Stadtherrn zu emanzipieren begannen, wird uns noch näher beschäftigen. Gerade die Wirren des Investiturstreites wie die innere Zersplitterung sonst haben ihre Machtstellung besonders gefördert. Der Mangel einer kräftigen Zentralgewalt ist überhaupt eine Hauptvorbedingung für eine stärkere Entwickelung des Städtewesens, wofür ja auch Italien ein Beweis ist. Aber zu diesen politischen Momenten kamen nun doch jene wirtschaftlichen als die entscheidenden. Die Städte wurden überhaupt zu kulturellen Mittelpunkten, im Zusammenhang mit einer durch die Kreuzzüge hervorgerufenen Belebung aller Kulturverhältnisse vom Orient her (vgl. S. 225 ff.) und jener schon früher (S. 125 ff.) beobachteten, durch die Züge nach Italien geförderten, jetzt immer vermehrten Steigerung und Verfeinerung der Lebensbedürfnisse, deren Vermittelung eben die städtische Bevölkerung übernahm.

Vor allem ist das Handwerk namentlich in der ersten Zeit und für den zunächst in Betracht kommenden süddeutschen Kreis der Städte eine Hauptgrundlage städtischen Wirtschaftslebens gewesen (vgl. S. 116 ff.). Die städtischen Handwerker waren freie Leute, von Anfang an bestand auch ein eigentliches Handwerk. Wichtig ist nun die fortschreitende Abstreifung der anfänglichen Verbindung mit landwirtschaftlicher Tätigkeit, wenn auch noch lange eine völlige Unabhängigkeit der Existenz vom Grund und Boden nicht erreicht wird. Die Bevölkerungszunahme und der wachsende Verkehr erlaubten eine ausschließliche Beschränkung auf die gewerbliche Arbeit, zugleich eine stete Vervollkommnung und Spezialisierung derselben. Zunächst kehren in der Stadt eine ganze Reihe von Handwerken wieder, die schon auf dem Lande wirkliche Handwerke gewesen waren, die der Schmiede, Böttcher, Drechsler, Lederarbeiter. Weiter bilden sich als solche vor allem auch die Nahrungsmittelgewerbe aus, während auf dem Lande entweder durch den hauswirtschaftlichen Betrieb der Kleinen oder durch große grundherrschaftliche Anlagen der Bedarf gedeckt wurde. Jetzt rief die Menge derer, denen ein hauswirtschaftlicher Betrieb nicht möglich oder bequem war, die Handwerke der Bäcker, die besonders wichtig wurden — es gab sogar ganze Bäckerstädte, wie Soest —, der Brauer, der Fleischhauer, die auf dem Lande als Handwerker kaum vorkamen, hervor. Daß die in der Grundherrschaft so wichtigen Müller in der Stadt eine geringere Rolle spielten, war bei der notwendigen Größe der Anlage und bei der Art und dem Umfang landwirtschaftlicher Eigenbetriebe in der Stadt nur natürlich. Weiter treten dann die auf dem Lande hauswirtschaftlich betriebene Töpferei, ebenso die Weberei und die Bekleidungsgewerbe überhaupt als wichtige Handwerke auf. Sehr gewinnen dementsprechend die Kürschner und die

Lederarbeiter. Auch die Metallarbeiter erfahren neue Anregung: dem Waffenbedürfnis der Zeit wird nun vor allem in den Städten und in bequemerer Weise als früher Rechnung getragen. Mit der zunehmenden Erhöhung der Lebenshaltung, dem Eindringen fremder Waren und Produkte wie fremder Techniken wird dann der Kreis der Handwerke immer größer, ihre Leistungen dem Bedarf und der Nachfrage entsprechend immer kunstreicher. Beweise für die Leistungsfähigkeit des Handwerks sind die späteren romanischen Kirchenbauten in ihrer inneren Ausstattung sowie der schon beginnende Export deutscher Gewerbeprodukte nach dem Osten. Natürlich ist diese Klasse der Handwerker keineswegs eine durchweg gleichbefähigte und gleichgestellte gewesen. Neben dem eigentlichen Handwerk bestand, wie gesagt, Lohnwerk (vgl. S. 117). Die aus den Grundholden hinzutretenden Elemente sind oft zu arm, technisch zu unerfahren gewesen, um trotz eifrigen Erwerbsstrebens bald zu Grundbesitz, Bürgerrecht und Wohlstand zu kommen. Auch die zuziehenden Freien waren oft verarmt. Über das numerische Verhältnis solcher kleinen, zur Miete wohnenden gewerblichen Arbeiter zu den besseren Handwerkern wird sich freilich kaum etwas Sicheres sagen lassen. Dennoch arbeiteten sich auch viele eben wegen der günstigen Erwerbsverhältnisse aus anfänglicher Mittellosigkeit empor und wurden Bürger.

Bei dieser aufsteigenden Entwickelung des Gewerbes ist nun sehr bald die eigentümliche Form seiner Organisation von Wichtigkeit gewesen, die Zunft. Über ihre Entstehung, die man früher wohl aus den römischen Offizien, von „Gilden" der Kaiserzeit oder aus hofrechtlichen „Magisterien" herleitete, läßt sich völlig Sicheres nicht sagen. Die hofrechtliche Theorie (vgl. S. 113) ist jedenfalls im ganzen beseitigt, und im allgemeinen sucht man die Zunft jetzt wesentlich aus wirtschaftlichen Gründen, vor allem nur aus den städtischen Verhältnissen heraus zu erklären. Die wirtschaftlichen, die gewerblichen Interessen bilden ihre eigentliche Grundlage. Dabei wird aber neuerdings die bestimmende, ja schöpferische Rolle der Obrigkeit stark betont und die Anschauung, daß bei der Entstehung der Zünfte vor allem der natürliche Drang zu genossenschaftlichem Leben von Bedeutung gewesen sei, bekämpft. Indessen muß man doch auch für die Zunft und nicht nur für die kaufmännische Gilde den tief im germanischen Wesen wurzelnden genossenschaftlichen Zug immer berücksichtigen. Es gab schon in heidnischer Zeit Brüderschaften, die gemeinsame Totenfeste für Verstorbene abhielten und deren Andenken durch Minnetrinken, das aber auch den Göttern galt, feierten. Spuren eines Gildewesens, geheimer Verbrüderungen sind auch im 8. und namentlich im 9. Jahrhundert vorhanden, wobei ihr Zusammenhang mit jenen heidnischen Brüderschaften von einigen bestritten wird. Ein Kapitulare von 779 bezeugt westfälische Gildonien, Schwurgemeinschaften zu gegenseitiger Hilfe: sie sind aber — soviel hatte der Kampf der Kirche gegen sie erreicht — christlich gefärbt, wie denn jetzt das Minnetrinken Christus und den Heiligen gilt (vgl. S. 69). Im 9. Jahrhundert hören wir von solchen nunmehr kirchlichen Gildonien oder Verbrüderungen wiederholt, an denen aber aufs neue die alte Unmäßigkeit bei den Gelagen getadelt wird. Überhaupt wurden die „Verschwörungen" von den Herrschern wie von den Konzilien als gefährlich angesehen und bekämpft, obgleich sie nur als zu gegenseitiger Hilfe dienend erscheinen, bei Feuersnot, Schiffbruch, Verarmung, gegen Räuber. Immer aber ist das Beten für die Toten von Wichtigkeit; es sind nun immer Versicherungsanstalten für die abgeschiedenen Seelen. Solche Traditionen müssen auch später nachgewirkt haben: es war dem mittelalterlichen Menschen überhaupt undenkbar, sich als Individuum hinzustellen, nur als solches zu wirken und zu arbeiten. Jeder suchte Schutz und Daseinsmöglichkeit in der Genossenschaft — „die ganze Nation", sagt Freytag, „besteht aus vielen solchen Kreisen" —, und so konnten auch ohne herrschaftliche oder sonstige Einflüsse die freien

Handwerker von selbst zu „Einungen“ kommen. Die Bildung von Berufsvereinen mit den Nebenzwecken der Geselligkeit und Hilfsbereitschaft ist überdies doch eine zu natürliche. Daß gerade die Städte einen guten Boden für solche Bildungen ebenso wie für die der Kaufleute boten, liegt an der isolierten Stellung vieler dieser Leute, die jetzt nicht mehr den ländlichen Familien- und Nachbarnzusammenhang oder doch nur in viel lockerer Form hatten. Für diese wirtschaftlichen Vereine nun als Vorstadium die kirchlichen Brüderschaften anzunehmen, geht nicht an. Es ist dies nur eine zweite Seite aller Genossenschaften, nicht ihr Entstehungsgrund. In dieser Zeit ist eine Genossenschaft ohne kirchliche Belebung, wobei natürlich ein Einverständnis der Kirchenoberen, in der Regel direkte Anregung derselben anzunehmen ist, nicht denkbar. Diese kirchlichen Brüderschaften hatten einen bestimmten Heiligen — für die einzelnen Gewerbe gab es bald Spezialheilige, den Eligius für die Goldschmiede, Crispinus für die Schuster, Blasius für die Maurer u. a. — oder die heilige Jungfrau zu Schutzpatronen, sie hatten eine bestimmte Kirche oder einen besonderen Altar in einer solchen u. s. w.; es waren aber auch wieder gesellige Gemeinschaften, die zunächst wie die der alten Zeit nur an Gedenkfeste für die toten Brüder anknüpfen mochten, für die man betete und die man feierlich bestattete, die aber früh sonst kirchliche und weltliche Feste gemeinsam begingen, weiter gern besondere Bräuche pflegten; es waren endlich wieder Genossenschaften zur gegenseitigen Unterstützung, zur Krankenpflege u. s. w. Von dieser brüderschaftlichen Seite ist also die wirtschaftliche, jene berufliche Organisation der Glieder bestimmter Handwerke, wohl zu scheiden, so sehr beide in den Verbänden vereinigt sind. Bald entsteht das Bedürfnis einer Sicherung möglichst günstiger Arbeitsbedingungen, daneben das einer Überwachung des Handwerks, einer Regelung des Betriebes, entsprechend etwa der sich aus dem natürlichen Zusammenleben der Bauern eines Dorfes ergebenden Regelung der wirtschaftlichen Arbeit. Es spielt auch das Empfinden eines besonderen Könnens hinein, man gibt auf die Technik acht und kontrolliert die Leistungen.

Friedrich Keutgen hat nun kürzlich die Entwickelung von vornherein auf die öffentliche Aufsicht, auf die Marktkontrolle, wobei der Charakter des Handwerkers nicht als Handarbeiter, sondern als Arbeiter für den Markt, für den Verkauf in Betracht kommt, zurückgeführt, und in der Tat wird die Sicherung der Konsumenten gegen schlechte Ware oder Übervorteilung in Gewicht und Maß kaum den Handwerkern selbst nötig erschienen sein. Zur Kontrolle habe man die Verkäufer nach ihren Waren, die einheimischen aber nach ihrem Gewerbe gegliedert, und mit dem Wachsen der Handwerkerzahl sei die Gliederung, die Organisation nach Ämtern, schärfer durchgeführt worden. Die „Handwerksämter“ hätten besondere Meister erhalten, auf die auch die Gerichtsbarkeit übertragen worden sei. Nun aber hätten die Handwerker über die Ämterverfassung hinausgestrebt. Die bei dem wachsenden Zuzug und bereits genügender Zahl von Handwerkern eines Gewerbes unbequeme freie Zulassung der Fremden habe man zu bekämpfen begonnen, um den Betrieb lohnend zu erhalten, überhaupt aus altdeutscher Absperrungssucht. Dieser Ausschluß der Fremden vom Verkauf, überhaupt von der Stadt, sei das Ziel der Einungen der Handwerker gewesen. Die Obrigkeit habe dann nach anfänglicher Unterdrückung der Einungen dieses Ziel selbst akzeptiert und die Zulassung zum Markte als Grundlage für den freien Gewerbebetrieb als Innungsrecht ihrerseits stabiliert. Die Innung (Einung), deren Entwickelung namentlich für Norddeutschland charakteristisch ist, stelle den Durchgang zu dem strengen stadtwirtschaftlichen, mit dem Wesen der Zunft eng verknüpften Zunftzwang dar, zu dem man in Süddeutschland bei der größeren Selbständigkeit des Bürgertums ohne weiteres gelangt sei, und der die Fremden schroff ausgesperrt habe. Unter der Ägide des Rates seien

nunmehr die an sich nicht ungefährlichen freien Bestrebungen der Handwerker, bei deren freien Vereinen jene kirchliche Seite der Obrigkeit noch die sympathischste war, zum richtigen Ausgleich gekommen. Der fürsorgliche Gedanke des allgemeinen Wohls sei nun auch auf die Handwerker übergegangen und habe ihre jetzt obrigkeitlich genehmigten Zwangsverbände als Träger der Gewerbepolizei qualifiziert. Von Versuchen, gegen das Allgemeinwohl zu sündigen, mußte der Egoismus der Handwerker auch später freilich immer wieder abgehalten werden.

Die Ordnungen der Handwerker, die ursprünglich von der Obrigkeit im Interesse der Konsumenten festgesetzt oder beeinflußt wurden, entstanden nun mehr und mehr unter Mitwirkung der Zünfte. Die Zunft trug wirklich den Charakter eines Amtes, das im allgemeinen Interesse tätig ist. Man erkannte also ihre Banngewalt an, man gab den Zünften die Gerichtsbarkeit in ihren Angelegenheiten, man unterstützte sie vor allem in ihren Bestrebungen gegen die Konkurrenz. Alle solche Anerkennungen setzen aber eine bereits vorhandene kräftige Entwickelung der Zünfte voraus. Eben der Zunftzwang, der aus den Zünften erst geschlossene Organisationen der Handwerker machte, hat sie zu solcher Machtstellung geeignet erscheinen lassen. Wir finden ihn daher auch von Anfang an bei ihnen, so gleich bei der ersten uns bekannten, der der Wormser Fischhändler zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Natürlich üben die Zünfte nach mittelalterlicher Art auch früh eine Sittenpolizei über ihre Genossen aus. Nach dem Beispiel älterer Zünfte, je nach den lokalen Verhältnissen, die auch für die Entstehung jener in sehr verschiedener Weise in Betracht kamen, nach der Zahl der vorhandenen Handwerker einer Gattung, nach dem Bedürfnis, sich geltend zu machen, treten neue Zünfte auf, was doch wieder für die Annahme jener freien, natürlichen Entstehung der Zünfte überhaupt spricht, vor allem auch im Zusammenhang mit der Ausbildung neuer Handwerke oder der Abzweigung von verwandten Handwerken, die anfangs häufig in einer Zunft zusammen waren, also entsprechend der fortschreitenden materiellen Kultur. Zunfturkunden oder Nachrichten über Zünfte sind im übrigen aus dem 12. Jahrhundert nur spärlich erhalten. Für die städtische Verwaltung aber mußten sich die geschlossenen Körper des im Grunde wichtigsten Teiles der Bürgerschaft von selbst als die gegebenen Organe überall darbieten, wo die Bürgerschaft als solche in Betracht kam. Vor allem spielten sie daher auch in der Wehrverfassung der Städte eine Rolle, bedeutend freilich erst in späterer Zeit, die, wie wir noch sehen werden, die Zünfte in vielen Städten überhaupt zu politischen Organen machte. Das Handwerk war also anfangs für die fortschreitende Entwickelung des Bürgertums von maßgebender Bedeutung; in den Zünften ist der Bürger zu Standesgefühl und Selbstbewußtsein erzogen worden; das Handwerk war vor allem wegen der Zahl der in ihm selbständig Tätigen so wichtig, die Lage und Förderung des Gewerbes bestimmte auch die Verwaltungsmaßnahmen der Obrigkeit, ja selbst deren Handelspolitik.

Auch für den wichtigeren Faktor der städtischen Entwickelung, für den Handel, bildet zum Teil das Handwerk Grundlage und Rückgrat. Der Handwerker ist zugleich verkaufender Handwerker (vgl. S. 117), er gehört zu den mercatores, wie man anfangs die Hauptmasse der Bürger nannte: auf dem Markt spielt der Stand der ihre Produkte dem Landmanne oder Nahrungsmittel dem Städter verkaufenden Gewerbetreibenden eine Hauptrolle; in den mit wachsendem Verkehr aufkommenden festen Verkaufsständen sitzt auch der Handwerker, und namentlich für die Nahrungsmittelgewerbe gibt es Brotbänke, Fleischschrannen u. s. w. Nun aber nimmt neben den Handwerkern schon früh eine rein kaufmännische Schicht ihren Platz ein, einmal eine verhältnismäßig niedrig stehende, die der Krämer. Diese Kleinhändler ziehen anfangs auf den Märkten mit ihrem Kram herum oder halten in Buden vielerlei,

besonders Klein- und Kurzwaren, Gewürze und Spezereien, Schnittwaren, kleine Schmucksachen, oft unter lautem Anpreisen der Ware feil, lassen sich auch bald in den Städten in festen Holzbuden, die wohl nicht wie die Verkaufsstände (siehe die untenstehende Abbildung) geschlossene Gruppen bildeten, sondern zerstreut lagen, dauernd nieder. Charakteristischerweise organisieren auch sie sich nach Art der Zünfte, ja sie gehören ebenfalls zu ihnen, zu den „Ämtern", stehen aber nur selten an bevorzugter, oft an vorletzter oder letzter Stelle unter ihnen.

Eine große Bedeutung hatte dagegen eine zweite kaufmännische Schicht, die ebenfalls ihre Verkaufsstände hatte, ja für deren Massenwaren und große Ballen diese in erster Linie bestimmt waren, wie sie sich nach ihnen „Laubenherren", „Herren unter den Gaden" nannten, die Gewandschneider. Ihre Vereinigungen erhoben sich über die Zünfte und behaupteten namentlich in Norddeutschland eine bevorzugte Stellung, auch mit besonderer Bezeichnung (z. B. „Gesellschaft"). Der Tuchhandel (vgl. S. 120 f.) hat sehr früh eine Rolle gespielt, vor allem von den Friesen getragen. Diese wurden schließlich ansässig, eben als Gewandschneider. Und so blieb es auch weiterhin: mit zu den ersten Ansiedlern in den neu sich bildenden Städten gehörten die Importeure fremder feiner Tuche, etwa aus Flandern und England, während der Hausfleiß und die Weber gröbere Tuche herstellten. Dieser Tuchhandel ist älter als das sich in den Städten durch Weber u. s. w. entwickelnde Tuchgewerbe, ja er hat wohl erst meist ein solches, wenigstens soweit es Feineres leistete, hervorgerufen. Später gab es dann zwischen den Webern, die sich freilich in den Städten außerordentlich verbreiteten und überall eine Rolle spielten, und den Gewandschneidern naturgemäß Streitigkeiten, die zu verschiedenen Resultaten führten. Jedenfalls bildeten diese Gewandschneider, obgleich sie Kleinhändler blieben, eine von den Handwerkern ohne weiteres als übergeordnet betrachtete Schicht; ihr Übergewicht gerade in Norddeutschland lag an den dort noch wenig entwickelten Kulturverhältnissen, die diese gar nicht mit der Hand arbeitenden, tuchschneidenden Herren, die aus der Ferne ihre



Kaufgewölbe (?). Nach einer Handschrift (15. Jahrhundert) des „Trojanischen Krieges", im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit", 1880.

Waren holten, als mächtige Leute erscheinen ließen. Die Gewandschneider mochten vielfach auf benachbarten Messen einkaufen, ebenso aber auch im Ausland selbst, brachten dann aber naturgemäß ihrerseits Rohprodukte und Gewerbeerzeugnisse zum Verkauf dorthin mit. Anderseits führte, wo das einheimische Tuchgewerbe selbst erstarkte, dies zum Export etwa nach dem Norden und Osten, woher man dann wieder Rohprodukte holte. Oder man holte für dieses Gewerbe Wolle aus dem Nordwesten und brachte dorthin etwa einheimisches Salz u. s. w.

Es entwickelten sich so Großhändler, die daheim noch lange zugleich Kleinhandel trieben, die aber schließlich zum Teil sich auch über die Gewandschneidergilden erhoben, die Vorteile dieser Organisation geringachten konnten und sich, wie man deutlich im 13. Jahrhundert bemerken kann, als wirkliche Großhändler auf eigene Füße stellten. Keineswegs blieben sie natürlich bei dem Tuchhandel stehen, wie denn überhaupt neben diesem Zweige sonstige wichtige Handelszweige, wie Wein-, Salzhandel u. s. w., gepflegt wurden; alles mögliche ward importiert, Wachs und Heringe aus dem Osten, Feigen und Gewürz aus dem Süden, dafür einheimische Industrieprodukte u. s. w. exportiert. In diesen Dingen nun genau bestimmte ständische Kategorieen aufstellen zu wollen, geht kaum an: auf jeden Fall entwickelt sich jetzt ein Großhandel, der nicht von einem bestimmten Stande getragen zu sein braucht, dessen Feld vor allem der internationale Handel ist. Es entwickelt sich aber überhaupt ein immer lebhafterer Handel, an dem alle Schichten des Bürgertums beteiligt sind: die verkaufenden Handwerker, die Krämer, die Gewandschneider, nunmehr auch große reiche Bürger, die sich als Geschlechter abheben, die wesentlich Großhandel treiben, und zu denen übrigens manchenorts die Gewandschneider ihr Kontingent stellen, — alle sind Kaufleute. Aber auch der Kleinere konnte sich an den Großhandel wagen, vor allem beteiligte er sich an ihm durch die oben (S. 122) geschilderten gemeinsamen Fahrten und Zusammenschlüsse, die den Mangel des Einzelnen an Kapital ersetzten. Jedenfalls ergibt sich, von den verkaufenden Handwerkern und Krämern abgesehen, eine immer stärkere, geachtete, zum Teil auch höher gebildete, fremde Sprachen kennende bürgerliche Bevölkerungsklasse, die in den verschiedensten Abstufungen, vom Chef einer großen Handelsexpedition bis zu dem mit seinem Saumtier herumziehenden Händler, auf eigene Faust oder gemeinsam in Karawanen und auf Schiffen ihren Handel immer weiter ausdehnt und daheim, obgleich sie sicherlich stets nur eine Minderheit gebildet hat, immer mehr das städtische Leben bestimmt.

Wir sahen (S. 119), wie sich bereits in sächsischer Zeit der einheimische Kaufmann allmählich von der Vorherrschaft des fremden — denn auch die Privilegien waren zum Teil an Juden, Lombarden und unter den Deutschen an Friesen verliehen — emanzipierte, wie der Lokalhandel durch die Wochen- und Jahrmärkte außerordentlich belebt wurde, insbesondere im Westen: jetzt kamen neue Momente der Entwickelung hinzu. Der Orient, der von jeher den westlichen Handel nährte, wurde dem Westen bedeutend näher gebracht. Während die alte südöstliche Handelsstraße über die Slawenländer nach dem Kaspischen Meer und ebenso die alte Donaustraße nach Byzanz durch die Wirren und Gefahren in den Durchgangsländern mehr und mehr verödeten, hatte der Italiener, insbesondere der Genuese, Venetianer und Pisaner, sich über Byzanz hinweg direkt mit dem Orient in Verbindung gesetzt (vgl. S. 199). Die Kreuzzüge befestigten und förderten diesen Verkehr außerordentlich: wir sahen, wie handelspolitische Motive von Anfang an mit im Spiele waren; die Staatengründungen im Osten sicherten den Kaufleuten auch feste Stationen und Organisationen. Im Vordergrunde stand überall der Italiener, der nach Jakob von Vitry an Geschäftskunde überhaupt dem Deutschen und Franzosen überlegen

war und der Vermittler für den ganzen Westen wurde. Aber schon kam auch für die süddeutschen Kaufleute die Verbindung mit dem handelsmächtigen Italien bedeutender in Betracht, bald setzten sie sich in Italien fest, 1228 wird bereits das Kaufhaus der Deutschen in Venedig erwähnt. Auch nach dem alten Vermittelungsland Flandern, vor allem nach Brügge, strömten die orientalischen Waren, und von dort namentlich vertrieb sie der deutsche Kaufmann in das Innere wie nach den nördlichen und östlichen Ländern, die bei dem Verfall des direkten Verkehrs mit dem Orient für ihren Warenbezug mehr und mehr auf Deutschland angewiesen waren, ihrerseits aber eine Fülle von Rohprodukten für den Westen darboten. Rheinische und niedersächsische Städte beginnen immer stärker nicht nur zu Lande, sondern auch zur See diesen Verkehr zu pflegen (vgl. S. 121). Medebacher Bürger handeln im 12. Jahrhundert mit Dänen und Russen. Aber die durch die Kreuzzüge bewirkte fortwährende Verbindung mit dem Orient war nun überhaupt für die Belebung von Handel und Verkehr von größter Bedeutung. Das wirtschaftliche Gedeihen der ländlichen Bevölkerung, der schnell wachsende Wohlstand der Städter und die immer noch auf reiche Einkünfte sich stützende Lebenshaltung der geistlichen und weltlichen Herren boten für Einführung und Annahme neuer Bedürfnisse gutes Feld: aus diesen Faktoren zog der Kaufmann den Nutzen und trug dadurch wieder zur wirtschaftlichen Hebung überhaupt bei. Ein Hauptmoment blieb die Beweglichkeit des Kaufmanns: auf den großen deutschen Märkten wimmelte es von deutschen und anderen Kaufleuten. Nach des böhmischen Chronisten Cosmas Schilderung des Marktes zu Prag aus dem Ende des 11. Jahrhunderts fand man auf ihm „die reichsten Kaufleute aus allen Völkern der Welt", nach derjenigen Adams von Bremen des dortigen Marktes ebenso „Kaufleute aus allen Teilen der Erde", die ihre Waren hinbrachten.

Ferner wird nun jene weithin wirkende Kolonisation des deutschen Ostens wichtig, über die wir erst später handeln werden, die aber schon in ihren Anfängen vor allem dem deutschen Kaufmann zugute kam und ihm von den neuen Sitzen aus das östliche und nordische Handelsgebiet erst recht öffnete. Der slawische wie der einst sehr rege skandinavische Kaufmann bedeuteten nun gegenüber dem deutschen gar nichts mehr: dieser drang in ihre Länder in Massen ein und beherrschte ihren Handel. Aus Bergen wurden die Deutschen 1186 durch König Sverrir zwar vertrieben, aber sie kamen bald wieder, und die Worte des Königs, der die englischen und isländischen Kaufleute wegen ihrer Einfuhr nützlicher Waren lobte, die Deutschen aber, „die in gewaltiger Menge und auf großen Schiffen herkamen, die Butter und dürre Fische zum Schaden des Landes fortschleppen und dafür Wein geben", hart tadelte, zeigen nur der deutschen Kaufleute überlegene Stellung, wie sie der Germane einst an den römischen Händlern drückend empfunden hatte. Vor allem begründeten sie in diesen Gegenden feste Stationen: in Wisby auf Gotland, wohin Deutsche früh handelten (vgl. S. 121), wohnten schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts Deutsche, und in Menge trafen hier die deutschen Gotlandfahrer zusammen. Von Gotland aus griff ihre Genossenschaft später auch in den Handel mit Rußland bestimmend ein und setzte die Statuten des Peterhofes in Nowgorod fest; die deutsche Niederlassung dort ist schon für den Anfang des 13. Jahrhunderts bestätigt. Diesem immer stärkeren nördlichen und östlichen Handel entspricht nun ein Vordringen des deutschen Kaufmanns im Nordwesten; vor allem der von den Kölner und westfälischen Kaufleuten früh gepflegte Handel mit England (vgl. S. 120) nimmt dauernd zu: der Londoner Stahlhof, wie er später hieß, geht in frühe Anfänge zurück. Im 12. Jahrhundert hatten die Kölner bereits ihre Gildhalle in London und durften allein als „Hansa", als Genossenschaft dort auftreten, bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts

auch die Hamburger und Lübecker das gleiche Recht erwarben. Vom flandrischen Handel war eben die Rede und wird später mehr zu sagen sein. Im ganzen zeigt dieser rege norddeutsche Handel, der schließlich die Grundlage des Hansabundes wurde, daß in diesem Teile Deutschlands der Handel überhaupt mehr Bedeutung für das Bürgertum hatte als in Süddeutschland, wo, wie wir sahen, das Gewerbe eine größere Rolle spielte. Aber schon allein der Hinweis auf Italien muß von einer Unterschätzung auch des süddeutschen Handels abhalten.

Von Anfang an zeigt der Kaufmann den alten genossenschaftlichen Zug (S. 122). Seine Gilden werden in ihrer älteren Form sicherlich auf jene alten Schwurgenossenschaften (S. 214) zurückgehen, für sie wird aber dieser Ursprung wenigstens für die Zeit des noch unausgebildeten Städtewesens viel stärker betont als für die Verbände der Handwerker; man faßt sogar jene Schwurgenossenschaften überhaupt als kaufmännische auf, was zu weit geht. Die älteste bezeugte Kaufmannsgilde ist die von Tiel zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Freilich haben diese Gilden für die Entstehung der Stadtverfassung keine Bedeutung gehabt, und in manchen Städten hat es gar keine Kaufmannsgilden — sie kommen namentlich in Norddeutschland vor — gegeben. Den Zünften der Handwerker gegenüber stehen sie auch an Zahl zurück und haben neben dem kirchlichen Bruderschaftscharakter, dem größeren Wohlstand ihrer Mitglieder entsprechend, viel mehr das gesellige Moment in den Vordergrund gestellt. Die kaufmännischen Gilden, deren ältere, unabhängige und völlig private Form später noch die Flandern-, die Schonenfahrer u. s. w. aufweisen, stehen überhaupt von Anfang an im Gegensatz zu den Zünften, zumal da allmählich aus der ganzen Klasse der negotiatores — Handwerker, Krämer, eigentliche Kaufleute, Gewandschneider — sich die letzteren immer höher heraushoben und durch Aufgehen in den „Geschlechtern" einen aristokratischen Charakter annahmen.

Dieser ganze Aufschwung der Städte hängt nun eng mit einem gewaltigen wirtschaftlichen Wandel zusammen, mit dem Übergang von der bisher überwiegenden Naturalwirtschaft zur überwiegenden Geldwirtschaft, deren Träger gerade die Städte werden. Im allgemeinen darf man den Durchbruch der Geldwirtschaft in eben die Zeit, die sich uns auch sonst als eine so wichtige Umbildungsepoche zeigte, legen, namentlich ins 13. Jahrhundert. Aber wie bei den Standesbildungen liegen die Keime der neuen Wirtschaftsform doch schon im 11. und dem beginnenden 12. Jahrhundert. Eine Ursache war die starke Vermehrung des Geldes oder des edlen Metalls (vgl. S. 123), des Silbers namentlich durch den Bergbau, sonst durch die Tribute der slawischen Völkerschaften, durch Geldsummen, die aus den romanischen Landschaften für Ämter oder Rechte an Herrscher oder Große flossen u. s. f. Die am meisten nach dem Westen und Süden schauende Schicht, die geistliche, hatte auch schon länger auf Geldbesitz Wert gelegt und Geldspenden besonders gern gesehen, viel davon freilich, ebenso wie Edelmetall, in Kirchenschätzen angelegt, aber auch in Grundbesitzkauf, in kostspieligen Wirtschaftsanlagen. Nach Lambert von Hersfeld begannen die Klöster zu seiner Zeit Schätze zu sammeln. Die erwähnte Minderung des Kirchenguts in den Wirren des 11. Jahrhunderts brachte freilich viel von diesem Edelmetall wieder in Laienhände, vor allem in die der Herren. Aber auch sonst konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich der rheinische Westen mehr und mehr zur Geldwirtschaft überhaupt geführt wurde. Hier, wo der Verkehr am stärksten ausgebildet war, wohin der durch die Kreuzzüge inaugurierte Welthandel von Italien, dem ersten Lande einer ausgeprägten Geldwirtschaft, her zuerst kräftiger wirkte und ähnliche Strömungen aus Frankreich kamen, ist man auch zu Anfang des 12. Jahrhunderts fast völlig dazu übergegangen. Die Naturalleistungen waren dort jetzt meist schon in Geldabgaben umgewandelt.

Und dieses Geld hatte der Zinsbauer durch den Verkauf seiner Produkte gelöst. Den allmählichen Übergang erleichterte der anfänglich häufige Gebrauch von ungemünztem Silber, Silberbarren, selbst von silbernen Geräten u. a. nach dem Gewicht als Zahlungsmittel. Anderseits führte jene Verleihung des Münzrechts an weltliche und geistliche Herren (vgl. S. 123f.) immer mehr zum Gebrauch von gemünztem Geld. Die Hauptsache aber war schließlich das zunehmende Markt-, also Städtewesen, das für den raschen Güterumsatz eben Geld als Tauschmittel brauchte. Selbst schlechte, leichte Münzen, selbst ungemünztes Geld war unter allen Umständen besser als der Eintausch von Naturalprodukten und Gewerbeerzeugnissen. Anderseits machten die unvollkommenen Münzzustände und die Geltung bestimmter Münzen für die einzelnen Märkte das bereits erwähnte Gewerbe der Wechsler, das namentlich in den Händen der Juden und Lombarden lag, immer ausgedehnter. Ihr Geschäft erweiterte sich dann vom bloßen Einwechseln der zahlreichen Münzen gegen die am Ort gangbaren zur Vermittelung der Zahlung von Geld auch an fremdem Orte durch briefliche Anweisung: es führte also zu einer für den damaligen unvollkommenen Verkehr außerordentlich wertvollen neuen Ausnutzung des Geldes als Tauschmittel. Jedenfalls vollzog sich mit dem Siege der Geldwirtschaft, der freilich erst im 15. Jahrhundert vollendet ist, eine Auflösung der bisherigen Zustände. Die neue Wirtschaft beeinflußte, den segensreichen und üblen Wirkungen des Geldes entsprechend, wieder das Dasein des Einzelnen, machte ihn beweglicher, individueller, egoistischer, löste die Lebenshaltung weiter Schichten aus den agrarischen Banden, setzte dem Grundbesitz das Kapital als maßgebend gegenüber, ermöglichte ferner erst eine höhere materielle und geistige Kultur und verdrängte durch Betonung weltlicher Interessen die ohnehin erschütterte Übermacht der kirchlichen Ideen. Als Sitze dieser Wirtschaft sind denn auch die Städte erst recht eigentlich zu ihrer sozialen und kulturellen Bedeutung gelangt. Sehr stark mußte das alles auf das Selbstbewußtsein der städtischen Bevölkerung wirken. Eine Klasse, die eine solche wirtschaftliche Rolle spielte, die ferner ihre Masse immer beieinander sah, die auch die alte kriegerische Tradition der Städte als Festungen nie vergaß und selbst schon als kriegerisches Ganzes, wie wir oben sahen, im 11. Jahrhundert auftrat und so auch ihre politische Bedeutung in die Wagschale warf, eine solche Klasse mußte naturnotwendig auch möglichst große äußere Unabhängigkeit zu erlangen suchen. Ebenso drängten die wirtschaftlichen Faktoren, die diese Bevölkerung zum Bürgertum machten, zur Selbstverwaltung, die sich nur von den eigenen Interessen leiten ließ.

Es ist also nur natürlich, daß diese Periode auch das Regiment der Stadtherren abschütteln, eine eigene Verfassung, die Ratsverfassung, und eine selbständige innere Verwaltung entstehen sah. Es ist die erste große Kraftleistung des neuen Standes, daß er seine Sitze, die als Stätten des Burgfriedens, dann vor allem als Märkte mit besonderem kaufmännischen Gewohnheitsrecht und neuen, durch die Einwanderung hervorgerufenen Grundbesitzverhältnissen schon eine Ausnahmestellung hatten, die eine große wirtschaftliche Bedeutung besaßen und bereits politisch ins Gewicht fielen, nun auch zu selbständigen Körpern mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit machte. Der Ursprung der Ratsverfassung soll nicht näher erörtert werden, zumal völlige Klarheit darüber nicht gewonnen werden kann. Man braucht aber nicht einen besonderen Einfluß der neuen Stadtgründungen anzunehmen. Es scheint natürlich, daß sich schon in den alten Städten frühzeitig eine Art Vertretung, Ausschuß der Bürger bildete. Die alteingesessenen Bürger nebst denen, die nach Stadtrecht Grundbesitz erworben hatten (meist Kaufleute und Handwerker), machten die eigentliche, unter öffentlichem

Recht stehende Gemeinde aus, der Geistliche, Juden und die noch vorhandene grundherrliche niedere Bevölkerung natürlich nicht angehörten, die aber namentlich in Bischofsstädten mit dem ministerialen Element, das in der Verwaltung der Stadt tätig war (Münze, Zoll), aus dem auch anfangs das Schultheißenamt besetzt wurde, viele Berührungspunkte hatte. Mit der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung einer Reihe von Bürgern, die durch den Handel reich wurden und neuen, größeren Grundbesitz erwarben, gingen dann die Verwaltungsämter zum Teil an diese über. Anderseits wurde das Institut der Schöffen nicht nur aus angesehenen Bürgern, sondern auch aus Ministerialen ergänzt. Ob nun dieses Schöffenkollegium, wie viele meinen, zu einem genossenschaftlichen Verwaltungsorgan auswuchs, an das immer mehr von jenen Funktionen der öffentlichen Gewalt überging, oder ob der ständig wiederkehrende genossenschaftliche Zug sonst, wie es sich aus der natürlichen, ländlichen Gemeinde ergab, eine kollegiale Vertretung der Bürger, deren Menge ja an sich schon eine universitas bildete, geschaffen hat: jedenfalls war eine solche schon unter dem Stadtherrn vorhanden. Er mochte sie anfangs wenig beachten, er duldete sie indessen, zwar nicht als rechtlich fixierte Behörde, aber doch als gegebenes Organ der Bürgerschaft. An sie knüpften dann jene Verwaltungsfunktionen an, vielleicht daß nun viele einzelne Glieder der Vertretung zunächst als deren Träger wirkten, bis es zu Konflikten kam und die Vertretung bei Emanzipation der Bürgerschaft vom Stadtherrn als verfassungsmäßig führende Körperschaft sich durchsetzte. Es handelt sich also äußerlich um Beiseitedrängung des Stadtherrn, nicht um Neubildungen. Von Wichtigkeit ist dabei die verhältnismäßig begünstigte Stellung der Königsstädte, die leicht zu größerer Selbständigkeitsneigung, Ignorierung des Burggrafen oder Vogtes führen konnte, während die Bischofsstädte zum Schauplatz bewegter Kämpfe wurden. Anderseits haben die Stadtherren selbst, die im Besitze der Grafengewalt waren, durch ihre territorialen Machtgelüste oft den Kampf hervorgerufen. Wo sie als Grafen auch schon Grundherren waren oder grundherrliche Rechte sich erwarben, brachten die weltlichen und einzelne starke geistliche Fürsten auch die Städte völlig in Abhängigkeit. Bei vielen Bischofsstädten aber waren gerade die politischen Wirren und der Umstand, daß der Bischof die gräfliche Gewalt nur durch Stellvertreter ausüben konnte, die Ursache, daß die Städte ihrerseits jede Gelegenheit zur Erringung größerer Selbständigkeit benutzten. Der äußere Kampf interessiert hier nicht weiter, er verlief natürlich durchaus nicht überall gleichmäßig, einem Sieg folgte wohl auch wieder ein Rückschritt. Die letzte große Hemmung geschah dann im Jahre 1232 durch das vom Bischof Heinrich von Worms im Sinne vieler Fürsten angeregte Verbot städtischer Obrigkeiten durch Friedrich II., der auch die Bünde, überhaupt jede Machterweiterung der Städte zu unterdrücken suchte. Aber das Bürgertum siegte. Jedenfalls setzten sich im 12. und 13. Jahrhundert in den wichtigsten Städten genossenschaftliche, aus Ministerialen und Bürgern gewählte selbständige Bürgervertretungen durch. Sie hießen consules, ein Titel, der wohl in Anlehnung an das italienische Vorbild, das Ministeriale, Kaufleute, Pilger leicht kennen lernen konnten, üblich wurde. Sie bekommen die Rechtsprechung im Stadtgebiet, die Polizei, die Wahrnehmung der spezifisch bürgerlichen Handels- und Gewerbeinteressen, die Münze, den Zoll, überhaupt die innere, namentlich die Finanzverwaltung — hier werden sich zuerst Konflikte mit dem Bischof, so Kämpfe um die Steuerhoheit (z. B. Steuererhebung „zu der Stadt Bau"), ergeben haben —, auch die Wehr in die Hand. Sie treiben eigene Politik, treten namentlich für den König gegen die Fürsten ein und führen ein eigenes Siegel. Auch äußerlich dokumentiert sich in dem Bau von Rathäusern ihre trotzige Stellung. Im ganzen hat diese städtische Verwaltung früh eine größere Vollkommenheit, so namentlich in

dem Steuerwesen, erreicht als die der Großen, wozu sicher auch die praktische Erfahrung des Kaufmanns viel beitrug. Freilich, die neue Verfassung ist zunächst keine Volkserrungenschaft, sondern ein Gewinn der führenden Großbürger. In Deutschland, wie in den westlichen Ländern überhaupt, zeigt sich der Sieg der neuen Schicht nicht in demokratischen Formen, sondern in rein aristokratischen: die Patrizier herrschen, bis auch die Zeit der Kleineren kommt.

So haben sich denn im Laufe dieser Jahrhunderte die neuen sozialen Körper aus der bisherigen agrarischen Schichtung gelöst, sicher in sehr verschiedener Weise und keineswegs nach einem Schema, auch zweifellos in sehr verschiedene Gruppen gesondert, aber doch im Resultat als einheitliche neue Klasse, die sich überall geltend machte. Die Vortrefflichen (Egregii) werden einmal zu Ausgang des 12. Jahrhunderts die Bürger von Köln städtischerseits benannt. Und die Bedeutung dieser Klasse drängte fortgesetzt zu ihrer äußeren Vermehrung. Außerordentlich wächst die Zahl der Städtegründungen im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert, denn die Territorialherren erkannten wohl die ihnen und ihrem ganzen Gebiet daraus erwachsenden Vorteile; insbesondere hat wieder die Kolonisation des Ostens zu Hunderten von Städtegründungen in Sachsen, Brandenburg, Schlesien geführt. Man hat nicht mit Unrecht von einem „wahren Städtegründungsfieber" gesprochen. Das Stadtrecht einer neuen Stadt wurde nach dem einer älteren gebildet, wobei dann auf eine bedeutendere Stadt ganze Gruppen zurückgehen, wie namentlich im Osten auf Lübeck und Magdeburg, während die Gruppen im Westen naturgemäß klein sind. Man darf übrigens trotz der verhältnismäßig geringen Einwohnerzahlen, die wir noch für die Städte selbst des ausgehenden Mittelalters kennen lernen werden, den Umfang der Städte jener früheren Zeit doch nicht zu niedrig einschätzen, und welch großen Komplex eine bedeutende Stadt darstellte, zeigt die äußere Schilderung, die damals ein französischer Prälat von Regensburg entworfen hat.

Das deutsche Volk bestand also nunmehr, wenn wir von dem Hochadel absehen, der sich alsbald in eine eigentlich fürstliche und eine mindere Gruppe (solche Grafen, Burggrafen u. s. w., die von Herzögen u. s. w. wieder ihrerseits Lehen genommen hatten) schied, aus vier großen Standesgruppen, den Geistlichen, Rittern, Bürgern und Bauern, die freilich alle schließlich von jener ersten, fürstlichen Gruppe unterworfen wurden. Sie waren auf den Beruf gegründet, aber sie beschränkten doch alsbald wieder den freien Eintritt in den Stand auf Grund des Berufes ziemlich erheblich; insbesondere die Ritter schlossen sich völlig geburtsrechtlich ab. Ohne zu Kasten zu werden, sind die vier großen Genossenschaften durchgreifend voneinander geschieden. Nur die Glieder einer Genossenschaft sind einander ebenbürtig; auf dem Gebiete des Rechtes wie der Sitte, z. B. bezüglich der Ehe, überall spielt die Ebenbürtigkeit eine bedeutende Rolle. Gewiß entsteht nun das Gesamtleben der Nation durch fortwährende Berührungen dieser Genossenschaften, die völlig aufeinander angewiesen sind, aber eine organische, eine direkte Beziehung zu Staat oder Königtum tritt nicht ein, obgleich durch das Bürgertum wie durch den niederen Adel allmählich doch auch das öffentliche Leben beeinflußt wird. Die Stände bilden vielmehr für sich kleine halbstaatliche Gemeinschaften, die z. B. ihr Recht jede für sich entwickeln (kanonisches Recht, Lehnsrecht, Stadtrecht, ländliche Weistümer) und auch zum Teil im Privatrecht und in Einzelheiten des Gerichtswesens sich unterscheiden. Sie treten ferner auch kulturell geschieden auf. Maßgebend wird zunächst die Sonderkultur des Ritters. Aber neues Leben ist mit den Neubildungen durchweg verknüpft, und im 13. Jahrhundert zeigt sich der Umschwung auf allen Gebieten, auch auf künstlerischem und geistigem. Die schon früher beobachtete Hebung der Lebenshaltung tritt nun infolge der wirtschaftlichen

Wandlungen, des Einströmens von Edelmetall nach Deutschland und der verstärkten fremden Einflüsse besonders charakteristisch hervor. Immer prunkvoller gestaltet man die Kleidung, Seide und Brokat, feines Pelzwerk, für das man eine wahre Leidenschaft hatte, bringt der Handel in immer größerer Fülle, immer gesteigerter wird der Luxus, immer feiner Speise und Trank, zum Teil neu eingeführt, wie die griechischen Weine. Die Wohnhäuser werden bei den Reicheren jetzt immer häufiger aus schindelgedeckten Holzhäusern zu Steinbauten, namentlich im Westen; der Kirchenbau (vgl. S. 158) wird großartiger, prächtiger, dekorativer. Adam von Bremen spricht einmal im Gegensatz zu den Schweden von der „Hoffahrt, die wir [Deutschen] so sehr schätzen oder vielmehr vergöttern". Jene mißachteten die „Gegenstände eiteln Gepränges, als da sind Gold, Silber, königliche Rosse, Felle der Biber und Marder, welche alle uns vor Bewunderung fast um den Verstand bringen". Die starke Wertschätzung des Äußerlichen zeigt sich in der Betonung körperlicher Schönheit, wie sie bei den Herrschern, den Rittern, aber auch bei hohen Geistlichen, die ja überhaupt den ganzen äußeren Prunk, z. B. in der Kleidung, zum Teil gern mitmachten, von den Quellen hervorgehoben wird.

Freilich diese Steigerung der Lebenshaltung hängt mit einem rücksichtslosen Streben nach größerem Besitz in allen Schichten eng zusammen. Trotz des außerordentlichen Aufschwunges der Askese war bei der Masse für die Teilnahme am kirchlichen Leben immer die Sorge um das Seelenheil bestimmend; sonst gab man sich recht energisch materiellen Interessen hin. Dieses rücksichtslose egoistische Streben, die allgemeine Gier nach Mehr wird z. B. von den Augsburger Annalen zum Jahre 1098 besonders hervorgehoben, und in Bertolds (von Reichenau) Annalen heißt es 1077: „Vom Niedrigsten bis zum Höchsten, alle sind sie Sklaven der Habsucht und kümmern sich sonst weder um Gott noch Menschen." Gerade durch die inneren, alle Welt in Parteien zerreißenden Kriege wurde eine schlimme Verwirrung aller sittlichen Begriffe herbeigeführt. Viele Quellen klagen daher in bitterster Weise über „das Schwinden allen göttlichen und menschlichen Rechts ohne Hoffnung auf Besserung", über das Aufhören jeglicher Treue, jeglicher Gerechtigkeit, jeglicher Menschlichkeit. Die führenden Geistlichen, insbesondere die Gregorianer, weckten nicht nur einen ungeheuren Haß in den Streitenden, einen Schmähton ohnegleichen, sondern ließen auch im Parteiinteresse sogar Verbrechen zu. Die Haupterscheinung war aber jenes, oft religiös verbrämte, gierige Streben nach Bereicherung. Höchst treffend spricht eine Quelle von dem damals aufgekommenen „neuen Evangelium": „Nimm, was nicht dein ist, und ernte, was du nicht gesäet hast." Freilich beruhte auf diesem allgemeinen rastlosen Streben ja auch das Drängen in die höhere soziale Schicht, das die neuen Berufe hervorgerufen hat, und das auch später noch den reichen Bauer und Bürger wieder dem Ritter nachäffen läßt. Für die politische Parteistellung, für einen Treubruch gegen den König, für die nachbarlichen und sonstigen Fehden waren habsüchtige Motive oft entscheidend; bei der Bekehrung der Slawen hatte man wesentlich die Tribute im Auge; Raub- und Mordanfälle auf einzelne vornehme Geistliche waren für einen Teil des Adels nichts Schlimmeres als für seine Masse die unrechtmäßige Bereicherung aus Kirchengut. Das Urteil des Honorius von Autun über die Ritter: „Wenige sind gut, denn sie leben von der Beute und kleiden sich vom Raube", mag auch für Deutschland gelten. Die Glieder der Kirche selbst waren von gleicher Geld- und Besitzgier ohne Rücksicht auf höhere Regungen erfüllt. Die allgemeine Habsucht hat auch wesentlich bei der geschilderten Hebung des Zinsbauern mitgewirkt, und ebenso saß sie im Städter, namentlich im Kaufmann: sie zeigt sich bald in einer brutal egoistischen Handelsaristokratie.

Dieser harte, gewalttätige Egoismus, der bei jener allgemeinen Verwirrung im 11. Jahrhundert, bei der Bedrängung der Gewissen keine Zügelung mehr fand, der keine sittliche Pflicht kannte, ist es auch, der ein politisches Gesamtgefühl gar nicht aufkommen ließ, der, verbunden mit dem alten Absonderungsdrang und der Abneigung gegen zentralisierte Herrschaft, überhaupt gegen jede Herrschaft, wie mit einem durch die Kämpfe zwischen König und Papst gesteigerten wütenden Parteigeist das deutsche Volk trotz politisch so befähigter Köpfe wie der salischen Herrscher als politischen Geistes und Verantwortlichkeitsgefühls bar erscheinen ließ. Dieser oft wüste Egoismus, der freilich zugleich jene wirtschaftlichen Fortschritte, den allgemein gehobenen Wohlstand mit hervorgebracht hat, erintner auch sonst an alte barbarische Züge, vor allem an die alte Unbändigkeit, die trotz der Arbeit der Kirche immer noch stark genug hervortritt. Die Heißblütigkeit der Deutschen wird von Ekkehard von Aura der viel größeren Ruhe der Lombarden gegenübergestellt, und der Papst Paschalis II. mochte nicht nach Deutschland reisen, weil er die Wildheit seiner Bewohner fürchtete. Von den Gewalttätigkeiten der Ritter wurde schon berichtet; unglaublich grausam blieb die Behandlung von Feinden, namentlich von Gefangenen; für die Gemütsroheit der Zeit, von der man trotz der andauernden Tränenseligkeit (vgl. S. 133) sprechen darf, ist auch das Verhalten Heinrichs V. gegen seinen Vater bezeichnend. Daß in solchen Zeiten der alte kriegerische Zug der Deutschen nicht erheblich geschwächt wurde, ist klar. Eben sein übermäßiges Hervortreten bewirkte jene Landfriedensbestrebungen. Von Tapferkeitsbeweisen, von außerordentlichen Heldentaten gegen große Übermacht wissen die Quellen oft zu erzählen: insbesondere Ungarn und Slawen mußten dergleichen bitter erfahren. Namentlich waren die Sachsen wegen ihres Kriegsmutes gepriesen. Daß auch die Bürger von gleichem kriegerischen Geist erfüllt waren, sahen wir schon, und Waffenübungen waren auch bei ihnen eine wichtige Sache. Die sich in den reichen Kaufmannskreisen bald bildende jeunesse dorée liebte es, sich wie Ritter zu gebärden, und erging sich, wie Lambert von Hersfeld von den Kölnern erzählt, bei ihren Gelagen in ruhmrediger kriegerischer Unterhaltung. Die neue Kultur, die sich jetzt in Deutschland verbreitete, ließ den Charakter des Landes als wehrhaften Landes (terra bellicosa), wie eine Quelle sagt, durchaus unberührt.

Aber trotz aller solcher, mit grundstürzenden Wandlungen oft verbundenen üblen Erscheinungen war dieses Zeitalter für den Kulturfortschritt des Deutschen eines der wichtigsten, das er erlebt hat: aus der bisherigen agrarisch-geistlichen Kultur erwuchs bald eine ästhetisch-gesellschaftliche höfische und in Anfängen auch schon eine zukunftsreiche, zunächst materiell gefärbte städtische Kultur. Wir würden aber die konstitutiven Elemente dieses neuen Lebens nicht genügend erkennen, wenn wir nicht die mehrfach erwähnten Einflüsse der Kreuzzüge darauf noch näher betrachten wollten. Es ist der Orient, der das Abendland wie von jeher, so jetzt aufs neue gehoben hat, es ist aber im Grunde doch wieder die antike Kultur, die nun in neuen Formen auf das Mittelalter wirkt. Der Hort, in den sich sehr viel Reste dieser Kultur geflüchtet hatten, war Byzanz. Die alten Einflüsse (vgl. S. 83ff.) steigerten sich eben durch die Kreuzzüge zunächst noch einmal: Byzanz als große Durchgangsstation, als großer Warenmarkt bot für alle Pilger und Kreuzfahrer eine Fülle des Neuen, und zahlreich sind in dieser Zeit namentlich Erzeugnisse der Kleinkunst in den Westen gewandert, in Kirchen wie in Herrenburgen, namentlich am Rhein. Aber wenn das Abendland auch jetzt noch durch fahrende Leute wundersame Mär von dem dortigen Glanz und Reichtum erfuhr, so wurde es doch nicht mehr so stark von Byzanz überragt. Dieses war auch mehr als Vermittelungsort für die begehrten orientalischen Erzeugnisse und Luxuswaren von Bedeutung.

Aber sein bisheriges Handelsmonopol für diese Dinge war schon vor den Kreuzzügen durch die Italiener (vgl. unten) erschüttert worden, und mit den Kreuzzügen setzte sich der direkte italienische Levantehandel ganz durch. Denn keineswegs haben die religiösen Kriegsfahrten den Handel gestört. Wie Christen während des ersten Kreuzzuges ungehindert mit Bagdad handelten, so kamen mohammedanische Kaufleute zu den christlichen Feinden. Die italienischen Kaufleute ließen sich sogar nicht abhalten, Kriegsmaterial an Mohammedaner zu verhandeln. Anderseits erlaubten die Eroberungen der Kreuzfahrer stärkere Ansiedelungen der abendländischen Kaufleute; diese saßen in allen wichtigen syrischen und palästinischen Häfen, in denen, wie in Antiochien, zum Teil alte Karawanenstraßen aus Indien und China mündeten, nationenweise in ihren Quartieren und Höfen und brachten von dort die Waren direkt auf die großen westlichen Messen. Namentlich die Italiener hatten überall ihre Faktoreien (fondaci), um die sich ganze Kolonieen mit eigener Verwaltung unter Konsuln bildeten. Aber auch sonst brachte die Fülle der direkten Beziehungen eben in den Kreuzzügen die Kultur des Islams dem Westen näher. Auch diese Kultur war wie die der Slawen zunächst von Byzanz beeinflußt gewesen, militärisch, politisch — in Byzanz gab es noch eine direkt an die römischen Traditionen anknüpfende lebendige Verwaltung —, selbst religiös-dogmatisch. Und geistig wie materiell wirkten in Byzanz auch noch die Reste der griechischen Kultur unmittelbar ohne römische Färbung. Auf manchen Gebieten schloß freilich der religiöse Gegensatz eine Beeinflussung aus, so zum Teil in der Kunst. Überhaupt offenbarte der Islam eine ungeheure innere Kraft, und wie er politisch mächtig vorschritt und Byzanz kaum vor ihm gerettet wurde, so zeigte er sich auch als Träger einer selbständigen Kultur. Viel Fremdes war ja darin verarbeitet: die Antike wirkte nicht nur durch Byzanz, auch durch die mesopotamischen Klöster wurde den Eroberern die wissenschaftliche Literatur der Griechen vermittelt, überhaupt alles, was von hellenistischer Kultur in Syrien und den sonstigen unterworfenen Gebieten noch vorhanden war. Weiter aber übernahm der Islam auch viel von der jüdischen, viel von der hehren indischen Kultur, und persische Einflüsse wirkten auf seine literarische Bildung und Betätigung. Dazu kam die Fülle der materiellen Güter aus allen Teilen des Orients, namentlich auch aus China (Seide), deren sich der lebhafte Handelsgeist der Araber zu bemächtigen wußte. Es war so eine Kultur erblüht, die bedeutend über der abendländischen stand, zugleich aber ein großes, weites Reich erfüllte, von Indien bis Spanien, das Reich des Halbmondes.

Seit den Tagen Harun al Raschids hatte es nicht an freundlichen Berührungen dieser Kultur mit dem Abendlande gefehlt, auch Otto der Große hat Gesandte zu Abderrhaman an den Hof von Cordova gesandt. Gerade die Kenntnis jener Überlegenheit ließ die Abendländer sich immer nach dem Besitz der Schätze des Orients sehnen. Wir sahen, wie italienische Handelsstädte über Byzanz hinweg mit Tunis, Sizilien, dann auch mit den syrischen Plätzen direkte Beziehungen anknüpften, so zuerst das von Byzanz beherrschte Amalfi, so Pisa, Genua, Tarent, Brindisi, Bari und vor allem Venedig (vgl. S. 199). Stärker waren ja immer die feindlichen Berührungen, namentlich in Spanien, aber auch sie führten doch zeitig zu manchem Austausch; und vor den Kampfeszeiten, die unmittelbar den Kreuzzügen vorhergingen, sind die Gegensätze niemals ganz schroff gewesen. Die Araber brachten ein freilich erst viel später wirksames Gut in das Abendland, die religiöse Toleranz: sie hat vor allem eine frühe Aufnahme jener Kultur auch durch Christen ermöglicht. Die Fülle der Einflüsse brach aber erst mit dem aktiven Vordringen des Abendlandes in die Welt des Islams ein: die Kreuzfahrer selbst wurden nun Träger dieser Einflüsse, mehr noch der im Gefolge der Kreuzzüge mächtig erstarkte Handel mit dem

Orient, auf dessen Grund erst die spätere Kulturblüte Italiens möglich geworden ist. Ein wichtiges vermittelndes Element waren die Kreuzfahrerstaaten mit ihrer merkwürdig gemischten Kultur. Vergessen darf allerdings nicht werden, daß die Christen damals ebensosehr den Orient beeinflußt haben wie dieser sie, und daß ferner zur Zeit der Kreuzzüge die arabische Kultur nicht mehr auf der Höhe stand. Immerhin hat sie dem Abendlande sehr viel gegeben und dessen spätere Entwickelung beeinflußt. Unser Volk freilich hat diese Gaben in der Hauptsache erst aus zweiter, sogar aus dritter und vierter Hand empfangen. Vor den Kreuzzügen konnten solche Einflüsse nach Deutschland überhaupt nur durch byzantinische Vermittelung, allenfalls durch den Handel mit Italien und auch mit Frankreich durchsickern, während Italien und Südfrankreich damals schon direkt von der sarazenischen Kultur in Unteritalien und Sizilien wie von der pyrenäischen Halbinsel aus wirtschaftlich-technisch und geistig beeinflußt wurden und vielleicht die Troubadourdichtung der Provençalen wie die Entstehung von Universitäten in Italien auf arabische Anregung zurückgehen. Während der Kreuzzüge ist von unmittelbaren Einflüssen auf Deutschland aber auch kaum die Rede. Der Handel zunächst hat nur indirekt gewirkt. Obgleich sich unter den im Orient, etwa in Accon, weilenden Kaufleuten einige Deutsche, ebenso wie Engländer, befanden, lag dieser ganze Handel in der Hauptsache doch in den Händen der Italiener und Südfranzosen. Erst von Venedig und Genua gelangten dann die Waren über die Alpen nach Deutschland. Von Genua wie von den Südfranzosen wurden auch die Messen in der Champagne, ferner die Niederlande, wohin zugleich andere Italiener, namentlich Venetianer, direkt auf dem Seewege lebhaft handelten, versorgt: von hier kamen dann ebenfalls die Waren nach Deutschland. Anderseits handelten die deutschen, vor allem Kölner Kaufleute, nach England damit. So erklärt es sich, daß viele der im Folgenden aufgeführten Dinge erst allmählich und oft viel später nach Deutschland gekommen sind. Erst dadurch z. B., daß die bedeutende Vermittelungsrolle des Mittelmeers und sein Verkehr mit der Nordsee auch das deutsche Seewesen beeinflußten, sind arabische, von den Romanen schon im Kreuzzugszeitalter übernommene Seeausdrücke nach Deutschland gedrungen, so wohl erst im 16. Jahrhundert Arsenal, Admiral, Havarie, im achtzehnten sogar erst Kalfatern. Im 15. Jahrhundert erst erschienen ferner in Deutschland die Kapern und die Pomeranze, im 16. Jahrhundert die Limone oder Zitrone. Im 18. Jahrhundert kam erst aus Frankreich das Musselin, der Atlas ist aber schon im fünfzehnten bekannt; der Baldachin stellte sich erst im 17. Jahrhundert aus Italien ein. Aber auch sonst ist trotz der deutschen Kreuzfahrer weniger von einer direkten Einwirkung auf Deutschland die Rede als von einem indirekten Gewinn aus der namentlich durch die romanischen Länder herbeigeführten Vermittelung der neuen Kulturgüter, aus dem dort beginnenden Wandel der abendländischen Kultur überhaupt.

Aber gewirkt hat das alles schließlich nicht minder auf die deutsche Kultur, und so ist zum Verständnis auch ihrer Entwickelung ein kurzer Überblick über die neuen Einflüsse notwendig. Zunächst ist freilich, wie erwähnt, zu betonen, daß von Sizilien, Unteritalien und namentlich von Spanien her gar viel schon vor den Kreuzzügen nach Westeuropa kam, besonders nach Südfrankreich. So scheinen dort früh Skulptur- und Architekturelemente übernommen worden zu sein (Arabesken), so ist dorthin und nach Italien das Schachspiel gekommen, das schon lange vor dem ersten Kreuzzug selbst in Deutschland bekannt war („Ruodlieb"). Die großen astronomischen Leistungen der Araber wie ihre Mathematik wirkten früh, wie ja auch noch später von Spanien aus, ebenso die arabische Medizin von Sizilien und namentlich durch jüdische Ärzte wieder von Spanien (Granada, Sevilla) her. Toledo war ein überallhin

strahlendes geistiges Zentrum. Die Baumwollenkultur und -industrie war von den Arabern nach dem Westen mitgebracht worden: schon Karl der Große erhielt Baumwollenzeug aus Spanien als Geschenk. Auch die Zuckerkultur haben die Araber dorthin getragen: durch die Kreuzzüge ist aber allerdings erst die syrische Zuckerkultur von Bedeutung geworden und hat die italienisch-sizilische neu belebt.

Solche frühzeitigen Einwirkungen sind also bei der Überschau über die Einflüsse im ganzen zu berücksichtigen. Groß sind zunächst die materiellen Einwirkungen. Einmal kamen die dortigen Landeserzeugnisse entweder ganz neu oder nun in solcher Menge, daß ihre Bedeutung für die Lebenshaltung ungemein stieg, herüber, so der Mais, der Reis, der Sesam, der Safran, der Zucker, alle möglichen Spezereien (z. B. Ambra), Weihrauch und Gewürze (Nelken, Pfeffer, Muskatnuß u. a.), ferner die Pistazie und Limone, der Eierapfel, die „Pflaume von Damaskus", die Wassermelone, der Aschlauch (échalotte, Zwiebel von Askalon), die Artischocke, das Johannisbrot. Weiter drangen nun in Fülle die Produkte der blühenden orientalischen Industrie ein. Der arabisch benannte Baumwollenstoff (Kattun), ferner Gewebe wie Damast (nach Damaskus), Musselin (nach Mossul), Baldachin (nach Bagdad), ursprünglich eine Stoffbezeichnung, dann auch den tragbaren Thronhimmel bedeutend, der nun im Abendland üblich wurde (kirchliche Aufzüge), Seide, Sammet, Atlas kamen ungleich stärker als bisher. Häufiger erhielt man auch die früher von Byzanz verbreiteten orientalischen, jetzt zum Teil neuartigen, farbenglänzenden, mit wunderbaren Tiergestalten bedeckten Teppiche als beliebte Beutestücke, ebenso kostbare Stickereien, die ebenfalls mit Tieren verziert waren und als Altardecken und Paramente auch in die Kirchen gelangten, dazu dann neue Farben (karmoisin, lila) und Farbstoffe (Alaun, Indigo, rotes Sandelholz), ferner den Lack, wenigstens zu allgemeiner Verwendung. Die Tracht selbst erfuhr ebenfalls einige Einwirkung, die bereits von Byzanz überkommenen Prunkkleider wurden häufiger. Die vornehme Tracht näherte sich überhaupt mehr dem orientalischen Charakter. Die Joppe ferner scheint orientalisch beeinflußt, wohl auch die Pantoffeln. Das schon bei den Alten übliche Schminken ist gleichfalls vom Orient her verbreitet worden, und ebenso führte man Parfüms in Masse ein; das Tragen des Vollbarts, dessen Fehlen für den Abendländer charakteristisch geworden war, wurde wieder neu belebt, zunächst durch die Pilger, dann durch die in Palästina lebenden „Franken", und es wurde nun allgemein. Daß die alte Neigung zu Perlen- und Edelsteinschmuck neue Steigerung erhielt, ist klar. Die Vornehmen liebten jetzt feine Schmuckwaffen, z. B. elfenbeinerne Lanzen mit tauschierten Spitzen, die der Orient so zierlich herstellt. Noch in den höfischen Dichtungen werden die türkischen und griechischen Waffen gerühmt. Die ganze Lebensausstattung gewann überhaupt einen weicheren, üppigen Charakter (Sofa, Diwan): sogar ins Feld zog man jetzt mit orientalischen Prunkzelten. Bei der größeren Masse der einströmenden Luxusartikel wurden selbst in weiteren Kreisen bis dahin nicht zu befriedigende Luxusbedürfnisse geweckt. Auch in Bürgerkreisen aß man und kleidete sich schon feiner, schmückte die Wohnräume üppiger. Die Dampfbäder, längst bekannt, wurden jetzt allgemein üblich, überhaupt das Badewesen mehr entwickelt. Aber vor allem die vornehmen Kreise wurden nun nicht nur in materiellen Dingen gehoben, es verbreitete sich überhaupt eine sinnlichere, weichere Weise, und die ästhetisch-sinnliche Lebensanschauung der ritterlichen Gesellschaft ist sicherlich dadurch mit beeinflußt worden. Selbst auf die rein gesellschaftliche Seite dieses Lebens erstreckte sich solcher Einfluß, namentlich die feineren Sitten der Sarazenen sind zum Teil auf ihre christlichen Feinde übergegangen, und auch der Handelsverkehr hat eine gesellschaftliche Verfeinerung mit bewirkt.

Sehr viel haben nun weiter die Abendländer von ihren Feinden, die darin allerdings wieder Byzanz manches verdankten, auf dem Gebiet des Kriegswesens gelernt. Dahin sind die vollere Rüstung des Reiters, der Kettenpanzer sowie die Bepanzerung der Rosse zu rechnen (vgl. S. 87), dahin auch die Verwendung des kleinen handlichen Schildes, der Tartsche, wohl auch die ausgedehntere Verwendung der Armbrust. Von großer Bedeutung für die Zukunft war sodann das den damaligen Abendländern fast neue arabische Befestigungs- und Belagerungswesen. Es stützte sich wieder wesentlich auf antike Erbschaft, auf die in den unterworfenen Ländern erhaltenen starken Festungen, auf die von Byzanz bewahrten Traditionen bezüglich der römischen Belagerungsmaschinen und auf das literarisch und praktisch überlieferte empirisch-naturwissenschaftliche Wissen des Altertums. Alles war aber von den begabten Arabern lebhaft fortentwickelt worden und wirkte nun auf die westlichen Ritter, namentlich die Normannen, wie etwas ganz Neues, dessen man sich rasch zu bemächtigen suchte. Insbesondere die bedeutende Festung Antiochia wurde ein bewundertes Muster. Die Fortifikation war übrigens auch theoretisch von den Arabern gepflegt worden, und sie machten in Explosivstoffen wie in chemischen Dingen überhaupt Versuche. So begann denn zunächst eben für Normannen und Italiener, dann aber für das weitere Abendland eine neue Epoche der Fortifikation wie des Artilleriewesens. Man übernahm die Doppelbefestigung mit Außenwerken und Zwinger (Babarkanen), Schleudermaschinen, das griechische Feuer u. a. Das führt uns auf das rein technische Gebiet. Die Nautik, die die Araber durch ihre besseren astronomischen Kenntnisse sehr gehoben hatten, erfuhr die mannigfaltigste Bereicherung. Darauf weisen Ausdrücke wie Zenit, Bussole, Admiral, Arsenal, kalfatern u. a. Die Wasserbussole ist aber nicht erst in den Kreuzzügen übernommen worden: gegen Ende des 12. Jahrhunderts wird sie wie etwas schon lange Bekanntes erwähnt, war freilich aus Aberglauben doch nicht recht in Gebrauch. Der eigentliche Kompaß wurde erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts erfunden. Auch von der ausgebildeten Handelstechnik lernten die Abendländer, vor allem die Italiener. Übernommene Ausdrücke sind unter anderen Basar, Karawane, Tarif. Ferner kam die aus dem östlichen Asien stammende Papierfabrikation, die die Araber ebenso in Sizilien und Spanien pflegten, aber als Geheimnis behandelten, ins Abendland. Von Musikinstrumenten kamen Laute, Trommel, Pauke u. a.

Auf künstlerischem Gebiet wirkte der religiöse Charakter der abendländischen Kunst einigermaßen hindernd, auf dem der Baukunst z. B. war der Kirchenbau schon als ganz gegensätzliches Gebilde arabischen Einflüssen schwer zugänglich. Daß freilich auch das rein kirchliche Leben keineswegs solche Beeinflussung ausschließt, zeigt, um das nebenher zu erwähnen, der aus Indien den orientalischen Christen überkommene Rosenkranz, den die Araber übernahmen und erst dem Abendlande vermittelten. Der Kirchenbau in den fränkischen Kreuzfahrerstaaten wehrte im ganzen orientalische Einflüsse ab, weniger ihr Profanbau, und aus ihm mögen dann doch einzelne Elemente ins Abendland gedrungen sein; als solche hat man den Hufeisenbogen und den aus kleinen Bogen zusammengesetzten Bogen angesehen. Für die Skulptur ferner, z. B. diejenige Frankreichs, kommen auch jetzt noch eher byzantinische Elemente als entlehnt in Frage, so besonders nach Vorbildern in Antiochia. An Einzelheiten wird sich auf diesem Gebiet überhaupt nicht viel nachweisen lassen. Riehl erzählt einmal, wie er auf einer Fußreise mit Scheffel die Burg Reichenberg besucht und im alten Mauerwerk nach syrisch-fränkischer Architektur gesucht habe, den Orient in der Grafschaft Katzenelnbogen: aber er fand doch wesentlich nur abendländisches, und dies wird wohl überall das Resultat sein. Dagegen läßt sich eine nachhaltige Wirkung des Gesamteindrucks der farbenglänzenden, reichverzierten,



Leinenstickerei des 14. Jahrhunderts, im Germanischen National-Museum zu Nürnberg. Nach den „Mitteil. aus dem German. National-Museum“, 1884/86.

phantastischen, fast zauberhaft erscheinenden, alle Mühe und Schwierigkeit des Baues völlig vergessen lassenden Palastbauten auf die Abendländer annehmen, deren Phantasie damit erfüllt wurde, und die nun zu glänzenderen, leichteren, belebteren, dekorativeren Bauten, wie es die entwickelten romanischen Kirchen- und Profanbauten in Skulptur und Architektur sind, angeregt wurden. Auf diese reichere Gestaltung des Ornaments aber durch solche Einflüsse weist schon die Bezeichnung Arabeske hin. Als Gewinn für die europäische Ornamentik tritt sie insbesondere auch in der Kleinkunst hervor, so noch in den deutschen Stickereien späterer Zeit (siehe die nebenstehende Abbildung), auf die namentlich die aus dem Orient gebrachten, oft in Kirchen verwandten Stoffe und Decken gewirkt haben mögen. Überhaupt hat gerade das Kunstgewerbe, wesentlich auch durch die stark benutzte Möglichkeit, die Gegenstände selbst, Elfenbeinschnitzereien, Goldschmiedearbeiten, Emaillearbeiten, als Beute oder durch den Handel ins Abendland zu bringen, starke orientalische, wie vorher schon byzantinische, Einflüsse erfahren, so in den begehrten Schmucksachen, ferner in den Kästchen und Büchsen für die massenhaft fortgeschleppten Reliquien. Jene byzantinischen Einflüsse sind freilich, vor allem in Goldschmiedearbeiten, noch lange stark: besonders nach dem Südosten strahlten sie auch noch direkt,

und durch die Familienverbindung der Babenberger mit den Byzantinern scheinen sie in Österreich dorthin gekommene „Griechen" verbreitet zu haben (vgl. S. 86). Anderseits waren lernbegierige Kunsthandwerker aus dem Abendland in Byzanz selbst, ebenso aber jetzt auch in den arabischen Hafenplätzen, jedoch weniger zahlreich als die Kaufleute. Sie, namentlich Goldschmiede, haben dann arabischen Geschmack wohl auch nach Italien verpflanzt. Die schon in den abendländischen Klöstern betriebene Teppichweberei nahm nun durch solche gegen früher (Byzanz) stark vermehrte Anregungen einen großen Aufschwung und wuchs zur blühenden Industrie in Seide und Wolle aus. Zuerst wurde diese anscheinend in dem normannischen Sizilien von sarazenischen Arbeitern selbst betrieben, die dann auch anderswohin kamen. Sarrasinois nannte man in Frankreich den Teppichfabrikanten.

Jene starke Belebung der Phantasie durchdrang damals überhaupt den Geist der Abendländer, die ganze Ideenwelt wurde angeregt, insbesondere die Dichtung. Diese erfuhr aber auch zugleich direkte Einflüsse in stofflicher Beziehung durch die Fülle einströmender Sagen und phantastisch-romantischer Geschichten, die zum Teil ganz neu waren, zum Teil bereits vorhandene ähnlichen Inhalts färbten und umgestalteten. Sehr wichtig ist sodann die Förderung des abendländischen Wissens durch die Araber, die hierin, wie gesagt, freilich das Beste der Antike verdankten. Ein überaus reges Schul- und Akademieleben, das sich in den Ländern des Islams seit dem 8. Jahrhundert entwickelt hatte, hat eine wirkliche Wissenschaft hervorgerufen, die die antiken Autoren nicht wie das Abendland nur um ihrer Form willen studierte, sondern aus ihnen neue Erkenntnis schöpfte. Diese Gelehrsamkeit konnte auf das Abendland allerdings nur durch gelehrte Geistliche wirken, die denn auch früh, namentlich von Spanien aus, sich haben beeinflussen lassen (vgl. S. 227). Dort klagte der Bischof von Cordova über den Eifer, mit dem die Christen die poetischen wie die philosophischen und theologischen Schriften der Araber läsen. Die Astronomie, namentlich von den spanischen Arabern gepflegt, wurde eben durch deren Einwirkung auch in Westeuropa gehoben. Entsprechend wirkten die damit zusammenhängenden sehr bedeutenden arabischen Leistungen in der Mathematik (vgl. schon Gerbert, S. 174). Namentlich das bloße Rechnen wurde jetzt weniger primitiv, und mit der neuen, ursprünglich indischen Methode (9 Ziffern und die Null) kamen auch die arabischen Ziffern — das Wort ist arabisch — ins Abendland, beides vorzugsweise wohl wieder durch den italienischen Handelsverkehr. Bekannt ist sodann die Belebung der europäischen Heilwissenschaft durch die Araber: Montpelliers Aufschwung wird vielleicht ihren Anregungen verdankt, und das medizinische Studium gewann durch die von Arabern übersetzten Schriften der antiken Autoren (Galenus, Hippokrates) wie durch arabische Werke selbst außerordentlich. Auch neue Heilstoffe (Aloe, Galgant, Mastix, Manna u. s. w.) kamen mit jenen sonstigen Waren, ebenso neue Methoden der Arzneimittelbereitung. Das Wort Elixir ist arabisch. Freilich wurde durch manche neue wunderbare Wirkung von Tränken auch dem Aberglauben neue Nahrung gegeben, wie denn, ganz abgesehen von der Einwirkung der Kreuzzüge auf Belebung der Wundergeschichten u. s. w., überhaupt abergläubische Bräuche und Anschauungen mit eingedrungen sind: Amulett, Talisman sind wieder arabisch. In der Poesie spielt jetzt ebenfalls nach orientalischem Vorbild das Zauberwesen eine größere Rolle. Anderseits ist aber das naturwissenschaftliche Wissen durch die arabische Vermittelung der antiken Autoren einigermaßen gefördert worden, wenn es auch in einem später noch zu schildernden wunderbar gemischten und kirchlich beschränkten Zustand blieb. Vor allem drang die Aristotelische Philosophie, obgleich Byzanz die Werke des Aristoteles in der Originalsprache bewahrte, erst wieder durch die Araber und

infolge der größeren Vertrautheit abendländischer Gelehrter mit der arabischen Sprache in das abendländische Geistesleben. Die ganze also herbeigeführte Belebung der geistigen Kultur hat nun allerdings, dem Bildungsmonopol der Geistlichen entsprechend, zunächst nur auf diese gewirkt. Aber man kann in anderer Beziehung auch von einer geistig befreienden Wirkung auf die Laienwelt reden. Schon die bloße Erweiterung des räumlichen Horizonts bedeutete nicht minder eine solche des geistigen: die vielen neuen Erscheinungen, Leben und Einrichtungen in den fremden Ländern, Tiere, Pflanzen, Produkte und Genüsse, waren gerade für die bisher isoliertesten unter den Kreuzfahrern eine ungeheure geistige Bereicherung; sie schärften aber weiter die Beobachtungs- und Auffassungsgabe, die Kombinationsfähigkeit, sie führten durch Vergleichung zur Kritik oder bewirkten eine innere Erschütterung, sogar eine Abwendung von alten Anschauungen. Wenn man bedenkt, wie viele Tausende, auch aus Deutschland, bei dieser über zwei Jahrhunderte sich erstreckenden Bewegung ins Morgenland gekommen und zum großen Teil wieder zurückgekehrt sind, wird man eine solche geistige Umkrempelung in sehr großem Maßstab annehmen müssen. Mag die Steigerung der Wundersucht, mögen später Erscheinungen eines verzückten Fanatismus in der jetzt herbeigeführten gemütlichen Aufregung ihren Ursprung haben, im ganzen brachte diese eine geistige Hebung und der Aufschwung der Phantasie eine künstlerische Blüte.

Dazu kam nun der fortwährende Verkehr der abendländischen Nationen untereinander. Lernten sie alle gemeinsam vom Orient, so lernten die weniger kultivierten, d. h. nicht zuletzt die Deutschen, auch von den höhergebildeten Abendländern. Es kam ein fortwährender Austausch zustande, deren lebendigster Zeuge die jetzt mit fremden Worten fast überfüllte Sprache war; man näherte sich einander kulturell mehr und mehr. Und während diese Berührung auf den Kreuzzügen selbst vorzugsweise dem führenden und tragenden Element, den Rittern, zugute kam, bedeutete die Hineinziehung Deutschlands in den so gewachsenen abendländisch-morgenländischen Handelsverkehr, die gesteigerte Verbindung zwischen Romanen und Deutschen auch eine kulturelle Schule für die an diesen Berührungen teilnehmenden bürgerlichen Schichten. Keineswegs aber ergab diese Berührung ein internationales Gemisch, vielmehr erzeugte sie Reibung; der innigere Verkehr drängte die nationalen Unterschiede auf, und gerade dadurch machte das nationale Selbstbewußtsein, das nationale Fühlen, eine so wichtige Vorbedingung für die selbständige geistige Entwickelung, bedeutende Fortschritte. Die Kreuzzüge wirkten in dieser Beziehung ebenso wie die Kaiserpolitik, die durch ihre universalistischen Bestrebungen nur die nationalen Gegensätze weckte. Schon Gottfried von Bouillon mußte die Sticheleien und Streitigkeiten zwischen Deutschen und Franzosen beizulegen suchen; später, vor Accon, lagen sich beide Nationen, ebenso wie andere, fortwährend in den Haaren. Es war dieselbe Erscheinung, wenn das Ende des von Konrad III. und dem französischen Ludwig gemeinsam unternommenen Kreuzzuges in völligem Bruch und politischer Gegnerschaft bestand. Die Gefühle der Deutschen aber gegen die Welschen und umgekehrt zeigt später eine Stelle aus Freidanks „Bescheidenheit": „Und könnten deutsche Leute das Land gewinnen heute: die Welschen hassen sie so sehr, den Heiden gönnten sie's viel eh'r." Diese nationale Sonderung hat dann auch wieder zur stärkeren Pflege geistiger nationaler Güter geführt. Beides ergab zugleich eine Emanzipation von der geistigen Herrschaft der Kirche mit ihrer internationalen lateinischen Sprache, ihrer Pflege der geistlichen Dichtung und der poetischen Verherrlichung der Heiligen. Obgleich Geistliche selbst die nationale Schriftsprache inaugurierten, bedeutete jedes Betonen des Nationalen im Grunde schon eine Wendung gegen die Kirche.

Dieser Wendung, die zur geistigen Befreiung notwendig war, sind nun eben wieder die Kreuzzüge zu Hilfe gekommen, indem sie unbeabsichtigt einen antikirchlichen Zug weckten. Schon daß sie, die aus asketischen Motiven hervorgegangen waren, bei vielen Teilnehmern gerade Weltfreude und Betätigung weltlicher Gesinnung, oft wüste Liederlichkeit hervorbrachten, daß sie jenen freieren Horizont eröffneten und durch die Kenntnis der heidnischen Feinde bei sehr vielen eine Minderung des Glaubens an den unüberbrückbaren Abstand der Christen von jenen bewirkten, bedeutete in letzter Linie eine Erschütterung des bisherigen kirchlichen Sinnes. Jene Hineinmischung weltlicher Motive nimmt bei den späteren Fahrten außerordentlich zu. Unter den im „Reinfried von Braunschweig" aufgeführten Motiven der Ritter, welche mit dem Herzog von Sachsen ziehen, tragen nur zwei religiösen Charakter. Die sonstigen wären Abenteuerlust, Freude am Tjostieren, Lust, die Welt zu sehen, Frauendienst, bedrängte Lage daheim und Hoffnung auf Beute, Langeweile und Ehrgeiz gewesen. Anderseits war ja durch die Kirche selbst der Gegensatz zur Welt eben durch diese von ihr geforderten Kriegszüge gemildert; die Askese wurde zum Teil unmöglich; die Weltlichkeit, wenn sie sich nur mit äußerem Kirchentum verband, setzte sich auf den Kreuzzügen gewissermaßen als kirchlich erlaubt durch. Dazu hatten diese nun aber weiter auch eine direkt kritische Stimmung gegen Papst und Kirche erregt. Zunächst wirkte darauf hin, daß der Kreuzfahrer auf sein Verdienst eingebildet wurde, sich in direkten Beziehungen zum Herrn wähnen durfte, also die Vermittelung von Papst und Klerus nunmehr weit weniger schätzte. Aber weiter wurde dieselbe Macht, die die Kreuzzüge als etwas Segenbringendes, Gottgefordertes hinstellte, leicht verantwortlich gemacht für alle die zahlreichen Mißerfolge und üblen Begleiterscheinungen; daheim und auf der Fahrt kritisierte man. Wir sahen schon (S. 198), wie beim ersten Kreuzzug gar viele über diese seltsame Forderung der Kirche, die so viel Wildheit, Liederlichkeit, Aufgabe von Haus und Familie hervorrief und von so vielen Leuten mit weltlichen Motiven oder gar von zuchtlosem Gesindel zu der ihrigen gemacht wurde, die Köpfe schüttelten. Über den zweiten Kreuzzug, der mehr als jener auch von Deutschen getragen wurde, urteilen die Würzburger Annalen: „es kamen ins Land falsche Propheten, Söhne Belials, Eideshelfer des Antichrist, welche durch nichtige Worte das Volk verführten". Sie glauben, daß die Leute nur ins „gemeinsame Verderben" ziehen werden, sie reden von einem Wahn und einer Begierde, „sich in unermeßliche Gefahr der Seelen und der Leiber zu stürzen". Gerhoh von Reichersberg sieht in dem kläglichen Ende des Kreuzzuges von 1147 die gerechte Strafe für die vielen „Sünden der Teilnehmer". Namentlich die Zurückgekehrten waren meist, je idealer sie waren, um so mehr ernüchtert und mochten auf den Urheber des Ganzen nicht immer gut zu sprechen sein. Und wenn sie krank oder gealtert oder gar als wüste Leute, von Ausschweifungen geschwächt, heimkamen, waren wieder die zu Hause Gebliebenen leicht zu schelten geneigt. Solche kritische Stimmung erweiterte sich dann bald allgemeiner zu einem schärferen Aufmerken auf die Schäden innerhalb der Kirche selbst, so sehr und so oft seit jeher gerade Geistliche selbst den Finger darauf legten.

Daß sich ein solcher Geist aber auch unter den Laien verbreitete, daß man z. B. gern auf die Habsucht des Papstes und der Kirche hinwies, dazu hatten doch wieder bereits andere Momente beigetragen, so vor allem jene Verwirrung der Laien durch den Streit zwischen Kaiser und Papst, schon dadurch, daß so viele Geistliche gegen den Papst auftraten, gewiß nicht nur in der umfangreichen, schimpfenden geistlichen Streitschriftenliteratur, sondern auch kräftig im Volke. Hetzte der Papst die Masse auf gegen die verheirateten Priester und die Bischöfe, die ihm Widerstand leisteten, ging er gegen den Herrscher in bis dahin unerhörter

Form vor, so erschütterte er dadurch nicht nur alles Autoritätsgefühl, sondern er gab zugleich sich und die Kirche selbst der Kritik preis, gerade wie das Hervortreten der Päpste bei den Kreuzzügen auch sonst ihre Lehre wie ihre Person zu sehr der allgemeinen Beachtung und Beurteilung aussetzte. Der Bann selbst verlor bei seiner Massenanwendung in jenem Streit völlig seinen Schrecken. Daß die Religion überhaupt nicht das Höchste sei, hatte das Papsttum selbst mit seinen weltlichen Bestrebungen, mit seiner politisch-juristischen Auffassung des kirchlichen Lebens gelehrt. Daß in diesem Streit die Kirche auch äußerlich durch die massenhafte Minderung des Kirchengutes — gerade die Bannung kaiserlich gesinnter Prälaten durch den Papst machte das betreffende Kirchengut gewissermaßen vogelfrei, überhaupt hat Gregor VII. direkt zur Wegnahme des Gutes der Gegner aufgefordert — eine Schwächung erfuhr, war für ihre moralische Stellung doch ebenfalls nicht unwichtig. Respekt vor dem Kirchengut hatten Herrscher und Adel nie gezeigt. Aber die damalige systematische Plünderung hat die Kirche um einen wesentlichen Teil ihres Einflusses gebracht und zu einer stärkeren Mißachtung der Geistlichen selbst geführt.

Mehr kommt aber ein deutlich bemerkbarer innerer Verfall der Kirche in Betracht. Die asketische Richtung, die so viel gesundes kulturelles Streben des Klerus vernichtet oder beeinträchtigt hatte, war auf die Dauer doch nicht siegreich geblieben. Zwar das geistige Leben war größtenteils dahin; nicht nur der gewöhnliche Pfarrklerus, der trotz einiger Besserung noch im 13. Jahrhundert mindestens zur Hälfte ohne jede Bildung war und meist nur in den Städten über das Messelesen hinauskam, sondern auch die Kloster- und Stiftsgeistlichen hatten in ihren Schulbestrebungen und Studien außerordentlich nachgelassen (vgl. S. 193); Schulen wie die zu Fulda, St. Gallen, Reichenau oder Mainz, Köln, Hildesheim verfielen mehr und mehr, nur einzelne, wie Hersfeld, hielten sich besser, und namentlich in dem französischen Westen, in Lüttich, bildete sich jetzt ein entschiedenes geistiges Übergewicht aus, bis auch Lüttich von Paris in den Schatten gestellt wurde. Keineswegs war aber das eigentlich kirchliche Leben in besserer Blüte. Zur kirchlichen Volkserziehung durch die Predigt war jener ungebildete Pfarrklerus größtenteils unfähig; daß trotz der Reformer auch die klösterliche Zucht gerade durch die aufgeregte Agitation in jenem Streit zwischen Kaiser und Papst bald wieder sank, zeigt das abermals von Frankreich ausgehende Bedürfnis einer neuen Klosterreform durch Prämonstratenser und Zisterzienser. Jene Wirren haben auch zur Schädigung des kirchlichen Lebens selbst viel beigetragen (vgl. S. 198). Eben die große Minderung und Zerstörung des äußeren Gutes veranlaßte nicht nur einen Rückgang der Schulen, der Armen- und Krankenpflege, sondern auch der Zahl der Geistlichen, der Seelsorge und des Gottesdienstes. Man sah nach den freilich übertriebenen Worten der „Vita Adalberonis" „überall zerstörte Kirchen und zahlreiche Schutthaufen", die Geistlichen waren zum Teil verjagt. Die wenigen Mönche, die in solchen verfallenden Klöstern noch saßen, fristeten ihr Leben zuweilen vom Bettel; auch städtische Kirchen waren verödet und verwahrlost, ihre Geistlichen vertrieben und deren Häuser zerstört. Solche aus kirchlichen Quellen zu schöpfenden Bilder sind allerdings nicht allgemein gültig, aber auch ein geringeres Maß der Zerstörung hemmte schon das kirchliche Leben. Massenhaft vermehrte sich die Zahl der bettelnd umherstreifenden Mönche und Kleriker, die das Ansehen des Standes außerordentlich schädigten. Wo anderseits noch strenge Regel herrschte, nahm der kirchliche Geist eben infolge der Abwendung von geistigen Interessen wieder einen rückständigen, götzendienerischen, wundersüchtigen Charakter an. Diese Wundersucht stieg durch die Kreuzzüge und die damit verbundene Agitation. Nach Gerhoh von Reichersberg hatten damals „die, welche Lärm

und Vorzeichen und Genesung begehrten, vor der Menge einbrechender Wundertaten kaum Zeit, ihr Brot zu essen". Wenn hier ein Geistlicher selbst auf diesen Unfug hinweist und sogar direkt von Betrug spricht, so mußte bei vielen, gegen früher jetzt doch einsichtigeren Laien sicherlich ein gleich kritischer Geist herrschen und gerade die Übertreibung dieser wundersamen Heilungen nur zur Antipathie gegen eine mit solchen Mitteln arbeitende Kirche führen. Der phantastischen Wundersucht stellte sich infolgedessen eine größere Nüchternheit gegenüber. Und diese griff auch das Unanzweifelbare der kirchlichen Lehre selbst an. Die heiligen Stätten wirkten schon damals in noch höherem Grade als heute sehr illusionszerstörend. Insbesondere richtete sich solcher Geist nunmehr gegen die ausschließliche Daseinsberechtigung der römischen Kirche: der Islam erschien gar nicht so furchtbar, und ebenso hörte man jetzt mehr von der griechischen Kirche. Es begannen so die ersten Schritte zur Erschütterung der Gleichsetzung von Christentum und römischer Priesterkirche: die alten ketzerischen Unterströmungen erheben wieder ihr Haupt; immer zahlreicher werden die Sekten gegen Ende dieses Zeitalters. Ein demokratisches „reines" Christentum beginnt seine Propaganda, die die Kirche schließlich, im Gefühl gefährdeter Macht, zu Ketzerverfolgungen trieb.

Das Resultat von alledem war jedenfalls eine starke Minderung des Ansehens der Geistlichen, zum Teil der Kirche selbst. Zu dem negativen Zug der Beeinträchtigung der führenden wirtschaftlichen wie geistigen Rolle des Klerus kamen jene positive Betonung der weltlichen Interessen, die gerade auch durch die Kreuzzüge gefördert wurde, weiter jene soziale Festigung der diese Interessen vertretenden laiischen Stände und ihr Streben nach selbständiger kultureller Betätigung; es ist auch nicht zufällig, daß die Antike wieder über den formalen Einfluß hinausging, z. B. die Sittenlehre beeinflußte, daß die Dichtung „Moritz von Craon" in ihr auch den Quell der ganzen höfischen Kultur sehen konnte. Man wollte dem neuen Geist nun auch in der Dichtung, deren Sprache durch Geistliche selbst deutsch geworden war (vgl. S. 195), und in der Kunst stärker Ausdruck geben. Deutsche Eigenart hatte sich in jener („Ruodlieb") wie in dieser (vgl. S. 142 und 157) bereits länger angekündigt. Kurz, in diesem Zeitalter wurde einer neuen Laienkultur der Boden bereitet. Die Kreuzzüge haben durch jene unbeabsichtigte Hinwendung auf die realen Interessen, insbesondere durch die Förderung des Handelsverkehrs nicht nur den Grund zu einer rein weltlichen geldwirtschaftlichen Kultur gelegt, sondern eben dadurch auch dem Verstand, zunächst dem nüchternen, geschäftsmäßigen, zu größerem Einfluß auf die ganze Lebensanschauung verholfen und so einen der kirchlichen Glaubenssphäre entgegenwirkenden Faktor erst geschaffen; hier liegen die eigentlichen Ausgangspunkte der Auflösung der mittelalterlichen und der Entstehung der modernen Welt. Noch lange behielt die Kirche, die sich freilich nun meist mit einer äußeren Kirchlichkeit begnügte, die religiöse Macht und in kultureller Beziehung eine führende Stellung; aber ihr Monopol ist durchbrochen, und mehr und mehr wird ihre Macht als die neuen Kräfte hemmend empfunden. Zugleich wird die mittelalterliche Welt als internationale Kultureinheit, die eben durch den kirchlichen Romanismus zusammengehalten war, durch die jetzt (vgl. S. 232) einsetzenden nationalen kulturellen Sonderentwickelungen gesprengt, wieder ein für die ganze moderne Entwickelung grundlegender Zug. So vollzieht sich durch die Kreuzzüge eine der größten kulturgeschichtlichen Wandlungen auch für den deutschen Menschen; auch sie war eingeleitet durch die Kirche, aber ihr Resultat war der Sieg der Welt.

V. Die kulturelle Vorherrschaft Frankreichs in Europa und ihre Einwirkungen auf Deutschland: Höfisch-ritterliche Kultur, Scholastik und Gotik.

In einer Briefsammlung des Mönches Wernher von Tegernsee (um 1170) ist uns unter lateinischen Liebesbriefen einer Frau an einen Geistlichen einer erhalten, der uns Geistliche und Ritter als Nebenbuhler zeigt. Der Streit zwischen beiden um die Gunst bei Frauen ist auch des öfteren poetisch, z. B. im „Ruodlieb", später in der geistlichen Vagantenpoesie wie in der deutschen Schwankdichtung, behandelt worden, wobei außer in der letzteren freilich der Geistliche Sieger bleibt. Man kann aber jene kleine Episode typisch nehmen. Der Geistliche und der Ritter sind überhaupt Nebenbuhler geworden, nicht nur im Wettstreit darüber, wem die Frau, deren Lehrer ja häufig der Geistliche war, sich zuneigt, wessen „Sitte" und „Ehre" sie bewundert, sondern überhaupt in der Beeinflussung, der Beherrschung der übrigen Welt. Sie werden auch später oft einander gegenübergestellt, beabsichtigt und unbeabsichtigt. „Wer da ritter werden wil", heißt es im „Leben Erkanberts", „dem kan es geschaden auch nicht vil, dass er lernet die bucher lesen. Wil er aber geistlichen wesen [sein], so hilft es ihm ein michel [groß] teil." Der Geistliche, der bisherige alleinige Kulturträger, sieht einen neuen heraufkommen, den Träger einer ganz anders gearteten Kultur. Eben war man zur Verneinung der Welt gelangt, und jetzt trat die Welt siegreich mit einem eigenen Kulturideal hervor. Vergebens begann man sie zu bekämpfen; am schärfsten und eindringlichsten hat es Heinrich von Melk, ein gewaltiger Dichter, getan. Aber die neue weltliche Kultur, die der Ritter vertrat, war die überlegene. Sie hat von Anfang an sogar die Geistlichen mit ihrem Zauber zum Teil gewonnen. Geistliche, die für die neue kirchliche Propaganda auch die deutsche Dichtung benutzt hatten, haben im 12. Jahrhundert die neue höfische Dichtung aus Frankreich einführen helfen. „Pfaffe" Konrad hat um 1130 das Rolandslied, „Pfaffe" Lamprecht das französische Alexanderlied übersetzt. Beide, damals auch von der bildenden Kunst bearbeiteten Stoffe ließen freilich eine Wendung ins Geistliche zu. Doch zog die geistlichen Dichter später auch das rein Weltliche an. Der Dichter des „Lancelot", Ulrich von Zatzikhoven, war Pfarrer im Thurgau. Und gerade bei Heinrich von Melk erscheint schon das „Pfaffenleben", das der Vorwurf seines Hauptwerkes ist, ganz und gar weltlich infiziert. „Frau Welt" wird die Gebieterin der Menschen: der weltliche Charakter ist der wichtigste Zug der neuen Kultur.

Aber diese war doch keine Schöpfung des deutschen Menschen; er war abhängig von fremder Kultur. Eben hatte er eine Periode verhältnismäßig starker eigener Entwickelung, politisch, geistig und künstlerisch, durchlebt; aber schon im 11. Jahrhundert machte sich etwas wie Erschöpfung geltend, zugleich eine vermehrte Disposition zur Aufnahme fremder Einflüsse, die

dann in dem lebhaften Völkerdurcheinander der Kreuzzüge außerordentlich stieg. Das anfänglich noch andauernde politische Übergewicht Deutschlands bedingte keineswegs eine kulturelle Überlegenheit gegenüber den romanischen Nationen. Und während der Deutsche, wie früher, die Slawen als Barbaren nach dem Ausdruck des Cosmas „hochmütig verachtete“, fühlte er sich den Romanen gegenüber ebenso untergeordnet, weniger freilich dem Italiener als dem Franzosen. Nicht nur überhaupt zu höheren materiellen und intellektuellen Zuständen, sondern auch zu einem wirklichen Schönheitsgefühl ist der Deutsche erst durch die Romanen geführt worden, jetzt vor allem durch Frankreich. Etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts hatte gerade Frankreich die übrigen abendländischen Nationen überflügelt. Bis dahin waren diese, wie sie eine ähnliche soziale Entwickelung zeigten, insbesondere ein Aufsteigen des Adels auf Kosten der Zentralgewalt wie erst recht der Bauern, auch in geistiger, überhaupt in kultureller Beziehung nicht allzusehr voneinander geschieden. Ragen die Deutschen ein wenig in der Baukunst hervor, so tun es die Franzosen im geistlich-geistigen Leben, und die Italiener halten etwa mit beiden gleichen Schritt. Dieses Bild ändert sich nun. Frankreich war das kulturell führende Land geworden. Sein Einfluß äußert sich, wie in ganz Europa, so auch in Deutschland bald auf vielen Gebieten. Frankreich hatte schon die bisher herrschende geistliche Kultur auf ihren Höhepunkt gebracht, und jetzt wurde es noch mehr als früher im geistigen Leben überall maßgebend. Aus diesem Lande kommt nunmehr das, was man Wissenschaft im Mittelalter nennen kann, die Scholastik. Es wird weiter tonangebend in der Kunst, zunächst in der für das Mittelalter wichtigsten, in der Baukunst: aus Frankreich kommt die Gotik. Weiter aber schafft es eine neue gesellschaftliche Kultur, und von ihrer Übertragung auf Deutschland mag zuerst die Rede sein.



Kostüm des 11. Jahrhunderts. Initiale aus einem Evangeliar von St. Nikolaus, in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (cod. lat. 16,002).

Der Westen hat von jeher ein gewisses Übergewicht Deutschland gegenüber gehabt. Ursprünglich kam ihm die höhere Kultur aus keltischen Händen, dann aus dem romanisierten Gallien, das seinerseits wieder zu Anfang der Schwerpunkt der fränkischen Monarchie war. Auch später strömte vom Westen Kultur herein. Die Mode z. B. haben die Deutschen früh den westlichen Nachbarn nachgemacht; schon Kaiser Karl hat nach der Erzählung des St. Galler Mönches der modischen Kleidung seiner Hofleute zu steuern gesucht. Otto I. ferner liebte es, etwas französisch zu sprechen (vgl. S. 163). Ein stärkeres Einströmen französischer Sitten bringt man ähnlich, aber berechtigter als das byzantinischer mit dem Einzug der Theophano, mit der Ehe Heinrichs III. mit Agnes von Poitou (1043) in Verbindung. Schon damals erhob sich die Klage über das Eindringen der schandbaren französischen Modetorheiten (s. die obenstehende Abbildung), so seitens des Abtes von Gorze, Siegfried, der an den Abt zu Stablo 1043 einen bitteren Klagebrief sandte „über die schmachvolle Gewohnheit französischen leichtfertigen Wesens mit Abscherung des Bartes, mit Verkürzung und Entstellung der Gewänder, wie sie höchst schändlich und züchtigen Augen verdammlich ist, und mit vielen anderen Neuerungen“. Insbesondere ist er darüber zornig, daß die Anhänger dieser „Possen“ beim Könige den meisten Einfluß haben und andere dadurch zur Nachahmung verlocken. Aber dieser gesellschaftliche Einfluß Frankreichs

stieg andauernd. Adenet le Roi rühmt von diesem Lande, daß es stets gewesen sei „die Blüte und Reinheit der Waffen, der Ehre, des feinen Anstandes, der Höflichkeit und der Freigebigkeit: da trifft man und sieht man, was man tun und lassen muß". Dem entspricht der sprachliche Einfluß. Es war bei dem Übergewicht Frankreichs natürlich, daß an den Grenzen seine Sprache die deutsche zurückdrängte; aber sie war auch bereits auf dem Wege, eine Weltsprache zu werden. Das bestätigt ausdrücklich Martino da Canale, der deshalb seine venezianische Geschichte französisch abfaßte. Schon 1110 lernten zwei junge deutsche Aristokraten bei einem Mönch unweit Coucy französisch. Frankreichs gesellschaftliche Sitte aber begann immer mehr die gleiche Rolle wie schon vorher seine geistliche Bildung zu spielen. Zu der klerikalen Bedeutung gewinnt Frankreich auch die antiklerikale. Freilich war es auch damals schon das Land des lockeren Lebensgenusses, und das „arglistige, bestrickende Paris", wie es der Abt Peter von La Celle einmal nennt, stand früh in schlimmem Ruf. Das tat jedoch jenem gesellschaftlichen Einfluß keinen Abbruch. Der Träger dieser neuen höfischen Sitte wurde nun das französische Rittertum. Zu seiner Ausbildung wieder wirkten nordfranzösisch-normannische wie maurisch-provenzalische Elemente zusammen. Die normannischen Ritter brachten das konventionelle, übertrieben zeremonielle und im Grunde durchaus unfreie, äußerlich glatte Wesen in die höfische Sitte, ließen aber den kriegerischen Grundcharakter der neuen Schicht nicht vergessen. Der normannische Ritter, einst ein wilder Recke, jetzt in romanischen Ländern wie umgewandelt, war der vorbildliche ritterliche Typus. Im Süden anderseits waren die Sarazenen Begründer feinerer gesellschaftlicher Sitten gewesen; diese Einflüsse vermittelten die Provenzalen. Die normannischen wie die provenzalischen Ritter hatten nun ferner auf dem ersten Kreuzzug glanzvollen Ruhm sich erworben, und so erschienen sie denn auf den späteren Kreuzzügen der übrigen Welt als inkarnierte Halbgötter, als Muster feinen Benehmens, prunkvoll und doch männlich. Hier sahen auf sie voll Staunens die deutschen Ritter und eilten, sie nachzuahmen. Die tapferen, aber tölpelhaften deutschen Herren spielten anfangs keine angenehme Rolle. Es fehlte nicht an hochmütigen Spottreden, die sie von den französischen Herren über sich ergehen lassen mußten. In den Gesängen der provenzalischen Troubadours klingt diese Stimmung wider. „Das deutsche Volk", singt Peire de la Caravane, „will ich nicht lieben noch ihre Gesellschaft irgend haben. Denn mir tut das Herz weh von ihrem Krächzen." Es gab auf dem zweiten Kreuzzug einen besonderen „Reckruf", den Johannes Cinnamus mit dem nicht recht erklärlichen, aber kaum schmeichelhaften *πούτζη Αλαμανέ* wiedergibt. Man fand auch die Sitte der Deutschen, zu Fuße mit dem Schwert anzugreifen, nicht eines Ritters würdig. Aber selbst die bald beginnenden Versuche der Deutschen, sich wie die Franzosen zu gebaren, erweckten zunächst nur Spott, auf den Kreuzzügen und daheim. Der Troubadour Peire Vidal nannte die Deutschen grob und gemein (grossiers et communs). Wenn einer den Höfischen spielen wolle, so sei das zum Sterben langweilig. Gleichwohl waren die Deutschen überaus gelehrige Schüler, und aus den reisigen Gesellen, die sich weder durch geistige Bildung noch durch Mangel an Roheit und Derbheit von ihren dörflichen Nachbarn unterschieden, wurden im Zeitalter der Kreuzzüge höfisch gebildete Mitglieder einer exklusiven internationalen Aristokratie.

Indessen wurden die neuen Allüren nicht allein durch die Kreuzzüge auf die Deutschen übertragen: sie gelangten vielmehr auch durch gewisse Vermittelungsgebiete zu dem west- und südwestdeutschen Rittertum. Wie auf dem Gebiete theologischer Gelehrsamkeit vor allem Lothringen und die Rheinlande, z. B. das Bistum Lüttich, den französischen Einfluß vermittelten,

so kam die höfische Sitte insbesondere durch das zwar gemischtsprachige, aber sonst völlig romanisierte und von Frankreich in jeder Beziehung abhängige Flandern in die wallonischen wie deutschen Teile der Niederlande und verbreitete sich von dort weiter den Rhein hinauf nach Basel, ferner aber durch allerlei Beziehungen (vgl. S. 244) auch nach Bayern und Österreich. Eine besondere Rolle spielte Brabant, das freilich nur in seinen oberen Schichten völlig französiert war. Seinen Adel, der hier wie in diesem ganzen ältesten Kulturgebiet Deutschlands auch materiell gut stand, stellte man häufig dem französischen gleich, und für das eigentliche Deutschland galt er als die vollkommenste Blüte der Ritterschaft. Entsprechend der Ausbreitung des französischen Einflusses rangieren nach ihm die Ritter der oberen Rheinlande, während weiter nach Osten hin, bei den Ostfranken, Bayern und Österreichern, mit der Französierung auch die Vollkommenheit des ritterlichen Wesens abnimmt, von den ungefügen Sachsen zu schweigen. Den führenden Einfluß der Flamen zeigen Formen wie „Dörper" (der nun verachtete Dorfbewohner, Tölpel), „Wapen" und das „vlaemen" (d. h. die Einflechtung flämischer Worte) in der Sprache selbst der reichen süddeutschen Bauern.

Aber wie die jungen Kleriker ihre scholastische, so holten die jungen Ritter ihre höfische Bildung auch an Ort und Stelle. Tristan wird von Rual „durch [wegen] vremde sprâche in vremdiu lant" gesandt. Das Reisen als Bildungsmittel trat jetzt zuerst stärker in die Erscheinung, um dann bis in die neuere Zeit diese Rolle zu bewahren. Paris stand auch hier als Anziehungspunkt im Vordergrund, insbesondere sein Hof. Heinrich der Löwe bedankt sich z. B. in einem noch erhaltenen Brief bei Ludwig VII. für die Aufnahme eines jungen Ritters. Thomas von Chantimpré erzählt ebenfalls von mehreren jungen Vornehmen, die dorthin gingen, so auch von einem dreizehnjährigen Sohn des Grafen von Flankenborg (Blankenburg?), der an den französischen Hof gesandt wurde, um mit den Söhnen des Königs erzogen zu werden. Für die nur eine Modesache mitmachenden Parisreisenden wird freilich der Ausspruch Hugos von Trimberg gepaßt haben: „Mancher hin nach Paris fährt, der wenig lernt und viel verzehrt: so hat er doch Paris gesehen." Die meist geistlichen Quellen berichten im übrigen naturgemäß häufiger von Klerikern als von Rittern, die nach Frankreich reisten; aber gelegentlich findet man doch eine solche Erwähnung, wie z. B. die des jungen Ritters Mengoz bei Cäsarius von Heisterbach. Von berühmten ritterlichen Sängern berichten einige selbst, so Hartmann von Aue und Walter von der Vogelweide, daß sie in Frankreich gewesen seien, wie ja anderseits auch viele einen Kreuzzug mitgemacht hatten (so ebenfalls Hartmann und Walter, so Friedrich von Hausen, Reinmar der Alte, Neidhart von Reuenthal u. a.).

Das Reisen nach Frankreich ersetzten manche Herren durch das Halten französischer Erzieher für ihre Kinder. Adenet le Roi spricht sogar von einem solchen „Brauch" in Deutschland („ens el Tyois païs"). So allgemein wird dieser aber schwerlich gewesen sein; der brabantische Dichter hat wohl wesentlich die Niederlande im Auge. Jedenfalls aber ist auf diese oder jene Weise französisches Gut auf die ritterliche Gesellschaft in einem solchen Grade übergegangen, daß man ihre ganze Kultur als durchaus französiert bezeichnen muß. Die schon früher eingetretene Anlehnung der Tracht an französische Muster steigerte sich jetzt außerordentlich. Nach den höfischen Dichtungen trägt alle Welt „rock und mantel in dem snite von Franze", Kappen „wol gesniten al nâch der franzoyser siten" und geht einher „mit richen rockin wol gesniten nâch den franzischin sitin". Die französische Sprache, obgleich sie Weltsprache war, beherrschten nicht allzu viele, dafür versuchte man aber das Deutsche zu französieren. Ein deutsch-französisches Sprachgemisch wurde Mode: die höfische

Rede mußte nach Thomasin französisch „gestrîfelt“ sein. Wie weit manche Dichter in dieser Mode gingen, kann eine Strophe des Tannhäusers zeigen, in der er statt Gegend rivière, statt



Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrhundert), in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Vgl. Text, S. 243.

Oben (in neuhochdeutscher Übertragung): Die Landgräfin von Thüringen; Landgraf Hermann von Thüringen. — Unten: Hier streiten mit Gesange Herr Walter von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eschenbach, Herr Reimar der Alte, der Tugendhafte Schreiber, Heinrich von Ofterdingen und Klingsor von Ungarland.

Wald forês, statt Ebene planiure, statt Quelle fontâne u. a. setzt. Man nahm aber nicht nur zahlreiche Fremdwörter auf, man suchte auch in die deutsche Sprache etwas Französisches,

in Lauten wie in Bildungen, hineinzulegen. Die Bildungssilbe ei z. B. geht auf das französische ie (Zauberei mittelhochdeutsch noch zouberîe) zurück, ebenso ieren auf die Infinitivendung ier. Zunächst hatten sich mit den neuen Sitten, namentlich den Kampfes-, Turnier- und Jagdsitten, die entsprechenden Wörter eingebürgert, die hier nicht aufgezählt werden sollen, ebenso die Bezeichnungen vieler Waffen und Rüstungsstücke (glavîe [Speerspitze], zimier [Helmzierat], hersenier [Kettenkapuze], covertiure [Pferdedecke]), die zum Teil altes Gut neu benannten (Lanze, Koller, Banner für Speer, Halsberg, Gundfahne), ferner Bezeichnungen der übernommenen Stoffe und Kleider (pfellel, dublêt; kursît, schapel, surkôt u. s. w.; geblieben ist der Ausdruck Habit), weiter Namen für die vielen neuen modischen Genüsse, z. B. gewisse Weine und Speisen, für die in den höfischen Dichtungen französische, teilweise schwer erklärliche Bezeichnungen in Menge vorkommen. Erhalten haben sich davon salse (in der späteren Form Sauce) und Pastete. Die Liedergattungen, die man den Franzosen nachahmte, nannte man natürlich auch französisch. Von den vielen damaligen französischen Benennungen der Musikinstrumente haben sich noch Flöte, Posaune und Schalmei erhalten. Neben den alten Reihen kamen jetzt die französischen Tänze auf, deren zahlreiche Arten alle mit romanischen Namen bezeichnet wurden. Weiter operierte man im gesellschaftlichen Verkehr, ganz ähnlich wie später im 17. Jahrhundert, mit einer Menge französischer Formen und Formeln. Die Grußformeln den sal. dê vô bênie oder byen sêy venûz (Gott erhalte, Gott segne Euch, sei willkommen) erforderten ein französisches grâmarzî (großen Dank). Domne dê vô sal (der Herr Gott erhalte Euch) sagte man beim Abschied, auch schon adê. Bei Gottfried von Straßburg, auch bei Wolfram von Eschenbach kommt dergleichen in großer Zahl vor. Französisch wurden die Anstandsregeln, die Tischsitten, z. B. das paarweise Sitzen (bunte Reihe) von Damen und Herren bei Tische wie das Essen und Trinken beider von einem Teller und aus einem Becher. Französisch waren die Spiele, vor allem das Turnier, wie auch die Benennung „ludus gallicus“ und ähnliche zeigen.

Aus Frankreich kam auch, wieder wesentlich über Flandern und Brabant, der Minnesang, aus Frankreich die höfische Epik, die auf die ganze Literatur Europas einen so nachhaltigen Einfluß übte. Vornehme Frauen, wie Beatrix, die Gemahlin Friedrichs des Rotbarts, oder die Gemahlin Heinrichs des Löwen, hatten ihr den Boden bereitet. Die Dichtkunst Frankreichs zu kennen, war ebenso Mode geworden, wie französisches Gewand zu tragen, zugleich ein Motiv mehr, die fremde Sprache zu erlernen. Übrigens hatten schon die Kreuzzüge gerade auf die Verbreitung französischen ritterlichen Sanges nicht wenig gewirkt. Aus Frankreich, besonders aus der Provence, sind die Sänger zahlreich auf die Kreuzfahrt gezogen (z. B. Pierre Vidal, Pierre Raymond, Geoffroy Rudel) und gaben starke Anregung zur Nachahmung. Im Abendland selbst aber waren es die französischen Jongleurs und Menestrels, die auch in die Nachbarlande fuhren und namentlich auf Lothringen und die Niederlande einwirkten. Wie ein Teil Deutschlands auf dichterischem Gebiete sich anfangs von französischem Einfluß fernhielt, werden wir noch sehen. Im Westen aber und Süden entstanden nach jenem Muster bald deutsche Dichtungen (vgl. S. 259): die Lyrik entnahm vor allem der Provence ihre Vers- und Strophenformen; von den Provenzalen ist eine ganze Reihe von Dichtern abhängig. Für das Heldengedicht anderseits, das Ritterepos, war das Vorbild insbesondere der Nordfranzosen die ganz direkte Quelle, deren stoffliche Grundlage selbst freilich wieder germanisch war. Chrestien von Troyes ist für Hartmann von Aue wie für Wolfram von Eschenbach Vorlage, viele andere deutsche Epen sind direkt nach französischen Werken verfaßt. Aber auch in der Darstellungsart

selbst wurde man beeinflußt. Man ward naturwahrer, realistischer, wozu Ansätze, wie auch in der Kunst, freilich schon vorher sich zeigten. Aber auch der für die ritterliche Kultur so wesentliche ästhetische Charakter überhaupt wurde übernommen, so z. B. das männliche wie das weibliche Schönheitsideal (vgl. S. 258). Und endlich stammte der ganze, mit glänzend romantischem Schimmer umgebene Frauendienst (vgl. S. 255) ebenfalls aus der Provence.

Es wäre unrichtig, in der neuen Kultur alle nationalen Elemente zu leugnen, abgesehen davon, daß in dem Muster selbst viel Germanisches steckt. Die Erziehung z. B. hat manchen altgermanischen Zug bewahrt. Deutsche Art hat die übernommene höfische Dichtung verinnerlicht: Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide sind nationale Dichter. Ebenso wie in der Kunst zeigt sich ein Streben nach schärferer Charakterisierung, nach besserem Ausdruck der Seele. Man fühlt doch deutsch, d. h. tiefer. Die großen Unterschiede zwischen deutschem und romanischem Volkstum sind in der Handhabung und Auffassung des Übernommenen oft genug zum Vorschein gekommen, ja haben oft zur bewußten Ablehnung des Fremden geführt. „Deutsche Zucht geht vor ihnen allen" ruft Walter, freilich weniger aus einem Nationalbewußtsein als aus einem stolzen Frohgefühl über die kulturelle und politische Höhe der Deutschen heraus. Jedenfalls war die fremde Färbung wesentlich äußerlich.

Die neue höfische Kultur war in Frankreich Standeskultur. Daß in Deutschland die entsprechende Schicht vorhanden war, ermöglichte allein jene Rezeption. Die Vollendung des neuen Standes in Deutschland (vgl. S. 203ff.) geschah doch erst infolge der Beteiligung an der großen, wesentlich romanischen Aktion der Kreuzzüge, die die Wertschätzung des kriegerischen Berufs noch erhöhte, und unter ausgesprochen französischem Einfluß. Der ritterliche Stand hatte wie der geistliche einen internationalen Charakter, ebenso wie seine Kultur. Aber diese Schicht betonte um so stärker die Schranken, die sie von den niederen Teilen des eigenen Volkes trennten. Ihre feinere gesellschaftliche Kultur ward neben dem Kriegsberuf zum Abzeichen. Und indem dieser Stand nun völlig fest organisiert wurde, indem die Ebenbürtigkeit zur Bedingung der Zugehörigkeit gemacht und überall durch Regeln und Gesetze eine äußerlich gleich erzogene und gleich gesittete Schicht geschaffen wurde, eine Gleichheit, die die in der Etikette gelegentlich zum Ausdruck kommenden Unterschiede zwischen den einzelnen Adelsklassen überwog, wurde ein völliger Abschluß nach unten hin gewonnen. Zunächst und vor allem gegenüber den Bauern. Die Emanzipation des Ritters von der ursprünglichen agrarischen Lebenshaltung spricht sich am schärfsten eben in der Verachtung der weiteren Träger dieses überwundenen Zustandes aus. Der Bauer, der Parzival begleitet, darf sich dem Hof König Artus' nicht nähern. Das „Törperliche" wurde jetzt der Inbegriff der Unkultur, die Arbeit des Pfluges niedrig geschätzt. Daß gleichwohl zahlreiche ritterliche Dienstmannen im 12. und 13. Jahrhundert sich von ihren bäuerlichen Nachbarn nicht allzusehr unterschieden, ja mit ihnen auch lebhaft verkehrten (vgl. S. 274), ist freilich richtig. Weinfreudige Ritter mochten auf den bäuerlichen Kirchweihen, wie der Ritter Budinger bei Cäsarius von Heisterbach, nicht selten sein. Wie anderseits der Bauer den Ritter bewunderte und zu ihm hinaufstrebte, werden wir noch sehen. Weniger exklusiv ist der Ritter zu Anfang gegenüber dem Städter, wenigstens dem reichen, gewesen. Hier bestand wohl auch eine starke Gemeinsamkeit der Lebenshaltung wie der gesellschaftlichen Bildung. Noch war ein Zusammenhang zwischen den Ministerialen, dem Patriziat der Stadt, und den landsässigen Ministerialen vorhanden; die höfische Kultur war beiden gleich erstrebenswert, und die höfische Poesie konnte auch in städtischen Kreisen erblühen; ja eine gewisse Mischung der beiden Schichten war die Grundlage

der höfischen Kultur. Gottfried von Straßburg ist auf diesem Boden erwachsen. Der schroffe Gegensatz zu dem reichen Städter, überhaupt der Gegensatz der Stände tritt erst später hervor. Die Absonderung nun, deren immer hochmütigerer Charakter bereits von Heinrich von Melk gerügt wird, wurde außer durch die Festsetzung jener Qualifikation vor allem durch die Ausbildung bestimmter Standesbegriffe gesichert. Der Begriff der Standesehre beginnt seine zwingende Gewalt zu üben; die Anschauungen über den Vorzug des Waffenberufs vor anderen Berufen gewinnen jetzt feste Gestalt; die aristokratischen Ansprüche in der Lebenshaltung, in der nur das Feine gezieme, das selbstverständliche Recht des Genießens bilden sich jetzt aus; die Unterwerfung anderseits unter die „Zucht“, unter standesgemäße Lebens- und Anstandsregeln geht dem Ritter in Fleisch und Blut über: im „Tristan“ hat Gottfried von Straßburg einmal solche Standesanforderungen, nicht ohne Betonung sittlicher Eigenschaften, aber mit charakteristischer Hervorkehrung der äußerlichen Seiten und ohne wirklich humane Grundierung, in der Mahnung König Markes an Tristan zusammengefaßt. Der Ritter gilt vielmehr als der Mensch an sich, er der zum vollen Lebensgenuß allein Prädestinierte.

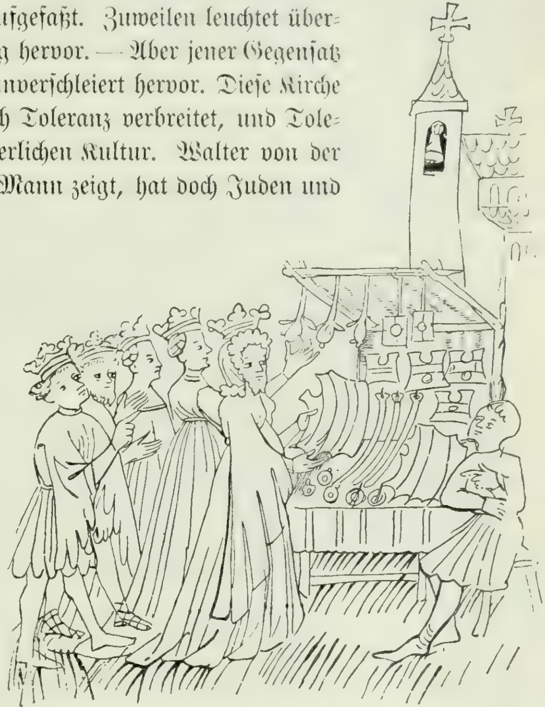
Dieser exklusive Stand war also der Träger einer neuen Kultur. Daß diese auf die übrigen Stände, wie wir (S. 273f.) sehen werden, vorbildlich einwirken konnte, das lag zum Teil an dem numerischen Verhältnis der Mitglieder dieses Standes zur Bevölkerung überhaupt. Auf dem Lande saßen die Ritterbürtigen in großer Zahl, und die entsprechende Schicht in der Stadt war ebenfalls nicht gering. Von den Königen und Fürsten an fühlten sich alle als „Ritter“. Dieser Stand repräsentierte eigentlich damals den Staat wie das Volk: auf ihm ruhte die so wichtige Kriegführung wie die weltliche Verwaltung, er machte die Gesellschaft aus. Der Adel, dessen Vordringen seit geraumer Zeit eine charakteristische Erscheinung im sozialen Leben des Abendlandes war, wurde der eigentlich herrschende Stand; auch in dem ihm sonst wenig wichtig erscheinenden geistigen Leben trat er jetzt hervor. Von der Pflege der Dichtung bis zu rechtlicher und geschäftlicher Tätigkeit — wir werden später von seiner Wichtigkeit für die deutsche Urkundensprache und die Aufzeichnung der deutschen Rechtsquellen hören — wurde der Adel von maßgebendem Einfluß. So ward das ritterliche Kulturideal das Zeitideal schlechthin. Charakteristisch dafür ist der Ausdruck des Kaiserrechts, daß man „eim vollenkumen manne keinen bezzern namen konde finden dan ein ritter“. Das bezeichnende zeitgenössische Wort aber für die Kultur des Ritters, das Wort „höfisch“, deutet ihre maßgebenden Mittelpunkte an. Es sind die Höfe der Fürsten wie des reichen Adels, die ja auch die Mittelpunkte des ganzen Lehnswesens sind, deren Dienst der Vasall alles dankte; ihr Beispiel befruchtet die allgemeine Sitte. Das Hofleben ist der Schauplatz der ritterlichen Romane; die Höfe ziehen die Sänger an — wie sehnt sich Walter nach dem wonniglichen Hofe zu Wien! Neben dem österreichischen ragt der welfische und der thüringische Hort der Sänger (siehe die Abbildung, S. 240) hervor, im Südwesten aber strahlte der staufische Hof Glanz und Leben aus. Die Höfe sind, wie schon früher, die besten Erziehungsstätten. „Du redest süß und schön, wie es sich am Hofe ziemet“, heißt es schon in der „Wiener Genesis“.

Die höfische Kultur kennen zu lernen, scheint durch ihren Niederschlag in der umfangreichen höfischen Dichtung besonders erleichtert. Aber diese ergiebige Quelle muß doch mit größerer Kritik benutzt werden, als es in manchen Darstellungen geschehen ist. Auf unbedingte Zuverlässigkeit haben nicht einmal die Schilderungen der bunten Außenseite des Lebens Anspruch, wenigstens nicht für Deutschland, da sie oft romanischen Vorlagen folgen. So international die ritterliche Kultur ist, so ist doch nicht alles Romanische auch für das

deutsche Rittertum gültig. Überdies haben Dichter wie Wolfram von Eschenbach keineswegs sklavisch ihre französische Vorlage ausgeschrieben, und ihre Werke enthalten sicherlich Züge, die auf eigener Anschauung beruhen. Noch vertrauenswürdiger erscheinen geringere Dichter, wie Konrad von Würzburg und namentlich Ulrich von Lichtenstein, der die Übertreibung des modischen Rittertums mit großer Treue wiedergibt. Lehrhafte Gedichte wie der „Winsbeke“, der einen vollständigen Ritterspiegel darstellt, oder namentlich der „Welsche Gast“ des Thomasin von Zirklaria sind ebenso wie eine Reihe moralisierender Gedichte ebenfalls von großem kulturgeschichtlichen Wert. Aber was diese Quellen schildern, ist keineswegs für alle deutschen Gebiete gültig. Die außerhalb der Grenzlande sich durchaus nicht im ruhigen Strom, sondern, wie sich z. B. bei der Kunst zeigt, mehr sprunghaft vollziehende Übernahme der fremden Kultur hat sich wesentlich auf den Westen und auf den Süden Deutschlands beschränkt. Weiter ist sie über Bayern, vielleicht infolge alter Handels- und Kolonisationsbeziehungen zu den Niederlanden, in die Ostmark, nach Österreich gedrungen. Stammen Wolfram von Eschenbach und Neidhart von Reuenthal aus Bayern, so war Österreich das Ursprungsland des Kürenbergers, Reinmars von Hagenau und Walters von der Vogelweide. Und wie der ritterliche Minnesang in Bayern und Österreich volkstümlicher Grundlagen nicht entbehrte, so scheint hier auch die ritterliche Kultur eine eigenartigere, lebensvollere Pflege gefunden zu haben als anderswo, allerdings auch nach der phantastischen und exzentrischen Seite hin, wie sie uns bei Ulrich von Lichtenstein entgegentritt. Einige Strahlen sind vom Westen aber auch in das Innere Deutschlands gedrungen. Gerade die welfischen Fürsten sind die frühesten Gönner ritterlicher Dichtung gewesen, und die Thüringer Landgrafen stehen den Babenbergern in Österreich kaum nach. Wie weit man daraus auf die allgemeine Haltung des dortigen Rittertums schließen darf, bleibt freilich ungewiß. Ganz ohne Wirkung kann die neue Kultur auch auf entlegene Gebiete nicht gewesen sein. Schließlich sind sogar Markgraf Otto IV. von Brandenburg und Fürst Wizlaw von Rügen unter die Minnesänger gegangen. Im allgemeinen aber ist der Norden Deutschlands mit seinem bürgerlicheren Charakter diesem höfischen Treiben ziemlich fern geblieben, noch mehr der skandinavische Norden.

Die neue höfische Kultur ist Laienkultur. Aber der innere Gegensatz zur Kirche, der doch im tiefsten Grunde auch in dem deutschen agrarischen Adel früherer Zeit immer vorhanden gewesen war — „Sohn“, sagt der Winsbeke, „es war immer der Laien Gewohnheit, daß sie den Pfaffen Haß entgegenbrachten“ —, ist beim Rittertum äußerlich verschleiert. Im Dienste der Kirche hatte es sich während der Kreuzzüge doch erst recht ausgebildet; der germanische Recke ist zum „christlichen Ritter“ geworden. Das Ideal freilich, das in dem kirchlich gefärbten „Rolandslied“ des Pfaffen Konrad gepriesen wird, ist nicht allgemein gültig: als „Gottesmannen“ haben sich die meisten Ritter nur theoretisch gefühlt. Daß Gott nach Thomasin von Zirklaria das oberste Gut war, bedingte nicht wie beim Klerus eine asketische Lebensanschauung. Freilich kam sie vor. Wie sich der Klerus trotz seines Eiferns gegen die höfische Lebenslust selbst nicht frei von ihr hielt, ein Abt etwa den bei seinen geistlichen Reden unaufmerksamen Mönchen etwas vom König Artus erzählte, so entzog sich auch mancher Ritter voll Sorge um das Seelenheil nicht asketischen Einflüssen und endete im Kloster mit der Verachtung alles Irdischen. Walter und Wolfram anderseits zeigen die ruhige Vereinigung religiösen und weltlichen Geistes. Die meisten schwankten hin und her, bewahrten die Ehrfurcht vor der Kirche und ließen auch im Prinzip die Weltverachtung gelten. Die äußere Kirchlichkeit wurde jedenfalls besonders in den Vordergrund gestellt. Der Knappe gelobte, täglich die Messe zu hören; eine

Kapelle war auf den meisten Burgen, auch aus praktischen Gründen, vorhanden; bei großen Festen war der pomphafte Besuch der Messe regelmäßig der Beginn, freilich durchaus als weltliche Haupt- und Staatsaktion angetan. Und dies war der charakteristische Zug: es war Weltfreude im Rahmen des äußeren Kirchentums. Man diente, wie Hartmann von Aue es ausdrücklich ausspricht, Gott und der Welt. Das irdische Leben, reicher Besitz, froher Genuß, Liebe, wird jetzt wieder offen gepriesen. Das Glück, die „saelde", hängt nach der ritterlichen Weltanschauung sehr wesentlich davon ab. Bei Gottfried von Straßburg überwiegt der Wert des irdischen Lebens sogar sehr bedeutend. Gott und die Heiligen ferner werden zum Teil schon recht menschlich aufgefaßt. Zuweilen leuchtet überhaupt eine fast heidnische Lebensanschauung hervor. — Aber jener Gegensatz zu der herrschenden Kirche tritt doch auch unverschleiert hervor. Diese Kirche war intolerant, die Kreuzzüge hatten jedoch Toleranz verbreitet, und Toleranz verkünden die besten Geister der ritterlichen Kultur. Walter von der Vogelweide, der sich oft als tief frommen Mann zeigt, hat doch Juden und Heiden in Schutz genommen, Wolfram von Eschenbach hält dafür, daß die Heiden zur Seligkeit gelangen können, und Freidank sagt: „Wer mac den strît gescheiden under kristen, juden, heiden, wan [außer] got, der si geschaffen hât?". Die Kämpfe mit dem Papst zeigen auch die erwähnte Wirkung (vgl. S. 233). Für Walter ist der Papst ein Judas und ein Diener des Teufels, und Freidank, der vor dem amtierenden Priester tiefste Ehrfurcht hat, sagt: „Der Papst ist ein irdischer Gott und ist doch häufig der Römer Spott". Walter insbesondere geht in seiner grimmigen Bekämpfung der schlimmen Seiten der Kirche fast so weit wie später Luther.



Waffenhändler. Aus einer Handschrift des „Trojanischen Krieges" (15. Jahrhundert), im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1880. Vgl. Text, S. 246.

Die Kirche hatte den Ritter als Kämpfer in ihren Dienst gestellt. Auf dem Kampfberuf beruht der ganze Stand, und wenn er auch nicht der wesentlichste Zug der ritterlichen Kultur ist, so bildet er doch äußerlich betrachtet ihren Kern. Ein Ritter, dem der Kampf nicht die edelste Arbeit ist, ist undenkbar. Gefahrvolle Abenteuer zu bestehen, ist allgemeiner Wunsch; sehr viele hat nur dieses Streben, die „muotgelust", in die Kreuzzüge getrieben. Schon äußerlich tritt uns der Ritter in seiner typischen Tracht nur als Krieger entgegen. Die Dichter haben ihn in diesem kriegerischen Aufzug des öftern den Engeln verglichen. Es hat auch der wirkliche, blutige Krieg seine große Rolle in dieser Periode gespielt, und so darf hier von dem in einer breiten Literatur behandelten Waffen- und Heerwesen der damaligen Zeit mit einigen Worten die Rede sein. Man war, wie schon erwähnt, in dieser Beziehung in letzter Linie doch immer abhängig von den Traditionen geblieben, die noch Byzanz bewahrt hatte, wie denn alles, was im späteren Mittelalter an Schutzrüstung vorkommt, eigentlich schon bei

den Römern der Spätzeit vorhanden war. Aber in der Waffenherstellung wie in der Gestaltung der Bewaffnung, insbesondere der Schutzbedeckung, der Rüstung, zeigen das 10., 11. und 12. Jahrhundert namentlich unter dem Einflusse der Kreuzzüge doch eine ziemlich lebhafte Entwickelung, die auch der Handel ausnutzte (siehe die Abbildung, S. 245). Zu Beginn des 13. Jahrhunderts ist diese Entwickelung einigermaßen abgeschlossen. Die Rüstung ist immer vollständiger und komplizierter geworden und schützt jetzt den ganzen Mann so sehr, daß die alte Schutzwaffe, der Schild, mehr in den Hintergrund tritt, ohne aber allen Wert zu verlieren; im 13. Jahrhundert kommt er nur noch als kleiner dreieckiger Schild aus Holz mit einem metallenen Buckel in der Mitte vor. Auf der Vorderseite war das Wappen des Trägers gemalt. Finden sich ältere Schilde, so entsprechen sie einer ererbten älteren Rüstung.

Die Rüstung des Ritters, über deren Einzelheiten freilich manche Zweifel bestehen bleiben,



Ritterliche Rüstungen (Kampfszenen) im 12. Jahrhundert. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“. Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818.

der Harnasch, wie sie in der Regel genannt wird, war abgesehen von ihrer Kostspieligkeit und trotz ihrer Anschmiegungsfähigkeit ein schwerfälliger Apparat, den man sich natürlich von dem gewöhnlichen Verkehr und dem häuslichen Leben fern denken muß. Man ließ sich, wenn man sie antat, über das leinene Hemd zunächst ein wattiertes, gestepptes Wams ziehen, legte über die Schultern ein seidenes „Spaldenier“, um den Hals eine dicke Binde, auch um die Kniee Filzlagen, um den Unterleib eine Schutzbinde und ebenso Polster um die Hüften. Dann wurden die eisernen Hosen angezogen, die auch die Füße umschlossen und oben durch einen Lendengürtel gehalten wurden, darauf die obere Rüstung, der „Halsberg“. Die Bezeichnung „Brünne“ mag mehr auf den Brustpanzer älterer Zeit gehen; doch ist der Unterschied schwer festzustellen. Die obere Rüstung (siehe die obenstehende Abbildung) reichte bis zu den Knieen, hatte Ärmel, die in eisernen Fausthandschuhen ausliefen, und eine Kapuze (Hersenier), die man über den durch eine Mütze geschützten Kopf streifte. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts schützte man sich wie durch eiserne Knieschalen und Schienen am Unterarm noch durch eiserne Platten vor der Brust, was aber mit dem späteren Plattenharnisch nichts zu tun hat. Das „Eiserne“ der Rüstung, auch der Hosen, bestand im übrigen wesentlich aus Ringen, die, oft in doppelter und dreifacher Schicht, entweder auf Leder u. s. w. aufgenäht oder zusammengekettet

waren. Über dem Halsberg pflegte man nun im 13. Jahrhundert noch einen bis zu den Knieen gehenden, vorn und hinten geschlitzten, seidenen oder wollenen Waffenrock ohne Ärmel (das wâpenkleit), ein modisches Luxusstück, zu tragen, welches das Wappen schmückte. Über oder unter dem Waffenrock trug man den Gürtel. Den Kopf schützte man außer durch jene Kapuze, die auch getrennt vom Halsberg vorkam, zunächst durch einen Eisenhut, über den man wieder eine Filzmütze legte, und dann endlich durch den sehr mannigfaltig geformten Helm. Dieser pflegte, nachdem schon im 12. Jahrhundert statt des Nasenbandes (siehe die Abbildung, S. 246) eine schützende Gesichtsmaske (Barbier) in Gebrauch gekommen war, jetzt das ganze Haupt zu umschließen, konnte aber meist keineswegs ästhetisches Behagen durch seine plumpe Form erwecken. Er wurde mit Schnüren, die oft von Seide waren, befestigt.

Es ist klar, daß eine solche Rüstung nur für den Reiter tauglich war. Aber die Reiter waren auch der entscheidende Teil des Heeres. Seit Anfang des 13. Jahrhunderts ist daher auch das früher ungepanzerte Pferd, das groß und stark sein mußte, mehr geschützt, und zwar durch eine Eisenringdecke, über der die covertiure, eine weitere, mit der Wappenfarbe und dem Wappen geschmückte, meist samtene Decke lag. In den Angriffswaffen hatte sich seit geraumer Zeit wenig geändert. Die Lieblingswaffe der Deutschen blieb das Schwert: seine Handhabung hat sie den Italienern und den Ungläubigen so gefürchtet gemacht; in der Hiebfechtkunst standen sie an der Spitze der Völker. Das lange, breite, zweischneidige Schwert, das auch die Fußsoldaten und die Knechte trugen, war der unzertrennliche Begleiter des Ritters, vielleicht durch Einzelheiten der Form, der Ausstattung oder der Umgürtung als ritterlich besonders charakterisiert. Wie das Pferd erhielt das treue Schwert zuweilen einen Namen (z. B. Mâl) und war erwünschtes Erbgut. Stieg der Ritter zu Rosse, so gehörte weiter zu ihm die hölzerne Lanze (der Speer), die im 13. Jahrhundert fast nur noch zum Stoßen verwendet wurde und im Turnier die allein modische Waffe war. An ihrer Spitze saß das Speereisen, in seiner Nähe das mit dem Wappen geschmückte Banner. Zum Werfen oder zum Töten des besiegten Gegners scheint der Ritter seinen Dolch (Messer) benutzt, nur als Ausnahme aber die früher übliche Streitaxt geführt zu haben. Bogen und Pfeil waren keine ritterliche Waffe, außer für die Jagd, und ebensowenig die Armbrust. Diese waren neben den Schleudern, Keulen, Helmbarten, Piken, Lanzen (Wurfspießen) und natürlich auch dem Schwert die Waffen der Fußtruppen, die in ihrer Bedeutung immer mehr zurückgedrängt wurden. Freilich hatte sich, nachdem seit der Konsolidierung des Lehnsheeres der alte zu Fuß kämpfende Heerbann zurückgetreten war, das Fußvolk schon im ersten und noch mehr im dritten Kreuzzuge als notwendiges Element eingebürgert, so daß es in den Heeren des 12. Jahrhunderts überwog: aber als gut organisierte und ausgebildete Truppe konnte es sich neben den Rittern nicht entwickeln, ja es wurde seit der Schlacht von Bouvines (1214) im 13. und 14. Jahrhundert fast völlig verdrängt. Dem entspricht es, daß wir über diese Fußtruppen, ihre Bewaffnung und Rüstung aus höfischen Quellen nur höchst unvollkommen unterrichtet werden. Ihre Ausbildung wird namentlich mit der weiteren Entwickelung der Städte zusammenhängen: im wesentlichen wird das Fußvolk eine aus städtischem und ländlichem Volk zusammengesetzte Landwehr gewesen sein. Seinen Hauptteil machten die Bogen- und Armbrustschützen — die Armbrust war zu Beginn des 13. Jahrhunderts schon völlig in Deutschland eingebürgert — aus. Erwähnt muß noch werden, daß schon im 12. Jahrhundert das Söldnertum als Ergänzung des Lehnsheeres ziemlich verbreitet war: für Sold erhielt man nicht nur erfahrene Fußknechte und Schützen, die „servientes“ (mittelhochdeutsch: sariande), und nichtritterliche Reiter,

sondern auch Ritter, zunächst freilich in Frankreich und Italien. Im allgemeinen entwickelte sich das Söldnertum in Deutschland erst mit der zunehmenden Geldwirtschaft stärker.

In der Blütezeit des Rittertums wurden also die Schlachten in erster Linie durch Reiterheere, die zuweilen ziemlich stark waren, aber durchschnittlich kaum 2000 Mann gezählt haben, geschlagen; diese Heere kämpften in enggeschlossenen, nach alter Weise keilförmig zugespitzten Haufen, die natürlich nur zum Teil aus Rittern, zu einem viel größeren Teil aus nichtritterlichen leichten Reitern bestanden. Der angreifende Haufen mußte in den gegnerischen irgendwo Bresche zu legen suchen. Die Ritter mochten an der Spitze und an den Seiten den Haufen, dessen schwierige Formierung ein empfindlicher Nachteil blieb, umschließen. Die einzelnen Schlachthaufen waren landschaftlich zusammengesetzt; sie bestanden wieder aus den größeren oder kleineren Bannern der einzelnen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren. Bisweilen wurden die Schlachten verabredet, wie man sich zu einem Zweikampf verabredete. Zahlreiche Quellenstellen beweisen das. Die Schlachten begannen auch mit einer gewissen Feierlichkeit und Förmlichkeit, mit Anreden der Führer, mit Gebet der Geistlichen und Rufen der Herolde, mit Anstimmen eines Schlachtgesanges (wîcliet). Nach alter Weise drangen dann die Scharen mit einem bestimmten Schlachtgeschrei, mit Blasen und Schlagen aller Instrumente aufeinander ein, je lauter, je besser. Die Befehle wurden gerufen. Taktische Einzelheiten, zumal darüber wenig Sicheres gesagt werden kann, bleiben hier beiseite. Die eigentliche Reiterschlacht vollzog sich ähnlich dem Turnier. Der Mittelpunkt des Heeres war die Schlachtfahne des Hauptführers (Sturmfahne, Heerfahne); sie wurde dem Heere vorangetragen oder auf dem Heerwagen, über dessen italienischen Ursprung kein Zweifel ist, an hohem Mast vorangefahren: ihr Schutz war natürlich von größter Wichtigkeit. Eine Verfolgung nach dem Siege scheint nicht stattgefunden zu haben: das Primitive überwog noch, die Siegesfreude und das private Interesse. Der Sieg wurde daher als üppiges Freudenfest sofort gefeiert. Eine wesentliche Seite des Sieges war so auch die Beute und die Gewinnung des Lösegeldes für die mit altbarbarischer Grausamkeit (vgl. S. 225) behandelten Gefangenen. Der Kriegsmarsch wurde schon damals mit Vorhut und Nachhut, mit Aufklärungs-, Verbindungs- und sonstigen Sicherungsmaßregeln ausgeführt; im Gros ritten die Ritter meist ohne die schwere Rüstung. Wie noch später, war der Troß des Heeres, insbesondere auch sein weiblicher Teil, sehr groß und erschwerte die Bewegungen, wie er Charakter und Leistungsfähigkeit schädigte. Die Heeresdisziplin konnte im übrigen nur durch sehr scharfe Strafbestimmungen, wie sie etwa das Edikt Kaiser Friedrichs I. von 1158 ausspricht, aufrecht erhalten werden. In der Anlegung der Lager sind immer noch römische Traditionen, an die z. B. die Beschreibung des Lagers aus der Zeit Kaiser Friedrichs I. durch Ragewin direkt erinnert, bemerkbar. Völlig auf römischen, zum Teil vom Orient neu vermittelten Grundlagen beruht aber die Technik des Belagerungskrieges, der sich namentlich gegen Burgen richtete. Man operierte, wie schon Vegetius vorschreibt, mit unterirdischen Gängen, um die Mauern zu unterminieren; man suchte in die Mauern durch Wurf- und Schleudermaschinen, über deren höchst mannigfaltige Arten man trotz aller Rekonstruktionen sehr wenig Sicheres sagen kann, Bresche zu legen; man suchte endlich dem Gegner durch Angriffsmaschinen, die man an die Mauer geschützt heranbrachte, beizukommen, durch Mauerbrecher (Widder), durch Türme (schon bei Vegetius), Häuschen (vineae), Mäuschen (musculi). Angriffs- und Abwehrmaschinen nannte man antwerc, die Ingenieure antwercmeister.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Befestigung bei der Wohnung des Ritters eine große Rolle spielen. Die Sicherung der Wohnplätze gegen feindlichen Angriff war ja überhaupt

notwendig (vgl. S. 102). So mußte auch der Adel seine Häuser, zumal seit sie einzeln lagen, zu festen Burgen machen; insbesondere im 12. und 13. Jahrhundert wird das Burgenbauen (siehe die untenstehende Abbildung) für ihn fast zur Mode, und in der Stärke und sorgfältigen Anlage dieser Befestigung spricht sich die mehr oder minder große Macht des Burgherrn aus. Nicht jede Burg ist im übrigen eine Ritterburg, viele sind im fürstlichen, geistlichen oder städtischen Besitz und werden von Burgvögten verwaltet. Wichtig für die Sicherheit der Burg war zunächst die Lage, die man entweder auf möglichst unzugänglichen Berghöhen wählte oder seltener in der Ebene an Punkten, wo man sich natürlich oder künstlich durch Wasser und Sumpf schützen konnte. Beide Lagearten waren schon früh namentlich wegen des Mangels einer besseren Mauertechnik gesucht. Man unterscheidet daher „Höhenburgen“ und „Wasserburgen“; für uns kommen namentlich die ersteren in Betracht, die auch von den Dichtern vorwiegend erwähnt werden, wobei wir aber deren oft übertriebene Angaben nicht berücksichtigen.



Burgbau. Aus der Melusinenhandschrift (15. Jahrhundert), im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, 1883.

Für den in seinen Anfängen schon erörterten **Burgenbau** (vgl. S. 99 f.) blieb noch lange die Befestigungskunst der Römer maßgebend. Vitruv und Vegetius waren die Autoritäten auch für die mittelalterlichen Baumeister. Bis ins 11. Jahrhundert hinein hatte noch jene früher erwähnte sehr primitive Befestigungsart mit Holz und Erde vorgeherrscht: Wälle, Palisaden, Verhaue, Flechtwerk, dazu der Graben (vgl. S. 103). Die Berührungen mit der italienischen Kultur seit den Zügen der Ottonen brachten, wie der Bautechnik, so dem Befestigungsbau wesentliche Fortschritte. Der Übergang von roh aus Sammelsteinen aufgetürmten Mauern zu soliden, vollendeten Quadermauern vollzog sich natürlich sehr ungleich. Jetzt kamen die auf den Kreuzzügen erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse hinzu: namentlich die aus der Antike weiterentwickelte Technik der Byzantiner wurde von Einfluß (vgl. S. 229). Allmählich hob sich so die Mauertechnik zu großer Blüte. Zu einer Höhenburg nun gelangte man, nachdem man oft vorher bereits einige Verhaue hatte passieren müssen, auf einem nicht gerade bequemen, für ein Pferd Raum bietenden, möglichst schluchtartigen Weg, dem nach Vorschrift des Vitruv gewundenen Burgweg, der überdies noch durch Mauerwerk oder Palisaden verteidigt wurde. Man überschritt dann, freilich nicht regelmäßig, den tief ausgeschachteten Burggraben, der die eigentliche Verteidigungslinie,

die sehr verschieden gestaltete Ringmauer mit dünnerer Brüstungsmauer und Wehrgang, unmittelbar umschloß. Da der Graben bei Höhenburgen meist trocken war, wurde er schon seinerseits durch Palisaden oder niedriges Mauerwerk nach außen geschützt: es entsteht so der Zwinger, der sich namentlich seit dem 14. Jahrhundert stärker entwickelt, der aber auch zur Vorburg (vgl. unten) werden kann. Auf der durch Zinnen geschützten Plattform der Mauer, die in friedlichen Zeiten luftigen Aufenthalt für die Burgbewohner bot, setzte man bei Belagerungen wohl Schutzdächer auf. Anderseits kommt im Westen die sogenannte „Schildmauer" als besondere Deckung hinzu. Den Mauerlauf unterbrachen namentlich an den Ecken, anscheinend erst seit den Kreuzzügen, Türme. Mauer und Türme waren ferner häufig mit vorspringenden „Wichäusern" (Kampfhäusern) und Erkern versehen, so daß man die Belagerer unter Kreuzfeuer nehmen konnte. Der Zugang zur Burg durch die Mauer, das Tor — meist gab es aus natürlichen Gründen nur eins —, mußte besonders gesichert werden. Den Übergang zu ihm über den Graben gewährte anfangs eine feste Brücke, die ja abgebrochen werden konnte, später eine Zugbrücke; ferner lag das Tor in einem Turm, der von oben den Eingang beherrschte, oder zwischen zwei Türmen. Das Öffnen der eisenbeschlagenen hölzernen Torflügel wurde noch durch einen Torbalken innen verhindert; im Notfall dienten außerdem ein oder zwei Fallgitter als Hemmnis, die aber bei Burgen selten vorkamen. In einer Reihe von Burgen folgte nun noch eine zweite Befestigungslinie, hinter der die eigentliche Burg lag. Sie war stärker und oft höher als die erste und bestand nicht nur aus Burgmauer, sondern auch aus Graben und Brücke. Der Raum zwischen beiden Linien, die „Vorburg", diente zur Unterbringung von Wirtschaftsgebäuden, als Garten u. s. w. Hier war ferner in großen Burgen der Platz für kleinere Tjoste und Buhurte. Der letzte Zufluchtsort war dann der ursprünglichste und festeste Teil der Burg, der meist isoliert stehende und mit hochliegendem Eingang versehene Hauptturm; auf ihm hauste oben der Burgwächter. In ihm befanden sich auch die Schatzkammer und im Erdgeschoß die recht übel eingerichteten Gefängnisse. Unterirdische Gänge schließlich waren vielfach vorhanden. An der erst neuerdings stärker aufgekommenen Bezeichnung Bergfried für den Hauptturm wird, obwohl manche Forscher zwischen beiden scharf unterscheiden, doch wohl festzuhalten sein. Keineswegs ist dieser Turm aber ein notwendiger Bestandteil der Burg, wie denn ebenso von sonstigen Burgteilen hier manches fehlt, da manches mehrfach vorkommt. Ein allgemeingültiges Schema gibt es nicht. Neben einfachen, engen Bergfrieden gab es bewohnbare, namentlich gegen Ende des Mittelalters. Auch landschaftlich lassen sich keine Typen unterscheiden.

Das Rittertum hat nun den Kampf nicht nur als rauhe Form der Wirklichkeit geliebt, sondern es hat auch die notwendigen Waffenübungen in der Form des Kampfspieles zum Mittelpunkte gesellschaftlicher Freude gemacht. Das Waffenspiel hat sogar, obgleich das eigentliche Turnier mit Lebensgefahr verbunden blieb, vielfach den ernsthaften Charakter des Ritters als Krieger ganz zurücktreten und ihn beinahe zum Schauspieler werden lassen. Der Waffenberuf blieb aber auch in dieser unechten, gekünstelten Form das Lebenselement des Ritters. Krieg oder Turnier, beides war Waffenhandwerk; wer allzu lange sich davon fernhielt, wer in häuslichem oder luxuriösem Leben „sich verlag", wurde sogar von den Frauen bespöttelt, wer ganz davon blieb, völlig verachtet. Ein exzentrischer Mann wie Ulrich von Lichtenstein fährt daher den ganzen Sommer umher und turniert. Man darf in diesen ritterlichen Waffenübungen kaum Entwickelungen aus denjenigen der germanischen Wanderzeit, auch nicht aus den von Nithard und Widukind erwähnten Reitspielen des 9. und 10. Jahrhunderts sehen, wenngleich ein Zusammenhang nicht ganz fehlt. Der Ursprung des Turniers, auf das

vielleicht noch byzantinische Einflüsse gewirkt haben, liegt vielmehr wieder in Frankreich (vgl. S. 241). In Deutschland bürgerte es sich wohl erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein. Noch 1146 wurden die Deutschen auf dem Kreuzzug als ungeschickte Reiter verhöhnt. Es war ein festgefügtes System, mit tausend Regeln durchsetzt, das man seit den Kreuzzügen von den gezirkelten Romanen ebenso übernahm wie die konventionelle gesellschaftliche Sitte, womit man aber zugleich den exklusiven Abschluß der ritterlichen Schicht vollendete. Das Turnier ward Standesvorrecht. Natürlich waren es Reiterwaffenspiele, die man pflegte. Ein solches war in reinster Form der Buhurt, der, wesentlich Paradeschauspiel vor den Damen, die ungerüsteten Parteien sich durcheinander tummeln und mit großem Getöse die leichten Speere an den Schilden brechen ließ, aber die Reitgewandtheit des Einzelnen im vollsten Maße zeigte. Weniger harmlos waren die eigentlichen Waffenspiele, zunächst das Stechen, die Tjost, der Einzelkampf zweier Ritter, die sich gegenseitig beim Vorbeireiten mit dem eingelegten Speer zu treffen suchten. Saß der Stoß richtig, so fiel der Gegner vom Pferde; meist aber zersplitterten die Lanzen an den Schilden, mit denen man parierte. Nicht selten fehlte man überhaupt. Solche Tjoste wurden meist am Nachmittag vor dem eigentlichen Turnier geritten, hinderten aber durch den Fall oder durch Beschädigung manchen, an letzterem teilzunehmen. Mancher zerbrach in seiner Kampflust viele Speere nacheinander; „waltswende“ oder „swendenwalt“ (Waldzerstörer) wurde ein solcher genannt.

Viel freudigere Teilnahme erweckte aber das Turnier (turnei) selbst, das oft den Abschluß längerer Stechen, jedenfalls aber immer den Höhepunkt ritterlicher Festlichkeiten bildete. Beim Turnier trat die ganze Masse in Aktion, es war eine Schlacht im Kleinen, mit Lanzen, selten mit stumpfen Schwertern, in Deutschland an deren Statt allenfalls mit Kolben ausgefochten, von zwei, vielfach landsmannschaftlich getrennten Parteien, deren einzelne Abteilungen wieder unter bestimmten Führern standen, mit solcher Hitze durchgeführt, daß Verwundungen zahlreich und Todesfälle nicht selten waren. Die Geistlichkeit war daher zu Anfang entsetzt: Erzbischof Wichmann von Magdeburg soll nach dem „Chronicon Montis Sereni“ alle, die an einem Turnier teilnahmen, in den Bann getan haben. Freilich scheint es, als ob im Gegensatz zu den scharfen Waffen der Franzosen für Deutschland stumpfe charakteristisch gewesen seien. Aber auch so blieb das Spiel gefährlich. Wie es im einzelnen dabei zuging, zeigt die Schilderung des Friesacher Turniers von 1224 bei Ulrich von Lichtenstein, das freilich nur für österreichische Sitten bezeichnend ist. Das allmähliche Einsetzen der Abteilungen, das Hin- und Herschwanken des Sieges, das Streben, einen Gegner, insbesondere einen Führer, zu fangen, die gewaltige Anspannung der Kämpfer tritt hier äußerst anschaulich hervor. Die Zahl der Teilnehmer gibt Ulrich auf 600 an; viele Turniere werden aber diese Zahl noch überschritten haben, wenn man auch die Zahlenangaben mit Vorsicht zu betrachten hat. In der Regel wurden Turniere, schon wegen der erforderlichen Handwerker und der für die Unterkunft der Ritter und Knechte notwendigen Herbergen, in der Nähe von Städten abgehalten. Veranstaltet wurden sie meist von Fürsten und großen Herren, auch wohl von sehr reichen Rittern, die sie dann durch Boten ausrufen oder schriftlich ansagen ließen. In schönstem Waffen- und Kleiderschmuck erschienen darauf die Kampflustigen, die Vornehmen begleitet von ihren Rittern, diese wieder von ihren Knechten. Zahlreich waren auch die Frauen, die mit ihren männlichen Angehörigen kamen. Pomphaft, von Ausrufern wegen ihres Ranges und ihrer Taten gepriesen, zogen die Großen in die Stadt ein, in der sich ein buntes Treiben entwickelte. Das Turnier selbst wurde durch eine feierliche Messe eingeleitet. Nach der nicht immer leichten Verteilung auf

die Parteien wappneten sich die Ritter, oft recht vorsichtig; unter Musik ging es dann zum Turnierplatz, der mit Schranken umgeben war. Der Ruhm des Siegers war groß, aber auch der materielle Gewinn oft nicht gering. Neben dem „turnei durch [um] ēre“, das die ritterliche Freude am Kampf am reinsten zeigt, und bei dem man mehr Ehrenpreise, z. B. Sperber, die zuweilen von fürstlichen Damen übergeben wurden, errang, gab es namentlich später das „turnei umbe guot“, bei dem man auf Beute ausging. Während der vollkommene Ritter seine Gefangenen ohne weiteres freizugeben pflegte, freuten sich viele der ritterlichen Abenteurer, Roß und Rüstung des Gefangenen zu erbeuten, und verlangten oft von diesem selbst ein Lösegeld. Da auch ein nicht geringer Einsatz gefordert war, so hat sich mancher Ritter durch seine Niederlage materiell ruiniert. Auch beim Tjostieren scheint man öfter um Gewinn gestochen zu haben. In einigen Dichtungen setzen Ritter dem, der sie beim Speerstechen besiegt, Preise aus. Aber auch die Minne hat beim Turnier ihre große Rolle gespielt. Die Frauen waren schon als Zuschauerinnen wie als Teilnehmerinnen an den die Turniere begleitenden Festlichkeiten wichtige Personen. Weiter gab es harmlose, galante Turniere zur Ehre der Damen überhaupt. Dann aber kämpfte jeder Ritter zu Ehren seiner besonderen Dame, von der er öfter als Zeichen einen Schleier oder ein ähnliches Liebespfand am Helm trug, die er zuweilen auch offen angab. Man hatte endlich Teile des Turniers, in denen die „Frauenritter“, die sich ganz dem Dienst einer Dame gewidmet hatten, zu deren Ruhme kämpften. Namentlich auch zur Tjost, zum Einzelkampf, stellten sich die Frauenritter jedem anderen Ritter. Bei Friesach erwarteten nach Ulrich von Lichtenstein ihrer sechsunddreißig die Kämpfer aus der Stadt. Er selbst zog als Frau Venus verkleidet durch die Lande und kämpfte überall zu Ehren seiner Dame. Hier zeigt sich schon der romantische, bizarre Zug, der sich dem Rittertum mehr und mehr anheftete. Er zeigt sich auch in manch anderer phantastischer Gestaltung des Kampfspieles. „König Artus' Tafelrunde“ spielte eine Rolle: als solche tat sich eine Gesellschaft auf, die sich, wie bei Ulrich von Lichtenstein, im Ring um ihr Zelt herum angreifen ließ. Zur Tafelrunde konnte nur gehören, wer drei Speere hintereinander auf den König verstochen hatte, ohne zu fehlen. „Einen Gral machen“ nannte man später eine solche markierte Veranstaltung.

Freilich gab es nun auch im höfischen Leben, vom Kriege abgesehen, eine Gelegenheit, wo sich die Kämpen auf Leben und Tod gegenüberstanden: das war der gerichtliche Zweikampf. Es war die Form des Gottesurteils für den Edlen, während niedere Leute andere Formen bestehen mußten, ein des Mordes Angeschuldigter z. B. die Bahrprobe, bei der er an die Leiche herantrat, deren Wunden beim Nahen des wirklichen Mörders bluten sollten (siehe die Abbildung, S. 253). Schon Tacitus kennt die Verwendung des Zweikampfes als Kampforakel. Die Versuche der Kirche, den Zweikampf durch den Eid zu ersetzen, scheiterten. Bei Burchard von Worms wird das Institut als völlig anerkanntes behandelt. Wenn sich auf der einen Seite hieraus ein Berufsfechtertum bildete, das für Fürsten, Kinder, Frauen u. s. w. eintrat, so war das Eintreten für die angegriffene Ehre der eigenen Person oder einer Dame — angeschuldigte Jungfrauen sandten oft Boten aus, einen Kämpen für sie zu werben — selbstverständliche Pflicht des Ritters. Über die Einzelheiten des Kampfes unterrichten neben zahlreichen gesetzlichen Bestimmungen wieder die höfischen Dichtungen, die den gerichtlichen Zweikampf öfter ausführlich darstellen, wobei übrigens auch an die getreue Schilderung im „Reineke Vos“ zu erinnern ist. Der verleumderisch oder seiner Meinung nach zu Unrecht Angegriffene fordert den Ankläger heraus und gibt ebenso wie dieser seinen Handschuh dem Gerichtsherrn als Pfand, daß er zu dem von diesem bestimmten Kampftag erscheinen werde. War ein Kämpfer

verhindert, so mußte er einen Stellvertreter schicken. Auf den Gegner zu warten, war nur bis zu einer nicht immer gleichmäßig festgesetzten Stunde zulässig: wer nicht kam, verfiel der Ächtung. Der besiegte Kläger erlitt die Strafe, die sonst dem Beschuldigten gedroht hätte. Das im 13. Jahrhundert noch durchaus anerkannte Verfahren wurde erst durch die neuen Verhältnisse des städtischen Lebens beseitigt.

Der kriegerische Charakter des Rittertums prägt sich auch in der Erziehung (vgl. unten) aus. Zunächst ergab sich von selbst eine große Wichtigkeit der Leibesübungen, deren Pflege ja altgermanisch, jetzt aber auch mit fremden Zügen durchsetzt war. Laufen (Wettlaufen), Springen und andere Übungen blieben wie vor Alters: der Lanzelot Ulrichs von Zatzikhoven z. B. mußte laufen, springen, ringen, Steine schleudern und die Schäfte schießen. Das Schäfteschießen, also das Werfen des Speeres, war an die Stelle des alten Gerwerfens getreten. Das Springen wurde namentlich durch Springen aufs Pferd geübt. In der wichtigen Reitausbildung sodann scheint man eine gewisse Vollendung erstrebt zu haben, wenn man diese auch nicht überschätzen darf. Dazu traten nun die Waffenübungen, das Schießen mit der Armbrust, das sehr wichtige Fechten mit Schwert und Schild (schirmen), worin besondere Schirmmeister — berühmt waren die irischen — unterrichteten, dann die Vorübungen zum Turnier. Einen solchen Lehrgang für das Tjostieren schildert sehr anschaulich Wolfram von Eschenbach in dem Unterricht Parzivals durch Gurnemanz. Vom Turnier lernten im übrigen die jungen Knappen am meisten durch Zusehen, wurden aber auch selbst in besonderen Turnieren geübt. Den Abschluß solcher kriegerischen Erziehung bildete die Schwertumgürtung, die swertleite (erst später Ritterschlag genannt). In Frankreich äußerst feierlich (Nachtwache in der Kirche, Ritterschlag u. s. w.), ging die Zeremonie in Deutschland einfacher vor sich und bestand in der Umgürtung mit dem Schwertgehänge und der Überreichung von Schild und Speer. Doch liebte man es, die Schwertleite mehrerer Jünglinge zugleich bei großen Festen, oder wenn ein Fürstensohn die Ritterweihe empfing, vorzunehmen.



Bahrprobe. Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik“ (1507—13), in der Bürgerbibliothek zu Luzern. Vgl. Text, S. 252.

Wie Kriegen und Kämpfen war dem Ritter naturgemäß die Jagd eine nicht minder gern gepflegte Beschäftigung, allerdings auch jetzt noch nicht ohne das praktische Motiv der Nahrungsbeschaffung. Die wildreichen Wälder lieferten im Winter fast allein das frische Fleisch. Aber von dieser nützlichen Seite abgesehen, Jagdruhm war dem Ritter fast so wert wie Kampfesruhm und die vollkommene Beherrschung aller Jägerkünste und der Jägersprache dem höfischen Manne ebenso notwendig wie die der Turnierbräuche und -sprache. Der Jüngling

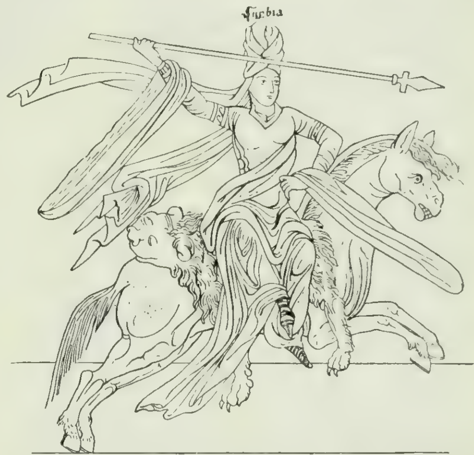
lernte, wie etwa Parzival, zuerst auf der Jagd, auf die er schon in früher Jugend ging, das Waffenhandwerk. Wir haben für die Jagd wieder zahlreiche Schilderungen in den höfischen Dichtungen, über den schon damals meist grünen Anzug der Jäger, die Jagdausrüstung, zu der auch das Horn gehört, die Jagdwaffen (Spieß, Wurfspeer, Bogen, der erst allmählich durch die Armbrust verdrängt wird), das Jagdpersonal (insbesondere den Jägermeister), über die getreuen Gehilfen, die Hunde (Leithunde, Windhunde), ebenso endlich über das Jagdzeremoniell (z. B. über die Curîe, das kunstgerechte Zerlegen der Jagdbeute, bei Gottfried von Straßburg). „Birsen, beizen unde jagen", die Pirschjagd, die Falkenjagd und das Hetzen, waren die verschiedenen Arten der Jagd, die wichtigsten Jagdtiere, wie vor Alters, der Eber (das Wildschwein) und der Hirsch. Besondere höfische Spezialität war die Falkenbeize. Jakob Grimm sah sie für eine altnationale Übung an. In der älteren nordischen und deutschen Poesie wie schon in den späteren deutschen Volksrechten spielt der Falke eine Rolle, ein Jäger mit Habicht wird von Widukind erwähnt, und deutsche Falken und Habichte wurden früh von fremden Fürsten begehrt. Es scheint aber, als ob die Germanen diese Jagd, die Cäsar, Plinius und Tacitus nicht erwähnen, von Osten her empfingen und sie dann den Romanen brachten (vgl. S. 9). Immer aber blieb sie ein Sport des Vornehmen, der seine aristokratische Ausbildung dann wohl allerdings wieder wesentlich bei den Franzosen fand. Das Interesse für ihn zeigt das Werk, das Kaiser Friedrich II. „über die Kunst, mit Vögeln zu jagen" (de arte venandi cum avibus) verfaßte. Auch der gelehrte Albertus Magnus hat einen Traktat „über Falken, Sperber und Habichte" geschrieben. Sie wie spätere Nachfolger belehren uns über die verschiedenen Arten der Falken, über ihre Dressur, über die Falkner, auf die viel ankam, wie über die Jagd selbst. Die obenstehende Abbildung stammt erst aus späterer Zeit, beweist aber, wie lange diese Jagdart, die ihre Blütezeit im 13. Jahrhundert hatte, beliebt blieb. Hier tritt nun auch das weibliche Geschlecht, das am Turnier nur einen dekorativen Anteil haben konnte, mehr hervor. Der Falke ist der edlen Frau Liebling: Kriemhildes Traum, „wie sie züge einen valken starc schoen unt wilde", ist bekannt. Manche Darstellungen zeigen uns die Frauen hoch zu Roß mit einem Falken in der Hand.



Falkenjagd. Aus Petrus' de Crescentiis „Neu Feld- und Ackerbau", Frankfurt a. M. 1583, Exemplar der Universitätsbibliothek in Jena.

Das führt uns auf die Stellung der Frau innerhalb der ritterlichen Kultur. Sie ist es, die die kriegerische Kultur erst zu einer höfischen, zu einer gesellschaftlichen gemacht hat. Ihre beherrschende Rolle bewirkt zugleich den ästhetischen, den Schönheitscharakter dieser Kultur.

Die Frau steht im Mittelpunkt des Lebens. Sie wird schließlich die Herrin des Mannes; die extremsten Vertreter des höfischen Treibens gehen im „Frauendienst“ auf. Wieder waren es französische Einflüsse, die diesen Wandel der deutschen Frau zur höfischen Dame herbeiführten, aber ganz unvermittelt war doch ihre herrschende Rolle nicht. Man braucht nicht auf die altgermanische Frauenverehrung und die Stellung der Frau im deutschen Rechtsleben zurückzugehen: auch im eigentlichen Mittelalter erscheint die Frau gerade in kultureller Beziehung dem Manne überlegen (vgl. S. 175 f.). Es bleibe unentschieden, ob jene besser gebildeten, vornehmen Frauen nicht früh auch die gesellige Sitte beeinflußten: jedenfalls waren viele Frauen dieser Schicht zur Aufnahme jener westlichen Einflüsse fähiger als die große Mehrzahl der Männer. Was jetzt hinzukam, das waren die galanten, eleganten, mehr oder weniger geschmackvollen Allüren. Die Annahme neuer Kleidermoden (siehe die nebenstehende Abbildung) und ähnlicher äußerlicher Dinge war den hierin immer gelehrigen Frauen ein Kleines, aber ebenso sind die französischen Redensarten und Verkehrsformen wohl ziemlich rasch auf sie übergegangen. Und auch der schwierigste Übergang, der von einfacher, höchstens etwas gelehrt verbrämter Natürlichkeit zur Sentimentalität, ist von manchen höfischen Frauen den Französinnen nachgemacht worden. Freilich, die alte gefestete Organisation des deutschen Hauses wurde kaum durchbrochen. Dem Gatten gegenüber blieb die Frau, wie noch der tyrannische Erec Hartmanns von Aue zeigt, durchaus untergeordnet; zur Verlobten, zur Hausfrau blieb das alte nüchterne, praktische Verhältnis im wesentlichen bewahrt: der Wert des Besitzes ist sogar jetzt noch mehr als früher erkannt worden, und so kamen die Ehen (vgl. S. 270 f.) zustande, in denen nachher der Gatte nicht immer der Nachgiebige war; „er soll ihr Herr sein über Leib und Gut“, sagt der Meißner, und Reinmar der Zweter empfiehlt als Mittel gegenüber einer bösen Frau den Knüttel. Die Mädchen ferner traten aus der häuslichen Sphäre nur wenig mehr heraus als früher, und wo wir Spuren ihrer Teilnahme am gesellschaftlichen Leben haben, wird ihnen doch besonders züchtige Zurückhaltung auferlegt.



Kostümbild (Die „Hochfart“, Superbia). Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818. (Trotz der Anlehnung der Figur an die Schilderung in der „Psychomachia“ des Prudentius doch kostümgeschichtlich in Einzelheiten Zeitbild.)

Was aber die Herrschaft der Frau herausbildete, das war die neu überkommene Anschauung von der Minne, vom Frauendienst. Im ältesten, lateinisch abgefaßten und in klösterlicher Sphäre entstandenen Ritterroman „Ruodlieb“ ist davon noch nicht die Rede, wenn auch von der Frau schon feineres Benehmen gefordert wird. Aber der Jüngling gebärdet sich noch ziemlich ungeschliffen. Lange scheint ferner beim Ritter auch ein roh-sinnlicher Zug vorherrschend gewesen zu sein. Anfangs hätte das Bauernmädchen ihm häufig genug gefallen. Nun trat nach französischem Vorbild die verheiratete Frau in das gesellig-höfische Leben, nahm Teil an Turnieren und Jagden, an höfischen Festen und Gelagen. Das Überfeinerte des französischen, etwa gegen das Jahr 1200 in Deutschland stärker eindringenden Frauendienstes, das

entsagende Schmachten mußte den deutschen Herren dabei ganz unverständlich sein: die Folge war die Fortsetzung des früheren Treibens, nur mit höherem Ziele. Die Frau spielt dabei keineswegs eine übergeordnete Rolle: man renommierte jetzt mit seinen Erfolgen, und im 12. Jahrhundert werden in Strophen der frühesten ritterlichen Lyriker, die Frauen in den Mund gelegt sind, diese als der werbende Teil hingestellt. Die damalige Anschauung vertritt ein kurzes Gedicht, in dem es heißt: „Ich habe manchen Mann gesehen, der von keiner anderen Minne weiß, als daß er wähnt, die Frauen seien in seinen kräftigen Leib verliebt. Da kommt aber ein anderer, der ist noch etwas länger als jener, und meint, er solle darum die Liebe haben." Charakteristisch ist auch die Schilderung Heinrichs von Melk von der ritterlichen Unterhaltung über die „Weiber". Man darf ferner an einen Brief Innocenz' III. an den Bischof von Regensburg vom Jahre 1209 erinnern, der über die Ehebrecherei der Ritter klagt. Die Ehelosigkeit der Geistlichen hatte auch eine gewisse Korruption der verheirateten Frauen vorbereitet. Dazu kam das damals ungebundene natürliche Genußleben und die frische Kraft der Menschen jener Zeit. Auch nach dieser Seite war sodann das Beispiel der Romanen, die die Reinheit der Ehe von jeher nicht allzu hoch geschätzt hatten, von Einfluß; auf den Kreuzzügen sahen die deutschen Ritter genug von pikanten Abenteuern der französischen Damen. Endlich wirkte die lange Abwesenheit des Gatten und die Eintönigkeit des gewöhnlichen Lebens, die bei ihrer Unterbrechung leicht Ausgelassenheit hervorrief.

Aber mehr und mehr folgte der Deutsche seinem bewunderten Vorbild: der Frauendienst ward, idealer aufgefaßt, zu einer standesgebotenen, konventionellen Sitte, die „Minne" trat in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Man hat den romanischen Frauendienst, der ursprünglich in der Provence heimisch war, aus dem ritterlichen Marienkultus hergeleitet. Der Kultus „unserer lieben Frau" hat sich namentlich in den Kreuzzügen außerordentlich gesteigert: sie war die Patronin der Kreuzfahrer. Die religiöse Begeisterung der Ritter wendet sich ihr am liebsten zu, besonders im 12. Jahrhundert. Zugleich aber schmückt sie der weltliche Sinn der Ritter mit irdischem Glanz, und aus der einfachen schlichten Magd wird die strahlende Himmelskönigin. In französischen Marienlegenden erscheint sie fast als ritterliche Dame, der man seine Minne weiht. Kommen so in die Marienverehrung Züge des weltlich-sinnlichen Liebeslebens, so wirkt anderseits diese steigende Verehrung wieder auf die Schätzung der irdischen Frauen ein. Und wenn allmählich auch bei deutschen Dichtern das Verhältnis zwischen Gott und Maria ganz im Minnecharakter geschildert wird, so hat umgekehrt die nun einbrechende Sitte des Frauenkultus zum Teil fast einen religiösen Charakter, wie z. B. beim Winsbeke. Der höfische Ritter mußte sich also eine Herrin erkiesen, der er verschwiegen allewege diente, deren Liebeszeichen, z. B. Schleier oder Ring, er trug, für die er im Turnier kämpfte oder, was meist auf Hindernisse der Liebe deutete, in den Kreuzzug zog. Er mußte mit spärlichen Zeichen der Huld vorlieb nehmen, sich in Zweifel und „sehnender Not" verzehren, alle möglichen Launen oder gar gänzliche Nichtachtung, Versagen aller Wünsche ertragen. Daß aber der Lohn für diesen ganzen Dienst auch jetzt meist ein sinnlicher wurde, steht fest und wird auch nicht selten offen ausgesprochen. Was uns die Epen schildern, vor allem „Tristan und Isolde", sind ungebundene Liebesabenteuer; die Lyrik drückt sicherlich nicht nur Sehnsucht nach unsinnlicher Liebe aus, und für die Lehrgedichte ist die Unterweisung der Tochter durch die Mutter in der „Winsbekin" bezeichnend. Wenn man sich auch hüten muß, Gewohnheiten, die in romanischen Ländern galten, ohne weiteres auf Deutschland zu übertragen, so scheint nun allerdings der dort geübte enthaltsame Brauch des Beilagers „ohne der Liebe zu pflegen"

auch bei uns vorgekommen zu sein: aber die nächtlichen Zusammenkünfte boten in jedem Falle Gefahr. Um sie entfaltet sich ein förmlicher höfischer Apparat: hier die Merker, die neidischen Aufpasser, dort die Freunde oder der von manchen als unpassend angesehene treue Wächter, die die Liebenden bei Anbruch des Tages warnen. Es hat sich daraus, wieder unter provenzalischem Einfluß, das Tagelied entwickelt, wenn auch dessen Ursprung vielleicht weiter zurückliegt. Die bizarre, gekünstelte Form, die das ganze Treiben bei den provenzalischen Troubadours mit ihrer vierstufigen Liebeskunst, ihrer langjährigen Probezeit, ihrem völlig ausgebildeten Vasallenverhältnis erhielt, hat ebensowenig wie die Sucht, über die Minne zu reflektieren und disputieren, sich in Deutschland recht einbürgern können. Aber zu phantastischen Auswüchsen ist es auch bei uns gekommen (siehe die nebenstehende Abbildung). Beweis ist der „Frauendienst" Herrn Ulrichs von Lichtenstein. Aber unter dem Zeichen der Frauenherrschaft steht doch die ganze Gesellschaft. Von den Frauen kommt alle Freude; Walter von der Vogelweide kündet begeistert ihr Lob.



Ein Liebender wird von seiner Dame gefesselt. Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrhundert), in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Zugleich Bildnis des Minnesängers Bruno von Hornberg.

Man darf auch durchaus nicht annehmen, daß alle Frauen leichtfertig waren: bei sehr vielen war das Mitmachen einer konventionellen Mode das einzige Motiv. Anderseits ist der Versuch, nachzuweisen, daß man keineswegs seinen Dienst nur verheirateten Frauen gewidmet habe, daß es sich daher auch nicht um eine Mode, sondern um ein gesundes und inniges Liebesleben zwischen jungen Leuten mit der Ehe als Ziel gehandelt habe, nicht als gelungen anzusehen. Natürlich ist man zu weit gegangen, wenn man jede gesunde Leidenschaft ausschied, sicher ist auch, daß die Mädchenminne vorkam, freilich nicht als Regel: aber die wesentlich konventionelle Färbung des ganzen Minnedienstes bleibt bestehen, ebenso allerdings sein Zusammenhang mit dem derben Liebesleben der Zeit. Jene Herrschaft der Frau wirkte in erster Linie auf das gesellschaftliche Benehmen: höflich und galant zu sein, wurde schon dem Knappen

eingeprägt, das „süße Sprechen" Damen gegenüber (wider diu wîp) jungen Leuten empfohlen. Und Reinmar von Zweter macht die Minne zur Lehrerin der milte, der tugent und ritterlichen Gebarens. Die gesellschaftliche Unterhaltung wurde aus der rohen Männerunterhaltung zu einer feineren mit Damen, deren Hauptthema die Ritterschaft, die Minne wie die Kunst, diese zu gewinnen, war, und die durch Erzählungen und Gesang belebt wurde.

Wird diese Formung des gesellschaftlichen Benehmens, wie wir noch sehen werden, in letzter Linie zur ästhetischen Schulung, so hat die beherrschende Rolle der Frau dem Ritter überhaupt einen ästhetischen Charakter aufgeprägt. Das Schönheitsgefühl wird außerordentlich verfeinert. Bisher sah man mit germanischen Augen. Der kraftvolle und untadelhafte Wuchs des Mannes wurde gepriesen, die Schönheit bestand in der Größe und Stärke. Auch das blitzende, große Auge, das blonde Haar und die weiße Haut gehörten von Alters dazu. Von den Frauen aber, die oft als starke, heldenhafte oder kluge, gesunde Frauen, zuweilen als männliche Frauen erschienen, wurde überhaupt nicht viel Wesens gemacht. Jetzt dagegen üben die feinen romanischen Anschauungen ihre Gewalt aus: eine zarte Frauenschönheit ist nun das gepriesene Ideal. An die Frauenschönheit werden ganz bestimmte, dem höfischen Geschmack entsprechende Anforderungen gestellt, die freilich zum Teil schon in älteren Schilderungen schematisch wiederkehren (Haar, Haut, Mund). Vor allem wird jetzt biegsame Schlankheit begehrt, die „Taille" tritt auf, aber noch sanft und ohne Einschnürung, wie sie etwa im 17. Jahrhundert Mode war. Zart und weiß soll das Gesicht sein, wie überhaupt die ganze Haut weiß und weich, der Kopf sanft gerundet, frei die Stirn, leuchtend und ausdrucksvoll das Auge, nicht zu lang die Nase, weiß und klein die Zähne, klein die Ohren und der Mund, aber schwellend die roten Lippen, rund und rosig blühend Wangen und Kinn. Das Haar wird gern krausgelockt getragen. Romanische Brünettheit macht aber der Schätzung der blonden, namentlich der goldgelben Haare und der blauen Augen den Rang noch nicht streitig. Es stecken vielmehr in dem verfeinerten romanischen Schönheitsideal, wie diese Züge beweisen, deutsche Elemente: das germanische Blut macht sich in dem französischen Adel noch geltend. Die Büste soll anmutig gerundet, der Busen jungfräulich, die Arme lang und voll, die Hände, denen schon damals die aristokratische Pflege in reichem Maße zuteil wurde, und die ein gewisses Abzeichen der Vornehmheit bildeten, klein, zart, mit langen Fingern, die Füße, in enge und spitzzulaufende Schuhe gezwängt, klein, aber schön gewölbt sein. Von solcher Frauenschönheit wissen die Dichter nicht oft genug zu singen; namentlich bei den späteren sind uns solche Schilderungen in vollem Zusammenhang erhalten. Begeistert preist Walter von der Vogelweide die sonnenhafte Schönheit einer vornehmen Frau: „Der Mai mit allen Wundergaben kann doch nichts so Wonnigliches haben wie ihr gar wonniglicher Leib: Wir lassen alle Blumen stehen und blicken nach dem werten Weib." Das weibliche Schönheitsideal beeinflußt sogar das männliche. Im „Nibelungenlied" werden die Helden noch als starke, „waetliche" Männer gepriesen: schon in der „Wiener Genesis" zeigt sich in der Schilderung männlicher Personen zuweilen der neue höfische Einfluß, wie in derjenigen Josephs, „schön wie die wonnesame Blume". In der eigentlich höfischen Zeit aber finden wir direkt weibliche Maßstäbe für männliche Schönheit, abgesehen z. B. von Walter von der Vogelweide. An Tristan werden die schönen Hände in den damals konventionellen Ausdrücken gepriesen als „weich und linde, kleine, lanc" und sein ganzer Körper wie der eines jungen Mädchens beschrieben, ebenso der Flores. Der rosenrote Mund wird besonders betont. Die modische Haartracht, die langen Locken, die Bartlosigkeit und der lange, bis zu den Füßen gehende, oben sich anschmiegende Rock —



Walter von der Vogelweide.

Nach der großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrh.), in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg.

denn gewappnet war der Ritter natürlich nur, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte — lassen es bei den bildlichen Darstellungen noch des 14. Jahrhunderts, die mit der Herausarbeitung des weiblichen Ausdrucks aber sicher nicht der Natur folgen, oft zweifelhaft erscheinen, ob wir ein männliches oder weibliches Wesen vor uns haben. Schönheit ist endlich, wie Geist und Sitte, an sich nur bei Vornehmen zu finden. Der Niedere ist klein, ungeschaffen, plump.

Das Gefühl für die schöne Form modelt nun weiter die Sprache: es schwindet aus ihr das Eckige, für alles höhere und feinere Leben Ungeeignete. Man lernt rasch, nicht nur die Verkehrssprache nach französischem Muster gewandt zu handhaben, man gewinnt sehr bald auch Geschmack an dem Wohllaut zierlicher Dichtung, die eine so wesentliche Rolle in der ritterlichen Kultur der Romanen spielte. Der frauliche Zug des Lebens, das Liebesempfinden, hob zugleich den Sinn für Poesie. Während im skandinavischen Norden noch die gewaltigen Edda-Dichtungen ausklangen, brachte Deutschland aus seiner Volkskraft seit längerer Zeit wenigstens nichts mehr an die Oberfläche: die auf der Kultur des Romanismus beruhenden, mehr oder weniger schulmäßigen Dichtungen der Geistlichen beherrschten das Feld. Auch in der neuen weltlichen Dichtung, die nun hervortritt, gingen zuerst die Geistlichen voran (vgl. S. 236). Nur in Österreich lebte die nationale Dichtung noch einmal auf. Einerseits begann man die alten Heldenlieder zu großen epischen Dichtungen, die in der Form nun schon den höheren Geschmack verraten, zu gestalten und schriftlich zu überliefern, das „Nibelungenlied" vor allem, anderseits entwickelte die ritterliche Gesellschaft auf volkstümlicher Grundlage und unabhängig von der damaligen französischen Dichtung eine heimische, aber ebenfalls kunstvoller gestaltete Liebespoesie (trûtliet), die schon für die Unterhaltung, den Vortrag bestimmt war. Auch hier siegte aber die modische Dichtung Frankreichs (vgl. S. 241): die neuen Romane drängten die nationalen Epen in die Pflege niederer Dichter; die französische Minnedichtung, schon bei Dietmar von Eist die modischen Spuren verratend, kommt namentlich wohl durch Reinmar von Hagenau nach Österreich. Vom Nieder- und Mittelrhein her hatte Frankreichs Dichtung im 12. Jahrhundert ihren Siegeszug begonnen. Und während in Niedersachsen noch der alte Spielmann herrschte, fand sie, namentlich ihre epische Seite, am Thüringer Hofe bald glänzende Pflege, ebenso ihre Lyrik besonders an den staufischen Höfen und jetzt auch am österreichischen. Aber über das bloße Nachahmen hinaus schuf der mehr und mehr geschulte und schnell sich entwickelnde künstlerische Sinn eine formglatte, graziöse Kunstpoesie, die der deutschen Sprache zum erstenmal einen literarisch-ästhetischen Charakter gab. Aus der ritterlichen Gesellschaft, an die sich schon seit dem 11. Jahrhundert die Dichter vornehmlich wandten, erstanden nun nach der Anfangszeit passiver Teilnahme auch zahlreiche Schaffende. Als ersten hervorragenden Vertreter der höfischen Poesie haben die späteren Dichter selbst Heinrich von Veldeke gepriesen, der charakteristisch genug den vermittelnden Niederlanden entstammte. Seine Schüler sind Hartmann von Aue wie Wolfram von Eschenbach gewesen. Man war ganz abhängig vom französischen Kunstepos, aber doch nicht ohne Eigenart (vgl. S. 242). Und in der Lyrik erhob sich über die fremden Einflüsse ein Dichter wie Walter von der Vogelweide zu wirklicher Größe, wie sie erst Goethe wieder erreichte. Es entstand eine hochdeutsche Schriftsprache, die noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts für die Niederdeutschen unter Umständen schwieriger zu verstehen war als das Lateinische, in der dann aber bald selbst niederdeutsche Fürsten zu dichten versuchten (vgl. S. 244). Es hat den beiden größten Dichtern, Walter (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Walter von der Vogelweide") und Wolfram, an tiefem Glaubensleben, an erhabenen Gedanken, an großen Zielen gewiß nicht gefehlt, Waltern auch nicht an kampffreudiger Gesinnung gegen die Übel seiner Zeit und an

loderndem Patriotismus, aber doch war der Wirkungskreis dieser Dichtung im ganzen ebenso beschränkt, nämlich nur auf den Ritterstand berechnet und dessen Leben, dessen Ideale preisend, wie die Wirkung innerhalb dieser exklusiven Schicht oberflächlich, wie die Form künstlich und nachempfunden war. Diese ästhetische, musikalische und dichterische Zutat war eben ein obligatorisches Element der ritterlichen Bildung: es hat sich, um dies neue modische Bedürfnis zu befriedigen, ein förmlicher Sängerberuf gebildet. Das Schönheitsbedürfnis verlangte naturgemäß auch eine Pflege der bildenden Kunst, bei der die neue weltliche Färbung zunächst freilich weniger hervortritt. Die Liedersammlungen schmücken alsbald Miniaturen, von der künstlerischen Ausstattung der Wohnung, des Hausrats werden wir noch hören. Der Stoffkreis dieser Kunst entspricht dem der Dichtung. Sie blüht aber weiterhin stärker als diese.

Die ästhetische Durchbildung des höfischen Deutschen läßt freilich gerade in der Kunst bezüglich des Gefühls für die Schönheit der Natur fast alles vermissen. Der Zeit war die Natur ja wesentlich nur in ihrer christlich-symbolischen Verwendung von Wert (vgl. S. 287). Die Landschaft wird daher nur schablonenhaft verkünstelt angedeutet. Aber auch in der Dichtung erlebte das Naturgefühl, obgleich Frauen- und Naturschönheit die Hauptvorwürfe der Sänger waren, im ganzen geringere Verfeinerung. Immerhin schritt man gegenüber der Dichtung der Geistlichen, bei der am meisten noch die Vergleiche mit Naturobjekten in den Marienliedern in Betracht kommen, fort. Zur Höhe der provenzalischen Troubadours, die ein sehr ausgebildetes persönliches Naturgefühl zeigen, sind die Deutschen aber nicht gedrungen. Jene haben in dieser Beziehung stärkeren Einfluß auf Italien gehabt. Auch in der ritterlichen Gesellschaft steckt noch die germanische unmittelbare Naturkindschaft, das naive Mitleben mit der Natur. Der Aufenthalt im Freien war viel mehr Bedürfnis als heute. Mit physischer Freude drängt man in die Frühlingsnatur. Der Sommer sieht oft ein tagelanges, völlig freies Waldleben in Zelten mit blumensuchenden weiblichen und jagenden männlichen Teilnehmern. Tänze im Freien, Mahlzeiten im Freien, z. B. in Lauben oder unter Bäumen, sind ebenso selbstverständlich wie das Umherschweifen auf der Jagd oder auf Kriegs- und Turnierfahrten. Es ergibt sich daraus ein liebevolles Verhältnis zur Natur, das anderseits auch mit der alten abergläubischen Scheu vor den großen Naturgewalten durchsetzt ist. Aber in dieser naiv-frischen Naturfreude steckt ebenso die frühere Beschränktheit des Naturgenusses. Der Jubel über den Einzug des Frühlings, die Klage über den Winter, weiter aber der Wald, die Linde, die grüne Heide, die Blumen im Grase, der Gesang der Vögel, das ist das fast stereotype Inventar, mit dem der Mensch der Minnezeit den Ausdruck seiner Naturfreude ausstattet. Auch in dem schönsten derartigen Liede Walters von der Vogelweide, eines Dichters, der doch weit herumgekommen war, „Unter der Linde", ist der Apparat der gleiche. Unter den Blumen spielen bei den Dichtern namentlich zur Farbenbezeichnung Rose und Lilie die alte Rolle. Noch ist aber vor dem Blumengarten der zuweilen mit ihm verbundene „boumgarte" (vgl. S. 91) bevorzugt, für den in einer eigentlichen Bergburg freilich oft kein Raum war, und der dann in der Nähe, etwa auf dem Anger vor der Burg, angelegt war. Ein feineres Naturgefühl ist nun aber insofern vorhanden, als die Dichter ihr inneres Leben mit der Natur in Verbindung setzen. Hier merkt man doch den französischen Einfluß. Es ist daher auch Jakob Grimms Urteil, daß die Natur für die mittelhochdeutschen Dichter nur Staffage sei, kaum haltbar. Mensch und Natur stehen miteinander in persönlicher Beziehung, insbesondere bei Walter: jene erweckt in diesem Stimmung. Auch im höfischen Epos zeigt sich zuweilen ein höheres Naturgefühl, etwa bei Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Bei jenem spricht sich schon in

den Vergleichen Reichtum und Mannigfaltigkeit aus; aber er vertieft auch durch Bezugnahme auf die Natur seine Charaktere. Mit vollen, üppigen Farben weiß Gottfried die Natur zu schildern, aber auch ihren Widerglanz im Menschen. Das Liebesleben Tristans und Isoldes und die Natur stehen in innigem Zusammenhang. Völlig gekünstelt dagegen ist die Naturbeschreibung der sonstigen höfischen Epen. Sie führen eine phantastische, wunderbar überschwengliche, im Grunde aber doch auf jenem kleinen Apparat beruhende Naturwelt vor.

Der durchgehende ästhetische Sinn, das Schönheitsbedürfnis, beeinflußt nun aber auch die Menschen in ihrem täglichen Leben, einmal in ihrem Sichgeben, im gesellschaftlichen Verkehr, sodann in der Verfeinerung der Lebenshaltung. Für jene Seite ist die Forderung der mâze, des Taktes, der Selbstbeherrschung, des Unleidenschaftlichen, der Vermeidung alles Anstößigen, charakteristisch. In ihrem Lobe sind die Dichter, besonders die Lehrdichter, einig. Im „Welschen Gast" handelt ein ganzes Buch von der „unmâze" und „uebermâze". Der Gefühlsausdruck, der früher oft gewaltig herauskam (vgl. S. 133), muß sich jetzt in unauffällige, glatte, zierliche Formen kleiden, wenn auch die Schreie, das Jammern bei Trauer und Schmerz bestehen bleiben und eine starke Angreifbarkeit des Gefühls nach wie vor zu bemerken ist. Man durfte sich nicht geben, „wie ungeschlachte Leute tun". Nicht minder schwer kam den Deutschen die ebenfalls durch jene Forderung ausgesprochene Beherrschung im Genuß an, namentlich nach der Seite des Trunkes. Der Franzose hat hier damals genau so erzieherisch gewirkt wie später gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts, beide Male freilich nicht auf die Dauer und nicht allgemein. Auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Anstandes ist das Allermeiste immer fremdes Gut gewesen. Ging das Prinzip der mâze auf Vermeidung alles Unästhetischen, so erforderte die Ästhetisierung der gesellschaftlichen Bildung auch positiv die Vollendung in einer Reihe von Fertigkeiten, die man auch wieder den „galanten Exerzitien" des 17. Jahrhunderts gleichstellen kann. Es kam vor allem auf Erlangung einer untadelhaften „conduite", wie man im 17. Jahrhundert sagte, an, die man jetzt „hövescheit" nannte. Es war eine äußerlich formale, geistigen Interessen ziemlich fernstehende Bildung, ganz nach französischem Muster. Der Ausdruck selbst, der dem französischen courtoisie entspricht, zeigt, daß der Ursprungsort dieser Bildung, genau wie später, der Hof war: ihr Gegensatz war die „dörperheit".

Zur „hövescheit" kam man durch „zuht". Von Kindheit an, durch Einprägung der Tischzuchten, aus deren Verboten übrigens das Vorhandensein sehr unmanierlicher Sitten hervorgeht, und weiterer Anstandsregeln, durch fortwährende Belehrung seitens der Erzieher, durch das Vorlesen der Heldengeschichten, durch gutes Beispiel und Strafe wird an dem werdenden Ritter herumdressiert. Es gibt nach den Lehrgedichten, insbesondere dem „Welschen Gast" des Thomasin von Zirklaria und dem „Winsbeken" und der „Winsbekin", eine große Menge von Vorschriften für die Körperhaltung, für die Tracht, für das Benehmen bei Tische, Regeln, die heute zum Teil noch gelten, für das Tragen der Waffen, für das Fechten, Reiten und Jagen, auch hinsichtlich der Jägersprache, weiter für die Unterhaltung, z. B. über das Schweigen zu rechter Zeit, für den Verkehr mit anderen, für die Umgangsformen, namentlich bezüglich des ehrerbietigen Benehmens gegen die Damen, die ihrerseits nicht minder mit Anstandsregeln, z. B. bezüglich ihres Ganges, ihres Blickes, belastet sind. Die fortwährende Betonung aller dieser größtenteils fremden Regeln erklärt sich aber wohl namentlich aus der allzu großen Bereitwilligkeit der Ritter, in das alte zuchtlose Treiben zurückzufallen. Diese polizeiliche Seite der Anstandslehren zeigt sich auch später in fast noch höherem Grade. Der Zwang der äußeren Haltung überhaupt (vgl. S. 134) tritt uns in den bildlichen Darstellungen das ganze Mittelalter

hindurch entgegen. Weiter war die Erlernung bestimmter geselliger Künste und Spiele wichtig. Das seit altgermanischer Zeit mit Leidenschaft geübte Würfelspiel war aus der höfischen Unterhaltung theoretisch verbannt, blieb aber, wie die Warnungen der Lehrschriften zeigen, nur allzusehr im Schwange; beliebt und gern gesehen waren die Brettspiele, vor allem das königliche Schachspiel (vgl. S. 227), in dem auch die Jugend früh unterwiesen wurde. Dazu kamen Kugel- und Ballspiel, letzteres mehr von den Bauernmädchen im Freien gespielt, aber doch auch bei höfischen Damen nicht verpönt, und einige Gesellschaftsspiele. Aber beliebtere Unterhaltung war doch der Tanz, dessen höfische Arten, im Gegensatz zu den gesprungenen Reihen der Bauern, wieder erlernt sein wollten. Wir wissen über sie freilich wenig; der mehr gegangene oder getretene Tanz, zu dem ein Tanzlied gesungen wurde, fand meist nach dem Buhurt abends im Saal, doch auch im Freien, statt. In der obligaten Dichtkunst sodann mußte man wenigstens den guten Willen bekunden, namentlich die Frauen. Das Versemachen gehörte mit zu den ritterlichen Künsten. Die musikalische Ausbildung scheint nicht gering gewesen zu sein: neben den Frauen, die sich auf ihr „wolsingen" bald etwas einbildeten, waren die Lehrmeister darin die Spielleute. Im „Singen und Saitenspiel" sind viele Helden der Dichtung schon in der Jugend unterrichtet und bald bewandert; von den Instrumenten, deren viele erwähnt werden, sind die wichtigsten die vîdel und harfe, namentlich die letztere. Harfin unde sêtin klingen läßt Eilhart von Oberge den jungen Tristan neben allen sonstigen körperlichen Künsten und den geselligen und galanten Fertigkeiten erlernen.

Auf die Erlangung der hövescheit ist die ganze Erziehung zugeschnitten. Sie muß aber auch möglichste Beherrschung der feinen Gesellschaftssprache, der französischen, erzielen, obgleich anderseits nach französischem Vorgang sich jetzt eine größere Wertschätzung der Muttersprache, die man freilich fein „mit zühten" sprechen sollte, zeigt, wieder wie später im 17. Jahrhundert. Die Kenntnis des Französischen, wenn auch nicht die Beherrschung der Konversation, ist doch wohl verbreiteter gewesen, als man nach einigen vielleicht mißverstandenen Dichterstellen anzunehmen pflegt. Wolfram von Eschenbach z. B. redet zwar davon, daß er nicht besonders Französisch sprechen könne, aber er hat doch seine französischen Vorlagen verstanden. Ebenso steht es wohl auch mit der für die Ritter behaupteten allgemeinen Unkenntnis des Lesens und Schreibens (siehe die Abbildung, S. 263). Ein Teil von ihnen, namentlich der im Weltdienst oder literarisch hervortretende, konnte sicher beides. Von den Helden der Dichter können es eine ganze Reihe. Man darf wohl annehmen, daß diese elementaren Kenntnisse schon den Knaben eingeprägt wurden; sie lernten sie zwar nicht schon von der Mutter, in deren Hut sie in der Regel bis zum siebenten Jahre blieben, aber doch als Knappen vom „pfaffen", vom „kapellân" oder in den Klosterschulen. Zu höheren geistigen Interessen wurden sie indessen nicht geleitet: diese sind auch bei den Erwachsenen kaum vorhanden. Der alte Widerwille gegen die gelehrte Bildung dauerte durchaus an. Hartmann von Aue, der „so gelehret war, daß er in den Büchern las", war Ausnahme. Alles Schreibwerk aber lag nach wie vor wesentlich in den Händen der Kleriker. Wieder wie später im 17. Jahrhundert ist daher die Erziehung eine äußerliche. Wie später steht der Jüngling unter einem Erzieher, dem zuhtmeister, auch nur meister genannt, d. h. dem späteren Hofmeister, wie später werden überall Regeln und Vorschriften gegeben: den Klugheitslehren des 17. Jahrhunderts gehen im dreizehnten jene ritterlichen Lehrschriften und die zahlreichen in den Romanen, z. B. im „Parzival", eingestreuten Erziehungsregeln oder Erziehungsschilderungen voran, beide gleich äußerlicher Natur. An Strenge fehlte es nicht, auch nicht an Schlägen. Die Dressur ist das Wesentliche und die Nachahmung. Es

kommt daher darauf an, die hövescheit an lebendigen Mustern zu sehen; solche bot am besten eben der Hof selbst. Das Reisen wurde schon damals ein Bildungsmittel. Wie später sandte daher, wer es erreichen konnte, seine Söhne zu Hofe; hier wurden sie in strenger Zucht praktisch unter Aufsicht eines tüchtigen Ritters zu eigentlicher hövescheit herangebildet. Als Edelknaben hatten sie Pagendienste bei der Tafel, als Knappen allerlei kleine Dienste beim Turnier, gelegentlich auch wohl Botendienste zu verrichten; an ihr Benehmen, namentlich nach der Seite ehrerbietigen Betragens hin, wurden große Anforderungen gestellt, besonders den Damen gegenüber.



Diktierender Minnesänger (Bligger von Steinach). Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrhundert), in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Vgl. Text, S. 262. Der Schreiber oder Spielmann trägt die Lieder in die Pergamentrolle ein.

Die Mädchenerziehung beruhte im ganzen auf denselben äußerlichen Prinzipien, nur nach der Seite der geistigen Bildung war sie überlegen (vgl. S. 175 f.). Ganz geistliche Bildung gibt Wolfram der Cundrie und Gottfried der Isolde. In den Dichtungen werden uns viele Jungfrauen als lesekundig genannt, oft auch als Vorleserinnen von Romanen erwähnt; den Psalter pflegten sie aber auch wie früher emsig zu lesen und manche wohl ebenso den Ovid. Gerade auf Frauen als Leserinnen mochten die Dichter zunächst rechnen. „Welch sinnige Frau auch immer dieses Gedicht geschrieben sieht“, heißt es bei Wolfram. Schreibkunde wird ihnen nicht minder nachgerühmt. Auch bezüglich der häuslichen Erziehung ist durch die höfische Zeit, wie wir noch sehen werden, wenig geändert worden. Aber das Prinzip der hövescheit war doch für die Erziehung der ritterlichen Jungfrauen das oberste; auch sie unterstanden oft der Obhut einer „meisterin“; auch für sie war der Hof die hohe Schule der Sitte. Sie dienten der Herrin wie die Knappen dem Herrn; sie begleiten sie außerhalb des Hauses und bei großen Festlichkeiten, obwohl sie sonst mehr in Abgeschlossenheit gehalten wurden. Das feine Benehmen zu erlernen, war auch für sie höchstes Ziel. Gerade die edle Frau mußte in dieser Beziehung ohne Tadel sein, je mehr sie beachtet

wurde. Äußerlich durfte sie sich nie etwas vergeben. In dem oft koketten Minnespiel als die Versagende, Zurückhaltende zu erscheinen, mit ihrer Huld zu geizen, erforderte Kunst.

Dem entspricht nun, wie betont, die Verfeinerung der Lebenshaltung. Über die Putzsucht klagen Geistliche schon im 12. Jahrhundert, im 13. Jahrhundert am stärksten Bertold von Regensburg. Die Pracht des Orients drang seit den Kreuzzügen durch romanische Vermittelung stärker ein (vgl. S. 228). Beliebte Stoffe wurden der immer wieder genannte, verschieden gefärbte und gemusterte Pfellel, d. h. wohl die von jeher begehrte Seide überhaupt, der ebenfalls einen Seidenstoff, aber gold- und silberdurchwirkt, bezeichnende Samît, der mit unserem Samt nicht zu verwechseln ist, der Purpur und manche andere Baumwollen- und Seidengewebe, über deren Natur die Dichter trotz schöner Namen oft selbst nichts Genaues wissen mochten. Dazu kommen die Wollengewebe, die wieder aus dem Orient, zum großen Teil aber aus Frankreich, meist aus den Niederlanden, jedoch auch aus Deutschland selbst stammten, und das von jeher geschätzte, aus dem Norden und Osten eingeführte Pelzwerk, dessen wertvollste Arten neben Marder, Luchs, Biber Hermelin und Zobel waren. Ein besonders feiner, weicher Pelzstoff wurde vedere genannt. Jetzt mußten elegante Gewänder pelzgefüttert und pelzverbrämt sein; die alte Art, den Pelz nach außen zu tragen, war lange abgekommen. Auf den Schilden prangten aus Fell geschnittene Wappenfiguren. Ein allgemein begehrter Luxusartikel waren wie von jeher die reichlicher einströmenden kostbaren Steine, die man, in Gold gefaßt, überall zum Besatz verwendete, mit denen man aber kaum so verschwenderisch umgegangen sein wird, wie es die Dichter schildern. So entwickelte sich die Mode immer mehr nach der Seite üppigen Prunkes; man freute sich aber auch einer glänzenden äußeren Erscheinung. Der Ritter suchte durch Prunk der Kleidung der Frau zu gefallen. Ästhetische Durchbildung verriet der Geschmack dabei freilich doch nicht. Bunte, sogar grelle Farben waren sehr geschätzt, ein Durcheinander derselben beliebt. Die kostbaren Verzierungen wurden überall angebracht, um sie ja zu zeigen, sogar kleine goldene Schellen an die Säume der Festkleider, an die Wappendecken der Pferde genäht. Der Gegenstand weiblicher Fürsorge war insbesondere der Kopfputz, das „gebende", zunächst das eigentliche gebende, das unter dem Kinn um die Wange herumging und mit einer Stirnbinde verbunden war, weiter das die sorgsam gehütete Scheitelung festhaltende, ursprünglich in einem Blumenkranz bestehende hârbant, das jetzt französisch „Schapel" genannt wurde und bei höfischen Damen in einem prächtigen, breiten Stirnband aus Zeug oder Stirnreifen aus Gold, auch aus mehreren, bestand, endlich der Schleier, der als Kopftracht namentlich der Verheirateten in mannigfaltiger Art verwendet wurde. Die seit langem (vgl. S. 130) wohl unter kirchlichem Einfluß aufgekommene herabfallende Kopfhülle trägt verschiedene Namen (rîse, wimpal). Der neue „Schleier" scheint eine freiere Tragweise bedingt zu haben, deckt sich zum Teil aber auch mit jenen Namen. Die damalige Modefarbe war gelb. Das Haar war das Objekt alter Künste. „Ir frouwen", sagt Bertold von Regensburg, „ir leget daz hâr wol halbez [zur Hälfte] an iuwer hâr." Seit dem 12. Jahrhundert ließen die Mädchen wieder wie von alters her das Haar frei herabfallen oder in Zöpfen hängen; es aufzubinden, wird von den Dichtern getadelt. Man durchflocht es mit Seide und Goldfäden; unter Verwendung des Schapels erfand man



Weibliches Kostüm. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrh.). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart u. Tübingen 1818. Vgl. Text, S. 265.

neuartige Frisuren. Wo keine natürlichen Locken da waren, wurden sie künstlich hergestellt. Die weiblichen langen Locken wie die Durchflechtung fand man aber häufig auch bei eitlen Männern, sogar (nach Neidhart) bei Bauern und bei den Klerikern, die überhaupt die höfische Mode sehr stark mitmachten. Eine von den Dichtern ebenfalls bekämpfte Unsitte der Antike war seit dem 12. Jahrhundert zu voller Herrschaft gekommen, das Schminken, das den höfischen Damen schließlich sogar die Bäuerinnen in Österreich nachmachten. Im ganzen ergibt sich für die Dame bereits damals ein ziemlicher Reichtum an Toilettengegenständen, kostbaren Kämmen, Spiegeln u. s. w., Dinge, die in feinen Elfenbeinkästen aufbewahrt wurden.

Über die weibliche, ihre Grundbestandteile trotz allen Wandels festhaltende Kleidung (siehe die Abbildung S. 264 und die untenstehende), die jetzt den Wuchs hervorheben sollte, belehren uns die Dichter nicht selten ausführlich: über dem weißen, oft seidenen Hemd (Oberhemd; vgl. unten) wurde als Gesellschaftskleid der Rock, besetzt mit Pelz, Goldborte und Kostbarkeiten, in der Taille schon seit dem 10. Jahrhundert (vgl. S. 129) enger, getragen, dazu der weite, schöngefütterte Mantel, der aber nach französischer Mode zuweilen fortblieb. Französisch war auch der stärkere Faltenwurf des unteren Teiles, die Erweiterung und Verlängerung der Schleppe, die modegerecht mit einem tiefen Ausschnitt von Hemd und Rock am Halse und engerer, prall anliegender Schnürung des Oberkörpers korrespondierte. Die Taille umspannte meist der Gürtel, oft von kostbarer Arbeit. Ebenso wichtig war natürlich der sonstige Schmuck: Spangen zum Zuhalten am Hals, Ohrringe, Halsketten, Fingerringe und Armbänder (die am Oberarm kamen jetzt außer Gebrauch) sowie Tasseln (Mantelschließen). Immerhin zeigte sich der feinere Zug der Zeit in geringerer Überladung und zierlicheren Formen des Schmuckes.



Frauenkostüm des 12. Jahrhunderts (thronende Fürstin). Nach einer Miniatur (Nr. 322) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Das Tragen des Hemdes unter dem Rocke wurde jetzt übrigens für beide Geschlechter allgemein. Von dem „Niederhemd“ (bloßes Untergewand) unterscheidet sich das zum Teil sichtbare, feine Oberhemd, das auch allein als Hauskleid dienen kann. Das Hemd war überdies zu sehen, sobald der Rock, dessen Ärmel sonst lang und weit geworden waren, ärmellos war. Aber die zum Hemd gehörigen Ärmel waren selbständig und wurden an den Schultern befestigt; diese Ärmel waren wieder Gegenstand des Luxus, dienten auch den Frauenrittern wie der Schleier als Zeichen der Huld ihrer Dame. Die Männerkleidung war in ihrem luxuriösen Charakter der weiblichen zum Teil ähnlich geworden (vgl. S. 259). Auch die Männer trugen über dem feinen Hemd den seit langem (S. 129), erst recht seit den Kreuzzügen üblichen langen, faltigen, aber schon oben eng anliegenden Rock, der jedoch beim niederen Volk die alte Form behielt, und den pelzgefütterten, kostbaren Mantel, auch sie trugen die angehefteten Prunkärmel und behingen sich mit Schmucksachen. Der Rock wurde freilich schon im 13. Jahrhundert und später erst recht immer kürzer und enger, und damit traten die Hosen, d. h. jene Wadenstrümpfe (vgl. S. 24), nicht die weiten Hosen (vgl. S. 129), die der Niedere weiter trug, mehr hervor,

wurden feiner, praller (da sie aus dehnbarem Stoff bestanden) und wuchsen nach oben allmählich mit der schamverhüllenden „Bruch“ (vgl. S. 24) zusammen. Auch die Männerkleider zeigten grelle Buntheit; die Farbenverschiedenheit der Kleidung war sogar ritterliches Privileg. Im übrigen kam zu den Staatskleidern bei beiden Geschlechtern eine ganze Reihe zum Teil praktischer Überröcke (surkôt. kursît, Joppe, Kittel u. a.) sowie neuer Mäntelarten. Die Schuhe waren schon lange (vgl. S. 129) feiner, oft aus rotem oder weißem Korduan angefertigt, oben aufgeschlitzt und gefüttert, dabei enger und spitzer; die französischen spitzen Schnabelschuhe (vgl. S. 129) werden allerdings von den Dichtern nicht erwähnt, waren aber noch geraume Zeit später in Gebrauch. Fingerhandschuhe — die venetianischen waren die feinsten — waren schon lange für Männer und Frauen unerläßlich; ebenso wurde jetzt für die Männer die Kopfbedeckung, der farbige, sehr mannigfaltige Hut (vgl. S. 129), die modische, oft kostbare Haube und die aus der Fremde stammende Mütze mit flachem Deckel oder Vorstoß, allgemein üblich. Ältere Damen trugen ebenfalls den Hut, oft aus Pfauenfedern, die selbst Männer nicht verschmähten. Bezeichnend für den größeren Luxus ist sodann die Sitte, häufig mit den Kleidern zu wechseln; am kostbarsten waren naturgemäß die Staats- und Festkleider. Auch die Waffenkleidung, die Turnierausrüstung, der Pferdeschmuck zeigten denselben Luxus. Elfenbeinern waren die Kampfschilde, der Helm war mit Edelsteinen geschmückt, oben allerlei Zierat, goldene Blumen u. s. w., befestigt; golden sind Wappentiere und Wappenzeichen. Von lauterem Golde werden freilich die gepriesenen Helmkronen, Speerzier und Schildbuckel kaum gewesen sein und die Edelsteine nicht immer echt. Überhaupt darf man sich von der damaligen Prunksucht keine übertriebenen Vorstellungen machen; auch werden die landschaftlichen Unterschiede stark genug hervorgetreten sein.

Indessen zeigt sich die allgemeine Verfeinerung doch überhaupt in der Lebenshaltung. Man gibt jetzt mehr auf die Körperpflege, auch auf Zahn- und Nagelpflege. Das regelmäßige Baden war zwar von jeher üblich, in der höfischen Zeit verfeinerte man aber das (Wannen-)Bad, bestreute es z. B. mit Rosenblättern, wie man sich mit Rosenwasser wusch. Anderseits machte man daraus eine Unterhaltung: die Damen waren oft zudringliche Zuschauerinnen, badeten sogar mit den Männern zusammen; man speiste und trank auch schon im Wasser. Wohlgerüche wurden jetzt ebenfalls zum Bedürfnis. Die Speisen und Getränke — man speiste in der Regel früh und am späten Nachmittag — mögen im wesentlichen den älteren Tafelfreuden der Vornehmen (vgl. S. 126) entsprochen haben, obwohl manche neue französische Gerichte (z. B. Blamensier, blanc manger) hinzugekommen sind. Es blieb auch bei der Vorliebe für stark gewürzte Speisen. Der seit dem Altertum geschätzte Pfauenbraten spielte auch jetzt bei Prunkmahlzeiten eine Rolle. Pasteten, Kuchen und Torten waren beliebt, ein feineres weißes Brot gehörte zu jeder Mahlzeit. Größeren Luxus zeigte wieder das Drum und Dran der Tafel (siehe die Abbildung, S. 267), das kostbare Tafelservice, die mit Stickereien oder Borten besetzten Tischtücher. Natürlich mußte auch in höfischer Weise aufgetragen, tranchiert und aufgewartet werden. Das gilt nun aber alles nur von den Galafesten, auf deren Schilderung die Dichter sich meist beschränken; sonst werden Zinngeschirr und Zinngefäße das Gewöhnliche gewesen sein. Im übrigen hatte der Einzelne nicht immer eine eigene Schüssel (Teller, Becher) und ein eigenes Messer, wohl aber seine Serviette. Als Getränk galt wie früher der oft gewürzte und gesüßte Wein für fein, aber auch für kräftigend. Als höchst kostbar werden auch die Trinkgefäße, die Becher, auf einem Fuße stehend (Köpfe), und Schalen, geschildert. Vor und nach Tisch wusch man sich in kostbaren Becken die Hände, die man noch als natürliche Gabel benutzte. In der Wohnweise zeigte sich wie bei der Befestigung der Burg natürlich ein großer

Unterschied je nach der Stellung und dem Besitze des Einzelnen. Der von den Dichtern, vorwiegend auch nur den französischen, geschilderte Wohnungsluxus, der prächtige Komfort, die Ausgedehntheit der Anlage, der die Angaben über die große Zahl der Burginsassen entsprechen, kann annähernd nur für die Vornehmsten Geltung gehabt haben, deren Wohnung auch dem neuen geselligen Leben Rechnung trug. Hier gab es einen aus Stein erbauten modischen und französisch bezeichneten „Palas“, den großen Saalbau mit schöner Treppe und schönem Portal. Hier mochten den Festsaal, wie schon in älterer Zeit, Deckenschnitzereien, Fußböden in Marmortäfelung oder in farbigen, glasierten Tonfliesen, prächtige Kamine, kostbare, schellenbesetzte und parfümierte, seidene, goldfädendurchwebte Teppiche zieren. Die vielleicht an das Vorbild der Teppiche sich anlehnenden Wandgemälde werden von den deutschen Dichtern seltener als von den französischen erwähnt; Reste derselben, wie sie aus früherer Zeit (vgl. S. 159)



Speisen und Tischgerät, Tafel. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text, S. 266.

erhalten sind, fehlten ganz, bis die Jwein-Fresken des Hessenhofes zu Schmalkalden (vor 1250) uns ein Bild gaben. Weiteres kann für die Burgen aus den aus späterer Zeit (14. Jahrhundert) erhaltenen Malereien (Runkelstein) geschlossen werden. Neben Wappen stellte man Szenen aus dem Leben und weltliche Geschichten dar. Die am alten Holzbau geübte Bemalung ging eben nicht nur auf die Außenseite des Steinbaues, etwa in der Verwendung verschiedenfarbiger Steine an den Tür- und Fensterbogen oder überhaupt an den Mauern, sondern auch auf die Vorsprünge der Innenwände wie auf ihre Flächen über. In bescheideneren Burgen und festen Häusern wird das alles erheblich heruntergeschraubt werden müssen; an Stelle des „Palas“ tritt die Kemenâte, das eigentliche Wohnhaus, das mehr ein Wirtschafts- und gewöhnliches Wohnhaus mit engen Räumen war.

Aber auch jener Luxus trug doch oft ein primitives Gepräge oder wurde durch den mittelalterlichen Mangel an Bequemlichkeit wesentlich beeinträchtigt. Auch in feinen Burgen machten die der Sicherheit wegen in der Regel hoch angelegten engen und tiefen Fenster den Saal dunkel; anderseits drangen durch sie bei der Seltenheit und Unvollkommenheit der Fensterschließung — Fensterverglasung kommt neben Verwendung von geöltem Papier, Leinwand u. s. w. nur vereinzelt vor — in unwirtlichen Tagen, wenn man nicht die Läden schloß und alle Fugen verstopfte, also im Dunkeln saß, Kälte und Nässe herein. Der Kälte wehrten indes auch die durch

Säulen geschmückten, aber schlecht heizenden Kamine nur in sehr geringem Grade und machten überdies durch ihren Rauch den Aufenthalt nicht angenehm. Öfen kommen allerdings vor, sicher zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Das Mobiliar des Saales ferner wie der heizbaren Wohnräume, der über dem Saal liegenden Kemenaten — denn Kemenate bezeichnet neben einem besonderen Gebäude auch die einzelnen Gemächer, ebenso „gadem“ — war doch sehr gering, abgesehen von der behaglichen Fülle der Wandbehänge, der Fußboden- und sonstigen Decken. Tische kamen nur zu den Mahlen herein, ebenso Stühle (Ehrensitze). Die Bänke standen sonst an den Wänden. Allerdings legte man seit alters Federkissen darauf und darüber



Lagerstatt. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum“ (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk“, Stuttgart und Tübingen 1818.

noch Decken. Man hatte ferner eine Art Sofa (Spannbetten), Bänke mit einem elastischen Sitz, auf dem Kissen und Decken lagerten; es wurde auch zur Nacht darauf geschlafen. Ebenso pflegte man auf Federkissen, die auf den Fußbodenteppichen ausgebreitet und ebenfalls mit Decken belegt waren, zu ruhen. Die Kronleuchter sind gewiß zuweilen prächtig gewesen, öfter aber wohl sehr schlicht und einfach (Holzkreuze), selbst bei Vornehmen. Von der Einrichtung der Kemenaten wissen wir wenig; aber auch die besonders gern beschriebenen Schlafgemächer zeigen nicht minder als die prächtigen Betten (siehe die obenstehende Abbildung) — Federbetten und seidenbezogene Kissen kommen schon im 10. Jahrhundert vor — bedenkliche Mängel. Das Unterbett war ein Strohsack, sogar bei dem in der „Eneit“ beschriebenen prächtigen Lager, oder es diente dazu auch bloßes Stroh; meist wird man unter einfachen Felldecken gelegen haben. Wir hören ferner von Schemeln aus Zedernholz oder Elfenbein mit teuren Polstern darauf, aber nicht von Waschtischen. Der Hauptschmuck des Inneren war noch die Farbe, die nicht nur die Wände, sondern auch die Bänke, Schränke und Kästen lebhaft gestaltete. Doch fand an solchem Gerät die

Kunst überhaupt ein reiches Feld. Mögen wir indessen von einer Kemenate hören, „die was gezirt mit gold und mit gesteine, dar in gemalt manch cluges pild", so war doch im Durchschnitt der Aufenthalt in den Wohnzimmern einer Burg so wenig schön, daß die Burginsassen den Frühling herbeisehnten, im Sommer viel lieber im Garten weilten oder sich sonst im Freien, wie die Bauern, auf dem Anger tummelten, sich in den Waffen übten, aßen und sich vergnügten, daß man endlich auch das abenteuerliche Herumschweifen gegenüber der Langeweile und Unbehaglichkeit daheim begreift. Dazu kam die vielfach vorhandene Beschränktheit des Raumes, die bei Festen wohl zur Unterbringung der Gäste in Zelten, auch zur Abhaltung von Gelagen u. s. w. in einem Zelte (siehe die untenstehende Abbildung aus späterer Zeit) nötigte. Der Charakter des Wohllebens mag überhaupt oft genug in sein Gegenteil verkehrt gewesen sein: die Standessitte forderte aber wenigstens die Aufrechterhaltung des Scheins. Die unästhetische Hausväterlichkeit war verpönt; Geld und Gut wurden als selbstverständlich vorausgesetzt: sich darum zu sorgen, war unhöfisch. Dem entspricht die Verachtung der ländlichen, unästhetischen Arbeit, ja der Arbeit überhaupt. Der „Ritterspiegel" des Johannes Rothe verwirft später Handel und Handwerk, läßt aber die Viehzucht zu. Die Gastfreundschaft wurde in verschwenderischer Weise geübt. Man sollte damals überhaupt freigebig sein. Denn bei den oft unsicheren Erwerbsverhältnissen und häufigen Nöten konnte die Wohltätigkeit nicht ausschließlich von der Kirche besorgt werden, sondern war mehr als heute soziale Pflicht der Privaten, vor allem der Standesgenossen, z. B. gegenüber armen Rittern. Namentlich den Spielleuten und Sängern, die ja das Renommee eines Edlen völlig in der Hand hatten, gab man oft über Gebühr, so Heinrich V. bei seiner Vermählung, so einmal Leopold I. von Österreich im Entzücken über ein süßes Lied. Meist erhielten die Sänger wohl Kleidung und vor allem ausgiebig zu trinken. Wurde die Freigebigkeit (milte) namentlich später oft widerwärtig gepriesen, so wurden karge Herren, wie nachmals Rudolf von Habsburg, oft frech in Scheltliedern geschmäht oder, wie in einem Spruch des Meisters Stolle, humoristisch mitgenommen. Manche schafften sich das Gesindel daher energisch vom Hals. Die „milte" war indes das beste Mittel, sich äußeres Ansehen zu verschaffen.


Vornehme Tafel im Freien. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

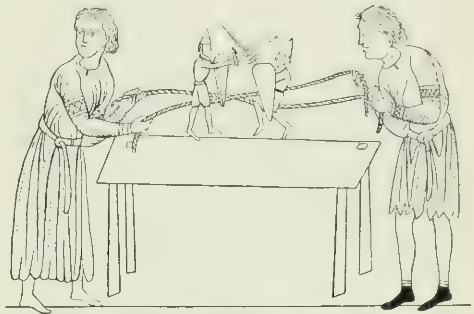
Aber die neue gesellschaftliche Kultur ästhetischen Charakters hat nun doch unter einem empfindlichen Mangel gelitten, der sie nicht zu echter Entfaltung kommen ließ, unter dem Mangel

an Freiheit. Sie stand unter dem Bann des konventionellen Wesens, das dem Mittelalter freilich überhaupt eignete. Konventionelle Mode beherrschte schon die höfische Kultur der Romanen, wieviel mehr die der deutschen Nachahmer! Trotz aller gesellschaftlichen und dichterischen Kultur hat daher Freytag von einer „argen Verbildung" der Deutschen gesprochen. Der innere Mensch hat damals wenig gewonnen. Konventionell war der Frauendienst, wenn er nicht auf niedere Begierde oder öde Sentimentalität hinauslief. Konventionell war im großen und ganzen die Minnedichtung, mehr oder weniger gewandte Handhabung äußerer Technik: so wenig alle Lieder gefühlsunwahr sind, so viel Phrase steckt oft darin. Die Menschen sind außer bei den hervorragendsten Dichtern weder natürlich dargestellt noch persönlich charakterisiert. Konventionelle Typen sind sie erst recht in der bildenden Kunst. Die Dichterbilder etwa der Liederhandschriften sind ohne individuelle Züge, nur ihr Wappen kennzeichnet sie, sie sind starr schematisch dargestellt, ebenso ihre Umgebung. Konventionell ist jene Gebärdensprache, die allein das Innenleben versinnbildlicht. Konventionell ist die Erziehung, die es nur auf jene äußerlichen Tugenden abgesehen hatte, obgleich auch von inneren viel die Rede ist. Die ritterliche Ethik weist zwar gegenüber der der unmittelbar vorhergehenden Jahrhunderte einige Fortschritte auf; gewisse Eigenschaften, wie die Treue, erlangen eine besondere Wertschätzung; man bemerkt oft humane Gesinnung. In Wolframs „Parzival" zeigt sich wirklich tiefe Sittlichkeit: die stæte, die damals bei der schwankenden Haltung wohl notwendige Charakterfestigkeit, besonders im Verfolgen des Guten, erscheint hier als Hauptmotiv; gerade der Gegensatz eines tieferen Innenlebens zur konventionellen Äußerlichkeit tritt hier hervor. Walter und Freidank sind zornige Tadler der Unwahrheit und Untreue; Thomasins „Welscher Gast" nimmt die Dinge ebenfalls ernster, ist freilich von älterer, auch antiker, Tradition durchaus abhängig. Aber große Geister, wie Wolfram, sind nicht typisch. Neben all den äußerlichen Gestalten, die im höfischen Welttreiben aufgehen, und deren erster Repräsentant Gawein ist, steht die des Parzival allein. Die Begriffe „tugent, fuoge, zuht, site" sind wesentlich äußerlich: die gepriesene Ritterehre ist Befolgung der konventionellen Pflichten, Vermeidung des Ärgerlichen. Selbst die Tapferkeit hat etwas Modisches. Innerer Drang hätte doch sonst wohl einmal ein kriegerisches Lied gezeitigt. Daher erlangt eben die Etikette gesteigerte Bedeutung. Sie zeigt den konventionellen Charakter des geselligen Verkehrs wie der Lebensführung überhaupt. Alles stand unter dem Zwang des höfischen Kodex. Er bestimmte schließlich auch das Lebensideal. An idealem Sinn fehlte es dem Rittertum gewiß nicht; Wilhelm Scherer hat diese Zeit sogar „eine der idealsten Epochen der uns genauer bekannten Weltgeschichte" genannt, aber es ist ein konventionelles Ideal, das die Dichter immer und immer wieder preisen. Man suchte daher auch nach bestimmten Mustern sich zu richten. „Merke, was der Beste tut", heißt es im „Welschen Gast". Thomasin empfiehlt der Jugend die Helden und Heldinnen der ritterlichen Romane, wie Gawein, Erek, Iwein, König Artus, den großen Karl, Tristan u. s. w., ausdrücklich als Muster. Anderseits verfolgen die Dichter direkt das Ziel, Vorbilder aufzustellen. Im Grunde ist daher die ganze geschilderte Bildung doch nur äußerer Schliff. Unter seiner Hülle bargen sich viele alte unfeine und unholde Eigenschaften, die alle Augenblicke wieder hervorbrachen; es bargen sich auch gute Seiten, die die feine Bildung ignorieren zu müssen glaubte.

Vom Familienleben z. B. erzählen uns die höfischen Quellen recht wenig; aber man darf wohl glauben, daß auch in dieser Zeit der Deutsche in ihm wurzelte, wenn auch manches zerstört und entfremdet worden ist. Diese prosaische, unhöfische Seite des Lebens behielt, wenn man auch so tat, als ob nur die poetische existierte, doch ihr altes Recht. Zur Wertschätzung

der höfischen Freuden, zur eifrigen Pflege der süßen Minne außerhalb des Hauses konnten freilich der nüchtern praktische Charakter der damaligen Ehe, die Seltenheit der Liebesheiraten sehr wesentlich beitragen. Man heiratete nach Standesrücksichten, ganz Vornehme auch nicht ohne Erlaubnis des Landesherrn, und nach Besitz, der schließlich auch Mesalliancen dulden und körperliche Mängel vergessen ließ. Den lauten Pomp der Hochzeit lassen die festefrohen höfischen Dichter sich freilich nicht entgehen. Immerhin bildete doch die Ehe für viele auch die Erfüllung sehnender Liebe, und die besonders ausführliche Schilderung der Brautnacht, bei der die Braut feierlich in die Brautkammer geleitet wird, zeigt, daß auch nach der Auffassung der Dichter deren Helden wahre Liebe zueinander zog. Wurden die jungen Eheleute dann morgens von den Freunden begrüßt, so schliefen sie häufig noch „mit armen umbevangen". „Lieplich dô lachte ein friunt den andern an: Sie liebez wîp, er lieber man", heißt es bei Heinrich von Neustadt.

Das eheliche Leben allerdings war häufig wohl jeder Poesie entkleidet: Hausbackenheit daheim und draußen hövescheit. Diese häusliche Seite trat auch bei der höfischen Erziehung der Mädchen nicht ganz in den Hintergrund. Die weibliche Handarbeit war ein wichtiges Kapitel derselben (vgl. S. 176). An der Herstellung der Kleidung für die Männer wie für sich waren auch die vornehmen Frauen wesentlich beteiligt; als besonders fein galt aber die Stickkunst, und lange noch haben die Frauen darin geglänzt. Neben dieser weiblichen Domäne, neben der selbstverständlichen Besorgung des Haushaltes und der Herrschaft über das damals zahlreiche und oft hart behandelte Gesinde bewahrte nun die Hausfrau, wie ebenfalls noch lange bis in die neueren Jahrhunderte hinein, ein altes Gut, ihre Erfahrung in der Heilkunde. Die Erwähnung nicht nur der Pflege, sondern auch der ärztlichen Behandlung verwundeter Ritter selbst durch Königinnen in den Dichtungen hat daher durchaus nichts Auffallendes. Weiter aber mag selbst in dieser frauenhaften Zeit die Rittersfrau oft genug gerade männliche Seiten gezeigt haben, etwa bei Angriffen auf die Burg in Abwesenheit des Herrn. Vor allem aber blieben die Frauen die Pflegerinnen und Erzieherinnen der Kinder, wenigstens in deren erster Jugendzeit. Freilich scheint hier romanischer Einfluß doch stärker gewirkt zu haben. Die Ammenwirtschaft hat sich damals auch in Deutschland ausgebreitet. Dabei überließ man weiblichen Dienstboten auch sonst häufig die Überwachung und Erziehung der Kinder, das Spielen mit ihnen. Die Kinderspiele blieben übrigens ziemlich die alten; wenn die Mädchen mit Puppen spielten, spielten die Knaben mit Rittern (siehe die obenstehende Abbildung). Solchen undeutschen höfischen Damen war auch das Spielen mit Schoßhündchen, die damals Mode wurden, und mit zahmen Vögeln, z. B. Papageien, lieber als die Beschäftigung mit ihren Kindern. Der Erfolg war dann wohl besondere Ungezogenheit der Kinder, über die z. B. Hugo von Trimberg klagt. Beim Anblick Fremder „spotten" sie „der Leute mit Schalkes Sitten". Aber diese Modedamen werden doch in der Minderheit geblieben sein. Im Volksgedächtnis lebten nicht die glänzenden Frauengestalten, die Gönnerinnen der Sänger, vielmehr jene unhöfischen frommen Fürstinnen fort, die der Welt entsagten, wie die heilige Elisabeth.



Kinderspiel. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818.

Auch die Männer sind in der Mehrzahl kaum die vollendeten höfischen Ritter gewesen. In der erwähnten Stockherrschaft über die Frau (vgl. S. 255) mögen sie zuweilen den rohen Männern anderer Stände geglichen haben, die Bertold von Regensburg schilt: „du solt ir daz hâr alle zît niht ûz ziehen umbe sus und umbe niht [ohne Grund] unde slahen wie dicke [oft] dich guot dünket unde schelten unde fluochen und ander boese handelunge tuon unverdienet“. Die mâze hat das alte grobe Wesen nicht immer besiegt. Brutale Gewalttätigkeit veranlaßte manche Didaktiker, z. B. Thomasin von Zirklaria, zu bitteren Klagen. Das übermäßige Trinken wurde zwar (vgl. S. 261) zweifellos eingeengt, aber keineswegs ganz gebannt, obgleich die Dichtung der Minnezeit dem Trinklied abhold und „Trunkenbold“ ein schlimmes Schimpfwort war. Dichtungen wie der „Weinschwelg“, der von echter, launiger Trinkfreude strahlt, sind wohl nicht für den Adel charakteristisch, sondern für die Bürger. Bertold von Regensburg zieht in seine Lamentationen über die Trunksucht freilich auch den Herrenstand — er bringt sogar das frühe Sterben hoher Herren damit in Zusammenhang — hinein: „diese Sünde macht sich nirgends so breit wie hier in deutschen Landen und am meisten bei Herren auf Burgen und Bürgern in Städten.“ In einem anderen Punkte wieder leistete der Genußsucht die neue höfische Kultur direkt Vorschub, im Punkte der geschlechtlichen Moral. Es scheint die alte unbefangene Weitherzigkeit in dieser Beziehung (vgl. S. 256) unter romanischem Einfluß jetzt oft zu einem liederlichen Leben geführt zu haben, ohne daß man gerade alle Äußerungen der Sittenprediger und Historiker als allgemein gültig hinstellen darf. Eine schöne Burgfrau zog nach Thomas von Chantimpré die Ritter aus der ganzen Umgegend an. Die Keuschheitsgürtel für die allein zu Hause gebliebenen Frauen sind auch ein schlimmes Zeichen. Die Aufnahme, die nach den Dichtungen mancher umherziehende Ritter seitens der jungen Mädchen in den Schlössern fand, mag freilich mehr, um dem Zuhörer zu gefallen, erotisch ausgemalt sein, ebenso wie man damals und zu allen Zeiten pikante Historien gern vernahm. Dahin mag auch die Geschichte von der Keuschheitsprobe an König Artus' Hof gehören, die keine der Damen besteht, ebenso die Geschichte im „Lanzelot“ von dem Mantel der treuen Weiber, der nur einer paßt. Jedenfalls hat aber diese Seite des höfischen Lebens aufrichtigere Anhänger gefunden als jene Verpönung der Trinkfreude und manche Regel des geselligen Benehmens. Wie dieser oder jener zu Hause die schöne Kleidung ablegte und „mit strûbendem hâre, barschenkel und barvuoz“ einhergehen mochte, so vernachlässigte er sich auch im Benehmen. Gegen die bäurische Unfeinheit auch in der Gesellschaft wurden eben jene Anstandsregeln immer wieder eingeschärft. „Wer bei Tische schneuzet sich, ob er es reibet in die Hand, der ist ein Gauch, so meine ich“, heißt es einmal. Auch das kavaliermäßige Verschwenden ist nicht für alle gleich bezeichnend: haushälterische Burgherren hat es nicht nur in der späteren Verfallszeit (vgl. S. 275) gegeben; sie finden freilich bei den höfischen Dichtern keinen Beifall (vgl. S. 269). Überhaupt muß man sich, wie betont, vor einer Überschätzung der ritterlichen Lebensweise hüten. Im 11. Jahrhundert noch äußerst primitiv und wenig von derjenigen der Bauern unterschieden, blieb sie für einen großen Teil auch in der Blütezeit von jener Verfeinerung wenig berührt. Aus allem aber ergibt sich das eine: die hövescheit war bei den meisten äußerer Firnis. Die Gäste von „unbescheidener site“, wie Herr Rapot von Falkenberg bei Ulrich von Lichtenstein, über den die feinen Herren sich amüsieren oder die Nase rümpfen, waren doch wenigstens naturwahr. An dieser inneren Unwahrheit krankt die ganze höfische Kultur der Deutschen. Karl Weinhold hat einmal gesagt: „Die Karikatur des Idealen ist dem Mittelalter zweite Natur“; für die höfische Periode geht dieser Ausspruch kaum zu weit.

Viele der erwähnten unerfreulichen Seiten sind Folgen des episodenhaften Charakters der höfischen Kultur. Ein idealeres Rittertum wird man allenfalls in der Zeit, die sich im Nibelungenliede mit seinen kräftigen, edlen Männergestalten und züchtigen Jungfrauen spiegelt, finden; sofort mit Anbruch der eigentlich höfischen Epoche beginnen aber die Klagen. Heinrich von Veldeke und Heinrich von Rugge erheben sie bereits; breiten Raum nehmen sie bei Walter von der Vogelweide ein, und vollständig degeneriert erscheint die ritterliche Gesellschaft schon bei Ulrich von Lichtenstein. Ein eigenartiger Glanz bleibt gleichwohl auf dieser Epoche liegen. Und neben aller Französelei, neben allem konventionellen Getue und äußeren Firnis müssen auch echte nationale Vorzüge (vgl. S. 242) zum Vorschein gekommen sein, sonst hätte Thomasin, der Domherr von Aquileja, nicht den Preis der deutschen Ritterschaft als der allezeit „teuersten", d. h. trefflichsten, verkünden können, deren Kraft und Ruhm weit ausgebreitet sei. Das Rittertum, von dem der alte Meier Helmbrecht erzählt, trägt trotz des Lobes der guten alten Zeit, das die Erzählung färben mag, edle und schöne Züge. Kraftvolle Mannheit und hohe Gesinnung galten noch, heiter war die Geselligkeit mit den Frauen, die Gebote der Zucht und edlen Anstandes wurden noch befolgt. Und mit den Äußerlichkeiten versöhnt wieder die Romantik des Ganzen. Die Gesellschaft ist in eine phantastische Sphäre gehoben: das ritterliche Ideal wird von dem Glauben an das Wunderbare durchdrungen, den sicherlich die Phantasiewelt des Orients (vgl. S. 231) belebt hat, der aber in dem mittelalterlichen Glaubensleben schon an sich seine Erklärung findet. Es ist die glänzende Zeit der hochstrebenden Hohenstaufen, mit deren Aufstieg und tragischem Niedergang sich Blütezeit und Verfall der ritterlichen Gesellschaft ziemlich decken. Der staufische Hof war das Zentrum der höfischen Kultur am Oberrhein. Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rotbarts durchdrang mit Glanz und Kraft vor allem die Schicht, auf deren Waffentaten die neue Herrlichkeit der Kaisermacht beruhte. Man fühlte sich in den vornehmen Kreisen als etwas Höheres, zu dem Stolz auf die dem Welschen so sehr in die Augen stechende deutsche Tapferkeit kam das Bedürfnis, auch äußerlich durch Glanz zu imponieren. Das große Fest zu Mainz 1184, bei dem Friedrich, selbst ein Typus des feinen Ritters von edlem Anstand und hochfliegender Gesinnung, seine Söhne Heinrich und Friedrich zu Rittern schlug, war ein kulturgeschichtliches Ereignis. Der höfische Glanz, den die zeitgenössische Literatur mit Preis und Lob verkündete, den auch der anwesende Heinrich von Veldeke in seiner „Eneit" zum Vergleich benutzte, war hier in vollendetster Form in die Erscheinung getreten. Der sorglose Genuß, der kräftige Übermut des sich Auslebenwollens erweckte eben durch diese Betonung des Glanzes jenes ästhetische Bedürfnis der schönen Gestaltung des Daseins. Die Freude an der das Rittertum verherrlichenden Dichtung, gleichsam dem Resonanzboden des Ganzen, und der schwärmerische Zug, der sich im Waffendienst für Gott und Minne auslebt, verleihen der Epoche einen idealen Schimmer.

Es war nur eine kurze Zeit der Blüte; aber zunächst läßt dieser Glanz den Ritter doch den übrigen Ständen als vorbildliches Muster (vgl. S. 243) erscheinen: er wird der Kulturträger schlechthin. Seine Überhebung über die anderen Stände hielt diese nicht ab, ihm nachzueifern. Das ritterliche Bildungs- und Lebensideal war das allgemeine der Zeit. Zunächst suchte der verachtete Nachbar, der Bauer, der bei einigem Reichtum früher hinter den meisten Rittern in Sitte und Leben nicht allzuviel zurückgestanden hatte, die neue Art mitzumachen. Mit ihm kam der Ritter im gewöhnlichen Leben noch am meisten zusammen; trotz gelegentlicher Fälle von Unterwürfigkeit findet sich beim Bauern, wesentlich in Österreich und Bayern, sehr starkes Selbstbewußtsein, auch war ein Teil der Dienstmannen dem bäuerlichen

Beruf entsprossen, und der niedere Ritter, wie Neidhart von Neuenthal, mochte in den Schenken direkt mit den Bauern selbst verkehren, wie sich bei deren Tänzen die ritterliche Jugend einfand. Reiche Bauern heirateten hier und da Ritterfräulein. Adelige Sänger sangen auch bei den Bauern gern um Lohn. Kurz, der reiche Bauer suchte entweder in den Stand hineinzukommen — über solche Ritterweihe macht sich Seifried Helbling lustig — oder ihm wenigstens äußerlich zu gleichen. So stellt das „Buch der Rügen" den „gehorsamen Gebaurn" die Bauern, „die sich Hofleuten gleichstellen", gegenüber. In der Kleidung suchten sie, echt bäuerisch, den Ritter noch zu übertrumpfen, vor allem wieder in Österreich und Bayern. Nach Neidhart legten sie sich nach „dem hovesite" insbesondere auf ausländische Stoffe und Zierate, auf bunte Farben und Stoffülle; den vollendeten bäuerischen Stutzer beschreibt Wernher der Gartenaere in Helmbrecht dem Sohn; bei Neidhart wie bei Wernher sieht man dasselbe Bestreben, sich höfisch zu kleiden, üppigen Kopfputz und lange Schleppen zu tragen, bei den Bauernmädchen, die sich überdies gern mit Rittern abgaben. Sie fanden denn auch, wie Neidharts Lieder zeigen, oft genug Gegenliebe, ja Bewunderung. Wir haben sogar Spuren, daß der höfische Minnedienst selbst in bäuerischen Kreisen jener Gegenden männliche Nachahmer fand, die dann die Sache allerdings karikierten und dem Spott der ritterlichen Dichter, wie Neidharts und Ulrichs von Singenberg, verfielen. Die Bauern scheinen sogar, wenn man eine spätere Quelle, Wittenweilers „Ring", schon auf unsere Zeit beziehen darf, das Turnier nachgeahmt zu haben, ebenso zum Teil die höfische Tanzweise, und jedenfalls liebten sie es, wie schon Friedrichs I. Verbote zeigen, ritterlich gewappnet einherzugehen. Die ganze derartige Neigung der jungen Bauern kommt bei Wernher in dem vom Vater vergeblich gewarnten Helmbrecht, bei dem der Dichter die Farben wohl etwas stark aufträgt, zum Ausdruck, ebenso in seiner Schwester Gotelinde, beide begünstigt von der Mutter. Er geht einher in feinster Wäsche und höfischen Prunkkleidern, mit Schellen behängt, auf dem Haupt eine kunstvoll gestickte Haube — über die Haubenmode der Bauern macht sich auch Neidhart lustig —, er schwatzt, wie es damals in Österreich Mode wurde, allerlei Kauderwelsch, böhmisch, französisch, flämisch, lateinisch durcheinander, er will feine Kost, er prahlt wie ein Eisenbeißer, aber er endet mit seiner Selbstüberhebung wie ein Räuber. Sie aber muß mit ihrem ritterlichen Gemahl schon während des Hochzeitsmahles die schlimmsten Erfahrungen machen. Der Geistliche hat sich uns ebenfalls schon wiederholt als der höfischen Kultur zugänglich gezeigt, in bezug auf Genuß und Luxus wenigstens glich er dem Ritter nur allzusehr, obgleich geistlicher Eifer so oft gegen die in weltlicher Lust aufgehenden Ritter wetterte. Hatte anfangs gerade der Klerus die höfische Dichtung gefördert, so nahm er jetzt an dem ganzen höfischen Treiben immer mehr Anteil, schaute den Turnieren zu und lauschte den ritterlichen Sängern freudig wie alle Welt. Bischöfe wurden jetzt deren Gönner, wie der Patriarch von Aquileja derjenige Walters von der Vogelweide, und Kleriker, die in der höfischen Dichtung sich versuchten, gingen ganz in den ritterlichen Idealen auf und wurden ihre begeisterten Verkünder, wie Thomasin von Zirklaria. Endlich liebten auch die reichen Städter den ritterlichen Glanz (vgl. S. 242). Noch gab es keine eigenartige städtische Kultur; nach ritterlicher Art zu leben, war den reichen Kaufleuten ersehntes Ziel und die ritterliche Mode für ihre Frauen maßgebend. Die Schleppen der Bürgerfrauen, mit denen sie „auf der Gasse und auf dem Kirchgang" einherstolzierten, erregten schon den Zorn Heinrichs von Melk.

So kann der Ritter in der Tat als Kulturträger im allgemeinen Sinne gelten, aber er ist es nur eine kurze Zeit gewesen. Nicht als ob die höfische Kultur völlig zugrunde gegangen wäre, es scheint vielmehr — nähere Forschung wird das vielleicht erweisen —, als ob sich über

Burgund ein Zusammenhang mit der späteren französischen Hofkultur erstreckt. Auch das Rittertum selbst ging nicht zugrunde, vielmehr sind das 14. und 15. Jahrhundert in mancher Beziehung, freilich unter Herabdrückung der Rolle der Frau, ein heller Nachklang ritterlichen Lebens und ritterlicher Formen. Die Namen der Romanhelden sind noch lange als Vornamen bei den Rittern beliebt (Parzival, Tristan, Iwein, Wigalois), am längsten allerdings im romanischen Süden, in Italien, wo noch im 16. Jahrhundert die Lanzelot und Parzival überaus häufig sind. Aber einerseits blieb der Ritter kein maßgebender Faktor für die Gesamtkultur, anderseits zeigte er eine immer stärkere Reaktion gegen jene verfeinerte Kultur selbst. Eine solche Kultur war nur auf dem Boden gesicherten Wohlstandes möglich, aber eben dieser Wohlstand geriet mehr und mehr ins Schwanken. Jedenfalls zeigen sich nun jene unerfreulichen Seiten immer stärker. Das Unechte, Unnationale der höfischen Kultur, insbesondere des Frauendienstes, äußert sich schließlich in bizarren Übertreibungen, wie sie uns, typisch für die Entartung, bei Ulrich von Lichtenstein entgegentreten, dem Manne, der trotz Weib und Kinder — ein rechter „Minnetor", der zum oft angestellten Vergleich mit dem edlen Don Quijote geradezu herausforderte, — für seine Geliebte, die er schon als Knabe erkoren, die unglaublichsten Tollheiten vollführt, wie ein Wahnsinniger an seinem Körper herumschnitzelt, wobei wir seiner Schilderung allerdings nicht unbedingt zu glauben brauchen, dessen phantastische Sucht nach dem „Unerhörten" ihn in auffälligen Maskierungen, als Frau Venus, herumturnieren läßt, was andere übrigens ähnlich taten. Wird hier das Überspannte fast zur Karikatur, so bringt die Überfeinerung andere immer häufiger zum Abschütteln alles höfischen Benehmens. Derbe Unterhaltung, das wüste Trinken, das nach der Schilderung des jungen Helmbrecht der Ritter Ein und Alles war, das tolle Hetzen und Jagen wird wieder Lebensinhalt; für Österreich beobachteten wir das Herumtanzen mit den Bauernmädchen: die Turnierspielerei allein blühte noch mächtig. Selbst der Hof verlor seinen Ruf als Stätte edler Sitte. Wenigstens meint im 14. Jahrhundert Heinrich der Teichner, dort sei nichts mehr zu holen, weder feine Sitte noch Wohlhabenheit, und Tugend und Schamhaftigkeit gelten dort nichts. Beweglich lautet schon die Klage des Strickers über die Vorliebe für „ungezogene, unreine Worte", über die Mißliebigkeit des Saitenspiels, des Singens und Sagens. Die übelste Folge war eine gesellschaftliche Degradierung der Frau: sie trat wieder völlig in die häusliche Sphäre zurück, nachdem sie schon im 13. Jahrhundert mit ihrem Gruß, ihrer Teilnahme an den Lustbarkeiten wegen der etwaigen Zudringlichkeit einerseits, der rohen Vernachlässigung und der Trinkfreude der Ritter anderseits äußerst zurückhaltend geworden war. Charakteristisch ist, daß das Wort „Minne" im 14. Jahrhundert schon nicht mehr als fein gilt.

Die häusliche Sorge um die Wirtschaft, die einst als unhöfisch galt (vgl. S. 269), vor der Gawein den Iwein bei Hartmann von Aue als vor etwas Philisterhaftem warnt, deren Umsichgreifen in der jüngeren Generation dann Walter zu seiner Klage veranlaßte:

„O weh, wie jämmerlich die jungen Leute tun!
Die jetzt gar traurigen Gemütes sind,
die können nichts, denn sorgen: o wehe, wie tun sie so!" –

diese Sorge machte sich immer stärker geltend. Bei Seifried Helbling unterhalten sich die österreichischen Herren über die Weizenpreise oder darüber, wie die Kühe am besten Milch geben, oder über ihren gewinnreichen Weinhandel und verraten recht geizige Grundsätze. Der Besitz war bisher nur als Mittel zur saelde, zum Lebensgenuß, betrachtet worden, die Sorge um seinen Erwerb blieb hintangestellt. Es war aber selbstverständlich, daß allmählich einzelne Naturen bei

der immer gesteigerten Lebenshaltung das Unsolide solcher Auffassung empfanden und die Notwendigkeit, ihre Lebensgrundlage zu sichern, einsahen; bei Ulrich von Lichtenstein treten uns solche Figuren entgegen, Kuno von Friedberg, Heinrich von Hakenberg und Heinrich von Lichtenstein; ganz unhöfisch und richtige Gutsbesitzer sind die Brüder von Buhs. Andere aber machten es sich bequemer und trieben Raub. Die Klagen darüber sind schon bei Freidank, auch bei Ulrich von Lichtenstein („man roubt diu lant naht unde tac, dâ von vil dörfer wüeste lac") zu finden, ebenso in historischen Quellen. Bei Ulrich von Lichtenstein begegnen auch Typen dieser Raubgesellen, wie Herr Rapot von Falkenberg, ebenso im „Meier Helmbrecht", wo zehn dieser wüsten Gestalten empörende Wegelagerei treiben, begünstigt, wie das wohl häufiger vorkam, durch ihren Herrn, der sich so umsonst ihre Dienste sicherte. In Bayern war als Raubritter Albert von Moos berüchtigt. Dieses Räuberwesen nahm immer mehr überhand, bis schließlich ganz zu Ausgang des Mittelalters ein römischer Kardinal das Wort aussprechen konnte: „Ganz Deutschland ist eine einzige Räuberhöhle, und unter den Adligen hat der räuberischste den meisten Ruhm." Erklärlich wird solches Treiben nicht nur durch die allgemeine politische Zerrüttung, sondern ebensosehr durch den materiellen Niedergang des Rittertums, der auch jene hauswirtschaftliche Fürsorge hervorrief. Die Geldwirtschaft entwertete zunächst den Grundbesitz. Der Grundherr, der sich vom Eigenbetrieb zurückgezogen hatte, hatte von dem Steigen des Geldwertes, da seine Renten nicht mit stiegen, nur Nachteil. Anderseits emanzipierten sich seine bäuerlichen Untertanen mehr und mehr (vgl. S. 211).

Andere Momente kamen hinzu: die allzu sorglose Lebensführung der Mehrzahl, die allzu große Zersplitterung des Besitzes durch Erbteilung, endlich auch die kriegerischen Ansprüche, die an den Ritter als den Träger der Heeresorganisation gestellt wurden. Aber diese kriegerische Tätigkeit war doch immerhin das Ferment des Standes gewesen. Und in dieser Beziehung drohte ihm gerade der Boden entzogen zu werden. Der starre Sportsstandpunkt des Reiterheeres, auf dem das Rittertum verharrte, erwies sich bald als nicht mehr zeitgemäß. Das Ritterheer erlebte immer häufigere Niederlagen (vgl. S. 297): es stellte sich als unpraktisch heraus. So verlor der Ritter seinen eigentlichen Beruf, und diese Berufslosigkeit wenigstens aller derjenigen Ritter, die weder als Kriegsführer, Räte des Fürsten oder als höhere Kleriker eine Stelle fanden, noch sich, von ihrem Standesgefühl daran gehindert, als Landwirte eine Tätigkeit schaffen mochten, war ein Hauptgrund des Verfalls. Man ging in Fehden oder in der Turnierspielerei auf, die nur den Aufwand noch vermehrte. Anderseits führte sie zur Betonung des rein Formellen und Zeremoniellen; insbesondere die Wappen spielten nun eine große Rolle, und ihre Kunde wurde zu einer eifrig betriebenen Spezialität. Dazu kam, daß die Ministerialen auch ihre Bedeutung für das Staatsleben mehr und mehr verloren. Den Fürsten konnte nichts an der Selbständigkeit des niederen Adels liegen. Trotz alledem wurde der zum Teil bereits proletarisch gefärbte Stand immer exklusiver, damit sich wieder schädigend; es wird davon später die Rede sein. Von diesem niederen Adel schied sich nun der hohe, die Landesherren, immer schärfer; soweit diese ihn nicht streng abhängig von sich machten, bekämpften sie ihn bald ebenso wie die Städte, beide als unbequemes Hindernis, ihre territoriale Macht zu festigen und abzurunden. So sank das Rittertum von seiner Höhe, und nur im Norden, wohin seine Kultur am spätesten gedrungen war, erlebte es einen Nachglanz. Wir hören von einem prunkvollen Ritterfest, das 1311 der Dänenkönig vor Rostock veranstaltete, und von der Pflege höfischer Poesie an den nordischen Höfen noch im 14. Jahrhundert. Im deutschen Osten aber, dem Neuland, zeigte sich auch jetzt noch das Rittertum in dem Deutschen Orden von seiner edelsten Seite, der kriegerischen.

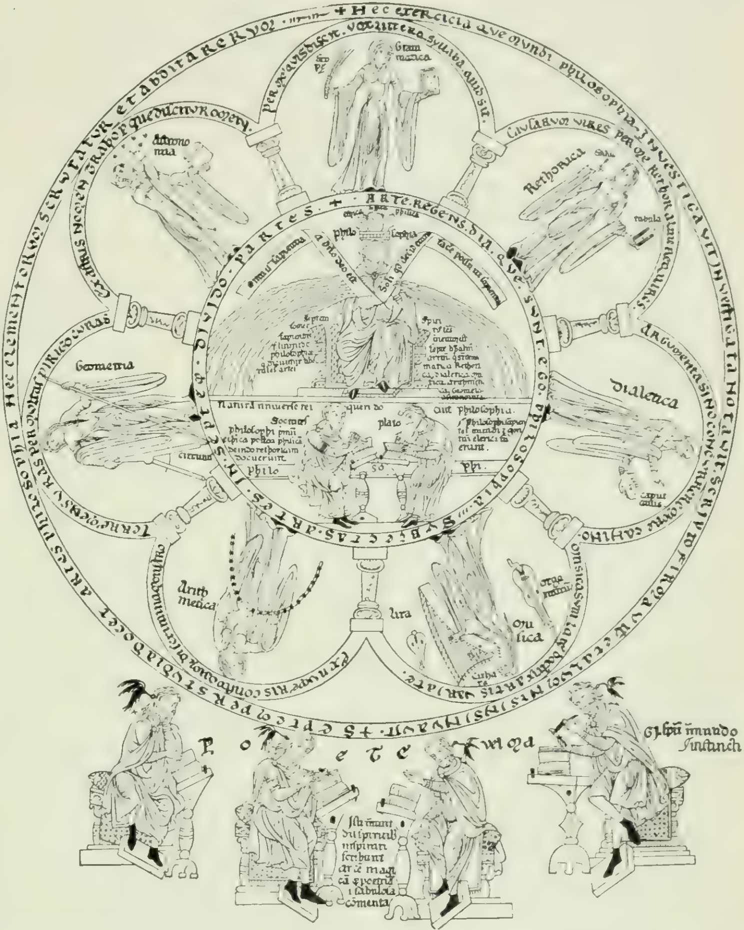
Die Hauptleistung des Rittertums, die Pflege einer höheren gesellschaftlichen, weltlichen Kultur, war wesentlich Frankreich verdankt worden; Frankreich beeinflußte auch eine höhere Strömung, die damals das geistige Leben durchwehte, eine Strömung, die, entsprechend den ganzen Vorbedingungen und Verhältnissen, zunächst wieder von Geistlichen getragen war, die Scholastik. Sie ist wesentlich französischen Ursprungs; ihre Verbreitung dokumentiert in glänzender Weise den großen Bildungseinfluß, der um diese Zeit von Frankreich ausging. „Italien das Papsttum, Deutschland das Kaisertum, Frankreich das Studium", d. h. die Organisation des höheren Schulwesens, das studium generale, sagt ein Wort des Mittelalters, das in dieser Periode entstanden sein muß. Ursprünglich hing dieser geistige Einfluß mit der geistlichen Vorherrschaft Frankreichs zusammen. Heinrich III., dem der Abt von Gorze Entgegenkommen gegenüber den Anhängern der französischen Modetorheiten vorwarf, stand auch in ganz entgegengesetzter Richtung unter dem Banne Frankreichs (vgl. S. 190). Frankreich gab den Ton an in jenem schon geschilderten asketischen Kampf gegen die Welt, der ja gerade in einem sehr weltlich gefärbten Lande leichter entstehen konnte. Frankreich war das kirchliche Kernland, aber nicht nur nach der fromm-asketischen, sondern auch nach der theologisch-gelehrten Seite. Die Deutschen, die damals überhaupt von besonderer Ausländerei ergriffen zu sein schienen, deren Sprache in den Grenzbezirken schon vor der französischen zurückwich, hatten die kluniazensische Bewegung nicht zum wenigsten auch wegen ihres fremden Ursprungs nachgeahmt. Sie schuf nun auch eine engere Verbindung des französischen und des deutschen Klerus, und immer häufiger begaben sich junge Kleriker nach Frankreich. Hier aber mußte wieder das selbst durch die kluniazensische Richtung wenig gestörte gelehrte Leben auf sie wirken. Vielfach waren solche Einflüsse schon über Lüttich gekommen, das in reger Verbindung mit Frankreich stand, und wohin junge deutsche Kleriker nach dem Rückgang einheimischer Klosterschulen (vgl. S. 234), die bis dahin auch von Ausländern, z. B. aus Mailand, eifrig aufgesucht worden waren, besonders gern gingen. Lüttichs Rolle schwand dann infolge des Investiturstreites; der Strom lenkte sich nun direkt nach Frankreich. Während hier noch kurz vorher Klagen über Vernachlässigung der Studien laut geworden waren, hoben sich diese bereits im 11. Jahrhundert außerordentlich. Im 12. Jahrhundert sind, wie Otto von Freising sagt, die Wissenschaften nach Gallien übergegangen. Immer lebhafter wird nun der geistige Verkehr Deutschlands mit Frankreich. Lanfranc im Kloster Bec wurde von einer großen Schülerzahl aus Deutschland aufgesucht; in Saint-Etienne zu Caen hatte er mehr als viertausend Zuhörer.

Der Hauptanziehungspunkt für die wissensdurstige Welt Deutschlands, überhaupt des Abendlandes, seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ward aber Paris. Cäsarius von Heisterbach rühmte es als „Quell aller Wissenschaft." „Wil man fragen nach den wisosten pfafen, die uf ertrich [auf Erden] sint", heißt es in den „Zwölf Meistern zu Paris", „die vindet man ze Paris in der schuol." Hier lehrte Wilhelm von Champeaux, hier sein Schüler Abälard, hier der „doctor universalis" Alanus ab Insulis. Die Quellen nennen immer zahlreicher deutsche Kleriker, die in Paris studiert haben, wie den Bischof Reinhard von Halberstadt, Erzbischof Ludolf von Magdeburg, Bischof Daniel von Prag, Adalbero von Würzburg, Gebhard von Salzburg, Altmann von Passau, die Äbte Rupert von Limburg, Absalon von Springirsbach, Godschalk von Sedlau in Böhmen, Bruno, den Bruder des Grafen Adolf von Berg, u. a. Und auch von solchen, die nach den Berichten „in Frankreich" ihre Wissenschaft geholt haben, wie Erzbischof Friedrich von Köln, der in Angoulême den Gerhard hörte, Erzbischof Eberhard von Salzburg, Bischof Gebhard von Würzburg, Otto von Freising, Vicelin, Scholastikus in

Bremen, der sogar zu diesem Zwecke sein Amt verließ, werden die meisten in Paris gewesen sein. Der spätere Erzbischof Adalbert II. von Mainz hatte von der Hildesheimer Schule aus eine förmliche gelehrte Rundreise gemacht, erst nach Reims, auch einem Hauptsitz der Studien, dann nach Paris und weiter nach Montpellier. Aus dem Norden wie aus dem Osten und Westen Deutschlands zogen die jungen Leute heran. Nebenbei sei bemerkt, daß das größte Kontingent der Schüler doch England gestellt hat. Oft angeführt wird ferner ein Brief eines Klerikers D. um 1100 an einen Freund in Bamberg, der von seinem Pariser Lehrer Wilhelm von Champeaux begeistert rühmt, man glaube nicht, daß ein Mensch, sondern daß ein Engel vom Himmel rede. Manche, die aus Deutschland zum Lernen gekommen waren, blieben in Paris und wurden selbst gefeierte Lehrer, wie Magister Manegold, der jenes Wilhelm von Champeaux Lehrer war, wie Hugo von St. Victor aus dem Geschlecht der Grafen von Blankenburg, wie namentlich Albertus Magnus (Graf von Bollstädt), der viel Bewunderte. Die theologischen und philosophischen wie die grammatisch-poetischen Studien, weiter die exakten Wissenschaften, soweit man im Mittelalter davon sprechen kann, ebenso die Heilkunde und die Rechtswissenschaft standen in Frankreich in hoher Blüte. Die Ärzteschule zu Montpellier hat auch zahlreiche Deutsche ausgebildet. Und wenn man früher Bologna für die wichtigste Rechtsschule des Mittelalters hielt, so macht man neuerdings der italienischen Universität, die ja trotzdem immer eine der ersten Rechtsschulen gewesen ist, diesen Ruhm zugunsten von Orleans streitig. Wohl schon seit dem 13. Jahrhundert gab es dort eine deutsche Nation. Paris, wie Angers und Valence, wurden ebenfalls von deutschen Rechtsbeflissenen zahlreich besucht.

Dieses ganze höhere Geistesleben hatte erst im 12. und 13. Jahrhundert seinen rechten Schwung erhalten, ohne Zweifel wie die gesellschaftliche Kultur zu einem wesentlichen Teil durch die Berührungen mit der arabischen Kultur. Der Islam hatte einen gewaltigen Bildungsvorsprung vor dem Abendlande gehabt (vgl. S. 231). Versuchen, wie sie die karolingische und ottonische Renaissance darstellen, fehlte das Dauerhafte; immer wieder kam ein zerstörender Rückschlag. Anders die arabische gelehrte Bildung, die in fester Tradition Jahrhunderte hindurch auf Akademieen und Hofschulen gepflegt wurde, die zudem aus dem Studium der Alten weit über das im Abendlande so geschätzte Formale hinaus Wissen für das Leben gewann. Die griechischen Autoren waren für sie nicht alle Selbständigkeit ertötende Autoritäten, sondern anregende Lehrmeister. Als mit dem politischen Verfall des Islams auch sein kulturelles und geistiges Leben verfiel, gingen die von ihm befruchteten Keime im Abendlande, zunächst in den romanischen Ländern, auf. Das wesentliche Moment ist wieder eine Beschränkung der geistlich-kirchlichen Richtung der bisherigen Kultur. Wenn in Italien im 12. Jahrhundert Laien juristische und medizinische Studien, die dem Geistlichen sogar verboten wurden, stärker pflegten und sich ebenso der Geschichtschreibung zuwandten, so bedeutete das noch nicht ein Abgeben der geistigen Führung seitens der Geistlichen. Wohl aber wuchs in dem abendländischen Denken überhaupt die Macht des Verstandes, des Intellekts gegenüber dem gläubigen Annehmen. Unter dem Einfluß neuer, durch die Araber vermittelter Kenntnisse und Denkmuster, wie sie die griechischen Philosophen gaben, kam man zu einem allgemeinen Versuch, die Gesetze des Denkens auf den christlichen Glauben anzuwenden: es entstand ein Bedürfnis, das Dogma philosophisch zu untersuchen und zu begründen. Diese Philosophie des Mittelalters (siehe die Abbildung, S. 279), noch immer wesentlich rezeptiv, ist die Scholastik. Der Zug des geistigen Lebens nach Frankreich ließ dieses Land zum eigentlichen Ausbildungszentrum dieser neuen Richtung werden, wobei man freilich die Internationalität

des Mittelalters nicht außer acht lassen darf. Aber gerade das entwickeltere Schulleben Frankreichs verbreitete den neuen Geist, wie die Kämpfe, die jetzt entbrannten, wieder dieses Schulleben, überhaupt die geistige Hegemonie Frankreichs förderten. Gerade mit der Scholastik wurde Paris, der Wirkungsort Abälards, der den neuen geistigen Kampf eröffnete, der Hauptsitz des „studium", nachdem schon vorher in Nordfrankreich nichtfranzösische Gelehrte, wie Lanfranc und Anselm, erst zu wirklichem Einfluß gelangt waren. Von Paris aus eroberte die Scholastik das Abendland. Ihr öffnete sich auch Deutschland, das nun in seiner althergebrachten Bildungsabhängigkeit ein neues geistiges Leben sich entfalten sah, wie es gleichzeitig durch das ritterliche Wesen zu freierer weltlicher Kultur kam. Die veränderten Ziele des Bildungslebens und die Methode der Scholastik, die Dialektik, bedingen zunächst auch ein verändertes Verhältnis zu der Grundlage des geistigen Lebens im Mittelalter, zum klassischen Altertum. Obwohl in gewisser Weise dessen Einfluß gegenüber jener Beeinträchtigung durch die Askese (S. 194) verstärkt wurde, und obwohl jetzt entschieden eine regere wissenschaftliche Betätigung einsetzte, tritt eine weitere Minderung des philologischen, grammatisch-literarischen Interesses gegenüber dem philosophisch-theologischen ein. Ein Mann wie Johann von Salisbury, der durchaus jene größere geistige Regsamkeit anerkennt, sucht vergebens die Vernachlässigung des Studiums der Alten zu hemmen, ebenso Jakob von Vitry und Arnold von Humblières. Die Zurückdrängung der Philologie in Paris wird z. B. in dem Gedicht „Die Schlacht der sieben [freien] Künste" („La bataille des sept-arts") geschildert. Dabei verlor das Altertum selbst durchaus nicht an



Die Philosophie mit den sieben freien Künsten. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818. Vgl. Text, S. 278.

Autorität; statt der Dichter zog man jetzt nur die zum Teil durch die Araber neu erschlossene naturwissenschaftliche und philosophische Literatur vor. Namentlich Aristoteles trat in den Vordergrund. Anfangs verbot man noch (auf der Pariser Synode von 1209 und auf der Lateransynode von 1215) seine physischen und metaphysischen Schriften und benutzte ihn nur zum Studium der Dialektik; schon 1231 aber wurde auch das Studium jener Schriften gestattet. Aristoteles wurde mehr und mehr der klassische Autor des mittelalterlichen Gelehrten. Freilich das formale Element überwiegt in dem aristotelischen Studium durchaus, seine „Logik" wird die wichtigste Schrift. Immerhin erkennt man doch jene Verstärkung des Einflusses der Antike, die sich auch auf einem ganz anderen Gebiete zeigte, in dem namentlich durch die Gründung der Rechtsschule zu Bologna geförderten Studium des römischen Rechtes. In dem geschichtlichen Bewußtsein gewinnt unter den Staufern das kaiserliche Rom erneute Bedeutung; die Politik des Imperiums namentlich spielt jetzt eine vorbildliche Rolle. Die neue Richtung bringt also das Altertum stofflich und praktisch der Gegenwart näher. Wie man das römische Recht für das kirchliche wie für die örtlichen weltlichen Rechtssatzungen nutzbar machte, wie man die antike Philosophie auf die christliche Theologie anwandte, so suchte man auch das sprachliche Studium wirklich für die Benutzung durch die Gegenwart fruchtbar zu gestalten. Nur die Grammatik, die äußerliche Pflege des Stils, das Versgebimmel u. s. w., war der eigentlich leidtragende Teil gegenüber der Dialektik.

Das Studium der **Dialektik** war keineswegs neu (vgl. S. 171 f.). An den Höfen der Ottonen wurden gelehrte Disputationen gern gesehen; von Wolfgang von Regensburg wird gelegentlich ein Stück ganz im Stile der späteren Scholastik erzählt, und der bekannte Gerbert war in Reims bereits ein angesehener Lehrer der Dialektik. Aber diese gewann immer größere Bedeutung. Gleich nach den ersten Anfangsgründen der Grammatik wurden die Schüler nun in Anknüpfung an grammatische Kategorieen in die Schwierigkeiten des Begriffsstudiums eingeführt und lernten in anscheinend einfachen Dingen metaphysische Probleme kennen, über die sich hin und her sprechen ließ. Die Dialektik begann das Hauptfach des Unterrichts zu werden; durch fortwährende Übungen suchte man eine solche Fertigkeit zu erlangen, daß man über die gleichgültigsten Probleme mit einem Gegner siegreich streiten konnte. Den großen Gelehrten machte jetzt die Vollendung in dieser Fertigkeit aus. Schon in den Kämpfen, die im 11. Jahrhundert die Anschauungen Berengars von Tours hervorriefen, spielte die Disputationsfertigkeit eine bedeutende Rolle. Lanfranc und Anselm von Canterbury gebrauchten gegen Berengar die dialektischen Waffen mit großer Gewandtheit; Anselm war es namentlich, der die dialektische Methode in die Theologie einführte. Und gerade die Theologie bot dieser Methode ja auch das breiteste Feld; das hatte sich schon in gewissen philosophierenden Auslassungen der Kirchenväter gezeigt und später z. B. auch bei Scotus Erigena. Nun griff man nach dem neuen Mittel in erster Linie, namentlich seitdem in Abälard ein gewaltiger Lehrer entstanden war, der in leidenschaftlichem Schulstreit die Waffen der Dialektik noch ungleich schärfer zu führen lehrte. Auf seine ganz verschiedenartig gerichteten Schüler, von Arnold von Brescia bis Petrus Lombardus, übte er den gleichen Einfluß. Seit Abälard begann erst jene Vorherrschaft der Dialektik im Unterricht; mit ihm erlangte ihre Wertschätzung einen solchen Grad, daß viele seiner Schüler in dieser von ihm zur Erreichung größerer Ziele glänzend angewandten Methode das Wesen der Sache sahen. Nur aus Interesse an der Disputation wurden jetzt die törichtsten Probleme und spitzfindigsten Fragen aufgeworfen, so daß schließlich verständige Scholastiker gegen dieses Treiben sich scharf aussprachen. Man spitzte alles Tatsächliche zu Begriffen zu,

das Einzelne wurde zum Allgemeinen; man spielte alles Positive auf das Gebiet der formalen Logik hinüber, um in diesem luftigen Gebäude sich recht im dialektischen Kampf tummeln zu können. Charakteristisch ist, was später von Karl IV. erzählt wurde, der einmal nach einer Disputation geäußert haben soll, nach diesem Genuß bedürfe er keiner Mahlzeit mehr. Es lag in dieser Kunst, auf formalem Weg alles beweisen und bestreiten zu können, zweifellos ein Moment, das zum Übermut und zur Kritik leitete, anderseits eine Verführung, alles Positive gering zu achten. Wie Raimundus Lullus durch seine „große Kunst" (Ars magna) aus einigen allgemeinen Sätzen alle Einzelheiten ableiten wollte, so glaubte Roger Baco imstande zu sein, in je drei Tagen Hebräisch und Griechisch, in sieben Tagen Mathematik zu lehren.

Aus alledem ergibt sich auch ein ausgesprochener Schulcharakter der damaligen Wissenschaft: die Dressur spielte eine große Rolle. Das Positive, das ja gerade in dieser Zeit anwuchs, wurde als Material für die Übungen betrachtet. Stoffliche Kompendien wie Sentenzensammlungen waren die Quellen, und mit diesem Rüstzeug wurde der Schüler früh vertraut gemacht, wobei er freilich dieses enzyklopädische Wissen in gänzlich unzusammenhängender Form in sich aufnahm. Wirklich neue Probleme wurden aus diesem Stoff nicht herausgeholt; immer kehren die alten Fragen, die Meinungen Früherer wieder. Das Ganze ist Technik, zuweilen auch Spielerei. Diese Art des Unterrichts, neben der Vernachlässigung der Grammatik, erzeugte eben später die leidenschaftliche Opposition der Humanisten. Aber dieses bekämpfenswerte Treiben der Scholastik machte doch nicht ihr Wesen aus. Als Richtung des europäischen Geisteslebens bedeutete sie doch einen Fortschritt. Wie die höfische Kultur ein neues gesellschaftliches Leben begründete, so brachte die Scholastik ein selbständigeres wissenschaftliches Leben; die französische Vorliebe für das Dekorative, das Formale ist dabei beiden Erscheinungen eigen. Widerspruchsvoll, wie vieles im Mittelalter, ist die Scholastik im ganzen, namentlich in späterer Zeit, durchaus kirchlich und theologisch gefärbt und bedeutet doch wieder eine Art Emanzipation von der Kirche. Aus dem regen geistigen Leben des 12. und 13. Jahrhunderts erwuchsen eigene Organisationen der Wissenschaft, die Universitäten, wieder in den romanischen Ländern weit früher als in Deutschland, keineswegs Anstalten freien Geistes, aber nicht mehr wie die geistlichen Unterrichtsanstalten lediglich dem Dienste der Kirche geweiht. Die Theologie gilt auch der Scholastik als die höchste Wissenschaft; aber sie ist eine Theologie, die vor der scholastischen Philosophie gerechtfertigt ist. Der Zug zur Vernunft wird charakteristisch. Die theologischen Fragen werden zu philosophischen Problemen. Man denkt immer selbständiger.

Das Verhältnis von Glaubenslehre und Philosophie war die Frage, die alle Geister lebhaft beschäftigte; nicht immer kam man zu einer glatten Lösung, bis gerade mit Hilfe der aristotelischen Lehren in dem System des Thomas von Aquino Offenbarung und Philosophie am vollständigsten zur Übereinstimmung gebracht wurden. Dies war die klassische mittelalterliche Philosophie. Aber ganz war auch hier die Einheit nicht erzielt, und die weitere Entwickelung lockerte das Verhältnis zum Teil wieder völlig, und zwar zugunsten der Vernunft. Es ist der Nominalismus, der bei aller Wahrung der Kirchlichkeit diese freiere, fortschrittlichere Richtung repräsentiert, die Wissenschaft selbständiger macht und zur neueren Philosophie langsam hinüberleitet. Es handelt sich um die für die ganze Scholastik wichtige und sie in große Parteien scheidende Frage der Realität der allgemeinen Begriffe (Universalia). Bis zu Beginn des 12. Jahrhunderts hielt man im Sinne des Platonismus an dieser Realität durchaus fest; dann, etwa bis zu Beginn des 14. Jahrhunderts, trat ein gemäßigterer Realismus (in mittelalterlichem Sinne) unter aristotelischem Einfluß auf, der die allgemeinen

Begriffe nur in den Einzeldingen wirklich werden ließ, bis endlich der Nominalismus in den Einzeldingen das wirkliche Sein erkannte und die Universalia nur als Abstraktionen, als bloße Bezeichnungen, Namen (Nomina), faßte. Die Nominalisten erkannten die Unbeweisbarkeit der tiefsten Geheimnisse der Glaubenslehre; schon der kritisch angelegte Duns Scotus, noch kein völliger Nominalist, zerstörte die Einheit von Glauben und Vernunft; der Streit zwischen Scotisten und Thomisten rührte bei Einzelnen an die wichtigsten Fragen der Grenzen der Erkenntnis. Roger Baco, dem die Theologie doch die höchste Krönung der Wissenschaften blieb, erkannte die völlige Verschiedenheit von Glaubens- und wissenschaftlichen Wahrheiten. Am entschiedensten brachte dann, nachdem sowohl die wirkliche Kenntnis des Aristoteles gewachsen war als auch das Studium der Logik einen außerordentlichen Aufschwung genommen hatte, Wilhelm von Occam den Nominalismus zum Ausdruck. Jetzt tobte der Streit an den Universitäten zwischen den Anhängern „des alten Weges", deren Hauptsitz Paris war, und des „modernen Weges"; er charakterisiert das ausgehende Mittelalter und führte schließlich zur Auflösung der mittelalterlichen Philosophie. Etwas wie „Aufklärung" in die Scholastik hineinlegen zu wollen, geht zu weit, trotz der häufigen Betonung der „Vernunft". Die intellektuellen Kräfte wurden nur allzu äußerlich betätigt; die Vernachlässigung des inneren Lebens führte zur mystischen Reaktion; der scholastischen Philosophie stand ferner trotz aller Gefahr der dialektischen Untersuchungen für das Dogma die Autorität der das letztere im traditionellen rechtlichen Bestand behütenden Kirche mit ihrem äußeren Machtsystem unerschütterlich gegenüber. Immerhin entwickelte sich ein keineswegs unfreies geistiges Leben unter dem Zeichen der Scholastik. Der Geistliche hatte doch damals, wenn er nur nicht vor der Welt radikal auftrat, ein gut Teil Gedankenfreiheit; an allen offiziellen kirchlichen Gebräuchen nahmen freilich auch die freiesten Köpfe teil, aber im dialektischen Streit, in der Lust und dem Übermut der Disputation kamen viele zu recht kritischen Aussprüchen. Gar manche dieser Denker gerieten denn auch wirklich mit der äußeren Kirche in Konflikt und wurden als häretisch von den Gegnern verdächtigt: nicht etwa nur die Vorgeschrittenen, Abälard und später Wilhelm von Occam, auch Petrus Lombardus und Thomas von Aquino erlebten solche Anfechtungen.

Die Scholastik ist eine internationale Richtung; eine Erörterung ihres Wesens war aber auch für die Erkenntnis des deutschen Geisteslebens notwendig: unter ihrer Herrschaft stehen später auch die deutschen Universitäten, seit dem 13. Jahrhundert überhaupt alle höheren Bildungsbestrebungen. Welcher Art war nun unter dieser Herrschaft die allgemeine Bildung der Zeit? Der Charakter aller mittelalterlichen Bildung war zunächst ein enzyklopädischer. Weniger ein Durchdringen zu tieferer Erkenntnis als eine Anhäufung von Kenntnissen war das Lernziel. Der im Vergleich zu früheren und späteren Zeiten gewiß nicht große Wissensinhalt, den das Mittelalter aus dem Altertum überkam, und der sich durch die Araber erweiterte, war ohne eine formale Schulung gleichwohl nicht zu bewältigen. Gewiß war die Kenntnis des logischen Apparates, mit dem die Jugend früh vertraut gemacht wurde, die Vorbedingung, um in den dialektischen Erörterungen des Für und Wider bestehen zu können; zugleich war sie aber doch das Mittel, überhaupt etwas geistig verarbeiten zu lernen. Und dies ist in jeder Beziehung ein Verdienst der wegen ihres Formalismus und ihrer Haarspaltereien verschrieenen Scholastik: sie hat die abendländischen Völker in eine Denkschule genommen, hat ihnen das Abstrakte faßbar gemacht und den Stoff, den Altertum und Christentum wie Staat und Leben der Gegenwart zuführten, denkhaft begreifen und aufnehmen gelehrt. Jene Wissenssumme wurde nun weiter formal zugerichtet. In äußerlicher Aneinanderreihung und doch in

systematischer Konstruktion wurde das ziemlich gleiche, traditionell fortgepflanzte Wissen in immer neuen Kompilationen mundgerecht zugänglich gemacht. Es entstanden zahlreiche enzyklopädische Sammelwerke, bald poetisch, bald in Prosa, auch ursprünglich in Anlehnung an antike Vorbilder. Von Isidor von Sevilla und später Hrabanus Maurus an zieht sich ihre Reihe bis zu den großen Enzyklopädieen der scholastischen Zeit, insbesondere dem „Spekulum" des Dominikaners Vinzenz von Beauvais, das in einer Zitatenzusammenstoppelung aus der Bibel wie aus antiken Autoren für alle Zweige des Wissens von der Grammatik bis zur Bienenzucht kompendiöse Darstellung bot, und bis zu den über alle möglichen Gegenstände unterrichtenden 21 dickleibigen Bänden des Albertus Magnus. Alle diese Werke sind durchaus voneinander abhängig: Irrtum und völliger Unsinn pflanzen sich mit Richtigem und Wahrem ungeprüft fort. Der Charakter der ganzen mittelalterlichen Bildung ist durchaus dogmatisch. Mit solchen Enzyklopädieen, die eine vollständige Bibliothek ersetzten, glaubte der Einzelne das gesamte menschliche Wissen in sich aufnehmen zu können. In der Tat trieb viele dieser Wunsch durch alle Fakultäten hindurch, zumal ja auch der nicht allzu große Wissensstoff immer in derselben philologisch zugestutzten Weise aus Lehrbüchern erlernt wurde. Oberflächliche Kenntnis auf allen Gebieten genügte, um in den Disputationen, dem Prüfstein der Höhergebildeten, zu glänzen.



Das Gebäude der Wissenschaften. Aus Gregor Reisch, „Margarita philosophica", Straßburg 1504, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text, S. 284.

Das Zeitalter der Scholastik zeigt nun allerdings eine zunehmende Erweiterung des Wissensstoffes: das spiegelt sich auch in den Unterrichtsbüchern wider. Noch immer herrschte der alte Schulbetrieb (vgl. S. 168ff.), aber schon in dem Triviallesebuch, dessen Grundlage wie vorzeiten, und wie es Hugo von Trimberg 1280 in seinem „Registrum multorum auctorum" bezeugt, Cato, Äsop, Avian bildeten, trat aus der antiken, christlichen und morgenländischen Literatur immer neuer Stoff in Sprüchen und Fabeln hinzu. Und so war es auch sonst. Alle jene Sammelwerke sind nun aber durchaus theologisch gefärbt: die Theologie ist ihr Ausgangspunkt, alles Nichttheologische wird unter theologische Gesichtspunkte gebracht. Obgleich man einen freieren Zug in der Scholastik wohl erkennen kann, obgleich manche Scholastiker sogar gewisse Grundglaubenssätze höchst kritisch behandelten,

z. B. die Auferstehung sehr skeptisch ansahen, ist doch die Theologie die oberste Wissenschaft und das letzte Ziel alles Wissens (s. die Abbildung, S. 283). Ihr ist die Philosophie durchaus untergeordnet: diese hat die Dogmen nur zu beweisen und so zu festigen. Darin stimmen im Grunde alle Größen der Scholastik, Petrus Lombardus und Thomas von Aquino so gut wie Albertus Magnus und Roger Baco, überein. Aber um gerecht zu sein, eine wirkliche Unabhängigkeit der Philosophie von der Theologie ist doch auch noch viel später nicht errungen: erst im 17. Jahrhundert kam man ihr nahe. So waren also die kirchlichen Lehren das Gegebene, das Ziel alles Philosophierens im voraus bestimmt, die deduktive Methode die spezifische Methode des Mittelalters.

Dieser Grundzug beeinflußt nun vor allem auch die Anschauung des scholastischen Mittelalters von der Natur. Auf empirischem Wege zur Erkenntnis allgemeiner Vorgänge und Gesetze zu gelangen, von der gegebenen Wirklichkeit aus durch Beobachtung und Nachdenken zu großen Wahrheiten aufzusteigen, das lag dem mittelalterlichen Geiste fern. Die Natur bot nur das Beweismaterial für die Vorstellungen und Lehrsätze der Kirche. Die mittelalterliche Naturbetrachtung führte zur Kirche hin, nicht von ihr weg: ein Naturstudium ohne Beziehung auf Gott und die christliche Lehre war wertlos, ja verdammlich. Übrigens widerstrebte gerade die scholastische Methode, die in der Dialektik gipfelte, einer exakten Naturforschung am meisten. Das Hineinspielen der religiösen Grundanschauung in die Naturbetrachtung tritt anderseits noch weit über die Zeit der Scholastik hinaus hervor. Wenn Bertold von Regensburg beim Anschauen einer besonders schönen Blume folgende Betrachtung anzustellen rät: ô wol dir, lieber got, wie schoene und genaeme [angenehm] dû eine bluome wider die andern hâst geschaffen und alsô hâst dû einer wurze mêr kraft gegeben danne der andern und alsô hâst dû einem menschen mê tugend gegeben danne dem andern, so erinnert das ganz an die religiöse Betrachtungsweise des 18. Jahrhunderts. Gleichwohl zeigen sich nun doch trotz jenes Grundcharakters auf dem Gebiet der Naturwissenschaft einige Fortschritte, ja wieder auch jenem Charakter direkt widersprechende Züge. Man darf nicht meinen, daß die Scholastik jeden Sinn für Beobachtung verloren habe und nur in phantastischem Wahn und ödestem Schulbetrieb aufgegangen sei, ganz abgesehen davon, daß manche Leistungen in der Naturphilosophie gar nicht übel waren. Insbesondere ragten die Dominikaner, wie überhaupt in der Pflege der Gelehrsamkeit, so in dem Naturstudium hervor. Ein Albertus Magnus, der eigentliche Wiedererwecker des Aristoteles, hat auf die Naturforschung die tiefste Anregung geübt: auf seinen Schultern steht im 14. Jahrhundert der deutsch-schreibende Konrad von Megenberg, in dessen „Buch der Natur" trotz alles Absonderlichen und Törichten doch gesunde Keime stecken. Diese Mönche pflegten auch praktisch die Naturkunde, namentlich die Astronomie, und dementsprechend auch allerlei mechanische Kunstfertigkeiten. Man erfand die Brillen wie das Schießpulver. Ebenso wurden Fortschritte in der Heilkunde, die nun durch arabische Vermittelung (vgl. S. 231) stärker auf antike Autoren zurückging, gemacht, namentlich in den berühmten romanischen Schulen, obgleich allerdings über nur durch Erfahrung zu lösende medizinische Fragen auch nach scholastischer Weise dialektisch gestritten wurde. Aber die eigene Beobachtung war doch keineswegs ausgeschlossen. Und man kam noch weiter. Heinrich von Langenstein hat gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu dem astrologischen Wahnglauben eine kritische Stellung eingenommen, und schon bei Roger Baco finden sich wirkliche Ansätze zur induktiven Methode und exakten Forschung. Jenem zu übersinnlicher Betrachtung hinneigenden Zuge gegenüber ist schließlich noch festzustellen,

daß doch auch die in höherem geistlich-geistigen Leben stehenden Männer den im Volke wurzelnden Anschauungen treu blieben. Auch in der asketischsten Zeit des Mittelalters ist die naive Naturfreude im Volke nicht sehr wesentlich gemindert worden. Die Freude am wiederkehrenden Frühling und die Sommerlust, das Verständnis für die unmittelbare Umgebung, für Pflanzen und Tiere (vgl. S. 136), das wurzelte alles zu tief im Volke: auch der Einsiedler des Mittelalters hat dieses innigen Zusammenhanges mit der Natur nicht entbehrt. Über diese naive Naturfreude kam man nun freilich in Deutschland auch jetzt nicht viel hinaus (vgl. S. 260), während sich in Italien damals schon die Anfänge eines höheren Naturgefühls zeigten.

Eine Mischung aus religiöser Grundanschauung, traditionellem Irrtum, neuen Spitzfindigkeiten und verständigem Gut scheint nach alledem für die Zeit charakteristisch. Sie zeigt auch das Bild, das sich damals in den Köpfen von der Welt und der Erde malte. Wie Gott um des Menschen willen alles geschaffen hat, so ist auch des Menschen Wohnsitz, die Erde, der mittelste und wichtigste Teil der Welt; in ihrer Mitte liegt das Zentrum des Ganzen. Sie steht fest, und um sie dreht sich der Himmel, wie Bertold von Regensburg sagt, „zu allen zîten umbe sam ein rat [wie ein Rad]“. Die Vorstellung von der Erde als Kugel, die neben der früher geläufigen als von einer runden Scheibe doch schon im 8. Jahrhundert hervortritt, ist bei den Scholastikern ziemlich allgemein; auch Bertold von Regensburg spricht von dem „bal“. In der Mitte der Erde lag die Hölle, der „Himmel“ aber als Aufenthalt der Seligen jenseits der die Erde umgebenden sonstigen (Planeten-, Fixstern- und Kristall-) Himmel. Keineswegs wurden richtige Ansichten der Alten, soweit sie noch bekannt waren, immer akzeptiert. Daß die Erde sich als Stern wie die anderen Sterne um ein Weltzentrum bewegt, hat Albert der Große zu bestreiten gesucht. Daß aber aus dem Altertum auch ein gut Teil Irrtum vom Mittelalter weiter überliefert wurde, beweist eben die Geographie wie die Ethnographie jener Zeit. Von neugewonnenen Erkenntnissen kann nur in ganz beschränktem Umfang die Rede sein. Das zeigen die Karten, verständnislose Fortpflanzungen antiker Karten. Trotz der äußeren Verbrämung und einer größeren Kompendiengelehrsamkeit ist bei den späteren Karten die ungemeine Dürftigkeit der Kenntnisse und Anschauungen genau dieselbe wie bei den früheren, und bis zu den ersten Seekarten um 1400 ist kein wissenschaftlicher Fortschritt zu verzeichnen. Anderseits geben die mit immer neuen Zutaten, namentlich auch Abbildungen, versehenen großen Weltkarten der scholastischen Zeit, wie etwa die Ebstorfer Weltkarte, ein genaues Bild von der romantischen Geographie und Ethnographie des Mittelalters. Die Karten sind meist „Radkarten“, bringen also die Erde noch in Kreisform, umspült von dem erdumfassenden Ozean. Im Mittelpunkt des Kreises, der Erde, also der Welt, liegt Jerusalem. In der Verteilung des damals bekannten Erdganzen auf den Kreis herrscht die typische und hergebrachte Länderteilung, die sich auch auf die Autorität des heiligen Augustinus stützt, vor. Diese sogenannte Divisio trifaria schließt sich an die Form des ┬ an; oberhalb des Querstriches liegt Asien, links von dem senkrechten Europa, rechts Afrika. Die Anordnung, die Größenverhältnisse, die Küstenumrisse sind völlig willkürlich gestaltet. Die Hauptmasse des geographisch einigermaßen Zutreffenden gruppiert sich um das Mittelmeer herum, worin man eben das Fortleben der antiken Karten erkennen kann. Dazu kommen dann neue, eigene Aufzeichnungen, entsprechend dem Entstehungsort der Karte. Von dem, was wir unter Geographie verstehen, bringen die Karten recht wenig und Ungenügendes, aber um so mehr wissen sie von Dingen aus dem Reich der Phantasie zu berichten. Auch wenn man die Weltchroniken oder die naturgeschichtlichen Werke, z. B. Megenbergs „Buch der Natur“,



Monstra. Aus Hartmann Schedel, „Liber chronicarum“, Nürnberg 1493, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

durchsieht, geographische Versuche, z. B. die poetische Geographie aus dem 13. Jahrhundert, die sich in der Christherrnchronik findet, oder Reisebeschreibungen wie die des Odoricus de Foro Julii oder die vielgelesene und bekannte, von Odoricus sehr abhängige abenteuerliche Reiseerzählung des Johann von Mandeville vergleicht: überall wird man dieselben fabelhaften Elemente finden. Der größte Teil derselben ist treu gehütetes Erbe aus der antiken Gedankenwelt; dazu kommen die wunderbaren Berichte und Vorstellungen der Bibel. Alles wird denn auf den Karten gewissenhaft untergebracht: das Paradies im äußersten Osten, bald als Insel, bald als Halbinsel, bald wieder auf hohem Berge gelegen, die Länder Gog und Magog, Länder, die man übrigens noch im 17. Jahrhundert in dem großen Atlas des Friedrich de Witt verzeichnet findet, die Goldenen Berge im fernen Osten, das Sonnen- und Mondorakel, die Gärten der Hesperiden, die Herzynischen Wälder, der Magnetberg u. s. w. Dazu kommen eine große Zahl von monströsen und fabelhaften Menschen und Völkern, so die Amazonen, die Pygmäen, die Anthropophagen mit Pferdefüßen, die Greifen, eine ethnographische Variation der bekannten sagenhaften Tiere, die Hundsköpfe, die stummen Völker, welche nur die Zeichensprache reden, die Bewohner der Insel Meroë, die auf Krokodilen reiten, die Menschen, welche ihre Lippen über das Gesicht ziehen können, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, die Leute ohne Nasen, die Panoti im Ozean, die ihren ganzen Körper in ihre Ohren einwickeln können, u. s. w. (siehe die nebenstehende Abbildung). Kein Kartenzeichner hat an der Existenz solcher Phantasiegebilde gezweifelt, denn er hatte sie ja aus anderen Autoren entlehnt; das war Beweis genug. Diese ganze Ethnographie ist überhaupt vor allem durch die Literatur fortgepflanzt worden. Im übrigen muß auch hier wieder betont werden, daß die fälschlich so genannte Neuzeit — auf diesen Begriff kommen

wir später genauer — durchaus an diesen Dingen festhielt. Noch im 16. Jahrhundert und später finden sich die Monstra bei Sebastian Münster u. a.

Literarisch mehr als durch Beobachtung fundiert, überdies moralisch-theologisch gefärbt war nun weiter auch die Pflanzen- und Tierkunde. Hier ist namentlich die Natursymbolik außerordentlich wichtig. Sie tritt uns in der Literatur wie in der Kunst des Mittelalters in reicher Fülle entgegen. Die ganze Welt ist ein Symbol, die Natur nur ein Lehrbuch für die Gedanken Gottes; Sonne und Gestirne, alle Erscheinungen und Geschöpfe reden seine Sprache. Diese Symbolik ist ein rechtes Zeichen für die mittelalterliche Auffassung, daß der Schöpfer alles um des Menschen willen geschaffen habe. Er hat auch Tiere, Pflanzen und Steine zu Sinnbildern menschlicher Eigenschaften gemacht, überhaupt in allem Erschaffenen sinnvolle Beziehungen zwischen sich und den Menschen zum Ausdruck gebracht. Bekannt ist z. B., wie Bertold von Regensburg aus dem Gesicht des Menschen die Buchstaben der Worte „Homo Dei" herauskonstruiert zum Beweise, daß Gott dem Menschen die Tatsache, daß er von ihm geschaffen sei, ins Antlitz geschrieben habe, eine Versinnbildlichung, die damals übrigens auch sonst erwähnt wird. Überhaupt ist nichts auf Erden, wie Freidank sagt, „âne bezeichenheit", d. h. ohne allegorische Bedeutung. Der Ausgangspunkt solcher Betrachtungsweise war in erster Linie die Heilige Schrift selbst und die biblische Erläuterungsliteratur, wie die sehr verbreitete Erklärung des Buches Hiob von Gregor dem Großen. Der naturkundliche Stoff der Bibel wurde insbesondere in den Claves (Schlüssel) äußerlich zusammengefaßt und in jener symbolischen Weise erklärt. Diese überträgt sich dann auch auf die eigentlichere naturkundliche Literatur, auf den „Physiologus" (vgl. S. 174), der ausführlich über die Symbolik der Tiere handelt. Er geht auf alte orientalische und besonders griechische Quellen zurück und erscheint, namentlich als Tierbuch (Bestiarius) bearbeitet, auch als lateinisches Unterrichtsbuch im ganzen Abendland, wird aber weiter bald in die Volkssprache übertragen, seit dem 11. Jahrhundert in das Deutsche, zu Beginn des 12. Jahrhunderts ins Französische. Jene symbolisch-religiöse Betrachtungsart tritt überhaupt allmählich immer stärker hervor. Die aus ihr sich ergebenden Fabeleien wurden durchaus als wissenschaftliche Wahrheiten angesehen. Die Taube, das Lamm, das Einhorn bedeuten Christus, die Schlange, der Drache, der Bär den Teufel; unter den Pflanzen wird der Weinstock zum Sinnbild Christi. Insbesondere in den Edelsteinen ist solche Symbolik ausgeprägt, namentlich bei Konrad von Megenberg finden sich eingehende Erklärungen der entsprechenden Eigenschaften. In Betracht kamen besonders jene zwölf Edelsteine, mit denen nach der Offenbarung Johannis die Mauern im neuen Jerusalem geschmückt waren, wie der Smaragd, der die Keuschheit, wie der Hyazinth, der die Freundschaft, der Sardis, der die Standhaftigkeit (der Märtyrer) bedeutete. Diese Eigenschaften wurden durchaus als zur Wesenheit des betreffenden Naturgegenstandes gehörig betrachtet, und sofort ergab sich daraus eine praktische Verwertung, so für die Heilkunde. Eine wichtige Rolle spielen solche Beziehungen natürlich auch in der Alchimie.

Im ganzen prägt sich in der geschilderten Geisteshaltung ein starker Mangel an kritischem Sinn aus. Er erklärt sich aber nicht aus einer geringeren Verstandes- und Urteilskraft, die sich bei den Scholastikern genügend zeigt, sondern ebenso wie der Mangel an genetischem Sinn einerseits aus der geistigen Unentwickeltheit der damaligen Kulturstufe, in der der individualistische Geist noch schlummerte und das Leben noch nicht durch seine volle Vielgestaltigkeit und durch höher gerichtete Verhältnisse Urteil und Beobachtung schärfte, andererseits aus dem auf dem ganzen Mittelalter lastenden Bann der Tradition, der antiken wie der

christlichen. Diese Tradition hemmte den fortschrittlichen, den erfinderischen Geist, sie hemmte ferner die eigene Denktätigkeit: wo sie sich regte, wie in der Scholastik, konnte sie sich meist nur im Formalistischen bewähren. Sonst stand sie im Zeichen eines zwingenden Autoritätsglaubens. Dem Meister muß nach Vinzenz von Beauvais der Schüler unbedingt glauben. Die Lehrbücher, an deren Text sich ängstlich der Unterricht klammerte, und die doch meist Kompilationen aus antiken Autoren waren, genossen eine Autorität wie die Bibel und hinderten zugleich das Zurückgehen auf die Originale. Unmöglich war es, in diesem traditionell fortgepflanzten Lehrstoff Irrtümer zu berichtigen. Um so stärker war damals die Phantasie entwickelt: der Sinn für die realen Bedingungen und Verhältnisse trat zuweilen auffällig zurück, sogar in der Politik, etwa der staufischen Herrscher. Die poetische, nicht nur die religiös-poetische Literatur operierte ständig mit Wundern, und auch die Philosophie des Mittelalters, die Scholastik, litt unter dem allgemeinen Zug auf das Übersinnliche. Der naive Wunderglaube bestimmter Kulturstufen wird durch jene Tradition außerordentlich gestärkt; die Glaubenskraft ist von einer erstaunlichen Größe und Unerschütterlichkeit; und selbst die Kreuzzüge, so sehr sie vielfach befreiend wirkten, haben doch wieder die Masse des Wunderbaren und damit den Sinn dafür gemehrt (vgl. S. 235). Von der geographischen Fixierung jener Monstra war schon die Rede, gerade die Unbekanntheit eines großen Teiles der Erde förderte diesen Zug, und die Fixierung festigte den Glauben. Auf Erzählungen reisender Kaufleute namentlich gehen viele Geschichten, zum Teil durch mißverständliche Auffassung von wirklich Gesehenem hervorgerufen, schon seit den Tagen der Phönizier zurück. Da fast alles Wissen auf Tradition beruhte, wurden diese Märchen gern geglaubt und weiter überliefert. So befindet sich nach Bertold von Regensburg im Meer ein Ungetüm, das „hât aht füeze [acht Füße] und an ieglîchem fuoze drîhundert munde und ziuhet den man ûz dem scheffe in daz wazzer“. Man hat sodann mit Recht als Erklärung für den Wunderglauben auch auf „die ersten Fortschritte des naturwissenschaftlichen Erkennens“ hingewiesen, die gerade „immer dem Auffallenden gelten“. Dem naiven Menschen mußte doch vieles auf diesem Gebiete, die Wirkung neuer Heilmittel z. B. oder Experimente, als Wunder erscheinen. Gerbert wie Albertus Magnus galten bekanntlich als Zauberer. Zu alledem kommt nun noch, daß man es in jener Zeit überhaupt mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm: nur bei dem Gegner erschien die Lüge verdammlich, sonst fand man an der Lügenhaftigkeit sogar einen gewissen Gefallen, wie der „Reineke Fuchs“ zeigt; gerade gegen 1200 trat darin allerdings ein vorübergehender Wandel ein. Freilich fehlte es nicht an aller Kritik gegenüber dem Wunderglauben: ernsthaft wird vor allzu großer Leichtgläubigkeit gewarnt, und wunderbare Heilungen hat man auf natürlichere Weise zu erklären gesucht. Die geschichtliche Bildung der Zeit aber war noch nicht groß genug, um die Erkenntnis des Realen fördern zu helfen: immer stand man noch unter dem Bann der Hieronymianischen Bearbeitung des Eusebius.

Im wesentlichen war die Scholastik noch eine Form der geistlichen Bildung; aber es stecken in ihr doch schon weltliche und modernere Elemente. So sehr diese Zeit an der Grundanschauung des Mittelalters festhielt, daß alles Studium nur betrieben werden solle, um ein vollkommener Christ zu werden, so lag praktisch die Sache jetzt vielfach gerade umgekehrt. Die pfründenreiche Kirche gab namentlich in Frankreich den Inhabern mehr oder minder einträglicher Stellen die Möglichkeit, in Muße der Wissenschaft zu leben. Gerade die nun in Aufnahme gekommene Pflege der philosophischen Studien bedurfte gegenüber den lukrativeren Berufen der Rechtsgelehrten und Ärzte einer solchen Stütze. Gelehrte wurden auch

sonst als Erzieher vornehmer Zöglinge, in fürstlichen Kanzleien, auch in freierer Stellung im Kloster untergebracht. Anderseits wird das Wissen jetzt nicht mehr rein als geistliches Monopol behandelt. Von einer allgemeinen höheren Laienbildung (vgl. S. 174 f.) ist zwar auch jetzt keine Rede, trotz einiger geistlichen Bildung vornehmer Frauen (vgl. S. 176 und 263), trotz der weltlichen Künste und Fertigkeiten der Ritter (vgl. S. 261 f.): in den Städten aber zeigten sich, wie wir noch sehen werden, erst die Anfänge einer elementaren Laienbildung. Vorher war der großen, nicht nur niederen, Masse lehrhafter Stoff oft nur in dichterischer Form, die auch die Triviallesebücher aufweisen, zugeführt worden, so bereits durch die geistlichen Dichtungen früherer Zeit und dann durch die schon gelehrter gefärbten des 12. Jahrhunderts („Anegenge", Werner von Elmendorfs Tugendlehre u. a.). Denselben Schulcharakter hatten auch die zahlreichen ritterlichen Lehrgedichte (Freidank, „Welscher Gast"). Immerhin gab es bei Rittern wie bei Bürgern einige Elemente, die höherer Bildung aus geistlichen Händen teilhaftig geworden waren, wie z. B., entsprechend einer ähnlichen Entwickelung in Frankreich, adlige Laien in der Rechtsliteratur Epoche machten. So behandeln denn auch die Scholastiker die Wissenschaft mit einer gewissen Rücksichtnahme auf weitere Kreise. Sie selbst trugen zum Teil nur halbgeistlichen Charakter, lebten nicht als Geistliche und hatten manchmal gar nicht die Weihen empfangen: für ihre Ideen und Kämpfe wünschten sie ein größeres Publikum, und allmählich bereitete sich demgemäß, nachdem eine allgemeine deutsche Schriftsprache aufgekommen war, eine deutsche gelehrte Literatur vor. Die Scholastik stellte so, obgleich sie vom Klerus getragen war, eine Brücke zu den Laien her: sie beeinflußte später die höhere Laienbildung des ausgehenden Mittelalters durchaus.

Denselben gemischten Charakter werden wir an der dritten großen, von Frankreich überkommenen Erscheinung hervorzuheben haben, an der Gotik. Der wunderbar schöne Stil, den man einst als edelstes Erbteil deutsch-mittelalterlichen Geistes auffaßte, ist nicht in Deutschland entstanden, sondern in Frankreich. Diese Wahrheit ist erst sehr allmählich durchgedrungen. Die auf die Antike gerichteten Gebildeten der Renaissancezeit schoben den ihnen unsympathischen Stil den barbarischen Germanen zu, und Vasari behauptete, daß „diese Manier von den Goten erfunden sei". Später hat man bald Deutschland (z. B. Boisserée), bald, so auch neuestens wieder, England, bald selbst Spanien als Mutterland angesehen, und die so oft betonten orientalischen und byzantinischen Einflüsse, die man im Ornament wohl auch nicht leugnen kann, sind auch hier als maßgebend hingestellt worden, so von Dieulafoy und neuerdings von Courajod. Den französischen Ursprung haben in Frankreich besonders Félix de Verneilh und Didron, in Deutschland Fr. Mertens erkannt; jetzt herrscht über die Entstehung der Gotik im nördlichen Frankreich ziemliche Übereinstimmung. Über die erste Entwickelung ist man aber noch verschiedener Ansicht. Dehio nimmt ein gleichzeitiges, unabhängiges Auftreten und Einwirken der Gotik nach außen in verschiedenen Gegenden des jetzigen Frankreichs, in der Normandie, Anjou und Burgund, an, bis dann zu Beginn des 13. Jahrhunderts das zentrale Frankreich, die Isle de France, als Mittelpunkt der neuen Kunst überwog und jene „primitiven Schulen" zurückdrängte. Nordfrankreich, dessen Übergewicht im geistigen Leben wir schon kennen lernten, dessen Hauptstadt Paris die kulturelle Hauptstadt des Abendlandes, dessen Sprache Weltsprache geworden war, dessen ritterliche Poesie neben der südfranzösischen als maßgebend für ganz Europa galt, wurde auch der Führer auf künstlerischem Gebiet. Die politische Zentralstellung der Isle de France, der materielle Aufschwung im 12. Jahrhundert mögen dabei von Wichtigkeit gewesen sein, für die Baukunst wohl auch der Umstand, daß hier die romanische Architektur bisher keine hervorragende Pflege gefunden hatte. Trotz des französischen Ursprungs der Gotik

hat man nun auf das germanische Element in ihr nicht verzichten wollen. Gerade in Nordfrankreich ist eine stark gemischte Bevölkerung anzunehmen; ein eigentliches Volkstum ist in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts dort noch kaum festzustellen. Der Adel, namentlich auch der Klerus ist zu erheblichen Teilen germanisch, und wie sich die französische Dichtung wesentlich auf germanischen Stoffen aufbaute, wie das höfische Schönheitsideal der Franzosen (vgl. S. 258) germanische Züge trug und der Charakter des nordfranzösischen Rechts germanisch ist, so mögen auch manche innere Züge der Gotik germanisch sein. Gerade in der in ihr ausgedrückten Emanzipation von der Antike fand man ja das Barbarische. Eben daraus erklärt sich auch jene Zuweisung des gotischen Stils an die Germanen zur Zeit der Renaissance wie seine Inanspruchnahme seitens der „Deutschtümler" im 19. Jahrhundert. Jedenfalls ist die von den Deutschen nur langsam und spät übernommene Gotik gerade in Deutschland zu hervorragender Ausbildung und dauernder Pflege, z. B. im Turmbau, gekommen, auch in dem stammverwandten England nie völlig verschwunden. Aber das wesentliche Moment (vgl. S. 293) ist doch, daß die Gotik ebenso wie das höfische Rittertum und die Scholastik aus dem kosmopolitischen Kulturleben des damaligen Abendlandes heraus geboren ist, daß neue Strömungen überall neuen Ausdruck forderten, wie denn die romanische Kunst nicht mehr recht zu den sich stärker entwickelnden Städten paßte. Daß die Franzosen in der künstlerischen Formulierung des Neuen vorangingen, lag an ihrer kulturellen Vorherrschaft, wozu einige besondere Eigenschaften, wie die französische Neigung zum Wechsel, die lebhafte Phantasie, die Sucht zu konstruieren und die Vorliebe für das Dekorative, gekommen sind. Übrigens beschränken sich die künstlerischen Anregungen nicht auf die Baukunst. Sie sind auch in der Plastik zu erweisen. Freilich zeigen sich die im 13. Jahrhundert überraschend auftretenden großartigen Schöpfungen der deutschen Plastik denjenigen Frankreichs zunächst innerlich sogar überlegen, so neben den Darstellungen an der Kanzel und vor allem am Altar in Wechselburg die Fülle der Gestalten an der Goldenen Pforte zu Freiberg und die Figuren der Synagoge und Kirche, der Apostel u. s. w. am Südportal des Straßburger Münsters. Dagegen sind die berühmten Statuen des Naumburger Doms (siehe die beigeheftete Tafel „Statuen Ekkehards von Meißen u. s. w."), die Denkmäler am südlichen Ostportal und am Südportal des Bamberger Doms wie die der Westfassade zu Straßburg ganz in dem neuen französischen Stil aufgegangen. Gleichwohl zeigen auch sie in der energischen Charakteristik, in dem Ernst und der Innigkeit des inneren Lebens deutschen Gefühlsgehalt, ebenso wie die französisch beeinflußte Dichtung (vgl. S. 242). Und auch die Malerei darf auf französische Befruchtung angesehen werden. Die Miniaturmalerei jedenfalls erfreute sich namentlich in Paris der reichsten Pflege, die sich zum Teil wieder aus dem entwickelten gelehrten Leben und der dadurch hervorgerufenen Handschriftenproduktion erklärt. Den Höhepunkt erreicht dieser Kunstzweig erst im 14. Jahrhundert. Dante spricht im „Purgatorio" bei Erwähnung des Miniaturmalers Oderisi von dem „Illuminieren, wie sie die Kunst benennen in Paris". Es wurde auch Mode, mit solchen reich ausgestatteten Handschriften zu glänzen, und gerade die französischen Großen haben namentlich später zahlreiche wundervolle Handschriften anfertigen lassen. Die Vorliebe für das Prächtige, Dekorative ist auch hier wieder das Motiv. In Deutschland zeigen manche Handschriften französischen Einfluß in der Technik, so die Manessesche Liedersammlung und noch mehr der „Wilhelm von Orense" in Kassel.

Gerade weil nun die romanische Kunst in Deutschland zu hoher nationaler Ausbildung gelangt war, vollzog sich die Aufnahme der Gotik nur langsam: sie entwickelte sich nicht



Statuen Ekkehards von Meißen und seiner Gemahlin Uta von Ballenstedt im Dom zu Naumburg a. S. (13. Jahrhundert).

Nach einer Photographie von E. von Flottwell und einem Lichtdruck von Kühl u. Co., Frankfurt a. M.

organisch aus jener, sondern es fand, nachdem man anfänglich gotische Elemente mit den romanischen Bauten zu verbinden gesucht hatte, ein Bruch mit der Vergangenheit statt. An sich hätte die blühende deutsche Baukunst wohl einen eigenen neuen Stil schaffen können, aber Frankreich kam ihr zuvor, und sein kulturelles Übergewicht entschied den Sieg. Die Übernahme vollzog sich indes nicht einheitlich, sondern, entsprechend den verschiedenen Schulen in Frankreich, in verschiedener Weise und auf verschiedenem Wege. Darüber haben die Kunstgeschichten zu berichten. Im übrigen ist nach Dehios Meinung die Übertragung der Gotik, zunächst einzelner Motive, dann stärkerer Anleihen, überhaupt wohl die sporadische, sprunghafte Art der Übertragung in erster Linie durch die Wanderung einzelner deutscher Bauleute zu erklären, da sich nicht ganze Schulen bildeten. Dehio nimmt eine namentlich für das damals baueifrige Mitteldeutschland bedeutungsvolle Vermittelung durch in Frankreich gebildete Wandermeister als Führer größerer, gleichfalls in Frankreich ausgebildeter Arbeitertrupps an, die etwa von 1150 bis 1250 gewirkt habe. Auf die verschiedenen Stufen der Übernahme der Gotik, die sich bei vielen, lange im Bau befindlichen Kirchen sämtlich wahrnehmen lassen, auf die Übergangszeit, die Frühgotik und Hochgotik mit den entsprechenden Denkmälern sei hier nicht eingegangen. Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts ist auch im deutschen Norden und Osten der gotische Stil durchgedrungen, wobei aber das Material, der Backstein, eine gewisse Bindung des Stils, namentlich eine Minderung der Dekoration, zur Folge hatte. Gleichzeitig macht sich die Baukunst von der bisherigen Abhängigkeit frei und beginnt die Gotik national zu behandeln, entsprechend dem allmählichen Sinken des französischen Einflusses wie dem immer schärferen Hervortreten deutsch-volkstümlicher, bald vorwiegend bürgerlicher Kultur. Die überreiche, glänzende Art der französischen Kathedralen findet im deutschen Bürgertum keinen rechten Anklang; auch wetteifert dieser Stand nur wenig mit dem monumentalen Streben einzelner großer geistlicher und fürstlicher Bauherren. Trotz des nüchterneren und herberen Geistes aber, den diese seit 1300 überwiegenden städtischen Bauten namentlich unter dem Einfluß der demokratisch und städtisch gerichteten Bettelorden tragen, die durch ihre allerdings einfachen, wenig formschönen zahlreichen Kirchen die Gotik überall einbürgerten, zeigt sich doch ein ausgesprochenes Streben in die Höhe und Weite. Hohe Einzeltürme, die die Freude am Stadtbild vermehrten, freilich oft verhältnismäßig zu hoch wurden, und die Hallenkirche wurden charakteristisch. Diese deutsche Eigenart verbürgte eine freiere Entwickelung und dauernderes Leben des neuen Stils, der deutsche landschaftliche Geist äußerte sich zugleich in größerer Mannigfaltigkeit, in Sonderstilen. Insbesondere trat dies bei jenem Backsteinbau der norddeutschen Koloniallande hervor, der trotz notgedrungenen Verzichtes auf manche Schönheiten doch ein mächtiges Zeugnis für den in die Weite gerichteten Blick seiner Erbauer und ihren strengen, das Überflüssige vermeidenden Sinn wurde. Von der Spätgotik, die mit dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts einsetzt und zahlreiche, aber immer mittelmäßigere Bauten hervorbringt, sei hier ebenfalls abgesehen.

Wichtig muß uns vor allem die kulturgeschichtliche Betrachtung der Gotik sein. Wieder tritt uns hier das Verhältnis zum Laientum als entscheidend entgegen. Was zur Gotik drängte, waren zunächst rein technische Motive. Es handelte sich um das Problem, den Gewölbebau, das Kreuzgewölbe besser zu sichern, auszubilden und leichter zu gestalten, weil die Entwickelung der Städte zu größeren Kirchen drängte. Entscheidend ist nicht allein der Spitzbogen, vielmehr die Kreuzrippen, die eine Umbildung der Bogen und Pfeiler und ein durchgebildetes Strebesystem herbeiführten. Die Wände werden vom Tragen entlastet und füllen nur den Raum zwischen den Pfeilern, alles wird gegliedert, durchbrochen, aufgelöst, leichter.

Jedenfalls ergab sich, namentlich auch durch das dekorative Beiwerk, eine Steigerung der Anforderungen an die Technik. Dehio hat nun sehr ansprechend ausgeführt, wie die romanische Kunst mehr naturalwirtschaftlichen, die gotische mehr geldwirtschaftlichen Charakter trage, wie die Gotik das Material, dessen Herbeischaffung damals schwierig war, reduzierte, aber der Arbeit größeren Wert verlieh, wie an Stelle der billigen grundherrlichen Arbeitskräfte mehr und mehr fachmännische Bauhandwerker traten, zuerst bei den Zisterziensern, die in den Kolonialländern Laienorganisationen im Dienste des Ordens verwendeten, wie sich inzwischen die städtischen Baugewerbe entwickelten, wie jetzt auch Laienmeister, zunächst in Frankreich, dann ebenso in Deutschland vorkamen, wie der überraschend auftretende Baueifer zu großen Kirchen drängte, die ganze Arbeitermassen erforderten, wie dann naturgemäß ein langsameres Tempo eingeschlagen, damit aber eine ständige, wenn auch geringere Bauarbeiterschaft notwendig wurde. Jetzt entsteht überall ein Bauamt, eine Kommission der geistlichen Bauherren, die aber gelegentlich auch Laien zu Mitgliedern hatte, das Programm entwarf, namentlich aber für Herbeischaffung des Materials und der materiellen Mittel durch Ablässe wie durch immer erneute Anspornung des Schenkungseifers sorgte. Weiter organisierte sich seit dem 13. Jahrhundert die eigentliche Arbeitstruppe, die Bauhütte, die, im wesentlichen eine Zunft der Bauhandwerker wie andere Zünfte, ihren Namen von dem Lokal her erhielt und eine Reihe technischer Innungsgeheimnisse und Zeichen hatte, in die man grundlos einen mystischen Charakter hineingeheimnist hat. Es waren also Laienkräfte in großem Maße, die die Gotik heranzog: nicht aber ist sie aus dem Laientum herausgewachsen. Die geistlichen Kräfte blieben die maßgebenden. Der Gotik liegt auch nichts ferner als eine der Weltlichkeit zugeneigte Grundauffassung. Im Gegenteil bedeutet sie die höchste Verkörperung einer auf das Überirdische gerichteten Weltanschauung und ist das glänzendste Zeugnis für den kirchlichen Sinn der Zeit. Sie gleicht der Scholastik, deren kunstvolles Wissensgebäude trotz freierer Richtung in der Wissenschaft von Gott gipfelte. Hier wird das Denken, dort die „vergeistigte" ungefüge Materie dem Glauben unterworfen.

Überhaupt lassen sich Gotik und Scholastik miteinander vergleichen. Jener Ausdruck Wissensgebäude deutet auf das künstlich konstruktive Wesen der Scholastik: sie hat durch ihre dialektische Methode ein System aufgebaut, das über den widerstrebenden Verstand zur größeren Ehre Gottes ebenso Herr wird, wie das gotische System das Starre gleich einem weichen Gebilde behandelt, den ungefügen Stein zu leichtesten, gar nicht in seiner Natur liegenden Formen zwingt. Wenn man ferner den scholastischen Aufbau auch künstlerisch nennen kann, da er das Massige der Gedanken in ein feingegliedertes System von logischen Denkvorgängen auflöst, so steckt in der Gotik wieder ein durchaus verstandesmäßiges Element. „Steinerne Scholastik" hat man die Gotik genannt. Weiter ergeben sich nun aber auch Beziehungen zur höfischen Kultur. Die äußere Formvollendung ist in dieser das Wesentliche so gut wie in der Scholastik und Gotik. Das Ungefüge, Elementare ist bei allen dreien zum Feinen abgetönt und durch ein System des Gesetzmäßigen bezwungen. Zugleich führt aber jener Charakter der Verfeinerung zu immer größerer Wertschätzung der Dekoration. Namentlich in den späteren Zeiten der Scholastik, wo die Spielerei, das spekulative Beiwerk zum Wesentlichen wird, wo es immer mehr auf die äußere dialektische Glanzleistung ankommt, und in der späteren Zeit der Gotik, wo das organische vor dem dekorativen Element immer mehr zurückweicht, die Überladung mit Ornamenten immer stärker, das Ornament selbst immer feiner durchgebildet und exzentrischer wird, tritt dieses Moment ebenso hervor wie durchweg im höfischen

Leben. Aber überhaupt darf das Zierwerk, die Dekoration von Anfang an als ein Grundzug aller drei Erscheinungen angesehen werden, und gerade darin prägt sich der französische Charakter aus, genau wie später im Rokoko. Jenes Verstandesmäßige ferner, das Kluge ist auch dem ritterlichen Geiste zu eigen. Das laiische Element endlich, das in der höfischen Kultur stark hervortritt, fehlt der Gotik wie der Scholastik wenigstens nicht ganz; es wird andererseits auch im Rittertum wieder unter ein mystisch-christliches Ziel gebeugt. Bei allen drei Erscheinungen stehen jedenfalls Kirche und Welt nicht mehr in schroffem Gegensatz.

Trotz ihrer französischen Herkunft ist nun aber das Charakteristische für sie alle doch ihre Internationalität. Sie entsprangen dem Aufschwung, den seit der Mitte des 12. Jahrhunderts das Kulturleben des romanisch-germanischen Völkerkreises im Abendlande nahm. Jener Zug zur Dekoration äußerte sich überhaupt schon früh, so in der Lebenshaltung, auf dem Gebiete der Kunst bereits in der vollendeten romanischen Baukunst wie in den Fortschritten der Malerei, der Plastik, des Kunsthandwerkes. Gleichzeitig begann eine feinere Ausgestaltung des Formensinnes, überhaupt eine liebevolle Behandlung des Einzelnen. Derselbe Zug trat im gesellschaftlichen und geistigen Leben hervor. Alles aber vollzog sich noch wie in einer großen Familie, überall getragen von den gleichen großen Kräften, dem im Vordergrunde stehenden Rittertum, dem höher gebildeten Klerus und dem wirtschaftlich bereits die Gesamtheit beeinflussenden Städtertum, die vereinigt waren in einem höher gerichteten religiösen Streben. Die nationalen und landschaftlichen Sonderentwickelungen (vgl. S. 232) sind, wenigstens was höhere Bildung, höheres Leben anlangt, noch immer nicht ausschlaggebend. Die gemeinsame Grundlage bot die überall gleiche Vorbereitung durch die übernommene römische Kultur, die Herrschaft der lateinischen Sprache, die immer noch lebendige Idee des allumfassenden römischen Reiches wie endlich die Einheit des christlichen Glaubens. Dazu kamen gewisse Bande der Verwandtschaft dieser Völker: der Adel war überall Abkömmling der germanischen Eroberer. Die Folgen der einstigen Zusammenfassung in einer großen Universalmonarchie äußern sich auch in der überall ähnlichen sozialen Entwickelung, jetzt namentlich in der des Rittertums. Universal, kosmopolitisch war ebenso die abendländische Bewegung der Scholastik: den ersten Führern aus romanischem Blut reihten sich bald andere aus englischem und deutschem an. Universal war der gotische Stil: er war vor allem der Stil der nun immer kräftiger sich entwickelnden mitteleuropäischen Stadt und zugleich eine Kunst, die von den Maßen der Antike sich abwandte und neuen „barbarischen" Formen zustrebte.

VI. Das Hervortreten des Volkstums und die Herausbildung einer volkstümlichen Kultur des Lebensgenusses.

Höfisches Rittertum, Gotik und Scholastik waren trotz der betonten nationalen Züge international wie die mittelalterliche Kirche, die mittelalterliche Kultur überhaupt, und doch tritt in derselben Zeit das deutsche Volk auch mit eigenen Kulturtaten hervor, ja es bedeutet diese Zeit die erste Emanzipation von der gemeinsamen lateinischen Bildung, die kräftigere Scheidung der nationalen Charaktere, die Ausgestaltung der eigenartigen Anlagen der verschiedenen Völker. Nach der Zeit glänzender Kaisermacht, politischer Vorherrschaft in Europa kam für Deutschland eine Periode politischen Niederganges, nach dem Falle der Staufer anscheinend nur Auflösung und Zerstörung, und doch war es zugleich eine Zeit kräftigster Äußerungen des Volkstums, volkstümlichen Gedeihens. Mit Unwillen spricht der politische Historiker von dem traurigen Wendepunkt unserer Geschichte, für ihn ist in der Schwächung des Kaisertums durch das Papsttum aller Grund künftigen Jammers ausgedrückt. Er kann auch mit Recht beklagen, daß noch immer nicht ein auf einen nationalen Staat gerichtetes Nationalbewußtsein entsteht. Der Kulturhistoriker sieht in derselben Zeit mit Freude ein kräftiges Weben und Gestalten des Volksgeistes. Gewiß, die große zentrale Gewalt litt unsagbar. Der Kaiser, „die Säule", wie ihn die österreichische Reimchronik nennt, „welche die Ehre der Christenheit auf sich trägt", der Hort der Gerechtigkeit, der Bewahrer des Friedens, der Schutz aller Schwachen, war ein einflußloser Faktor geworden. Zur Erfüllung seiner Aufgaben fehlten ihm die finanziellen Mittel wie die militärische Macht, seinen Willen durchzusetzen. Weltherrscher hatte er sein wollen und war in Deutschland machtlos, ohne festen Sitz; in seinem Schutze sollte die Kirche gedeihen, und diese Kirche triumphierte über ihn. Der Tiefstand dieser Entwickelung war das Interregnum, die oft berufene „kaiserlose, schreckliche Zeit", aber auch ihr Ende bedeutete nicht den Sieg des Kaisertums, sondern den der territorialen Fürsten. Diese waren in Deutschland die Herren, freilich doch nicht die allmächtigen. Neben ihnen strebten die Städte empor. Überhaupt fühlten und regten sich die kleinen Gewalten, es bildeten sich die Grundlagen der deutschen Sonderpolitik ohne nationalen Geist, es erwuchs die Verfassung, in der das deutsche Leben bis ins 18. Jahrhundert hinein sich bewegte. Es vollzog sich eine völlige Neugliederung der staatlichen Gewalt. Das Aufkommen der Landesherren charakterisiert die Periode. Aber steckt nicht in diesen neuen Gestaltungen und Bildungen frisches Leben, in dem Egoismus auch Gesundheit? Zeigt sich nicht schon hierin wirkliche Volkskraft, die gegen einengende Mächte sich wehrt?

Zunächst freilich überwiegt der äußere Eindruck des Chaotischen. Die Stände betonten nur den Gegensatz gegeneinander, gerade umgekehrt wie in England und Frankreich,

wo sie sich jetzt näher kamen; das Lehnssystem, der Feudalstaat zeigten nun, wo die oberste Gewalt zerfallen war, alle ihre Schwächen. Die Ausübung der wichtigsten staatlichen Funktionen durch Teilkräfte ergab nahezu das Versagen derselben: wie man kein Reichsheer mehr zusammenbringen konnte, so zerfiel die Rechtspflege, starb der Landfriede. Der schon für das 12. Jahrhundert (vgl. S. 224) geschilderte nackte Egoismus der Stände steigerte sich noch. Er wirkte oft geradezu unsittlich; der gepriesene Landgraf von Thüringen wechselte die Partei fortwährend, zum Teil direkt durch Geld gewonnen. Überhaupt gaben in dem Thronstreit zwischen Philipp und Otto die Fürsten ein abstoßendes Bild der Treulosigkeit. „Da hin, da her ward nie so wert in deutschen Landen" sang Walter von der Vogelweide. Jeder kannte nur seine Interessen, verfocht sie mit gewaffneter Hand, auch gegen Recht und Sitte, und suchte sich für Übergriffe der Höheren an anderen schadlos zu halten. Gegenüber dem Versagen der öffentlichen Ordnung war von nun an bis ins 16. Jahrhundert hinein das lange von Staat und Kirche bekämpfte Recht der Selbsthilfe, das Faustrecht, völlig in Geltung.

In dieser Erscheinung steckte aber trotz ihrer nunmehrigen Ausbildung und Regelung im einzelnen ein uralter Zug. Das Rechtsuchen des geschädigten Germanen auf eigene Faust, eine feststehende Rechtsanschauung, dringt wieder mächtig empor, nun in der Form der Fehde. Bei dem Adel hatte sich diese Fehdelust schon im 11. und 12. Jahrhundert gezeigt: der Gottesfrieden (vgl. S. 196) sollte das Mittel sein, sie einigermaßen einzudämmen. Ebenso suchte alsbald auch die weltliche Obrigkeit durch Landfrieden dem Unwesen zu steuern. Aber schon Kaiser Friedrich I. scheiterte mit seinen Friedensbestrebungen (1152, 1158). Zu Anfang des 13. Jahrhunderts wucherten überhaupt die Gewalttaten wieder üppig. Eine Stelle aus Burchards Ursperger Chronik lautet, man könne nicht von einem Dorf zum andern gehen, ohne tribuliert zu werden. Zorns Wormser Chronik gibt nach einer alten Quelle folgendes Urteil ab: „Damals stund's in Deutschland und fürnehmlich am Rhein also, daß, wer der stärkste war, der schob den andern in den Sack, wie er konnt und möchte". Solche Zustände einzudämmen, wurden immer wieder Anläufe gemacht. Friedetage schreibt auch der „Sachsenspiegel" vor; 1235 auf dem Mainzer Reichstage, auf dem der Kaiser noch einmal als glänzende Spitze des Lehnsstaates erschien, erließ Friedrich II. einen großen Landfrieden, der vor allem die unberechtigte Fehde durch Gegenüberstellung einer berechtigten, der zunächst die gerichtliche Klage vorausgegangen war, zurückdrängen sollte. Aber viel wurde damit nicht erreicht. Die Zeiten der Kaiserlosigkeit haben dann erst recht das alte Unwesen gefördert. So sehr nachher Rudolf von Habsburg durch die Niederlegung der Raubburgen, durch die Festsetzung eines neuen Landfriedens von 1274 wie durch seine Bemühungen um ganze Friedensbünde für den allgemeinen Frieden arbeitete, durchzusetzen hat er ihn doch nicht vermocht, und die Fürsten haben sein Streben kaum anerkannt. Anderseits wirkte gerade jene Idee der berechtigten Fehde keineswegs friedefördernd. Das Fehderecht bildete sich mehr und mehr als Gewohnheitsrecht aus, das, wenn es an bestimmte Formen und Regeln gebunden war, niemandem mehr anstößig schien. Im Laufe des 14. Jahrhunderts und fernerhin griff es immer weiter um sich. Fehden der Fürsten, Ritter und Städte gegen- und untereinander wechselten in allen Formen ab, und lange zog sich dann das verderbliche Übel hin, das oft aus geringfügiger Ursache entstanden war; ja selbst Dörfer kamen zu Fehden, und schließlich sagten auch der kleine Mann, der geschädigte Händler, die beraubte Witwe ihren Peinigern Fehde an, und wenn sie Hilfe fanden, konnte wirklich daraus etwas entstehen. Manche Fehdeansagen späterer Zeit, wie die von Schuhmachergesellen an einige Leipziger Professoren, waren freilich lächerlich. In echt deutscher Weise bildeten sich auch

immer mehr bestimmte Formen und Regeln der Fehde in Ansage und Verlauf aus, Altes und Junges durcheinander. Sehr früh ist das Motiv für die Fehde nicht selten die einfache Raublust gewesen. Durch Gefangene wurde Lösegeld erpreßt, der Krieg war ein Erwerbsmittel, ein reines Geschäft. Aber schon in den höfischen Zeiten band sich diese verbreitete Untugend nicht einmal an diese Form, sondern man raubte, wo und wie es einem gefiel (vgl. S. 276), reisende Kaufleute und fette Klöster wurden immer mehr die Hauptopfer. In verkehrsreicheren und fruchtbaren Gegenden wurde der Raub ein einträgliches Gewerbe, und die die Straße sperrenden Burgen wurden zu Räuberhöhlen. „Die Reuter und Edelleute", berichtet Zorns Wormser Chronik vom Rhein, „nährten sich aus dem Stegreif, mordeten, wen sie konnten, verlegten und versperrten die Päß und Straßen und stellten denen, so ihres Gewerbes halber über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach." Am schlimmsten wurde dieser Zustand eben zur Zeit des Interregnums, wie er sich etwa in den Klagen Bertolds von Regensburg widerspiegelt, wie ihn Meister Rumelant abschreckend schildert. Die Begleiterscheinung der Raubsucht, auf die auch Rumelant anspielt, die Bertold zornig beklagt, und für die er Kaiser und Fürsten verantwortlich macht, die Rechtsunsicherheit sowie die Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter, vermehrte noch das Unerträgliche der Zustände, ebenso wie der Schutz, den die Großen den Räubern, die sie militärisch brauchten, angedeihen ließen.

Aber keineswegs ist nun durch diese üblen Verhältnisse das deutsche Volk in seiner Kraft gebrochen worden. Schon eine Erscheinung des politischen Lebens kann das zeigen. Das Volk war stark genug, in dem Prinzip der Einung das beste Mittel der Selbsthilfe zu finden. Am kraftvollsten machte sich sein zukunftsreichster Teil in den Städtebünden geltend, die auch nach dem Scheitern des großen Bundes von 1254, dem nicht nur Städte angehörten, immer von neuem Friede und Recht zu sichern suchten. Neben den Städtebünden, auf die wir noch (S. 317) zurückkommen, sind die Bündnisse unter den Territorialherren, an denen auch Städte beteiligt waren, Mittel gewesen, wie den Landfrieden, so überhaupt ein einigermaßen kräftiges Gegengewicht gegen die Auflösung und eine gewisse wirtschaftliche Organisation durchzusetzen. Dieser Zusammenschluß zeigte sich sogar bei den Hauptruhestörern, den Rittern; bei ihnen freilich erst, als sie den Rückgang ihrer wirtschaftlichen und militärischen Leistungsfähigkeit merkten. Im 14. Jahrhundert, zum Teil aber auch schon früher — wir kennen aus dem 13. Jahrhundert wenigstens einige Namen: die „Wölfe", die „Nebelringen" —, schlossen sie sich in den zersplittertsten Landschaften, in Schwaben und am Rhein, zu zahlreichen Ritterbünden zusammen. So gab es die Wetterauische Gesellschaft, den Georgsschild, den Wilhelmsschild, den Löwenbund, die Schlegler, die Gesellen, „die die roden arme hant" (1331), die mit dem Schwert, der Krone, vom Stern, vom Falken u. s. w. Sie hatten zuweilen selbst Herren an der Spitze, oder es schlossen sich Städte an, anderseits trieben sie aber oft nur die Übergriffe im großen und erschienen namentlich den Städten gefährlich. Aber kräftige Selbsthilfe zum Schutz ihrer Rechte war doch auch für sie das leitende Motiv. Und so war es überall. Selbst die Bauernschaften haben sich zuweilen geeint. Es wurde anderseits das Entsetzliche der Zustände nicht immer sehr tief empfunden. Die Sehnsucht nach Recht und Gerechtigkeit, nach einer Macht, die gegenüber den selbstsüchtigen Kämpfen der Zeit das Wohl aller vertrat, war freilich da: sie spricht sich in der Kaisersage aus. Der Volkswohlstand hat unzweifelhaft starke Schädigung erlitten: mancher Bauer hat, räuberischen Einfällen schutzlos preisgegeben, seinen Acker nicht bestellen können, zumal wenn er alles Viehes beraubt war, oder hat gar seine Scholle verlassen müssen; mancher Kaufmann ist um Hab und Gut gekommen. Aber man war dazumal gegen Tod und

Vernichtung etwas abgestumpft und an eine gewisse Unsicherheit des Daseins gewöhnt; es waren ferner die durchaus nicht immer sehr blutigen Kriege doch lokal beschränkt. Der eigentlich niedergehende Volksteil endlich waren nicht die unterdrückten Schichten, sondern die unterdrückende, das Rittertum. Besiegelte die Fehde den schon unaufhaltsamen wirtschaftlichen Ruin vollends, machte sie die Ritter zu einer disziplinlosen Schar — die Notwendigkeit eines Mittelpunktes und Zusammenhaltes zeigte sich eben in den Bünden —, so schädigte das Raubwesen das Rittertum trotz materiellen Gewinns moralisch aufs tiefste, machte es jeder Versöhnung mit dem Neuen abhold und, wie Friedrich v. Bezold treffend bemerkt, „zu einem entschieden kulturfeindlichen Element und zur Schande des Reichs". Dem Ruin des Rittertums steht der wirtschaftliche Aufschwung der unteren Stände, der auch durch die Permanenz des Krieges und der Räubereien nicht aufgehalten wurde, gegenüber. Vor den Übergriffen des Ritters aber duckte sich das Volk nicht: wie kräftig spricht der Trotz aus jenen Fehdeansagen auch der kleinen Leute; überall, auch bei Steuern und Zinsen, wich man nur dem Zwang. Der sich breit machende Zug zu Exzessen im Genuß wurzelt gerade auch in den unteren Schichten.

An sich hatte ja, wie wir sahen, die Herausbildung des Ritter- wie des Bürger- und Bauernstandes auch schon eine Hebung, ein Sichdurchsetzen der niederen Klassen und zugleich den Sieg einer laiischen Kultur bedeutet, aber das Rittertum war eine abgeschlossene Aristokratie geworden, ebenso wie die Führung des Bürgerstandes in den Händen eines hochmütigen aristokratischen Patriziates lag. Alles schien eine unvolkstümliche Entwickelung zu nehmen. Das wurde mit dem Ende des 13. Jahrhunderts anders. Die begonnene Hebung setzt sich nun in einer gewaltigen demokratischen Strömung fort. Dieses Emporkommen und Sichgeltendmachen der unteren Bevölkerung, doch wohl in seiner Wichtigkeit bisher nicht genügend betont, hatte der maßgebende Stand, das Rittertum, schon empfunden und abzuwehren gesucht, in sozialer wie in militärischer Beziehung. Er fühlte sich unangenehm berührt von dem volkstümlichen Treiben der Bauern. Und doch drang dieses sogar in seine Schichten ein. Überhaupt ist sein Verfall nicht zuletzt einem Wiederaufleben des heimischen Geistes in den eigenen Reihen gegenüber der romanischen Feinheit zuzuschreiben. Militärisch suchte er — und es gelang ihm zeitweise — das plebejische Fußvolk zu unterdrücken. Aber er mußte schließlich erleben, daß sein gepriesenes Reiterheer 1315 unter Herzog Leopold bei Morgarten von den Bauern von Schwyz und Uri total geschlagen wurde, daß es 1319 dem Überfall der Dithmarscher Bauernhaufen unterlag, ebenso wie es 1316 im Hainholz bei Stralsund den Städtern nicht widerstehen konnte. Schon war das Fußvolk in unaufhaltsamem Vordringen (siehe die Abbildung, S. 298). Und mit diesem Erstarken der unteren Stände geht nun ein ungeheurer Aufschwung des Volkstums an sich einher, wie er sich schon längere Zeit vor allem in der Kolonisation des deutschen Ostens und weiter in dem Aufkommen der deutschen Schriftsprache, zunächst auch noch verknüpft mit dem Emporkommen des niederen Adels und der Städte, äußerte. Daneben steigert sich der Einfluß volkstümlicher Art und volkstümlicher Lebensauffassung.

Mit dem 13. Jahrhundert beginnt so eine neue, wahrhaft volkstümliche Epoche des Mittelalters. Wie sich jetzt die Nationalitäten in der europäischen Völkergesellschaft überhaupt schärfer voneinander abheben, wie die kulturelle Internationalität langsam vor englischem und französischem, vor deutschem und italienischem Volkstum schwindet, so zeigte sich die Volkskraft auch im inneren Leben. Und obgleich sich in Deutschland nicht wie in Spanien und Frankreich die nationale Macht politisch fest konsolidierte, obgleich man ferner von einem wirklichen Nationalgefühl und von allgemeinem Nationalbewußtsein nicht reden kann,

begann ein Zeitalter nationaler Kultur, eine Periode zukunftsreicher Leistungen des Gesamtvolkes. Dieses Volk war nun freilich damals, wie auch schon früher, nicht mehr dasselbe wie zu altgermanischer Zeit: unmöglich konnte die bewegte Entwickelung der letzten Jahrhunderte, unmöglich die Aufnahme fremder, z. B. romanischer, Elemente spurlos am Äußeren des Volksschlages vorübergegangen sein; wir kommen darauf später noch zurück. In unserer Periode wird vor allem wichtig, daß im Osten seit Beginn der deutschen Kolonisation eine immer stärkere Mischung mit Slawen stattfand. Die Slawen wurden allerdings zu einem großen Teil völlig vernichtet, namentlich in der Mark geradezu ausgerottet, zu einem anderen Teil aber sicher von der herrschenden deutschen Neubevölkerung aufgesogen, obgleich diese verächtlich auf die Slawen herabsah (vgl. S. 237), nicht mit ihnen zusammenwohnen wollte, sie das deutsche Recht nicht genießen ließ und sie im allgemeinen als dienende Klasse behandelte. Es erklärt sich daraus auch entschieden das herrische Auftreten der oberen Klassen im Nordosten.



Die neue und die alte Kampfweise. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text, S. 297.

Aber eben die unteren Klassen hatten sich mehr und mehr mit den Slawen gemischt, und schließlich ist ein Aufsteigen aus ihnen doch möglich gewesen. Viel stärker mischten sich beide Völker aber in Ländern, in denen, wie in Schlesien, die slawischen Fürsten selbst die deutschen Ansiedler herbeigezogen hatten. Dort herrschte ein sehr friedliches Verhältnis. Sehr hübsch hat Gustav Freytag bei dem schlesischen Volkscharakter die Verbindung slawischer und deutscher Art gezeichnet. Überhaupt kann der Gegensatz nicht allzu scharf gewesen sein, sonst hätte im 13. Jahrhundert der Bischof Bogufal nicht behaupten können, daß die Intimität zwischen Deutschen und Slawen alle Völkerfreundschaften der Welt übertreffe, eine Behauptung, der freilich viele andere Äußerungen über Rassenhaß, z. B. zwischen Slawen und Friesen (bei Helmold), gegenüberstehen. Der gar nicht oder wenig mit Slawen gemischte Teil der Kolonialdeutschen, zu denen alle Stämme Deutschlands doch beigetragen hatten, war nun aber auch eine Art Neuprodukt. Nicht wie der Schlesier heiter und wortreich, unkritisch und sorglos, ohne Dauerhaftigkeit und Ernst, zeigt dieser Teil, insbesondere der Märker, den echten harten, kolonialen, energischen

ruhig-nüchternen, selbstvertrauenden und kritischen, rasch und praktisch handelnden Charakter. Noch heute versteht ein Norddeutscher besser und schneller fertig zu werden als zehn Bayern.

Der Zug nach Osten hat ferner die schon im Gange befindliche Verlegung des kulturellen Schwerpunkts nach Osten gebracht, von der wir später im Zusammenhang sprechen werden (vgl. Kapitel IX). Immerhin bewahrte der Westen ein durch das Alter seiner Kultur erklärliches Übergewicht. Man kann z. B. im allgemeinen von einem wirtschaftlich günstigen Zustand Deutschlands im 13. Jahrhundert sprechen. Aber die Höhe der wirtschaftlichen Entwickelung ist doch territorial sehr verschieden. Ein Maßstab dafür könnte sein, wie weit die Leistungen der Landwirtschaft imstande waren, die damals so häufigen Hungersnöte fernzuhalten. Da findet sich nun ein auffälliger Unterschied der einzelnen Landschaften. Je weiter nach Osten, insbesondere nach Südosten, um so mehr nahmen im 13. Jahrhundert die Hungersnöte zu. Das alte nordwestliche und mittelrheinische Kulturland war vor ihnen am sichersten.

Eine ähnliche Beobachtung kann man bei der so wichtigen Mündigwerdung der deutschen Volkssprache machen. Wie darin den Deutschen überhaupt die ältesten Kulturnationen vorangehen, Südfrankreich und Spanien im 12. Jahrhundert, Italien vielleicht auch schon damals, sicher aber zu Beginn des dreizehnten, so sind innerhalb Deutschlands in dieser Entwickelung der Westen wie der Süden dem Osten um Jahrzehnte voraus. Im Westen vom Niederrhein bis zur Schweiz und im Süden in den alten Donauländern kommen deutsche Urkunden bereits vor der Mitte des 13. Jahrhunderts vor, später erst verbreiten sie sich über das übrige Deutschland. Die wenigen viel früheren Ansätze zur Verwendung der deutschen Sprache im geschäftlichen und amtlichen Leben zur Zeit Karls des Großen und nach ihm ebenso wie die kleineren niederdeutschen urkundlichen Denkmäler des 9. Jahrhunderts können hier ganz außer Betracht bleiben. Freilich ist jene Volkstat doch mehr ein Ergebnis höherer Kultur gewesen. Es ist eine höher kultivierte Schicht, die der Volkssprache Bahn gebrochen hat, das Rittertum. Das volkstümliche Element, das im niederen Adel steckte, und die Betonung des Weltlichen gegenüber der lateinischen, geistlich-asketischen Kultur haben, allerdings in Befolgung des von Frankreich gegebenen Musters, die Sprache des Volkes, des mündlichen Verkehrs auch zur schriftlichen Fixierung gebracht, zunächst um schriftlich die poetischen Erzählungen des Sängers, die volksmäßige Heldensage, die die Spielleute der höfischen Welt vermittelt haben, wie die Lieder des Minnegehrenden festzuhalten. Aber derselbe niedere Adel hat dann auch die Verwendung der Muttersprache im schriftlichen Verkehr des praktischen Lebens gefördert. In seinen Urkunden, die von den Traditionen der großen Kanzleien unabhängig waren und von vereinzelten Schreibern herrührten, überdies einfache Formen hatten, kommt schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts und dann immer häufiger, nachdem sich anfangs überhaupt in den Urkunden deutsche Einzelbezeichnungen, sogar ganze deutsche Sätze eingeschlichen hatten, die deutsche Sprache auch für das ganze Stück zur Anwendung, zuerst, wie erwähnt, am Rhein und in Süddeutschland. Ja, eine sehr frühe, ganz vereinzelte Augsburger Schenkungsurkunde etwa aus dem Jahre 1070 hängt ebenfalls mit jenen Kreisen zusammen. Die Mehrzahl dieser adligen Herren verstand eben nicht Lateinisch, wollte aber ihre Angelegenheiten jetzt nach dem eigenen Kopfe behandelt wissen. Derselbe Grund brachte, ähnlich wie in die noch zu erwähnenden Dienstrechte, in diejenigen politischen Urkunden, die namentlich in die Interessensphäre des niederen Adels fielen, die Sühnen und Schiedssprüche, weiter in die politischen Verträge, Bündnisse u. s. w. immer stärker die deutsche Sprache hinein. Etwas Ähnliches gilt von der Königsurkunde, bei der, wie Vancsa gezeigt hat, „das Auftauchen der deutschen Sprache nur eine notwendige

Begleiterscheinung des Einflusses der Privaturkunde ist und auf Rechnung des Anteiles, den die Empfänger an der Herstellung der Königsurkunden nahmen, gesetzt werden muß". Bei den deutsch abgefaßten Königsurkunden überwiegen daher wieder bezeichnenderweise die Sühnen und Schiedssprüche. Später als der niedere Adel, dem auch die größeren Herren allmählich folgten, äußerte seinen Einfluß auf die Schriftsprache der zweite Faktor des Volkes, der jenen an Bedeutung bald übertreffen sollte, das Bürgertum; wenigstens blieb die offizielle städtische Vertretung, die die Tradition der Kanzlei schwer durchbrechen konnte, zurückhaltender. Städtische Urkunden wurden etwa zwei Jahrzehnte später deutsch als die des Adels, am spätesten die der Hansestädte.

Zur praktischen Anwendung des Deutschen zwangen aber die Interessen der Gesamtheit, die realen Ansprüche des Volkes immer mehr. In demselben Maße wie die ästhetischen Neigungen der höfischen Gesellschaft zurückgingen, wie die Pflege der Dichtung abnahm und diese selbst stetig verfiel, wurde entsprechend der zunehmenden Wichtigkeit der Prosa des Lebens, der weltlichen Sorgen und Interessen nicht mehr nur die Poesie, sondern nun auch die schlichte nüchterne Prosa von der deutschen Sprache erobert. Namentlich die Sphäre des Rechtslebens mit ihren Neubildungen ist hier von maßgebender Wichtigkeit gewesen. Schon die Aufzeichnung von Dienstrechten (Köln) oder Stadtrechten (Soest, Straßburg, Lübeck) in lateinischer Sprache, wie sie uns im 12. Jahrhundert — ein Bamberger Dienstrecht schon im 11. Jahrhundert — entgegentreten, zeigt die zunehmende Rücksichtnahme auf die Interessen der Laien: ihr entspringt auch die praktische Anwendung der deutschen Sprache. In diesem Falle war aber nicht der höherstehende Süden der Ausgangspunkt, sondern Sachsen. Es war vor allem der um 1230 entstandene „Sachsenspiegel" Eikes von Repgowe, der dem Volk in seiner Sprache sein Recht kündete. Freilich war auch er ursprünglich lateinisch abgefaßt und erst auf Bitten des Grafen Hoyer von Falkenstein von Eike selbst zu „allgemeinem Dank" „ins Deutsche gewandt" worden. Bald folgte ein Akt der Reichsgesetzgebung, der Mainzer Landfrieden von 1235, der dem Volke nicht nur in lateinischem Text, sondern auch in deutscher Übersetzung zugänglich wurde. Andere ähnliche Gesetze schlossen sich an bis zu dem weitestverbreiteten allgemeinen Landfrieden Rudolfs von Habsburg (1287). Im Jahre 1275 legte auch das Parallelstück zum „Sachsenspiegel", der „Schwabenspiegel", mit der Anwendung der deutschen Sprache den Grund zu seiner weiten Verbreitung. Am schärfsten ging das durch Friedrich II. neuorganisierte oberste Gericht, das Reichshofgericht, vor, das nicht nur seit Rudolf von Habsburg die deutsche Sprache in seinen Urkunden anwendete, sondern auch für das Deutsche bestimmte gleichmäßige Formeln ausbildete. Auch in die Stadtrechte dringt nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, im 14. Jahrhundert immer siegreicher, die deutsche Sprache ein, ebenso in die ländlichen Weistümer der niederen Gerichte, die häufiger allerdings erst im 14. und 15. Jahrhundert vorkommen. Die Dienstrechte, z. B. das Baseler, wenden schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts fast durchweg die deutsche Sprache an. Drang anderseits im Gegensatz zu den erwähnten Privaturkunden des Adels in die Urkunden der Städte und großen Herren, die ein ausgebildetes Kanzleiwesen mit feststehenden Regeln hatten, und erst recht in die Urkunden der Bischöfe und der Klöster die deutsche Urkundensprache nur langsam ein, so zeigt gerade die zentrale Instanz die stärkste Hinneigung zu ihr, selbst wenn wir die erwähnte Beeinflussung durch den Empfänger mit Vancsa für alle deutschen Königsurkunden dieser ersten Zeit, z. B. auch für die Bestätigungen, annehmen.

Es scheint uns insbesondere, als ob sich solche Tendenzen stärker in der Person Rudolfs von Habsburg verkörperten. Zunächst hat er, ähnlich dem Adel, seine Privaturkunden

(Käufe u. s. w.) auch als König deutsch abfassen lassen. Daß die königlichen Sühnen und Schiedssprüche, die am ehesten deutsch sind, erst von seiner Regierung an in größerer Masse auftreten, kann man zwar aus seinen inneren Friedensbestrebungen erklären, aber auch in die anderen Königsurkunden dringt gegen den Schluß seiner Regierung das Deutsche immer mehr ein. Dazu kommt, daß auch die hofrichterlichen Urkunden in deutscher Sprache erst unter ihm auftreten. Sollte man unter diesen Umständen einer alten Nachricht von einem persönlichen Vorgehen Rudolfs von Habsburg ganz skeptisch gegenüberstehen? Die allerdings nicht zuverlässige, hier aber auf eine Klosterquelle zurückgehende Chronik des Sigismund Meisterlin aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erzählt: „Zu dieses Rudolphus Zeiten wolten sich die teutschen Fürsten, steten und herren enthalten des lateinischen und der notarybrief, die durch die lateinischen allein gemacht werden". Um die übeln Folgen der Herrschaft des Lateinischen für den gewöhnlichen Mann zu beseitigen, habe man 1283 in Nürnberg die deutsche Sprache der lateinischen gleichberechtigt gemacht. Freilich ist Rudolf 1283 nicht in Nürnberg gewesen, und von einem derartigen Reichsgesetz wissen wir nichts: aber in diese Form mag sich der Eindruck, den die nationale Wandlung allgemein hervorrief, leicht gekleidet haben. Die Nachricht kehrt viel später, bei den eifrigen Förderern der deutschen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert, immer wieder, so bei Schottelius, der sich auch auf Goldast beruft, bei Megalissus u. s. w. Hier wird das Gesetz ins Jahr 1273 oder auf den Reichstag zu Frankfurt 1274 verlegt. Jedenfalls ist der Zusatz Meisterlins: „ein ietlicher vernünftiger mag versteen, wie durch solich kaiserlich decret ein großer hinderschlag ist beschehen den Walhen [Welschen] und hilf und ein enthaltung [Unterstützung] den Teutschen", ebenso richtig und volkstümlich wie seine Motivierung des Schrittes aus der Unzufriedenheit mit dem Lateinischen, „dardurch oft in großen sachen die betrogen wurden, die latein nit verstunden". Bei Rudolf von Habsburg mag sein Zusammenhang mit dem Adel zur Anwendung von dessen Gewohnheiten, die er ja auch in seinen Privaturkunden zeigt, im offiziellen Leben geführt haben. Er hat ferner sowohl eine starke Neigung zum Volkstümlichen, selbst zur Derbheit, die der gemeine Mann dankbar anerkannt hat, besessen, als auch praktischen Geschäftssinn bewiesen. Er war kein Mann mehr nach dem Herzen der höfischen Zeit, und die Sänger hatten keinen Anlaß, seine Freigebigkeit zu rühmen. Er hielt gern zu den Bürgern, wie er für diejenigen Straßburgs gekämpft hatte; er hatte die Kaufleute gegen die reisigen Räuber geschützt. So steckt in ihm ein starker Zug der volkstümlichen neuen Zeit. Jedenfalls hat seine Zeit den Sieg des Deutschen in der Urkunde wesentlich mit angebahnt, und wenn um 1270 in der „Summa Conradi" der lateinischen Urkundensprache der unbedingte Vorzug gegeben wird, so kann man doch mit Vancsa um 1300 den Sieg des Deutschen in den Urkunden des Südens und Westens für entschieden halten, während es erst etwa dreißig Jahre später in Mitteldeutschland, erst 1350 in Niederdeutschland überhaupt durchgedrungen ist.

Der damals noch vorwiegend öffentliche Briefverkehr und der der Urkunde vielfach nahestehende geschäftliche Charakter desselben lassen nun auch für ihn, durch dessen Zunahme sich ein mehr oder weniger organisiertes Botenwesen (siehe die Abbildung, S. 302) nötig machte, eine ähnliche Wandlung vermuten. Wie die deutsche Urkunde aus der lateinischen, so entwickelt sich der deutsche Brief langsam aus dem lateinischen Brief; aber in dem Durchdringen des Deutschen hinkt er hinter der Urkunde her, wobei allerdings der größere Verlust von Briefen zu bedenken ist. Im 14. Jahrhundert zeigt der Briefverkehr noch durchaus doppelsprachigen Charakter, in Niederdeutschland ist der lateinische Brief auch im fünfzehnten noch nicht ganz ausgestorben. Gleichwohl haben neben diesem, für die zukünftige Entwickelung allein maßgebenden

geschäftlichen Briefverkehr sich starke Spuren eines intimeren Briefverkehrs erhalten, die bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine vollendete deutsche Briefsprache bezeugen. Es sind die Briefe der Mystiker, die überhaupt die deutsche Prosa früh in einer bewundernswerten Weise gepflegt haben. Wie wir schon für die Minnezeit einen deutschen, meist poetischen Liebesbriefverkehr, freilich nicht in großem Umfang, annehmen müssen, so hat starkes inneres Empfinden bei den Mystikern auch den alten klösterlichen Briefwechsel — meist handelt es sich um Briefe zwischen Männern und Frauen — in deutsches Gewand gebracht: das mächtige Gefühlsleben zwingt zum Gebrauch der Muttersprache. Es findet sich in diesem geistigen Minneverkehr manche Anknüpfung an jenen höfischen Verkehr, ähnlich wie sich der deutsche Kirchengesang des 14. Jahrhunderts auf Nachwirkungen jener Zeit zurückführen läßt. Wenn wir aber anderseits weder den höfischen noch den mystischen Briefverkehr als Grundlagen weiterer Entwickelung ansehen können, so steckt in dem letzteren doch schon das wiederholt als wichtig bezeichnete volkstümliche Element. Er umfaßte weite Kreise, nicht nur Geistliche, sondern auch Laien, und tief wurzelte in den Mystikern ein Zug zum Volke (vgl. S. 336 f.).


Bote. Aus der Melusinenhandschrift (15. Jahrhundert), im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1883. Vgl. Text, S. 301.

Die zweite Kulturtat, die das deutsche Volk als Gesamtheit in einer Zeit politischen Auseinanderfallens vollbrachte, war die Kolonisation des deutschen Ostens. Diese oft gepriesene und oft dargestellte, aber weder in ihren Ursachen noch im Zusammenhang des Ganzen völlig erforschte Bewegung reicht in ihren Anfängen vor die hier besonders betonte Periode zurück und umfaßt drei Jahrhunderte, das 12., 13. und 14. Die Hauptarbeit aber vollzieht sich gerade seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis hin zur Mitte des nächsten. Noch zu Ende des 13. Jahrhunderts wird in einer elsässischen Geschichtsquelle der Umfang Deutschlands im wesentlichen in den bisherigen alten Grenzen ohne Ostelbien angegeben. Man darf in der Bewegung keine bewußtnationale Aktion sehen: sie war vor allem eine wirtschaftliche Kraftleistung ersten Ranges, hervorgegangen aus sehr materiellen Interessen, insbesondere der Fürsten und Herren, aber auch aus dem Wunsche der Ansiedler, ein besseres materielles Los zu erlangen. Gleichwohl war sie ein Zeichen wirklicher innerer Volkskraft und Arbeitslust — als Arbeitsmenschen (homines laboris) werden die Deutschen in einer Quelle damals bezeichnet — und in ihren Folgen von größter allgemeiner Bedeutung. Von den Eroberungen in sächsischer Zeit war schon die Rede (vgl. S. 74 f.), und anderseits machte im Südosten seit der Schlacht auf dem Lechfelde die Kolonisation durch die Verleihung von Land an Bistümer und Klöster wie an weltliche Herren große Fortschritte. Aber diese Kolonisation in der Ostmark, in Österreich ist eine Sache für sich. Die von den sächsischen Königen dort begonnenen Gebietsverleihungen setzten sich unter den Franken fort: es war wesentlich eine Organisation des nach Neuland strebenden großen

Grundbesitzes, die sich dort bildete und die Siedler aus dem Westen herbeizog; es war eine friedliche Verdrängung der Slawen fast ausschließlich durch Bayern. Die Dinge waren hier im wesentlichen seit dem 12. Jahrhundert abgeschlossen. Hier war jetzt alles deutsch, was Kultur hieß. Hier war sogar ein Hauptnährboden des neuen literarischen Lebens (vgl. S. 259).

Ganz anders entwickelten sich die Dinge auf dem Schauplatz im Norden. Wir können hier aber nicht an die Politik der Sachsen anknüpfen: die italienische Politik hat vernichtet, was schon in gutem Gedeihen war, und später mußten die Herrscher froh sein, wenn sie ihr Reich vor Bedrohung durch die mächtigen neuen slawischen Staatenbildungen schützen konnten. Was an deutschen Keimen hier gepflanzt war, mag nicht alles verloren worden sein, an den geschaffenen Organisationen bot sich ferner auch späterhin ein gewisser Rückhalt, aber die Bewegung, die uns beschäftigt, hängt nicht unmittelbar damit zusammen. Ihre erste Periode freilich weist noch in vielen Beziehungen gleiche Erscheinungen auf. Das Ziel war, wie früher, Eroberung der slawischen Lande und Bekehrung ihrer Bewohner. Seit dem Sachsenherzog Lothar, der später König wurde, war diese Politik wieder aufgenommen worden; nur wurde sie nicht mehr vom Reiche, sondern von den Landesherren getragen. Wie früher ging die Eroberung mit der Christianisierungs- und Kolonisierungstätigkeit der Mönchsorden Hand in Hand. Die Kirche war noch immer, namentlich im Sorbenlande, die Trägerin der Kultur, nun nicht länger der römischen, sondern einer mehr deutschen. Als Missionare wirkten in slawischen Gegenden zunächst die Prämonstratenser; für die Germanisation waren, namentlich seit der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die Zisterzienser wirksam. Aber neu war, daß die Fürsten, die, wie in Helmolds Slawenchronik von den Feldzügen Heinrichs des Löwen behauptet wird, vom Christentum gar nicht sprachen, wohl aber vom Gelde, die zufrieden waren, wenn die Slawen nur Scheinchristen wurden, sofern sie nur Tribut zahlten, die aber mit Schrecken sahen, wie der Krieg die dünne slawische Bevölkerung noch dezimierte, daß diese Fürsten darauf ausgingen, die eroberten Lande mit deutschen Kolonisten zu besetzen. Holland war das Land, das sie hergab, und in der Heranholung dieser niederländischen Ansiedler waren die in deren Landen zuerst außerhalb Frankreichs festen Fuß fassenden Zisterzienser den Fürsten schon vorangegangen. Zwischen niederländischen Kolonisten und ihnen bildete sich bald ein Zusammenhang. Was die Holländer auswanderungslustig machte, das bedarf in seinen tieferen Gründen noch immer näherer Erforschung. Man nimmt als solche Gründe große, zu Anfang des 12. Jahrhunderts öfter eingetretene Überschwemmungen an, ferner sonstige wirtschaftliche Kalamitäten, freilich mehr für die sich den Holländern später anschließenden Rheinfranken, man darf aber vor allem auch ein bewußtes spekulatives Streben, die eigene bewährte wirtschaftliche Fähigkeit anderswo zu verwerten, bei den Holländern voraussetzen. Diese Fähigkeit hatten die Holländer wie später auch die Flamänder in jahrhundertelangem Mühen, ihre Moore zu kultivieren — Deiche gab es dort schon früh —, ihre Seen zu entwässern, ihren Heideboden zu meliorieren, erlangt und dabei Charakter, Energie und Organisationstalent geschult. Der Drang, sich zu bewähren, trieb sie hinaus in Lande, die ähnliche Aufgaben stellten, also weiter in den Osten. Sie kamen 1106 in die Marschen bei Bremen und erhielten vom Erzbischof Friedrich große Bruchländereien zur Kultivierung und Besiedelung; sie siedelten sich später bei Hildesheim, bei Naumburg an; sie stellten, wie erwähnt, den Zisterziensern, z. B. 1127 bei Gründung des Klosters Walkenried, das kolonisatorische Menschenmaterial. Kein Wunder, daß ihre Erfolge auf die Fürsten, die mit Ausgang des 12. Jahrhunderts schon die Lande bis zur Oder völlig in der Hand hatten, wirkten; denn vor allem Entwässerungsaufgaben

waren an der Elbe reichlich auszuführen. Im Jahre 1142 siedelte sie Adolf von Schauenburg (Holstein) in dem eroberten Eutin an, Heinrich der Löwe zog sie nach Mecklenburg, Albrecht der Bär in die Altmark, später in die Mittelmark und die Lausitz. Insbesondere die beiden letzten Fürsten setzten so eine planmäßige, umfassende Neubesiedelung ins Werk. Daß man nunmehr überhaupt Ansiedler aus dem Westen systematisch herbeizuziehen suchte, geht aus dem hervor, was Helmold in seiner Slawenchronik von dem Grafen Adolf von Schauenburg berichtet, daß er überallhin, insbesondere nach Flandern und Holland, Boten sandte und die Leute, die Land begehrten, zur Ansiedelung in Wagrien, das er außerordentlich rühmte, aufforderte, daß seinem Aufrufe zahllose Menschen nachkamen. Was so die Landesfürsten, die geistlichen Fürsten und die Orden, um ihre Erwerbungen und Gründungen zu sichern, förderten, war also eine im Grunde spontane, große bäuerliche Wanderung, die zunächst von Holland ausging, sich aber bald auch aus anderen westdeutschen Gegenden rekrutierte. Vor allem folgten dem Zuge nach Osten, insbesondere dem nach Meißen, nach Schlesien und weiter, zahlreiche rheinfränkische Siedler. In die Besiedelung der nördlichen Zone teilten sich mit Niederfranken Friesen, die auch früh Moorkolonisatoren waren, und vor allem Sachsen; aus Friesland und Westfalen, Westholstein und Oldenburg wurden nach Ostholstein, Mecklenburg und weiter die Ostsee entlang sowie in Teile von Brandenburg bald ebenfalls Leute gerufen, oder sie kamen von selbst. Aus Thüringen und Franken, aus dem gebirgigen Mitteldeutschland aber zogen nach Meißen und Schlesien, als die Flamen ausgeblieben waren, die meisten Ansiedler.

Aber es gibt, abgesehen von dem holländischen Anstoß und dem Ansetzeifer der Fürsten, tiefere Ursachen der Bewegung, die ja nicht einfach ein Weiterrücken, wie bei den Österreich okkupierenden Bayern, sondern ein Eindringen in ferne, stammfremde Lande unter Betonung des eigenen Deutschtums war. Zunächst war eine Vorbedingung die damals äußerst lebhafte Beweglichkeit des Volkes. Vor allem die Richtung nach Osten erhielt durch die Kreuzzüge das Übergewicht: seit dem ersten waren nicht nur die Reisigen, sondern auch Bauern und Handwerker, Kaufleute und Bergleute wanderlustiger denn je. Dazu kam ein Ausdehnungsbedürfnis infolge des ziemlichen Überschusses der Bevölkerung. Diese vermehrte sich, wie die große Kinderzahl beweist, aus gesunder innerer Kraft heraus stark; die zahlreichen Kriege und Fehden waren auch kein besonders wirksamer Aderlaß, am wenigsten für die niederen Schichten, da ja die Heere Reiterheere waren. Aber am wichtigsten erscheint der Zusammenhang mit der immer noch im Gange befindlichen Kultivierung des westlichen Deutschland. Wie sich die nordamerikanischen Siedler, wenn alle Strecken besetzt waren, immer weiter im Westen neues Arbeitsterrain suchten, genau so ging es den westlichen Deutschen. Insbesondere bei den Rheinfranken scheint das Bedürfnis nach ungerodetem Boden als ausschlaggebend erwiesen zu sein. Und auch sonst wurde dieser seltener: es gab damals schon fast so viel Dörfer wie heute. Wo noch irgend Terrain war, da widmeten sich auch jetzt noch im inneren Deutschland weltliche und geistliche Grundherrschaften mit fast übertriebenem Eifer der Rodung; es wurde die Besiedelung immer intensiver, der Allmendeboden zur Ansiedelung jüngerer Söhne zugezogener Leute verwendet, oft schon ganz ungeeignetes Land benutzt: kein Wunder, daß das sich dem Ausbau noch ganz darbietende große Terrain im Osten mit Begier aufgesucht wurde. Zahlreich war dessen Bevölkerung nie gewesen; jetzt war sie durch die Eroberungskämpfe, weiter aber, wie in Schlesien, auch durch die Mongoleneinfälle noch mehr zurückgegangen. Anderseits bot es weite Sumpfniederungen und Moorflächen, namentlich rechts der Oder, aber auch noch mächtige Wälder zur Rodung und schwere Böden, denen die slawische Bestellung nicht gewachsen war.

Es waren nicht immer nur die eroberten Lande, in die der Ansiedler drängte, er kam durch seine Überlegenheit auch friedlich in slawischen Ländern weiter, ja er wurde in Anerkennung dieser Überlegenheit gegenüber dem Slawen, aber noch mehr aus dem materiellen Interesse, von ihm bessere Einkünfte zu ziehen, von den slawischen Fürsten selbst herangeholt, zumal diesen, wie z. B. den Piasten in Schlesien und den Böhmenfürsten, deutsch-christliche Kultur durch die Heirat mit deutschen Fürsten- und Herrentöchtern wie durch deren Begleitung oder durch eigenen Aufenthalt oder Erziehung im Westen bekannt geworden war. Es wurde der deutsche Grundherr, der zugleich Träger der höfischen Sitte war, und der deutsche Bauer für die wirtschaftliche Kultur von jenen Fürsten ebenso geschätzt wie der deutsche Klerus für die geistige. Der Deutsche war überhaupt der Kulturbringer, und gern nahm man seine Sitte und Sprache an. Diese Überlegenheit hat denn auch die ziemlich rasche Germanisierung der rückständigen und ärmeren Slawen zur Folge gehabt, die auch wegen der äußeren Vorteile, die dem Deutschen gewährt wurden, leicht ihr Slawentum abstreiften. Eine Nachwirkung alter germanischer Reste unter den Slawen in dieser Germanisierung zu sehen, ist ganz abwegig.

Dies war also das Neuland, das gutes Unterkommen bot für die jüngeren Rittersöhne, denen dort für militärische Dienste weite Landstrecken verliehen wurden, für die jüngeren Bauernsöhne, die kein Erbe daheim zu erwarten hatten, und endlich für manche Grundholde, denen daheim, wie am Rhein, der zunehmende Druck der Grundherren (vgl. S. 211) schon fühlbar wurde. Und gerade in dieser Beziehung wie für die rechtliche und wirtschaftliche Hebung des Bauern überhaupt ist diese Kolonisation des Ostens von wichtigen Folgen gewesen. Der Bedarf an Ansiedlern wirkte höchst günstig auf die Gestaltung der Lage dieser Bauern, ihre Besserung dann wieder auf die Besserung der Zustände in Deutschland selbst zurück. Dort war der Bauer im ganzen bereits in einer Hebung begriffen (vgl. S. 207ff.): man hatte vielfach eine dem Einzelnen günstigere Anlage der Dorffluren bei Neuanlagen eingeführt, man war auch zur Ausmessung größerer Hufen als früher gelangt — schon Karl der Große scheint den Waldsiedlern die großen Königshufen verliehen zu haben —, man war von der rechtlichen Bindung des Bauern durch Frondienste vielfach zurückgekommen und vergab Land unter viel besseren Bedingungen. Jetzt wirkte auch der Einfluß der Holländer, bei denen sich schon daheim recht freie Formen erblicher Zinsgüter entwickelt hatten, und die in ihren Neusiedelungen sich ihre Freiheiten dem Grundherrn gegenüber sicherten. Dieselben Vorteile erlangten nun auch die übrigen Ansiedler: „Wo immer Bauern ein neues Dorf besetzen von wilder Wurzel [d. h. auf ungerodetem Boden], denen mag des Dorfes Herr wohl geben Erbzinsesrecht", heißt es im „Sachsenspiegel". Die Hufen im Osten waren aber durchweg Königshufen. Daß gerade die größere Freiheit eine weit intensivere Nutzung, reichere Erträge ergab, den Fleiß anspornte, weil doch nicht alles für den Herrn war, das erkannten die Fürsten wie die Grundherren immer mehr, und die Folge war, daß auch die slawischen Fürsten in ihren Ländern auf das polnische Recht verzichteten und das jus teutonicum, das deutsche Ortsrecht (das Erbzinsrecht), für die Neugründungen anerkannten. Es geschah dieser wichtige Fortschritt zu Anfang des 13. Jahrhunderts: 1213 wird das deutsche Recht verliehen als „bis dahin in den Ländern Böhmens und Mährens ungewöhnlich und ungebräuchlich". Die meisten der im Auftrag eines Herrn von Unternehmern planmäßig neugegründeten Dörfer waren Reihendörfer, die im Gegensatze zu den locker gruppierten alten Haufendörfern die Höfe mit ihren Landstreifen an einer Dorfstraße entlang aufgereiht zeigen. Anderseits haben sich die Siedler auch leicht an die slawischen Runddörfer, die um einen runden Platz gelagert sind, gewöhnt,

sich in sie hineingesetzt oder ähnliche gebaut. Vielfach haben die Grundherren die ältere slawische Bevölkerung kurzerhand entfernt und durch eine deutsche ersetzt. So erscheint denn die Kolonisation des Ostens in erster Linie als ein Werk des deutschen Bauern, der mit seiner eisernen Pflugschar an sich dem mit hölzernem Hakenpflug überhaupt nicht intensiv ackernden Slawen überlegen war. Durch die Kolonisation anderseits ist er zunächst freier und selbständiger geworden und hat freieren Bauerngeist auch in die Dörfer des Mutterlandes verpflanzt. Charakteristisch ist aber, daß die volle Arbeit des bäuerlichen Volkes, ohne die Leitung durch die Landes- und Grundherren oder Mönche, gerade erst um 1250 einsetzte, zur Zeit jenes politischen Niederganges, daß erst in dieser Zeit auch der Städter seine östliche Mission ergriff.

Auch bei den Städtegründungen im Osten muß man, wie bei der bäuerlichen Kolonisation den Zusammenhang mit der Kolonisation des inneren Deutschlands, so den Zusammenhang mit den dortigen Stadtgründungen sich vor Augen halten. Durch diese wollten die Landesfürsten hier wie dort aus dem Verkehr Nutzen ziehen. Diese Gründungen waren im Osten aber erst möglich, als das Land mit deutschen Dörfern besetzt war. Erst dann konnten die Städte als Märkte wie als Mittel- und Anziehungspunkte des Verkehrs dienen, erst dann durch die Zölle wie durch die Abgaben der Bürger und die Gerichtsbußen gute Einkünfte und damit Machtzuwachs bringen. Daß neben diesem wirtschaftlichen Motiv auch der alte Grund militärischer Sicherung, namentlich im Nordosten, in Preußen, mitspielte, ist klar. Jenes wirtschaftliche Moment war aber sicherlich für die slawischen Fürsten, die in ihren Ländern deutsche Städte anlegten, allein ausschlaggebend. Auch alle sonstigen Gründe, die im Mutterland ein eigentlich städtisches Wesen gefördert hatten, wirkten ebenso im Osten, so der Anreiz des Bergbaues, der z. B. zur Gründung von Freiberg und Goldberg führte, — kurz, es setzt eine Periode von Städtegründungen ein, die ein großartiges Zeugnis für die wirtschaftliche Tatkraft des damaligen deutschen Volkes ist. Während im 12. Jahrhundert nur sehr wenig Städte gegründet wurden — Sachsen hatte um die Mitte desselben noch keine, Heinrichs des Löwen Gründung von Lübeck war im Norden erst allmählich von Einfluß —, mehrten sie sich im 13. Jahrhundert außerordentlich. In Brandenburg wurden etwa hundert angelegt, in Pommern, Schlesien, Sachsen, der Lausitz, in Preußen und Livland, in Böhmen und Mähren ebenfalls eine große Zahl. Und wie sich diese Gründungen gerade wieder mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts steigerten, so kam jetzt auch, nachdem bisher fast alle Städte von den Landesherren angelegt worden waren, nur wenige von Grundherren, die spontane Volkskraft mehr zur Geltung. Jetzt wirkte die Handelsbedeutung, die das neue Lübeck rasch erworben hatte, anspornend, jetzt gründeten an der Ostsee auch die Kaufleute selbst ihre Städte, wie Wismar 1228 von Kaufleuten aus Wisby angelegt wurde. Übrigens waren deutsche kaufmännische Ansiedelungen in Slawenländern schon alt (vgl. S. 219); genannt sei noch diejenige im Dorfe Pořitsch bei Prag, die von König Wratislav II. (1061—92) sehr begünstigt wurde. Das Zusammendrängen all dieser Neubildungen in kurzer Zeit, das planmäßige Vorgehen aller Beteiligten zeigt sich äußerlich in der charakteristischen, schablonenhaft-künstlichen Anlage dieser östlichen Städte, die sich wohl oft nach Lübeck gerichtet haben. Wie die Dörfer, so wurden auch sie meist von Unternehmern (Lokatoren) oder fürstlichen Beamten gegründet, die durch bestimmte Vorteile entschädigt wurden (Häuser, Ämter und Einkünfte). Es findet sich nun im Osten, unter gewissen Abweichungen, ein überaus ähnliches Schema solcher Anlagen. Die Straßen schneiden sich rechtwinklig und laufen ziemlich genau nordsüdlich und westöstlich. In der Mitte des ganzen, meist runden oder länglich-runden Stadtraumes oder an zwei, auch

drei Punkten der Mittelstraße wurden viereckige große Plätze für den Markt, der in Schlesien besonders groß war und der Ring hieß, und für die nun immer leicht nach Osten zu richtenden Kirchen und Kirchhöfe bestimmt. Es ergaben sich meist vier Tore durch die Hauptstraßen. Ein allgemeines Schema zeigten auch die Häuser, für die meist gleiche Bauplätze bestimmt waren. Für die Wahl des Platzes einer Stadt waren naturgemäß wirtschaftliche Gründe (Rücksicht auf die Verkehrswege) und solche der Sicherheit (z. B. einige Entfernung von der Flußmündung wegen Überflutungsgefahr und seeräuberischer Angriffe) entscheidend. Da vielfach dieselben geographischen Bedingungen schon bei slawischen Siedelungen maßgebend gewesen waren, wählte man oft denselben Ort, doch so, daß der slawische Teil für sich, z. B. an der anderen Seite des Flusses, oder als Vorstadt (Kiez) blieb, indes häufig seinen Namen hergab. Der Platz mußte natürlich größer sein als der für ein Dorf, da der Landbesitz der Bürger den an sie gestellten Anforderungen bezüglich der Befestigung, zu der der Herr aber zuschoß, und der Abgaben — der persönlich freie Bürger zahlte höhere Jahreszinsen an den Herrn als der Bauer — entsprechen mußte. Das Stadtrecht entnahm man vielfach Magdeburg (vgl. S. 223).

Ist im allgemeinen die bäuerliche Kolonisation das entscheidende Moment gewesen, so hat für gewisse Teile die Städtegründung weit größere Bedeutung: an der Ostsee beruhte auf den Städten nicht nur der Handel, sondern gerade der Kaufmann, der mit großer Energie vorging, betonte hier besonders die nationalen Gegensätze. Und wie er überall sonst im Ausland als „gemeiner deutscher Kaufmann" den nationalen Zusammenhang in die erste Linie stellte, so hat er wieder auf den deutschen Handel überhaupt hebend gewirkt. In Böhmen und Mähren ferner ging sogar die Landkolonisation zum großen Teil von den deutschen Städten, die von den böhmischen Fürsten, namentlich Ottokar II., besonders gern gegründet und gefördert wurden, aus. Und im neuen Ordensland, in Preußen, sind die Städte die eigentlichen Zentren der Germanisations- und Kolonisationsarbeit gewesen. Der christlich-militärische Charakter dieser Ordenseroberungen, die auch das verfallende Rittertum in glanzvoller Beteiligung an der allgemeinen Arbeit im Osten erscheinen lassen, hinderte zwar nicht, daß für die Ordensritter dasselbe Motiv wie für andere, nachgeborene oder auch unfreie Ritter, die nach dem Osten gingen, mitspielte, nämlich das Streben nach einem möglichst großen Besitz, der Reisige anzusiedeln und den Herrn zu spielen erlaubte; die Ordensritter haben ferner als Herren von Landbesitz, den ihnen die Kulmische Handveste von 1233 in reichlichem Maße gab, deutsche Bauern nach deutschem Recht angesiedelt, obwohl diese nicht zahlreich kamen: aber der kulturelle Schwerpunkt liegt doch in den Städten, wie auch die bekannte Handelstätigkeit und Verwaltungsarbeit des Ordens im Grunde von Städten geleistet wurden: die Verdienste des Ordens selbst sind wesentlich militärische. Zum Kampf gegen die preußischen Heiden war er berufen, und zahlreiche Kreuzfahrer zogen auf den wiederholten Aufruf der Päpste dorthin; in blutigem Kampf und Krieg ging seine Geschichte lange auf; durch die von Anfang an (1226) ausgewirkte Selbständigkeit seiner Besitzungen und Eroberungen stellte er ein eigenartiges Sondergebilde dar; er sicherte durch seine treffliche Organisation und diplomatische wie Verwaltungsgeschicklichkeit alle militärischen Erfolge; seine Ordensburgen haben erst den Zustrom der deutschen Bevölkerung ermöglicht: aber alles waren doch nur Vorbedingungen. Erst von den Städten ging im 14. Jahrhundert, der Blütezeit des Ordens, die deutsche Kultur aus; das Land, teilweise erst im 14. Jahrhundert besiedelt, blieb dünn bevölkert. Vielleicht läßt sich das von ganz Ostelbien sagen. Die Städte waren aber überhaupt im Osten das vorwärts strebende Element. Wenn sich ihre Bürger z. B. bald von der Gerichtsbarkeit des Vogtes, des

ursprünglichen Lokators, freimachten, auch sonst an Rechten wuchsen, so wird umgekehrt die Entwickelung des Bauern in späterer Zeit, namentlich im 15. Jahrhundert, durch die Minderung seiner Rechte und die Übergriffe der Grundherren charakterisiert. Das gilt nun aber, wie wir noch sehen werden, nicht nur vom Osten, den wir nunmehr beiseite lassen, sondern allgemein.

Zunächst zeigte gerade das 13. Jahrhundert, und zwar im ganzen Abendlande, eine Blütezeit des Bauern, der auch jetzt noch die große Masse des Volkes ausmachte. Schon für das 12. Jahrhundert stellten wir seine kraftvolle Hebung fest (vgl. S. 207 ff.), und noch im 14. Jahrhundert dauert seine günstige Lage an. Es wirkte eben die Kolonisation, der Abzug der Leute nach dem Osten günstig für die Zurückbleibenden (vgl. S. 211), wie schon die Kreuzzüge und ebenso der Zug in die Städte. Selbst die Hungersnöte, die viele Menschen dahinrafften, und im 14. Jahrhundert der Schwarze Tod haben die Arbeitskräfte, die übrig blieben, schonen und besser behandeln gelehrt. Die nicht geringen Reste der freien Bauern, neben den Vollfreien die freien Zinsleute, gewannen außerordentlich an Selbstbewußtsein; aber ebenso hob sich die große Masse der verschiedenartigen Grundhörigen, und fast ganz, zum Teil unter dem Einflusse der Kirche, ging die Klasse der Leibeigenen zurück. Der „Sachsenspiegel" verwirft die Leibeigenschaft durchaus. Immer stärker sahen sich jetzt die Grundherren, je mehr die Grundherrschaft verfiel, je mehr sie sich dem Eigenbetrieb entzogen, gezwungen, jene freieren Formen des Meierhofes, der Erb- und Zeitpacht, des Lehengutes u. s. w. zuzulassen. Wie man sich um arbeitsfähige Leute riß, zeigt eine Bestimmung für den Hof Gondenbret in der Eifel, nach der der fremde Mann nach Belieben sich auf dem Fronacker fünfzehn Morgen gegen geringe Dienste und Zinsen abmessen lassen konnte. Es dauerte auch jene immer steigende Tendenz an, auf gutsherrliche Ansprüche zu verzichten. Dieselbe wirtschaftliche Wandlung, der Rückgang des Eigenbetriebes, führte zur Aufteilung oder Minderung der großen Hufen, die eine wachsende Vermehrung der auch sonst (vgl. S. 207 ff.) damals entstehenden kleinbäuerlichen Betriebe, nicht nur Halb-, sondern auch Viertels-, ja Sechstelshufner, zur Folge hatte und aus Hofhörigen kleine Bauern machte. Das steigerte sich noch, als der Abfluß nach dem Osten allmählich aufhörte.

Im ganzen blieb nun durchaus Abgaben- und Dienstpflicht bestehen, die Formen zeigen dabei außerordentliche Buntscheckigkeit, aber eine Tendenz zu größerer Freiheit ist unleugbar. Die Erbpächter bilden entschieden die Mehrzahl, und Hörigkeit ist nicht Unfreiheit. Abgaben in den verschiedensten Formen waren freilich genug zu leisten, an den Grundherrn wie an die Kirche, wozu noch die an den Vogt und immer stärker auch die an den Landesherrn kamen. Wie mannigfaltig abgestuft die Verhältnisse der Leute selbst einer einzelnen Herrschaft sein konnten, zeigt unter anderem eine Stelle in Ortliebs Chronik des Klosters Zwifalten schon für das 12. Jahrhundert. Zu dem verschiedenartigen Grundzins und Zehnt und zu den sonstigen Lasten kamen weiter die Fronden für die Bestellung des Ackers, Anlegung von Wegen, für Bauten, Leistung von Fuhren u. a. Hier war am stärksten eine Befreiung eingetreten: im Kolonialland gab es Fronden zunächst überhaupt fast gar nicht, und im Westen wurden sie immer seltener. Aber auch bei den bestehenden Fronden läßt sich eine starke Erleichterung, insbesondere nach Seite der Minderung wie der bestimmten Fixierung hin, wohl erkennen. Auch wurden diese Dienste nicht ohne gewisse Entschädigungen geleistet. Das Recht der ersten Nacht ist — das sei nebenher erwähnt — überhaupt nicht im deutschen Rechte begründet. Je nach dem Standpunkte des Beobachters und seinem Material wird nun allerdings bezüglich dieser Lasten ein mehr oder weniger günstiges Urteil gefällt werden können, wie man denn auch Zeitstimmen anführen kann, die die Lage recht pessimistisch auffassen. Bertold von Regensburg eifert sehr gegen die

bäuerlichen Lasten, gegen die Abgaben an die Herren („herrengülte“), auch schon gegen die landesherrlichen Zwangssteuern („nôtbeten“) und sonst gegen „unrehten zoll“ und „unreht ungelt“, insbesondere aber auch gegen die Frondienste: „Ihr Herren, ihr Ritter, ihr bauet gern Häuser mit armer Leute Schaden. Der muß euch eine Woche helfen, der einen Tag, je nachdem es euch gutdünket, der mit seinem Vieh und persönlich, und der mit seinem Knecht.“ Es ist auch nicht richtig, eine niedrige Belastung durchweg anzunehmen: aber eine erhebliche Besserung bezüglich der Lasten ist doch unleugbar, und man darf nicht, wie es geschehen ist, eine Fortdauer des alten Druckes in Deutschland im Gegensatz zu Flandern, Italien u. s. w., ja bereits den Beginn eines noch härteren Druckes annehmen. In dieser Zeit sind auch die später wieder aufkommenden, aus den erbrechtlichen Ansprüchen der Herrschaft herzuleitenden Abgaben, wie die des Besthaupts (des besten Stück Viehs aus einem Nachlaß) und ähnliche, sehr häufig ganz weggefallen. Vielfach entzogen sich die Bauern den Lasten auch höchst selbständig, meist freilich ohne Erfolg, ebenso wie die Ansprüche der Kirche sehr unwillig angesehen wurden: „Ich gebe keinem Pfaffen mehr als sein bares Recht“, sagt der alte Helmbrecht. Jedenfalls sind die Abgaben, die teilweise schon im 9. Jahrhundert festgesetzt waren, in dieser Zeit nicht gestiegen, während der Bodenwert außerordentlich und auch der Bodenertrag stieg. Die „armen Leute“, d. h. die abhängigen Landbauern, waren zuweilen recht wohlhabend. Und ganz richtig hat man auch das Hervortreten des Bauern in der Literatur und seine nicht gerade vorteilhafte Schilderung in derselben zum Teil auf den Neid, den seine günstige Lage erweckte, zurückgeführt.



Ackerbestellung in den Niederlanden. Aus dem Flämischen Festkalender (15. Jahrhundert) der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23,638). Vgl. Text, S. 310.

Auf der anderen Seite ist unleugbar, daß die Spuren neuen Niederganges sich frühzeitig zeigen (vgl. S. 211). Mehr und mehr macht sich jetzt bei weltlichen Herren wie bei der Kirche die Tendenz geltend, aus dem Bauer etwas herauszupressen, ihn auszunutzen; und sein Gegensatz zu der neuen städtischen Bildung wirkt als erniedrigendes Moment. Aber zunächst bleibt es dabei, daß das 13. und zum Teil noch das 14. Jahrhundert die gute Zeit des Bauern ist, daß er erblich und ziemlich unabhängig auf einem Zinsgut sitzt, daß ihn die fixierten Zinsen in der Regel nicht drücken, so wenig wie die Fronden, die sich oft nur auf öffentliche Bauten beschränken, und die Steuern. Politisch bedeutet der Bauer ja allerdings nichts, aber seine Angelegenheiten verwaltet er selbst, und vor allem zeigt er noch selbständigere

öffentliche Funktionen in der Teilnahme an der alten öffentlichen Rechtsprechung, die sich auch noch im Freien abspielt. Diese ländliche Gerichtsverfassung besteht noch in voller Kraft, scheint aber doch schon, wie die alte Gerichtsverfassung überhaupt, einer wirklich lebendigen, schöpferischen Pflege zu entbehren. Natürlich gab es neben den Land- oder Zentgerichten verschiedene Formen dieser Bauerngerichte, die höheren und niederen Dorfgerichte, die „Baudinge" der grundherrlichen Bevölkerung, alle unter verschiedenen Leitern. Die Dorfordnungen zeigen im übrigen ein buntes Bild ländlichen Verfassungslebens, voll landschaftlicher Eigenart.



Niederländisches Bauernleben im Winter. Aus dem Flämischen Festkalender (15. Jahrhundert) der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23,638).

Am meisten gehoben, sozial wie materiell, erscheint der Bauer in den Niederlanden (siehe die Abbildung auf S. 309 und die nebenstehende), wo kleine unabhängige Besitzer in großer Zahl in wirtschaftlichem Gedeihen lebten, insbesondere in Flandern. Und wie hier im Westen, so ergibt sich ein ähnliches Bild im Südosten, in Österreich und Bayern, in Ländern, denen schon ein überaus günstiger Boden beschieden war, die eine Zeit äußeren glücklichen Gedeihens unter kräftigen und glänzenden Herzogen erlebt hatten, und die ein auffallend gutes Verhältnis zwischen Rittern und Bauern, das z. B. die gegenseitigen Ehen beweisen, zeigen. Hier, in diesen lebenslustigen Ländern, erschien das behäbige und reiche Landvolk dem ritterlichen Sänger als Objekt seiner dichterischen Schilderung würdig, hier war es vor allem, wo der Ritter um die Dorfschönen warb und der Bauerssohn es dem Ritter gleichzutun (vgl. S. 274) suchte. Der Bauer ließ sich hier die Haare lang herabwallen und zeigte, daß er auch dies Privileg der höheren Stände nicht mehr gelten ließ. Wo es freilich Bauern, die dann freilich die kriegerischen Lasten übernehmen mußten, gelang, selbst Ritter zu werden, wurden sie, nach Freidank, die härtesten Herren. Der steigende Wohlstand äußerte sich schon früh in luxuriösem Auftreten der Bauern, vor allem in ihrer Kleidung und in der Nahrungsweise, von deren Üppigkeit z. B. der „Seifried Helbling" berichtet. Die ländliche Vergnügungssucht, die Spiele und Tänze unter der Dorflinde oder sonst an weithin bekannten Plätzen, das bunte Treiben der geputzten Scharen hat insbesondere Neidhart von Reuenthal höchst anschaulich, allerdings mit einem Herzen voll Neid, geschildert, das durch den Reichtum hervorgerufene Hinauswachsen über den Stand Wernher der Gartenaere in seinem „Meier Helmbrecht". Der jungen Generation steht bei ihm freilich die ehrenfeste alte gegenüber, die auch später noch, wie die „Österreichische Reimchronik" zeigt, ihre Vertreter hatte. „Arbeiten und Rechttun" ist der Wahlspruch des alten Meiers;

er hält an seinem Stande mit Stolz fest. Ja, es zeigt sich schon bei ihm das selbstbewußte Gefühl, daß auf des Bauern Arbeit alle Stände basierten; er fühlt sich höherstehend als mancher verlumpte Ritter: „Noch lieber bin ich Bauersmann denn ein armer Hofmann". Der Stricker hinwiederum läßt in seinem „Märe von den Gauhühnern" das außerordentliche Selbstbewußtsein der Bauern, das trotzige Sichaufbäumen gegen die verruchten Bedrückungen des Adels noch mehr erkennen: auch vor dem Niederlegen einer Burg, wenn sie auf flachem Lande erbaut war, scheuten die Bauern nicht zurück. Das Tragen ritterlicher Waffen, das den Bauern schon durch Friedrich I. und später in Österreich oder in Bayern 1244 durch den Landfrieden Ottos verboten war, d. h. nur innerhalb ihrer Dörfer, war nicht zu hindern: sie liefen zum Teil doch im Panzer und mit dem Schwert umher. Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands trägt der Bauer ähnliche Züge. Wie der volle Freiheitssinn und die Unabhängigkeit bei den Dithmarschen am schärfsten ausgeprägt ist — sie zeigen freilich zugleich, daß solche Freiheit ihre Schattenseiten hat, da bei ihnen wilde Fehde familien- und volkszerrüttend austobte; auch erscheinen sie sonst als Seeräuber nicht vorteilhaft —, wie sich trotziger Unabhängigkeitssinn in der Eifel oder an der Mosel im Verweigern des Zinses dartut, so wird anderseits die Üppigkeit der Schweizer Bauern und der des Südwestens hervorgehoben, so läßt der „Renner" des Hugo von Trimberg die fränkischen Bauern mit den Rittern sich ebenso mischen wie die österreichischen, so schildert Cäsarius von Heisterbach die Bauern am Niederrhein ganz entsprechend. Gleichermaßen lassen Nachrichten aus Mitteldeutschland erkennen, daß bäuerliche Hoffart und Reaktionen gegen Herrendruck nicht immer Zeichen der Unsolidität oder einer ungünstigen Lage sind. So muß man auch die Klagen Bertolds von Regensburg auffassen; aufstachelnde Äußerungen, wie die folgende: „Ihr habt gelebt so manchen üblen Tag mit großer Arbeit spät und früh und müßt doch alles erarbeiten, dessen die Welt bedarf, und von all dem insgesamt wird euch kaum mit Mühe so viel, daß ihr nicht viel besser esset als eure Schweine", sind nicht durchaus wörtlich zu nehmen. Immerhin ist ein Unterschied zwischen günstigen und weniger günstigen Gegenden zu machen; und daß die Lasten die zinspflichtigen Bauern auch in dieser Zeit drücken konnten, zumal bei Mißernten, daß die kriegerische Zeit und die Raublust des Adels sie zuweilen hart mitnahmen, auch im gesegneten Österreich, haben wir bereits gesehen.

Für die kulturelle Gesamthaltung der Nation ist der Bauer im 13. Jahrhundert bei weitem nicht mehr der wichtigste Volksteil, wirtschaftlich aber ruht auf ihm das Gesamtgefüge noch in hohem Grade, und innerhalb des landwirtschaftlichen Lebens tritt der Bauer vor dem Grundherrn jetzt in entscheidender Weise hervor. Im ganzen war jetzt die bäuerliche Wirtschaft, abgesehen von gewissen herrschaftlichen Vorrechten und der Wahrnehmung der Herrschaftsinteressen sonst, sich viel mehr selbst überlassen, nahezu selbständig geworden. Der ganze Betrieb ist in den Weistümern von den Bauern selbst geregelt, also die Bestimmung der anzubauenden Früchte, der zu beackernden Felder, der Zeit der einzelnen Arbeiten, die Ordnung der Düngung, des Weideganges, der Wiesen- und Spezialkulturen. Und nach Möglichkeit suchten sie über die Arbeitskräfte, über Maß und Gewicht, über den Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte selbständig Verfügung zu treffen, wobei sie aber ein grundherrliches Vorkaufsrecht nicht immer beseitigen konnten. Der Eigenbetrieb der Grundherren beschränkte sich jetzt in der Regel auf den Herrenhof — große Betriebe sind ganz selten —, und diesem Herrenhof standen zahlreiche selbständige bäuerliche Wirtschaften, wenn auch abhängige, gegenüber. Nur wo große Einnahmeinteressen mitspielten, hat der grundherrliche Betrieb sich erhalten, z. B. im Weinbau (siehe die

untenstehende Abbildung) und Hopfenbau sowie bei gewissen Teilen der Viehzucht. Anderseits sind zahlreiche eigentliche Herrengüter an Bauern verpachtet, auch z. B. die Weingüter in freieren Formen zur selbständigen Bewirtschaftung ausgetan worden, wobei sich aber noch lange ein mehr oder minder bedeutender Anteil der Herrschaft an der Bewirtschaftung und Fürsorge gerade wegen der technischen Schwierigkeiten erhielt. Man kann nicht sagen, daß dieses Zurücktreten der großen Wirtschaft dem ganzen Betriebe durchaus förderlich gewesen sei. Es war wirtschaftlich ein Glück, daß die Interessen der Herren den Wald zum wesentlichen Teile den rodelustigen Bauern entzogen und so seinen Bestand sicherten. Nicht nur der Rodung fiel der Wald zum Opfer, sondern auch dem allzu starken Verbrauch an Holz, z. B. für die damals noch überwiegenden Holzbauten, für die Zäune u. s. w. Die Nutzung des gemeinsamen Waldbesitzes der Bauern wurde zwar mehr und mehr geregelt, aber von einer planmäßigen Waldwirtschaft, insbesondere von Nachpflanzungen ist keine Rede. Hier hat nun eben die Grundherrschaft verdienstlich gewirkt, auch die geistliche. Die Klöster z. B., die zum Teil, wie das Stift Melk, frühzeitig Holznot hatten, begannen bald an den Schutz des Waldes, den man wegen seiner „Unfruchtbarkeit" anfangs viel verachtet hatte, zu denken. Die Grundherrschaft, wie später die landesherrliche Verwaltung, suchte einmal die weitere Rodung zu hemmen, ferner die Nutzung des Waldes zu beschränken und beeinflußte darin dann auch die Ordnungen der Markgenossenschaften. Die Grundherrschaft hat auch nach dem Vorbilde der Forsten des Reiches für die Wiederbewaldung gesorgt. Bei diesem Interesse für den Wald spielte nun freilich die Weidlust der Herren, die für ihre Jagd auch die Gemeindewälder in Anspruch nahmen, eine große Rolle: ihr hat man die „mittelalterliche Waldtyrannei", von der Riehl einmal spricht, zuzuschreiben. Der Bauer, in seiner Holznutzung und Jägerei nunmehr streng beschränkt, hat dadurch erst den Wald hassen gelernt und „Krieg gegen ihn geführt". Aber im übrigen ließ der Rückgang des großwirtschaftlichen Betriebes auch das gute Beispiel, das er gegeben, verschwinden; die Back- und Brauanlagen, die Mühlen und Keltern, der Reichtum an Inventar und Wirtschaftsbauten, die Fruchtspeicher gaben doch ein anderes Bild von der Produktion als die kleinen Wirtschaften. Und wenn jene herrschaftlichen Anlagen auch jetzt noch zum Teil zur Verfügung standen, so war ein gewisser Nachteil des Überwiegens der kleinen Betriebe doch unausbleiblich. Sehr scharf trat dieser Nachteil besonders in der Viehzucht hervor, bei der, wie erwähnt, die Form des



Winzerarbeit und Flußlandschaft im 15. Jahrhundert.
Aus dem Flämischen Festkalender der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23,638).

Großbetriebes sich mehr und mehr auf bestimmte Teile beschränkte, so auf die Pferdezucht und vor allem auch auf die wegen des mächtig sich entwickelnden Wollengewerbes so wichtige Schafzucht. Einen gewissen Ausgleich gegenüber diesem starken Ausschalten des Antriebes durch die Großwirtschaft boten nun die wachsenden Ansprüche der städtischen Bevölkerung, die die landwirtschaftliche Produktion doch sehr erheblich beeinflußten, dabei den Verkehr sicherten und hoben. Die Stadt drängte auf Vermehrung der Vieh-, d. h. der Rinderzucht, der Geflügelzucht, des Gemüse- und Obstbaues; sie wirkte, so im Gebiete des hansischen Getreidehandels, auf die Qualität des Getreides ein und führte größere Sorgfalt herbei; der Weizenbau nahm im Westen und Süden zu; der Hopfenbau mehrte sich in Norddeutschland; der Weinhandel der Städte hob die Weinbautechnik sehr. Auch technische Neuerungen ergaben sich, und das Geld wirkte bald. Freilich deckte vielfach der landwirtschaftliche Betrieb der Städte selbst den Bedarf. Im ganzen bietet die bäuerliche Betriebs- und Wirtschaftsweise kein hervorragendes Bild, und auf dem Stande, den sie im 13. Jahrhundert sich errungen, der aber noch wesentlich dem der früheren Zeit entsprach, blieb sie im großen und ganzen stehen, übrigens noch sehr lange. Natürlich sind jedoch für die Höhe des Betriebes sowohl lokale Unterschiede als auch die großen Differenzen des Umfanges der Wirtschaften, z. B. bezüglich der Fruchtfolge, zu berücksichtigen. Wo, wie im Kolonialland, aber auch zum Teil im rheinischen Westen, Bauern mit ganz gleichem Wirtschaftsland angesetzt waren, war natürlich die Hofanlage im ganzen die gleiche, sonst aber unterschieden sich Größe und Ausstattung des Hofes des Vollbauern sehr von den Katen des kleineren Zinsbauern. Diese Unterschiede in der Größe der Güter (Voll-, Halb-, Viertelhufen, dann kleinere Besitzungen von Katnern, Häuslern), die ziemlich früh aus den lokalen Verhältnissen, aus dem Bodenwert, aus der bei rascher Bevölkerungszunahme notwendigen Teilung, die dann später durch Erbrecht unmöglich wurde, erwuchsen, setzten sich gerade in dieser Zeit erst recht fest, und damit auch die hochmütige Erhebung des größeren Bauern über den kleinen, der zugleich mindere Rechte genoß. Die Bodenprodukte (ertwoucher) waren naturgemäß lokal verschieden: die Hauptsache blieb die Brotfrucht. Obst- und Gemüsebau wurde in den älteren Kulturländern mit wachsender städtischer Bevölkerung eifriger betrieben, der Obstbau namentlich in Bayern und am Rhein. Eine sehr große Rolle spielte im Mittelalter die Bienenzucht, aus der man Zucker und Licht, d. h. Honig und Wachs für die Kerzen, die man für die Kirche benötigte, gewann, eine Rolle, die nunmehr durch die städtischen Bedürfnisse noch verstärkt wurde. Auch der Handel war jetzt daran interessiert, so daß sich mehr und mehr ein eigener, technischer Beruf, der der Zeidler, entwickelte. Immerhin trieb auch der Bauer in sehr ausgedehntem Maße Bienenzucht, die damals in jeder Beziehung, auch in rechtlicher, auf ihrem Höhepunkt stand. Im wesentlichen war die Bienenwirtschaft freilich ein Teil der Waldwirtschaft, die ursprünglich nur die wilden Bienen ausnutzte. Am meisten entwickelte sich das Zeidelwesen in dem „Bienengarten des heiligen Römischen Reichs", im Nürnberger Reichswald: dort saßen Zeidler auf erblichen Zeidelgütern unter eigenartigem Recht.

Sicherlich fehlt dieser Bauernkultur das Gepräge höheren Strebens; in allen feineren Dingen ist der Bauer abhängig von den Schichten, die sich über ihn erhoben haben, wie eben vom Ritter. Gerade auf diese Abhängigkeit darf jener oft berührte Prunk des Bauern zurückgeführt werden. Nur darin konnte er ja seinen Wohlstand zeigen, denn Nahrung, Wohnung, Mobiliar bis zu den Dachschindeln waren für ihn, namentlich durch die Waldnutzung, leicht beschaffbar. Damit hängt denn nun freilich zusammen, daß im ganzen sein Leben und seine Lebenshaltung das denkbar einfachste Gepräge trug. Der Bauernhof, das Bauernhaus in

ihren verschiedenen landschaftlichen Gestaltungen (vgl. S. 97 f.) stimmten doch in ihrer beinahe primitiven Ausstattung überein, obwohl das fränkische Bauernhaus auf höherer Stufe stand als das niedersächsische. Der Holzbau oder der Fachwerkbau war durchaus die Regel, das Dach des Hauses, das übrigens oft mit dem Vieh geteilt wurde, bestand, wie noch lange, aus Stroh oder Schindeln, wenn auch nicht durchweg. Der Verschluß der Lichtöffnungen war natürlich noch primitiver als auf der Burg. Die inneren Räume waren schlicht und schmucklos, dürftig der Hausrat. Ein handfester großer Tisch und Bänke an den Wänden, dazu Schemel, aber ohne Kissen, endlich der große Ofen aus Stein und Lehm von backofenartiger Form — der Herd befindet sich nunmehr in der Hausflur —, das ist der Inhalt des Wohnraumes. Einfache Schränke und Truhen (Kisten), oft in alter Weise bemalt, stehen in der Kammer. An den Wänden dienen einfache Bretter zur Aufstellung von kleinen Geräten, Schüsseln u. s. w. Das Bett in seinen verschiedenen Formen — auch die Ofenbank wird zum Schlafen benutzt — entspricht aber mit seinem Zubehör einigermaßen dem der anderen Stände. Von Geräten ist namentlich der Spinnrocken zu nennen, das wichtige Arbeitsgerät der Frauen. Reinlichkeit wird kaum in besonderem Grade im Hause geherrscht haben, wie wir denn im „Renner" von Bauern hören, die sich daheim das Ungeziefer absuchen lassen. Wenn sich der von einigen geübte Kleiderluxus nur schlecht in diese Umgebung hineindenken läßt, so ist in der Tat die Durchschnittskleidung des Bauern selbst in dieser günstigen Zeit einfach gewesen — im wesentlichen ein grauer Kittel und graue Tuchhosen —: es war eben Arbeitskleidung, die an Festtagen ja allerdings einem stattlichen Prunk weichen konnte. Gerade die oberen Stände hielten auf diese unscheinbare Tracht des Bauern zur Kenntlichmachung seines Standes, der ja auch körperlich disqualifiziert (vgl. S. 259) war, sehr, und nach der „Kaiserchronik" schrieb man die Anordnung derselben schon Karl dem Großen zu. Auch sonst berief man sich auf solche Kleiderordnungen, so der „Seifried Helbling", nach dem laut einer Ordnung dem Bauer grauer Hausloden, als Festkleid blauer Stampfhart (gewalkter Loden) erlaubt war.

Auch des Bauern Nahrungsweise ist von höfischer Verfeinerung weit entfernt, wie uns durch die verschiedensten Nachrichten das alte einfache Essen, z. B. der Brei, bestätigt wird, scheint aber zuweilen dennoch eines gewissen üppigen Zuges, der überhaupt in der Zeit lag und sich immer mehr steigerte, nicht entbehrt zu haben. Die Schilderungen im „Meier Helmbrecht" zeigen bessere Speisen nur ausnahmsweise. Indessen heißt es in einem späteren Werk („Buch von den Früchten", 1498): „dieweyl der bawer arbeytet, so hat er auch rychliche narung und isset vollauf fleisch aller art und visch, brot und obst und trincket wein offten in uebermaß, das aber nit zu loben; sunst mag wol der bawerntisch als der gesundest geschätzt werden". Für die frühere Zeit trifft das bezüglich des Weingenusses nicht zu: der Bauer trank im allgemeinen keinen Wein. Sein Gesichtskreis war natürlich sonst ganz auf die ländliche Arbeit beschränkt, die Feldarbeit hat in seinen Augen auch eine heilige Weihe. Einförmigkeit ist durch sie freilich bedingt, eine gewisse Dumpfheit des geistigen Lebens ist nicht zu leugnen, sie war schon durch die dörfliche Isoliertheit gegeben, in die oft nur durch fahrende Händler Kunde von der Welt draußen drang. Die Stadt begann ihn aber doch bereits, wie wir eben gesehen haben, durch ihre Märkte stärker zu berühren, und allmählich griff die Geldwirtschaft zu ihm hinüber. Aber wenn man noch zuweilen den Verkauf außerhalb der Mark verbot, so entsprach dem auch der primitive Tauschverkehr, den uns noch der „Meier Helmbrecht" zeigt. Ein Pferd wird für neun Rinder, Zeug und Korn eingetauscht. Daß der Bauer auch in der Wirtschaft geringe Fortschritte gemacht hatte und uraltes Gut sich naturgemäß forterhielt, wurde

oben erwähnt. Ein starrer Regelzwang prägte sich in dem wirtschaftlichen Leben des Bauern aus: jede Arbeit begann zu bestimmter Zeit, Heiligentage beherrschten den Betrieb, alle Tätigkeit war nach Zeit und Maß durch Herkommen oder durch den Zwang der Genossenschaft geregelt. Dieses Festlegen aller Dinge zeigte sich auch in der wichtigen Rolle der Grenzen. In feierlicher Weise — mit den bekannten Denkzetteln für die heranwachsende Generation — wurden die Grenzen sorgfältig festgestellt. Überaus schwer wurden Grenzfrevel bestraft, etwa die Verrückung der Grenzsteine in betrügerischer Absicht. Wie der Zaun um Hof und Garten in ordentlichem Zustand erhalten werden sollte, so legte man auch Wert auf gute Einfriedigung der Äcker und Wiesen, letzteres allerdings wegen der möglichen Schädigung durch Tiere, z. B. Schweine, auch durch die Rosse der Ritter. Wer dem nicht genügte, wurde ebenfalls bestraft.

Ein durch die ganzen ländlichen Institutionen hervorgerufenes gegenseitiges Sichbeaufsichtigen trug nicht gerade zur Veredelung des bäuerlichen Charakters bei, auf den auch schon der frühere Druck der Grundherren ungünstig gewirkt hatte. „Sie sint eht als [in der Tat so] ungetriuwe“, sagt Bertold von Regensburg, „daz sie vor nîde unde vor haz niht einander angesehen mügent. Sô trîbet einz dem andern sîn vîhe ze schaden unde ze leide unde koufet einer den andern von sînem hove.“ Früh zeigte sich auch Betrug beim Verkauf ihrer Produkte, eine Neigung, die vielleicht Kniffe bei den Zinslieferungen hervorgerufen haben. Erwerbssinn, der bis zu schnöder Gewinnsucht steigt, ist aber dem Bauer allzeit eigen gewesen. Praktisch und ohne jede höhere Färbung war auch seine Auffassung der Ehe, wenngleich Neigungsheiraten vorkamen, und diese Auffassung, daß der Hof den Hof heirate, ist fast bis heute im Bauer wurzeln geblieben. Daß anderseits noch eine derbe Sinnlichkeit auf dem Lande zu Hause war, wurde schon bei Betrachtung der sittlichen Zustände des Rittertums erwähnt. Bei den Tänzen, bei dem Herumjagen und den hohen Sprüngen auf dem Anger ging es ohne Handgreiflichkeiten der „geilen dorfsprenzel“ nicht ab, ebenso waren die Spiele von Derbheiten begleitet. Die Spinnstuben wurden namentlich später, zu Ausgang des Mittelalters, Stätten liederlichen Treibens. Anderseits beweisen die Rechtsbestimmungen, daß Unzucht recht streng bestraft wurde, und die späteren Schilderungen der Fastnachtsspiele übertreiben ganz augenscheinlich. Innerhalb der Familie aber herrschte die gute Sitte schärfer. Ehebruch galt als ein sehr schweres Vergehen; noch war das alte Familiengefüge fest, der Vater der Herr im Hause, seine Autorität ausschlaggebend, und manch hartes Recht stand ihm noch zu. Gleichwohl zeigen manche Strafbestimmungen, daß sich die Kinder zuweilen sehr gröblich gegen die väterliche Gewalt vergingen (vgl. auch S. 331). Auch die Frau, der das Hauswesen unterstand, während der Mann die Feldarbeit besorgte, wird, je nach Temperament, schon damals nicht immer die gehorsame Dienerin gewesen sein. Es wird darum eine gewisse Zucht der Frau (wie des Fuchses im Sack) empfohlen. Aber rechtlich war die Frau nichts oder doch nur halbwertig. Alte Sitte wurzelte hier noch überall fest, und wie die Ehe noch vielfach — der „Meier Helmbrecht“ bietet dafür ein Zeugnis — ohne kirchliche Trauung in alter Weise im Kreise der Zeugen durch einfache Willenserklärung geschlossen ward, wie sich uralte Züge in den Hochzeitsbräuchen und -geschenken erkennen lassen, so war überall im bäuerlichen Leben, in Brauch und Sitte, in Nebengebräuchen bei der Arbeit, namentlich bei der Ernte und in der Viehzucht, altes Volksgut erhalten und erhielt sich noch auf lange Zeit hinaus. Auch des Volkes Sinnen und Sagen, seine Spruchweisheit und seine alte Erfahrung fanden im Bauern ihren Hüter. So hatte er seine geistigen Interessen, wenn er auch weder lesen noch schreiben konnte und alle Schulbildung ihm fern blieb. Sein Arbeitsleben war mit einer Fülle von Poesie umgeben.

Und alte dichterische Volksschöpfungen waren bei ihm noch lebendig, wie sogar der sonst alles so unflätig malende „Ring“ Heinrich Wittenweilers bei der Hochzeit alte Heldenlieder von Dietrich von Bern und König Laurin singen läßt. Aber mehr als in späterer Zeit brachte die günstige materielle Lage der Mehrzahl der Bauern, insbesondere in Süddeutschland, in Verbindung mit dem durchgehends zu beobachtenden volkstümlichen Sichfühlen bei ihnen eine starke Lebensfreude, eine mit der Natur noch eng verbundene Festeslust hervor. Die Sonn- und Feiertage waren die Tage, an denen man sich, wie das Volk noch heute, für die Arbeit der Woche entschädigte und der Eiferer gegen die Unkirchlichkeit nicht achtete. Zum Tanz lockte sogleich der Frühling: unter der Dorflinde auf dem Plane kam man zusammen, schön geschmückt; dort oder auf dem Anger, auf Wiesen, auf einem Tanzhügel, selbst auf den Kirchhöfen drehte sich der Reigen nach Musik oder meist unter Gesang des Vortänzers und Nachgesang des Chors. Der Inhalt solcher Tanzgesänge ist oft höchst poetisch und, wie Freytag richtig bemerkt, von „einer Grazie, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unserer Landleute“; die Tänze selbst zeigten diese Grazie weniger. Im Sommer, im Freien, war der Tanz schöner als zu winterlicher Zeit in Stuben und Scheunen. Man liebte es, den Winter wegen der Beendigung des fröhlichen Treibens anzuklagen. Selbst an Werktagen kam auf dem Anger die Dorfjugend zusammen; rasch hatte die Dorfschöne ihr Arbeitskleid mit dem Festkleid vertauscht, mochte auch die Mutter eifern, und mit dem Blumenkranze auf dem Haupte ging es zum Tanze. Der natürliche Charakter zeigt sich auch darin, daß Tänzer und Tänzerinnen sich gegenseitig als Bevorzugung einen Kranz spendeten; um einen Kranz als Preis sangen ebenso die Burschen beim Abendtanz. Die Tanzlust entfesselte oft die Eifersucht, und die nachäfferische Sitte der Burschen, ein Schwert zu tragen, machte die Rauferei gefährlich. Der Zusammenhang mit der Natur ließ im übrigen die Feste im Kreislauf des Jahres feiern, und altheidnischen Festen war auch jetzt zum Teil nur eine kirchliche Färbung gegeben. Mit alten Bräuchen verknüpften sich dann neue, und noch heute sind viele dieser ländlichen Festbräuche zur Osterzeit, beim Einzug des Frühlings, bei der Maifeier, dem Sonnenwendfest, dem Erntefest und so fort bis zur Fastnacht erhalten. Zu der sich als ländliches Hauptfest ausbildenden Kirmes, bei der es überall in den Dörfern hoch herging und das Schwelgen oft alles Maß überstieg, zu der sich ferner die Bauern gegenseitig einluden, kamen dann noch die Familienfeste, besonders die Hochzeiten, bei denen ebenfalls der rohe Luxus des Zuviel oft in abschreckender Form herrschte. Eine Schilderung solcher Bauernhochzeiten findet sich wiederholt in Wittenweilers „Ring“; der Hochzeitsschmaus zeigt die Gefräßigkeit der Bauern, die ja noch lange bezeichnend bleibt, in stärksten Farben, ebenso die rohen, unflätigen Sitten, die trotz aller dichterischen Übertreibung doch vorhanden gewesen sein müssen. Die Vergnügungsstätte des Bauern war auch früh das Wirtshaus, in dem Karte und Würfel die Herrschaft übten; doch erfreute man sich ebenso vor dem Wirtshaus an dem alten Kegelspiel im Freien.

Ist der Bauer im ganzen jetzt eine kulturell rückständige Klasse geworden, so zeigen sich alle fortschrittlichen Momente von nun an vor allem beim Städter. Den beginnenden Aufschwung der Städte haben wir bereits geschildert (S. 221 ff.), ebenso den fördernden Einfluß der Besiedelung des Ostens. Gerade im 13. Jahrhundert nahm die Zahl der neuen Städte, der Zuzug in die vorhandenen außerordentlich zu, und das rasche Hineinwachsen der neuen Elemente in eine spezifisch städtische Gemeinschaft, die Ausbildung jener eigenartigen Verfassung und Verwaltung gingen damit Hand in Hand. Wie man sich von den Stadtherren mit Energie emanzipierte, so verfolgte man seine Erwerbsinteressen mit derselben egoistischen

Rücksichtslosigkeit. Wir berührten auch schon die wachsende politische Rolle der Städte, eine Folge jenes von ihnen, und zwar von Reichs- wie von Landstädten, vertretenen, der allgemeinen Auflösung und Unsicherheit entgegenwirkenden Einungsprinzips (vgl. S. 296), dessen Wert dann auch von den Territorialherren wohl erkannt wurde. Diese stellten sich noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts nicht unter allen Umständen zu den Städten, trotz fiskalischer Ausnutzung ihres Verkehrs, in Gegensatz, hatten vielmehr wie jene an der Niederhaltung des friedestörenden Adels ein Interesse. So entstanden auch Landfriedensbünde zwischen Städten und Fürsten, während sich die Ritter dann ihrerseits, allerdings zum Teil wieder unter Ägide der Herren, zusammenschlossen (vgl. S. 296). Denn die Regel war doch das feindliche Verhältnis auch der Landesherren zu den Städten, die eine allzu unabhängige Rolle spielen wollten und ihre Politik nur von ihrem wirtschaftlichen Interesse leiten ließen. Überdies brachten auch den Fürsten die Kriege und Fehden meist Gewinn, während die Städte immer darunter litten. An ihre festen Mauern wagten sich zwar die Feinde nicht heran, aber gegen den raublustigen Adel war außerhalb derselben alles verloren, und eine einzelne noch so bedeutende Stadt konnte trotz gelegentlichen Brechens von Burgen, trotz aller Dienstverträge mit Rittern, die sich nachher doch meist als unzuverlässig erwiesen, nichts ausrichten, vor allem den vielverzweigten Handel, den ihre ganze Bedeutung bedingenden Verkehr auf den Straßen nicht wirksam schützen. Als einziges Friedensmittel wurden, bei dem Versagen der königlichen Gewalt, die man sonst gestützt hatte, vielmehr eben die Bünde erkannt. Der Gemeinsinn, der die Bürger im Inneren stark machte, dehnte sich jetzt nicht als sittliches Prinzip, sondern in Verfolgung eigennützigen Interesses über die Städte überhaupt aus. Handelspolitische Erwägung, die Notwendigkeit, die städtische Lebensader, den Handel, gegen ihn lahmlegende ungerechte Zölle der Herren, gegen Raubanfälle des kleinen Adels, überhaupt gegen die fortwährende Beunruhigung durch Fehde und Krieg zu schützen, führte zu den Bünden, die zugleich aber wieder eine Erweiterung des Handelsgebietes nach sich zogen. Es ist auch charakteristisch, daß das für den Handel wichtigste und verkehrsreichste Gebiet, das schon in engerer Berührung mit dem großen orientalischen Welthandel stand, das rheinische, diese Bünde zuerst zeigte. In Anlehnung an einen älteren Bund von Speyer, Mainz, Worms u. a. vom Jahre 1226 und auf Grund des großen Landfriedens von 1235 verbündeten sich zunächst die drei Städte Worms, Mainz und Oppenheim, woraus dann 1254/55 der große rheinische Städtebund zur Erhaltung eines gemeinen Friedens auf zehn Jahre entstand. Er richtete sich vor allem gegen unberechtigte Rheinzölle, umfaßte neben zahlreichen geistlichen und weltlichen Herren, die notgedrungen mitmachten, schließlich neunzig Städte, spielte aber mehr und mehr eine politische Rolle, mischte sich in die Reichspolitik ein und bestand in vollem Glanze nur wenige Jahre. Die zu ihm gehörigen Städte sind später in den beiden anderen großen Bünden der Zeit mit aufgegangen. Der weniger bedeutende von diesen war der nach der Mitte des 14. Jahrhunderts sich bildende schwäbische, der, wesentlich aus oberdeutschen Reichsstädten bestehend, Ulm, Augsburg, Nürnberg an der Spitze, sich namentlich gegen die Übergriffe der Landesherren richtete, neben nur geringen, auf den Verkehr mit Oberitalien gehenden handelspolitischen Interessen vorwiegend politischen Charakter hatte und von Eberhard von Württemberg 1388 schwer geschlagen wurde, ohne daß dadurch übrigens seine einzelnen Glieder geschädigt wurden.

Rein auf den eigentlich städtischen, den Handelsinteressen, mit denen aber jene Landfriedensbestrebungen sowie Bemühungen um Angleichung von rechtlichen, Münz- und Maßverhältnissen u. s. w., immer verbunden sind, war dagegen die Hansa aufgebaut, ebenso

wie ihre Vorläufer, die zahlreichen kleineren norddeutschen Bünde, die, ohne im Gegensatz zu den übrigens meist den Verkehr schützenden Landesherren zu stehen, sich gegen die Räuber zur See und zu Lande richteten und vor allem das nordische, nordwestliche und nordöstliche Ausland durch gemeinsame Aktionen für ihren Handel auf der Grundlage jener kaufmännischen genossenschaftlichen Siedelungen in der Fremde durch Privilegien u. s. w. zu sichern suchten. Die Hansa, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts in nicht ganz klaren und wechselnden Anfängen auftrat, nahm ebenso durchaus von diesen Vereinigungen deutscher Kaufleute im Ausland ihren Ausgang. Wir sahen schon (S. 122), wie sich für diese zur Erlangung von Privilegien, überhaupt zur Sicherung einer rechtlichen Grundlage ihres Lebens und Handelns wie zur Befriedigung kirchlicher und geselliger Bedürfnisse der Zusammenschluß von selbst ergab. Alle Stammes- und Rechtsverschiedenheiten wurden durch die wirtschaftlichen Interessen überwunden; zugleich aber verlieh der Nimbus des Reiches, obwohl es damals zerfiel, ein einigendes Moment und daneben auch Ansehen den Fremden gegenüber. „Kaufleute des Römischen Reiches", „deutscher Kaufmann" nannte man sich, ebenso wie es später „deutsche Hansa" hieß. Unter diesen Genossenschaften in der Fremde hat Dietrich Schäfer neuerdings mit Recht für die Bildung der Hansa die Wichtigkeit der schon (S. 219) berührten Gotlandfahrer betont, denen Kaufleute aus westlichen wie östlichen Städten angehörten, und deren Genossenschaft nicht nur den russischen Handel beherrschte, sondern auch im englischen und flandrischen von Bedeutung war. Mehr und mehr erschien aber das äußerst günstig gelegene, einen natürlichen Vermittelungsort für die Handelslinie von Flandern bis Rußland bildende Lübeck, dessen Bedeutung die Übernahme seines Rechtes durch zahlreiche Kolonialstädte noch steigerte, für die Aufgaben, die namentlich der Ostseehandel, die eigentliche Grundlage der Hansa, stellte, geeigneter, und wenn 1280 auch Lübeck sich mit der Gotländischen Genossenschaft als Friedenseinung für die Ostsee zusammenschloß, so räumten die Kaufleute der wendischen Städte seitdem Lübeck eine immer ausgeprägtere Vormachtstellung ein. Diese wendischen Städte, d. h. außer Lübeck Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock, Stralsund u. a., bildeten überhaupt, nach Art jener nachbarlichen Friedensbünde zusammengeschlossen (1256 tagten sie in Wismar), eine treibende Kraft in dem allmählich und nicht etwa durch einen bestimmten Gründungsakt sich entwickelnden Bunde der Hansa. Der Einfluß, den die kaufmännischen Genossenschaften in der Fremde früh auf die Städte daheim ausübten, führte eben auch zum Zusammenschluß der Städte, aus denen die Kaufleute stammten. Nur deren Interesse vertritt daher der Bund, der noch lange als „der gemeine Kaufmann" bezeichnet wird. Neben ihm taucht 1358 zum erstenmal und dann öfter der Name „dudesche hense" auf. Damals hatte er bereits, soweit das zu bestimmen ist, die spätere Zahl seiner Glieder, d. h. außer den wendischen Städten viele Landstädte im Ostseegebiet, in der Mark u. s. w., ferner Bremen, weiter die niedersächsischen Binnenhandelsstädte, besonders dann das wichtige, sich oft stolz abschließende Köln (siehe die Abbildung, S. 319), andere rheinisch-westfälische Städte, endlich Breslau, Krakau, im ganzen etwa siebzig, zu denen noch der ebenfalls Handel treibende Ordensstaat kam. Ein erster bedeutender Akt des Bundes war die Kölner Konföderation von 1367 gegen König Waldemar von Dänemark.

Die Hansa behielt auch später wechselnde Gestalt, hatte aber die beste Grundlage für ihre Dauer in dem gemeinsamen Bande großer natürlicher Interessen, die die ebenso natürlichen kleineren Gegensätze zwischen den östlichen und westlichen Städten überwanden. Die wichtigste Angelegenheit war immer die Förderung des Auslandhandels und die Sicherung der dortigen Handelsniederlassungen. Über alle wichtigen Punkte an der Küste oder stromaufwärts im

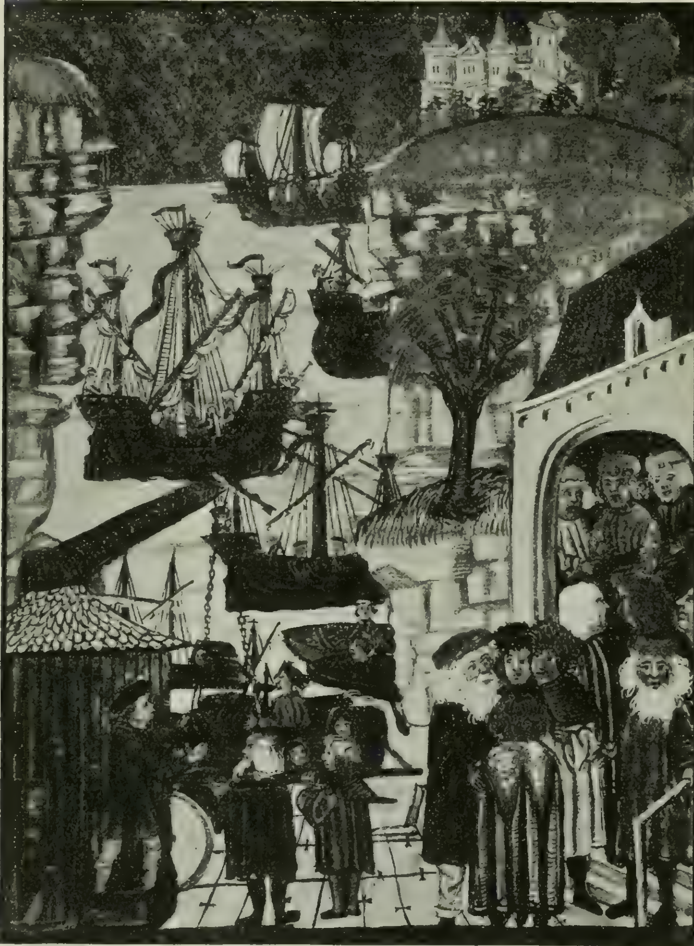
Lande breitete sich nun ein Netz von Kontoren und Faktoreien aus, die den Handel der betreffenden Gegend völlig beherrschten. Die wichtigsten waren der Stahlhof in London, das Haus der Osterlinge in Brügge, die Fitten auf Schonen, die „Brücke" in Bergen, der Peterhof in Nowgorod. Ganze Kolonieen deutscher Kaufleute, meist in ummauerten oder umschanzten Höfen, bildeten sich so. Mit der Macht der Hansestädte hinter sich, und — auf Gewalttaten und Hinterlist kam es dabei nicht an — durch erzwungene oder erkaufte Privilegien der Herrscher geschützt, lebten sie unter eigenem Rechte genossenschaftlich unter Älterleuten, abgesondert von den Eingeborenen, wehrten jeden unrechtmäßigen Zolldruck ab und organisierten untereinander wieder lebhafte Verbindungen durch Handelsgesellschaften. In ihrer exponierten Lage hatte sich ein straffes Band der Disziplin, das bei der alten Unbändigkeit überhaupt vonnöten war, bis zu zölibatären Anforderungen von selbst ergeben und wurde durch die Hansa noch fester geknüpft. Eine Kontrolle dieser straffen Organisationen fehlte nie.



Köln. Aus der „Cronica von Cöllen", Köln 1499, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text, S. 318.

Die Hansa war so die gewaltige Organisation eines monopolartigen, weil nur den Bürgern von Hansestädten zustehenden Zwischenhandels, der die skandinavischen, russischen und englischen Gebiete, die noch keinen eigenen großen Handel ausgebildet hatten, mit den Erzeugnissen einer höheren Kulturwelt versorgte, der diese aber auch in die eigenen Städte, überhaupt nach Norddeutschland, führte, ebenso wie die Gewürze, die südlichen Weine, vor allem auch die feineren Tuche, der anderseits namentlich aus dem Nordosten die Rohprodukte (die als Fastenspeise begehrten Fische, Tran, Getreide, Flachs, Salz, Pelze, Felle, Holz, Teer, Eisen [schwedisches Osemund], Wachs, Honig u. a.) brachte. Eine besondere Rolle, vor allem für die Ostseestädte, hat der Hering gespielt, der in Massen an die pommersche, besonders die Rügensche Küste kam, später seine Züge nördlicher nahm und so zu dem Aufschwung des lebhaften Handels mit Schonen beitrug: er wurde dann in Menge in das Binnenland, mit dem (vom deutschen Süden abgesehen) die Hansa natürlich überhaupt auf Straßen und Flüssen lebhaft verkehrte, oder in den Westen verhandelt. Weit weniger unbestritten war die Handelsstellung der Hansa in dem wichtigen europäischen Vermittelungsland, in Flandern, so in Brügge, wo sie die nordischen Rohprodukte gegen die Erzeugnisse des Westens (Wein, Tuche), des Mittelmeers (Öl, Südfrüchte, Seide) und Orients austauschte, noch geringer in Italien (Venedig) und Frankreich, in Ländern mit eigenem älteren Handel, in denen die Hansa nur eben auch als Mitbewerberin auftrat. Hier,

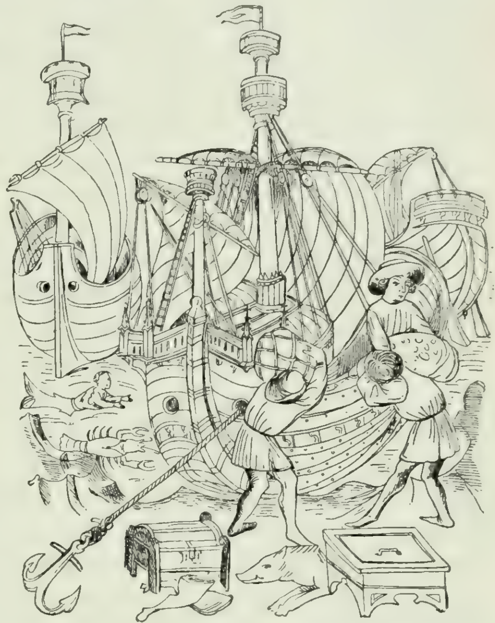
aber auch in Flandern, begegnete sie außer dem einheimischen dem immer stärkeren süddeutschen Handel als mächtigem Konkurrenten, wie sich später im 15. Jahrhundert einmal Köln bei Lübeck über das Eindringen der Nürnberger und Schwaben in Brügge beklagte. Die mächtige Stellung der Hansa im Norden beruhte vor allem auf der Schiffahrt: erst diese, jetzt in ausgedehnter Weise betrieben, erlaubte die Ein- und Ausfuhr in großem Maßstabe; nur durch sie war jener Zwischenhandel möglich; gerade sie ergab bei der Unsicherheit der Technik auch die erste Grundlage zur Hansa durch die gemeinsamen Fahrten, und anderseits waren es wieder diese Flotten, durch welche sie den nordischen Herrschern imponierte und ihnen Privilegien und Schutz abrang.



Hafenbild. Aus dem Hamburger Stadtrecht von 1497, im Staatsarchiv zu Hamburg.

Die Hansa nahm die alte Seetradition der Germanen in verstärktem Maße wieder auf. Freilich war die ohnehin durch den alten Gegensatz der Sachsen zu den kultivierteren Stämmen begründete Scheidung zwischen Nieder- und Oberdeutschland, welch letzteres seine südwärts und seeabwärts gerichtete Haltung bewahrte, noch verschärft. Schiffahrt und Schiffahrtsinteressen (siehe die nebenstehende Abbildung) sind nun ausschließlich Sache der Hansen, die den Normannen freilich nicht gleichkamen, und diese Schiffahrtspflege hat dann einen Aufschwung des Schiffswesens überhaupt, auch im Binnenverkehr, zur Folge gehabt. Die Schiffe (siehe die Abbildung, S. 321) wurden erheblich größer, blieben freilich noch immer klein genug. Man deckte sie und baute sie, um möglichst viel Menschen und Waren mitzuführen, dickbauchig. Sonst waren sie kurz, vorn und hinten rund und sehr hochbordig. Dieses typische Schiff — schon im 14. Jahrhundert kennen wir zahlreiche andere Namen für verschiedene Arten der Schiffe — ist die in ihrem Ursprunge nicht zu erklärende „Kogge", im Krieg wie im Frieden verwendet, und erst im 16. Jahrhundert entwickelten sich besondere größere Kriegs-(Orlog-)schiffe. Das

Steuer kam im 14. Jahrhundert von der Seite nach hinten; man klebte nun auch weniger an der Küste, obgleich der Kompaß in besserer Form sich im hansischen Gebiet wohl erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts einbürgerte. Übrigens befuhren die Hansen auch den entfernteren Westen, namentlich die sogenannte Baie (von Bourgneuf) in der südlichen Bretagne, um von dort Seesalz zu holen, kamen auch später bis zum Eingang in das Mittelmeer, das sie im Mittelalter aber nicht selbst befuhren. Die Schiffer, durch Schwur aneinander gebunden, bildeten auf See eine fest organisierte Gemeinschaft mit Vogt, Schöffen u. s. w.; schon 1378 wurde sodann eine gemeinhansische Ordnung gegen Widersetzlichkeit u. s. w. erlassen; eine alle Einzelheiten regelnde Schifferordnung kam 1480 (1482). Auch fuhr man sehr selten einzeln, nach alter Weise meist als Flottille, begleitet von Konvoischiffen, die Gewappnete und später auch Büchsen, Feuergewehre schon 1393 an Bord hatten. Denn der Hauptschrecken waren außer den Kapern, die bei jedem Zwiste sofort in Tätigkeit traten, die Seeräuber, die von dem Aufschwung des hansischen Handels auch ihren Nutzen haben wollten, insbesondere später die gefürchteten Vitalienbrüder, die die Kämpfe zwischen der Hansa und den nordischen Mächten ausnutzten. Die Hansa, die, dem ländlichen Flurzwang, dem Zunftzwang u. s. w. entsprechend, überall eine für alle bindende Ordnung im Seewesen herbeiführte, z. B. selbst jährlich die Eröffnung und den Schluß der Seefahrtszeit bestimmte, hat auch, allerdings unter Einflüssen vom Mittelmeer her, ein Seerecht geschaffen, das lange Geltung behielt.



Handelsschiff. Aus einer Handschrift des „Trojanischen Krieges“ (15. Jahrhundert), im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben bei A. Essenwein, „Kulturhistorischer Bilderatlas II: Mittelalter“, Leipzig 1883. Vgl. Text, S. 320.

Im ganzen prägt sich in der Welt der Hansa eine ursprünglichere Atmosphäre aus als in dem mit der romanischen Kulturwelt in engerer Verbindung stehenden Süden Deutschlands. Der kulturelle Vorsprung, den der deutsche Süden und Westen seit langem hatte, wurde im 15. Jahrhundert zwar in den belebten hansischen Handelsstädten einigermaßen eingeholt, die Kultur ging aber viel weniger auf das Land über und blieb auch bei den Bürgern eine immerhin beschränkte. Wie die Geldwirtschaft hier immer noch mit der Naturalwirtschaft zu kämpfen hatte, die Hansen sich z. B. auch nur in ganz geringem Maße später an den großen Geldgeschäften des 16. Jahrhunderts beteiligten, so behielt das agrarische Leben einen Einfluß auf die ganze Kultur. Ferner stand der städtischen Macht die politische der Landesherren immer im Wege. Der Fischer- und Schiffercharakter, überhaupt die See und die weite Ebene machen die Menschen nicht beweglicher und lustiger, und so behielt das Ganze trotz viel prächtiger Behaglichkeit in den reichen Bürgerkreisen jenen etwas rückständigen, aber eigenartigen Charakter.

Natürlich hat der Bund als solcher sehr viele wohltätige Folgen gehabt. Er hat eine große Erziehungsaufgabe erfüllt, aus einem Geschlecht von Strandräubern eine friedlichere

Fischer- und Schifferbevölkerung gemacht und auch, als später eine neue Belebung des Seeraubes eintrat, diesen nicht nur mit Gewalt beseitigt, sondern mehr noch dadurch, daß sein Handel den Beruf des Fischers einträglich und den des Schiffers zu einem geordneten und gut bezahlten gestaltete. Der Bund vertrat die fehlende Zentralgewalt für seinen doch nicht kleinen Kreis durchaus, beseitigte Zwistigkeiten unter seinen Gliedern, gab neben der größeren Sicherheit des Verkehrs die Grundlage einer einheitlichen Verwaltung in Münze, Maß und Gewicht, im Gewerbewesen, organisierte das große Netz von Verbindungen, das den Städten wie dem Einzelnen, z. B. auch für den Briefverkehr, zugute kam. Ungeheuer ist durch diese Organisation endlich die wirtschaftliche Macht seiner Glieder gestärkt worden. Freilich alles basierte auf dem Handel, an eine industrielle Entwickelung wie im Süden ist nicht zu denken. Aber der hansische Kaufmann schwang sich um so rascher empor: er war allein das führende Element, und zugleich wuchs sein Reichtum bedeutend. Zu Anfang waren solche Handelsaristokraten in vorhansischen Zeiten vor allem in Köln zu finden gewesen, in jenem anfänglich wichtigsten Verkehrsgebiet, jetzt gab es sie auch sonst in den Städten der Hansa so gut wie in den oberdeutschen Handels- und Gewerbszentren.

Aber hier setzt nun gerade jenes für die Zeit charakteristische Moment ein. Das überall aufblühende Städtewesen war zunächst noch in aristokratische Formen gebunden: jetzt zeigt sich auch in den Städten der demokratische Zug der Zeit, das Emporringen der unteren Klassen. Die städtische Aristokratie, die auch die Stadtverwaltung in Händen hatte, war mehr und mehr zu einer herrschsüchtigen Kaste geworden. Die anfängliche Mißachtung des Kaufmanns, der zuweilen noch vom Rat ausgeschlossen war, war bald gewichen, und der städtische Adel beteiligte sich schließlich selbst an der Kaufmannschaft. Ebenso fühlten sich die durch den Handel reich gewordenen Geschlechter, die also zunächst noch alteingesessene Grundbesitzer, dann auch Kaufleute (Gewandschneider) umfaßten, aber im allgemeinen sich doch gegen neue Parvenüs abschlossen, durchaus zu dem Adel, mit dem sie sich zum Teil verschwägerten, hingezogen. Wie der städtische Adel aber ganz die höfischen Allüren des Landadels angenommen hatte, so ging von ihm diese Kultur wieder auf die Geschlechter über. Die Schilderung der Lebenshaltung reicher Kaufleute in den höfischen Gedichten, etwa die der Hochzeit des schließlich zum Ritter geschlagenen Sohnes eines reichen Kölner Kaufmannes, des guten Gerhard, in dem gleichnamigen Epos, entspricht ganz den ritterlichen Gewohnheiten. Die Kaufleute veranstalteten auch Turniere, wie 1226 „einen Gral" zu Magdeburg, zu dem „alle Kaufleute, die da Ritterschaft wollten üben", aus Goslar, Hildesheim u. s. w. geladen wurden. Wie die Tracht (vgl. S. 274) trägt auch noch später die Geselligkeit in den Trinkstuben der Kaufleute, den Artushöfen u. s. w. höfischen Anstrich. Übernommen wurde damit freilich ebenso das exklusive, hochmütige Gebaren. Gerade das rasche Reichwerden war dafür verhängnisvoll und der egoistische Zug der Zeit nicht minder. Dem Kapitalreichtum waren freilich die meisten Träger selbst gar nicht gewachsen, und oft überdauerte er nur wenige Generationen. Die Beeinflussung durch das Rittertum aber wurde um so schlimmer, je mehr dieses entartete. Jedenfalls finden sich in den Städten ähnliche, der Gesamtheit schädliche Züge wie bei den landsässigen Rittern. Nicht nur der ritterliche Adel der Städte barg gewalttätige Glieder in sich, wie etwa den alles Recht gänzlich mißachtenden Jakob Kape von Stein in Worms, sondern auch die bürgerliche jeunesse dorée glänzte in Exzessen, nächtlichen Überfällen, Mordtaten, in hochmütigem Gebaren und Auftreten. Fritsche Klosener hat für Straßburg von der „gewalt und andern manigen unlüsten", die die Herren „an

armen lüten begingent", anschaulich erzählt, namentlich wie die Handwerker von ihnen geplackt wurden, kein Geld erhielten und bei Schuldforderungen noch Mißhandlungen erdulden mußten. Das Schlimmste war aber, daß die Väter, die freilich auch die Seele der großen Städtebünde, des städtischen Aufschwunges überhaupt gewesen sind, nicht besser waren, ihre Verwaltung meist nach selbstsüchtigen Gesichtspunkten führten, natürlich auch das Recht je nach Bedürfnis beugten und alle Lasten dem schlecht behandelten Volke überließen, namentlich den Handwerkern. Dazu kam nun, daß sie schon als bloße Träger der neuen Macht, des Kapitals, dem Volke verhaßt waren. Es waren zum Teil kirchliche Anschauungen, die sich jetzt allgemeiner kundgaben. Die ganze Geldwirtschaft wurde von der Kirche als den kanonischen Gesetzen gegen den Wucher widerstreitend empfunden. Unter diesem Stichworte wurde alles Zinsnehmen, wurden alle spekulativen Handelsgeschäfte mit einbegriffen. So erhielt trotz äußeren Ansehens, ja trotz der Förderung und Privilegierung, die man der Ausnutzung wegen dem Handel angedeihen ließ, gerade die höhere kaufmännische Tätigkeit, die Mobilisierung des Kapitals, einen sündlichen Charakter. Mit der Meinung des Cäsarius von Heisterbach, daß ein Kaufmann kaum ohne Sünde sein könne, harmoniert das Urteil des Thomas von Aquino über die Schimpflichkeit des Handels, der nur zur Beschaffung des Allernotwendigsten dienen dürfe. Duns Scotus wollte aus allgemein moralischen Gründen, wegen des Anreizes zur Gewinnsucht, den Handel verboten wissen. Nach Freidank hat den Handelsstand der Teufel gestiftet. Albrecht von Metz diskreditierte die Art der Kaufleute überhaupt, die er als Ehebrecher, Meineidige und Säufer schildert. So grollte es auch im Volke, und solcher Stimmung entsprach schlecht die Überhebung der Geschlechter, ja der Kaufleute überhaupt, deren Gilden, wie wir (S. 217) sahen, sich vornehm gegen die Zünfte abzuschließen suchten.

Aber gerade die Handwerker fühlten sich keineswegs als servile Masse. Sie hatten sich mehr und mehr zu einem großen, wohlhabenden Stande entwickelt: in den schon charakterisierten Zünften (vgl. S. 214 ff.) hatten sie eine feste Form der Selbstverwaltung und wirtschaftlichen Sicherung erlangt, anderseits aber auch eine durch den Zunftzwang geschlossene Organisation, die sie als Ganzes brauchen ließ. Nun waren sie im Laufe der Zeit innerlich und äußerlich gewachsen, an Zahl wie an materieller Kraft. Ihr Auftreten veranlaßte das Verbot aller Zünfte durch Friedrich II. von 1232, das ja auch die Ratskollegien aufhob. Aber die Zünfte widerstanden diesem Verbot wie den vielfachen Eingriffen der Landesherren in Bayern, Österreich u. s. w., die sie wie alle Einungen der Bürger sonst aufhoben. Aber sie waren doch wieder durch den Rat bevormundet. Sie waren mit Steuern besonders beschwert, hatten vor allem Kriegslasten in starkem Maße zu tragen. Den geschäftlichen Sinn, der die ganze Zeit charakterisiert, mußte vor allem die Finanzverwaltung der Geschlechter, die willkürliche Erhebung der Steuern zur Forderung einer Finanzkontrolle bringen. Dem Übermaß von Pflichten und der inneren Berechtigung zu höheren Ansprüchen entsprach schlecht jene Behandlung seiten's der Geschlechter. Die Unnachgiebigkeit des Patriziats rief dann schließlich offenen Aufruhr hervor. Das Volk zeigte sich auch hier wieder in voller Kraft. Schon im 13. Jahrhundert begannen die Erhebungen der Handwerker, um im 14. Jahrhundert dann eine charakteristische Erscheinung, von Süden nach Norden sich fortpflanzend, in der Geschichte fast aller Städte zu bilden. Es waren häufig Kämpfe voll fanatischer Erbitterung. Siegten die Geschlechter, so wurden oft wahre Racheorgien gefeiert, wie in Magdeburg, wo 1301 zehn Aldermänner der Zünfte auf dem Markte verbrannt wurden, wie in Straßburg 1308, wo zahlreiche Opfer erschlagen wurden, wie in Nürnberg, wo 1349 die Rädelsführer enthauptet und

sehr viele Handwerker geächtet wurden, wie in Köln, wo man 1371 nach der sogenannten Weberschlacht sofort 33 Weber und später noch mehr hinrichten ließ. Diese Grausamkeit zeigten die Zünfte, wo sie siegten, klugerweise nicht und sicherten sich so ihre Siege viel besser. Durchaus nicht überall haben sie die volle Herrschaft erlangt, wie etwa in Ulm, Speyer und Augsburg. Vielfach kamen sie auch nur in zäh wiederholten Anläufen zum Siege. Oft wieder erzielten sie nur eine halbe oder minderwertige Teilnahme am Stadtregiment oder gar keine, wie in Nürnberg, wo sie früher überhaupt nicht aufgekommen, 1348 allerdings erfolgreich gewesen waren, schließlich aber doch wieder ganz unselbständig wurden. Hier, wie auch in den Hansestädten, hat sich das patrizische Regiment behauptet: gerade hier wurde es freilich mit voller Kraft geführt. Anderswo ließ der ländliche Charakter einer Stadt eine kriegerische Patrizierherrschaft bestehen. Ohne Zweifel bedeutete aber das Einfügen der neuen Elemente eine innere Stärkung der Städte überhaupt: die langen Verfassungskämpfe und deren so verschiedenartige, aber meist sehr geschickte Lösung waren eine Art politischer Schule. Während der Kämpfe kam allerdings die politische Machtentfaltung nach außen zum Stocken. Im übrigen entwickelte sich später selbst bei der demokratischsten Verfassung ein Regiment einer beschränkten Zahl von Familien, und so erklärt es sich, daß die Bewegung der unteren Schichten in vielen Städten andauerte, vielfach bis ins 16. Jahrhundert hinein. Das Wichtige ist aber immer wieder jenes Sichfühlen des „unfürsichtigen, mutwilligen, freveln pöfels", auf den Meisterlin so wettert.

Insbesondere beginnt schon damals die Stimmung der wirklich entbehrenden Schichten, der Armen und Beladenen, Einfluß auf die Stimmung überhaupt zu gewinnen. Trotz des dargelegten Wohlstandes großer Teile der Bevölkerung war doch soziales Elend genug vorhanden. Das zeigen die Klagen Bertolds von Regensburg, die freilich trotz einer gewissen Lebenswahrheit vielfach übertrieben sind. „So sind diese Armen Gottes Kinder, daß ein Teil von ihnen kaum die Scham bedecket, und sie ruhen weder Tag noch Nacht vor großer Arbeit und gehen dabei nackend und bloß und liegen nimmer sanft und warm und essen nicht viel besser als ihr Vieh und sind bleich und mager." Die gefährliche Vergleichung der Lage anderer mit der eigenen macht sich bald geltend: „owê herre, wie hastu mich sô gar unsaelic erschaffen, daz dû dem sô vil gibest unde mir sô wenic". Die verhaßteste Figur wird der Aufspeicherer von Reichtümern, der „Geizige", d. h. der Habgierige. Mit wahrem Fanatismus greift ihn Bertold an: „pfî dich, gîtiger, wie erklinget dîn âmen vor gotes ôren alse des hundes bellen". Und furchtbar soll die Bestattung eines Geizigen sein, unter der Schwelle weg soll er auf das Feld gezogen werden, „als ein schelmigez [gefallenes] rint". Weiter hat nun früh eine Ausnutzung und Bedrückung der Geldbedürftigen stattgefunden, und der Wucherer, der meist mit dem Geizigen identisch gefaßt wird, erscheint jetzt als der Volksaussauger. Damit hängt denn auch der steigende Volkshaß gegen die Juden zusammen. Jetzt werden sie als Wechsler neben den Lombarden, die wesentlich nur im Süden und Westen mit ihnen konkurrierten, mehr und mehr Träger des Geld- und Pfandleihgeschäftes; vom eigentlichen, von ihnen nie ausschließlich betriebenen Handel wurden sie völlig verdrängt, namentlich wohl, weil sie dem Handwerk fern standen, nicht eigene Produkte oder Handwerkerprodukte überhaupt verkauften, folglich von den Zünften ausgeschlossen waren. In die Gilden der Kaufleute ließ man sie erst recht nicht hinein. Diesen Organisationen mußten sie weichen. Das ihnen monopolartig zugestandene, weil Christen nicht erlaubte (vgl. S. 119), aber bei dem Mangel an rechtlicher Regelung leicht auszubeutende Zinsgeschäft, das an sich schon als „Wucher" galt, machte sie reich: ihr Reichtum aber ließ sie wieder den weltlichen Mächten

als finanziell gut ausnutzbar und daher begünstigenswert erscheinen, worüber man denn den Schutz der Untertanen gegen etwaige Aussaugung übersah. Der Kaiser forderte von ihnen aus einer ursprünglich für den Schutz der Fremden geltenden Abgabenpflicht („Kammerknechtschaft“) heraus immer gesteigerte Abgaben, die er als Regal, wie andere Regalien, auch weiter verlieh; die Fürsten und nicht minder die Städte zogen sie ebenso weidlich zu Steuern und Umlagen heran, letztere zum Teil wieder als Entgelt für den gewährten Schutz. Dazu kam der Anleihebedarf der Fürsten, namentlich für Unterhaltung ihrer Kriegsknechte; Juden begann man überhaupt bereits die fürstliche Finanzverwaltung zu übertragen. Geld brauchte aber auch der materiell ruinierte Adel, der Bauer, der Handwerker, selbst der Klerus: der Schuldbrief wurde eine immer massenhafter auftretende Erscheinung. Und so wurde dieses Zinsgeschäft den Juden wieder verderblich. Es erklärt jenen Haß, zumal bei seiner Auffassung seitens der Kirche, deren Gegensatz zu den Juden überdies die seit den Kreuzzügen verschärfte Stellung allen Ungläubigen gegenüber noch vermehrt hatte.



„Von Juden und Ungläubigen“. Aus dem „Layenspiegel“, Augsburg 1512, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Die günstige Position, die die Juden unter den Saliern gehabt hatten, schwand mehr und mehr. Der Grundbesitz, den sie bisher als Bürger ungehindert in beträchtlichem Maße und in beliebiger Lage in der Stadt hatten, wurde ihnen, namentlich von dem Klerus, zu entreißen gesucht. Ihr Reichtum wurde unangenehm empfunden, man gönnte ihn ihnen nicht. Die frühere Verschmelzung mit den Bürgern, die der Name „Jude“ in rheinischen Patriziergeschlechtern verrät, wurde nun ganz unmöglich. Das Streben ging jetzt auf Absonderung. Äußerlich von den Christen durch den Spitzhut und die gelbe Farbe (Tuchstreifen am Rock; siehe die obenstehende Abbildung), zuerst auf Anordnung des Laterankonzils von 1215, geschieden, galten sie mehr und mehr als wirkliche Volksfeinde. Im 13. Jahrhundert äußerte sich die Verachtung und der Haß oft nur im geheimen; es traten sogar Christen zum Judentum über. Bertold von Regensburg nennt die Juden zwar „stinkend“ und empfiehlt, sich ihrer zu erwehren wie der Heiden, will ihnen aber aus äußeren und Missionsgründen vollen Frieden gesichert und sie vor der Brutalität der Menge geschützt wissen. Aber er weiß doch schon von Gewalttaten zu berichten, wie denn „zur Taufe“ törichtes Volk „ein jüdelîn oder alte liute einen alten juden in schimpfe oder in goukel [zum Possen] in wazzer stiez“. Mehr und mehr begleitete jede Volksaufregung eine Judenverfolgung und -plünderung. Denn wenn die Masse, sobald sie sich fühlt, zu Gewalttätigkeiten

überhaupt geneigt ist, so kam damals der Zug der Zeit hinzu. Nicht nur die Ritter und die entarteten Stadtjunker liebten Gewaltstreiche, es gab auch im Volke rauflustige Gesellen genug, die immer zu solchen aufgelegt waren. Vor allem aber entschied, daß die Leute eben allgemein den Juden tief verschuldet, daß Jude und Wucherer, d. h. Zinsnehmer, gleichbedeutend waren. Bei den Plünderungen wollte man oft nur die Schuldbriefe beiseite schaffen. Je mehr die Geldwirtschaft sich ausbildete, um so häufiger wurden derartige Erscheinungen, natürlich besonders im Westen. Die Zahl der Opfer ist im übrigen meist sehr übertrieben. Neben diesem wirtschaftlichen Moment hatte der Haß gegen die Nichtchristen nur sekundäre Bedeutung, ebenso die allerdings anstachelnden religiösen Beschuldigungen des Kindermordes und der Hostienschändung.

In dieser demokratischen Zeit mußte sich auch die niedrigststehende Volksklasse stärker als sonst bemerkbar machen: das waren die fahrenden Leute. Nichts ist dem deutschen Gemüt trostloser als das „Elend", die Fremde, und das Fahren in der Fremde. Und doch steckten in diesen Fahrenden in gewissem Sinne die letzten Reste alten nomadisierenden Geistes. Man darf aber überhaupt die außerordentliche Beweglichkeit des Volkes, die sich in den Römerzügen, den Kreuzzügen wie in der Kolonisation so bedeutsam zeigte, nicht unterschätzen. Die Straßen des Mittelalters waren, zumal die eigentlichen, nicht allzu zahlreichen Heerstraßen, äußerst belebt. Man versteht wohl die Sorge um das bloße Dasein wie den Schutz der Straßen: die Königsstraßen vor allem suchte man durch hohe Bußen vor dem Abpflügen durch die angrenzenden Landleute zu schützen. So wurde ihnen wenigstens eine gewisse Breite gesichert. Obgleich die Landesherren überall Zölle erhoben, die sie im Grunde nicht nur zur Sicherung des Verkehrs, sondern auch zur Besserung der Wege verpflichteten, war der Zustand der Straßen meist nur da genügend, wo alte Römerstraßen erhalten waren; noch lange, bis in die sogenannte Neuzeit hinein, sind die vielleicht übertriebenen Klagen über die elende Pflege der Straßen, geschweige denn geringerer Wege, stereotyp. Auf diesen Straßen herrschte aber, wie gesagt, doch ein lebhafter, das Malerische des damaligen Landes hebender Verkehr, von Kriegs- und Heereszügen ganz abgesehen. Zu Pferde ritten die eigentlichen Reisenden, auch Frauen, einher. Nur selten wird ein Reisewagen, wohl für vornehme weibliche Einzelreisende oder ältere Männer bei weiten Reisen, erwähnt; und sicher ist es noch lange ein ziemlich primitiver Wagen gewesen. Auch die prunkvollen Wagen der Vornehmen (siehe die obenstehende Abbildung) hatten keine Federn. Später, im 16. Jahrhundert, gab es dann ständigere Verkehrsmittel in den „Rollwagen", die aber immer noch unbequem genug waren. Der Führer ritt immer auf dem Sattelpferde. Damen wurde das Alleinreiten in dieser Zeit schon verdacht, war auch der Unsicherheit der Straßen halber nicht zu empfehlen. Die ritterliche Gesellschaft war nicht der wichtigste Teil der Reisenden, vielmehr der Kaufmann, der meist,



Wagen. Aus Herrads von Landsberg „Hortus deliciarum" (12. Jahrhundert). Nach Chr. Mor. Engelhardt, „Herrad von Landsberg und ihr Werk", Stuttgart und Tübingen 1818.

wenn er nicht kleiner, herumziehender Händler war, in Gesellschaft und in Begleitung berittener Knechte reiste. Auf ihn hatten es die Räuber der Straße, die namentlich in Bayern gefürchtet waren, besonders abgesehen. Außer dem Raubritter, der den Straßenraub im großen betrieb, legte sich auf diesen Erwerb allerlei Gesindel, das aus den Städten verbannt war, Reste von Kriegsheeren u. s. f. Weiter bewirkte der Wallfahrtsverkehr eine starke Vermehrung der Reisenden. Die Pilger hoben sich bereits durch ihr Äußeres von den anderen Reisenden ab: in grauem Rock, mit breitkrämpigem Hut, mit der Pilgertasche und dem Pilgerstock zogen sie einher; wenn sie vom heiligen Lande kamen, trugen sie noch eine Palme mit sich. Oft bildeten sie große Scharen, mit Spielleuten voran, und kamen unter Schellenläuten und Gesang sowie unter häufigem Wiederholen ihres Wallfahrtsrufes als förmliche Aufzüge daher. Die Wallfahrer zogen außer nach dem heiligen Lande nach Rom, nach S. Jago di Compostella (dann Jakobsbrüder genannt), nach Aachen, wenn sie sich nicht auf kleinere lokale Fahrten beschränkten. Meist unternahmen sie die Fahrten aus sehr äußerlichem Bußgeist, der Reiz des freien Streifens war oft das Wesentliche; es war zum Teil wieder nur eine Form, in der sich jene volkstümliche Ungebundenheit äußerte. Bertold von Regensburg ist daher für die Wallfahrer, die überhaupt als Faulenzer wenig angesehen waren, gar nicht sehr eingenommen: nicht nur, daß er die Frauen davon fernzuhalten sucht, er schilt auch auf die Männer, die nicht besser, sondern schlechter heimkämen, die nachher nichts anderes täten, als von ihren Fahrten erzählen. In der Tat waren die Pilger noch lange Zeit, so im 15. Jahrhundert, die Hauptverbreiter von Neuigkeiten, daher auch meist gern aufgenommen. Diesem Neuigkeitsbedürfnis diente aber überhaupt die große Masse der fahrenden Leute, mit denen sich die Pilger nur allzu oft mischten, denen ferner von eigentlich höher stehenden Elementen namentlich die fahrenden Scholaren (Vaganten; vgl. S. 330), weiter aber auch sonstige fahrende Kleriker angehörten, die als Ärzte oder unter irgend einem Vorwande als wirkliche Abenteurer umherzogen. Schon die fahrenden Sänger älterer Zeit waren die lebendige Zeitung gewesen, und diese Eigenschaft ging, da noch lange ein besseres Mittel der allgemeinen Verbreitung von Nachrichten fehlte, auf die Leute über, die als fahrende Spielleute zum Teil ihre Erbschaft angetreten hatten, aber nun nicht mehr, wie einst die Sänger und wie sie selbst noch einmal in der höfischen Kulturperiode, Ansehen genossen, sondern verachtete Leute geworden waren.

In den fahrenden Leuten steckten zum Teil alte orientalisch-römische Elemente. Reste der römischen Gladiatoren, Fechter, Akrobaten, Gaukler, Tänzer und Tänzerinnen waren in den germanischen Reichen der Völkerwanderungszeit durchaus erhalten geblieben: mit ihnen verbanden sich später neue, aus dem Orient zuströmende Elemente, früh aber auch germanische, insbesondere jene altgermanischen Sänger. Die ganze Klasse der eigentlichen Fahrenden wird als Spielleute, als joculatores, zusammengefaßt. Wir finden unter ihnen auch das ganze uralte Volk der „Artisten“, der modernen „Spezialitäten“ wieder. Sie werden z. B. im „Karlmeinet“ aufgeführt, wo von mehr als vierhundert „Minstrels, die wir nennen Spielleute“, berichtet wird. Neben den Sängern der Heldengeschichten wie der Liebeslieder und neben verschiedenartigen Musikanten treten da allerlei Tausendkünstler auf, Taschenspieler, Jongleure, Springer, Dresseure von Böcken, Meerkatzen und Hunden, Feuerfresser, Tierstimmenimitatoren. Ferner waren seit langem die Marionettenspieler bekannt, es gab vollendete Kunstreiter, es gab Possenreißer, Narren, „Clowns“. Das weibliche Element war, wie heute, unter den Leuten stark vertreten, namentlich als Tänzerinnen: man nannte sie „Spielweiber“ und betrachtete sie von vornherein als leichte Ware. Eine damals und noch lange besonders

hervortretende, erst im 18. Jahrhundert mehr verschwindende Klasse waren die Fechter. In der Bewunderung ihrer Kunst mischten sich antike Kulturüberlieferung, die Freude an den Gladiatorenkämpfen, und altgermanische Lust an Kampf und Waffenhandwerk. Eine eigenartige Rolle hatten die Fechter im gerichtlichen Zweikampf (vgl. S. 252), ferner als höfische Schirmmeister (vgl. S. 253) gespielt. Jetzt wurden sie zu Klopffechtern, anderseits traten sie im 15. und 16. Jahrhundert in die Dienste von Fürsten und Städten, ja die Fechtkunst wurde als zünftiges Handwerk gepflegt. Der enge Zusammenhang der Fechter und Spielleute, der sich in den verschiedensten Beziehungen kundgibt, ist neuerdings noch nachgewiesen. Außerhalb der eigentlichen Fahrenden stehen die im Gegensatze zu ihnen höchst unvolkstümlichen, aber als wirklich Fahrende hier im Vorbeigehen zu erwähnenden Zigeuner, denn das sind trotz allem Zweifel die verachteten „Kaltschmiede“, die im 12. Jahrhundert zuerst in Oberdeutschland auftreten, wiewohl nach der „Wiener Genesis“, die auch ihre Dieberei und Unredlichkeit, die betrügerische Ausbeutung der Bevölkerung durch sie schildert, zunächst an vagierende niedere Handelsleute gedacht werden könnte. Im übrigen scheinen auch diese Fahrenden, wie alle Schichten der mittelalterlichen Menschheit, einer Organisation, einer Leitung durch Führer, nicht entbehrt zu haben. Es entstanden Pfeiferbrüderschaften mit Königen oder Spielgrafen u. s. w.

Jedenfalls aber zeigt sich in unserer Periode ein auffälliges allgemeines Hervortreten der Fahrenden, eben infolge der niederen Bedürfnisse des Volkes. Die Sänger und die Spielleute hatten ihre zweite Blütezeit, die sie zum Teil an die Höfe, trotz des Wetterns der Kirche selbst an die geistlichen, z. B. den des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, und in die Begleitung der Heere geführt und sie in der Minnezeit zu wichtigen, reich bewirteten und bezahlten Personen gemacht hatte, hinter sich. Schon früh mischte sich in ihre immer größere Zahl unholdes Gesindel, das bettelnd (gerend) und sich gegenseitig beschimpfend und verdrängend, durch niedrige Schmeichelei sich Brot erwarb oder es sich durch drohende Schmähungen, vor allem auf karge Herren (vgl. S. 269), erzwang. Auch in der Zeit größerer Wertschätzung gelang es nur den Bevorzugten, in die Burgen und an die Höfe zu kommen. Schon damals fanden sie, die „armen diet“ (Leute), ihr Hauptpublikum im Volke, dem sie auf dem Anger im Dorfe, draußen auf belebten Wegkreuzungen und in den Märkten der Stadt, auch wohl sogar in den Kirchen und auf den Kirchhöfen ihre Weisen vorsangen und vorspielten und ihre Künste vormachten. Das wuchs mit dem Rückgang der höfischen Kultur: jetzt nahmen diese Unterhaltungen in noch höherem Grade volkstümliche Formen an. Den Fechtern und Spielleuten gewährten die Rechtsbücher keinen Rechtsschutz: sie waren verfemt. In dieser demokratischen Zeit hatten sie aber dafür um so größeren Einfluß auf das niedere Volk gewonnen. Sie, wie die fahrenden Leute überhaupt, waren die eigentlichen „Freudebringer des Volkes“, und als solche machten sich diese von der großen organisierten Gesellschaft des Mittelalters ausgeschlossenen, von der Hauptmacht des Mittelalters, der Kirche, verfolgten heimatlosen Menschen, die jetzt auch numerisch ungeheuer ins Gewicht fielen, mehr geltend als zu irgend einer anderen Zeit. Die großen Feste der Städte und die dörflichen Lustbarkeiten waren ihr Hauptsammelpunkt: sie waren jetzt wirklich Volkssänger. Mehr und mehr machten sie aber auch ihren Frieden mit der nunmehr von volkstümlichem Geist beeinflußten Gesellschaft; sie fanden zum Teil ständiges Unterkommen als Hofnarren, als Pritschmeister, als fürstliche oder städtische Fechter, als Stadtpfeifergesellen, Heerpauker und Heertrompeter u. s. w. Anderseits setzte freilich die aufkommende fürstliche Landesverwaltung ihrem vagabundierenden Wesen immer stärker zu: sie wurden nicht nur verachtet, sondern zum Teil auch direkt verfolgt; doch das gehört der

späteren Zeit, dem 15. Jahrhundert, an, gegen dessen Ende der Name der „fahrenden Leute“ ebenfalls schwindet. Jetzt waren auch die Zigeuner zahlreicher geworden, dazu allerlei Gauner, die betrügerischen Quacksalber und Teufelsbeschwörer, die auf den wachsenden Aberglauben des Volkes spekulierten. In den durch die Spielleute gebotenen Unterhaltungen finden sich übrigens keineswegs nur niedere Elemente. Alte nationale Stoffe blieben lange die beliebtesten. „Swer von herrn Ditreich von Pern do sagen kan“, heißt es im „Renner“, „und von hern Ecken und von den alten sturm recken, für den giltet [zahlt] man den win“. In dieser Zeit beginnt auch das Volkslied aufzublühen, dessen ganze Art die schönen Seiten dieses volkstümlichen Geisteslebens zeigt — wir kommen im achten Abschnitt darauf zurück —, auf dessen Entstehung und Verbreitung die Spielleute aber sicherlich von Einfluß gewesen sind. Der die Masse in den Vordergrund stellende Charakter der Zeit zeigt sich in der beginnenden Entwickelung des Dramas (vgl. später), in der neuen Bedeutung der sich an die Masse wendenden Predigt.

Aber der Zug derber Lust, groben Lebensgenusses, niederer Sinnenfreude überträgt sich nun mehr und mehr auch auf die übrigen Klassen; die ganze Lebenshaltung, die Art, sich zu geben, zeigt den überall hindurchgehenden demokratischen, hier kann man sagen plebejischen Charakter der Epoche. Der niedere Materialismus war schon bei den letzten Ausläufern der höfischen Kultur zum Vorschein gekommen, davon zeugt Ulrich von Lichtensteins Ideal: schöne Frauen, schöne Pferde, gut Essen und feine Kleidung und Helmzier. Jetzt verdrängt die alte Völlerei wieder ganz die feinere Bildung. Das gesellschaftliche Anstandsgefühl geht außerordentlich zurück, schon zu Ausgang der höfischen Periode (vgl. S. 275). Ulrich von Lichtenstein läßt die Frage erörtern, ob die Frauen oder die Männer daran schuld seien: beide erscheinen in unholdem Lichte. Der gesellschaftliche Einfluß der Frau hörte jedenfalls auf, und hierzu trug nicht nur der unhöfische materielle Sinn der Zeit bei, sondern wohl auch der wachsende Überschuß der Frauen in der bürgerlichen Bevölkerung, der einerseits Versorgungsanstalten nach Art der Beghinenhäuser (vgl. Abschnitt VII) und Frauenklöster hervorrief, anderseits aber die Zahl der „fahrenden Frauen“ stark vermehrte und die neuen „Frauenhäuser“ (vgl. Abschnitt VII) mit Insassen füllte, sicherlich aber auch zu minderer Achtung des Geschlechtes beitrug. Der volkstümliche Einfluß der Fahrenden zeigt sich in der Umgestaltung der literarischen Stoffe: sie boten lustige Geschichten, die sie aus alter lateinischer Tradition, auch wohl aus Frankreich holten und zurechtstutzten. Der allgemeine Geschmack richtete sich nun auf den derben Schwank und burleske Erzählungen. Auch in die Miniaturmalerei drangen mehr und mehr Vorwürfe aus dem gewöhnlichen Leben ein, oft scherzhaft dargestellt. Dichtung wie Kunst waren nach den hohen Leistungen der aristokratischen Periode sehr gesunken; nur schablonenmäßig klammerte sich die jetzige ins Breite gehende Produktion noch an die überkommenen, schon damals oft nur konventionell gehandhabten Formen. Im ganzen zeigt sich in dieser grob-volkstümlichen Art immer stärker ein Zusatz spezifisch städtischer Neigungen, während die bäuerliche Art früh zum Gegenstand des Spottes wird. Wie dann diese ganze plebejische Art immer mehr steigt und sich im 15. Jahrhundert zum Grobianismus auswächst, werden wir noch hören. Den Rückfall in eine niedrigere Kultur verrät weiter die wilder hervortretende Maßlosigkeit der Leidenschaften und Triebe: das Gängelband der höfischen Lebensregeln ist zerrissen. Auf der einen Seite zeigt sich immer stärker rohe Gewalttätigkeit, auf der anderen derbste Sinnlichkeit. Von einem sittlichen Verfall des Volkes wird man aber kaum sprechen können. Sittenprediger wie Bertold von Regensburg sind in dieser Beziehung doch mit Kritik zu verwerten, und immer ist eine hier und da treffende Äußerung doch noch nicht maßgebend für die Gesamtheit. Auch

jene Schilderung Ulrichs von Lichtenstein schon, weiter aber der „Renner" Hugos von Trimberg und noch spätere Sittenschilderungen stimmen allerdings mit Bertolds Klagen vielfach überein, aber als wesentlichstes Moment ergibt sich doch nur, daß der Rückgang feiner Sitte wieder die alte Roheit und die ungebundene Genußsucht hat aufleben lassen.

Jetzt erst war die freie Weltlichkeit dem Ideal der Weltentsagung in breiterem Maße und mit Trotz gegenübergetreten: aufs höchste zeigte diesen Einfluß volkstümlich-weltlichen Lebens jetzt gerade der Stand, der das Bußideal verkörpern sollte, und aus dem ja freilich auch jetzt als natürliche Reaktion immer wieder Bußprediger, die alles Weltliche, selbst die weltliche Dichtung bekämpften, hervorgingen, der Klerus. Schon oben (S. 234) sind dessen bedenkliche sittliche Zustände gestreift worden, aber schließlich war der Geistliche ein Kind seiner Zeit, und wie er, namentlich der höhere Geistliche, der schon durch seine Herkunft dazu neigte, vom Reize des ritterlichen Lebens angesteckt wurde, so machte sich ein entsprechender Zug auch im niederen Klerus geltend. Nirgends tritt der zwingende Einfluß dieser volkstümlichen Weltfreude mehr hervor als in den erst viel später so benannten Vaganten, die, namentlich von den französischen Lehranstalten aus, als vagierende Kleriker (clerici vagi) durch die Lande fuhren und ein richtiges Poetenleben führten. Die nicht ganz klare Entstehung dieser Klasse wird vor allem einer zu großen Vermehrung der Kleriker durch das neue Bildungsleben und einem durch die Übergriffe der Territorialherren sich ergebenden Mangel an Pfründen zuzuschreiben sein. Die Schwierigkeit unterzukommen vermehrte sich noch durch die bei der Habsucht der Zeit immer steigende Neigung der Geistlichen, mehrere Pfründen zu vereinigen. So zogen die jungen Pfaffen ähnlich umher wie die armen ritterlichen Sänger und suchten, wie diese, zunächst bei ihren Standesgenossen, allerdings durch lateinischen Sang, ihr Brot zu erwerben. Auch hier ist nun schon das 12. Jahrhundert für den Aufschwung der Weltlichkeit bezeichnend. Die Scholaren des 12. und 13. Jahrhunderts gleichen in ihrer trinkfreudigen lateinischen Poesie, die auch wieder den Geist der Antike nicht nur im äußeren Apparat widerspiegelt, durchaus den deutschen Studenten neuerer Zeiten. Studentischer Übermut, jetzt frei von dem bindenden Zwang der Klosterschulen, zeigte sich, ehe es wirkliche Universitäten gab. An diesen Trink- und Liebesliedern der Vaganten, die besonders im 12. Jahrhundert zahlreich entstanden, hat Deutschland schon einen großen Anteil, wenn auch der Mittelpunkt der höheren Schulbildung wie des Scholarenlebens Frankreich war: der Archipoeta, der Dichter des „Mihi est propositum", der auch in der Umgebung des Kanzlers Reinald von Dassel bezeugt ist, war doch wohl ein Deutscher. Freilich mischten sich in diese Weltfreude stark gemeine und häßliche Züge, von denen das spätere Studententum ja ebensowenig frei ist. Man führte vielfach ein überaus wüstes Leben, dessen wirtschaftliche Grundlage recht bedenklich, oft verbrecherisch war, man schwelgte mehr und mehr auch in Unflätereien und Roheiten. Aber diese Leute wurden das volkstümliche Gegenbild zu den oft scheinheiligen Wölfen im Schafspelze, die Buße predigten. Freilich richtete sich gegen sie bald der Zorn der anfänglich milden offiziellen Kirche, zumal sie diese, insbesondere die Kurie, in beißendster Satire durchnahmen. Immer neue Berührung mit dem Volkstum schöpften sie aber aus ihrem fahrenden Leben, das für Lernende damals eine gewisse Notwendigkeit war; ausdrücklich war Lehrern und Schülern, die „Studierens halber" immer neue Lehrstätten aufsuchten, durch Kaiser Friedrich sicheres Geleit verliehen (1158 privilegium scholasticum). Sie heischten auf den Straßen Gaben, erzwangen Geld von den Geistlichen und prügelten sich in Bauernschenken. Es ist aber charakteristisch für den plebejischeren Geist schon des 13. Jahrhunderts, daß die Vaganten, die am höchsten im 12. Jahrhundert standen und damals die Spielleute verachteten, immer unliterarischer und feinerer Poesie abholder

wurden, bei Bauern und der städtischen Hefe ihr Publikum hatten, überhaupt immer tiefer sanken. Das wiederholte Vorgehen der Kirche, die auch Abhilfe durch Stellenvermehrung und Verbot jener mehrfachen Pfründen zu schaffen suchte, gegen sie, namentlich im Norden — im Süden trat man besonders 1287 in Würzburg scharf auf und entkleidete sie ihrer geistlichen Vorrechte —, brachte sie noch um das letzte Ansehen. Nur ein Teil hatte sich rechtzeitig in den niederen Klerus hinübergerettet. Auch dieser ging jetzt, von Bildungsinteressen wenig geplagt, ganz im Volke auf. Auf dem Lande wurde der Kleriker ein vollkommener Bauer oder trieb Gewerbe und Handel, ja wurde Schenkwirt, wozu er im Dorfe am meisten Zeit hatte. Oft lebte er ungestört mit seinem sogenannten Weibe, der „Pfäffin". In der Stadt aber machte sich ein wachsender Zug, nach Art der Bürger zu leben, geltend; immerhin war er dort, abgesehen von seinem Amt, als Träger des immer mehr als notwendig empfundenen Schulwissens von größerer Bedeutung. Eine wirkliche geistliche Haltung war — das zeigen vor allem die strafenden Worte Bertolds von Regensburg — weder in der Stadt noch auf dem Lande häufig zu finden. Erst recht freilich nicht unter dem hohen Klerus. Gerade geistliche Männer selbst haben, wie Cäsarius von Heisterbach und Thomas von Chantimpré, das ungeistliche Leben vieler ihrer Genossen heftig gerügt, vornehmlich allerdings, wie das bei mönchischen Schriftstellern erklärlich ist, das der Weltgeistlichkeit. „Hoffart, Habgier, Sinnlichkeit" sind die drei Laster, die z. B. Thomas von Chantimpré den Geistlichen und Prälaten vorwirft.

Im ganzen ist nun nicht zu leugnen, daß man damals in dieser allgemeinen Weltfreude überhaupt außerordentlich weit ging, so daß man namentlich in Anbetracht mancher sonstigen Züge, wie der erwähnten Neigung zu Mord und Gewalttätigkeiten, doch einen sehr düsteren Eindruck von den sittlichen Zuständen der Zeit erhalten könnte. Wenn Bertold von Regensburg von der Unkeuschheit als einer ganz gewöhnlichen Sünde spricht, deren Rüge nur Spott erwecke, wenn er berichtet, daß Frauen „verderbent ir kint in ir liben oder trinkent sust [sonst] ein tranc, daz sie niemer kint tragende werdent und wellent ir gelust hân mit mannen und der arbeit niht haben mit den kinden", so sind das böse Züge. Noch schlimmer ist eine gewisse Auflösung der Familienfestigkeit, eine außerordentliche Respektlosigkeit der Kinder; auch davon spricht Bertold, und schon im „Meier Helmbrecht" zeigt sich der junge Helmbrecht als ein frecher, pietätloser Bursche, und schlimm ist es, wie er und Gotelind, seine Schwester, über die eheliche Untreue der eigenen Mutter und auch des Vaters reden.

Aber die so für das ganze Volk bezeichnende Weltlichkeit ist nun doch zugleich als verstärkendes Moment der schon beobachteten Hebung und Durchsetzung volksmäßiger Laienansprüche gegenüber dem kirchlich-romanischen Wesen von großer Wichtigkeit. Zunächst wird das Bildungsmonopol des Klerus angebrochen. Neben der mehr episodenhaften höfischen Laienbildung entsteht jetzt allmählich auch eine breite, zunächst elementare Laienbildung, und zwar auf Grundlage der städtischen Kultur; im Zusammenhange wird davon später (Abschnitt VIII) zu sprechen sein. Aber es ergibt sich auch eine stärkere Mündigwerdung des Laientums auf religiösem Gebiete selbst. Die Einflüsse der Kreuzzüge in dieser Beziehung, die freiere Haltung des Rittertums sind schon berührt worden (vgl. S. 235 und 244). Die Spielleute schlugen auch bereits ähnliche Töne an und wirkten damit auf die niederen Volksschichten. Noch aggressiver waren die Vaganten, denen die Kirche als eine „Lasterhöhle", die Kardinäle und Prälaten als Spitzbuben galten. Weit voran wie in allen höheren Dingen standen in dieser Beziehung freilich wieder die romanischen Länder. Im 12. Jahrhundert bereits war, gewiß zum Teil infolge des Unwillens über die weltlichen Sünden der äußerlich mit ihrer Macht jetzt triumphierenden

Kirche selbst, infolge der Kämpfe zwischen Papst und Kaiser, aber vor allem auch infolge des Auflebens alten Sektenwesens und der Nachwirkung manichäischer, gnostischer und anderer älterer Lehren, die auf den Handelsstraßen nach Westeuropa gelangten, eine sehr starke ketzerische Propaganda zu spüren, am schärfsten in Südfrankreich, wo Wohlstand, weltliche Sinnenlust, höhere geistige Einflüsse, kirchliche Entartung und religiöses Volksbedürfnis zusammenwirkten. Als „Katharer", die auf die ursprüngliche reine Kirche der Armen zurückgehen wollten, faßt man alle die verschiedenen ketzerischen Richtungen in Südfrankreich und Oberitalien zusammen. Gegen die südfranzösischen Ketzer, die Albigenser, veranlaßte Innozenz III., nachdem bereits 1148 Eugen III. in Reims ein Konzil gegen die Ketzer gehalten hatte, die bekannten furchtbaren Kreuzzüge. Aber derartige Strömungen hatten auch schon in Deutschland um sich gegriffen, und über den weltlich-höfischen Spott hinaus schritten einzelne Köpfe bereits zur Ketzerei, zum Abfall von der offiziellen Kirche. Die Waldenser namentlich waren auch im Südwesten Deutschlands überall an der Arbeit, durch Spott und Ernst die Macht der Kirchenlehre zu erschüttern. In Südwestdeutschland und am Rhein kamen ganz extreme Richtungen zu größerer Ausbreitung, so 1216 im Elsaß und in der Schweiz die Ortlibarier, die Anhänger des pantheistisch gerichteten Ortlieb von Straßburg. Es war im ganzen eine in ihren Einzelheiten noch nicht genügend erforschte große internationale Bewegung, die trotz aller möglichen lokalen Spielarten denselben Zusammenhang in sich bewahrt zu haben scheint wie die katholische Kirche selbst. Das Gefährliche an ihr war eben der jetzt überall hervortretende volkstümliche, nicht mehr auf einzelne Köpfe in Klosterzellen sich beschränkende, sondern wie eine Epidemie um sich greifende Charakter, der denn auch zu den scharfen Gegenmitteln des Staates (Friedrichs II.) wie der Kirche führte, die krampfhaft bestrebt war, ihre Macht zu erhalten, und vor allem in den Dominikanern die geeignete Inquisitionstruppe gegen die Ketzer fand. Charakteristisch ist auch, daß in Deutschland das Landvolk von der Bewegung am meisten ergriffen wurde: „sie gênt [gehen] ouch nicht", sagt Bertold von Regensburg von den Ketzern, „ze frumen steten, wan [denn] dâ sint die liute verstendic, sie gênt zuo den wîlern und zuo den dorfen". Wie sie es machten, zeigt Bertolds Äußerung über einen Ketzer, „der machte lieder von ketzerîe und lêrte sie diu kint an der strâze, daz der liute deste mêr in ketzerîe vielen". Übrigens wurde die blutige Ketzerrichterei in Deutschland mit Entrüstung aufgenommen. Die Edelleute, die Konrad von Marburg erschlugen, handelten durchaus volkstümlich. Eine wirkliche „Aufklärung" aber war schon von den neuen Einflüssen der arabischen Geisteskultur ausgegangen, die sich typisch bereits in einer Figur wie Kaiser Friedrich II. zeigten, obgleich er die Ketzer verfolgen ließ. Sie ist aber zunächst auf kleinere, höherstehende Schichten, namentlich Frankreichs, beschränkt geblieben. Es erscheint vielmehr jenes volkstümliche Element von größerer Wichtigkeit. Weder die von politischen Machtmotiven getragene Opposition gegen die weltlichen Ansprüche des Papsttums noch jene aristokratische, wesentlich romanische Bildung der Weltlichkeit, die undogmatisch, aber vorzugsweise äußerlich, nach der religiösen Seite hin ihren tiefsten Ausdruck in Wolframs „Parzival" gefunden hat, haben auf die breite Masse gewirkt. Deren Geist machte sich in anderen Formen geltend, nach der negativen wie nach der positiven Seite hin.

Zunächst steht, auch abgesehen von den Ketzerbewegungen, das Volk unter dem Zeichen einer gewissen Opposition gegen die Kirche. Die jetzt so wichtig gewordenen materiellen Interessen der städtischen wie auch der ländlichen Bevölkerung, die durch alle Stände gehende grobe Lebenslust hatten wie beim Rittertum die kirchliche Haltung vor der Weltlichkeit zurücktreten

lassen. Weiter aber rief nun der, wie wir sahen und sehen werden, von der allgemeinen Weltlichkeit angesteckte Klerus über die kirchlich gleichgültig gewordene Stimmung hinaus einen Haß hervor, der durch die dreisten Geldansprüche der Kurie und das korrupte System der offiziellen Kirche noch gesteigert wurde. Die tiefe Verachtung des gesunkenen Klerus bei den Laien wird von zeitgenössischen Quellen ausdrücklich hervorgehoben: er steht in der Volksmeinung, wie es einmal heißt, sogar unter den Juden. Jene jeunesse dorée der Städte vergnügte sich in Gewalttätigkeiten gegen geistliche Herren, Kleriker waren auf den Straßen zuweilen direkten Mordanfällen ausgesetzt, das Wort „Pfaffe" erhielt im Volksmund einen beschimpfenden Charakter. Dazu kam jene äußere Zerstörung religiösen Lebens durch die großen kirchlichen Kämpfe (vgl. S. 198 und S. 234). Jedenfalls stellt sich also nach der negativen Seite eine gewisse Entkirchlichung auch der Masse heraus. Aber es wäre doch ein völliges Verkennen des menschlichen Gemütslebens, wollte man in solchen Zeiten auch eine Vernichtung religiösen Lebens annehmen. Der Einzelne schon, der im weltlichen Treiben aufging, bewahrte niemals eine konsequente Haltung in dieser Beziehung; dazu kamen die Stürme des äußeren Lebens, die damals immer wieder in das private Dasein aufrüttelnd, erschütternd, zerstörend eingriffen, vor allem aber eine gerade durch den Materialismus hervorgerufene, durch äußere Schrecken, wie den politischen Verfall, den Mongoleneinfall von 1248, die allgemeine Fehdesucht, geförderte Reaktion eines unzweifelhaft vorhandenen tiefen religiösen Volksbedürfnisses. So ergibt sich nach der positiven Seite hin eine außerordentlich starke volkstümliche Umgestaltung der Religiosität außerhalb (wie bei den Ketzern) und innerhalb der Kirche. Freilich ist festzuhalten, daß die mittelalterliche Kirche immer im äußerlichen Sinne volkstümlich gewesen ist, daß aber dieser Zug von jetzt ab erst recht bei ihr hervortrat. Neben volkstümlichen Andachten sind vor allem die kirchlichen Feste zu erwähnen, die wirklich Volksfeste waren. Das Volk hat die Kirchen immer als Schauplätze seines Lebens, die Frauen sie z. B. als Stätte der Geselligkeit, angesehen und sich dort nach seiner Art gegeben. Die Kirchenfeste erhielten freilich dadurch immer mehr einen äußerlichen Schaucharakter; auch wurden sie immer zahlreicher, bis etwa ein Drittel des Jahres zu Sonn- oder Festtagen geworden war.

Aber auch in innerer Beziehung macht sich das Volk geltend. Zunächst zeigt sich, wie meist bei ihm, der Drang nach dem Ursprünglichen, Einfachen, Praktischen. Das dogmatische Element tritt zurück vor der Frage nach der Gewinnung des Heils, das äußere Kirchentum vor dem unmittelbaren Verhältnis zu Gott, das sich alsbald in Mystik einhüllt. Und diese volkstümliche Religionsbewegung nimmt naturgemäß grobe, enthusiastische Formen an. Die Askese gewinnt einen Massencharakter: von den Geißlern werden wir noch hören, ebenso von anderen religiösen Volksepidemieen. Diese mit Schwärmerei und Aberglauben verknüpften Erscheinungen nahmen später im 15. Jahrhundert noch zu. Der Bußgeist der Masse konnte an den mechanischen Bußeinrichtungen der Kirche nicht mehr Genüge finden, er verlangte immer von neuem Aufstachelung. Durchaus volkstümlich waren sodann die neuen Orden der Bettelmönche. Diese Bettelorden ohne Grundbesitz waren auf den städtischen Kulturboden berechnet. Sie kamen vor allem den sozialen Bedürfnissen der Masse, die sich in dieser ganzen Zeit mit den religiösen Volksbewegungen eng verknüpften, entgegen: sie waren das Mittel der Kirche, die Sehnsucht der Armen nach den kirchlichen Urzuständen in ihre Bahnen zu lenken und sich so ein wesentliches Element der Ketzerbewegung zu verbinden, ohne daß die Kirche sonst ihren Charakter zu ändern brauchte. Denn auch die Bettelorden hatten im Grunde dasselbe Ideal wie jene ketzerischen „Armen Christi", aber sie blieben auf dem Boden der

Kirche und suchten mit ihrer großen Macht, die sie als päpstliche Truppe unabhängig von den Bischöfen u. s. f. machte, aus jenen niederen Leuten ein großes kirchliches Laienheer zu schaffen. So trat ihr Charakter als Kampforden allmählich zurück: in den deutschen Städten, in denen sie zu Anfang des 13. Jahrhunderts Fuß faßten, die Franziskaner in Speyer z. B. 1219, kamen sie vielmehr den religiösen und geistigen Bedürfnissen der Masse entgegen. Gerade jener seit geraumer Zeit unleugbare Verfall des niederen habsüchtigen, ungebildeten Klerus — der vornehme Weltgeistliche kümmerte sich erst recht nicht um seine Pflichten — ließ sie eine Lücke ausfüllen. Ihr Bettelcharakter, durch den sie sich gerade in den Städten am ersten erhalten konnten, machte sie überaus volkstümlich; namentlich die wirklich bettelhaften, eigentumslosen Franziskaner waren die Lieblinge der niederen Klassen, während die Dominikaner allerdings mehr dem höheren Bürgertum zugewandt waren und ebenso, wie sie die Theologie dogmatisch vertieften, die Hauptträger einer neuen gelehrten Bildung, aber auch die Chronisten der Städte wurden, insofern freilich wieder nicht ohne volkstümliche Tendenz waren. Allerdings haben die neuen, sich überall in den Städten festsetzenden „schwarzen" und „grauen" Klöster trotz ihrer Weltverneinung sich durch Austun des ihnen geschenkten Bodens gegen Zins wie auf andere Art reich gemacht, dafür aber doch immer in Seelsorge, Armenpflege u. s. w. all ihren Sinn auf das Volk gerichtet. Diese Bettelmönche verstanden es auch, in seiner eigenen Sprache zum Volke zu reden, am gewaltigsten der große Volksprediger, der Franziskaner **Bertold von Regensburg** (siehe die obenstehende



Bertold von Regensburg predigt vor einer Kirche. Aus einer Handschrift (15. Jahrhundert) der k. k. Hofbibliothek in Wien.

Abbildung), der zum Volke, das er genau kannte, hinreißend zu sprechen wußte, aus dem Leben heraus und für das Leben, spannend, dramatisch, bewegt, spottend und schreckend, immer aber volkstümlich. Der Gegensatz der neuen volkstümlichen Kultur zur höfischen spricht sich in seinen Angriffen gegen die höfischen Sitten und die höfische Dichtung aus. Ebenso zeigt er aber den Gegensatz zur städtischen Aristokratie, zur habsüchtigen Kaufmannswelt, zum genußsüchtigen Materialismus. Demokratisch ist sein Schelten auf die das Volk drückenden Reichen, sein Eintreten für die Bauern. Neben Bertold, dessen Tätigkeit gerade in der Mitte des 13. Jahrhunderts einsetzte, der im Süden und Osten und im Herzen Deutschlands zahllose, meist von der Sage noch vermehrte Zuhörer fand, sind zwei andere Franziskaner, David von Augsburg, einst Bertolds Lehrer, später dessen gelehrter Begleiter, und der sogenannte Schwarzwälder Prediger zu nennen. Beide waren, wie Bertold in viel höherem Maße, auch Erzieher des Volkes, wesentlich nach der praktischen und christlichen Seite hin. Denn am Volke selbst war genug auszusetzen. Aber die Einkehr, die Bertolds Predigten zur Folge hatten, war nicht immer von Dauer. Insbesondere wollte das Volk seine Unterhaltungen, gegen die (wie z. B. gegen die Spielleute) jener auch eiferte, nicht missen. „Bruoder Berhtolt, rede waz dû wellest! wir mügen ungetanzet niht sîn", rufen ihm z. B. die Tänzer entgegen. Anderseits ist erst jetzt, im 14. Jahrhundert, nach Abstreifung der romanischen Allüren und der Zurückdrängung der lateinischen Sprache, das Christentum wirklich tiefer in die deutsche Masse, d. h. namentlich diejenige der Städte, gedrungen.

Der volkstümliche Charakter des religiösen Lebens der Zeit zeigt sich nun allerdings auch in der starken Steigerung jener wundersüchtigen Stimmung (vgl. S. 234), die zum Teil mit der Massenaskese zusammenhängt und scheinbar einen Rückfall in frühere Barbarei andeutet. Genährt wird sie durch den alten Volksglauben, der noch immer in den niederen Schichten, insbesondere auf dem Lande, fast ungeschwächt, selbst in der Auffassung des christlichen Gottesdienstes, lebendig war. Schon für die Zeit um das Jahr 1000 haben wir als reiche Quelle für den Volksglauben jenes Poenitential (vgl. S. 138) kennen gelernt. Jetzt finden wir eine ähnlich reiche Quelle in dem 1225 geschriebenen „Dialogus miraculorum" des Zisterziensermönches Cäsarius von Heisterbach, dessen Teufelsgeschichtensammlung allerdings mit den Produkten der kirchlichen Dämonologie verquickt ist. Bertold von Regensburg hebt ebenfalls diesen Zug, für den sich übrigens ebenso bei Wernher dem Gartenaere manche Beweise finden, wiederholt hervor, namentlich für das Landvolk: der Aberglaube sei so stark und vielgestaltig, „daz sin nieman ze ende komen mac". Sehr allgemein war noch immer der Schicksalsglaube: Begegnungen mit Tieren (Wölfen oder Hasen), mit Priestern wurden bedeutungsvoll aufgefaßt; bestimmte Tage galten als Schicksalstage; Wahrsagerei fand namentlich in den Dörfern guten Boden. Weiter knüpfte sich an das Abendmahl, an die Taufe mancher Aberglaube, ebenso an die Letzte Ölung. An Spuk und Nachtgespenster war natürlich der Glaube ganz lebendig, ebenso der an heilige, zauberkräftige Bäume und Brunnen. Aber auch der eigentliche Zauberglaube war sehr mächtig: schon der Dichter der „Wiener Genesis" spricht von den „heute bestehenden Zauberkünsten". Nach Bertold gab es „mortbeter", die einem den Tod anzaubern konnten, Leute, die den Liebeszauber verstanden; andere verschrieben „sich dem Teufel um des Guts willen" oder konnten gelegentlich in die Hölle fahren. Namentlich den Frauen traut Bertold bezeichnenderweise fortwährend geübten Zauber zu. „Ihr Männer", ruft er z. B., „es ist ein großes Wunder, daß ihr nicht unsinnig werdet vor der großen Zauberei und vor der Unbill, welche die Frauen euch mit Zauberei antun." Die eigentliche Verknüpfung

des weiblichen Geschlechtes mit dem Hexenwesen bildet sich aber erst später aus. Auf der anderen Seite findet sich bei Bertold gegenüber dem ganzen Volksglauben außerordentliche Skepsis. Den Schicksals- und Gespensterglauben verwirft er ebenso wie den gewöhnlichen Zauberglauben, die Zauberer hält er für Betrüger. An die Möglichkeit der Zauberei aber hat er natürlich ebenso geglaubt wie die mittelalterliche Kirche, die das Zauberwesen zwar auch als Aberglauben hinstellte, aber, abgesehen von ihrer sonstigen Vermittelung fremden Aberglaubens, wie des Planetenglaubens, den Teufelsglauben, den Glauben an dämonische Mächte, ständig förderte. Jetzt wird der Teufelsglaube überdies noch wissenschaftlich durch die Scholastik befestigt und ausgebildet, worauf später zurückzukommen sein wird. Auch die bisherige Praxis der Kirche wie des Staates, dem Zauberglauben als Rest der alten Volksreligion im allgemeinen entgegenzutreten, aber nur einzelne nachweisbare Fälle von Schädigung zu bestrafen, begann sich um diese Zeit zu verschärfen. Die steigende Ketzerfurcht trieb dazu. Wie der „Sachsenspiegel" die Ketzer mit den Zauberern und Giftmischern als eine verbrennenswerte Kategorie zusammenfaßt, so findet sich diese Vermischung teilweise ebenso bei Bertold, der die Zauberei aber nur für halbe Ketzerei erklärt, sich übrigens keineswegs fanatisch bezüglich der ihnen drohenden Strafen zeigt. Auch sonst knüpften sich mancherlei Vorstellungen verfänglicher Art hier und da an die Ketzer. Man kann indessen gleichwohl sagen, daß im Gegensatz zu Südfrankreich und Italien, wo die Vermischung von Ketzerei und Zauberei trotz der Einschränkungen des Papstes Alexander IV., der nur die wirklich Häresie aufweisenden Zaubereien der Inquisition überließ, zu einer furchtbaren Erweiterung der Ketzerinquisition führte, in Deutschland die Beschuldigung der Zauberei gegen die Ketzer doch zunächst kaum nachweisbar ist. Jedenfalls sind, soweit wenigstens aus dem Schweigen der Quellen zu urteilen ist, in Deutschland die päpstlichen Ketzerinquisitoren nicht gegen die Zauberer vorgegangen, sondern die Zauberei wurde, sei es von der Kirche, sei es von der weltlichen Obrigkeit, nicht anders bestraft als früher. Auf die ganze Erscheinung, insbesondere den Einfluß fremder Elemente, wird erst bei der Ausbildung des Hexenwahns im 15. Jahrhundert zurückzukommen sein.

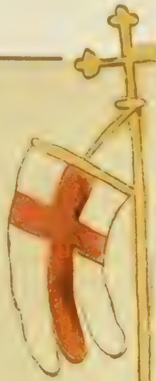
Überall finden sich also im Glaubensleben der Deutschen jener Zeit ausgesprochen volkstümliche Züge. Aber auch eine höhere Strömung desselben kann einen solchen Zug nicht verleugnen. Außer in der charakterisierten massiven Reaktion, die die Verweltlichung des Lebens wie der Kirche hervorrief, äußerte sich die Stärke des immer vorhandenen religiösen Bedürfnisses noch in einer tiefinnerlichen Bewegung, in der Mystik. Die Übertreibung des rationalistischen Elementes in der Scholastik und weiter deren Niedergang in späterer Zeit ließen den Wert des inneren Glaubenslebens gegenüber dem Beweisen wieder hervortreten, eben in jener auch außerhalb des Christentums immer wieder auftauchenden, auf das innere Erfassen des Übersinnlichen gerichteten ent- und verzückten Richtung. Zweifellos steckt in ihr ein feinerer Zug, der an die höfische Zeit erinnert, ein Zug, der gerade in der Formvollendung der Predigten wie der Briefe der Mystiker (vgl. S. 302) sich deutlich ausprägt. Es waren zunächst tiefere, durchaus auf der Höhe der theologisch-philosophischen Gelehrsamkeit ihrer Zeit stehende Geister, die, wie der Meister Eckart und Suso, sich von dem verfallsartigen äußeren Treiben in Welt und Kirche ab- und der Pflege des inneren Lebens zuwandten, ihren Wirkungsbereich aber zunächst auf das Kloster beschränkten. Durch die lebhafte Beteiligung der Klosterfrauen, namentlich von Dominikanerinnen, gewann die Bewegung freilich auch einen besonders schwärmerischen Zug. Namentlich zwischen Mann und Frau entwickelte sich ein empfindsamer geistig-seelischer Verkehr. Die gegenseitige Mitteilung des

Inneren ist dabei die Hauptsache. Die Seele soll sich befreien von allem Irdischen und eins mit dem lebendigen Gott werden. Ein starker Gefühlskultus ließ die Frauen in der Ekstase den erwünschten begnadeten Zustand sehen. Visionen wurden in den süddeutschen Nonnenklöstern überaus häufig. Schon im 13. Jahrhundert hatte es hervorragende Vertreterinnen dieses mystischen Seelenlebens gegeben, Mechthild von Magdeburg, die Schwestern Gertrud und Mechthild von Hackeborn und ihre Freundin, die „große Gertrud“, alle im Kloster Helfta. Im 14. Jahrhundert wurden sie häufiger: Elsbeth Stagel, die geistliche Tochter Susos, Margareta Ebner, diejenige Heinrichs von Nördlingen, wären vor vielen anderen zu nennen. Waren es auch nur geistliche Frauen, so ist doch das Hervortreten von Frauen an sich charakteristisch: bei den Ketzern wie bei den Zauberern spielen sie die gleiche Rolle. Aber noch bedeutungsvoller ist die Beteiligung des Laientums an der mystischen Bewegung. Gerade in den unteren Schichten fand sie Verständnis: der Übergang von einer internen Lehre zu volkstümlicherer Propaganda war durch die von den Mystikern gepflegte deutsche Predigt gegeben. Mehr und mehr trat die höhere Gedankenwelt eines Meisters Eckart vor gröberen, praktischeren Formen der Mystik zurück. Das zeigte sich schon bei Eckarts Schüler Johannes Tauler, der ein wirklicher Volksprediger wurde. Aber das Laientum wurde auch aktiver. So machte ein solcher Laie, ein früherer Anhänger Taulers, einen weiteren Schritt, verwarf die Vermittelung der Geistlichen und fand in dem gottbegnadeten Laien das wahrhaft religiöse Ideal und den idealen Führer zu Gott. Es war Rulman Merswin, ein ehemaliger Kaufmann, der als „Gottesfreund aus dem Oberland“ eine solche Idealfigur wirken ließ. Mehr und mehr verband sich nun auch diese ebenso in der Kunst erkennbare mystische Strömung mit jenen volkstümlichen sozialen Bewegungen — gerade Merswins Schrift „von den neun Felsen“ (1352) ist dafür charakteristisch —, und die in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden sich immer mehr verbreitende mystische Richtung erhielt ganz einen sozialen Charakter.

Aber wieder trugen äußere Momente dazu bei, stärkere innere Erschütterung in die weite Masse zu bringen, das an sich genußsüchtige und lebenslustige Volk, das, schon durch jene enthusiastische Strömung angesteckt, überhaupt durch die volle sinnliche Wirkung des Kultus psychisch immer erregter geworden war, aus seinem Weltleben wie durch Krankheitsschauer vollends aufzurütteln. Der Schwarze Tod ging seit 1349 durch die deutschen Lande. Es war diese Pest, die späterhin noch wiederholt Deutschland heimsuchte, auch eines von den Geschenken, die der Orient neben so vielen wichtigen Kulturgütern seit den Kreuzzügen dem Abendlande machte. Wohl durch italienische Schiffe verschleppt, verbreitete sie sich infolge des starken Pilger- und Wallfahrtsverkehrs, der Kriegs- und Fehdezüge, der Masse von Fahrenden überaus schnell. Durch Kärnten und Steiermark war sie nach Österreich, auf der anderen Seite wieder vom Rhonetal und Burgund her in die Schweiz und das Elsaß gedrungen; langsam drang sie in der zweiten Hälfte des Jahres 1349 und im Jahre 1350 an den Verkehrsstraßen entlang weiter und weiter in die Mitte Deutschlands, nach Norden und Osten, wozu übrigens auch wieder Einschleppungen von der See her kamen, verschonte aber einige Gegenden, wie anscheinend z. B. Ostfranken, wohl auch Böhmen und Schlesien. Überall schallen uns aus den Städtechroniken, auch aus denen norddeutscher Städte, wie Lübeck, Wismar, Bremen, die Stimmen des Schreckens über die gewaltige Zahl der Todesfälle entgegen, eine Zahl, die freilich wieder stark übertrieben sein wird, wie z. B. Fritsche Closener von 16,000 Sterbefällen in Straßburg berichtet. Nach der Detmar-Chronik von Lübeck blieb, was ebenso unwahrscheinlich ist, oft „kaum der zehnte Mensch lebendig“.

„Die lute, die do sterbent", berichtet Closener im übrigen bezüglich der Natur dieser Pest (Bubonenpest), „die sturbent alle an bülen und an drusen, die sich erhubent under den armen und oben an den beinen, und wen die bülen ankoment, die do sterben soltent, die sturben an dem vierden tage oder an dem dirten oder an dem andern." Zur Verbreitung der furchtbaren Seuche trugen auch jene Scharen der Geißler bei, die gerade durch die Schrecken der Zeit zu ihrer pathologischen Form der Buße und Weltabkehr gekommen waren. „Und alle die wile", sagt Closener, „daz die geischeler weretent [währeten], die wile starb man ouch, und do die abegingent, do minret [minderte] sich daz sterben ouch."

Diese Geißelfahrten (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Geißler") waren für Deutschland etwas Neues, aber in anderen Ländern, insbesondere in Frankreich, waren solche sich geißelnden, singenden Prozessionsscharen schon im 13. Jahrhundert häufiger gewesen. Es war wieder derselbe die Massen in Bewegung setzende, nun epidemisch wirkende und völlig exaltiert gewordene Bußgeist, der nicht nur die Kreuzzüge hervorgebracht hatte, sondern auch so pathologische Erscheinungen wie die Kreuzfahrten von Kindern, der aber eben seit den Kreuzzügen noch mehr orientalische Formen annahm. Dazu kam infolge des Kampfes zwischen Papst und Kaiser, des Verfalles des Reiches und der Mongoleneinfälle eine verzweifelte Stimmung, die sich in der Furcht vor dem Weltuntergange, vor dem Kommen des Antichrist, dessen Erscheinen in einem Verse für das Jahr 1250 prophezeit wurde, äußerte, und zu der auch Erdbeben, Überschwemmungen und sonstige gewaltige Naturerscheinungen beitrugen. Im Jahre 1260 begann eine große Geißlerfahrt in Italien, die auch nach Deutschland drang. In Straßburg z. B. fanden ihre Teilnehmer, nach Closener, zahlreichen Zuzug. 1296 war abermals eine solche Fahrt. 1349 kam dann die große Pest. Schon vor ihrem Einzug verbreiteten sich die Geißler: ihre Bußfahrt sollte gerade die drohende Gefahr, von deren Furchtbarkeit die Kunde sich rasch fortpflanzte, abwehren. Und nun erschienen die Scharen im Frühjahr und Sommer 1349 überall in den deutschen Städten, zogen, ihr Kreuzlied singend, in Prozession in die Kirchen und geißelten sich dann auf den Kirchhöfen, die Menge zur Nachahmung begeisternd. Wieder findet sich bei Closener ein ausführlicher Bericht, der zum Teil durch andere Chroniken, wie die Magdeburger Schöppenchronik, bestätigt wird, über ihren Aufzug mit Fahnen, ihre Tracht (Mäntel, Hüte mit roten Kreuzen — die Magdeburger Schöppenchronik nennt sie die „cruce brodere"), über ihr Geißlerlied („leis"), ihren Gottesdienst mit Niederknieen, Niederfallen und dreistündigem Singen in der Kirche, über ihre Regel, über die mindestens zweimal täglich vorzunehmende Prozedur der Geißelung, bei der sie auch wieder sangen, über die nach der Geißelung von einem Laien verlesene „Geißlerpredigt" (Himmelsbrief). Auf die Pest wird stets Bezug genommen, so auch in dem Gebet: „Nu hebent uf die üwern hende, Daz got dis grosse sterben wende." Auch in den Geißlern steckte, und zwar noch in viel stärkerem Grade als in der mystischen Bewegung, ein laienhaft-demokratisches Element. Die Vermittelung der Kirche fiel bei ihnen fort. „Vom Himmel" kamen die zur Buße mahnenden Briefe, die religiösen Verrichtungen geschahen ohne Geistliche, die, wenn sie zu den Geißlern gehörten, keine Rolle spielten und an den Versammlungen gar nicht teilnehmen durften. Das Volk begann „der Geißler Worten mehr zu glauben denn der Pfaffheit". Natürlich merkte die Kirche die Gefahr, überall wurden die Geißler von den „Pfaffen" bekämpft, und der Papst gebot ihre Unterdrückung als Ketzer. Die Detmar-Chronik von Lübeck, wo ihnen der Rat im Einverständnis mit dem Bischof gegenübertrat, nennt sie daher „Verkehrer des rechten Glaubens und kopflose [hovedlose] Leute".



Geißler.

Nach der Konstanzer Chronik (15. Jahrh.), in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. 426).

Zu den Geißlern kamen die Tänzer. Große psychische Volkskrankheiten gingen so vor und neben den physischen einher und dehnten sich weiterhin neben diesen aus. Die Tanzwut verbreitete sich namentlich am Niederrhein. Die Magdeburger Schöppenchronik berichtet ferner von Tänzern, die von der Lausitz aus in die Mark und weiter zogen. Die Leute tanzten, bis sie in Zuckungen fielen: dabei waren sie in religiöser Verzückung, hatten Visionen, kurz, es war eine noch schlimmere pathologische Form der Betätigung religiöser Einkehr als bei den Geißlern. Und wie diese rekrutierten sie sich aus den unteren und untersten Klassen bis zu den Bettlern. Beide Geschlechter waren beteiligt, was dann freilich wieder zu Ausschweifungen führte, wie sie einmal in der Luft lagen. Wie bei den Geißlern mischte sich überhaupt unter sie viel schlimmes Volk.

Die schreckliche Aufregung der Zeit äußerte sich endlich in den schon (S. 325 f.) erwähnten Judenverfolgungen, deren furchtbare Steigerung wieder von den romanischen Ländern, namentlich wieder von Südfrankreich, ausging. Den Juden schrieb man die Urheberschaft an jener großen Seuche durch Vergiftung der Brunnen zu. Man vertrieb sie daher meist schon vor dem Erscheinen der Pest, gleichsam als Präventivmaßregel. Von Solothurn, vom Oberrhein, von Stuttgart und Augsburg aus griff die Verhetzung nach Straßburg, nach Worms und Speyer und weiter um sich bis Köln, anderseits bis Österreich. Das Judenbrennen war ziemlich allgemein. „Do man zalte 1349 jor", sagt Closener, „da wurdent die Juden zu Strosburg verbrant in irme kirchof uf eime hultzinen geroste . . . sü würdent ouch des selben jores verbrant in allen steten uf deme Rine, es werent frie stette oder des riches stette oder andern herren [was nicht ganz zutrifft]. daz geschach darumbe: man ziech [zieh] sü, sü hettent burnen [Brunnen] und andere wasser entsüfert [verunreinigt] mit vergift. in etlichen steten brante man sü mit urteil, in etlichen stiessent sü die huser an mit füre, do sü inne worent, und branten sich selben." So kamen für die niederen städtischen Schichten zu den verhaßten Adligen und Klerikern als meistverhaßte Klasse die Juden, denen freilich auch die oberen Stände nicht besser gesinnt waren. Und doch — es war das alles meist episodenhaft, eine den Volkskörper durchschüttelnde Krankheit. Von einem wirklichen sittlichen und geistigen Verfall, wie man gewollt hat, ist im 14. Jahrhundert kaum die Rede. Die Schrecken gingen vorüber, und die alte volkstümliche Lebenslust begann von neuem — charakteristischerweise von guten Weinjahren begünstigt. Die oft erwähnte Äußerung der Limburger Chronik: „Die Welt hub wieder an, fröhlich zu sein", ist von großartiger Wahrheit. Die nun folgende Epoche des 14. und 15. Jahrhunderts zeigt die in diesem Abschnitte dargelegten Erscheinungen urwüchsigen, sinnlich-derben und überschäumenden Volkslebens in immerwährender Steigerung.

VII. Erblühen und Vorherrschaft einer städtischen Kultur volkstümlicher und materieller Färbung.

„Got hât driu leben geschaffen“, heißt es bei Freidank, „gebûre, ritter, pfaffen: daz vierte geschuof des tiuvels list — daz lebn ist wuocher genant.“ Wie hier der vierte Lebenskreis, das neue, unter dem Zeichen des Gelderwerbs erblühende städtische Leben, als außerhalb der göttlichen Weltordnung stehend gebrandmarkt wird, so wird auch sonst die Natürlichkeit, Berechtigung und Zusammengehörigkeit nur jener drei älteren Stände hervorgehoben: „der pfaff, ritter, bumann, die drie sollen sin gesellen“, sagt Regenbogen. Kriegerisch-geistlich-bäuerisch kann man in der Tat den Charakter der bisherigen Kultur vorwiegend nennen: jetzt, seit dem 14. Jahrhundert, beginnt eine Epoche, deren Kultur in erster Linie von der städtischen Gesellschaft beherrscht wird. Nach dem Geistlichen und dem Ritter tritt jetzt der Bürger als Kulturträger auf. Und merkwürdig, wie sich das immer auch in dem Eindruck auf die Frauen zeigt! Wie einst der Ritter den Pfaffen, so sticht jetzt der geldreiche Bürger den höfischen Ritter aus. „Ein hofmann und ein bürger begunden disputirn“: dieser in Form des Streitgedichtes gehaltene Disput Oswalds von Wolkenstein ist charakteristisch. Der ritterliche Dichter ist natürlich auf seiten des jungen, feinen, aber armen Edelmannes gegen den bürgerlichen Protzen, der nur durch sein Geld mit Hilfe der Kupplerin triumphieren kann. Überhaupt wurde der Gegensatz der neuen Kultur zu der bisherigen scharf empfunden. Entsprechend den ungleich stärkeren Nachwirkungen der antiken Kultur hatte sich in Italien wie in Frankreich eine städtischere Färbung der gesamten Kultur erhalten, die durch die frühe und rasche Entwickelung der dortigen Städte noch gefördert wurde: erst viel später traten die deutschen Städte aus ihrer vorwiegend agrarischen Atmosphäre heraus und erschienen nun allerdings wie ein fremdes, störendes Element in dem feudal-agrarischen Körper.

Die vorbereitenden Anfänge des Aufschwungs der Städte wurden schon (S. 221 ff. und 316 ff.) geschildert, das Ende der Epoche aber darf man nicht zu früh ansetzen. Das 16. Jahrhundert gehört ihr noch zum großen Teil an; und wenn sich auch damals wieder eine neue Kultur, welche die bürgerliche erdrücken sollte, bereits stärker entwickelt hatte, so trägt jene Zeit doch in den meisten Zügen noch den Charakter des 14. und 15. Jahrhunderts. Die nachfolgende Schilderung greift daher bis in Zeiten, deren kulturelle Haltung zum Teil erst durch die noch darzustellende geistige und soziale Wandlung (Abschnitt VIII) verständlich werden wird, wie sie anderseits Züge noch aus dem 13. Jahrhundert in sich aufnehmen wird. Aber nur so wird ein einheitliches Bild ermöglicht.

Der Darstellung der städtischen Kultur dieser Blütezeit hat man sich von jeher gern zugewendet, teilweise wohl auch unter dem Eindrucke des farbenprächtigen Lebens einzelner Städte und der Freude an der Machtentwickelung etwa der Hansa die Lichtseiten zu stark

hervortreten lassen. Es ist eine Zeit, für die die wachsende Masse der Quellen die Fülle geschichtlichen Lebens uns besser erkennen und seine bunte Mannigfaltigkeit in vielen Nuancen abtönen läßt. Für das äußere Leben und Treiben, für Sitten und Bräuche treten stärker die illustrativen Quellen hervor. Namentlich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt der Holzschnitt phantasievolle Bilder früherer Zeit durch treue Wiedergabe des Lebens zu verdrängen; gleichzeitig erstreckt sich die immer wachsende Neigung, überall bildliche Darstellung zu geben, auf alle Verhältnisse und Vorgänge. Entsprechend tritt auch der ursprünglich wesentlich religiöse Charakter des Bilddruckes mehr und mehr zurück. Oft ist das Motiv der Bilder die satirische Vorführung von Unsitten und Lastern, von lächerlichen Eigenheiten der Stände, aber ebenso ausgedehnt ist die objektive Darstellung des Volkslebens, gerade auch des der unteren Stände (Bettler, Fahrende u. s. w.). Es beginnt besonders im 16. Jahrhundert eine ausgesprochen systematische Wiedergabe des gesamten Volks- und Kulturlebens. Man sucht die äußeren Zustände der Zeit quellenmäßig der Nachwelt zu übermitteln, wie der Friesenhäuptling Unico Manninga um 1500 ostfriesische Trachten abbilden ließ mit folgender Motivierung: „Dieweil ich spüre, daß die alte friesische Schmuckart und Tracht vergeht und unsere Nachkommen nicht wissen werden, wie ihre Voreltern gegangen sind, so habe ich dies alles lassen abkonterfeien", oder wie sich die Augsburger Matthäus Schwarz und Sohn in jeder neuen Kleidung malen ließen. Dazu kommt dann gerade für das Leben und Treiben eine stärkere textliche Quellenfülle in Betracht. Wie jene Bilder sind auch Memoiren mit rein kulturhistorischen Zügen wie mit der Schilderung der Tracht absichtlich ausgestattet, so aus dem Ende der Epoche vor allem das „Gedenkbuch" des Kölner Bürgers Hermann Weinsberg. Dieses zeigt namentlich auch die Neigung, alles bis ins Detail auszumalen, Alltägliches zu betonen. Ganz anders werden jetzt ferner die Reisebeschreibungen und Reisetagebücher gehalten: doch handelt es sich hier allerdings für Deutschland meist um die Berichte fremder Beobachter, wie des Poggio oder des Froissard. Zu den Tagebüchern kommen die nun lebensvolleren und oft detaillierten privaten Briefe. Für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Städte sodann liegt in den Privaturkunden wie sonst ein reicher Quellenstoff vor, in dieser Beziehung übrigens auch für das Land, dessen Verhältnisse die zahlreichen Weistümer und Urbarien veranschaulichen. Insbesondere sind die Stadtrechte und Stadtordnungen, überhaupt Ordnungen verschiedenster Art, sowie die öffentlichen und privaten Rechnungen wichtig. Die Menge der Quellen erlaubt nun aber auch eine tiefere Erkenntnis der territorialen und lokalen Verschiedenheiten wie für die allgemeine Kulturgeschichte, so auch besonders für die der städtischen Kultur. Mit Recht hat Riehl jede Stadt „eine kleine Welt für sich" genannt. Überall ergibt die besondere äußere und innere Entwickelung auch Unterschiede in den Zuständen, in der Verwaltung, in dem Tempo des Fortschrittes. Und doch wieder zeigt die städtische Entwickelung allerorten viel des Gemeinsamen, so in den Kämpfen der Städte um ihre politische Selbständigkeit, den Streitigkeiten im Inneren, den Zunftkämpfen; Recht und Verwaltungsgrundsätze wandern von einer Stadt zur anderen; die Wirtschaftspolitik kommt aus denselben Verhältnissen vielfach zu denselben Maßnahmen. Auch im Stadtbild selbst bedingt die Notwendigkeit der Sicherung und die Technik der Zeit vielfach große Ähnlichkeiten.

Die Kulturperiode, die man als eine eminent städtische bezeichnen darf, hat in vieler Beziehung die Grundlagen des modernen Lebens geschaffen, wobei man sich freilich nicht verhehlen darf, daß in anderer Hinsicht, z. B. für die gesellschaftliche Kultur, die folgende Periode der Hofgesellschaft doch noch wichtiger ist. So wenig man Stadt und Kirche als feindliche Mächte bezeichnen darf — es wird dies noch des näheren zu zeigen sein —, so kann

man doch insofern von einem antigeistlichen Zuge sprechen, als sich das in den Städten entwickelnde Leben dem weltabgewandten Geist der mittelalterlichen Kirche entgegenstellen mußte. Neue Bedürfnisse drängten das kulturelle Übergewicht der Kirche vielfach zurück: das zeigt sich im Schulwesen, in der Kunst. Wichtiger aber noch als die leisen Anfänge einer Verweltlichung der höheren Bildung (vgl. Abschnitt VIII) ist das Muster, das die mittelalterlichen Städte in ihrer Verfassung und Verwaltung für den späteren modernen Staat gegeben haben; darauf wird ebenfalls ausführlich zurückzukommen sein. Wirtschaftliche Interessen ferner beeinflußten jetzt zuerst die Politik: die Wichtigkeit des Verkehrs und seines Schutzes stand immer im Vordergrund. Überhaupt aber darf man in dem antiagrarischen Zuge der Städte (vgl. S. 343) an sich, so oft er auch verhüllt sein mag, die Vorbedingung zu einer höheren und feineren Kultur erblicken. Ohne den materiellen Wohlstand der Städte, ohne ihre Verkehrsbeziehungen und neuen Bedürfnisse, ohne die Erweiterung ihres Horizontes läßt sich ein moderner gestaltetes geistiges und künstlerisches Leben nicht denken. Und doch wieder ist der Grundzug der ganzen städtischen Kultur dieser Zeit ein materieller, materiell freilich die Lebensauffassung jener ganzen Epoche überhaupt. Und wenn auch auf Grundlage dieser erhöhten materiellen Kultur sich wirklich eine gewisse geistige und zweifellos eine künstlerische Blüte in einer Reihe deutscher Städte entwickelte, so ist doch die materielle Färbung das Wesentliche, und hinter der glänzenden geistigen und künstlerischen Entwickelung der italienischen Städterepubliken, denen ja freilich ganz andere Vorbedingungen und fördernde Momente zu Hilfe kamen, blieben die deutschen Städte weit zurück. Die italienischen Stadtstaaten, so rasch sie auch an einheimische Tyrannen oder fremde Machthaber ihre Selbständigkeit verloren, wurden doch die direkte Grundlage der eigentlichen Staaten des freilich arg zersplitterten neueren Italiens: die Grundlage der deutschen Staaten dagegen bildet durchaus der Territorialstaat, die Landesherrschaft, die allerdings Vieles und oft das Wichtigste dem städtischen Vorbild entnahm.

Das Verhältnis der deutschen Städte zu den Territorialherren nahm mehr und mehr ein für die Städte ungünstiges Aussehen an: von Anfang an ist es aber für die politische Entwickelung derselben von Wichtigkeit gewesen. Daß sie sich in der Reibung mit den immer mächtigeren Territorialherren politische Selbständigkeit erwarben, hat sie auch wirtschaftlich sehr gefördert. Bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts steigt diese Machterweiterung. Wenn schon im 13. Jahrhundert einmal zeitweise die Städte von sich sagen konnten, daß auf ihnen das Wohl des Reiches und des Königs beruhe, so haben sie in späterer Zeit ihre politische Bedeutung noch vermehrt. Freilich war ihre Politik auch nichts anderes als Sonderpolitik. Gerade ihr materieller Wohlstand erlaubte ihnen, sich neue Rechte, auch landesherrliche Rechte, käuflich zu erwerben. Auch auf anderem Wege errangen sie solche mit ihrer steigenden Bedeutung, und die großen Bünde und Einungen (vgl. S. 317), die sich immer mehr erweiterten und kräftigten, waren das Mittel, dem freien Bürgertum eine wichtige Stellung im Reiche neben den Landesherren, unter Umständen auch gegen sie zu geben. Der verheißungsvolle Fortschritt, welcher durch den Zusammenschluß der Städte inauguriert wurde, wurde freilich durch die Niederlagen der Städte bei Döffingen (vgl. S. 317) und im Westen zunichte gemacht. Aber wenn den oberdeutschen Städten damit die Neigung, sich in die Reichspolitik zu mischen, vergangen war, so wurde doch ihre politische Selbständigkeit nicht gehemmt. Das Streben nach der Reichsstandschaft auch von Landstädten blieb nach wie vor erfolgreich, und auch norddeutsche Städte erhielten sie. Überdies wurden die Niederlagen im Süden durch die großen Erfolge des Hansabundes im Norden, der gerade zu dieser Zeit gegen

Waldemar Atterdag siegreich gewesen war und den Höhepunkt seiner politischen Macht erreichte (vgl. S. 318), wett gemacht. Allerdings dies doch nur scheinbar. Denn ein großer Teil der Schwäche der mächtigen städtischen Entwickelung lag eben in der Zusammenhangslosigkeit zwischen den Städten der Hansa und denen Oberdeutschlands. Immerhin blieb die städtische Unabhängigkeit, zum Teil sogar vermehrt, bestehen, und erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts setzte der eigentliche erfolgreiche Kampf der erstarkten Fürsten gegen die Städte ein, der um 1500 mit einer politischen Degradierung der Städte endete. Der „Kern des Reiches", wie sie 1507 Macchiavell nennt, waren sie nicht mehr, wohl aber auch damals noch der Kern der deutschen Kultur, insbesondere der deutschen Wirtschaft.

Und diese wirtschaftliche Bedeutung der Städte, ihre Rolle als Sitze der Geldwirtschaft, war doch auch bisher das Wichtigste gewesen. Wir werden freilich sogar für die spätere Zeit noch von der Fortdauer jenes schon (S. 109) erwähnten agrarischen Charakters auch der Städte hören und können Bücher darin beistimmen, „daß das mittelalterliche Städteleben sich sozusagen in einer durchaus ländlichen Atmosphäre bewegt", aber man wird dies doch niemals als den wesentlichen Zug ansehen können. Der nichtagrarische Charakter vielmehr sicherte den Städten ihre wirtschaftliche Bedeutung. Der Marktverkehr wies das Land immer stärker auf die Städte hin, die besseren sozialen und Erwerbsverhältnisse der Städte übten auch ihre Anziehungskraft aus, so daß man bald für die Aufnahme in die eigentliche Bürgerschaft einigen Vermögensbesitz forderte. Aber die ärmeren Zuwanderer begnügten sich auch mit kleineren Beschäftigungen. Schon damals wollte man in der Stadt sein „Glück machen" wie heute. In „der Pauren Lob" heißt es zu Ende des 15. Jahrhunderts: „Wo ycz [jetzt] die pawrn sune [Söhne] gewinnen, machens all zu hantwercksleuten — wer will hacken oder reuten?"

Die Überlegenheit, welche die wirtschaftliche Machtfülle den Städten verlieh, prägte sich nun auch äußerlich aus. In der deutschen Landschaft wurden die Städte zu beherrschenden Mittelpunkten. In das Land der Dörfer und Burgen waren nun große Mauerkomplexe mit hohen Türmen geraten, die anziehend und abwehrend die verhältnismäßige Ruhe der bisherigen Landschaft unterbrachen und ihr in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine neue charakteristische Färbung gaben. Das Stadtbild, wie es sich in dieser Zeit entwickelt hat, ist uns vor allem auch durch illustrative Darstellungen überliefert: zahlreich sind uns schon aus dem 15. und noch mehr aus dem 16. Jahrhundert Stadtprospekte in historischen und topographischen Werken erhalten, wie etwa in Hartmann Schedels Weltchronik (siehe die Abbildung, S. 344) und später in dem bekannten Werk Brauns und Hogenbergs. Auch noch die Merianschen Kupfer des 17. Jahrhunderts haben eine gewisse Gültigkeit für die früheren Zeiten. Vor allem ist das Stadtbild ein turmreiches. Die Neigung der Gotik zu hoch hinaufstrebenden Bauten hat diese Turmfülle an kirchlichen, aber auch an weltlichen Bauten (Rathaus, Mauertürme) wesentlich hervorgebracht. Die Zahl der Türme betrug zuweilen gegen hundert und mehr. Demnächst fällt im Stadtbilde die Befestigung auf, die ja den mittelalterlichen Wohnstätten unerläßlich war. Ähnlich der Befestigung der Burg (vgl. S. 249 f.), hatte die der Stadt doch durch ihren größeren Umfang wie durch ihre topographische Lage, die sich nicht an steile Höhen binden konnte, anderen Charakter. Natürlich bestanden aber in der mehr oder minder vollkommenen Art der Befestigung große Unterschiede zwischen den einzelnen Städten. Anfänglich war (vgl. S. 103 f.) die städtische Befestigung überhaupt ziemlich primitiv, wenn sie auch systematischer als die eines Dorfes war. Wälle mit Palisaden und Graben, namentlich der Slawen Befestigungsart, mögen im Osten und im norddeutschen Flachlande, das der Bruchsteine entbehrte,

anfangs vorgeherrscht haben, kamen aber auch im Westen vor. Dann verbreitete sich die Steinmauer mehr (vgl. S. 104 und 249), und eine immer vollendetere Bautechnik wurde durch die Entwickelung der städtischen Baugewerbe verbürgt. Immerhin unterscheidet noch der „Schwabenspiegel“ neben Städten mit Mauern solche, die mit Pfahlwerk verschanzt sind, solche, die nur einen Graben haben, und ganz offene Städte. Hier und da fügte man nun bald zu der die Stadt sichernden Mauer noch eine äußere Mauer, die man dann unter dem Einflusse der aufkommenden Feuergeschütze, auf die man aber meist erst spät im 15. Jahrhundert Rücksicht nahm, wieder durch einen breiten und hohen Erdwall, der ziemlich weit vor der inneren Mauer lag, ersetzte. Vor der Mauer, die von immer zahlreicheren Wehrtürmen oder auch von festen Wehrhäusern



Nürnberg. Aus Hartmann Schedels „Liber Chronicarum“, Nürnberg 1493, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text, S. 343.

unterbrochen war, und an der im Inneren überall ein verbindender Wehrgang entlang lief, zog sich der Graben hin oder, wenn die Stadt an einem solchen lag, der sichernde Fluß. War eine zweite Mauer vorhanden, so befanden sich Gräben vor und hinter ihr; wo außer der Mauer ein Wall Schutz bot, lag der Graben vor diesem. Die Eingänge der Stadt, zu denen feste Brücken, aber auch Zugbrücken führten, sicherten die architektonisch oft reich ausgestalteten Torbefestigungen. Die meist doppelten Tore lagen in einem Turm oder zwischen zwei Türmen; Fallgitter traten als Schutz hinzu. Draußen wurden die Zugänge zu den Brücken durch Türme oder geringere Bohlen- und Flechtwerke geschützt; die weitere Umgebung sicherten auf umgebenden Höhen liegende Warttürme und die im Umkreise die Stadt umziehende Landwehr (Wall mit Pfählen und Graben).

Das ganze Stadtgebiet war zwar keineswegs klein — das von Nürnberg umfaßte etwa zwanzig Quadratmeilen, auch kleinere Städte hatten oft einige Quadratmeilen —, da die Stadt wegen der noch (S. 357) zu erwähnenden landwirtschaftlichen Betriebe eines Teiles der Bevölkerung größerer Ländereien bedurfte und namentlich auch ein nicht zu kleiner Waldbesitz zum Bauen und Brennen wie zur Schweinemast nötig war. Aber der Umfang der eigentlichen

ummauerten Stadt war nur gering. Freilich drängte die ständige Zunahme der Bevölkerung schon früh zu Stadterweiterungen: man mußte die meist durch Pfahlwerk notdürftig gesicherten Vorstädte schon um des eigenen Schutzes willen bei starkem Anwachsen in die Stadtbefestigung mit einbeziehen. In der Regel legte man dann einen weiteren Mauerring an. Schon im 12. und 13. Jahrhundert, häufiger im vierzehnten, kam so zu der Altstadt, die aber ihr Ansehen und sogar den Abschluß wahrte, die Neustadt. Auch die Bevölkerung darf man sich nicht allzu groß vorstellen, und es wäre ein Fehler, die Zahlenangaben der damaligen Geschichtschreiber unbesehen hinzunehmen. Man darf überhaupt die Gesamtbevölkerung Deutschlands im ausgehenden Mittelalter nicht an den heutigen Verhältnissen messen. Im ganzen hat sich wohl die Bevölkerung bis etwa zu der verheerenden Seuche des Schwarzen Todes das Mittelalter hindurch immer vermehrt: man muß aber immer die territoriale Verschiedenheit im Auge behalten. Am meisten bevölkert waren wohl die alten Kulturstriche im Westen, weit weniger Mittel- und Süddeutschland und die alten nordwestlichen Stammsitze der Niedersachsen, ganz spärlich zu Anfang der neu besiedelte Osten, dessen Volkszahl erst im 14. Jahrhundert einigermaßen wuchs. Nach der Unterbrechung des Schwarzen Todes zeigte sich ziemlich allgemein eine stärkere Vermehrung der Bevölkerung, die im 15. und 16. Jahrhundert anhielt. Etwas Genaueres läßt sich nur über die städtische Bevölkerung sagen, meist freilich auch erst für das ausgehende Mittelalter. Die früheren Berechnungen, z. B. nach der waffenfähigen Mannschaft, sind hinfällig und zuerst von Hegel durch bessere ersetzt worden. Nach Schönberg, Bücher und Inama werden Frankfurt a. M. und Rostock gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts etwa auf 10,000 Einwohner zu schätzen sein, ebenso Nürnberg, Hamburg, Breslau, höher aber Bremen, Lübeck und namentlich Köln. Im 15. Jahrhundert haben Städte wie Ulm, Straßburg, Nürnberg, wo 1449/50 überhaupt zum erstenmal in Deutschland eine systematische Zählung wegen der Verpflegung im beginnenden Markgrafenkriege stattfand, die Zahl 20,000 wohl erreicht, Augsburg kam ihnen mit 18,000 nahe, Frankfurt ist nicht viel größer geworden, ihm sind auch Zürich und Basel etwa gleich; Mainz und Dresden werden 5000 und Meißen 2000 Einwohner gehabt haben. Zwischen 5000 und 10,000 bewegte sich wohl die Einwohnerzahl der bedeutenderen Städte, die meisten anderen sind jedoch unter dieser Zahl geblieben. Auch die größten Städte haben aber sicherlich 40,000 nicht überschritten. Gewiß strömten andauernd Zuwanderer, und zwar aus naher Umgebung, hinein, aber die immer wiederkehrenden Seuchen, wenn sie auch nicht die Wirkung des Schwarzen Todes hatten, die kriegerischen Zeitläufte und ähnliche Momente rissen dafür fortwährend große Lücken in die Bevölkerung; in gewissen Orten scheint diese im 15. Jahrhundert sogar zurückgegangen zu sein.

Jene lokale Verschiedenheit zeigte sich nun auch in der Anlage der Stadt. Die nach einem gleichmäßigen Schema aufgebauten Städte des Koloniallandes (vgl. S. 306) standen zu den winkligen, unregelmäßigen Städten des Westens (vgl. S. 102) im Gegensatz. Dazu kam vielfach noch ein Nebeneinander einzelner Stadtteile, der Alt- und Neustadt, der Ober- und Niederstadt u. s. w. Eines war aber doch allen Städten gemein: das war der Marktplatz, auf dem sich das öffentliche und wirtschaftliche Leben konzentrierte, der, früher zuweilen größer als heute, Versammlungen der Bürgerschaft wie Zusammenrottungen oder auch Gerichtsszenen als Schauplatz diente, Zentralpunkt des Handels war. An ihm standen die wichtigsten öffentlichen Gebäude, und zu ihm führten im Gegensatz zu den ganz engen übrigen Straßen und Gäßchen breitere Straßen hin. In größeren Städten, namentlich solchen, die im Grunde aus zweien oder mehreren bestanden, gab es naturgemäß mehrere größere Plätze. Aus dem Straßengewirr

hoben sich, am klarsten in den regelmäßigen Städten des Ostens, gewisse Hauptstraßen hervor, meist eben jene Zugangsstraßen. Sie waren es auch, die zuerst gepflastert wurden. Die Pflasterung gehörte wieder zur römischen Kulturerbschaft; von gepflasterten Wegen ist schon in einem Kapitular Karls des Großen die Rede, und im „Heliand" hält Pilatus an einem stênweg Gericht. Aber diese „Steinwege" waren doch noch lange Zeit recht spärlich. Und schon wenn gegenüber den sonst üblichen primitiven aufgeschütteten Wegen einzelne Straßen durch kleine Steine und Kies eine festere Unterlage erhielten, wandte man darauf den Namen Steinweg an. Eigentliche Steinwege, wirklich gepflasterte Straßen, die in den italienischen Städten schon früher verbreitet waren und in Deutschland zuerst anscheinend in Köln vorkamen, sind in einiger Menge doch erst im 14. Jahrhundert nachweisbar (Lübeck 1310, Straßburg 1322, Wesel 1324, Prag 1331, Nürnberg 1368, Frankfurt, Bern 1399, Regensburg um 1400, Augsburg 1418), wobei es sich teils um schon bestehende Pflasterung, teils um den Beginn derselben, namentlich für den Markt und die Hauptstraßen, handelt. Der Neumarkt in Breslau wurde erst 1534 gepflastert. Im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert werden auch städtische Pflasterer (Estricher) erwähnt (Aachen, Nürnberg, Ulm). Indessen scheint man (vgl. über Ulm und Straßburg S. 356) meist doch nur Kiespflasterung (Chaussierung) gehabt zu haben.

Der Zustand der Straßen im allgemeinen, die niemals bei Anlage nivelliert waren, auch meist nicht entwässert wurden, auf denen (vgl. S. 358) Vieh herumlief und aus den Häusern geworfener Unrat lagerte, die überall in das gewerbliche oder landwirtschaftliche Treiben der Anlieger hineinbezogen wurden, war gewiß kein einladender: „kottig überall", wie Burkhard Zink über Augsburg urteilte. Wenn man aber Belege für ähnliche Zustände in Nürnberg, Köln und anderen großen Städten gerade für das „Mittelalter" zahlreich anführt, so gibt es dergleichen noch genug für das 16. Jahrhundert. Straßenreinigung war zwar vielfach angeordnet, konnte aber bei solchen Zuständen wenig oder nichts nützen. Kam hoher Besuch, Fürsten und große Herren, so wurde wohl eine besondere Reinigung befohlen, die sich aber durchaus nicht auf die ganze Stadt erstreckte. Man legte dann auch Stroh über den Kot oder Holzschwellen an den Häusern entlang. Am schlimmsten war es im Dunkeln, da eine Straßenbeleuchtung fehlte. Nur bei Rumor, bei Feuerlärm und wieder bei hohen Besuchen mußten Lichter aus den Häusern herausgehängt werden. Allerdings mußte auch jeder, der nachts sein Haus verließ, mit einem brennenden Lichte versehen sein. Im allgemeinen haben die mangelhaften Straßenzustände die große Seuchengefahr jener Zeit noch gefördert, und auch der Ausweg, den Unrat statt auf die Straße in einen die Stadt durchziehenden Wasserlauf zu werfen, war hygienisch nicht besser. Die Straßen hatten übrigens schon früh naturgemäß ihre Benennungen, z. B. nach jener sie auszeichnenden Pflasterung: Steinstraße, Steinweg, nach den meist zusammenwohnenden Gewerben: Gerbergasse, Färbergasse (die aber nicht allein von solchen Gewerbsleuten bewohnt waren), nach fremden Kaufleuten, die dort ihre Herberge hatten (Engländergasse in Lübeck), nach Ständen: Ritterstraße, Pfaffengasse u. s. w.

Man spricht häufig und gern von dem malerischen Straßenbild der mittelalterlichen Stadt. Dieses Malerische entsteht einmal durch die krumme Linie, die Gewundenheit der Straßen. Infolge der an sich schon in diesem Sinne wirkenden Krümmung konnten aber auch die Häuser nicht in einer ununterbrochenen Linie fortlaufen, sondern dies oder jenes mußte gegenüber dem anderen vor- oder zurücktreten: es entstanden in der Straßenfront Ecken, Winkel, fortwährende Abwechselung von Licht und Schatten. Dazu kam nun die Bauart der Häuser selbst. Man suchte den nicht allzu großen Raum nach Möglichkeit zu vergrößern, baute

einerseits hoch hinauf, suchte anderseits durch Überbauung jedes oberen Stockwerkes auf Kosten des Luftraumes der Straße mehr Platz zu gewinnen. Dieses „Vorkragen" der Stockwerke wurde insbesondere durch hinausschießende feste Balken bei dem noch lange überwiegenden Holzbau der Häuser ermöglicht. Obgleich nun die Obrigkeiten zum Schutze der Straße gegen diese Überhänge vorgingen, z. B. ein bestimmtes Maß festsetzten, erhielten sie sich im Norden noch im 17. Jahrhundert und länger. Im Süden trug zu ihrer früheren Beseitigung schon die größere Verbreitung des Steinbaues bei. Aber auch bei diesem hatte man von jeher die Straße beeinträchtigt, und zwar durch Vorbauten auf die Straße selbst hinaus. Sie sind in den einzelnen Gegenden verschieden und werden auch verschieden benannt. Man baute vor das Erdgeschoß laubenartige Gänge (Arkaden), hinter denen Kaufgewölbe, Werkstätten und dergleichen lagen. Das obere Stockwerk ragte dann wieder, auf den Lauben ruhend, in die Straße hinein. Die Lauben selbst blieben aber ihrerseits nicht frei, sondern hier hielt man für die Vorübergehenden Waren feil, oder der Handwerker arbeitete gelegentlich in ihnen. Auch gegen diese Vorbauten, nicht minder gegen Kellerhälse u. a., schritt die Obrigkeit früh ein und ebenso endlich gegen kleinere Ausbauten an den oberen Stockwerken, die ja ohnehin schon zum Teil überhingen, also gegen die Erker und Chörlein. Aber eben das malerische Bild hoben diese Überhänge, Lauben und Erker, die den Straßen Luft und Licht absperrten und die Enge vergrößerten, doch sehr, und dazu kamen nun die meist spitzen Giebel und die durch Türmchen, durch künstliche Gestaltung der Schornsteine, auch durch phantastische Wasserspeier belebten Dächer.

Die Betrachtung des Straßenbildes hat uns zu den Häusern selbst geführt. In außerordentlicher Bautätigkeit, die namentlich im 14. und 15. Jahrhundert sich entfaltete, bedeckte sich der enge Stadtraum rasch mit Häusern. Indessen war das private Bürgerhaus keineswegs von Anfang an der stattliche Bau, den wir heute in alten Reichsstädten bewundern. Wenn man schon um 1200 in Köln die Gebäude rühmte, so hatten diese doch diejenigen des 14. und namentlich des 15. Jahrhunderts bei weitem noch nicht erreicht. Ursprünglich gründete sich auch das städtische Haus auf die ländliche Wohnstätte. In der Stadt wurde aber der Hof alsbald hinter das Wohnhaus gelegt und von Wirtschaftsgebäuden im Zusammenhang umgeben. Das Wohnhaus selbst bewahrte die althergebrachte Geviertform, erhielt aber in der Stadt in der Regel ein steinernes Fundament, was dann wieder die Anlage von Kellern ergab, die sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters im Zusammenhang mit der ausgebildeten Technik der Wölbung außerordentlich entwickelten. Auf das alte Bauernhaus weist dann wieder die anfängliche Einräumigkeit des Erdgeschosses hin. Die Notwendigkeit, daß alle Häuser an der Straße selbst lagen, ergab im übrigen schmale Hausfront und große Tiefe des Grundstückes. Das Haus selbst war, abgesehen von dem Fundament, noch lange von Holz, auch, namentlich im Norden, von Fachwerk, während im Süden der Riegelbau überwog (vgl. S. 348). Steinbau bei Privathäusern war noch lange eine Ausnahme, meist ein Vorzug der geistlichen Höfe und der Vornehmen, die anfangs feste Wohntürme aufführten, später nur das Erdgeschoß befestigten: ein solches Haus gab auch Veranlassung zur Namengebung für den Besitzer (zum Steinhaus, Steinhausen). Bei anderen wurden zunächst einzelne Teile aus Stein aufgeführt (Steinkammern), ebenso auch die Brandmauern. In der norddeutschen Ebene mußte man zum Backstein greifen, wohl zum Teil eine Folge der Kolonisation durch die Holländer. Ein Moment hat sicherlich, wie sich das z. B. für Breslau nachweisen läßt, auf die Zurückdrängung des Holzbaues mit der steigenden Größe der Städte eingewirkt: die damals ungemein häufige Gefahr der Brände. Andere Momente, wie die Strohdächer,

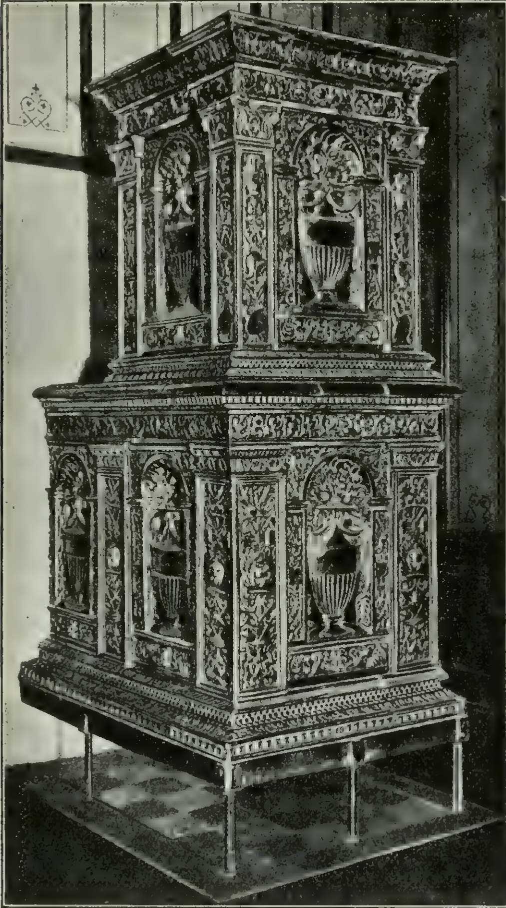
das Fehlen von Schornsteinen oder deren Mangelhaftigkeit, die Enge der Straßen, die Existenz einer Menge heimatlosen Gesindels, trugen auch zu dieser namentlich im 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts auftretenden Heimsuchung bei. In Worms gab es ausgedehnte Brände in den Jahren 1221, 1234, 1242, 1259, 1269 und 1298; in Straßburg wurden im 14. Jahrhundert oft ganze Straßen vernichtet, schon 1298 aber 355 Häuser, wobei sogar das Münster gefährdet war. Aber auch in späterer Zeit tauchen in den Chroniken immer wieder solche Brandnachrichten auf. In der Chronik des Dietrich Westhoff heißt es zu 1546: „Sundaegs Quasimodogeniti brante die Stat Herzberg (?) im stichte [Stift] van Collen up 26 hueser nach rein uet [aus]; gelichvals brante ouch Gulich bijnach ganz uet up 40 hueser (26. Mai); ... (1. Juni) branten to Lunen wol 50 huse[r] und 2 kinder doet.“ Gewiß erklärt auch die Mangelhaftigkeit des Löschwesens das starke Umsichgreifen solcher Brände, obschon die städtischen Obrigkeiten sich in dieser Beziehung viel Mühe gegeben haben und mehr oder weniger praktische Feuerordnungen erließen. Von Straßburg rühmte z. B. der Kastilianer Peter Tafur die „herrliche“ Ordnung bei Feuerlärm. Insbesondere zeichnete sich aber hierin Nürnberg aus, dessen Feuerordnungen bis ins 13. Jahrhundert zurückgehen. Über die Organisation der Helfer und das Eingreifen der Obrigkeit, über die Tätigkeit der Zunftleute — auch in anderen Städten wurden bestimmte Handwerker, namentlich Bauhandwerker und Schmiede, zum Feuerdienst verwandt —, über die Wasserzufuhr, über Verteilung und Verwendung der Feuergeräte wurden genaueste Bestimmungen gegeben. Und obwohl sie nicht immer innegehalten wurden, so hat doch gerade Nürnberg allzu große Brände nicht erlebt. In Nürnberg kam auch zuerst (im 15. Jahrhundert) die Spritze, d. h. die Handspritze, auf, die zwar schon im Altertum bekannt war, im Mittelalter aber ganz allgemein durch lederne Feuereimer und Wasserkufen ersetzt wurde. Die moderne Feuerspritze ist erst 1602 erfunden worden. Bei der allgemeinen Unsicherheit wurden bei einem Feuer übrigens die Tore und Mauern der Stadt durch Schutzwachen gesichert. Mancherlei Maßregeln, wie das Verbot der Strohdächer, wobei man in Frankfurt z. B. Ärmere bei den Kosten der Herstellung von Ziegel- oder Schieferdächern unterstützte, auch abschreckende Mittel, wie die Bestrafung des Hausbesitzers, bei dem ein Brand auskam, trugen zur Minderung der Brände wohl nur wenig bei. Man verfügte allerdings früh, wie 1423 in Seligenstadt: „es sal keyn strohedache nyemant han“, aber noch im 17. Jahrhundert kamen in den Vorstädten von Bremen Strohdächer vor.

Wichtiger war jenes mit steigendem Wohlstand eintretende allmähliche Verschwinden des Holzbaues. In Norddeutschland, namentlich im Nordwesten, ließ indessen die tief eingewurzelte Vorliebe für den Holzbau diesen oder doch den Ständerbau auch noch im 16. Jahrhundert fortdauern, jetzt freilich künstlerisch gestaltet, mit vielem Schnitzwerk und Malereien. Aber schon in frühgotischer Zeit zeigte der damals überall häufige Holzbau, der im 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts noch grob und einfach gewesen war, reichere Ausbildung durch die Holzschnitzkunst. Natürlich entwickelte sich alles landschaftlich verschieden. Fachwerkbau wird z. B. 1492 durch ein Mitglied einer venezianischen Gesandtschaft als (süd-) „deutsche Art“ des Hausbaues beschrieben: „d. h. mit Balken und Hölzern, die zwischen dem Mauerwerk liegen und mit Holz-, nicht mit Eisennägeln, befestigt sind“. Anfangs reichten die Häuser, wie sie immer nur schmal blieben, auch nicht allzusehr in die Höhe: über dem Erdgeschoß saß ein Obergeschoß (später mehrere), darauf das Dachgeschoß. Wie das Erdgeschoß war das Obergeschoß anfangs nur einräumig. Das einräumige Erdgeschoß, die Hausflur, die der Hauptsitz der Arbeit, der gewerblichen Tätigkeit, aber auch des Kochens und Essens und des Familienlebens

war, wurde allmählich durch Abzweigung einer besonderen Werkstätte oder eines Ladens sowie einer Küche um den in den Hintergrund gedrängten Herd zu mehreren Räumen, doch blieb in Norddeutschland die große „Diele" als Prunkraum erhalten, während im sonstigen Deutschland diese Flur ganz verschwand. Im Obergeschoß, zu dem oft recht primitive Treppen führten, stellte der Vorsaal den Rest des großen Raumes dar, von dem nun die „Stube", Schlafkammern und Vorratsräume abgetrennt waren. Das alte Handwerkerhaus mit der das ganze Erdgeschoß einnehmenden Werkstatt, den darüber liegenden bescheidenen Wohnräumen und noch höher dem „Söller" mit Vorratsräumen hat sich hier und da noch in alten Städten erhalten. Dieser Vorratsboden lag zwischen den hohen Giebeln, das Dach darüber war früh mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, konnte aber lange weder jenes alte Strohdach noch die Schindeln, die in Niedersachsen nach Joannes Boemus noch im 16. Jahrhundert allgemein waren, verdrängen.

Auch als sich im Laufe der Zeit das Bürgerhaus reicher entwickelte, ließen die Vermögensunterschiede doch immer noch recht primitive Wohnstätten ohne Keller oder ohne Obergeschoß namentlich in den Nebengassen weiter bestehen. Joannes Boemus berichtet im 16. Jahrhundert von den Bauten der Armen aus Holz und Lehm. Namentlich die Zinshäuser waren in der Regel ärmlich. Es waren nun aber nicht allein Kirche und Rathaus, Kloster und Kaufhaus, die den Bürger auch für seinen Hausbau zu stattlichen Steinbauten anregten, vielmehr taten dies auch palastartige Gebäude, etwa des Bischofs oder eines benachbarten Fürsten, eines reichen Edelmannes, die zum Teil besondere Höfe bildeten, zum Teil in der Straßenfront lagen. Seit dem 14. Jahrhundert begann das Bürgerhaus mit solchen Bauten, die mit Zinnen gekrönt, mit Erkern und Türmchen verziert waren, zu wetteifern, und die Entwickelung der Baugewerbe begünstigte das, bis dann im 15. Jahrhundert allenthalben, je nach der landschaftlichen Sonderart, jene reichere Gestaltung der Bürgerhäuser eintrat. Freilich, die Sittenprediger des 16. Jahrhunderts begannen alsbald über die Pracht der Wohnhäuser zu lamentieren. „Die fünfft schell [Narrenschelle]", sagt Geiler von Kaisersberg, „ist, lusthäuser bawen. Dann es sein etlich, die lassen ire häuser auswendig und inwendig mit wunderbarlichen und seltzamen figuren mahlen und zieren ... Darnach haben sie ouch eygen badtstuben, weyher, see, fischtrög und springendt brunnen in den kuchen oder im saal". Gewiß mochte der steigende Reichtum, namentlich unter italienischem Einfluß, zu luxuriösen Einrichtungen führen, gegen 1600 wurden viele Häuser nach Art der Renaissance umgebaut und übertrieben verziert: aber das Wichtige ist, daß jetzt die Kunst das deutsche Bürgerhaus verschönerte. Reicher gestaltete sich das Äußere: die Fassade ward gegliedert, Steinmetzarbeiten, anfangs vielleicht Wappen, Wappentiere, Hausmarken darstellend, kamen hinzu, an Holzbauten, die in Niedersachsen, wie erwähnt, eine Glanzperiode erlebten, kunstvolle Holzschnitzereien, endlich auch jene von Geiler getadelten Malereien, die in Wien z. B. Aeneas Silvius rühmte. Übrigens erlaubte gerade der Holzbau eine individuellere Behandlung des Äußeren als der Steinbau, z. B. bezüglich der Stellung der Fenster. Der Backsteinbau des Nordens aber neigte jetzt namentlich zu feinerer Behandlung der Giebel (Treppengiebel). Das Portal, die Haustür sodann verließ die primitive Form, war jetzt einflügelig oder wurde senkrecht in zwei Flügel geteilt und mit Beschlägen, ferner durch Holzschnitzereien geschmückt, auch mit kunstvollen, zum Teil wundervollen Türklopfern versehen. Die noch im 13. Jahrhundert niedrigen, häßlichen Fenster (vgl. S. 350) entwickelten sich allmählich nach dem Vorbild der Kirchenfenster aus einfachen Butzenscheiben zu schön gemalten Glasfenstern. Zunächst ließ man wohl nur das Wappen auf die Fenster malen, und auch später blieb es neben den sonstigen dekorativen oder biblischen und historischen

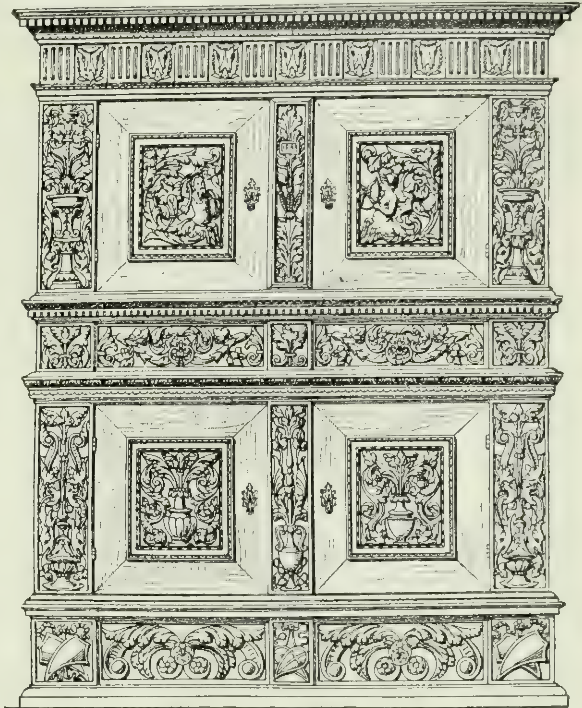
Malereien das Wesentliche. Nach dem Äußeren, namentlich nach auffallenden Einzelheiten, wurden die Häuser auch benannt, wodurch die heutige Nummer ersetzt wurde. Mielke hat einen Zusammenhang zwischen den Hausnamen und den Giebelzeichen, „die in der Stadt an eine leichter sichtbare Stelle, meist neben oder über das Tor rücken", vermutet. In der Tat kommen solche Hausnamen nach bestimmten Sinnbildern, nach Wappenbildern oder nach plastischen Figuren wie nach Malereien vor (Haus zum Riesen). Namentlich häufig sind aber Tiernamen: Goldenes Lamm (Nördlingen), Rabe (Köln), Kranich (Frankfurt), weiter dann Namen wie Sonne, Ring, Nadel, endlich solche, welche heraldischen Ursprung erkennen lassen, wie Helm, Schwert, Rad. In späterer Zeit spielen dann allerlei Beziehungen hinein. Man wählte fromme Namen, wie Zum heiligen Geist, oder deutete seinen Stand und Beruf an. Es scheint aber, als ob die wohl auch am zahlreichsten vorkommenden Namen aus dem Tierreich die ältesten sind, was mit jener Vermutung Mielkes harmonieren würde.



Grünglasierter Ofen des 16. Jahrhunderts, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Weniger als das Äußere der Bürgerhäuser möchte dem modernen Menschen häufig das Innere gefallen haben. Allzu lange überwiegt doch noch der Arbeitscharakter im Hause. Erst allmählich wird das Haus, wenigstens des reichen Bürgers, auch zu einer künstlerisch ausgestalteten Stätte der Geselligkeit. Indessen Mängel bleiben doch auch an dem Inneren dieser Häuser der Reichen, z. B. bezüglich der Höhe der Räume, haften: sie treten erst recht bei denen der mittleren Klasse hervor. Die anfangs mit Absicht schmal gehaltenen und wenigen, später breiteren und zahlreicheren Fenster z. B. wurden, wie auf den Burgen, anfangs noch verstopft oder mit Holzläden verschlossen; dann kamen Rahmen, in denen Gewebe, dünne Leinwand, Pergament, Papier eingespannt waren, endlich, aber zunächst als Luxusgegenstand, Glasfenster. Im 15. Jahrhundert waren diese aber noch meist auf die Prunkräume beschränkt. Jedenfalls war ein ordentlicher Verschluß vielfach nicht vorhanden. Der Ofen entwickelte sich aus dem backofenartigen Bauernofen allmählich zum Kachelofen, der sicher schon im 14. Jahrhundert vorhanden war und anfangs plump aus Ziegeln oder dunklen Kacheln auf Füßen errichtet wurde. Im 15. Jahrhundert wurde dann der Ofen formenschöner und oft künstlerisch gestaltet: er bildete seitdem vielfach eine Zierde des Wohnraumes (siehe die obenstehende Abbildung). Im 16. Jahrhundert bevorzugte man am Rhein eiserne, mit Reliefs

geschmückte Öfen. Kamine, die mehr romanische Eigentümlichkeit geblieben sind, waren, wo sie in reichen Bürgerhäusern vorkamen, als vornehme Einrichtungsstücke nach dem Vorbild von Burgen und Schlössern übernommen. Ebenso machte der Patrizier das Behängen der meist schlicht gestrichenen Wände mit Teppichen den Fürsten und Herren nach. Doch geschah das nur, wie bei jenen, zum Festschmuck und nur in den besseren Zimmern, in denen wohl auch hin und wieder Malereien vorkommen mochten. Der Bezug der Teppiche war aber durch die seit dem 14. Jahrhundert mächtig aufblühende Industrie in den Niederlanden sehr erleichtert: diese Fabrikerzeugnisse hatten Weltruf, wie die italienische Bezeichnung Arrazzi (nach Arras) zeigt. Allmählich wich aber der Wandteppich der viel behaglicheren Wand- und Deckentäfelung, die durch zum Teil prächtige Holzschnitzereien verschönert wurde. Wandbilder in Rahmen, namentlich Porträts, begannen erst mit der Ausbildung der Ölmalerei das Zimmer der Reichen zu schmücken. In dieser Zeit trat dann auch der Wandspiegel auf; der Handspiegel aus Glas war schon länger bekannt.



Nürnberger Schrank aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Nach den „Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum", 1884/86.

Die Entwickelung zu immer schönerer Gestaltung zeigte nun vor allem auch das **Möbel** des Bürgers, das sich im Anfang von dem des Bauern nicht allzusehr unterschied. Erst mit dem 15. Jahrhundert ward alles schöner und reicher, und mit Recht hat Heyne, der uns neuerdings so gründlich über das deutsche Wohnungswesen belehrt hat, „das Kunstmöbel recht eigentlich eine Schöpfung der Bürgerkreise" genannt. An den Wänden zogen sich zunächst die Bänke hin, die eigentlichen Sitzmöbel, die aus schweren Kästen allmählich wirkliche Bänke mit Seiten- und Rückenlehnen wurden, aber doch befestigt waren. Der unbequeme Sitz wurde durch Kissen behaglicher gemacht. Daneben gab es Schemel und einen meist als Ehrensitz bestimmten Stuhl. Fest und unbewegbar wie die Bänke stand auch in der Regel der Tisch, der selten rund, häufig ein schwerer „Schragentisch" war, aber nun durch die krause und zierliche Holzschnitzerei der Gotik kunstvoll behandelt, und dessen Platte ausgelegt oder bemalt wurde. Die Unbeweglichkeit des ganzen Interieurs konnte freilich auch die größte Leichtigkeit des Ornaments nicht aufheben. Das Interieur vervollständigten im übrigen Truhen, die auch nicht mehr die plumpen Kisten früherer Zeiten waren, sodann aufrecht stehende Schränke auf hohem Gestell oder ohne Füße — an den Schränken zeigt sich oft die künstlerische Ausstattung am hervorragendsten (siehe die obenstehende Abbildung) —, ferner Wandschränke, die in die Mauer eingelassen

waren, und Wandbretter mit Krügen und Gläsern, auch wohl im Prunkzimmer ein kleiner schrankartiger Hausaltar. Meist waren die Möbel noch mit mehr oder minder künstlerisch gewirkten Decken belegt. Im ganzen herrschte eine gewisse Steifheit und geringe Bequemlichkeit: rechte Reinigung und Lüftung war im Zimmer ebenfalls erschwert. Das Hauptmöbel des Schlafzimmers, das Bett, zeigte den Einfluß des sich immer reicher entwickelnden Kunstgewerbes nicht minder als die Möbel der Wohn- und Prunkzimmer oder selbst die Geräte der Küche. Die Formen der Betten waren verschieden, von dem einfachen Spannbett, das als Lotter- oder Faulbett auch in den Wohnräumen vorkam, bis zu dem großen Bett mit Himmel (siehe die nebenstehende Abbildung) oder dem kunstvoll geschnitzten Bettdach. Man schlief aber noch nackt unter der Decke (siehe die nebenstehenden Abbildungen). Viel Wert legte der reichere Bürger auf schöne Bettdecken; Bettzeug galt überhaupt als besonders wertvolle Habe. Auch die Tischtücher wurden allmählich allgemeiner verwendet und immer feiner. Von sonstigem Hausrat seien die immer luxuriöseren und mannigfaltigeren Trinkgefäße aus Glas, Fayence, Majolika erwähnt, weiter die mit dem Ausgang des Mittelalters aufkommenden Stand- und Wanduhren (siehe die Abbildung, S. 353), die durch die großen, seit dem 14. Jahrhundert auftretenden Uhrwerke der öffentlichen Gebäude angeregt waren, weiter sogar Vogelkäfige, die ebenso im Bauernhause und in der Burg zu finden waren, und wohl auch in „Scherben“ gepflegte Blumen, endlich noch die Beleuchtungsgeräte.



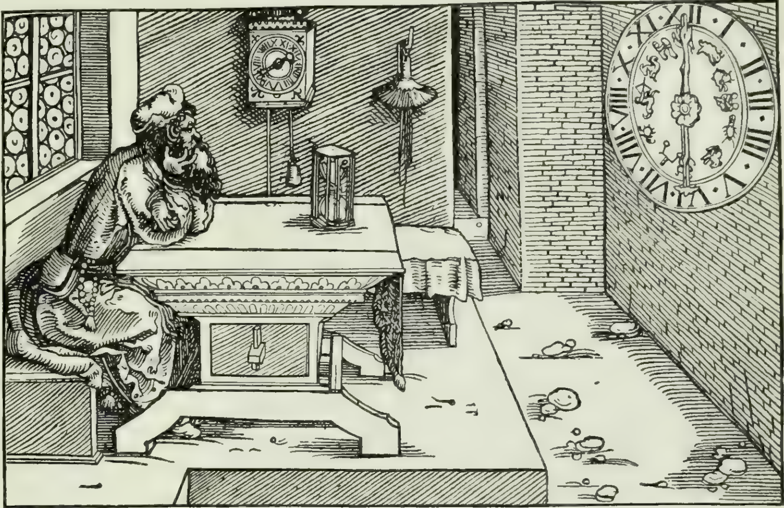
Lagerstatt. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie“, Nürnberg 1505, Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Über die primitivsten Beleuchtungsmittel, wie etwa Kienspan und Pech, ist man allmählich doch hinausgekommen, und Kerze und Lampe sind die wichtigsten Leuchtgeräte geworden. Die Wachskerze allerdings war wesentlich der kirchlichen Verwendung geweiht, und nur die feinere höfische Gesellschaft hat sie ebenfalls benutzt. Für den häuslichen Bedarf des Bürgers diente vielmehr die Talgkerze, wie er auch Talg und nicht Öl, das mehr zu Heilzwecken benutzt wurde und sich trotz des Gebrauches der Kirche erst im 16. Jahrhundert mehr verbreitete, als Brennmaterial für die Lampe verwendete. Die Kerze wurde entweder, namentlich zu Gängen u. s. w., in die Tülle einer Laterne gesteckt, die sich in Bürgerhäusern wohl schon im 14. Jahrhundert überall vorfand, oder auf Hängeleuchtern, auch auf Wandleuchtern angebracht. Laterne wie



Familienschlafzimmer. Aus der Melusinenhandschrift (15. Jahrhundert) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, 1883.

Hängeleuchter waren beide aus dem kirchlichen in den gewöhnlichen Gebrauch gekommen. Aus einfachen Holzkreuzen entwickelten sich aber immer vollendeter gegossene metallene Formen. Daneben gestaltete die Holzschnitzerei die Holzleuchter zu den im ausgehenden 15. und im 16. Jahrhundert so gebräuchlichen kunstvollen Leuchterweibchen, jenen zierlichen, an einem Gehörn oder Geweih angebrachten weiblichen Büsten. Gewöhnlicher als die Kerze wird die mit Fett, Talg oder in Niederdeutschland mit Tran gefüllte Lampe, deren Mängel (Qualm) auch die Cardanussche Verbesserung (um 1550) nicht aufhob, gewesen sein. Das ganze häusliche Gerät des Bürgers stellt übrigens Hans Folz in seinem Spruch „von allem hausrot" zusammen. Eine Wascheinrichtung fehlte zwar meist, aber Spielbrett, Würfel und Karten, den erwähnten Vogelkäfig und den Fliegenwedel fand man in der Regel. In der Hauseinrichtung ist jedoch wieder eine große Differenz zwischen reichen und armen Haushaltungen wie zwischen den Landschaften stark zu betonen. Noch 1610 hebt Guarinoni für Tirol die große Enge der Räume, ihre Unreinlichkeit hervor, findet aber auch sonst die Zimmer in manchen Städten Deutschlands „unordentlich und finster".



Uhren verschiedener Konstruktion. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537. Vgl. Text, S. 352.

Eines war in der damaligen Stadt wie auch wieder in der modernen Großstadt recht selten, der **Garten** beim Hause; nur außerhalb der Mauer mochte man größere Gärten anlegen (siehe die Abbildung, S. 354). Durch Stadterweiterungen wurden nun solche Plätze in das ummauerte Gebiet einbezogen und erhielten sich dann häufig als Gärten. Daneben kamen sie in den Stadtklöstern und in den Höfen weltlicher und geistlicher Herren vor. Was aber der Durchschnittsbürger etwa an Gartenland beim Hause hatte, das war durchweg Gemüse-, kaum noch Obstgarten. Es gab auch Gärten von Berufsgärtnern, die anfangs auch nur mit Nutzpflanzen und Kräutern handelten. Wenn ferner bereits 1486 „Das Buch von den Früchten, Bäumen und Kräutern" von den „wunderliblich angelegten gaerten" spricht, die namentlich am Rhein „nit alleyn bei großen herren, sondern auch offtmals bei einfeltigen bawersleuten" anzutreffen waren, so handelt es sich meist wieder um Nutzgartenbau, der ja z. B. bei Erfurt, Frankfurt, Bamberg u. s. w. schon damals eine gewisse Höhe erreicht hatte. Auch Äneas Silvius hat bei seinem Lob der ländlichen und vorstädtischen Gärten wesentlich den Nutzgarten im Auge. Und wenn auch der Ziergarten (vgl. S. 91 und 260) aus höfischen Kreisen auf reichere Patrizier hier und da überging — er befand sich dann mit oft burgartig eingerichteten Lusthäusern außerhalb der Stadt —, so wurde die eigentliche Gartenkunst doch erst mit dem Ende des

15. Jahrhunderts aus Italien übernommen: erst damals wurden auch jene Lustgärten häufiger, und wie die Zimmerische Chronik im 16. Jahrhundert von einem „schönen lustgården" bei Speyer zu erzählen weiß, so suchten die Gärten der Peller und Tetzel in Nürnberg und die von Beatus Rhenanus gepriesenen Gärten Raimund Fuggers wie überhaupt der Fugger in Augsburg, wo auch der des Ambrosius Hochstätter hervorragte, dem italienischen Vorbilde wenigstens nahezukommen. Große Gartenfreunde waren auch die Frankfurter Patrizier, die üppige Feste gern draußen in Gärten abhielten. Auf die Kunstgärten der Renaissance wird später einzugehen sein.



Garten des 15. Jahrhunderts. Aus dem Flämischen Festkalender der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23,638). Vgl. Text, S. 353.

Mehr als die Privathäuser fielen die öffentlichen Gebäude der Städte in die Augen, vor allem das Rathaus. Hatte anfangs die Bürgerschaft als Versammlungsort den Markt oder wohl eine Kirche, auch den Hof des Stadtherrn oder des Bischofs benutzt, so bedeutete die häufigere Errichtung eines eigenen Gebäudes für die städtische Verwaltung im 13. Jahrhundert immer die Festsetzung der Selbständigkeit, wie denn auch seine Errichtung bei den Stadtherren oft Widerstand fand und mit der Einführung von Stadträten (vgl. S. 221 f.) gleichzeitig war. Anfangs auch ein einfacher Holzbau, gehörte das Rathaus bald zu den ersten Steinbauten der sich entwickelnden Stadt, und der großartige Aufschwung der Baukunst in der Epoche der Gotik hat dann so glänzende Rathausbauten geschaffen, wie sie am schönsten die Niederlande, aber auch der Nordwesten und Nordosten Deutschlands noch heute zeigen. In Süddeutschland überwiegt die Renaissance: früher gotische Rathäuser sind dort zum Teil ganz in Renaissancebauten umgewandelt worden. Oft ist die nötige Vergrößerung aber auch durch Ankauf von Nebenhäusern geschehen, so daß die Einheit zerstört ist. Ein Turm braucht nicht immer notwendig vorhanden zu sein, wichtiger ist die Lage am Markte, dem Zentrum städtischen Lebens. Der auf dem Markte versammelten Bürgerschaft konnten von einer Laube des Rathauses, später von seinem Balkon aus Mitteilungen gemacht werden; vom Markt aus griff der Handel in die unteren Lauben hinüber, in denen sich bald regelmäßige Verkaufsstände ansiedelten; auf dem Markte vor dem Rathause stand der Pranger. Im Inneren des Rathauses diente vor allem der große Saal dem öffentlichen, namentlich dem gerichtlichen, zum Teil auch dem gesellschaftlichen Leben der Bürgerschaft. Hier wurden Huldigungen vollzogen, hier fremde Fürsten und vornehme Herren empfangen, hier waren die großen Zusammenkünfte und

Beratungen, hier wurden die allgemeinen Feste gefeiert, auch solche vornehmer Bürger, namentlich Hochzeiten, hier war der Schauplatz großer Tänze. Der Saal war daher auch besonders geschmückt, vor allem durch Wandmalereien, die mit Vorliebe das Jüngste Gericht darstellten. Das geschäftliche Leben spielte sich sonst mehr in der „Ratsstube" und anderen, freilich nicht zahlreichen Schreib- und Amtsstuben, z. B. der des Kämmerers, ab. Unten im Rathause befanden sich Gefängnisse und als Gegenstück der Ratskeller mit Trinkräumen für die von der Stadt, die zuweilen ein Biermonopol hatte, selbst ausgeschenkten Biere oder Weine. Neben dem Rat- oder Bürgerhaus sind als städtische Gebäude das Gefängnis, in der Regel ein Torturm, die Münze, das Zeughaus, die Stadtwage, die meist wohl im Rathaus war, vor allem aber das Kaufhaus zu nennen. Dieses war meist eine Tuchhalle, aber auch Kornhaus, Salzhaus, Schuhhaus gehören hierher. Ursprünglich im Besitze des Stadtherrn, sind die schon im 13. Jahrhundert vorkommenden Kaufhäuser später in den der Stadt übergegangen und dienten dann oft zugleich als Rathaus; die Mehrzahl ist aber im 14. und 15. Jahrhundert von den Städten selbst errichtet worden (Mainz 1317); noch heute sind die Kaufhäuser von Straßburg (1358 erwähnt) und von Konstanz (1388) erhalten. Sie dienten wesentlich als Lagerhäuser wie der Kontrolle und Ausnutzung des Handels der fremden Kaufleute durch Abgaben, erst daneben dem Verkauf der Bürger (vgl. S. 375); in zwei Stockwerken lagen die besseren und die gewöhnlichen Waren aus. Von ihnen sind die meist im 16. Jahrhundert errichteten, oft schönen Zunfthäuser, die zwar unter Umständen auch Kaufhäuser sein konnten, im übrigen aber Versammlungs- und Beratungshäuser sowie Stätten der Geselligkeit für die Handwerker waren, und die Kauffahrerhöfe im Auslande (vgl. S. 319), in denen der Deutsche Unterkunft und Auslageräume für seine Waren fand, wohl zu unterscheiden. Es gab ferner städtische Gebäude, die, ursprünglich von Gesellschaften der Patrizier gegründet, rein der Geselligkeit dienten, wie den Artushof in Danzig oder den Gürzenich in Köln, auch „Tanzhäuser" (Augsburg).

Als höchste und vornehmste Gebäude in der Stadt, die auch das Stadtbild durch ihr Luftprofil von ferne wesentlich mit bedingten, sind dann die Kirchen nicht zu vergessen. Es ist namentlich die Periode der Gotik, in der sich das Streben der Bürger nach zahlreichen und mächtigen, weithin sichtbaren Pfarrkirchen äußerte, die zuweilen, wie das Ulmer Münster, stark über die gegebenen Größenverhältnisse hinausgingen. Insbesondere in der zweiten Hälfte des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts entfaltete sich ein fast fieberhafter Kirchenbaueifer in ganz Deutschland. In stärkstem Maße kam er in Köln zum Ausdruck, für das die zahlreichen Kirchenbauten, -umbauten, -erweiterungen während der Jahre 1450—1513 hier nicht einzeln aufgezählt werden sollen. Oft wurde an mehreren Kirchen gleichzeitig gebaut, z. B. in Danzig. Dort fielen die Bauten der Marien- und der Trinitatiskirche, der Barbara- und der Bartholomäuskirche so ziemlich alle in denselben Zeitraum, und kurz vorher wurden die Johanniskirche und bald nachher die Brigitten- und die Petri-Paulskirche gebaut. Die Kirchen mit ihrer Fülle von Skulpturen an Pfeilern und Säulen, an Portalen und Türmen haben dann auch Skulpturen an den Bürgerhäusern angeregt, und, wie noch heute in Nürnberg und anderen Städten zu sehen, schmückten Madonnen- und Heiligenfiguren die Ecken der Häuser, an denen ferner die (S. 350) erwähnten Wappen, Wappentiere u. s. w. angebracht waren.

Zum Stadtbilde gehören endlich die meist höchst malerischen öffentlichen Brunnen als künstlerischer, oft phantastisch-humoristisch gestalteter Schmuck der Städte, freilich in dieser künstlerischen Form meist erst aus der Renaissance stammend. Dagegen rührt eines der besten Werke, der mit Recht so genannte „Schöne Brunnen" in Nürnberg, schon aus dem 14. Jahrhundert her.

So muß denn der Gesamteindruck der deutschen Städte ein imponierender gewesen sein. Zahlreiche und übereinstimmende Urteile von damaligen fremden Beobachtern, Russen, Spaniern, Italienern, Franzosen, alle singen das gleiche Loblied. 1438 weiß ein kastilianischer Ritter, Peter Tafur, von Basel mit den „zierlichen Häusern, den Häuserfronten mit ihren Glasfenstern, den vielen Türmchen mit Kreuzen und Wetterfahnen, mit den schön gepflasterten Straßen", von Straßburg, „einer der schmucksten Städte der ganzen Christenheit", und von Köln, „der größten, der reichsten und der schönsten Stadt, die es in ganz Deutschland gibt", wie von Mainz, Nürnberg, Breslau und Wien nicht genug Rühmens zu machen. Als in demselben Jahre der russische Metropolit Isidor, der zum Florenzer Konzil reiste, deutsche Städte berührte, gab er ebenfalls seiner staunenden Bewunderung, insbesondere für Erfurt, Ausdruck. Aus dem Jahre 1458 sodann stammt die bekannte Lobpreisung Deutschlands durch Äneas Silvius. Auch er hebt besonders die Städte hervor. „Durchwandern wir nur die merkwürdigsten derselben, so wird die Herrlichkeit dieses Volkes, der Schmuck dieses Landes uns klar entgegenleuchten. Wo gibt es in ganz Europa eine prachtvollere Stadt als Köln?" So rühmt er Mainz, Worms, Straßburg, „ein zweites Venedig, aber gesünder und anmutiger", Basel, Bern, Augsburg, München, Wien — hier stellt er die Bürgerhäuser bekanntlich in übertriebener Weise als so stattlich dar, daß man in Fürstenwohnungen zu treten glaube, — und endlich Nürnberg. „Wenn man aus Niederfranken kommt und diese herrliche Stadt aus der Ferne erblickt, zeigt sie sich in wahrhaft majestätischem Glanze, der beim Eintritt in ihre Tore durch die Schönheit ihrer Straßen und die Sauberkeit ihrer Häuser sich bewahrheitet." Auch hier scheinen ihm die Bürgerhäuser für Fürsten gebaut zu sein. „Aufrichtig zu reden, kein Land in Europa hat bessere und freundlichere Städte als Deutschland." 1471 rühmt der Sekretär eines italienischen Kardinals und Legaten, Augustinus Patritius, den Glanz und die Schönheit der deutschen Städte, die zum Teil die italienischen überträfen. 1492 berichtet ein untergeordnetes Mitglied einer venetianischen Gesandtschaft ganz ähnlich, wenn auch nicht so überschwenglich, über die Städte Oberdeutschlands und der Ostschweiz, z. B. über Ulm mit „breiten Straßen, alle mit Kies gepflastert", und mit „recht vornehmen" Häusern, und über Straßburg, das er „sehr groß und innen von höchster Schönheit" nennt; „die Straßen sind alle mit Kies gepflastert und sehr breit und schön, mit prächtigen Palästen: kurz, es ist eine der schönsten Städte Deutschlands". 1497 gab ein Franzose, Pierre de Froissard, seiner Bewunderung des Reichtums der deutschen Kaufleute Ausdruck. „Die Blüte der Städte", meint er, „die Pracht der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser und die kostbaren Schätze im Inneren der Wohnungen legen von diesem Reichtum sprechende Zeugnisse ab." Aus dem 16. Jahrhundert ist schon (S. 343) Machiavells Ausspruch von den deutschen Städten als dem Kern des Reiches erwähnt worden, und ganz am Ende dieser Periode noch lobt Montaigne an ihnen die „Straßen und öffentlichen Plätze, die Wohnungen samt ihrem Hausrat, ihren Tafeln und Tafelgeschirren" und nennt sie „weit schöner und sauberer als in Frankreich". Man muß nun freilich solche Urteile nicht ohne Kritik annehmen. Derselbe Machiavell, der den Reichtum der deutschen Städte rühmte, hat doch die niedrige Stufe des gesamten deutschen Kulturlebens, den Mangel an Verfeinerung, die Ärmlichkeit und Plumpheit der Lebensverhältnisse genugsam hervorgehoben, und er hat damit gewiß das Urteil jedes gebildeten Italieners wiedergegeben. Und viele der günstigen Urteile von Romanen mögen überhaupt aus dem Erstaunen darüber hervorgegangen sein, daß es in Deutschland lange nicht so barbarisch und schlimm aussah, wie man daheim im glänzenden Italien





Stadt und Land im 15. Jahrhundert.

Nach dem Flämischen Festkalender (15. Jahrh.), in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 3900).

und Frankreich glaubte. Daß ferner noch andere Motive das dick aufgetragene Lob des Äneas Silvius, der nämlich dadurch die Klagen über die Aussaugung Deutschlands durch den römischen Stuhl hinfällig machen wollte, hervorriefen, hat man schon des öfteren betont. Am meisten hat immer Nürnberg Ruhm und Ehre genossen, auch bei den Deutschen selbst. Es war mehr als Nürnbergischer Lokalpatriotismus, wenn Hans Rosenplüt dichtete: „O Nürnberg, du viel edler Fleck! Deines Gleichen wird nicht gefunden, nein!" Nicht unrecht hatte auch der bekannte Nürnberger Dr. Scheurl mit seinem Urteil, was der Italiener beim Namen Venedig, das empfinde der Deutsche bei demjenigen Nürnbergs. Im stolzen Venedig selbst nannte man im Volksmunde übrigens alle deutschen Städte blind, nur Nürnberg auf einem Auge sehend. Die schönste Bezeichnung hat ihm aber Luther gegeben, indem er es „das Auge und Ohr Deutschlands" nannte. (Vgl. auch noch S. 363 und 371.)

Die Faktoren nun, die die deutschen Städte auf eine solche, wenigstens äußere Höhe gehoben haben, Gewerbe und Handel, haben auch äußerlich dem Bilde der Straßen ihren Stempel aufgedrückt. Der Hauptmarkt und daneben in größeren Städten viele kleinere Märkte dienten in erster Linie dem Verkaufe von Lebensmitteln (Viehmarkt, Roßmarkt, Heumarkt, Kornmarkt, Fischmarkt, Fleischmarkt, Weinmarkt, Grünmarkt) oder von Handwerksprodukten (Schuhmarkt, Krammarkt), dem Handel sonst das Kaufhaus und die Verkaufshallen in den Lauben des Rathauses und in bestimmten Straßen. Auf dem Markte und an den Kirchen standen Bänke und Buden in mehr oder weniger fester Form in großer Zahl. Aus den Reihen der Verkaufsstände gingen zuweilen ganze Gassen, Straßen und Quartiere, die dann nach den betreffenden Gewerbetreibenden genannt wurden (vgl. jedoch S. 346), hervor. Das Bürgerhaus selbst aber zeigte in den meisten Fällen von der Straße her im Erdgeschosse die Werkstätte des Handwerkers oder ein Kaufgewölbe oder eine Auslage von Lebensmitteln. Schmiede, Gerber u. a. nahmen auch (vgl. S. 347) die ohnehin enge Straße oder Gasse zu ihrer Arbeit mit hinzu, so daß man überall das Bild werktätigen Schaffens empfing.

Keineswegs war nun allerdings das agrarische Element auch aus dem Äußeren der Städte geschwunden. Der Gegensatz zwischen Land und Stadt (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Stadt und Land u. s. w."), der doch nur sehr allmählich zum Ausdrucke gekommen war, ist selbst in der Blütezeit des Städtewesens niemals so schroff gewesen, wie einzelne Theoretiker es konstruieren möchten. Einmal hat es eine große Reihe von Städten, auch noch bis in die neueste Zeit, gegeben, die den alten Charakter der Ackerbaustadt (vgl. S. 109) — man denke ferner an die Wichtigkeit des Weinbaues für viele Städte — durchaus bewahrt haben. Lange hat gemeinschaftliche Bewirtschaftung mit Flurzwang geherrscht; bis ins 15. Jahrhundert ist in niederdeutschen Städten von einer „Bauerschaft" (bûrschap) die Rede. Weiter haben aber sogar größere Städte, in denen Gewerbe und Handel zu ausschlaggebender Rolle gelangten, doch nicht ganz jenen Charakter abgestreift. Auch sie hatten außerhalb der Stadt ihre Allmende, städtische Güter und Weiden, die sie anfangs freilich auch gegen oberherrliche Ansprüche verteidigen mußten; ihre Bürger, Ratsherren wie Handwerker, hatten in- und außerhalb der Stadt meist selbst bewirtschafteten Grundbesitz, den man später in der Regel in Zeitpacht austat; und die Verwaltung beschäftigte sich oft ebenso mit Landwirtschaft wie mit Handel und Gewerbe: der Grundbesitz blieb das Hauptsteuerobjekt. Im Äußeren zeigte sich dieser Zug auch in der großen Zahl von Scheunen, die allerdings, wie der landwirtschaftliche Betrieb überhaupt, in die Vorstädte gehen mußten, deren es aber z. B. um 1400 in Frankfurt a. M. noch 229 gab; weiter bei den Häusern selbst in den Ställen für Kuh und Schweine im Hofe und zuweilen

an der Straße, in den Getreideböden, in Weingegenden in dem Kelterraum, endlich in dem Hervortreten der Viehzucht, für die es auch Gemeindehirten gab, namentlich der Schweinezucht. Wenn es um 1500 in Frankfurt noch etwa 1200 Mastschweine gab, so haben diese Tiere nicht im Verborgenen gelebt. Im Gegenteile muß man sich die Straßen einer mittelalterlichen Stadt als einen bevorzugten Aufenthaltsort gerade der Schweine denken. Sehr bezeichnend ist dafür eine Nürnberger Ordnung des 15. Jahrhunderts, die wegen der hygienischen und ästhetischen Beschwerden namentlich auch fremder hoher Gäste und im Interesse des guten Rufes der durch ihre Polizei berühmten Stadt gebietet, „dass nun fürbas weder burger, burgerin oder ymandts von iren wegen einich swein, das sie ziehen, für die hewser und hofreyt [Hofland] oder sust auff die gemein [städtischer Grund und Boden] und pflaster weder tag noch nachts treiben oder davor in den steigen halten sollen, auch den zurch [Kot] und harn, so dieselben swein in den hewsern machen, in einich weise für ire hewser oder sust auff das pflaster und gemeinde schütten lassen sollen“. In Frankfurt wird 1421 verboten, Schweineställe an die Straße stoßen zu lassen, in Breslau untersagt man es erst 1495 (erneut 1515), zugleich das Herumlaufen der Schweine auf der Straße. In Ulm beschränkt man das letztere erst 1410 auf eine Stunde (mittags 12—1 Uhr). Noch im 16. Jahrhundert suchten Verordnungen dem Unwesen zu steuern. Wie so oft, muß man nun aber auch diesem mittelalterlichen Bilde bessere Seiten abgewinnen. Man denke daran, daß neuerdings sogar in amerikanischen Städten, in denen mangelhafte Straßenreinigung herrscht, empfohlen worden ist, die Abfälle durch fressende Schweine hinwegräumen zu lassen.

Aber allmählich tritt doch, wie im äußeren so auch im inneren Leben, in den rechtlichen Verhältnissen (Immobiliarrecht), in den Erwerbsinteressen die besondere städtische Eigenart deutlicher hervor. Die Konzentrierung von Gewerbe und Handel in den Städten bedingt eine vom Lande immer stärker abweichende Lebenshaltung, während sie anderseits für den Bedarf an agrarischen Erzeugnissen eine immer wachsende Zufuhr vom Lande erfordert. Die Gewerbe namentlich lassen auch mehr und mehr die in ihren Elementen so mannigfaltige Bevölkerung gleichartiger erscheinen, so sehr sie anderseits eine Fülle von Einzelberufen hervorrufen, immer natürlich abgesehen von Klerus und Judenschaft. Allmählich beginnt die Zuwanderung vom Lande, da die Gewerbe sich nunmehr hinreichend aus städtischem Ersatz füllen, schwächer zu werden, und gewerbliche wie Handelsinteressen, dazu der Bedarf an gelehrten Leuten, Schreibern, Lehrern, veranlassen seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert mehr eine Wanderung von Stadt zu Stadt. Die neuen, rascheres Leben bedingenden Verhältnisse bewirken aber anderseits überhaupt eine stärkere Fluktuation der Bevölkerung. Glück und Tüchtigkeit bringen die einen rasch herauf, andere versinken wieder. Auch die Familien der Geschlechter wechseln, wie Worms, Augsburg, Nürnberg zeigen, überaus rasch, wandern oder sterben aus, werden aber durch Einwandernde, durch neue Leute aus den Bürgern ergänzt. Solcher Wechsel wie der Zuzug aus anderen Städten zeigt sich in der ziemlich starken Änderung der Namen der Bewohner. Trotz der schärfer ausgebildeten Gleichartigkeit der Interessen, die den Ritter in den Städtern eine Masse von Pfeffersäcken erblicken ließ, herrschten nun freilich größere Gegensätze innerhalb der eigentlich städtischen Erwerbsklassen, zwischen größeren Kaufleuten und Krämern, zwischen Kaufleuten und Handwerkern. Immerhin hatten die Zunftkämpfe (vgl. S. 323), welche die Exklusivität der Patrizier gebrochen und den Handwerker sozial höher gebracht hatten, den letzten Gegensatz doch vielfach gemildert. Auch die Gegensätze, die zwischen der sich übrigens keineswegs als geschlossenen Stand gerierenden unteren Bevölkerung und

den Bessergestellten im ganzen bestanden, Gegensätze, die auf gewerblichem Gebiete mehr und mehr in den sozialen Kämpfen der Handwerksgesellen, auch der Handelsgehilfen, hervortraten, störten doch jene äußere Gleichartigkeit der Erwerbsinteressen, die auch die unteren Klassen teilten, nicht. Wenn nun so in der Stadt selbst die agrarischen Interessen mehr und mehr zurücktraten, so war mit der wachsenden allgemeinen Bedeutung der Städte wieder eine Beeinflussung der gesamten Nation in nichtagrarischer Richtung verbunden. Zu Ausgang des Mittelalters waren für die gesamte Volkswirtschaft Gewerbe und Handel von größerer Wichtigkeit als der Ackerbau.

In dem städtischen Erwerbsleben nahm von Anfang an eine grundlegende Stellung das Gewerbe ein. Mit dem mehr oder minder bedeutenden Anteil an dem Stadtregiment (vgl. S. 324) waren die Handwerker, von denen einzelne überdies zu blühendem Wohlstand gelangt waren, eine selbstbewußte, auch politisch interessierte Schicht geworden, deren Hauptrückhalt doch aber in ihrer großen Zahl bestand. Sie machten den Hauptteil der städtischen Bevölkerung aus, so daß die im 14. Jahrhundert immer zahlreicher entstehenden Zünfte mehr und mehr zu Abteilungen der Bürgerschaft überhaupt wurden, zumal hier und da der Sieg der Zünftler einen erzwungenen Eintritt aller Bürger in eine Zunft herbeigeführt hatte. Die allgemeine Bedeutung dieser zünftlerischen Organisation tritt auch darin hervor, daß dieselbe für die sonstigen Berufe und Lebensgebiete zum Teil maßgebend wurde, so für das gelehrte und Bildungsleben, so für die Ärzte: auch bei den Landsknechten zeigen sich Spuren davon. In Zünften fanden sich selbst die Bettler zusammen. Die wirtschaftliche Bedeutung der Zunft, deren frühere Geschichte oben (S. 214ff.) dargestellt wurde, lag zunächst in der Verkörperung der bloßen Interessen der Arbeit, die nun eine fast liebevolle Wertschätzung, ja ein ehreverleihendes und sittliches Relief erhielt. Es kam im Prinzip auf Förderung des gesamten Handwerks zur größeren Ehre der Arbeit an. Es deckte sich das mit der kirchlichen Anschauung. „Wer", heißt es in der Schrift „Eyn christlich ermanung", „nur suchet Gelt und Reichtumb zu scharren mit sin Arbeit, der handelt schlecht, und sin Arbeit ist Wucher". Freilich entwickelte diese besorgte Wahrung der Interessen der Gesamtheit durch eine kleinliche Beschneidung alles Überragenden und die Unterdrückung der freien Konkurrenz früh empfindliche Schattenseiten, während anderseits unter der Maske dieser Fürsorge sehr bald selbstsüchtige Interessen einzelner führender Meister sich verbargen. Zunächst aber zeigte diese straffe, geschlossene Einheit ihre wirtschaftlichen Vorteile: die durch den Zunftzwang gekräftigte Produktion hat die Blüte des Gewerbes geradezu mit hervorgerufen. Sie stärkte auch den Stolz des Handwerkers außerordentlich. Als Glied einer Genossenschaft, die ihre Arbeit wie ein teures Geheimnis pflegte und fortpflanzte, konnte er sich wohl als Träger einer Kunst, die andere Leute nicht kannten und nicht üben durften, fühlen. Weiter stärkte sie den Zusammenhang der Handwerker überhaupt. Nicht international, wie es der Klerus und zum Teil das Rittertum waren, fühlte die Handwerkerschaft sich doch ebenso als einheitlichen Körper wie jene, nur national. Es gab für das ganze Reich die gleiche Organisation, den gleichen Brauch, und diesen nationalen Zusammenhang förderte ganz außerordentlich die Sitte des Wanderns. Dieser Stolz auf die Zugehörigkeit zu einer großen Genossenschaft hat auch ein sehr lebendiges Ehrgefühl entwickelt, das auf die Ausbildung der bürgerlichen Ehre überhaupt von größtem Einfluß gewesen ist, und auch eine scharfe sittliche Aufsicht über die Mitglieder, freilich ziemlich äußerlicher Natur, sowie strenge Forderungen an Unbescholtenheit und „Ehrlichkeit" bei der Aufnahme hervorgerufen.

Zweifellos reichte die Bedeutung der Zunft über das Gebiet der Arbeit weit hinaus. Sie machte vielfach die politische und immer die militärische Organisation der Stadt aus;

durch sie beteiligte sich der Einzelne an der Stadtverwaltung und fühlte sich als Träger politischer Rechte, wie er den Sinn für Ordnung und Gesetz, den ihm die Zunft gab, auch auf das öffentliche Leben übertrug. Wir haben ferner schon von dem Korpsgeist, der Nächstenliebe und Unterstützungstätigkeit, weiter von dem kirchlichen Charakter und der Geselligkeitspflege der Zunft gehört. Durch die letztere wurden zugleich gesellschaftlicher Anstand und gute, abgeschwächt höfische Sitten anerzogen, wie der Meister schon im Hause eine seiner Hauptaufgaben in der guten Zucht der Lehrlinge sehen mußte. Die größte Wichtigkeit der Zunft liegt aber doch auf wirtschaftlichem Gebiet. Diese Organisation der Arbeit stellte sich nunmehr (vgl. S. 216) als Beaufsichtigungsfaktor, als Förderer und Schützer der allgemeinen Interessen der Konsumenten dar. Unter dem Druck der städtischen Obrigkeit haben auch die Zünfte auf Güte ihrer Arbeit und gerechte Normierung der Preise hingearbeitet. Sie konnten das, weil sie für die gleichmäßige Verteilung des Rohstoffes wie für die Gleichheit der Produktionskosten sorgten. Vor allem bezweckte die Zunft aber doch die Förderung der Interessen ihrer Mitglieder: es war das Bestreben, ein möglichst gleiches Dasein aller Glieder zu erzwingen. Wenn die Zunft diesen gewissermaßen ein „Recht auf Arbeit" gab, so beschränkte sie doch den Willen, die Gaben des Einzelnen in hohem Grade. Es war ein Prinzip, das in jenen Zeiten noch immer ungebändigter Leidenschaft, mangelhaften Rechtssinnes, gewaltsamen Erwerbs freilich auch eine sehr erzieherische, kultivierende Seite hatte. Nicht die persönliche Freiheit war dem Mittelalter ein erstrebtes Ziel, sondern eher ihre Unterdrückung. Keiner sollte schwach, aber auch keiner zu stark sein. Daher jene Ausgleichung der Produktionsbedingungen. Die Zunft sorgte für den Rohstoff, kaufte entweder gemeinschaftlich durch besondere Einkäufer ein und gab jedem seinen Teil oder verbot wenigstens den Bezug zu günstigeren Bedingungen, z. B. durch Vorkauf, gestattete auch nur den Einkauf auf dem jedem offenstehenden Markte. Dabei durfte niemand mehr Material erwerben, als er persönlich verarbeitete. Unter bestimmten Bedingungen war indes Bezug von außerhalb erlaubt. Auch die Betriebsmittel, namentlich die Kohlen, durften nicht auf dem Wege des Vorkaufes, sondern nur in bestimmter Weise erworben werden. Es durfte ferner niemand besonders feine Einrichtungen und neuartige Werkzeuge haben, ein Umstand, der allerdings das Talent ganz besonders unterband und auf die Dauer überhaupt dem Fortschritt des Handwerkes schädlich war. Die Gleichstellung der Meister zeigte sich weiter in der genau fixierten Zahl der Lehrlinge (1—2) und der Gesellen (2, höchstens 4); nur waren die anfangenden Meister insofern im Nachteil, als sie erst nach einiger Zeit Lehrlinge halten durften. Bei großer Arbeitsüberhäufung wurden aber Ausnahmen gestattet. Die Arbeitslöhne waren ebenfalls fixiert. Bei manchen Handwerken gab es endlich gemeinsame Arbeitseinrichtungen, wie etwa bei den Wollwebern Wollküchen. Auf diese Weise war natürlich jene Fixierung der Preise bis ins einzelne möglich. Auch sonst war der Verkauf der fertigen Waren örtlich und zeitlich genauen Bestimmungen unterworfen.

Die Zunft richtete nun weiter ihr Hauptaugenmerk auf die Qualifikation ihrer Glieder. Wer ihr als Meister angehören wollte, mußte neben der sittlichen Qualifikation, der Redlichkeit, und der politischen, dem Bürgerrecht, auch die technische nachweisen, und zwar bei vielen Zünften durch ein vor den Zunftmeistern abzulegendes Meisterstück, sonst durch Nachweis des vorgeschriebenen Lehrganges und Beibringung der „Briefe" darüber. In ältester Zeit hat ein Lehrzwang sicherlich noch nicht existiert, er wird aber von der Stadtverwaltung im Interesse der Konsumenten und auch entsprechend den Wünschen der Meister schon seit dem 14. Jahrhundert allgemeiner eingeführt worden sein. Der Lehrgang, bei allen wichtigen äußeren

Akten wieder mit dem Zunftleben zusammenhängend, war der folgende. Zunächst galt es schon für den Lehrling, insbesondere nach der oben erwähnten Ehrenseite, seine Geeignetheit zum Gliede des ganzen Handwerkes, das „so rein sein sollte, als sei es von Tauben belesen“, darzutun. Er mußte männlichen Geschlechtes sein, wenigstens in späterer Zeit. Denn früher wurden einzelne Gewerbe, entsprechend der alten Frauenarbeit, nur von Frauen, die dann weibliche Zünfte bildeten, geübt, etwa das der Garnmacherinnen, oder es gab an vielen Orten solche, die weibliche Hilfskräfte hatten, wie die der Gewandmacher, Weber, Wappensticker u. a.; und auch später wurden Mägde zu Nebendiensten verwendet, insbesondere freilich die Meistersfrauen und -töchter. Besonderes Gewicht legte das Handwerk sodann auf die eheliche Geburt, auch auf die der Vorfahren des Aufzunehmenden: man war schon im 15. Jahrhundert darin sehr rigoros. Den nationalen Zug zeigt die Bestimmung, daß der Lehrling deutscher Zunge sein mußte, die sich insbesondere im Osten gegen die als unfrei geltenden Slawen richtete. Denn freie Geburt war ebenfalls unerläßlich. Aus slawischer oder sonstiger länger haftenden Unfreiheit hat man auch die „Unehrlichkeit“ mancher Handwerke zu erklären gesucht, so der Leineweber und Müller. Der Lehrling wurde von der Zunft feierlich aufgenommen: bei den einzelnen Handwerken waren die Bräuche verschieden. Daß seine Lehre und Erziehung, deren Dauer verschieden war (3, 4 und 5 Jahre) und zum Teil von Zahlung oder Nichtzahlung eines Lehrgeldes abhing, nach den Vorschriften des Handwerkes vor sich ging, darüber wachte wieder die Zunft. Feierlich erfolgte dann die „Lossprechung“ des Lehrlings, der in älterer Zeit bei Erfüllung der übrigen Bedingungen damit zum Meister technisch qualifiziert war, später aber nunmehr erst Geselle werden mußte.

Die Gesellen wurden anfangs nicht viel anders als die Lehrlinge gehalten und unterlagen namentlich einer strengen Hauszucht, wie anderseits auch die Handelsdiener. Aber sie konnten leicht ihre Stelle wechseln; insbesondere förderte die Sitte des Wanderns diese Veränderlichkeit. Das Wandern, das schon zu Ausgang des Mittelalters hier und da notwendige Bedingung war, später ganz allgemein verlangt wurde, hat die Gesellen sicherlich nicht nur technisch, sondern ebenso geistig gefördert und brachte in sie überhaupt einen freien, großen Zug. Sie hatten ein starkes Selbstbewußtsein, hielten auch äußerlich in der Kleidung auf sich, trugen sogar, wie die Meister, ihre Wehr an der Seite, ließen sich in ihrer Ehre nicht kränken und wollten stolz in nichts zurückstehen, wie denn die Schustergesellen zu Leipzig der dortigen Universität förmlich Fehde ansagten. Die Gesellen erstrebten einen großen Zusammenhang aller ihrer Genossen durch die Gesellenverbände. Diese entwickelten sich insbesondere zu Ausgang des Mittelalters nicht ohne heftigen Widerstand der Meister, ebenso der Obrigkeiten, z. B. in Nürnberg, aus oder neben den geistlich-humanitären Gesellen-Brüderschaften, die in Prozessionen mit auftraten, für Unterstützung der kranken Genossen sorgten, sie feierlich bestatteten, nach dem Vorbild der übrigen mittelalterlichen Einungen zu festen wirtschaftlich-sozialen Interessenverbänden. Sie trugen auch bald Erfolge davon, die ja damals nur durch Zusammenschluß zu erreichen waren. In der Organisation richteten sie sich ziemlich nach den Zünften der Meister: sie gestalteten nach deren „Morgensprachen“ (Versammlungen) ihre „Auflagen“, „Schenken“, erhoben Beiträge, Geldstrafen u. s. w., richteten also ein „zünftisch Wesen“ ein, das besonders bekämpft wurde. Allmählich wurden sie auch Kampfverbände, je mehr der Gegensatz der arbeitnehmenden Gesellen zu den Meistern wuchs. Dieser Gegensatz ergab sich aus der verschlechterten sozialen Lage der Gesellen, die bei der wachsenden Überfüllung des Handwerkes und der größeren Engherzigkeit der Meister eine immer

geringere Aussicht hatten, selbst Meister zu werden. Nach ihrer erzwungenen Anerkennung durch die Meister dienten die Gesellenverbände dann in erster Linie der Arbeitsvermittelung. Während der Kämpfe war übrigens die alte Bezeichnung „Knecht" vor der neuen „Geselle" zurückgetreten. Im ganzen muß aber die soziale Lage der Gesellen nicht so übel gewesen sein, wie sie denn ein keineswegs geringes Ansehen in der Bürgerschaft genossen. Sie traten auch öffentlich auf, voll Selbstgefühl, veranstalteten z. B. große Feste und Umzüge, die zum Teil Berühmtheit erlangten, wie der Schwerttanz der Messerer in Nürnberg oder das Schembartlaufen (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Schembartläufer"). Diese Feste zeugen immerhin von einem gewissen Wohlstand, den auch die nicht unerheblichen Beiträge für kirchliche Stiftungen sowie der Kleiderluxus der Gesellen, der allerdings wesentlich auf das Streben, sich den höheren Klassen gleichzustellen, zurückging und eher wirtschaftlich zerrüttend wirkte, voraussetzen. Die Gesellenverbände standen den Zünften fast wie eine gleichberechtigte Macht gegenüber.

Ihr demokratischer Grundzug fehlte aber auch den Zünften nicht. Er äußerte sich schon in jener Gleichmacherei; entscheidend war auch hier die Versammlung der Gesamtheit, also der Meister, die zugleich eine Straf- und Sühneinstanz für ihre Mitglieder bildete. Aber naturgemäß gab es eine leitende Verwaltung und Vertretung nach außen, die in den Händen der Zunftmeister (Obermeister, Alterleute), die oft einen Beirat neben sich hatten, lag. Sie führten die Listen, verwalteten das Vermögen, beaufsichtigten die Mitglieder und prüften deren Produkte. Das ganze zünftische Leben beherrschte die gewerbliche Arbeit so sehr, daß diese Organisation das erstrebte Ziel aller Gewerbe war. Die äußere Kulturentwickelung rief immer neue Gewerbe (vgl. auch S. 364) hervor, die zunächst als „freie Künste" existierten, dann entweder in einem bereits berechtigten Handwerk aufgingen oder selbst im Laufe der Zeit und durch verschiedene Stadien hindurch zu einem solchen wurden. Es entsprang diese Entwickelung vor allem dem Bestreben der wirtschaftlichen Sicherung, der Fernhaltung einer drückenden Konkurrenz durch immer neue Ausüber der Kunst, die überdies oft schlechte Arbeit machten. In Betracht kommt dabei auch, daß, wie wir gleich sehen werden, viele Gewerbe häufig als Nebengewerbe von anderen ausgeübt wurden, Kerzenmachen unter Umständen von Schlossern u. s. w. Die oft doch nur geringen Ansprüche an die Qualifikation führten auch zu einem häufigen Wechsel des Berufes, so daß der Eindruck anfangs zuweilen eher der der größten Freiheit und Ungeregeltheit als der des starren Regelzwanges ist. Zunächst suchte auch das neue Gewerbe eine Organisation durch obrigkeitlich gegebene Ordnung und einen Schutz gegen Eindringlinge zu erlangen. Das eigentliche Ziel, das „geschworene Handwerk" mit geschworenen (vom Rate verpflichteten) Meistern, Meisterstücken u. s. w., wurde oft erst nach langer Zeit erreicht.

In ihrer Blütezeit hat nun die Zunft, deren eigentliches Prinzip doch der Schutz der persönlichen Arbeit unter Verpönung jeder kapitalistischen Entwickelung war, einerseits einen gewissen wirtschaftlichen Wohlstand aller Beteiligten und damit die Stärkung eines leistungsfähigen Mittelstandes bewirkt, anderseits hat sie, solange sie nicht verknöcherte, auch die Blüte des Gewerbes selbst mitbegründet. Es ist damals eine von späteren Zeiten nicht wieder erreichte Vollkommenheit der Leistungen für viele Gewerbe charakteristisch: einmal lag das an der Bewahrung einer festen technischen Tradition eben durch die Zunft und einer eben durch deren Kontrolle gesicherten Sorgfalt der Unterweisung und der Arbeitsweise. Weiter aber ist von größter Wichtigkeit das außerordentliche Übergewicht der persönlichen Arbeit, das wieder die Zunft durch Fernhaltung einer Massenproduktion herbeiführte. Mit seinen geringen Arbeitskräften mußte der Meister viel mehr selbst machen als später, die, freilich nicht strenge, Beschränkung



Schembartläufer.

Nach einem Schembartbuch im Besitz von Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig.

auf ein festes Gebiet förderte die liebevolle Versenkung in die Arbeit. Keineswegs wurde in jener Zeit die Originalität getötet, im Gegenteil gab sich in jeder Arbeit, die der Mühe wert schien, ein Stück der Seele des Meisters kund, und überall äußerte sich im großen und kleinen eine Eigenart des Schaffens, die sich von dem Schaffen des Künstlers kaum unterschied, vor dem des modernen zum Teil sogar noch durch sorgfältige technische Arbeit sich auszeichnete. Dieser persönliche Zusammenhang mit der Arbeit, der Stolz auf sie zeigte sich auch in der Erscheinung, daß bei einzelnen großen Werken sich der Schöpfer selbst darauf anbrachte, so Peter Vischer beim Sebaldusgrab, Adam Krafft, der auch seine beiden Gesellen nicht vergaß, am Lorenzer Sakramentshäuschen. Die Entwickelung des Handwerkes zur Kunst (vgl. S. 364 ff.) war so ein ganz natürlicher Vorgang. Aber diese liebevolle Betonung der persönlichen Seite und weiter die Wertschätzung jeder selbstgemachten Arbeit wie des Könnens überhaupt haben nun noch zwei Momente gefördert, die für die damalige Blüte des gewerblichen Lebens überaus charakteristisch, den Tendenzen des Zunftwesens freilich gerade entgegengesetzt waren, nämlich eine sehr große Vielseitigkeit der Handwerker und eine außerordentliche Regsamkeit ihres erfinderischen Geistes. Der rechte Meister konnte gar vielerlei. Zunächst verschmähte er niemals niedrige Arbeiten, so der Maler nicht das Reiben der Farben und das Kochen des Firnisses, weiter aber betätigte er sich gern in verwandten Arbeitszweigen. Der Maler war auch Holzschnitzer oder übte den Kupferstich. Dürer, erst Goldschmiedlehrling, schnitt in Holz, ätzte in Kupfer, verstand den Buchdruck und wurde der größte deutsche Maler. Peter Flötner war Bildhauer, Holzschnitzer, Zeichner, Medailleur. Der Erfindungsgeist des deutschen Handwerkers aber hat damals sich glänzend bewährt. Von der Buchdruckerkunst, der Fertigung von Taschenuhren, der Waffenfabrikation (Stücke und Handfeuerrohre) bis zu Orgel und Spinnrad und allerlei mehr spielerischen Subtilitäten gibt es dafür zahlreiche Beweise. Hand in Hand damit ging eine äußerste Verfeinerung der technischen und mechanischen Arbeit. Man verstand die schwierigsten Instrumente, oft wieder unter Mithilfe jenes Erfindertriebes, Meßinstrumente, Wagen, merkwürdige Schlösser, Uhrwerke herzustellen. Im 16. Jahrhundert war ein solch überaus vielseitiger und erfinderischer Mann Hans Lobsinger. Übrigens konnten Vielseitigkeit und Erfindergeist sich oft insofern ungestört von der Zunft entfalten, als die wachsende Fülle neuer Lebensverhältnisse, der Aufschwung der Wissenschaft neue Aufgaben stellten, deren Erfüllung die alte Arbeit nicht weiter schädigte, und die von den Meistern der alten Gewerke gelöst werden mußten. Besonders entwickelte sich dieser Geist in Nürnberg, das damals als „das weitberühmte und löbliche Gewerbshaus in dem ganzen Deutschland" gepriesen wurde.

Zur gewerblichen Blüte haben nun auch manche äußeren Umstände beigetragen. Einmal machte die damalige Stadt in ihrer Eigenschaft als abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet (vgl. S. 373) eine möglichst vollkommene Ausübung aller denkbaren Gewerbszweige erforderlich. Freilich hinderte das nicht, daß manche Städte, zum Teil auf althergebrachter Zufuhr der erforderlichen Rohstoffe u. s. w. fußend, aber auch infolge kräftiger Entwickelung der dortigen Gewerbe selbst besondere Spezialitäten herausbildeten, wie denn auch für gewisse Produkte kleinere Städte immer auf andere angewiesen blieben. Künstlerische und mechanische Arbeiten, der feinere Hausrat, Gold- und Silberschmiedearbeiten waren z. B. Haupterzeugnisse Nürnbergs, auch Augsburgs und anderer süddeutscher Städte. Im allgemeinen aber überwog die lokale Produktion und wirkte förderſam. Weiter ist die rasche Entwickelung der äußeren Lebensverhältnisse von großer Wichtigkeit gewesen. Immer reicher entfaltete sich das Leben in den Städten, und der Herrenstand ahmte es schon nach. Das gab einerseits zur Entwickelung neuer Handwerke,

zum Aufschwung älterer, wenig beachteter Gewerbe, wie der Glaserei, anderseits aber vor allem zu einer immer ausgedehnteren, technisch anregenden Spezialisierung, zur Auslösung neuer Handwerke aus den alten Anlaß. Oft angeführt wird z. B. die Entwickelung zahlreicher Sondergewerbe aus den Eisenschmieden (siehe die untenstehende Abbildung), die sich überhaupt sehr früh, schon lange vor der eigentlich städtischen Zeit, je nach dem Arbeitsmaterial (Gold, Silber, Kupfer, Eisen), angebahnt hatte. Vom Hufschmied trennte sich der Schlosser, dann der Büchsenschmied, der Uhrmacher u. s. w. Die Waffenschmiede (ursprünglich allgemein Sarwürke) teilten sich in Harnischmacher (Plattner), Panzermacher (Sarwürke), Helm- und Haubenschmiede, Sporer. Es gab ferner Messerschmiede, Ketten- und Nagelschmiede, Pfannenschmiede u. s. w. Auch aus dem Ledergewerbe entstand eine große Zahl neuer Gewerbe durch Berufsteilung.

Speziell für den Fortschritt des Handwerks zum Kunsthandwerk kommen wieder die reichere Lebensgestaltung und die Verfeinerung der Bedürfnisse in Betracht. Stark haben sodann seit langem die Erzeugnisse des Orients (Waffen, Teppiche, Juwelierarbeiten; vgl. S. 230) gewirkt. Das früher entwickelte Kunsthandwerk der romanischen Völker ist ebenfalls von Einfluß gewesen. Im Kunsthandwerk hat dann das gewerbliche Wesen überhaupt seine höchste Blüte erreicht. Was einzelne Steinmetzen und Gießer leisten konnten, was Goldschmiede wie Wenzel Jamnitzer geschaffen haben, davon haben wir noch heute hervorragende Zeugnisse. Und ähnlich arbeiteten Maler und Schnitzer, Schreiner, Zinngießer, Kupferschmiede u. s. w. Diese „köstliche" Arbeit der Handwerker wurde vom Auslande gesucht, von Fürsten und vornehmen Herren eifrig begehrt. Ein solcher Meister wurde von Herren und Obrigkeit auch lieb und wert gehalten. Ein deutscher Reisender wie Felix Fabri aus Ulm fand allenthalben im Ausland eine hohe Wertschätzung deutschen Handwerkes: deutsche Handarbeit in allem Erz, in allem Holze und jedem Stoffe sei in der ganzen Welt berühmt. Selbst im Orient überträfen die deutschen Goldschmiede und Steinmetzen, aber auch die gewöhnlichen Gewerke der Maurer, Schneider, Schuster die einheimischen und italienischen Handwerker bedeutend. Gewisse große Grundgewerbe waren natürlich in ihren Fortschritten ziemlich beschränkt, so vor allem die Nahrungsmittelgewerbe, namentlich die der Bäcker und der oft, z. B. bei Aufständen, die Masse führenden Fleischer, denen aber der gesteigerte Konsum häufig großen Wohlstand brachte. Freilich haben gerade diese beiden durch die Qualität wie die Preise ihrer Waren oft den Unwillen des Volkes erregt und jene obrigkeitlichen Brot- und Fleischtaxen zur Verhinderung der sehr gefürchteten Teuerung herbeigeführt. Mehr Entwickelung zeigten die Bekleidungsgewerbe, vor allem die schon mit den Anfängen städtischen Aufschwunges wegen des größeren Konsums mächtig aufblühende, in allen Städten zahlreich vertretene Wollweberei, während die Leinweberei bei dem Rückgang der Leinenbekleidung (z. B. der Beinbinden) schon im 13. Jahrhundert sich mehr auf die Unterkleidung sowie vor allem auf Bett- und Tischzeug werfen mußte. Für sie kam aber meist noch die alte, ländliche Hausarbeit in Betracht, die in einzelnen Gegenden (Bodenseegegend; vgl. S. 371) allerdings zu einer Art Industrie und damit zum Objekt städtischen Handels wurde. Wollengewebe dagegen wurden nur noch in allergröbster Qualität im Hause hergestellt, die Ansprüche der Zeit erforderten schon im 13. Jahrhundert ein ausgebildetes Gewerbe, das auch diejenigen der Walker und Färber voraussetzte und entwickelte. Die sehr verschiedene



Schmied. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505.



Der heilige Goldschmied Eligius.

Nach dem Gemälde von Petrus Christus (1449), in der Sammlung A. von Oppenheim zu Köln (Kohledruck von Braun, Clément und Cie. in Dornach i. Els. und Paris).

Ein Brautpaar sucht bei dem Meister die Trauringe aus; er ist im Begriff, einen in die Wagschale zu legen. Ein Rundspiegel (rechts) reflektiert die Ansicht der Straße.

Höhe oder Sonderart der Produktion — hier gab es die besten schwarzen, dort die besten scharlachenen oder grauen Tuche, dort die besten Loden — ließ dann den Handel sich auch der einheimischen gewöhnlichen Tuche in großem Umfange bemächtigen, obwohl die feinen (flandrischen und englischen) Tuche ihm vor allem Gewinn brachten. Doch suchten einzelne feinere Tuchmacher die begehrte ausländische Ware zu erreichen. Auch sie wurden teilweise reich, spielten aber überhaupt eine bedeutende Rolle, namentlich wo sich, wie in Westfalen oder in Augsburg (1466: 743 Meister), ganze Weberindustrieen bildeten. Gerade aber der Gegensatz der zahlreichen ärmeren Wollweber zu den reichen Tuchhändlern, den Gewandschneidern (vgl. S. 217), machte diese Handwerker zu einem sehr unruhigen Element, das oft auch politisch hervortrat. Das größere Luxusbedürfnis hob weiter die Arbeit und die Erzeugnisse der Schneider, der Schuster, der Kürschner, der Posamentierer. Besonderen Aufschwung nahm das Schmiedegewerbe, nicht nur das der von alters ausgezeichneten Gold- und Silberschmiede, an die das wachsende Kostbarkeitsbedürfnis immer größere Ansprüche stellte (siehe die beigeheftete Tafel „Der heilige Goldschmied Eligius“), sondern namentlich das der Waffenschmiede, das sich durch die mannigfaltige Ausstattung der Rüstung und die Waffenentwickelung hob. Was die Augsburger, Innsbrucker, Nürnberger Plattner, Harnischmacher u. s. w., deren Werke heute unsere Museen zieren, im 16. Jahrhundert leisteten, übertraf die Erzeugnisse Italiens. Und trotz der neuen Feuerwaffen begehrten die Vornehmen zu ihren Turnieren immer kostbarere tauschierte, vergoldete Rüstungen, und die Fürsten, wie König Maximilian, die Bayern und Sachsen, förderten diesen Prunk besonders. Weltruf erlangten vor allem endlich die Bauleute, die ihre Kunst von Ort zu Ort trugen, sie aber in eigenartigen Organisationen eifrig hüteten. Diese Bauhütten, deren Glieder sich den sonstigen Zunfthandwerkern überlegen dünkten (vgl. jedoch S. 292), Privilegien beanspruchten u. s. w., schlossen sich auch um die Mitte des 15. Jahrhunderts (1459 in Regensburg und 1464 in Speyer auf großen Versammlungen von Steinmetzen, Polierern u. s. w.) zu einem großen Verband mit vier Haupthütten zusammen, der überall die Gleichheit der Bräuche, freilich auch die Herrschaft der bloßen Regeln, verbürgte.



Zimmermann. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie“, Nürnberg. 1505.

Diese Träger der städtischen Gotik, insbesondere die Steinmetzen, führen uns schon zur Kunst, die wir dem Geiste der Zeit entsprechend durchaus im Rahmen des Handwerkes behandeln können. Namenlos sind in der Regel die Schöpfer der großen Bauten, weil sie nicht als individuelle Architekten, sondern eben als Handwerksmeister im Rahmen der großen gewerblichen Genossenschaft auf Grund alter, im ganzen gleichartiger Arbeitstraditionen unter fortwährendem Ineinandergreifen aller Bauleute und Steinmetzen, aber auch der Schlosser, Schnitzer, Zimmerleute (siehe die obenstehende Abbildung und die auf S. 366) schufen. Ebenso ist in den übrigen bildenden Künsten Meister- und Gesellenarbeit immer eng verbunden, und nur der zufällige Eintrag Dürers in sein Tagebuch hat uns den Namen des Meisters Stefan, des Schöpfers des Kölner Dombildes, erhalten. Keiner der großen Künstler jener Zeit hat sich anders denn als Handwerker gefühlt: der große Bildner Syrlin in Ulm heißt ein „Schreiner“, Peter Vischer ein „Rotschmied“. Dürer hat bei Michael Wohlgemuth eine geplagte Lehrzeit

durchgemacht wie sonst ein Handwerkslehrling, ist gewandert und hatte als Meister nachher seine „Knechte“. Die Maler waren überhaupt meist mit Holzschnitzern, Vergoldern und Tünchern in einer Zunft vereinigt, und noch Lukas Cranach hat lackiert und vergoldet. Diesen gewerblichen Charakter hatte schon die Kunstübung der Geistlichen gehabt, und gerade darin lag das Volkstümliche der mittelalterlichen Kunst auch der späteren Zeit. Die Kunst durchdrang als Volkssache das ganze Leben, sie ging durch alle gewerblichen Schöpfungen, erstreckte sich bis in den kleinsten Hausrat hinein, weil eben nicht nur die Künstler Handwerker, sondern die Handwerker unbewußt Künstler waren. So boten sich denn auch der künstlerisch geschulten Hand fortwährend ungesucht Aufgaben in reicher Fülle. Die Volkstümlichkeit, die Bindung der Kunst an das Handwerk verhinderte aber auch eine allzu große Uniformität, ließ vielmehr überall den landschaftlichen Geist durchleuchten. Freilich hat dieselbe Bindung auch gewisse Schranken für den höheren Flug der künstlerischen Individualität im Gefolge gehabt: die Künstler, die sich als solche, wohl außer Dürer, nicht fühlten und ebenso von den Bürgern als Gewerbsleute angesehen wurden, blieben im Kreise der bürgerlichen beschränkten, unidealen Atmosphäre, und das platt-materielle Niveau der Kultur — so ganz anders als in Italien — hat viele hochstrebende Geister festgehalten, obgleich auf diesem Boden doch eben ein Dürer erstehen konnte. Aber zu reifer, harmonischer Formenschönheit und zur Freiheit wie in Italien konnten die Deutschen im ganzen nicht gelangen. Man hat mit Recht, von Peter Vischer zum Teil abgesehen, den geringeren Schwung der Plastik gegenüber den ohne Zweifel edleren und idealeren Schöpfungen des 13. Jahrhunderts hervorgehoben, auf den kleinbürgerlichen Charakter der freilich realistischen und gemütvollen Schöpfungen Kraffts hingewiesen und selbst in Dürers „Melancholie“ etwas Bürgerliches gefunden. Vor allem trat das in der immer noch das Zentrum für alle Künste bildenden Baukunst hervor. In ihr zeigte sich, was Zunfttradition und technische Meisterschaft vieler in Bauhütten vereinigter Leute leisten konnte. Aber das Genie des Einzelnen litt. Die Idee der Gotik, die nicht nur die Bauten, die das gesamte Kunstgewerbe, Schreinerei, Schnitzerei u. s. w., durchdrang, lebte in vielen und erfüllte ihre Phantasie, indes sie beherrschte diese auch vollkommen, setzte über die Erfindung die Schulung, und eben die äußerst geschulte Technik fand ihre Aufgabe mehr und mehr in der vollendeten Dekoration, im Ornamentalen. Wie im Meistersang immer krausere Formen und Weisen beliebt wurden, so wurde in den Bauten, in den Schnitzereien u. s. w. das reiche Zierwerk immer mehr zur Hauptsache; das Harmonische des Ganzen, die Rolle der Konstruktion traten zurück. Ebenso fand sich die Künstlichkeit jener Leistungen wieder in krausen, symbolischen Phantastereien der bildenden Kunst. Anderseits lag aber auch der künstlerische Fortschritt nicht mehr vorwiegend in der Baukunst ausgedrückt, die Malerei und Bildhauerei traten die Rolle an, die sie in der Neuzeit charakterisiert.



Tischler. Aus „Der beschlossene gart der Rosenkrantz Marie“, Nürnberg 1505. Vgl. Text, S. 365.

Der Aufschwung der Malerei (siehe die Abbildung, S. 368) beruhte einmal auf dem sich in Oberdeutschland, Schwaben, Elsaß, Frankfurt a. M. zeigenden Einfluß der selbst nach Italien wirkenden, auf ihrem lebenstrotzenden Boden für die Farbe und den Realismus empfänglich gewordenen Niederländer, weiter auf dem der Kölner Schule. Jene repräsentierten vor allem

die Brüder van Eyck, die trotz Bewahrung der kirchlichen Vorwürfe und hergebrachten Charakterisierungen Leben und Natur in das Bild brachten, die Figuren mit all ihrem Beiwerk realistisch malten, statt in einen goldenen Hintergrund in die Weite blicken ließen und die Landschaft gewissermaßen entdeckten, vor allem auch durch ihre Anwendung der bereits bekannten Ölmalerei die Farben ungleich leuchtender hervortreten ließen. Die Kölner aber, die, vielleicht auf älteren fremden Einflüssen fußend, bereits im 14. Jahrhundert Bedeutendes geleistet hatten, dann in Meister Wilhelm und Stephan Lochner ihren Höhepunkt erreichten, wirkten, immer durchaus auf das religiöse Gebiet und Gefühlsleben beschränkt, auf Oberdeutschland vor allem durch Martin Schongauer, der wie Memling in Köln gelernt, jedoch auch niederländische Einflüsse erfahren hatte. Schongauers Schüler in Kolmar zu werden, war namentlich für die Schwaben eifriges Streben; seine Bilder waren in Deutschland wie im Ausland außerordentlich geschätzt. Unter seinem Einfluß stehen Zeitbloom in Ulm und Burgkmair in Augsburg, ebenso Hans Holbein und Albrecht Dürer. Auf letzteren wirkte die Kölner Schule auch durch seinen Lehrer Michael Wohlgemuth, der wenigstens anfangs von ihr beeinflußt war, dann aber vor allem eine besondere Nürnberger Art des Strebens nach charakteristischem Ausdruck und Schärfe der Formen auf Kosten oft der Wahrheit und Schönheit zeigte. In Dürer, in dem sich mit der eigenen Art mannigfaltige heimische und fremde Einflüsse mischten, der aber selbst wieder sogar auf Italien wirkte, und in Holbein erreichte die deutsche Malerei ihren Höhepunkt. Das war das Wesentliche des Fortschrittes, größere Freiheit und größere Wahrheit, dann erst die Technik, das höhere Können. Der alle bisherige Kunst durchdringende Jenseitscharakter, die in den religiös durchgeistigten, oft absichtlich unnatürlichen, immer aber gleichmäßig idealisierten, süßen und weichen Zügen und Gestalten ausgeprägte Sehnsucht nach dem Himmel, die Macht der kirchlichen Idee, die ja auch das Himmelanstrebende der gotischen Bauten hervorrief, sie traten vor gesunderem, realerem Sinn, vor dem Streben nach individueller Gestaltung zurück. Hier zeigte sich deutlich der günstige Einfluß der realen bürgerlichen Kultur. Wie bezeichnend ist eine Äußerung Murners: „Wa ich ietzund ein weibsbild find, die zuo heiligem gemalet sind, so sind sie also huorisch gmalt, und so schamper [unzüchtig] das gstalt, mit kleidern und mit irer brüst, das ich oft nit han gewist, ob ichs solt für heiligen eren, oder uß dem frowhus weren." Schwester Katharina Lemlin in Maihingen beklagt sich 1519 in einem Briefe an Hans Imhof über die moderne Malerei auf ihren neuen Klosterfenstern: die „Figuren" seien alle nicht „fenlich" genug, den Herrn male man jetzt mit rotem und grauem Haar, er säße da wie „ein feister Priester". Und wie die Figuren so in Kostüm und Körper eben als Menschen dargestellt wurden, wie man jetzt das Porträt liebte, wie man das ganze deutsche Milieu mit allem Detail in das Bild brachte, freilich oft überladen und allzu formenreich, so blieb der Ausdruck der Empfindung, auch wenn er dauernd vor allem der der christlichen sein wollte, nicht mehr so stereotyp, sondern ward immer mannigfaltiger und erreichte durch die größere Wahrheit sogar eine viel größere Innigkeit. Das eigentlich deutsche Wesen trat jetzt trotz neuer italienisch-antiker Einflüsse kräftiger hervor, nicht minder der Humor. Vor allem zeigt das Dürer, auch in Holzschnitten und Kupferstichen.

Es ist bezeichnend, daß die damaligen deutschen Lobpreiser der heimischen Kunst, die sie der gerühmten italischen an die Seite stellen, ein Jobin, Rivius, Specklin, sich namentlich auf die Leistungen im Holzschnitt und Kupferstich beziehen. Beide standen der Malerei damals durchaus gleich, ließen gerade das deutsche Wesen am besten zum Ausdruck kommen, wurden zudem damals auch als wirkliche originale Produkte geschaffen, waren die freiesten

Gebiete für die Phantasie, und sie allein wurden sogar für die Italiener Muster. Der Holzschnitt, das der Typographie entsprechende Mittel der Verbreitung von künstlerischen Darstellungen in Masse, zunächst zur Erbauung und zur Belehrung der Menge handwerksmäßig und höchst primitiv ausgeführt, wurde namentlich durch den Drucker Koberger sehr gefördert und ausgenutzt. Was die besten Künstler seiner Zeit, Burgkmair z. B., zeichneten, brachte er, soweit jene nicht selbst in Holz schnitten, durch seine Holzschneider in Masse unter das Volk: der religiöse Charakter trat dabei mehr und mehr zurück, und alle Gebiete des Lebens wurden behandelt, zur Erbauung, zur Belehrung, zur Unterhaltung, zur Polemik, zur Benachrichtigung, immer aber volkstümlich. Niemand leistete jedoch hierin größeres als eben Dürer. Noch mehr hat er die Kupferstechkunst, die allerdings schon durch Martin Schongauers in alle Welt gehende Stiche bedeutend gehoben war, als dessen Nachfolger aus dem Betrieb als Nebenübung deutscher Goldschmiede gelöst und mit ihrer Hilfe eine Fülle von künstlerischen Darstellungen der verschiedensten Art hervorgebracht. Diesen Künsten gegenüber stand damals zwar nicht in technischer Beziehung, aber an innerem Gehalt ein Zweig der eigentlichen Malerei, die Glasmalerei — Glaser und Maler waren häufig in einer Zunft —, bedeutend zurück. Sie war gerade durch die Gotik erst zur Blüte gelangt und brachte, glänzender als die Wandteppiche, Farbe in die hohen Dome, suchte sich auch zugleich von der Unterordnung unter die Architektur zu emanzipieren. Aber ihre immer stärkere Verwendung bei den öffentlichen Bauten wie vor allem in den Privathäusern drängte sie durch die ziemlich stereotypen heraldischen Vorwürfe (vgl. S. 349) und die sonstigen wenig hochgehenden Ansprüche der Besteller in Verzettelung und Kleinlichkeit. Trotzdem erreichte auch sie, technisch schon früh verbessert, gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts einen Höhepunkt (Veit Hirschvogel in Nürnberg).



Maler. Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 366.

Die Plastik (siehe die Abbildung, S. 369) konnte als beschränktere Kunst nicht ganz der Malerei folgen, nahm jedoch gerade unter ihrem Einfluß namentlich in Oberdeutschland einen bedeutsamen Aufschwung, blieb freilich wesentlich an die Kirchen, von Grabdenkmälern bis zu Taufsteinen, gebunden. Aber ihre Beherrschung durch die Architektur, die die Statuen als gotische Dekorationselemente länglich dehnte und streckte, ward gemildert. Man bildete nun ganze Szenen. Der große Nürnberger Meister der Steinbildnerei, Adam Krafft, ist in seiner Kunst, innige Empfindung auszudrücken, und in seinem kraftvollen, lebenswahren Deutschtum wohl neben Dürer zu stellen, von anderen Künstlern, wie Riemenschneider, Veit

Stoß nicht weiter zu reden. Besonders wichtig war aber die gern gepflegte Holzschnitzerei, die gerade mit der Gotik in den Kirchen sich kräftig entwickelte und an Stelle der ornamentalen Bemalung früherer Zeit für die erstrebte reiche Dekoration im Inneren sorgte, nun aber ebenso das Innere der Privathäuser mit durchbrochener Arbeit, mit reichem Blattwerk, mit kleinen figürlichen Darstellungen, mit architektonischen Motiven (Säulen u. s. w.) schmückte. Daß sich diese Kunst auch über das Dekorative hinaus ein weites Feld eroberte, zeigen die größeren, oft entzückenden Holzstatuen, die selbst im Norden entstanden, so gut wie manche satirische oder humoristische Kleinarbeit oder wie das tiefsinnige Schnitzwerk an den Chorstühlen im Ulmer Münster vom Meister Jürgen Syrlin. Daß endlich auch die Metallbildnerei einen bedeutenden Aufschwung nahm, ist natürlich. Seit langem waren die Gold- und Silberschmiedearbeiten unter fremden Einflüssen zu großer Vollendung gediehen, jetzt wurden durch die köstlichen Werke, die namentlich wieder in Nürnberg und Köln, weiter in Augsburg oder Regensburg entstanden, die Kunstwerke des Ostens (vgl. S. 364) völlig erreicht oder gar in den Schatten gestellt. Wesentlich kamen diese Arbeiten wieder der Kirche zugute: manche Schatzverzeichnisse sind dafür Zeugen. Im Erzguß aber ist damals ein so wundervolles Meisterwerk entstanden wie das freilich unter italienischem Einfluß stehende Sebaldusgrab von Peter Vischer in Nürnberg.



Bildhauer und Holzschnitzer. Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankf. a. M. 1620. Vgl. Text, S. 368.

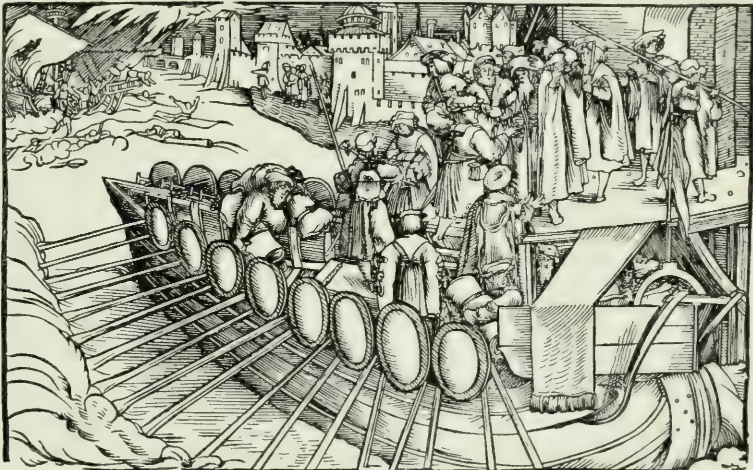
Wir sahen schon, wie die enge Verbindung von Kunst und Handwerk in einem Zuge auch der Masse zu schönerer Gestaltung des Daseins wurzelte. Hohes Können mußte die Freude an den eigenen Schöpfungen mächtig heben, und durch die liebevolle Hingabe an die Arbeit, durch deren Verbindung mit den Eindrücken des Lebens kam viel Poesie in das Handwerk. Aber solche Poesie haftete auch an den Sitten und Zeremonieen der Handwerker. Auch die weniger bedeutenden waren sich doch von jeher als Bewahrer eigener Künste vorgekommen, und nach deutscher Art umgaben ihre Genossenschaften all ihr Zusammenleben mit besonderem, oft als geheimnisvoll angesehenem, jedenfalls in seiner feierlichen Form ängstlich bewahrtem Brauch. Altes poetisches Gut ist da oft traditionell erhalten; man vergleiche etwa die von Freytag aus Frisius' „Ceremonialpolitica" angezogene Vorsage der Schmiede: „Und wenn du deine Straße ziehst, wirst du kommen an einen dürren Baum; darauf sitzen drei Raben und schreien: er zieht dahin, er zieht dahin. Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken: ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen." Feierliche Rede und Gegenrede kehrten immer wieder, bei Aufnahme der Lehrlinge, bei Begrüßung wandernder

Gesellen in der Herberge, bei mancher Handlung zwischen Meister und Gesellen. Freilich erstarrte alles mehr und mehr zu umständlichen Formen. Aber daß in der Blütezeit des Handwerks Freude gerade an der Poesie in den Leuten lebte, das zeigt ihre bewußte Pflege auch der höheren Dichtung, der Meistergesang, der allerdings durchaus auf einzelne kleine Kreise beschränkt blieb, für die Gesamtheit nicht charakteristisch ist und auch, von den Leistungen des Hans Sachs abgesehen, eine literarische Bedeutung nicht beanspruchen kann. Immerhin ist dieser große „Schuhmacher und Poet dazu" ein Zeuge für das Innenleben der damaligen Handwerker, deren Bildungsstand man anderseits nicht überschätzen darf.

Im 16. Jahrhundert verfiel das Handwerk, wie wir sehen werden, und wenn schon um 1500 auf seinem Höhepunkte das materielle Gedeihen keineswegs so glänzend war, wie man meistens annimmt, so setzte später erst recht ein bedeutender materieller Rückgang ein.

Nun ward auch der Kaufmannsberuf der von den Bürgern am meisten erstrebte, und darunter litt wieder das Handwerk. Diese Anziehungskraft des Handels schildert einmal Agricola: „Die fuernemsten stedt Teutschlands lassen jetzt niemand mehr künste und sprachen lernen, sondern so bald ein knab teudtsch schreiben und lesen kan, so muß er gen Franckfordt, Antwerpen und Nuernberg und muß rechen lernen und des handels gelegenheit .... Mit den handwerken auch also. Ja, es wil niemandt sein, er muß ein hendeler und kauffman werden." Wir sahen freilich, daß namentlich im Süden das Gewerbe für die Städte zum Teil von größerer Wichtigkeit war als der Handel, auch bildeten die Kaufleute einer Stadt immer nur eine kleine Minderheit; man darf vor allem die Verhältnisse der weltvermittelnden Städte Flanderns und der südlichen Niederlande mit ihrer ganz auf dem Handel aufgebauten Kultur nicht auf Deutschland übertragen: aber daß der Handel nicht nur im hanseatischen Gebiet, sondern auch im Süden die Politik wenigstens vieler Städte beherrschte (vgl. S. 377), ist unzweifelhaft. Eine gewisse Überfüllung des kaufmännischen Berufes war das natürliche Ergebnis des außerordentlichen Aufschwunges, den der deutsche Kaufmann schon längere Zeit (vgl. S. 218 ff. und 322 ff.) genommen hatte. Die beherrschende Stellung, welche sich die italienischen Städte im Orienthandel erobert hatten und infolge des politischen Verfalls von Byzanz und dessen Bedrängung durch die Türken unbestritten einnahmen, ließ die Verbindung von Süddeutschland mit Italien immer fruchtbarer werden und knüpfte den deutschen Handel direkt an den Welthandel, der bisher um Deutschland im Osten (von den arabischen Ländern nach Norden) wie im Westen (Italien–Frankreich–Flandern–England) mehr herumgegangen war. Der Handel mit Italien erblühte freilich recht erst nach dem um die Mitte des 14. Jahrhunderts besiegelten Rückgang der bis dahin den Weltaustausch fast allein vermittelnden Messen in der Champagne, auf denen sich auch der deutsch-italienische Verkehr zum größten Teil abspielte. Der Verkehr mit Frankreich und den Niederlanden und (namentlich über Genua) mit Spanien wurde von den Oberdeutschen ebenso eifrig gepflegt. Wie stark der Verkehr der oberdeutschen Reichsstädte, vor allem Augsburgs, Ulms, Nürnbergs, mit Italien wurde, und wie sehr er Deutschlands Kultur überhaupt beeinflußte, werden wir später sehen. Weniger hob sich der Handel der zum Teil, wie Basel, einseitig von den Zünften beherrschten schweizerischen und Alpenstädte mit Italien, dagegen erfuhr die alte Straße des Rheins infolge des direkten Durchganges der italienischen wie flandrisch-englischen Waren, soweit sie nicht den Seeweg nahmen, eine außerordentliche Steigerung des Verkehrs, namentlich zu Schiff (siehe die Abbildung, S. 371). Dazu nun die immer wachsende Stellung des hansischen Handels (vgl. S. 317 ff.). In gewissem Sinne wie eine Sondermacht außerhalb des deutschen Reiches stehend, aber doch eine deutsche Macht,

beherrschte die Hansa im 15. Jahrhundert Rußland, Litauen, Polen, Skandinavien, England und Schottland vollkommen; ihr Bund, nun in vier Quartiere, das wendische (Vorort Lübeck), rheinische (Köln), sächsische (Braunschweig), preußisch-livische (Danzig) geteilt, reichte vom äußersten Westen bis nach Riga und tief in das Innere Deutschlands hinein. Es waren also zwei große gesonderte, wenn auch nicht ganz unverbundene Handelsgebiete, die Deutschland zum Schauplatz des Welthandels, zum Stapelplatz der Waren aus dem Orient, aus Italien, Spanien, Frankreich, Flandern, England, Rußland u. s. w. machten. Dieser Welthandel rief dann auch im deutschen Binnenlande an geeigneten Vermittelungsplätzen große Messen hervor (vgl. S. 374). Aber auch der eigentliche Binnenhandel mit Landesprodukten und heimischen Gewerbserzeugnissen blühte unter solchen Verhältnissen bei der allgemeinen Zufuhr und den gesteigerten Bedürfnissen, wenn er auch gegen Ausgang des Mittelalters überhaupt zurückging. Die alte Bedeutung des Tuchhandels (vgl. S. 217) trat noch weiter stark hervor. Getreide, Fische, Bier, Holz, am Rhein und in Franken der Wein, den rheinische Händler auch schon im Ausland vertrieben, u. a. waren Hauptgegenstände des Handels, der vor allem aber die eingeführten fremden Gewürze, Industrie-Erzeugnisse u. s. w. unter die Leute brachte.



Handelsschiff. Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 370.

Zahlreich waren die Städte, die an solchem Aufschwung des Handels teilnahmen. Da war das vortrefflich gelegene und durch systematische Erlangung von Zollfreiheiten (vgl. S. 372) geförderte **Nürnberg**, das Regiomontanus den Mittelpunkt Europas wegen des Handels seiner Kaufleute nannte, der auf die außerordentliche und stark spezialisierte gewerbliche Produktion (vgl. S. 363), vor allem auf die Metallgewerbe gegründet war, die zum Export der Waren und zum Import der Rohstoffe drängten. Da war das ebenfalls gut gelegene und gewerbfleißige (vgl. S. 363 und 365), besonders die Barchentweberei pflegende **Augsburg**, weiter das diese noch mehr entwickelnde und daher baumwollbedürftige **Ulm**, ferner auch kleinere Städte in Schwaben, am Bodensee — so neben dem größeren Konstanz Ravensburg, beide in der Leinenindustrie (vgl. S. 364) groß, —, am Oberrhein, im Elsaß, in Franken, Bayern und Österreich. Da waren **Frankfurt a. M.**, das 1519 Franz I. von Frankreich „die berühmteste Handelsstadt der ganzen Welt" nannte, **Köln**, das im italienischen und niederländischen so gut wie im hansischen Handel seine alte Stellung behauptete, dann **Lübeck**, die Königin der Hansa, aber ebenfalls mit Italien in Fühlung, begünstigt durch seine Lage, auch durch das Reich und die Territorialherren besonders gefördert und durch eigene Politik seine Stellung ständig steigernd, eine Stadt, auf deren Wink nach Äneas Silvius die skandinavischen Könige ein- und abgesetzt wurden. Da

war, von anderen Hansestädten zu schweigen, das große Emporium im Osten, Danzig, endlich im Südosten Breslau, das dem hansischen wie dem süddeutschen Handel für die Donauländer als Vermittelungsort diente. An dieser allgemeinen Blüte im 15. Jahrhundert änderten auch die immerhin nicht zu vernachlässigenden lokalen Verschiedenheiten wenig. Allerdings wurde der hansische Handel durch den oberdeutschen schon etwas beeinträchtigt, und dieser machte das norddeutsche, noch agrarisch gefärbte Binnenland von seiner Einfuhr der feineren Waren abhängig. Die Hansen empfanden das bitter, von der Klage Kölns über die sich in Brügge eindrängenden Süddeutschen hörten wir schon (S. 320), aber diese hatten über Breslau auch den polnischen Handel (Krakau) erobert, und ihrem Vordringen in Livland und Preußen gegenüber verordnete der Hochmeister schließlich, daß sie nur einmal im Jahre nach Marienburg und Danzig auf die dortigen Messen kommen dürften. Den Oberdeutschen schadete auch zunächst der Mitteleuropa später gefährliche Wandel infolge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien nicht, indem sie sich in dem neuen Vermittelungsland des indischen Handels, in Portugal, in Lissabon, festsetzten und an jenem Handel, sogar an den portugiesischen Expeditionen selbst mit gewannen. 1505 hebt Konrad Peutinger stolz hervor, wie es „uns Augsburgern ein groß Lob sei als für die ersten Deutschen, die India suchen". Ebenso nutzten die Oberdeutschen nun den Handel in Antwerpen aus, wohin sich der portugiesische Import vornehmlich ergoß.

Aber dieser ganze Aufschwung ging doch im Grunde aus der Kraft der großen Kaufleute, keineswegs aus der Fürsorge des Reiches oder der Fürsten und auch nur in beschränkterem Maße aus der der Städte hervor. Gewiß haben noch die Hohenstaufen, nachdem die Periode der Marktgründungen im ganzen vorüber war, wichtige Städteprivilegien verliehen, Ludwig der Bayer ferner hat den ihrerseits sehr umsichtig für ein ausgedehntes zollfreies Gebiet sorgenden Nürnbergern, Karl IV. den Augsburgern Zollfreiheit für den Verkehr mit einer nicht geringen Zahl von Städten gegeben, aber von einer planvollen Handelspolitik des Reiches, von einem Schutze des Auslandverkehrs durch das Reich ist nicht die Rede. Eher haben Maßnahmen wie die von Kaiser Siegmund über Venedig verhängte Handelssperre diesen Verkehr geschädigt. Auch schwand ja der Einfluß des Herrschers auf die Märkte, sein Land- und Wasserstraßenregal mehr und mehr vor den territorialen Ansprüchen dahin: der alte Schutz der Kaufleute, die zu den vom König bevorrechteten Märkten fuhren, blieb allerdings bestehen. Die seit 1157 wieder versuchte Inanspruchnahme des Zollregals, der Kampf gegen alle nicht bestätigten oder verliehenen Zölle — die Verleihung erfolgte ohnehin meist in einer Zwangslage —, wie er namentlich auch in den Landfrieden zum Ausdruck kam, waren im ganzen nutzlos. Wir kennen eine englische Stimme über den „Wahnwitz" der Deutschen bezüglich der Zölle. Diese fortwährend neu auftauchenden oder unglaublich erhöhten Zölle der Sondergewalten, auch kleiner Grundherren, die Straßen-, Fluß-, Brücken-, Fähr-, Durchgangszölle und die Abgaben auf den Märkten, für Geleit u. s. w. waren eines der schlimmsten Hindernisse für den gewaltig aufstrebenden Handel, freilich das willkommene Mittel für die Landesherren, diesen Aufschwung aufs äußerste auszunutzen. Nur selten sind hier und da besondere Ungerechtigkeiten auf Drängen der Städte durch die Bünde (vgl. S. 317) oder auch durch Reichstage beseitigt worden, aber niemals systematisch. Die Landesherren verstanden ferner, durch den Straßen-, den Markt- und den noch (S. 373) näher zu erwähnenden Stapelzwang die Umgehung der Zölle in ihrem Gebiet unter allen Umständen zu verhindern. Aber diese Mittel, in gleich unsinnigem Maße in den einander benachbarten Territorien angewendet, drohten sich gegenseitig aufzuheben und den Hauptzweck, große Einnahmen zu erzielen, zu zerstören. Aus

eigennützigen Motiven kam man so zu Vereinigungen, die die Sicherheit der Handeltreibenden zu schützen, die willkürliche Verlegung der Straßen zu hindern, die Zölle gemeinschaftlich zu regeln und alle Kaufleute der betreffenden Gebiete gleich zu behandeln suchten, so namentlich für den Rheinhandel, aber auch im Hansagebiet. Überhaupt ging auch das, was man sonst für dem Handel günstige Maßregeln der Landesherren anführen könnte, schließlich auf die Einsicht zurück, daß man ihn fördern müsse, wenn man ihn ausnützen wolle, und so haben denn auch norddeutsche Landesherren die Bestrebungen der Hansestädte, im Ausland Privilegien zu erhalten, durch ihre Vermittelung öfter unterstützt. Aber wenn sie ihre Kaufleute etwa gegen Raub und Strandrecht schützten, ihre Handelsstädte begünstigten, ihrer Kaufleute wegen die fremden durch höhere Zölle drückten oder fernhielten, so war das immer nur eigennützig und von den Interessen des eigenen Ländchens, nicht von großen Gesichtspunkten getragen.

Und dieses eigene Interesse ist ebenso für die Städte, bei denen man nur in diesem Sinne von einer wirklichen Handelspolitik reden kann, die Hauptsache gewesen. Diese Politik war immer engherzig. Jede Stadt wollte ein Verkehrsmonopol haben, sie sicherte es durch Ausdehnung des Bannmeilenrechts, das Handel wie auch oft Gewerbe in einem bestimmten Umkreise ausschloß, sie verbot im Interesse des heimischen Gewerbes — die Zünfte steckten überhaupt hinter dieser Politik — den Handel mit Dingen, die von jenem selbst erzeugt wurden, wie sie anderseits in demselben Interesse die Zufuhr und den billigen Einkauf von Rohstoffen durch den Stapelzwang erreichte. Sie beschränkte zugunsten der einheimischen verkaufenden Handwerker und Kaufleute die ursprüngliche Handelsfreiheit und hemmte überall den Handel der Fremden, der „Gäste", durch Beschränkung auf wenige bestimmte Tage (abgesehen von den Hauptmärkten), durch höhere Zölle — denn die Städte pflegten auch ihrerseits das Zollwesen —, durch besondere Gebühren, durch das Verbot des Detailverkaufs, durch jenes allenfalls niederer Kulturstufe angemessene Stapelrecht, demzufolge jeder fremde Kaufmann im Stapelort die Waren eine Zeitlang feilhalten mußte, aber nur für Bürger, nicht für fremde Händler. Sie hemmte, um den Verkehr auf den zu ihr führenden Straßen zu erhalten, alle Verbesserungen anderer Straßen, überhaupt die Schaffung neuer, für sie nicht günstiger Verkehrswege. So bildeten sich überall kleine wirtschaftliche Sondergebiete, die den Verkehr der Städte untereinander gegen früher erheblich einschränkten, aber doch, was schon die Notwendigkeit des Imports feiner Tuche zeigt, nicht ganz ausschlossen. Solchen eigennützigen, rückständigen, die Städte gegenseitig schädigenden wirtschaftlichen Abschluß (vgl. jedoch S. 377) erreichte die Stadt meist auch unter Förderung des Landesherrn: der Handel sollte eben nur ihren Bürgern zugute kommen, d. h. zwar vor allem in den Händen einheimischer Kaufleute liegen, aber doch immer der Versorgung der Bürgerschaft dienen. Dieser, nicht den Kaufleuten, sollten, wie gesagt, die stapelpflichtigen Waren zuerst vorgelegt werden. In der Bürger Interesse wurde die schärfste Beaufsichtigung des Handels und die Warenschau eingeführt, wie überhaupt aller Handel öffentlich unter Passieren der öffentlichen Wage vor sich ging und der Verkauf an bestimmte Stätten, die Tuchhallen, Lebensmittelmärkte, Holzmärkte u. s. w., gebunden war, während die Krämer wie die Handwerker in ihren Häusern verkaufen durften. Freilich hielten sich auch die Großhändler (vgl. S. 374) naturgemäß nicht immer an bestimmte Stellen, die Kaufhäuser u. s. w. Auch der Zwischenhandel, der Fürkauf, überhaupt aller spekulative Handel, der Aufkauf, wurde unterdrückt, damit die Nahrung der Bürger wie der Bedarf der Handwerker nicht verteuert würde. Diese Obrigkeit, die so eifrig für ihre Bürger sorgte, beschränkte mit derselben Engherzigkeit, mit der sie dem Handel begegnete, ihre Fürsorge eben

auch nur auf ihre Stadt, wie denn an die ländliche Umgebung z. B. verdorbenes Fleisch ohne Bedenken verkauft werden durfte.

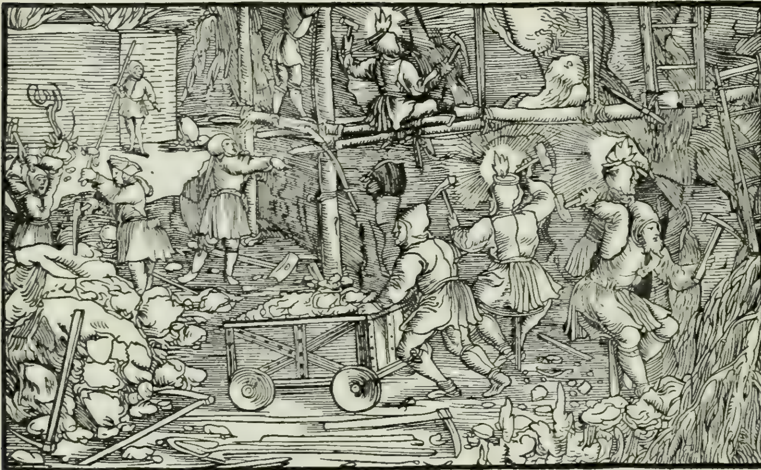
Die Schicht der Kaufleute, die am meisten unter dieser städtischen Politik für den gewerblichen Mittelstand zu leiden hatte, war der Großhandel, der sich einer ziemlich allgemeinen Abneigung zu erfreuen hatte. Gerade er ist es aber gewesen, der trotz aller jener Beschränkungen auf eigene Faust die Vorbedingungen zu einem für die allgemeine Versorgung doch nötigen, über Stadt- und Territorialgebiete hinausreichenden, vielverzweigten Handelsverkehr schuf. Diese Großhändler (vgl. S. 218) sind meist zugleich Kleinhändler gewesen und haben neben dem Kauf im großen sich immer auch den Einkauf bei Produzenten und den Detailverkauf zunutze gemacht, ja sind gerade deswegen von den Kleinen und den Handwerkern bekämpft worden. Die Organisationsform nun, mit der der eigentliche Kaufmann seine ins Große gehende Tätigkeit vor allem durchsetzte, war die Handelsgesellschaft, deren Wesen Geiler von Kaisersberg, der sie als für die meisten Kaufleute gewöhnlich hinstellt, in naiver Form einmal also schildert: „Jn der großen Geselschafft, da seind die kaufleüt mit einander verpflicht, da legt einer fünff hundert güldin, einer zwei hundert güldin und haben ir gewerb zuo Venedig, zuo Lugdun, zuo Antorff und uberall ire verweßer: wenn einer gewinnt oder verlürt, so gewinnen oder verlieren sie alle sammen, und wenn sie zuosammen kummen, so sind ettwan zwei tausend güldin gewonnen, so wissen sie bei der rechnunge, was yeglichem gehört, nachdem und er gelegt hat". Zu dieser Form hatten zunächst die Nachteile des anfangs allein möglichen Eigenhandels geführt, der bei den steigenden Fernverbindungen versagte, sich auch durch die unsichere Besorgung durch Angestellte oder fremde Kaufleute noch nicht ersetzen ließ. Ursprünglich wohl aus Familiengliedern oder Verwandten gebildet, ergab sich die Genossenschaft gemeinsam Interessierter als natürlichster Ausweg: bald ging sie über die Verwandten hinaus, wurde mit Stadtgenossen und Fremden geschlossen und bei vermehrtem auswärtigen Handel immer beliebter, da sie die Möglichkeit gab, ohne persönliche Anwesenheit in der Fremde zu operieren, das arbeitende Kapital vergrößerte und das Risiko, vor allem aber die im Mittelalter so starken Transportschwierigkeiten sowie die persönliche Arbeit minderte. Man machte endlich auch Angestellte, namentlich die hansischen „Lieger" (Faktoren), zu Mitgliedern solcher Gesellschaften durch Einlegung eines für sie arbeitenden Kapitals. Schon 1205 ist eine Kölner Handelsgesellschaft erwähnt, im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert sind die Gesellschaften, die die Betätigung des Einzelkaufmanns weit hinter sich ließen, immer häufiger geworden, insbesondere im hansischen Gebiet, erst später, in Anlehnung an italisches Vorbild, im Süden.

Wurde der Großhandel des ausgehenden Mittelalters, vor allem der deutsch-italienische Verkehr, mehr und mehr von diesen Gesellschaften, die sich freilich in Süddeutschland später immer kapitalistischer entwickelten, getragen, so wurde die ebenfalls durch einen lokal und zeitlich festgesetzten Austausch im großen den schwierigen Transport vermindernde Form der Messen nicht minder wichtig. Die Messen entwickelten sich nach dem Muster der französischen, der Champagner Messen und unter der freilich nötigen Protektion der Herrscher und Fürsten (Zollvorrechte, besondere Verkehrssicherheit, Meßmonopol innerhalb eines weiten Gebietes). Nach dem Champagne-Vorbild hat schon Kaiser Friedrich II., wie für Sizilien, so auch für den rheinischen Westen solche Mittelpunkte zu schaffen gesucht, so in Oppenheim, Worms, Speyer. Aber nur Frankfurt a. M., dem er 1240 seinen Schutz verlieh, kam zu einer Weltrolle. Es hatte später zwei, in den Terminen zunächst nicht ganz feste Messen (die Ostermesse wurde 1330 verliehen), die nach Süden wie nach Norden vermittelten. „Auf die Frankfurter Messe", schreibt

Hieronymus Münzer 1495, „strömten Kaufleute zusammen aus den Niederlanden, aus Flandern, England, Böhmen, Italien und Frankreich". An der Küste mit ihrem regelmäßigen Verkehr waren solche Plätze weniger nötig, obgleich auch Hamburg und Danzig ihre Messen hatten. Innerhalb der Städte kamen die Obrigkeiten dem interlokalen Handel einigermaßen durch jene Kaufhäuser (vgl. S. 355) entgegen, die die stapelpflichtigen fremden Waren beherbergten, zu ihrem Verkauf im großen an den Bürger dienten und der Obrigkeit die Aufsicht erleichterten, die aber daneben auch Verkaufsstätten der einheimischen Großhändler, zuweilen des Kleinhandels waren. Allmählich wurden diese Kaufhäuser belebte Mittelpunkte des Handels, brachten durch die Abgaben den Städten auch besonders gute Einnahmen.

Der treibende Faktor der Entwickelung blieb der kühne Unternehmungsgeist des damaligen Kaufmannes. Dieser Geist überwand vor allem eben durch die Gesellschaften die Plackerei der rechtmäßigen Gewalten, wie sie sich in den vertrackten Zöllen, im Stapelrecht, in der Ausnutzung des Münzrechts, der unglaublichen Verschiedenheit der Münzen und ihrer immer zunehmenden Verschlechterung, in dem Strandrecht und seiner Analogie auf dem festen Lande, der Grundruhr, äußerte, wonach alles zu Schaden kommende Gut weggenommen wurde; dieser Geist überwand die Schädigung durch die räuberischen Gewalttaten zu Lande und zur See, die das barbarische Ausland zum Teil sicherer erscheinen ließen als die heimischen Landstraßen; dieser Geist überwand den Haß der Kirche gegen den Handel (vgl. S. 323) und die nicht geringe Antipathie der Handwerker, des niederen Volkes, des Adels, überhaupt der öffentlichen Meinung. Die letztere zu erhöhen, gleichzeitig aber auch den Reichtum des Kaufmannes zu steigern, diente nun der gegen Ausgang des Mittelalters sich anbahnende Übergang zum Geldgeschäft. Wir sahen schon, wie die Vielheit der Münzarten das Geld zur reinen Ware und Wechsler, Lombarden und Juden, die dann bald zum eigentlichen Wechselgeschäft übergingen (vgl. S. 324), notwendig machte. Diesem Geldhandel waren eben in Deutschland wieder zunächst nur Fremde gewachsen. Da man sie brauchte, zog man sie sogar trotz allen Hasses obrigkeitlich heran. Aber die Lombarden (auch Caorsini, Kawerzen, nach Cahors in Frankreich, genannt, aber doch Italiener, meist aus Asti), die z. B. von den hansischen Kontoren ausgeschlossen waren, hatten an dem sündhaften Charakter ihres Gewerbes (vgl. S. 323) ebenso zu tragen wie die Juden, wurden genau wie jene nur durch erteilte Privilegien geschützt und durch Abgaben ausgenutzt, hatten aber als Christen im ganzen nur unter jener kirchlichen Auffassung zu leiden. Der Haß mehrte sich aber mit der Ausnutzung ihres Geldmonopoles durch das Ausleihen gegen Zins, wobei der Zinsfuß oft zu unglaublicher Höhe stieg. Während man nun aber die Juden verfolgte (vgl. S. 325f. und 339) und auch die dadurch zunächst von Konkurrenten befreiten Lombarden im 15. Jahrhundert zum Abziehen veranlaßte, ging das ganze Geldgeschäft allmählich doch in deutsche Hände über, und das hing, abgesehen von der nunmehrigen besseren Schulung der deutschen Kaufleute, mit ihrer Beteiligung an dem blühenden Bergbau (siehe die Abbildung, S. 376) zusammen. Er war ebenso wie der Salinenbetrieb eine alte Quelle des Gedeihens (vgl. S. 115 und 220). Seit dem 9. Jahrhundert in Böhmen, später im sächsischen Norden und im alpinen Süden sich langsam entwickelnd, nahm er in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einen großen Aufschwung, blieb dauernd der Anlaß zum Aufblühen zahlreicher Städte in Böhmen und Bayern, in Sachsen und Schlesien, im Harz, in den Alpen und machte die Landesherren durch das Bergregal, das ihnen, wenn sie den Bau nicht selbst betrieben, Abgaben sicherte, geldreicher. In der Technik stand man seit langem ziemlich hoch; Deutschland war darin vorbildlich, wie es ja auch so reich an Erdschätzen war, daß es das

übrige Europa versorgte. Die Leute, die den Bergbau, der ebensohoch wie der Ackerbau geschätzt wurde, betrieben, waren tüchtig und angesehen, hielten in ihren festen Organisationen auf alte Bräuche, waren zudem wehrhaft und unternehmend. Aus den alten, den Weistümern ähnlichen Bergrechten entstanden allmählich auch fürstliche Bergordnungen. Neben dem Edelmetall wurde Eisen, namentlich in Steiermark, Tirol, Krain, in Bayern und Westdeutschland gewonnen. Die blühende bayrische Eisen- und Waffenindustrie (Regensburg, Passau, Nürnberg) hing damit eng zusammen; das märkische und bergische Land, die Grafschaft Stolberg wurden berühmte Eisenstätten, und mit steirischem Stahl handelten auch die Hanseaten. Die Hauptsache aber blieben die Edelmetalle. Wenn ihr reiches Vorkommen, das seit langem die Kirche mit kostbarem Gerät füllte, nach Äneas Silvius, der den Materialreichtum Deutschlands besonders betont, jetzt auch die Bürgerhäuser mit silbernem und goldenem Hausrat schmückte, so mußte das überall begehrte Silber und Gold schließlich doch ein natürlicher Handelsgegenstand nach dem weniger begünstigten Ausland werden. Nach Wimpheling brachten die deutschen Kaufleute diese Metalle, namentlich Silber, fast in alle europäischen Länder, und so berichtet auch das 1493 erschienene „Buch der Chroniken", daß die romanischen und anderen Nationen alles Silber von jenen hätten. Dieser Silberhandel der Nürnberger, Augsburger und anderer Kaufleute beruhte nun vor allem auf ihrer im 15. Jahrhundert eingetretenen Beteiligung am Bergbau: in Tirol, Böhmen, Schlesien, Sachsen besaßen sie jetzt Bergwerke, die freilich bald raubbaumäßig ausgenutzt wurden. Die Höchstetter, insbesondere die Fugger in Augsburg wurden gerade dadurch reich. Dieser Silberhandel, der sich vornehmlich nach Spanien richtete, auch wie der übrige Großhandel mehr und mehr in der Hand großer Gesellschaften lag, führte von selbst zur Bevorzugung des überaus lohnenden Geldgeschäftes vor dem Warenhandel. Augsburg wurde ein Zentrum des Geldhandels. Wie dieser Übergang den gierig-spekulativen Geist, die Ausnutzung der Konsumenten durch Preissteigerung und Unreellität auch im Warenhandel förderte und schließlich ein wichtiges Verfallsmoment wurde, werden wir später sehen. Übrigens blieb der internationale Geldhandel wesentlich auf die oberdeutschen Kaufleute beschränkt.



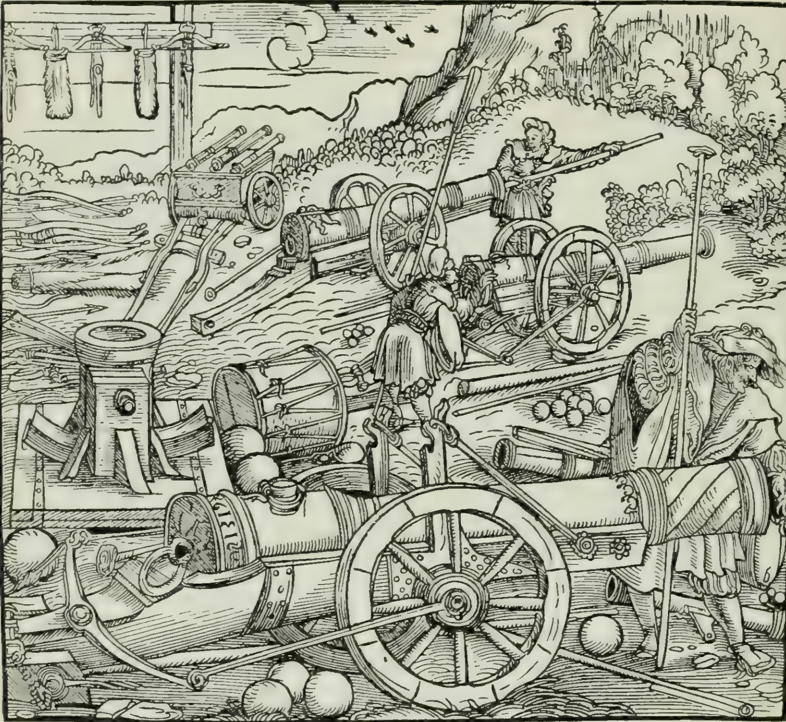
Bergwerk. Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 375.

Es war nun trotz aller Stimmung gegen das Geld und trotz jener Mittelstandspolitik der Städte bei dem Reichtum und der maßgebenden Rolle der Kaufleute nur natürlich, daß das Stadtregiment vielerorts doch sehr erheblich durch sie beeinflußt wurde, etwa wie in Augsburg, wo in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts meist der eine Bürgermeister, häufig aber

beide aus dem Kaufmannsstande waren, wo der Rat gelegentlich „von unsern Kaufleuten nebst den übrigen Mitbürgern" spricht. Aber auch wo die Zünfte das Regiment in Händen hatten und die nichtgewerblichen Bewohner sich angliederten, ist doch die Rücksicht auf den einheimischen Handel niemals ganz beiseite gesetzt worden, so sehr nur die Interessen des lokalen Marktes maßgebend waren und der Fernhandel oft (vgl. S. 370) geschädigt wurde. Auch in diesen Städten blieb überdies, wie (S. 324) erwähnt, das Regiment auf bestimmte Familien beschränkt und der Rat trotz demokratischer Zusammensetzung ein oligarchisches Institut. Die Zünfte erreichten meist nur eine gegen früher gewachsene Berücksichtigung ihrer egoistischen Interessen in der gesamten städtischen Politik, aber das selbst unter dem eigensüchtigen aristokratischen Regiment wichtige Interesse der Gesamtheit blieb ausschlaggebend.

Der Rat als Vertreter der Gesamtheit war überhaupt, wie er die äußere Politik leitete, die Seele des inneren Lebens der Stadt, der Kopf dieses tätigen Körpers. Sein Auftreten war eben das Zeichen der Selbständigkeit (vgl. S. 221 f.). Er war es, der die städtische Verwaltung auf die Höhe brachte, die sie als Vorbild der späteren Staatsverwaltung erscheinen läßt. Seine Befugnisse übertrafen aber auch weit die der heutigen Magistrate, nicht nur, weil die Stadt, die er leitete, oft ohnehin eine große politische und besonders wirtschaftliche Bedeutung hatte, sondern weil er sogar auswärtige Politik trieb, weil die Gemeinde viel weiter in das Leben eingriff, weil er ferner gerichtliche Funktionen ausübte. Er stellte wirklich ein „Regiment" dar, war aber zugleich Volksausschuß. Seine Glieder, in umständlichem Verfahren gewählt, unbesoldet, allerdings durch mancherlei Einkünfte aus Strafgeldern, durch Steuerprivilegien, Bewirtungen u. s. w. entschädigt, verwalteten ihr Amt entweder als Gesamtkörper, der auch immer wichtiger war als die an der Spitze stehenden Bürgermeister, unter denen aber eine kräftige Persönlichkeit zuweilen zur Geltung kam, oder in kleineren Gruppen, Kommissionen, als „Geschickte", „Vierer", „Fünfer", „Schoßherren" u. s. w. „Die Herren" war überhaupt eine beliebte Bezeichnung für sie. Die Gesamtrichtung der vom Rate geleiteten Politik und Verwaltung war nun vor allem durch zwei Momente gegeben. Das eine war die Ausbildung eines formell gleichberechtigten freien Stadtbürgertums. Gewiß gab es reiche Geschlechter und einfache Handwerker, aber entscheidend war nur das Bürgerrecht: alle Bürger hatten daher auch *einen* Gerichtsstand. Die ständische Gliederung war eben durch die Berufsgliederung ersetzt. Deren immer größere Vielseitigkeit, die mit den neuen Berufen verbundene Selbständigkeit und Freiheit ließen eine rechtliche Differenzierung der Bürger, wie sie auf dem Lande bestand, unmöglich erscheinen. Dazu kam, daß eben infolge jener vielgegliederten beruflichen Tätigkeit der Schwerpunkt der Bürger in einer zahlreichen Mittelklasse lag, die überdies fortgesetzt wuchs und durch ihre Masse jedem Vorrecht entgegenwirkte, zunächst auch eine annähernde wirtschaftliche Gleichheit zeigen mochte, bis die spätere kapitalistische Entwickelung darin allerdings Wandel schuf. Aus dieser Bedeutung eines numerisch starken Mittelstandes, auf dessen Bildung vor allem auch die Zünfte hinwirkten, ergab sich dann wieder jene wirtschaftliche Mittelstandspolitik (S. 373) des Rates als der Gesamtvertretung von selbst. Das zweite Moment war der wirtschaftliche Abschluß der Stadt. Wir sahen eben (S. 373), wie die städtische Handelspolitik auf alle Weise diesen Abschluß mit starrer Konsequenz noch verstärkte: aber im ganzen war das doch nur eine Folge der vorhandenen Verhältnisse. Die Mangelhaftigkeit des mittelalterlichen Verkehrs wie die allgemeine Unsicherheit schon eine Stunde vor den Toren ließen von selbst jede Stadt nur an sich denken. Wenn man in Fehdezeiten nicht verhungern wollte, wenn die Handwerker ihre Rohstoffe, die gutsituierten Bürger ihre fremden Luxuswaren

nicht zu unerhörten Preisen haben wollten, mußte die Stadt Handel und Verkehr beeinflussen. Die Notwendigkeit wirtschaftlicher Selbständigkeit rief naturgemäß Begünstigung jeglicher Gewerbetätigkeit durch die Stadt hervor, um alle Bedürfnisse selbst decken zu können, was dann wieder die Berechtigung jener Mittelstandspolitik ergibt, bewirkte ebenso aber auch die Pflege des heimischen Handels. Gerade die durch den Charakter der Stadt als eines einheitlichen Wirtschaftskörpers hervorgerufene Vielseitigkeit der Berufe und der Interessen hat nun aber wieder die größte Spezialisierung der inneren Verwaltung herbeigeführt, wie sie auf dem Lande unter einfachen Verhältnissen nie entstehen konnte. Dazu kamen die Anforderungen an die Stadt infolge ihres Strebens nach äußerer Selbständigkeit und Sicherung: sie brachten eine nachdrücklichere Pflege des Wehrwesens wie der Befestigung hervor, woraus sich früh Ansprüche an die Steuerkraft der Bevölkerung, auch der nichtbürgerlichen, und im Zusammenhang damit ein ausgebildetes Steuerwesen entwickelten.



Geschütze. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537.

Wenn im Nachstehenden die Verwaltungsverdienste der Städte näher charakterisiert werden, so wird damit zugleich die Entstehung der modernen Verwaltung überhaupt berührt, und daher ist auch jeweils das Verhältnis zu derjenigen der Landesherren festzustellen. Schon im Kriegswesen ist die letztere der städtischen nachgehinkt, die infolge jenes Steuerwesens und ihrer steuerfähigen Bevölkerung viel bessere Mittel hatte zur Anlage bedeutender Befestigungen, zur Beschaffung kostspieliger Geschütze (siehe die obenstehende Abbildung und die auf S. 379) und zur Ausrüstung zahlreicher Söldner, die bald die wehrhaften Bürger selbst in den Hintergrund drängten. Das Steuerwesen sodann, die Quelle jener Mittel, ist zwar nicht von den Städten erfunden worden, denn die öffentliche Abgabe an den Landesherrn, die „Bede", ist älter als alle städtischen Steuereinrichtungen. Auch bleiben die direkten Steuern von den Städten meist für die öffentlichen ordentlichen Abgaben und außerordentlichen Kontributionen an König und Landesherrn bestimmt, die übrigens jeder Stadt als Gesamtheit auferlegt waren und von dieser selbständig auf die

einzelnen Bürger, zuerst vor allem auf der alten Basis der Grundsteuer als Vermögenssteuer, verteilt wurden. Aber diese Bede oder Losung (Nürnberg), die in Norddeutschland Schoß hieß, als Vermögenssteuer auch von der beweglichen Habe erhoben wurde, wobei man, z. B. in Nürnberg, schon feinere Unterscheidungen der Vermögensarten machte, wurde doch früh für städtische Zwecke benutzt, ja es finden sich für solche sogar jene außerordentlichen Kontributionen. Für diese Zwecke, zunächst also für die militärischen, wurde der Bedarf indes meist durch die von den Städten ausgebildeten indirekten Steuern, das Ungeld, aufgebracht, das, zunächst auf Getränke, z. B. auf fremdes Bier, gelegt, bald zu einem großen Akzisesystem auswuchs (Wein-, Bier-, Salz-, Fisch-, Fleischsteuer). Die Schwierigkeiten, die die direkte Steuer machte (richtige Einschätzung, zu große Belastung der Reichen u. a.), ließen diese vor der indirekten, die bei wachsender Handels- und Gewerbetätigkeit zudem viel ergiebiger war, mehr und mehr zurücktreten und die letztere auch den Landesherren vorbildlich erscheinen. Dazu kamen dann die Zölle. Weniger fallen diesen Einnahmen gegenüber die aus städtischem Grundbesitz und die aus Gebühren, für Benutzung der Wage, der Verkaufsstätten u. a., aus gerichtlichen Strafgeldern, Testamentsabgaben, Meister- und Strafgeldern der Handwerker, Bürgergeldern, Judenabgaben ins Gewicht. Überhaupt haben die Ausgaben der Stadt, obgleich sie außer auf die äußere Sicherung, die ja in kriegerischen Zeiten besonders kostspielig war, nicht auf kommunale Ausgaben im heutigen Sinne, die oft aus Stiftungen bestritten wurden, sondern wesentlich nur auf Bauten und Repräsentationskosten gingen, die Einnahmen so wenig genügend erscheinen lassen, daß die Städte zuerst systematisch und bald ganz regelmäßig den öffentlichen Kredit in Anspruch nahmen und auch hierin wieder den Landesherren vorangingen. Man verschaffte sich Geld in der Form des Verkaufes von Zinsrenten und Leibrenten. Freilich wurde diese Kreditwirtschaft oft höchst mißbräuchlich betrieben, und die Städte ließen sich häufig mahnen.



Geschütze. Aus Sebastian Münster, „Cosmographia“, Basel 1550.
Vgl. Text, S. 378.

Dieser Bedarf, aber auch der moderne Gedanke der gleichen Verpflichtung aller, hat dann die Kämpfe der Städte gegen Privilegien des Adels wie vor allem des Klerus bezüglich der Besteuerung hervorgerufen. Die aus der Verantwortung vor der Bürgerschaft resultierende genaue Ordnung dieses ganzen Einnahme- und Ausgabewesens, in das uns die erhaltenen detaillierten Städterechnungen einen Einblick gewähren, hat endlich in den Städten ein ausgebildetes, allerdings schon durch die Dezentralisierung der einzelnen Kassen sehr kompliziertes und schwerfälliges Rechnungswesen unter Leitung der Kämmerer und zuerst einen wirklichen Haushalt, der den Bedarf mit den aufzubringenden Beträgen in das richtige Verhältnis setzte, als Muster für spätere Zeiten hervorgerufen. Freilich sind Beispiele genug für eine höchst ungenaue Buchführung da, die überhaupt noch wenig entwickelt war.

Die Hauptleistung der Städte liegt aber in der **inneren Verwaltung**, deren Ausbildung aus der Dichtigkeit wie der vielseitigen Betätigung der Bevölkerung und den wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen entsprang. Die Aufsicht, die schon in einfachen Verhältnissen die Landgemeinde wenigstens agrarpolizeilich übte, wird nun eine überaus mannigfaltige und vielgegliederte, und die in Fülle erlassenen städtischen „Ordnungen", denen seit dem 15. Jahrhundert die landesherrlichen Ordnungen, aber auch die Polizeiordnungen des Reiches nachfolgten, erstreckten sich über alle Gebiete menschlichen Lebens und Treibens, auch über die Sitten der Bürger, und gingen herab bis zu dem Bettler- und Frauenhausunwesen. Es war ein großes, sehr selbständiges System der Fürsorge, der Wohlfahrtspflege, das sich aus der früheren Halbkultur ergab, und das der hausväterliche Rat durch immer neue Zutaten nach Gelegenheit und Anlaß immer weiter ausbaute. Da wurde für die äußere Sicherheit der Stadt, für Friede und Ruhe, für Schutz gegen Feuersgefahr, für gute Herstellung der Bauten, für Besserung und größere Reinlichkeit der Straßen, für Schutz in Krankheiten (durch Anstellung von Stadtärzten und Errichtung von Apotheken) gesorgt. Freilich blieb eine wirkliche öffentliche Hygiene, abgesehen von Brunnen und Bädern, noch ganz aus. Daß den Bürgern die Nahrung gut und nicht zu teuer geliefert würde, dafür sorgte eine sehr spezialisierte Lebensmittelpolizei. Derselbe Schutz der Konsumenten trat in der so wichtigen Gewerbe- und Handelsgesetzgebung, die zugleich die Sorge um eine christliche Lebensordnung verriet, hervor. Wurden die Bürger, mehr und mehr allerdings unter Vermittelung der Zünfte selbst, die dann aber unter Aufsicht des Rates standen (vgl. S. 360), gegen Unreellität und Übervorteilung seitens der Gewerbetreibenden und Kaufleute durch Warenschau, überhaupt ausgedehnte öffentliche Kontrolle, Marktpolizei, Preistaxen, durch das Institut der Unterkäufer (Makler), Verbot des Fürkaufes (vgl. S. 373) u. s. w. gesichert, so schützte man den Handwerker wiederum gegen Verteuerung seiner Rohstoffe, gegen die Konkurrenz auswärtiger Produkte, wie sie der Handel mit sich brachte, und den einheimischen Kaufmann gegen die Konkurrenz des fremden. Jedem wollte man genügende Nahrung garantieren, aber zugleich auch wieder übermäßigen Gewinn verhüten. Nebenher ging dann jene Fürsorge für Gewerbe und Handel durch besondere Einrichtungen wie durch Ordnung von Maß und Gewicht. Um das Münzwesen haben die Städte besondere Verdienste. Als Sitze der Geldwirtschaft waren sie gegen die zunehmende Münzausnutzung und -verschlechterung besonders empfindlich: durch Kauf vom Landesherrn erlangten sie wohl selbst das Münzrecht, das in vielen Städten eine patrizische Genossenschaft („Hausgenossen") ausübte, und hoben dann die Münze, so daß einzelne städtische Münzen weit über ihren Kreis beliebt wurden (vgl. schon S. 124) und auch die Landesherren diesen Vorteil einsahen. Die Hauptsache bei der Verbreitung solcher Typen, um aus der entsetzlichen Zersplitterung herauszukommen, tat freilich der Großhandel, der auch eine internationale geschützte Goldmünze brauchte. Diese fand sich in dem Gulden, der sich im 13. und 14. Jahrhundert als Hauptverkehrsmünze verbreitete und eine wirkliche Währung begründete. Die Münzkalamität nahm aber später wieder außerordentlich zu. Endlich sorgte sich die Obrigkeit nun auch um das Privatleben ihrer Bürger, bekämpfte Sittenlosigkeit und allzu großen Lebensgenuß, den sie jedem nur fein nach seinem Stande zubilligte, wie sie überhaupt trotz Bürgergeistes die vorhandenen sozialen Unterschiede namentlich durch Kleiderordnungen (vgl. unten) hütete, suchte aber durch diesen Kampf gegen die Üppigkeit vor allem die Bürger auch vor materiellem Ruin zu bewahren. Die zum erstenmal erstarkte obrigkeitliche Gewalt hielt sich eben zu allem berechtigt, als christliche Obrigkeit aber geradezu verpflichtet, über das sittliche Wohl ihrer Bürger zu

machen. Freilich haben alle die Luxusordnungen nie erfolgreich gewirkt, wie schon die häufigen Wiederholungen zeigen. Und echt mittelalterlich war es, daß man sich überhaupt von obrigkeitlichen Verboten unter Umständen loskaufen konnte.

Aus dieser intensiven Verwaltung heraus hat sich denn für die Stadt auch neben dem Schreibwesen, das besonders früh in Köln gepflegt war, zuerst ein wirkliches, besoldetes Beamtentum trotz weitgehender Ausnutzung der ehrenamtlichen Tätigkeit jener Kommissionen oder Entschädigung aus Sporteln u. s. w. entwickelt. Abgesehen von Unterbeamten, handelt es sich dabei vor allem um die Verwaltungszentrale, das Stadtschreiberamt, das bei der größeren Wichtigkeit des Schreibwesens und der sich jetzt ergebenden Notwendigkeit besserer, vor allem auch juristischer Bildung besonders qualifizierte Männer erforderte, und das entsprechend der noch zu erörternden Ausbreitung der Laienbildung (vgl. Abschnitt VIII) im 15. Jahrhundert aus geistlichen in weltliche Hände überging. Dem Stadtschreiber mit seiner juristischen Qualität — er war die Seele der ganzen Verwaltung, meist der Gesandte der Stadt, führte ihre Prozesse, war oft auch ihr Geschichtschreiber — entspricht dann später der landesherrliche Kanzler. Auch sonst zog die Stadt gern Juristen als Konsulenten in ihren Dienst. Unter den übrigen nicht zahlreichen ständigen Beamten war der wichtigste der Baumeister.

Sehr wesentliche Kulturfortschritte der Neuzeit sind so auf die mittelalterlichen Städte zurückzuführen. Bedenken wir dazu noch die Grundtendenz der Städte auf Sicherung des öffentlichen Friedens, auf Bekämpfung der Selbsthilfe, weiter ihre Verdienste um die Ausbildung der Rechtspflege, die auch wieder oft für die Landesherren Muster war, dazu ihre Heraushebung eines rein öffentlichen Rechtes und wenigstens die Anbahnung der Trennung von Rechtspflege und Verwaltung, wenn auch der Rat beide vereinigte, so werden wir ihre Bedeutung noch höher schätzen müssen. Die dauernde Erhaltung solcher Wirksamkeit machte die Enge und Beschränktheit der Stadtwirtschaft, die einen Anschluß der weiteren Umgebung an sie verhinderte, unmöglich. Die Stadt gab, was sie in wirklich öffentlicher und politischer Beziehung geschaffen hat, an den aufstrebenden Territorialstaat weiter, der nun erst zu dem Gedanken der Fürsorge für das öffentliche Wohl kam, bis schließlich der nationale Staat zu nationaler Wirtschaft und nationaler Verwaltung führte. Was über die Stadt bisher gesagt wurde, darf nicht zur Annahme einer Uniformität ihrer Verwaltung verleiten. Ihre Größe und Bedeutung, ihr wirtschaftlicher Charakter als Ackerbau-, Gewerbe-, Handelsstadt, die Vorherrschaft der Zünfte oder der Kaufleute, die Lage im Norden oder Süden brachten doch große Verschiedenheiten hervor.

Solche Unterschiede sind auch bei der nachfolgenden Schilderung des städtischen Lebens und Treibens nicht zu vergessen, auch wenn wir sie nicht ausdrücklich hervorheben. Zunächst geben die städtischen Gewerbs- und Handelsinteressen dem ganzen Leben äußerlich und innerlich ein anderes Gepräge als dem bäurischen und höfischen. Dem Verkehrstreiben auf den Märkten, vor den Buden, vor den Läden und Werkstätten, dem Gassenlärm, dem Abfahren und Ankommen der Frachtwagen hier, der Schiffe dort entspricht manch innerer Wandel. Geschäftliche Gewandtheit, kluger Sinn, rasche Auffassung, mindere Schwerfälligkeit, aber auch leichtere Lebensanschauung, ein Bauen auf das Glück ergeben sich bald. Das Geschäft bringt Ordnung und Pünktlichkeit, auch Sparsamkeit und Berechnung mit sich. Die größere Sicherheit des Daseins zieht anderseits die Philisterhaftigkeit, die freilich eigentlich erst im 17. und 18. Jahrhundert aufkam, groß. Die alten Sitten, wie sie der Bauer hütet, werden geändert, gefärbt, oft auch zerstört, und neue treten an ihre Stelle, entsprechend den durch neue, damals uns überkommene Geräte, Bequemlichkeiten und Einrichtungen

gewandelten Lebensgewohnheiten und Lebensansprüchen. Manche alte Sitten, wie die Spenden an Gäste, vom Fürsten bis zum Boten, in Wein, Hafer für die Pferde, Schenkungen von lokalen Erzeugnissen, erhielten sich freilich trotz Kosten und Ärger. Die Zeit wird wichtig, daher die Bedeutung der sich seit dem 14. Jahrhundert langsam verbreitenden Uhren. Die Namengebung muß den neuen Verhältnissen Rechnung tragen, und so fort. Vieles im Folgenden Angeführte wird durch die späteren Abschnitte seine über die Stadt hinausgehende Ergänzung finden: das meiste ist dann aber wieder von der Stadt auf andere Kreise übergegangen.

Der größere Zusammenfluß der Menschen führte zunächst zur schärferen Bezeichnung, bestimmteren Heraushebung des Einzelnen. Der bloße Vorname, so wichtig er im Verhältnis zur Gegenwart blieb, genügte nicht mehr. Überhaupt schwand der frühere Vornamenreichtum, worauf freilich eben wieder die Einführung der nun schärfer unterscheidenden Zunamen wirken mochte. Aber ob zum Teil Folge, ob zum Teil Ursache dieser Zunamen, jedenfalls nimmt im ausgehenden Mittelalter die Namenarmut zu. Das Verständnis für die alten Namen schwand erheblich, dazu kam eine im Zusammenhang mit der sprachlichen Entwickelung stehende Abschwächung der Namenformen und ein Sinken der namenschöpferischen Kraft. Der nüchternere Sinn der Zeit ferner, das Schwinden poetischen Geistes, die konventionelle Gestaltung alles Lebens wirkten gegen die frühere Namenfülle (vgl. S. 140 f.) und waren dem phantastischen Heldengeist der alten, nun unzeitgemäßen Namen direkt entgegengesetzt. Das die Sitten mehr und mehr durchdringende Milieu der Kirche kam seit dem 13. Jahrhundert trotz des schon leise beginnenden inneren Umschwunges und der immer stärkeren Geltung des Laientums doch äußerlich erst ganz zur Geltung. So wurde auch die Verwendung der bereits früher einmal aufgetauchten, seit dem 10. Jahrhundert (vgl. S. 141) beseitigten Heiligennamen üblich, begründet in der zunehmenden Heiligenverehrung, in dem Brauche, Heilige zu Schutzpatronen zu wählen, wohl auch in dem alten Bedürfnis, in den Namen etwas Bedeutungsvolles, den Träger Bestimmendes hineinzulegen, vor allem in der Rolle der Tage der Heiligen im Kalender. Die schon im 11. Jahrhundert, zunächst namentlich in Bischofskanzleien, aufkommende Datierung von Urkunden nach Heiligentagen wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts immer beliebter und überwog im vierzehnten völlig. In das Volk drangen bestimmte Heiligennamen namentlich durch die auf ihre Tage festgesetzten Zinsabgaben (Johannis, Jakobi). Jedenfalls ist Aventins Meinung, daß diese Namen erst „nach Kaiser Friedrichs des Andern Tod, nachdem das heilige Römische Reich durch Anrichten der Römischen Kirche in Abfall bracht sei", aufgekommen wären, zeitlich zutreffend. Es scheint auch, als ob der fromme Geist der Frauen sie bei diesen zuerst beliebt gemacht habe, obgleich noch im 15. Jahrhundert alte Frauennamen, wie etwa Richlind oder Ermentrud, häufiger sind. Jedenfalls treten die im 12. Jahrhundert in reicher Fülle vorkommenden, im 13. und 14. noch überwiegenden deutschen Namen gegen Ende des letzteren sowie im 15. vor den Heiligennamen völlig zurück, wobei lokal die Übergangszeiten wechseln. Gewisse Namen, wie Konrad, Heinrich, Dietrich, bleiben aber beliebt. Indessen eben die Häufigkeit dieser Namen im 14. Jahrhundert zeigt die bereits unter den deutschen Namen eingetretene Monotonie: das schon angedeutete Sinken der Kraft der Namenproduktion wird durch die neuen fremden Namen und die hervorragende Beliebtheit einzelner von ihnen noch verstärkt. Der häufigste Name wird der im 13. Jahrhundert zuerst auftretende Johann; gegen Ende des 15. Jahrhunderts hieß oft der fünfte Mann Johannes. Nach meinen Zählungen für die verschiedensten Landschaften nimmt seit dem 13. Jahrhundert der Namenreichtum zugunsten weniger Namen rapid ab. Im 16. Jahrhundert (1518) fiel bei einer

Festlichkeit dem Kölner Hermann Weinsberg einmal auf, wie viele der Gäste Hermann hießen. Auch für weibliche Namen ist die Erscheinung nachweisbar: nach einem Frankfurter Bedebuch von 1385 kommen auf 1662 Frauen nur 83 Vornamen, vier davon (Else, Katharine, Gude, Metze) allein auf 772. Unbewußt charakteristisch ist so die Sage von jener Gräfin mit 364 Kindern, insofern die Knaben alle Johann, die Mädchen Elisabeth hießen. Es waren das eben die häufigsten Vornamen. Im ganzen zeigen auch die Heiligennamen wieder, wie wichtig für das Namenleben der Zeitgeist ist. Welcher Heiligenname gewählt wurde, dafür war der Tag der Geburt, die Beliebtheit eines Schutzpatrons, auch die örtliche Stellung eines Heiligen als Patrons der Pfarrkirche, der Name des Paten, der vielleicht schon einen Heiligennamen trug, von Bedeutung. Anderseits wirkte gerade die Familientradition, die Vererbung bestimmter Namen doch auf die Festhaltung von deutschen Namen, namentlich beim Adel, der noch im 15. Jahrhundert die Namen der höfischen Romane fortpflanzte (vgl. S. 275), und auch beim städtischen Patriziat.

Jedenfalls aber verlor der (Ruf-)Vorname durch die Häufigkeit derselben Namen innerhalb einer größeren Bevölkerung seine Fähigkeit, den Träger besonders hervorzuheben. Schon beim Adel hatte sich mit der wachsenden Zahl der Burgherren die Sitte, dem Personennamen den Erbsitz mittels „von" hinzuzufügen, eingebürgert. Viel notwendiger war es in der Stadt, die vielen Johanns und Nikolause u. a. durch Zunamen zu unterscheiden; aus diesen haben sich dann im Laufe der Zeit, in lange flüssigen Übergangsformen die späteren Familiennamen gebildet. Der Hauptname blieb noch lange der Personenname, in niederen, in bäuerlichen und landstädtischen Kreisen auch vielfach der einzige; die Anrede ging noch lange nur nach ihm, wie der Rat seine Bürger in Briefen „lieber Nikolaus" oder ähnlich anredete. Indes der aus dem Bedürfnis der Unterscheidung hervorgehende Zuname, den zunächst nur ein Teil der Leute trug, ward immer wichtiger, bis er zum festen Familiennamen wurde. Für die Zunamen aber boten sich mannigfache, freilich eine große Nüchternheit der Namen bedingende Quellen. Innerhalb der Bevölkerung fiel zunächst der Ortsfremde auf, und leicht, sogar am häufigsten, mochte sich seinem Namen die Bezeichnung seiner Herkunft aus fremdem Land (Bayer, Hesse, Schwabe, Behaim) oder fremder Stadt, namentlich auch aus benachbarten Dörfern, zufügen (von Bacharach, von Marburg in Frankfurt, von Köln, von Hochheim in Worms). Für die Eingesessenen wurde der auszeichnende und allgemein bekannte Besitz eines stattlichen, aus Stein gebauten Wohnhauses als Unterscheidung ähnlich angewandt (in Frankfurt: im Steinhaus, zum Hohenhaus), wobei dann auch der dem Hause beigelegte Name auf den Besitzer überging (in Frankfurt: zum Römer, zum Paradies; in Worms: zum Kirschbaum, zum gemalten Haus, u. a.). Sehr wichtig waren sodann die persönlichen Eigenschaften des Trägers, zunächst die rein physischen: ein großer Johann wurde ein Großjohann (Grotjohann, im Gegensatz dazu Lüttjohann) oder Johann der Große (Große, Lange u. s. w.), wohl nach der Haarfarbe ein anderer Johann der Rote, woraus dann Namen wie Rot, Weiß, Schwarz entstanden. Als längere Übergangsform sei ein Frankfurter Name: Klaus mit dem einen Auge erwähnt. Moralische und geistige Eigenschaften gaben ebenfalls Anlaß zu Zunamen (Wunderlich). Sehr maßgebend waren sodann Amt, Beruf und Gewerbe (Vitztum, Graf, Richter, Vogt, Schultheiß, Schulz, Oppermann; Schneider, Müller, Wagner, Schmied; Bauer), auch großes Vermögen (Reich). Aber ebenso spielten rein zufällige Umstände eine Rolle; von den vielen Frankfurter Greten wird 1405 eine als „Grede, die man nennet die Frau mit den vier Kindern", in charakteristischer Weise hervorgehoben. Viele Namen entstanden aus Spott- und Scherznamen,

wie ja die Necklust dem Deutschen seit jeher im Blut steckt (vgl. S. 13). Hörten wir schon aus Sankt Gallen von Notker Pfefferkorn und Notker dem Stammler, führt Thietmar von Merseburg einen Mann namens Pulverel an, der alle Gegner zu Staub pulverte, so finden wir in den städtischen Urkunden seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zahlreiche Belege für solche Namen, z. B. Ziegenfuß (Erfurt), Spinnebein (Hannover), Eselskopf (Göttingen). Sie haben oft die sehr volkstümliche imperativische Form (Suchenwirt, Saufaus), sind sonst häufig sehr derb (Wenzel Kuhdreg), aber wohl oft treffend (Hans Jungfrauendienst). Fürsten und Fürstinnen blieben übrigens nicht verschont, wie die Margareta Maultasch zeigt. Die Tier- und Pflanzennamen (in Speyer z. B. Hahn, Schaf, Kranich) mögen auf Wappentiere, auf Hauszeichen (vgl. S. 350) zurückzuführen sein, ebenso wohl Namen wie Spor, Spieß u. s. w. Übrigens hat sich, nachdem einmal Zunamen immer allgemeiner wurden, auch der einfache Personenname als Familienname festgesetzt (Peter, Friedrich), häufiger ist aber die patronymische Bildung, also die Ableitung von dem Vornamen des Vaters (Georgi [lateinische Endung], Hinrichs, Wilms; hierher gehören ferner zum Teil Namen auf ing und ling). In den ersten Zeiten haben natürlich zuweilen Glieder derselben Familie verschiedene Zunamen, daneben noch die bloßen Personennamen getragen; es sind weiter bereits vorhandene Zunamen vor neuen (z. B. bei Ortsveränderung) wieder verschwunden u. s. w.

Die Festsetzung von Familiennamen hatte naturgemäß für die Entwickelung der Familie selbst keine besondere Bedeutung: diese änderte ihren festgefügten Charakter auch im städtischen Kreise gar nicht. Nur die Bedeutung der Sippe lockerte sich bei mehr fluktuierender Bevölkerung; im fränkischen Rechte verschwand auch das Erbrecht der Sippe. Doch behielt sie in vielen Städten noch ihren Zusammenhang und Einfluß. Die Einzelfamilie aber blieb in jedem Falle die feste Grundlage des sozialen Daseins, auch eine Pflegestätte des Gemütes, das sonst in dieser Zeit nicht sehr hervortrat. Wesentlich materiell waren freilich, wie bisher, die Motive der Familiengründung, der Eheschließung. Man muß wohl unterscheiden zwischen Liebeleien und Heiraten. Den unverheirateten jungen Leuten ward sehr viel nachgesehen, in diesem Punkte wurde es in der Stadt mit ihrer größeren oder geringeren Menge von leichten Frauen schlimmer als früher; aber die Bürgersöhne liebelten doch auch mit den Mädchen aus ihren Kreisen. Aus solchen Liebeleien gingen dann oft genug Ehen hervor, so die des Vaters von Dr. Christoph Scheurl in Nürnberg, und was man von den vielen „Narrheiten der Verliebten", den verschwenderischen Geschenken u. s. w. bei Sittenpredigern und Satirikern liest, auch von Ständchen, von dem „hofieren mit seitenspiel, lauten, zincken, violen, auf der fiedlen, mit pfeiffen, singen, springen, tantzen, großem geblärr", von dem nächtlichen „geheul auf der gassen gleichwie die hundt", bezieht sich vielfach auf Verlobte, die letzte Stelle von Geiler allerdings auf Schüler. Man wird also der Liebe ihre Rolle auch damals lassen müssen. Aber gleichwohl ward keine Ehe ohne geschäftsmäßige Erwägungen, ohne Beredungen der Verwandten u. s. w. geschlossen. Recht charakteristisch erscheint, was Hermann Weinsberg aus Köln von sich erzählt. Als zwanzigjähriger Jüngling hat er schon auf Anstiften anderer ein Auge auf eine „sehr reiche" Witwe von 48 Jahren geworfen, erhält aber einen Korb, „verfehlt" dann noch „etliche gute Heiraten". Darauf bestimmen ihm die Eltern eine sechs Jahre ältere Witwe mit zwei Kindern, der Vater wirbt für ihn, es folgt eine Besprechung der Verwandten bei seinem Schwager, dann wird in der Verwandten Gegenwart am nächsten Tage der Ehevertrag geschlossen. Ähnlich geht es später bei der zweiten Ehe Weinsbergs her. So wurde meist ohne vorherige Neigung geheiratet, obgleich sich diese,

wie z. B. bei Felix Platter, nach der ersten künstlich veranstalteten Zusammenkunft oft einstellte; „gerät“ eine „Handlung“ nicht, wird eine neue versucht. Die Briefe des 15. und 16. Jahrhunderts erzählen oft davon, wie einer zum Heiraten „überredet“, wie ein anderer gewarnt wird, „die reichen Jungfrauen nicht zu versäumen“, und man zeigt wohl bei der Vermählung an, daß alles mit Herrn N. N. und N. N.'s Rat geschehen sei. Man gab sich einer naiven Freude am Heiratstiften hin. Neben den materiellen Motiven traten aber auch die natürlichen Triebe zur Heirat an sich sehr stark hervor, so in dem hergebrachten, jetzt bekämpften überaus frühen Heiraten und in dem baldigen, nach Umständen oft wiederholten Wiederverheiraten. In Nürnberg mußte man sogar verbieten, daß Lehrlinge heirateten; Albrecht Dürers Mutter hatte mit 15 Jahren geheiratet, Ulman Stromers zweite Gattin mit 14½ Jahren, seine Tochter mit 14; wie Felix Platters Beispiel zeigt, kamen in der Schweiz Verlobungen von Kindern nicht selten vor. Anderseits heiratete Stromer 1366 jene Frau bereits sechs Monate nach dem Tode der ersten, Zink in Augsburg die zweite Gattin siebenundeinhalb Monate später, obgleich er die erste sehr geliebt hatte. Die Koelhoffsche Chronik erzählt, allerdings als auffällig, von einer Frau zu Köln: „habde gehat 6 eliche man zo der hilligen ee und nam den 7“. Bei solcher Heiratslust — einen Junggesellen sah man mit Recht als minderwertig an, ließ ihn z. B. zuweilen nicht Meister, Ratsherr u. a. werden — ist der große Kinderreichtum in jener Zeit nur natürlich: ihm entspricht freilich eine übergroße Kindersterblichkeit. Über 15 Kinder waren häufig da, bei Dürers Vater 18, ebensoviel hatte Zink; Konrad Stromer, der Ahnherr, hatte 33 Kinder von drei Frauen.



Vornehme Hochzeit (?) im 15. Jahrhundert. Aus dem Flämischen Festkalender der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23,638).

Bei der Eheschließung (siehe die obenstehende Abbildung und die auf S. 386) erhielt sich, wie Weinsbergs Fall schon zeigt, im ganzen der uralte Hergang. Nach der feierlichen Werbung durch den Vater oder sonst einen würdigen Herrn, auf die zuweilen erst Zögern und Hinundher folgte, kam die Eheberedung zwischen den Familienbevollmächtigten, darauf der feste Abschluß des Vertrages über Mitgift und Widerlage und die Verlobung, d. h. der Handschlag des Paares vor den Verwandten und das Anstecken der Ringe. Zuweilen trennte man von der Verlobung, die auch in städtischen Kreisen als wichtigster Akt galt, noch die feierliche Verkündung, „Lautmerung“. Ihr folgten dann bereits Festlichkeiten, die ebenso wie die Geschenke des Bräutigams immer üppiger wurden. Die kirchliche Trauung fand bald darauf statt, das erste

Beilager dann meist im Hause der Braut, erst am nächsten Tage nach der Überreichung der Morgengabe (irgend einer Kostbarkeit) und dem Kirchgang aber die Heimführung, die man oft auch noch länger anstehen ließ. Die Eheleute lebten inzwischen im Hause der Brauteltern. Die Gestaltung der kirchlichen Trauung zum Mittelpunkt des Ganzen ist im allgemeinen erst eine Folge der Reformation. Die nicht immer gleich am Tage der Trauung abgehaltenen Hochzeitsfestlichkeiten, zu denen durch besondere männliche oder weibliche Hochzeitsbitter, in Nürnberg durch den „Hegelein", eingeladen wurde, dauerten drei und mehr Tage. Bei Vornehmen gehörte dazu ein großer Tanz auf dem Rathause. Gegen die zunehmende Üppigkeit dabei, gegen die Menge der Schüsseln, gegen bestimmte teure Speisen, die übergroße Zahl der Gäste, die nach Tischen gezählt wurden — 20 bis 24 ist die durchschnittlich erlaubte Gästezahl, die aber z. B. in Frankfurt a. M. auf 50 stieg —, schritt die Obrigkeit bald ebenso ein wie gegen die übertriebenen Festlichkeiten nach der Verlobung und die vielen „Höfe" und Mahle nach der Hochzeit zu Ehren des jungen Paares. Ähnlich beschnitten wurden die alle Feste begleitenden Mummereien, die Musik bei dem Kirchgang, die Frühzechen nach dem Hochzeitstage, die übergroßen Geschenke der Brautleute unter sich — z. B. wurde der Wert der Trauringe fixiert —, die Geschenke der Verwandten an die Verlobten oder des Brautpaares und der Eltern an die Gäste (z. B. Festkleider), an die Spielleute, das festliche Brautbad, das Badegeld an das Gesinde, die Bewirtung der Uneingeladenen, die nur bei einem Teile des Festes erscheinen durften, u. s. w.: alles im ganzen vergeblich. Der Zug der Zeit ging auf immer größeren Luxus. Aus Augsburg berichtet z. B. 1516 eine Chronik „von eines kostlichen burgers hochzeit", bei der der Schwiegervater, Laux Gaßner, 12,000 Gulden Heiratsgut gab und der Bräutigam, Ulrich Fugger, der Braut 13,000 vermachte und ihr für 3000 Gulden Kleider und Schmuck schenkte, „und verschanckt anderen fr ainden und knechten wol umb 3000 fl. seidin gewand und samat und attlas und sunst klaider". Die Hochzeit selbst kostete 1000 Gulden. Über den Hochzeitsluxus im einzelnen orientiert sehr anschaulich der Abschnitt aus Lukas Rems Tagebuch: „meins heirats beschlus, hochzeit, ausgab, verschencken" u. s. w. (1518). Eine bürgerliche Hochzeit in Schwäbisch-Hall dauerte neun Tage: bei den Mahlen wurde an 60 Tischen gegessen. Auf die zahlreichen lokalen Sonderbräuche ist hier nicht einzugehen.



Beglückwünschung nach der Eheschließung. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 385.

In der Ehe selbst haben sich die gemütlichen Neigungen des Deutschen auch damals oft herzlich betätigt. Trotz der Schweigsamkeit der Quellen in solchen Dingen zeigt sich häufig ein

überaus inniges Verhältnis der Gatten: das beweisen die Briefe zwischen Kurfürst Albrecht Achilles und seiner Anna, die der Sibylle von Sachsen an ihren gefangenen Gemahl, die der Magdalena Paumgartner an ihren Gatten, den Nürnberger Kaufmann. Und die Frau des ins Unglück geratenen Martin Winter, die viel Not durchzumachen hat, schreibt doch: „ich wollt nirgends lieber sein dann bei ihm". Damals hat sich in den Städten, aber ebenso auch beim Landadel die typische deutsche Hausfrau ausgebildet, tüchtig und in allen weiblichen Arbeiten wohl erfahren (siehe die untenstehende Abbildung), treu und gut, mit gesundem Verstande, aber meist sehr ungebildet. Die höfische Dame war das nicht mehr, die deutsche Frau ist wie die ganze Zeit gröber geworden. Die bildlichen Darstellungen auch der großen Meister, die doch charakterisieren können, zeigen niemals schöne Frauen, auch niemals bedeutende. Wenig belebte Gesichter, gesund, gewöhnlich, aber häuslich, tüchtig, fromm, so ist der Eindruck dieser Gestalten. Natürlich hat es nicht an bösen Weibern gefehlt. Der Kampf „um die Hosen" spielte trotz der streng betonten hausherrlichen Gewalt und der „Munt" über die Frauen eine große Rolle, und der geplagte Pantoffelheld wird auf Kupferstichen wie in den Fastnachtsspielen weidlich verspottet, muß auch allerlei schimpflichen Scherz im Brauche des Volkes wie in den geselligen Sitten über sich ergehen lassen. Der Simon (Sie-mann; vgl. später) wird im 16. Jahrhundert eine beliebte komische Figur. Daß es in den Familien auch damals viel Zank und Streit gab, zeigt jenes Weinsberg Bericht über seine Eltern, seine Schwester und deren Mann, über das Verhältnis zu seinem Bruder u. a. Eine allgemeiner das Eheleben der Bürger störende Erscheinung war die laxe sittliche Haltung der Zeit, störend allerdings mehr nach der Auffassung der Gegenwart. Denn damals war man duldsamer. Zunächst spielte das vor der Ehe sehr häufige Konkubinat durch die Sprößlinge in die Ehe hinein. Die Kinder einer Konkubine („gute Tochter, heimliche Frau, Buhle") waren meist testamentarisch bedacht, ohne allerdings den Stand des Vaters, die soziale Stellung der Familie zu überkommen. Sie lebten häufig mit den ehelichen Kindern vertraut zusammen, galten überhaupt lange Zeit nicht als verächtlich, wie die Kinder einer wirklichen Dirne oder die Pfaffenkinder. Nun lebten aber



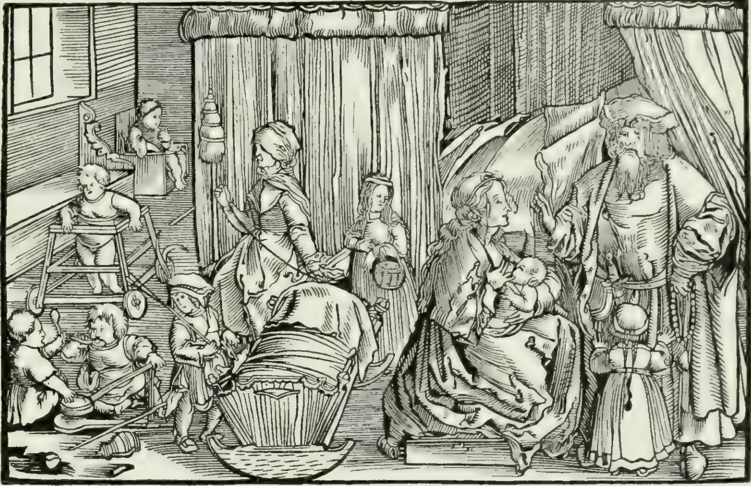
Wohnzimmer mit arbeitenden Frauen. Wismutmalerei (erstes Viertel des 16. Jahrhunderts) auf dem Deckel eines Kästchens im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit", 1876.

in solchem Konkubinat nicht nur Unverheiratete oder Witwer, wie Burkhard Zink mit seinem „torenden freulin“, sondern auch Ehemänner hatten oft ihre ständigen Geliebten; in Mainz scheint Bigamie geduldet worden zu sein. Freilich war das Konkubinat als Ehebruch strafbar, aber dieser, der früher hart gebüßt wurde, wurde nun meist milde oder nur durch Verwarnung bestraft. Eine schärfere Auffassung, überhaupt nach der ganzen Seite der „Ehrbarkeit“ hin, drang allmählich vom Handwerkerstand aus durch, der das Konkubinat bei Meistern und Gesellen nicht duldete und auch an die uneheliche Geburt einen Makel heftete. Der Ehebruch war im übrigen nicht häufiger als jetzt und mehr eine Sünde der Männer, obgleich z. B. die Geistlichen mit Vorliebe den verheirateten Frauen nachstellten — das bestätigen Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg wie die Briefe und andere Quellen der Zeit — und auch die Frauen der oft abwesenden Kaufleute besonders Gefahr liefen. Gefallsüchtigen Weibern imponierte vor allem häufig der Adel. Freche Frauen drohten wohl ihrem Gatten im Zorne, sie wollten „zu den Mönchen, zum Adel, zu den Pfaffen“ gehen. Scholaren und Schreiber, die anfangs ja auch Kleriker waren, spielten ebenfalls eine Rolle. Geiler führt das Sprichwort an: „wiltu haben dein huß suber, so hüt dich vor pfaffen, münchen und duben [Tauben?], diener, vetteren, blotzbruder [Begharden, vgl. S. 413], ertzet [Ärzten]“. Die niederen Frauen waren naturgemäß Versuchungen am meisten ausgesetzt.

Von dem regen Familiengeist der Bürger zeugen namentlich die allmählich mit dem Schreibwerk aufkommenden Familienchroniken und Hausbücher der Handwerker und Kaufleute, ebenso der späteren Gelehrten, Ärzte u. s. w. Schon aus dem 15. Jahrhundert sind uns einige erhalten: ihre meist ganz kurzen, einfachen Notizen über Familienvorfälle, wirtschaftliche Veränderungen, über Witterung und elementare Ereignisse, wozu knappe Nachrichten über städtische und politische Begebenheiten, Kriminalfälle u. s. w. kommen, sind immer echt hausväterlich gehalten, verraten auch immer den freilich meist äußerlich frommen Geist des Hauses: mit Gott und in Gottes Namen geschieht alles. Echtes und rechtes Behagen atmet ferner aus manchen künstlerischen Darstellungen, die uns einen Einblick in die Familie tun lassen. Sie geben uns auch einen solchen in die einzelnen Stadien des Kinderlebens (siehe die Abbildung, S. 389) von der Geburt an — es sei an Dürers „Wochenstube“ erinnert. Doch wissen wir auch durch schriftliche Quellen vielerlei. Die Taufe, die trotz des Dringens der Geistlichen auf schnelle Vornahme meist erst bei dem ersten Kirchgang der Mutter und in der Kirche erfolgte, gab durch den zunehmenden Luxus, der bei ihr wie bei den Besuchen im Kindbette, bei den Patengeschenken u. s. w. entfaltet wurde, ebenso Anlaß zu einschränkenden Bestimmungen der Obrigkeit wie die Hochzeiten. Insbesondere wurden die Feste während der Wochen (Kindbetthöfe) und die von anderen, Paten u. s. w. veranstalteten „Höfe“ nach der Taufe verboten, ebenso diejenigen beim ersten Bad der Wöchnerin. Auch gegen deren Beschenkung schritt man ein. Recht unmittelbare Bilder von der Entwickelung eines Bürgerkindes geben die Memoiren des mehrerwähnten Hermann Weinsberg aus Köln, der umständlich von seinen Kinderfreuden und Kinderleiden — auch daß ihm der Vater nachts, um ihn zum Schlafen zu bringen, „auf einem Becken gespielt und gepfiffen“, wird erzählt —, von seinen Knabenstreichen, seinem Schülerleben berichtet. Vieles im damaligen Familienleben war ganz so wie heute. So war es auch mit dem Hausgesinde, über dessen Putzsucht, Lohnansprüche, Kostverachtung bei gleichzeitiger Unsauberkeit, Liederlichkeit und Faulheit damals ebenso geklagt wurde wie später und heute, so von Brant, Geiler von Kaisersberg und Luther. Anderseits gehörte damals das übrigens zu Lichtmeß eintretende Gesinde noch durchaus zur Familie,

nahm auch an den großen Festen, Hochzeitstänzen u. s. w. in seiner Weise und reich geschmückt teil. Der Luxus der Zeit äußerte sich in der gegen heute größeren Zahl der Dienstboten, womit der Bürger dem Adel nachstrebte, wie denn die Hausherrin sich auf ihren Gängen wohl von einem oder zwei Mädchen begleiten ließ.

Die häuslichen Mahlzeiten entsprachen im allgemeinen auch unseren Bräuchen, nur daß es morgens eine Suppe mit Zukost gab, die dann zu Mittag wegfiel. Vor dem Abendbrot gab es wohl eine Vesper, die aber bei kleinen Leuten und bei den Gesellen die Stelle jenes vertrat. Man aß gewöhnlich von zinnernen oder hölzernen Tellern und hantierte viel mit Brot neben dem Messer. Die Gabel benutzte man noch nicht. Wir kommen damit zur Rolle der Speisen und Getränke, die in der so materiellen städtischen Kultur nicht gering war. Die Backkunst machte gegenüber der früh verfeinerten der Klöster und Herrenhaushalte (vgl. S. 126) keine besonderen Fortschritte. Gewöhnliches und feineres Gebäck ward oft noch im Hause zubereitet, aber beim Bäcker gebacken. Die Güte und Vollgewichtigkeit der vom Bäcker hergestellten, massenhaft gebrauchten gewöhnlichen Brotnahrung, für die anfangs auch eigene Brotmärkte existierten, wurde von der Obrigkeit mit besonderer Sorgfalt überwacht. Die schon früher so mannigfaltigen Formen der Gebäcke wurden nun noch städtisch-lokal spezialisiert und erhielten wohl eigene, oft scherzhafte Namen. Von feineren Arten wurden besonders die Brezeln beliebt, für größere Kuchen war der Kringel, aus dem sich auch Napfkuchen, Gugelhupf u. s. w. bildeten, typisch. Überhaupt nahm die feinere Kuchenbäckerei bei dem steigenden, nun auch von der größeren Masse begehrten Luxus zu. Die vermehrte Zufuhr des Gewürzes war dafür wesentlich: die namentlich in Klöstern gut bereiteten Lebkuchen wurden jetzt wegen ihres Gewürzzusatzes Pfefferkuchen genannt. Das Gewürz (Pfeffer, Safran, Zimt, Ingwer, Nelken, Nägelein, Muskatnuß, Zibeben, Kardamom u. s. w.) spielte ferner seine schon (S. 126) erwähnte Rolle in der Fleischnahrung in erhöhtem Maße. Die gepfefferten Brühen, die jedes Fleischgericht erforderte, würden dem heutigen Geschmacke nicht entsprechen. Die Kochkunst selbst machte aber Fortschritte. Auch verbreiteten sich, wohl in Anlehnung an klösterliche Rezeptsammlungen, allmählich Kochbücher, anfangs natürlich handschriftliche: aus dem 14. Jahrhundert ist uns in dem „Buch von guter Speise" eine solche Sammlung erhalten. Von den späteren gedruckten ist das ausführlichste das „New Kochbuch" von Marx Rumpolt (Frankfurt a. M. 1576). Natürlich waren für diese Entwickelung die vermehrten Einflüsse des



Kinderstube. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 388.

Auslandes sehr wichtig: immerhin erhielt die deutsche städtische Küche größere Feinheit erst im 17. Jahrhundert, wenn auch auf patrizischen Tafeln schon früh griechisch zubereiteter Reis — Reis wurde überhaupt beliebt —, orientalische Konfekte, französische Torten und Pasteten u. s. w. erschienen. Doch herrschte bei den meisten Bürgern wohl derselbe Geschmack, wie ihn die Zimmerische Chronik beim reichen Bauern findet: „der behalf sich mit den deutschen trachten, als guet flaisch, brates, pfeffer, guet fisch [die auch außerhalb der Fasten viel gegessen wurden] und groß krebs [weit häufiger als jetzt genossen] und gab der welschen und frembden costen kein acht". Vom reichen Kaufmann erwähnt allerdings Hutten „seine wolberayte und künglich [königlich] zuogericht speyß — zwaentzig gericht uff ein maltzeyt". Auf dessen Tisch fehlte natürlich die Herrenspeise, das Wildbret, nicht, ebensowenig das Geflügel (Rebhühner, Krammetsvögel, Fasanen, aber auch Vogelarten, die wir nicht mehr essen, Spechte, Stare u. a.); namentlich das Huhn (wie der Kapaun) wurde viel genossen, während die Gans kein vornehmer Vogel war. Bei festlichen Mahlen prangten natürlich auch Schaugerichte, wie Blumen die Tafel und die Schmausenden selbst schmückten. Leckereien, Eierkuchen, Puddings (Mandelkäse) waren sehr beliebt. Das Konfekt wurde noch lange von den Apothekern bereitet, doch gab es im 16. Jahrhundert bereits Zuckerbäcker. Der schon früher übliche Nachtisch von Obst, nun auch oft von Feigen und Rosinen, und der gern genossene Käse wurden beibehalten. Die allgemeine Hauptsache war aber das Fleisch, obgleich der Gemüsekonsum (Kohl, Sauerkraut, Rüben, Hülsenfrüchte u. s. w.) andauernd stieg. Gerade in der Fülle der Fleischgerichte, die freilich durch das viele Gewürz besser zu bewältigen waren, zeigte sich der roh quantitative Luxus auch des Städters. Anderseits veranlaßte der kolossale, durchaus nicht auf die wohlhabenden Kreise beschränkte Fleischkonsum der Städter den Rat, nicht nur den zur Unreellität neigenden Fleischern besonders auf die Finger zu sehen, sondern auch ländliche Fleischer zuweilen zuzulassen. Für die Viehzufuhr waren aber natürlich die städtischen Fleischer trotz städtischer Viehhaltung wesentlich auf das Land angewiesen: es entstand jedoch bei der schwindenden Großproduktion und dem bei zunehmender Stallfütterung eingetretenen Rückgang der Schweinezucht — obgleich uns von Wäldern berichtet wird, die 40,000 Schweine beherbergten, — ein immer fühlbarerer Mangel.

Von den Getränken waren Bier und Wein die wichtigsten. Die Entwickelung der Städte hat eine bessere Zubereitung des Bieres und dadurch wegen der dafür nötigen Einrichtungen einen Rückgang des Hausbrauens, das aber ebenso wie Hausbacken und -schlachten noch lange weiter vorkam, herbeigeführt. Entsprechend den klösterlichen Brauanlagen entstanden aber vor allem auch gemeinschaftliche Anlagen, wie in Dörfern, so in den Städten, namentlich seitens einzelner Genossenschaften. Weiter hob sich nun auch das Braugewerbe, besonders im 15. Jahrhundert; in Hamburg soll es 1371 schon 181 Meister dieses Gewerbes gegeben haben. Daneben hat sich aus der Hausbrauerei ein Reihebrauen von Bürgern entwickelt, die wohl infolge besserer technischer Anlagen ein Braurecht sich erhalten hatten und dies nun durch Brauknechte oder auf ihre Rechnung arbeitende Brauer ausübten. Der Aufschwung des Brauwesens wurde vor allem auch durch den zunehmenden Bierhandel gefördert, der von den norddeutschen Städten aus, von denen fast jede ihre eigene Sorte hatte, eifrig betrieben wurde. Unter ihnen produzierten einzelne bald berühmte Biere, namentlich Doppelbiere; so gab es schon im 13. Jahrhundert das Erfurter, weiter das Naumburger, Einbecker, Zerbster, die Braunschweiger Mumme u. a. Oft trugen diese Sorten scherzhafte Namen. Ein Verzeichnis findet sich z. B. in einer halb ernsten, halb launigen akademischen Rede von Erfurt aus dem Jahre 1516: „Von den Arten der Trunkenbolde und der Vermeidung der Bezechtheit

(de generibus ebriosorum et ebrietate vitanda)", später in einer Schrift des Dr. Knaust vom Bierbrauen, auch bei Fischart. Bezeichnungen wie Biet den Kierl (Boitzenburg), Erfurter Schlunk, Magdeburger Filz sind sicher sehr populär gewesen. Ganz hat das Bier im Süden nicht gefehlt: aus Nürnberg, in dessen Nähe viel Hopfen gebaut wurde, gibt es manche Brauordnung, der Rat hat auch einen städtischen Braubetrieb im 15. Jahrhundert versucht, und das Brauergewerbe war dort sehr angesehen, überhaupt das Nürnberger Bier berühmt. Das Münchener „Bock"bier leitet sich übrigens von dem dorthin importierten Einbecker Bier her. Aber gleichwohl haben die reichen Kaufherren in Franken Bier auf ihren Tafeln mißachtet, während es in Norddeutschland manchen Fürsten labte. So sandte der Bischof von Brandenburg an Kurfürst Friedrich 1465 eine Tonne Zerbster Bier mit der Bitte, „gy willig [ihr wollt] up den avent darmede collacien halden". Der Konsum stieg dort, namentlich wieder in Niedersachsen, im 15. Jahrhundert immer mehr: die Trunksucht nahm außerordentlich zu, auch infolge des vielen und stark gewürzten Essens, bis sie im 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Daß dieser Konsum auch auf die Masse seine Folgen übte, behauptet eine naive Äußerung der Chronik Oldecops zu 1513: „in dussem sommer war de mumme to Brunswik alto stark: derhalven worden de borger under sik, ok bewilen gegen den rat, uprorich [aufrührerisch], keven [zankten] und haderden up der strate, ist [als ob] dat wiver [Weiber] weren".

Die Rolle des Bieres spielte im Süden der durchaus nicht als Luxusgetränk geltende Wein. Denn von dem zum ländlichen Getränke gewordenen Met (vgl. S. 127) hört man nur gelegentlich noch als Spezialität, z. B. in Aachen, während der Obstwein auch wesentlich auf dem Lande, besonders in Bayern und Sachsen, getrunken wurde, der anfangs nur als Arznei gebräuchliche Branntwein aber sich im 15. Jahrhundert nur langsam als Getränk verbreitete, zuerst anscheinend in Frankfurt a. M. Der Weinbau wurde wegen des sehr starken Konsums sehr intensiv betrieben und beeinträchtigte im Westen oft den Ackerbau, so daß z. B. der Frankfurter Rat 1501 gegen die Anlage neuer Weingärten einschritt; er hatte sich (vgl. S. 90 f.) im Mittelalter ein viel weiteres Gebiet erobert als heute und wurde nicht nur in Thüringen, Sachsen und Schlesien, sondern auch in der Mark, Mecklenburg, selbst im Ordensland betrieben. Gubener Wein z. B. wurde viel im Norden und Osten gehandelt. Hauptartikel des immer stärkeren Weinhandels, der zur Bezeichnung mancher Straße als „Weinstraße" führte und ebenso wie der Bierhandel das Ausland, namentlich Skandinavien, versorgte, waren aber naturgemäß der rheinische, der Mosel-, Franken- und Neckarwein. Beliebt waren ferner der Tiroler (Bozener) und der Donauwein, aber immer stärker kamen auch über Venedig italienische und griechische Weine, Malvasier u. s. w., ins Land, deren volkstümliche Bezeichnungen oft kaum den Ursprung erkennen lassen (Rainfal: Wein von Rivoli, Passauer: vinum Pucinum, von Bassano [?]). Der ebenfalls viel importierte Ungarwein hieß „osterwin". Der Weinhandel, dessen Zentrum in Deutschland Ulm war, und der auch im hansischen Handel (namentlich für Rheinwein) eine Rolle spielte, wurde schon wegen der Abgaben und des Ungeldes (vgl. S. 379) streng beaufsichtigt. Letzteres wurde nicht nur von fremdem, sondern niedriger auch von einheimischem, überhaupt von in der Stadt ausgeschenktem Wein erhoben. Weinfälscherei wurde aber früh betrieben, Verwässerung und Verschnitt wie Versetzung mit allerlei Ingredienzien, z. B. Weidasche. Trotz strengen Einschreitens der Städte, auch trotz aller Verbote von Reichs wegen (Weinordnung 1487; Reichstage zu Freiburg und Augsburg 1498 und 1500) blühte dies Gewerbe lustig weiter; die dichterische Satire nimmt die Pantscher oft aufs Korn. Der gewöhnliche Wein wurde im Lande gern als Most getrunken, überhaupt als junger, „firner" Wein, weil

er sich nicht hielt. Man verbesserte ihn wegen seiner Minderwertigkeit ferner durch Einkochen, Versüßung und Würzung mit Kräutern (lûtertranc, also genannt wegen der nötigen Klärung; siehe auch die untenstehende Abbildung), wobei, wie überhaupt bei der Bereitung aromatischer Tränke, zum Teil antike Traditionen nachwirkten. Landwein wurde zur gewöhnlichen Mittags- und Abendmahlzeit und als Schlaftrunk, nach einer Quelle von den Tagelöhnern in Bayern zweimal täglich getrunken. Wein wurde auch oft als Belohnung den Arbeitern, Maurern u. s. w. gereicht. Bei Verträgen, Käufen u. dgl. tranken Richter und Zeugen wie die Abschließenden zur Besiegelung Wein (Weinkauf). Ebenso verhandelte man im fürstlichen Kollegium, wie namentlich im städtischen Rate, gern bei Wein, natürlich bei feinerem. Von der Stadt erhielt ferner jeder Gast sein Quantum, das in genauer Regelung seinem Stande entsprach.

Gegen Ende des „Mittelalters“ und weiterhin machte sich in Speise und Trank, wie überhaupt im Leben, eine immer steigende Genußsucht bemerkbar. Sie bewegte sich aber, dem demokratischen und materiellen Geiste der Zeit entsprechend, auch in den Städten in wenig feinen Formen. Diese unterschieden sich oft kaum von denen der schlampampenden Bauern, und der längst seiner höfischen Zucht entwöhnte Adel stand auf demselben Niveau. Viel naiver als heute äußerte sich die Lebenslust, deren Ungebundenheit wieder zu dem egoistischen Erwerbs- und rücksichtslosen Fehdegeist der Zeit paßte. Die derbe Frische derselben verriet auch wohl die Gesundheit des Volkslebens, aber das „Zuviel“, das Rohe des quantitativen Luxus stößt uns doch ab. Wenn schon in niederen Kreisen zuweilen die gewöhnlichen Mahlzeiten allzu umfangreich waren, Butzbach z. B. aus Böhmen von durchschnittlich vier Gerichten des gemeinen Mannes zu Mittag oder Abend erzählt, wenn wir von recht erheblichen Ansprüchen der Lohnarbeiter hören, so war die Zahl der Gänge bei den Mahlzeiten der Patrizier und gar erst bei Festen, Hochzeiten, Taufen u. s. w. weit höher. Das zeigen die Ordnungen, die der Genußsucht besonders im 16. und 17. Jahrhundert noch genug Spielraum lassen. Bei Festen entsprach ihr die Zahl der Gäste, die auch im Mittelstande bei solchen Gelegenheiten, wie z. B. bei der Hochzeit eines Augsburger Zinkenbläsers mit einer Bäckerstochter 1493, Unglaubliches konsumierten. Die Folge dieser Lust am Schwelgen war auch ein fortwährendes Suchen nach einem Anlaß dazu, also zu Festlichkeiten (siehe die Abbildung, S. 393). Privatim konnte man sich im ganzen nur auf die Familienfeste beschränken, vor allem wurden die Hochzeiten zu großen Schwelgefesten gestaltet. Für andere sorgten aber die Korporationen, Zünfte, Gilden u. s. w. Und der Rat ging mit gutem Beispiel voran. Nicht nur, daß man bei Beratungen auf Kosten der Stadt trank und kalt aß, man veranstaltete auf deren Kosten oder, wie in Frankfurt a. M., auf Grund der besonderen Stiftung eines Privaten für eine jährliche Kollation auch große Mahlzeiten, z. B. bei der jährlichen Bürgermeisterwahl, bei Ablieferung der Zinshühner von den Gütern, bei Geschenken von Wildbret seitens eines befreundeten Territorialherrn. Man hielt auch wohl einmal im Jahre eine solche Mahlzeit nur um ihrer selbst willen ab, wie das im Sommer in einem der Gärten der Frankfurter Ratsherren stattfindende Hirschessen, wofür ein Hirsch aus dem Hirschgraben herhalten mußte, und das immer luxuriöser wurde, oder das Gänseessen in Nördlingen. Dem Rate taten es die einzelnen Ämter



Weinwürzer. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie“, Nürnberg 1505.

nach, und die gesteigerte Üppigkeit ließ endlich doch auf Einschränkung dringen. Charakteristisch ist, daß man damals einen besonderen Stadtkoch anstellte. Wie es in manchen Zünften herging, zeigt das in Weinsbergs Memoiren angeführte, von ihm gegebene Bannereſſen. Zu den drei Gängen wurden jedesmal neben einer großen Schüssel in der Mitte zehn andere Schüsseln angerichtet; ein Vorgänger hatte es aber auf 17 Schüsseln gebracht. Es handelt sich übrigens um eine sogenannte Ritterzunft. Bei den Zünften, überhaupt bei den Korporationen erklärt sich solche Übertreibung leicht aus dem Bestreben des Wetteifers mit den Genossen.

Am schlimmsten zeigte sich das Zuviel aber, wie schon angedeutet, im Trinken. Das alte nationale Laster begann schon im 15. Jahrhundert gewaltig gesteigert zu werden, insbesondere durch die nun um sich greifende Sitte des Zutrinkens. Das „Vollsaufen" wurde direkt erstrebt. Die Ausländer waren darüber entsetzt. „Einst", schreibt Poggio einem Kardinal, „war das deutsche Volk kriegerisch; jetzt kämpfen sie statt mit Waffen mit Wein und Völlerei". Insbesondere taten sich darin die Niederdeutschen hervor. Joannes Boemus verwundert sich über die Maßen, wieviel Bier von dem „unmäßigen Volk" der Sachsen „vertragen wird, wie sie sich gegenseitig zum Trinken zwingen und einladen: nicht ein Schwein, nicht ein Stier würde so viel herunterschlucken". Natürlich beschränkte sich das nicht auf die Städte. Von den beim Wormser Reichstag 1495 versammelten Edelleuten berichtet Zorns Chronik, daß sie sich „mit saufen . . . . ziemlich säuisch gehalten"; z. B. verschlangen vierundzwanzig derselben einmal rohe Gänse und tranken dazu 174 Maß Wein. Um diese Zeit, nicht erst im 16. Jahrhundert, begann denn auch das Einschreiten der Obrigkeiten wie der Kirche: der Nürnberger Rat verbot das Zutrinken 1496, dasselbe taten die Reichstage von Worms und Frankfurt a. M. 1495 und 1498, dasselbe die Synoden, so die von Bern 1492 (das „niederlaendisch [! vgl. Z. 17] lanzknechtisch, ja suewisch zuotrinken"). Dieser Geist des Trinkens zog nun auch in die volkstümlich gewordene Poesie, die ihn zur Minnezeit weit von sich gewiesen hatte: von Laune und Humor verklärt, erscheint er da oft keineswegs so abstoßend, wie ihn die Sittenprediger schildern. Gehuldigt wurde dem Bacchus nicht so sehr, wie heute, in öffentlichen Wirtshäusern als in geschlossenen Trinkstuben. Die Geschlechter, die vornehmen Bürger hatten ihre Herrentrinkstuben mit teuren Weinen und feinen Speisen; in Frankfurt a. M. gab es z. B. Stuben der Gesellschaften Frauenstein (früher „Zur goldenen Schmiede") und Limpurg, die auch Frauen hinzuzog und Tänze veranstaltete, worüber Bernhard Rorbach eine genaue Quelle ist. Die Zünfte kamen in ihren Trinkstuben zusammen. In Frankfurt hatten selbst die Juden eine solche. Auch der Adel der Umgegend hatte in den Städlen wohl seine „Ritter- oder Junkerstube". Trotzdem gab es seit dem 13. Jahrhundert



Gasterei. Nach Hans Burgkmair (1473–1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 392.

immer mehr öffentliche Schenken (Tavernen, „Weinhäuser“; siehe die untenstehende Abbildung), zum Teil in Verbindung mit den zuerst existierenden und nur zur Herberge der Reisenden und fremder Gäste dienenden Gasthäusern. Diese letzteren, anfangs bei der allgemeinen Gastfreundschaft, namentlich der Klöster, überflüssig, waren mit dem steigenden Verkehr häufiger geworden, standen aber, wenigstens nach Erasmus, als nicht gerade einladende Stätten den feineren französischen weit nach. Aus dem Sinnbilde, das die Schenken in der Stadt wie auf dem Dorfe heraushängten (Kranz, Faßreif, Kanne), entwickelten sich ihre Bezeichnungen, die aber auch andere Quellen, vor allem die Scherzluft, hatten. In Erfurt soll es um 1300 fast in jeder Straße schon fünf bis sechs Schenken gegeben haben. Volk genug, das nicht in die Trinkstuben gehörte, Knechte, fahrende Schüler u. dgl., war ja vorhanden. Spiel, Gesang, Tanz, Lärm, Streit und Schlägerei waren hergebracht. Hier schwelgte auch der Tagelöhner, freilich wohl nur an Sonn- und Festtagen, wo er nach Agricola bei Wein, Bier und Spiel seinen Wochenlohn — wie noch heute — fast ganz ausgab. Die fürsorgende Obrigkeit sah aber bald auf strenge Innehaltung einer Polizeistunde, die eine Glocke ankündigte, und die im Verhältnis zu der das Nachtleben liebenden Gegenwart recht früh war (8 Uhr im Winter). Übrigens wurden die Wirte auch bezüglich ihrer Maße und der Qualität der Getränke scharf beaufsichtigt.



Schenke. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie“, Nürnberg 1505.

Das Zuviel des Genusses hängt nun auch mit jenem, zunächst aus dem rasch gesteigerten materiellen Wohlstand zu erklärenden Hange der Zeit zum Luxus zusammen. Wir haben ihn bereits bei den Hochzeiten und Taufen näher kennen gelernt, und ebenso die Versuche der Obrigkeit, ihm durch Ordnungen zu steuern. Obgleich diese seit dem 13. und 14. Jahrhundert erlassen wurden und sich im 16. geradezu häuften, war der Erfolg gleich Null, zumal die Obrigkeit oft selbst sich nicht an sie kehrte. Ebensowenig nützten die im 15. Jahrhundert immer lauter auftretenden Sittenprediger und Satiriker, auf deren Wirken zuweilen wohl die Erneuerung einer Ordnung zurückgehen mochte. Ein Bürger, der etwa einfach bleiben wollte, verfiel erst recht dem allgemeinen Spott. Aber der Luxus behielt durchaus einen derben, unfeinen Charakter: es war der Luxus des reichen Emporkömmlings, der nur die Völlerei und Überladung kannte. Das zeigte sich in höchst grotesker Weise namentlich im Kleiderluxus (siehe die Abbildung, S. 395). Bedingt durch die Fülle der nun eingeführten fremden kostbaren Stoffe, war er das Mittel, den erworbenen Reichtum äußerlich ständig zu zeigen, und die Eitelkeit wie die allgemeine Üppigkeit trieben wieder die weniger Wohlhabenden, hinter den Reichen nicht zurückzustehen. Weiter veranlaßte die Möglichkeit, sich in teure Stoffe zu kleiden, mittlere, aber reiche Leute dazu, die damals so scharfen ständischen Unterschiede der Kleidung zu durchbrechen und in den Stoffen einherzugehen, die die vornehmen Klassen, übrigens wieder mit Differenzierungen, kennzeichneten. „Wenn man die Stendt nit me in der Cleidunge unterscheiden kan“, lamentierte daher Geiler, „das ist ein bös Anzeichen!“ Solche Erwägung war auch ein Hauptmotiv der von den Landesherren schon früher (vgl. S. 314) erlassenen und damals namentlich den Bauer, freilich vergeblich, einengenden Kleiderordnungen. Diejenigen der Stadt wollten vor allem dem wirtschaftlichen Ruin der Bürger wehren und in sittlicher Beziehung die Hoffart bekämpfen. Die Wahrung der ständischen Unterschiede war

namentlich das Ziel der späteren Reichskleiderordnungen, die den städtischen und landesherrlichen — sehr eingehend ist unter diesen die des Kurfürsten Ernst von Sachsen 1482 — folgten (Reichstage zu Lindau, Freiburg, Augsburg 1497, 1498, 1500). Hier wurden den Bauern, Handwerkern, nichtadeligen Bürgern u. s. w. bestimmte Stoffe und Schmucksachen, den Dörfern und kleinen Städten gelegentlich überhaupt ausländisches Tuch verboten. Nichtritterliche Adelige sollten nicht Gold und Perlen tragen, Ritter kein Brokat u. s. w. Indessen die reichen anspruchsvollen Bürger haben sich um die Ordnungen nicht gekümmert, Perlen an Hut und Wams, silber- und goldgestickte Kleidung, goldene Ringe, übermäßig viel Pelzwerk u. s. w. getragen, und manche Frau hatte nach Geiler für 300 bis 400 Gulden (bei damaligem Geldwerte!) Stoff und Schmuck an ihrem Leibe. Die Frauen leisteten auch etwas in der Masse des Stoffes. Nun führte aber die Sucht, den Reichtum zu zeigen, nicht nur zur Überladung mit Schmuck und Stoff, sondern vor allem zur Beschaffung vieler Kleider (in Regensburg durften 1485 die Frauen noch 18 Röcke und Mäntel haben) und zu einem tollen Wechsel derselben.



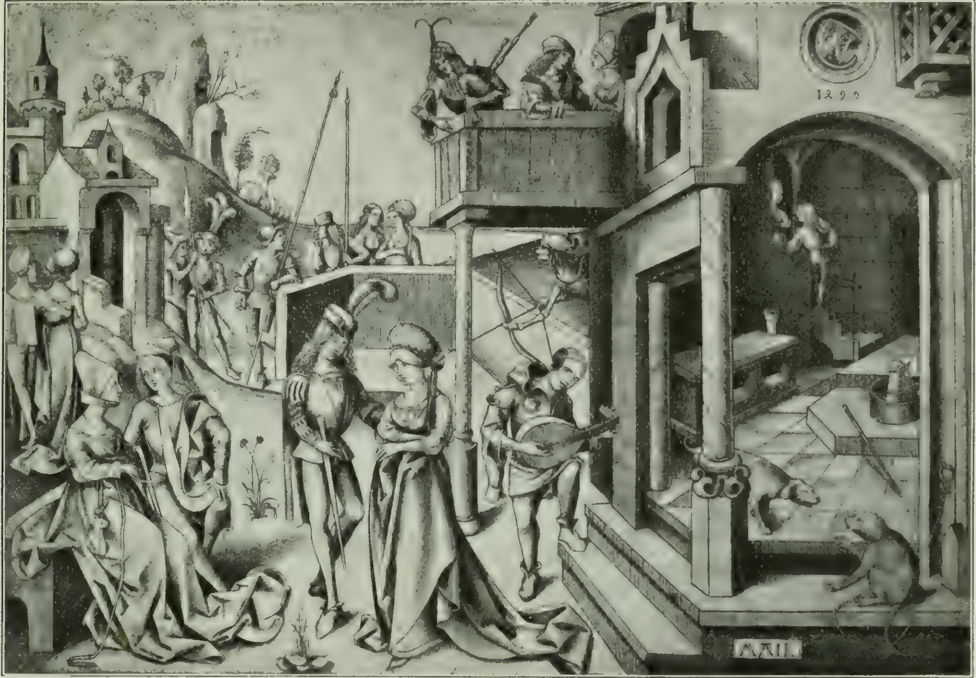
Kleiderluxus. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 394.

Das Bestreben, aufzufallen, dehnte diesen Wechsel auch auf die Formen der Kleidung aus. Es entstand damals erst recht eigentlich das, was man Mode nennt. Sie überschlug sich auch sogleich und wurde lächerlich, närrisch. Freilich wirkte hier wesentlich das fremde Vorbild mit. Denn in den romanischen Ländern und den Niederlanden herrschten dieselben Auswüchse, die auch dort von Kleiderordnungen schon im 13. Jahrhundert bekämpft wurden. Insbesondere ist ein abermals stärker einsetzender französischer Einfluß zu konstatieren, der auf geistigem Gebiete später gegenüber dem italienischen zurücktrat, auf gesellschaftlichem aber ununterbrochen wirkte, bis er im 16. und 17. Jahrhundert sich zum übermächtigen entwickelte. Aus Frankreich kam jene enge Tracht, welche die im Grunde morgenländischen weiten Gewänder der Vornehmen verdrängte, durch ihre frivole Lockerheit auch auf die Sinnlichkeit wirkte. Sie, die z. B. in Marseille schon früh herrschte, vielleicht auch in Frankreich anderswoher übernommen, verbreitete sich im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts überhaupt in Frankreich. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts trat dann vor allem der Einfluß der entwickelten burgundischen Kultur hervor. Hier bildete sich jenes auf Frankreich und dann auf Deutschland so ungeheuer wirkende Hofideal aus, von dem wir später hören werden, hier ein früh bewunderter Prunk der Hofhaltung, hier ein feines höfisches Zeremoniell, hier

eine reiche Staatstracht. Die Nachahmung derselben, deren Charakteristikum unter anderem die schweren, glänzenden Brokatstoffe sind, seitens der vornehmen und reichen Leute ist das erste Zeichen einer neuen, von höfischen, zunächst noch nicht bewußt empfundenen Idealen beherrschten Zeit. Indessen blieb auch jetzt, also gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts, in diesen Kreisen jene französische enge Tracht, deren Anfänge schon in der höfischen Zeit liegen (vgl. S. 266), in Mode. Sie war von Frankreich um 1320 stärker zuerst nach Böhmen — dies damals wichtige kulturelle Vermittelungsgebiet wird uns noch häufiger begegnen —, weiter nach Österreich, um 1330 auch bis zum Rhein und anderswohin, freilich immer zögernd und nie ganz sklavisch nachgeahmt, gedrungen. Die Röcke der vornehmen Männer wurden immer enger und kürzer, schließlich im 15. Jahrhundert bei den Gecken zur engen Jacke, behielten aber neben engen auch weite und lange, zuweilen fast bis zur Erde wallende oder zerschnittene, gepuffte Ärmel. Die Enge des Rockes, den man nicht mehr über den Kopf anziehen konnte, führte schließlich zum Aufschneiden des vorderen Teiles, zur Anbringung von Knopfloch und Knöpfen, also zur Grundform des noch heute üblichen Rockes. Anderseits wurden die Knöpfe aber auch auf dem Rücken geknöpft. Ebenso eng wurden schon früher (vgl. S. 266) die Beine umhüllt, die nun ganz hervortraten, was bei der Sichtbarkeit von Oberschenkel und Gesäß der Zeit höchst unsittlich erschien („Hinten bloß und vor verschamt"). Insofern traf das auch zu, als die Hosen aus der „Bruch" (S. 266) und den an diese heranreichenden, jedoch nicht immer mit ihr verbundenen Strumpfhosen bestanden. Im 14. Jahrhundert wurden zu diesen langen Beinen jene sie gewissermaßen närrisch verlängernden Schnabelschuhe (vgl. S. 266) allgemein. Zum Jahre 1480 berichtet aber Stolles Chronik: „Da vergingen die langen Schnäbel an den Männerschuhen: danach gingen aus die breiten Schuh, genannt Kuhmäuler". Entsprechend und wieder dem lockeren, wenn auch nicht frivolen Zug der Zeit angemessen war die weibliche, ebenfalls seit Mitte des 14. Jahrhunderts aus Frankreich importierte Tracht mit am Oberkörper engeren, geschnürten, dabei tief ausgeschnittenen Kleidern (Unter- und Oberkleid), die sich nach unten in immer längerer Schleppe, deren Tragen später von dem burgundischen Hofzeremoniell eine besondere Behandlung erfuhr, erweiterten. Der Gürtel rückte nach oben und drängte den Busen hinauf, der aber auch ausgestopft wurde. Dieser dekolletierten Tracht, die schon früher einmal aus Frankreich gekommen, aber im 13. Jahrhundert wieder verdrängt worden war, schrieben die Sittenprediger die dadurch gereizte Unzüchtigkeit zum Teil zu. Vielfach aber bedeckte Hals und Busen ein feines Hemd. Die Frauen wurden auch erst allmählich in ihrer Tracht luxuriöser. Namentlich der Kopfputz wurde immer toller, aus dem Kopfschleier (vgl. S. 264) wurden die mannigfachsten Putzformen gemacht, dazu kam neben der Haube das Barett auf. Doch erregte die Frauentracht erst im 15. Jahrhundert die Kritik.

Im ganzen wurde das Charakteristische der Tracht (siehe die Abbildung, S. 397) immer mehr die Buntheit, der Wechsel, einerseits ein Zeichen des Sichfühlens der Stände wie des beginnenden Individualismus und der stärkeren Sucht nach Neuem, auch ein Abbild des Kontrastes, wie ihn die Zeit liebte, anderseits ein Zeichen ihrer Exzentrizität, die einen narrenhaften Zug annahm. Indes standen in dieser Modetollheit sowie in der Pracht und Anstößigkeit der Kleidung die Männer damals voran und waren nach Geiler „noch nerrischer als die wiber". Die Hauptsache war Verbannung des Einfachen, Bewunderung alles Auffallenden; jede närrische Neuheit schlug durch, und die älteren Leute wurden schon damals sehr schnell „ganz altfrenkisch". Es kann hier nicht der fortwährende unerquickliche Wechsel der Mode seit dem 14. Jahrhundert, wie ihn z. B. die Limburger Chronik getreulich verfolgt,

geschildert werden. Er zeigte sich auch in der Kopfkapuze, der einst volkstümlichen, nun modisch gewordenen bunten und schwanzförmigen „Gugel“ der Männer, in den seltsam geformten, ungeheuren Hauben und dem Schleierkopfputz der Frauen, in dem schon viel älteren Schellenbehang fast aller Kleidungsstücke, des Gürtels u. s. w., in den „Zaddeln“, die man in die Ränder und Säume schnitt, in dem ursprünglich französischen langen Schleppmantel, dem „Taphart“, oder anderen auffallend gearteten Überwürfen, der französischen Heuke, dem Glockenmantel u. s. w. Im 15. Jahrhundert ging man in der Regel „zerhackt, kurz und verbrämt“ einher, wobei man oft die einzelnen Teile des Gewandes aus verschiedenfarbigen



Trachten aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Mair von Landshut, „Unverhofft naht der Tod“ (1499), nach dem Exemplar des k. k. Kupferstichkabinetts in Wien. Vgl. Text, S. 396.

Stoffen höchst mannigfaltig zusammensetzte, was aber schon früh, namentlich für die Beinbekleidung, vorkam. Man stickte auch andersfarbige Figuren (nach Butzbachs Chronik: Wolken, Blitze, Sterne, Würfel, Brillen, verschlungene Hände u. a.), sogar Buchstaben darauf. Die zunächst den Vornehmen kennzeichnende Farbenfreude war übrigens schon seit dem 13. Jahrhundert gestiegen, und selbst die Bauern hatten das Grau ihres Standes oft genug verschmäht. Bei der Farbe der Kleider und vor allem der Zusammensetzung aus verschiedenen Farben spielte auch die Farbensymbolik eine immer größere Rolle als Liebessprache, überhaupt als Ausdruck der Empfindung. Anderseits respektierte man bald nicht mehr die bisherigen Eigentümlichkeiten der Geschlechter: die Frauen gingen nach Geiler „wie die Man“ einher, mit auf den Rücken oben herabhängendem Haar und Hahnenfederbaretts, und die Männer mit krausem Haar („gekruselt mit eierklar“ [Eiweiß]), selbst zuweilen in Zöpfen, mit gestickten Hauben oder mit ausgeschnittenem Wams — was wie das Zerhacken der Kleidung geschah, um das feine

Hemd sehen zu lassen —, auch mit bloßem Hals und bloßen Schultern, oft sogar geschnürt. Die „Narrheiten der stedtischen Modegecken“, die Murner „Fantasten“ nennt, — selbst die Schuhe wurden „zerhauen und zerschnitten“ — haben nun naturgemäß auf die nicht städtischen Schichten ebenfalls gewirkt, nicht minder der Kleiderluxus der Städter überhaupt. Manche Adelige verboten freilich ihren Angehörigen solchen Prunk als „des adels unwürdig“ und „den kaufwuchern“ zu überlassen, und Fürsten und Adelsgenossenschaften haben durch Verbote z. B. den prächtigen Kleidungen namentlich der Frauen bei den Turnieren entgegengewirkt: aber es war doch menschlich, daß man sich von dem verhaßten Städter nicht übertrumpfen lassen wollte. „Sie wollen prunken, als die richen Kaufleute in den Stedten tun, den sy es ehedem in Eren vorausgethan; und wollen nit lyden, das die Frauen und Tochter der Kaufherren besser und costlicher gecleidet sind, dan ihre Frauen und Tochter“. Der so schreibt, macht diesen Prunk mit Recht für die wachsende Verschuldung der Edelleute verantwortlich. Aber auch die Bauern taten es den Städtern und den Edelleuten nach. Die „cristlich ermanung“ klagt über die „costbaren Stoffe“ und „nerrischen“ Moden selbst der Landleute, und Brant geißelt diese ebenfalls deswegen: „die buren tragen siden kleit und gulden ketten an dem leib“. Immerhin ist die untere Masse, obgleich auch sie lebhafte Farben liebte, natürlich einfacher einhergegangen, überhaupt hat an den Auswüchsen der Mode, wie namentlich die erhaltenen Abbildungen in Werken der Plastik und Malerei zeigen, immer nur ein Teil der Deutschen Gefallen gefunden, von der Bewahrung der so wichtigen territorialen Unterschiede ganz abgesehen. Joannes Boemus meint sogar, daß an Werktagen fast alle Deutschen mit einfacher Kost und Kleidung zufrieden wären.

Alle die bisher besprochenen Züge verraten eine gesellschaftliche Rückständigkeit: es ist immer noch die halbbarbarische Art, die sich infolge des großen materiellen Wohlstandes zwar verbrämt, aber sonst nur augenfälliger zeigt. Gesellschaftlich ist dafür das wiedereingetretene Übergewicht der Männer und ihrer Art des Genusses bezeichnend. Die Leidenschaftlichkeit und der naive Egoismus bedürfen auch noch fortwährend strenger gesellschaftlicher Regeln, die der freieren Bildung zuwider sind. Daher die große Wichtigkeit der Zeremonieen, überhaupt der konventionellen Formen, die schon bisher den ganzen menschlichen Verkehr beherrschten. Für die notwendige gesellschaftliche Erziehung konnte die höfische Zeit nicht ohne jede Nachwirkung bleiben, diese beschränkte sich im wesentlichen freilich auf die wirklich höfischen Kreise. Dem Bürger, aber auch dem degenerierten Ritter, mußten erst wieder die Elemente beigebracht werden. Bezeichnend ist dabei, daß man sich um den weiblichen Teil in den Anstandslehren kaum noch bekümmerte. Anderseits fällt beim Bürgertum das exklusive Moment der Standesbetonung in den Anstandslehren fort. Die Wichtigkeit der materiellen Geselligkeit ließ hier als Hauptteil der Anstandslehre die Tischzuchten (siehe die Abbildung, S. 399) ausbilden, die zum Teil an höfische Lehrschriften anknüpfen, aber sich auch sehr erweitern und vielfach auf die Sitten bei Tisch, deren Besserung notwendig war, ein böses Licht werfen. Doch machen sich in ihnen gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch höhere Elemente geltend. Für die Erziehung der Kinder ferner zu guten Manieren werden alte Anweisungen wieder aufgefrischt sowie fremde Einflüsse übernommen. Feineren Charakter trägt dann die zunächst für einen Prinzen geschriebene Schrift des Erasmus „über die Erziehung der Knaben zur Höflichkeit“ („De civilitate morum puerilium“), die aber doch, entsprechend dem Einfluß des Bürgers auch in gesellschaftlicher Beziehung, bürgerliche Züge aufweist und vor allem mehr Gebiete des Lebens umfaßt. Das ausgebildete Genossenschaftswesen der Zeit

sodann hat der sich wohl sehr handgreiflich zeigenden Notwendigkeit gesellschaftlicher Erziehung der Genossen Rechnung getragen: überall gab es Verbote gegen rohe Sitten, gegen das Zutrinken, das Fressen und noch Schlimmeres, Verbote, die die herrschende Barbarei genügend illustrieren.

Solcher Stufe entspricht der Massencharakter der Geselligkeit. Eine feinere häusliche Geselligkeit war damals unmöglich: auch die Familienfeste (Hochzeiten u. s. w.) waren Massenfeste. Ebenso dienten die Trinkstuben nur der groben Massengeselligkeit. Deren Hauptform waren aber die großen öffentlichen Feste, deren Rolle für das gesamte Volksleben uns noch später beschäftigen wird. Eine besondere Ausbildung als Festtage, ja einen wahren Kultus erfuhr in den Städten die Fastnacht, deren Freuden aber auch die Fürstenhöfe und Adelssitze schätzten. Von der Fastnacht sind die Privatbriefe aus bürgerlichen Kreisen voll: man gab sich ihren Lustbarkeiten so allgemein hin, daß die Städte in dieser Zeit besondere Maßregeln für die äußere Sicherheit trafen. Man schmauste, trank und tanzte nach Herzenslust, namentlich in den Gesellschaftsstuben; man setzte die Sache bis in die Fastenzeit selbst fort, was schließlich verboten wurde. An diesen Tagen ließ man aber auch besonders der alten Lust zu Mummereien und Aufzügen freien Lauf. Dem Frankfurter Verbot, daß man sich „unter den Augen" nicht „vermachen" solle, ward hinzugefügt: „wird nit gehalten zu Fastnacht". Öffentliche Kritik und Satire mischte sich in diese frohe Laune leicht hinein: in Stockach hielt man z. B. ein Narrengericht. Dieser Zug trat besonders in jenen Fastnachtsspielen hervor, die dem Ganzen eine höhere kulturgeschichtliche Bedeutung verliehen haben und für die Entwickelung eines weltlichen Schauspiels wichtig wurden. Zunächst waren es die im Mittelalter üblichen geistlichen Spiele, Mysterien und biblische Stücke, die, wie zu Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, auch zu Fastnacht aufgeführt wurden, ursprünglich von Geistlichen veranstaltet und von Stiftsschülern dargestellt, etwa das Spiel vom Antichrist, das Urteil Salomonis, das Johannes-, das St. Jürgenspiel. Aber in diese, auch später beibehaltenen, im 15. Jahrhundert fruchtbar entwickelten und für die Volkserziehung wichtigen Stücke mischten sich bald komische Szenen. Man führte auch neben den Moralitäten, die sich in ganz Deutschland nachweisen lassen, Possen auf, insbesondere zu Nürnberg, und weiter wurden die Verfasser und



Bild zu Hans Sachs, „Ein Tischzucht". Nürnberger fliegendes Blatt des 16. Jahrhunderts, nach dem Exemplar des königl. Kupferstichkabinetts in Berlin. Vgl. Text, S. 398.

Aufführenden jetzt Laien; unter den Aufführenden waren neben den Stadtschülern besonders zahlreich die Handwerker vertreten. In dem Nürnberg benachbarten Eger verehrte der Rat schon 1443 den Goldschmiedegesellen zehn Groschen Trinkgeld für ein Fastnachtsspiel. Verfasser kennen wir nur aus Nürnberg, so Hans Folz und Hans Rosenplüt. Anderswo blieb man bei ernsten Spielen, im späteren 16. Jahrhundert wurden z. B. in Frankfurt a. M. von den Buchdruckern „Die zehn Lebensalter", von den Schustern „Der Verlorene Sohn" und „Das Jüngste Gericht" gespielt. Die Aufführung, oft über mehrere Tage ausgedehnt und von vielen Leuten unternommen, ging meist wohl auf dem Markt auf einem Brettergerüst vor sich unter großem Zulauf auch des Landvolkes und heiterem Gedränge in den Straßen und Trinkstuben.

Die Feste des Adels, die **Turniere**, konnten in der bürgerlichen Gesellschaft nicht die gleiche Bedeutung haben, wenn auch die Städte oft der Schauplatz des Stechens waren. Wie früher wollten die reichen Bürger dem Adel es aber auch darin gleichtun (Magdeburger Gral; vgl. S. 322). Ein Verbot z. B. des Nürnberger Rates von 1362 gegen die Beteiligung von Bürgern am Turnier hat wenig geholfen: gerade in Nürnberg fand 1446 ein berühmtes Gesellenstechen der vornehmen Bürger statt, von dem noch lange gesprochen wurde, von dem Beschreibungen umliefen, und dessen bildliche Darstellung in Volckamers Haus in Kopieen noch im 16. Jahrhundert verbreitet wurde. 1471 fand ein solches Stechen in Frankfurt a. M. statt. Der Adel war aber darüber ergrimmt: den exklusiven Charakter solcher Feste betonte er 1481 durch die Ausschließung der Patrizier von dem Heidelberger Turnier ausdrücklich. Die Bürger fanden in einem anderen Waffenspiel Ersatz, dessen Bedeutung wohl mit der aufsteigenden Entwickelung des Fußvolkes (vgl. S. 426) zusammenhängt, in dem **Schützenfest**. Übrigens pflegte das Volk die alten körperlichen Übungen, Speerwerfen, Steinstoßen u. s. w. (siehe die obenstehende Abbildung und die auf S. 401), an Feiertagen noch gern, in Nürnberg z. B. später auf der Hallerwiese, in Basel auf dem Petersplatz. Die von den Bürgern in der Stadtmark betriebene Jagd konnte freilich von dem Adel nur belächelt werden. Auch wurden damals schon die Sonntagsjäger verspottet. Recht wenig vornehm war auch das sehr beliebte und oft zum Fest gestaltete Vogelfangen am Vogelherd. Das Schützenfest nun war wie das Turnier, und zwar in Nachbildung desselben, aus einer Waffenübung zum Waffenfest geworden. Im Zusammenhange mit der städtischen, nunmehr meist auf Quartiereinteilung unter Viertelsmeistern gegründeten


Ballwerfen. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620.

Wehrverfassung, aber nicht immer in völliger Abhängigkeit von der städtischen Obrigkeit, von dieser jedoch im Interesse der Wehrkraft stets gefördert, bildeten sich im Laufe des 14. Jahrhunderts Genossenschaften der Schützen, um sich in der Handhabung ihrer Hauptwaffe, der Armbrust, die den älteren Bogen im 14. Jahrhundert verdrängte, zu üben. Sie waren um 1400 im Süden überall verbreitet, entwickelten sich aber auch im Norden im 15. Jahrhundert immer großartiger. Jenem Magdeburger Turnier der Geschlechter folgte hundert Jahre später,



Ringen und andere körperliche Übungen. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537. Vgl. Text, S. 400.

1387, ein Schützenfest der zünftigen Handwerker, bei dem der Preis freilich noch, wie damals, ein Maidlein war. Bei den Übungen, die meist im Stadtgraben stattfanden, gab die Stadt Schießwein, später Schießgeld; Gelage und Umzüge waren von vornherein im Schwange. Die Schützen versahen dafür Sicherheits- und Ehrendienste, die über die allgemeine Wehrpflicht der Bürger, zu denen aber im Kriege Söldner kamen, hinausgingen (z. B. als Gefolge des Rates). Die behördliche Leitung wurde bald verstärkt, als nach dem Aufkommen der Feuerwaffen sich Büchsenschützengesellschaften bildeten, die, wenigstens noch zu Anfang, die Büchsen vom Rat erhielten. Auch die Kleidung ward zuweilen geliefert. Aber im ganzen ging die Richtung auf größere Freiheit wie auf Umwandlung der Übungen in Feste und Wettkämpfe

um Gewinne. An Stelle der mehr technischen, ursprünglich städtischen Beamten, des Armbrusters und des Büchsenmeisters, den die Stadt anfangs aus der Fremde holen mußte, traten eigene Schützenmeister. Auf den Schießfesten spielten im Süden, namentlich in der Schweiz, die Büchsen bald eine große Rolle (Zürich 1472 nur Büchsen), wie überhaupt die Zahl der Büchsenschützen bald überwog; aber die Armbrust blieb lange das feinere. Die großen festlichen Schießen mit Geschützen, wie ein solches Nürnberg einmal veranstaltete, haben mit den Schützenfesten nichts zu tun. Geschossen wurde seit uralter Zeit auf den Vogel (häufig „Papagei"), wie es sich z. B. in Thüringen bis heute gehalten hat; wo aber Schießscheiben waren, bildete sich für sie später ein großer künstlicher Bau aus. Überhaupt zeigte der zunehmende Luxus bald seinen Einfluß. An Stelle der Gewinne in natura (zunächst kleine, wie Gänse, dann namentlich ein Ochse, ein Pferd) oder in nutzbaren Dingen (Tuch) und neben sie traten Geld, später in besonders geprägter Münze, und Kostbarkeiten (1458 in Nürnberg z. B. vergoldete Becher, Halsbänder, Schalen, Ringe, kurz „cleinet und obenteuer" [Kleinode und Wunderdinge]). Wer den ersten Preis davontrug, wurde König, woher meist der Familienname König stammt. War ein besonders großes Freischießen geplant, so ergingen von der Stadt oder der Genossenschaft in andere, oft ferne Städte Einladungen, die auch die Schießbedingungen enthielten, und denen immer zahlreichere Schießgesellen, oft auf Kosten ihrer Stadt, folgten, was dann wieder auf Beschränkung der Einladungen wirkte. Natürlich wurden solche besonderen Feste, denen auch vornehme Herren zusahen, ebenso wie die gewöhnlichen zu allgemeinen Volksfesten, auch wieder für das umgebende Land. Für den nie fehlenden Humor dabei sorgten der oder bei großen Schießen die Pritschmeister, die, Herold und Narr in einer Person, als Ausrufer dienten, das Volk amüsierten oder verspotteten, schlechte Schützen verhöhnten, aber auch mit ihren Pritschen die nötige Ordnung aufrecht hielten. Buden, Würfel- wie Schaubuden, boten früh Unterhaltung, und wie zu jedem größeren Feste strömte viel fahrendes Volk mit seinen Künsten zusammen. Kurz sei hierbei erwähnt, daß es an „staunenerregenden" Produktionen von Gauklern und Akrobaten, namentlich Seiltänzern, Springern, Degenschluckern u. s. w. (vgl. schon S. 327), nach den Städtechroniken nicht fehlte, daß man aber damals noch wenig Merkwürdiges, z. B. wilde Tiere aus fremden Ländern, sehen konnte (1443, 1480, 1483 erschien in Frankfurt a. M. ein Elefant). Häufiger wurden Mißgeburten oder geringere Dinge, ein „Schwein mit Stacheln", tanzende Schlangen, lachende Vögel vorgeführt. Indessen erschienen diese Schausteller nicht wie heute zu bestimmten Zeiten, sondern je nach Zufall, fanden trotz der Schaulust des Volkes beim Rate aber nicht immer Entgegenkommen. Schon im 15. Jahrhundert spielte auch der aus Italien eingedrungene Glückshafen, eine große Lotterie, die man in der Einladung (z. B. Gemünd 1480, mit allem Detail Straßburg 1473) auch erwähnte, eine später immer bedenklichere Rolle und zog namentlich die Frauen an. 1470 gab es in Augsburg auf 36,000 Zettel à 8 Pfennig 22 Gewinne (Tuche, Kostbarkeiten).

Neben den Mahlen — auch die Stadt selbst richtete wohl eines aus — war für die Schützen, deren Zahl, wie 1506 in Hildesheim, oft über 1000 betrug, ebenso wie für die Ritter bei ihren Turnieren ein Hauptvergnügen der Tanz. Er spielte überhaupt bei öffentlichen wie privaten Festen die wichtigste Rolle. In beiden Fällen stellte der Rat oft den Rathaussaal zur Verfügung, was aber für die privaten Feste als Begünstigung der herrschenden Familien Anstoß erregte (in Konstanz deshalb 1420 verboten) und zur Beschränkung auf andere Räume im Rathause oder zur Errichtung jener besonderen, freilich gelegentlich, wie in Heidelberg, anders verwendeten „Tanzhäuser" (vgl. S. 355; in Frankfurt a. M. hatten schon 1356 die Patrizier

dafür eigene Häuser, in Köln benutzte man den Gürzenich) führte. Die Handwerker tanzten in ihren Zunftstuben, das Volk aber wie vor alters gern im Freien, etwa um einen Baum herum, und daher vor allem im Sommer (siehe die untenstehende Abbildung). Selbst die Kirchhöfe mußten dazu herhalten. Der demokratische Geist der Zeit hat nun auch dieses gesellige Vergnügen in den Städten stark vergröbert. Der feine, höfische, polonäsenartige Schritttanz trat mehr und mehr vor den eigentlich bäuerischen, oft tollen Springtänzen zurück: gleichzeitig erhielten die alten Tanzlieder beim Reihen (vgl. S. 262 und 316) einen immer unanständigeren Charakter. Freilich richteten sich wohl die Verordnungen der Obrigkeit gegen „das wüste umblauffen, unzüchtige drehen, greiffen und maullecken" (Küssen) wie das Schelten der Sittenprediger wesentlich an die niederen Stände, aber auch in feineren Kreisen hielt man sich von dem verpönten „unzüchtigen halsen und umbvahen" nicht fern. Die Polizeiordnungen wie Geiler reden dabei von „ungewonlichen", „neuen Tänzen" — Geiler nennt auch einige Namen (Schäfer-, Bauern-, Keßler-, Bettler-, Edelleute-, Studententanz) — und meinen, es kämen immerfort neue auf. Das entspricht dem damaligen Wechsel der Mode und der Sucht nach Neuem, aber im ganzen scheint es ein Vordringen jener volkstümlichen derben Lebenslust gewesen zu sein, über das sich die Obrigkeiten so entsetzten, daß man in Ulm schon früh überhaupt das paarweise Tanzen und anderswo, wie in Breslau und Nürnberg, alle neuen „schändlichen" Tänze, ebenso das Auffspielen zum Tanze verbot. Denn beim Tanz spielte neben dem Gesang auch schon die Musik der Spielleute (vgl. S. 328), die nun in den Städten als „Stadtpfeifer", „Hofierer" festen Fuß gefaßt hatten, eine Rolle, ebenso natürlich bei allen Festen, bei denen Musik unentbehrlich war, besonders bei zeremoniellen Feiern. Zunächst standen diese Spielleute überhaupt im Dienste der Stadt. Die Zahl der damaligen Instrumente war nicht gering: es kam jetzt auch die Sackpfeife (siehe die obenstehende Abbildung) stärker auf. Auch sonst erscholl in den Städten viel Saitenspiel und andere Musik, und namentlich abends waren Ständchen beliebt. Ein Instrument, anstatt der höfischen Fiedel nun vor allem die Laute, pflegte der Jüngling außerhalb der Schule zu lernen.



Tanz und Reigen mit Musik. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620.

Wurde dem Tanz in den Wirtshäusern damals noch nicht gehuldigt, so waren diese Stätten einer anderen Unterhaltung, des von jeher von den Deutschen betriebenen, von der Kirche immer erfolglos bekämpften Spieles. Zu den sehr beliebten Würfeln, gegen die sich im 14. Jahrhundert auch ein Gedicht Peter Suchenwirts wendete, war nun aus Italien und

über Frankreich aus Spanien das durch die Araber vermittelte Kartenspiel gekommen (siehe die untenstehende Abbildung), hatte sich aber erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts weiter verbreitet. Trotz der Verbote süddeutscher Städte bereits aus dem Ende dieses Jahrhunderts wurden die Karten immer beliebter und bald in Masse in Deutschland (Ulm, Augsburg) hergestellt, anfangs mit der Hand, dann gedruckt oder gestochen; sie sind dabei auch kunstgeschichtlich wichtig geworden. Man spielte in Deutschland später namentlich das Landsknechtsspiel. Besonders die Frauen haben in den Städten dem Kartenspiel gern gehuldigt und sogar „Karthöfe" gebildet. Hatte man zunächst zuweilen das Kartenspiel mit niedrigem Einsatz erlaubt, so trieb die steigende Lust am Hasardspiel, das noch jene aus Italien gekommenen Lotterieen (vgl. S. 402) förderten, zu allgemeinen Spielverboten. Ein Höchstetter in Augsburg z. B. und sein Schwager verloren gelegentlich bis zu 30,000 Gulden in einer Nacht. Dabei florierte auch das Falschspiel. Aber die Nutzlosigkeit der Verbote führte, wie in Straßburg, um „solichen sachen zuofürkommen", zur Errichtung und Verpachtung von städtischen Spielhäusern. Frankfurt betrieb von 1390 bis 1434 eine Spielbank (bei der gewürfelt wurde): sie hieß „Zum heißen Stein" (nach ihrem Hause); ebenso hieß die in Mainz. Hasardspiel daheim oder in den Wirtshäusern war dann verboten.



Spielszene. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505.

Eine wichtige Rolle im geselligen Leben der Stadt haben namentlich die eigentlich nur der Körperpflege dienenden Bäder gespielt. Es war ähnlich wie gegen Ausgang des Mittelalters mit den natürlichen Bädern, die, stark und sehr ausgiebig in der Dauer des einzelnen Bades benutzt, zu höchst unterhaltenden Vergnügungsorten wurden. Hans Folz nennt in seiner „Lehre von allen Wildbaden" (siehe die Abbildung, S. 405) die meisten der heute berühmten deutschen Bäder; von der fröhlichen Geselligkeit in dem damals bekanntesten Badeorte, Baden in der Schweiz, entwirft Poggio, der es einem paradiesischen „Garten der Lust" vergleicht, ein anschauliches Bild; und über die Mode werdenden „Badefahrten" und den dabei schon nötigen Luxus läßt sich Murner in seiner überhaupt für die Badesitten lehrreichen, symbolischen „Geistlichen Badenfahrt" näher aus. Bei diesen Badereisen spielte das Naturgefühl gar keine Rolle, so wenig wie bei dem Spazieren der Bürger auf die benachbarten Dörfer, mehr schon bei den Sommerhäusern der Reichen auf dem Lande. Stätten der Lust waren nun aber auch die städtischen Badestuben geworden. Das Reinlichkeitsbedürfnis der Zeit, das unter Vernachlässigung des gewöhnlichen Waschens Bäder in Klöstern wie in Burgen und selbst in Dörfern hervorrief, war nicht gering. Es trieb vor jedem Fest, vor der Hochzeit u. s. w. ins Bad, war auch bei den unteren Ständen so ausgeprägt, daß der Handwerker allwöchentlich sein Bad nahm, daß man kein „Trink-", sondern ein „Badegeld" gab und Stiftungen, um Bäder für Arme zu bezahlen, machte (Seelbäder). Es wurde auch durch die Meinung, das Schwitzbad wirke dem Aussatz entgegen, noch gefördert. In den Städten hatte es, abgesehen von den privaten Badestübchen der Reicheren (in Ulm 1489: 168), zur Errichtung zahlreicher öffentlicher Badestuben geführt (in Wien 29, in Breslau 12, in Frankfurt a. M. 15 u. s. w.). Sie waren von den Städten oder den Besitzern verpachtet und an bestimmten Tagen geöffnet. Es gab Wasserbäder in Wannen und die besonders beliebten, nach Heyne altgermanischen, ursprünglich häuslichen, aber wohl zuerst wegen ihrer Umständlichkeit gemeinsam eingerichteten Schwitzbäder, bei denen in heißem Raume der Körper übergossen oder Dampf durch Aufgießen von Wasser hergestellt wurde. Nach dem „Seifried Helbling" schlugen sich die Badenden dabei mit Laubbüscheln oder wurden von

Badern oder Badeweibern massiert. Nach dem Bade frisierten diese bedenklichen „hübschen Fräulein" die Gäste; andere ließ der Bader zur Ader (vgl. S. 409). Das anfangs vom Bader mit geübte Scheren wurde später dem besonderen Berufe der Scherer vorbehalten. Bei dem langen Aufenthalt im Bade vergnügte man sich regelmäßig mit Trinken, bald auch mit Essen, und schließlich gewannen die Stuben den Charakter eines geselligen Vergnügungsortes, wohin man z. B. seine Gäste nach einem Feste führte, wo die Brautpaare mit ihren Freunden bei der Hochzeit eine Fête hielten. Die Meistersinger scheinen dort sogar Singeschulen abgehalten zu haben, und Badelieder sind bei ihnen sehr beliebt. Verliebte gaben sich dort ferner unter dem Schutze des Baders ein Stelldichein, und wenn schon die Badefräulein die Sittlichkeit nicht hoben, so führte weiter das gemeinschaftliche Wannenbaden von Männlein und Fräulein, das freilich durchaus nicht überall, so wohl nicht in Frankfurt a. M., anderseits ebenso in den Wildbädern vorkam, leicht zu schlimmen Dingen. Immerhin scheinen die bildlichen Darstellungen dieser schmausenden und unzüchtigen Paare bewußt übertrieben zu sein und spekulieren auf die Freude an solchen Bildern. Die Kirche hat dies bei den besseren Ständen wohl kaum übliche Zusammenbaden überhaupt früh bekämpft; Geistliche durften die städtischen Badestuben nicht besuchen. Die ganze Sitte ist seit dem Ende des 15., namentlich aber im 16. Jahrhundert stark zurückgegangen.



Wildbad. Aus Sebastian Münster, „Cosmographia", Basel 1544. Vgl. Text, S. 404.

Dabei scheint, wie dies Erasmus bezeugt, die Angst vor Ansteckung bei der damals auftretenden Syphilis („Franzosen"), aber ebenso bezüglich anderer Krankheiten, mit im Spiel gewesen zu sein. 1497 wurde die Rote Badestube in Frankfurt a. M. geschlossen, weil „viel lude darinn befleckt sind worden". Auch sollten die Dampfbäder den Syphiliskranken selbst schaden, wie überhaupt die Ärzte gegen das übertriebene Baden ihre Stimme erhoben. Nach Zappert hat ferner der steigende Preis des Brennholzes gewirkt. Man meinte in den Bädern auch die Zusammenkünfte der Unzufriedenen gefördert. „Dort sitzen sie in einem Badstübl", heißt es in einer Quelle, „und reden ketzerisch wider Gott und Kaiser."

Wie das Badewesen, haben manche oben berührte Seiten des geselligen, des häuslichen Lebens uns schon auf die große Unsittlichkeit jener Zeit geführt. Das Maß derselben entsprach aber nur der allgemeinen derben Genußsucht, überhaupt wurde ein anderer Maßstab an diese Dinge gelegt. Gewiß suchte man die Sittsamkeit der ehrbaren Frauen und Mädchen zu schützen, die Kirche und die Obrigkeit bekämpften ebenso theoretisch jede Unzucht stark, aber der Geschlechtsgenuß auch außer der Ehe erschien dieser massiven und kraftstrotzenden Zeit so selbstverständlich wie gut und viel Essen und Trinken. Dafür gab es eben die

große Zahl fahrender Frauen, die nun in den Städten eine erhöhte Bedeutung, zugleich eine feste Organisation, wie alles im Mittelalter, erlangten. Dieser Auffassung entspricht die außerordentliche, unserer prüden Zeit entsetzlich erscheinende Offenheit, mit der man sich diesem Genusse hingab. Wenn Kaiser und Fürsten mit Gefolge am Tage in die ihnen zu Ehren festlich geschmückten Frauenhäuser gingen oder wenn abends, wie für König Siegmund in Ulm 1434, bei solchen Besuchen die Straßen beleuchtet wurden, wenn Siegmund in Bern dankbar anerkannte, daß die Stadt diesen Besuch bezahlt hatte, wenn in Würzburg die städtische Obrigkeit im Frauenhause ein jährliches Mahl abhielt und ein nach Köln gesandter Frankfurter sogar für den Besuch des Frauenhauses liquidierte, so sprechen solche Züge für sich selbst. Einem so starken Bedürfnisse kam nun jene Fülle der Prostituierten entgegen; jedes Heer begleiteten sie in Masse, zogen auch zu allen größeren Versammlungen zahlreich hin. 1500 sollen auf dem Konstanzer Konzil, 1800 in Basel gewesen sein, auf dem Wormser Reichstag von 1521 soll ein „Wesen wie in Frau Venus Berg" geherrscht haben. Wenn aber in Ulm 1527 verboten wurde, 12—14jährige Knaben weiterhin ins Frauenhaus zu lassen, wenn ebenda verheiratete „ehrbare" Frauen dorthin gingen, wenn solche früher schon in Lübeck vermummt in die Weinkeller schlüpften, so ergibt sich daraus doch eine gewisse Demoralisierung der damaligen Gesellschaft. Wie Fürsten und Herren zum Teil waren, beweist die Korrespondenz des Albrecht Achilles mit seiner Gattin und anderen Fürstinnen; sie verrät doch mehr als jene Freude an Derbheiten, die besonders die Volksliteratur und die bildlichen Quellen zeigen. Vornehme Herren haben ferner in den Städten unter den Bürgersfrauen manches Unheil angerichtet, fanden aber auch, z. B. in Wien, viel Entgegenkommen. Noch schlimmer wirkten, wie von jeher, die zahlreichen Kleriker, zumal die reich waren; dazu kamen die Badehäuser u. a. Lüsternheit zeigt auch die wenig anständige Frauentracht.

Gerade um die ehrbaren Frauen weniger zu gefährden, errichtete man denn auch die Frauenhäuser, die schon im 13. Jahrhundert erwähnt werden; sie sollten von der Fremde her versorgt, keine Bürgersfrau oder Bürgermädchen dort zugelassen werden. Sie kamen überall in den Städten vor als konzessionierte private oder als städtische Anstalten, sogar, wie die Badestuben, als fürstliche Lehen — die Pachtzinsen und Abgaben waren durchaus willkommen —, waren meist an der Mauer gelegen, wurden von einem „Frauenwirt" (Frauenmeister) geleitet und standen oft unter der Aufsicht des Scharfrichters oder Stockers. Die alles reglementierende Obrigkeit hatte meist, außer z. B. in Frankfurt a. M., „Frauenhausordnungen" erlassen (Konstanz 1413, Ulm 1416, Nürnberg 1470 u. s. f.), die für die allgemeine Ordnung sorgten, aber auch dem Schutzbedürfnis der Dirnen, namentlich gegenüber dem Frauenwirt, im ganzen Rechnung trugen und zugleich auf ihre Rückkehr zur Ehrbarkeit bedacht waren. Diese Dirnen, schöne, gemeine, leichte, arme, böse, wilde, törichte Frauen, Hübscherinnen genannt, waren zwar „unehrlich", aber nicht so mißachtet wie heute; daß sie bei Empfängen von Fürsten mitwirkten, war mehr Schutz für die Bürgerstöchter. Sie trugen auch bestimmte Abzeichen (rote Schleier, Streifen am Schleier, gelbe Tuchstreifen an den Schuhen, an der Achsel u. s. w.), fühlten sich aber durchaus als berechtigtes Gewerbe und fochten wie die Handwerker gegen die Konkurrenz, insbesondere die heimliche des Gesindes, der Nonnen u. s. w. Die ganze Erscheinung, die allgemeine Unsittlichkeit wie die Frauenhauswirtschaft, fand ihre Hauptgegner, von den kirchlichen Sittenpredigern abgesehen, bei den Handwerkern (vgl. S. 361 und 388). Liebschaften von Gesellen im Frauenhaus, Tanzen mit Dirnen, Verkehr mit dem Frauenwirt waren streng verpönt; im 16. Jahrhundert wurde man rigoroser und

erhob generelle Forderungen gegen die Unzucht. Insbesondere bewirkte aber die strengere Anschauung nach der Reformation die Aufhebung der Frauenhäuser.

Ihr Rückgang erfolgte übrigens auch wegen jener ebenso die Badestuben treffenden Ansteckungsgefahr nach dem plötzlichen und überaus starken Auftreten der „Franzosen“ (bösen Blattern, Venerie) etwa um 1495. Die Seuche ergriff alle Stände, und zwar in gefährlichster Weise. Anfangs verstieß man die Kranken und machte ihnen wie den Feldsiechen (siehe unten) draußen „Feldhütten“, denn die Furcht vor Ansteckung wuchs bei dem tödlichen und fressenden, äußerlich entstellenden Charakter der Seuche außerordentlich. Die Ärzte konnten wenig helfen, man beschuldigte zum Teil wieder die Juden der Urheberschaft, gab aber auch vielfach der maßlosen Genußsucht selbst die Schuld: „wisset“, sagte Paracelsus, „daß die Luxuria und die Venus so gewaltig nie gewesen sind als zu der Zeit dieser Geberung“. Die niederen Heilkünstler bis zum Scharfrichter versuchten zunächst die Seuche für ihre Quacksalbereien auszunutzen; dann kam aus Indien das Guajakholz, das man nach Rem sieden lassen mußte, „und tranck das wasser davon 30 tag lang“. Es gab aber auch bald Spezialärzte: so hatte Markgraf Friedrich von Brandenburg 1497 seinen „franzosenarzt“. Weit länger als die Syphilis, schon seit Beginn des Mittelalters, hatte die Menschheit eine andere Plage heimgesucht, der Aussatz, die Lepra (die „Miselsucht“, auch einfach „die Krankheit“ genannt). In der Zeit und vielleicht auch infolge der Kreuzzüge stärker um sich greifend, hatte sie früh und allgemein scharfe, aber nicht unberechtigte Abwehrmaßregeln hervorgerufen. Schon im 12. Jahrhundert errichtete man überall Aussatzhäuser (Leproserien), die als geistliche Schöpfungen noch früher vorkommen, außerhalb der Städte für die Kranken, die daher Sondersieche, Feldsieche hießen. Mit Ende des 14. Jahrhunderts war so eine völlig kontrollierbare Zusammenfassung der Kranken durchgeführt. Diese wurden vor ihrer Ausscheidung kirchlich eingesegnet, anfangs geradezu zeremoniell begraben, trugen besondere Kleidung und mußten sich durch ein Horn, später durch eine Klapper kenntlich machen, erfuhren aber auch viel Wohltätigkeit und genossen an bestimmten Tagen Predigt und Abendmahl, wie überhaupt die Kirche sich immer ihrer annahm. Der Lazarusorden widmete sich ganz ihrer Pflege, seine Glieder nannte das Volk „Hornbrüder“, d. h. ebenso wie die Organisationen der Aussätzigen selbst, welch letztere sich aber bald lästig machten. Die Seuche, die man auch durch die Schwitzbäder zu bekämpfen glaubte, ging im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert zurück. Die furchtbarste und am meisten Menschen dahinraffende Seuche war aber seit dem Altertum die Pest (siehe die Abbildung, S. 408), die als Schwarzer Tod ihren Hauptvernichtungszug im 14. Jahrhundert gehalten hatte (vgl. S. 337). Sie blieb auch ferner die Geißel der Menschheit, aber nicht alle als Pest weiterhin auftretenden Seuchen sind wirkliche Beulenpest gewesen. Diese insbesondere die Städte im 15., 16. und 17. Jahrhundert dezimierenden, meist in der Sommerhitze besonders grassierenden Epidemieen oder „Sterben“ („es stirbt“) waren größtenteils durch die unhygienischen Zustände der Städte selbst hervorgerufen, durch die enge, lichtlose Bauart, durch das stehende Wasser in den Gräben, die Verseuchung der Brunnen infolge der Senkgruben, die Beerdigung der Toten innerhalb der Stadt u. a. Große Sterbejahre sind z. B. in Frankfurt a. M. nach 1349: 1352, 1356/57, 1364, 1365, 1395/96; 1402, 1412, 1418, 1419, 1420, 1428, 1438, 1439, 1443, 1449, 1450, 1451, 1461, 1463, 1467, 1468, 1473, 1480—82 u. s. f.; für andere Städte sind zum Teil andere Jahre einzusetzen, für Köln z. B. 1401, 1421, 1437 (ebenso für Nürnberg) u. s. f. Die Zahlen der Opfer sind in den Chroniken meist übertrieben: 1437 sollen in Nürnberg nach Tucher 13,000, von August 1462 bis Februar 1463 nach dem

Ratsbuch 4493, 1494: 8780, in Köln 1451: 21,000 (!) Menschen gestorben sein. Groß war nach einer Seuche die Zahl der Heiraten, namentlich von Witwern und Witwen; sie betrug 1452 in Köln 400. Die Reicheren flohen bei beginnender Seuche meist aus der Stadt, so 1521 Ulmer nach Augsburg, wo sie nach Rem in der Trinkstube auch fetiert wurden.

Wirkte die Stadt zum Teil auf Vermehrung der Krankheiten, so hat sie anderseits doch bedeutende Fortschritte in ihrer Bekämpfung hervorgebracht. Die größere Bevölkerung, ihr Wohlstand, ihre intellektuelle und materielle Kultur wie ihre Verbindungen mit der Fremde haben erst eigentlich die Ausbildung eines ärztlichen Standes bewirkt. Die Heilkunst lag bis dahin in den Händen der Geistlichen, insbesondere der Klöster (vgl. S. 181 f.), weiter in denen der Frauen, die sich z. B. selbst in höfischen Kreisen als sachverständige Wundpflegerinnen erwiesen, aber wohl auch einen Wundsegen benutzten. Die Volksmedizin pflegten vor allem einzelne Gruppen, Hirten, Henker u. s. w., nach der abergläubischen Seite hin vornehmlich weise Frauen. Die Kleriker wurden zum Teil in der Ausübung der Heilkunst behindert (z. B. Verbot des Papstes Honorius III.), durften auch keine blutigen Operationen vornehmen. Höhergebildete Ärzte, meist aus der Fremde, gab es zunächst nur an den Höfen (Leibärzte): vielfach waren das (vgl. S. 118) Juden, selbst bei geistlichen Fürsten (z. B. bei Bruno von Trier), obgleich die Kirche von den Juden Arznei zu nehmen verbot. Noch 1469 vertraute man ihnen am sächsischen Hofe mehr als anderen. Mit den Universitäten verbreiteten sich dann die studierten, vornehmlich fremden Ärzte, bis allmählich auch in Deutschland die Möglichkeit einer akademischen Ausbildung für Ärzte eintrat. Doch kamen unter den studierten Ärzten später noch Geistliche vor, von der ärztlichen Kunst der sonstigen Geistlichen, die selbst unter höheren Klerikern noch im 15. Jahrhundert Liebhaber fand, hielt aber z. B. Geiler nichts mehr. Anfangs waren die studierten Ärzte sogar in den Städten, die sich nun um eigene Stadtärzte bemühten, nur selten, und große Städte mußten die ihrigen oft den benachbarten Höfen, die sich aber auch gegenseitig aushalfen, und kleinen Orten überlassen. Nürnberg hatte schon im 14. Jahrhundert Stadtärzte, ebenso Frankfurt a. M. König Siegmund wollte für jede Reichsstadt einen „Meisterarzt“ bestellt wissen. Sie erhielten bestimmte Besoldung und mußten die im städtischen Dienste Verwundeten, die Spitalkranken u. a. behandeln. Der Titel „Meister“ wich allmählich dem „Doktor“, den das Volk aber bald jedem Arzte beilegte. Zum Teil waren diese wesentlich buchgelehrten, nicht immer fähigen Ärzte nur



Die Pest. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 407.

höhere Wundärzte, namentlich aber innere Ärzte, die man von jenen bald als Leib-, Bauchärzte unterschied. Für die Diagnose spielte damals die Harnschau eine sehr wichtige Rolle, weshalb auch das Uringlas (das urinâl) auf Bildern das stehende Attribut des Arztes ist (siehe die untenstehende Abbildung). Schon im 14. Jahrhundert gab es Ordnungen für die Ärzte, später eigentliche Taxen. Die Hauptmasse der „Ärzte" bildeten aber die nichtstudierten Wundärzte, d. h. Barbiere und Bader, die zur Ader ließen, Klistiere gaben, verbanden u. a. Der Aderlaß, für den bestimmte Tage zu beobachten waren und eine Menge Regeln galten, war eine absolute Notwendigkeit für jedermann; man glaubte, nach Melanchthon, insbesondere den Folgen der allgemeinen Völlerei damit zu begegnen: „alßdann lasset man zur Ader und saufft wieder, daß 's kracht". Er war wie die geringere Blutentziehung durch das Schröpfen antike Erbschaft und früh auch in Deutschland geübt, beides dann alsbald in der Hand der Bader. In Anlehnung an die Schule von Salerno waren aber auch die gelehrten Ärzte auf seine wissenschaftliche Gestaltung und minutiöse Anwendung namentlich seit dem 15. Jahrhundert bedacht. Dem Volke vermittelten sie durch die Kalender die nötige Kunde. Besondere „Laßzettel" und „Laßtafeln" fanden dann durch den Buchdruck weiteste Verbreitung. Daneben gab es eine große Zahl von Quacksalbern, die gerade die für die gelehrten Ärzte schwierigen Spezialleiden zur Domäne ihres Pfuschertums machten, die Bruch- und Steinschneider, Zahnärzte, Augenärzte (Okulisten; Blinde kamen bei den schlechten hygienischen Verhältnissen im Mittelalter besonders häufig vor, ebenso wie Lahme und Taube). Sie waren teils seßhaft, teils fuhren sie im Lande umher und lockten durch alle möglichen Mittel, Schaustellungen und Possen die Leute an. Mit Recht zählt sie Geiler nebst den „Triackerskrämern" — Theriak war ein Allerweltsmittel — und den alten Weibern zu den „Leutebescheißern". Daß Ärztinnen vorkamen, ist bei der hergebrachten Praxis der Frauen, deren häusliche Pflege neben den alten Hausmitteln auch den Bürgern unentbehrlich blieb, nicht verwunderlich. Gegen jene niederen Wundärzte gingen übrigens, soweit sie in die höhere Medizin übergriffen, die studierten Ärzte bald vor. Allmählich wuchsen überhaupt die Ansprüche der Städte selbst. In Nürnberg gab man 1553 einem jungen Arzt den Rat, erst in einem kleinen Städtchen sich Erfahrungen zu sammeln.



Arzt am Krankenbett und Harnschau. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren", Straßburg 1512.

Im Zusammenhang mit den Fortschritten der Krankenbehandlung steht die Fürsorge der Städte bezüglich der Apotheken (siehe die Abbildung, S. 411), die ihre Heimat zunächst wieder in den Klöstern hatten, und die nun auch von den Städten selbst eingerichtet wurden. Daneben gab es dann bald in wachsendem Maße private Apotheken, die die Städte aber von ihren Stadtärzten beaufsichtigen ließen. Apotheke konnte übrigens anfangs jedes

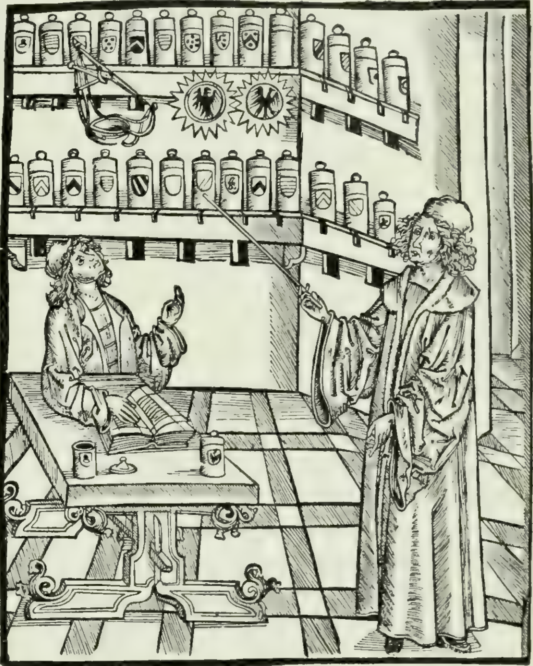
Kramgewölbe heißen, namentlich ein solches, in dem Gewürz, Konfekt, Wachs u. dgl. feilgehalten wurden. Doch wird auch die Anwendung des Namens nur für Arzneimittelhandlungen schon für das 13. Jahrhundert behauptet, wie schon früher der Heilkräuterraum der Klöster, dann der des Arztes so hieß. Ein gelernter „Meister" kommt in Frankfurt a. M. erst 1381 vor. Apothekerordnungen seitens der Obrigkeit gab es natürlich bald; größere Beachtung, besonders wohl wegen der angeführten Mittel, scheint die Frankfurter von 1461 gefunden zu haben. Ihre Weisheit holten die Apotheker vor allem aus dem „Antidotarium" des Nikolaus Myrepsus: so spricht ein Dienstbrief für einen Frankfurter Apotheker von 1469 von den „buchere Anthidetarien Mesue und Nycolai, die man in den apotecken gemeynlich pleget czu haben und czu halden".

Von der Kirche übernahm die Stadt auch die Anstalten für Krankenpflege, die Spitäler, die ja daneben überhaupt humanen Zwecken dienten. Städtische Krankenhäuser, die es in Italien schon im 12. Jahrhundert gab, kommen in Deutschland bereits im 13. vor (Passau, Ulm, Köln mit je einem für die sieben Kirchspiele). Doch behielten vielfach die Geistlichen, vor allem die Orden, die solche gestiftet hatten, Teil an der Verwaltung, auch waren die Krankenpfleger und -pflegerinnen meistens Ordensleute, die nach der Regel Augustins lebten. Die Kosten wurden aus fundierten und neuen Stiftungen bestritten, Arme wurden unentgeltlich behandelt. Nur für eine Kategorie von Kranken, die in dieser das Gemüt oft bis zu Massenepidemieen aufregenden und entsetzlich verwirrenden, ferner so genußsüchtigen und daher die Nerven angreifenden, endlich durch Gewalttaten auch innerlich peinigenden Zeit sehr häufig war, fehlte jede Pflege, das waren die Irren („Unsinnigen"). Man hatte nur das Bestreben, sich vor ihnen zu sichern, und sperrte sie, soweit sie nicht unschädlich waren, ins Gefängnis, aber auch bald in besondere Gefängniszellen von Spitälern. Die in Hamburg 1375 erwähnte „dorhenkiste" war wohl nur ein Spezialgefängnis für Irre. Eine vernünftige Irrenpflege hat aber überhaupt noch lange auf sich warten lassen.

Trotz aller Fürsorge für ihre Bürger hat nun die städtische Obrigkeit, entsprechend den Kenntnissen der Zeit, auf einem gerade für die Bekämpfung der Seuchen wichtigen Gebiete wenig oder nichts geleistet, auf dem der öffentlichen Hygiene. Abgesehen von der Kontrolle der Nahrung auf ihre etwaige Verdorbenheit und den Badeeinrichtungen ist nur für gutes Trinkwasser zum Teil gesorgt worden. Nach Zittau führte man schon 1374 „wasser von dem gebirge", und der Schöne Brunnen in Nürnberg wurde durch Quellwasser, das durch Röhren in die Stadt geleitet war, gespeist. Auch sonst gaben die Brunnen oft laufendes Wasser, freilich zumeist aus den Flüssen. Gefährlicher wegen des verseuchten Bodens waren die Schöpfbrunnen. Man achtete aber durch Brunnenmeister auf gute Instandhaltung derselben. Trefflich verwaltete Städte, wie Nürnberg, sind auch dem Straßenschmutz, der das Tragen eigener Stelzschuhe nötig machte, zu Leibe gegangen, verboten das Ausgießen von Abwässern und leiteten solche in verdeckten Gräben ab. Aber im ganzen blieb auf den Straßen Unrat aller Art liegen; ebenso geschah nichts gegen den Unrat in den Häusern und Höfen selbst.

Von den gefährlichen Friedhöfen innerhalb der Stadt wurde schon gesprochen. Gerade wegen der Seuchen hat man 1505 auch in Nürnberg das Begraben der Toten nur für den St. Johanniskirchhof erlaubt, 1517 allgemein verboten. Was so für Seuchenzeiten galt, hat sich dann überhaupt eingebürgert. Die Beschränktheit der Plätze — man gebrauchte bald nicht nur den Hof der Pfarrkirche, sondern auch die Höfe der übrigen Kirchen und Kapellen — führte ferner dazu, die alten Gräber sehr bald aufs neue zu benutzen; die vorgefundenen Knochen brachte man im Beinhaus unter. Die Leichen, in ein besonderes Leichenkleid, auch wohl in

eine Mönchskutte gehüllt, wurden in der Regel am Tage nach dem Tode beerdigt, meist in einem Sarge, doch auch ohne einen solchen. Denn der Brauch der höfischen Zeit, den Toten in ein kostbares Kleid zu hüllen und ihn so auf die Bahre zu legen, hielt sich noch länger; der Holz- oder Steinsarg wurde dann zuerst in die Grube gesenkt, darauf erst der Tote. Auf die Gräber wurde ein länglicher, früher sehr schmaler, allmählich breiter werdender Grabstein gelegt, ebenso auf diejenigen der in der Kirche begrabenen Geistlichen oder reichen Wohltäter. Der Tote wurde von den Angehörigen oder Genossen zu Grabe getragen; dafür sorgten namentlich die vielen Brüderschaften, die vor allem zu diesem Zweck und für die Veranstaltung von Totenmessen und einem jährlichen Betfest für die Abgeschiedenen (diese Anniversarien wurden kirchlicherseits verzeichnet) gebildet waren. Für ganz Arme, die dann Begharden zu Grabe trugen, gab es oft Stiftungen. Die eigentliche Totenfeier war das innerhalb dreißig Tage nach dem Tode abgehaltene kirchliche Begängnis, die Seelenmesse. Daß die Kirche dabei nicht ein übriges tat, zeigt die Äußerung Francks: „Kummen die Freund zum opfer viel meil wegs, opfern wein, mel, gelt, brod, liecht, anders und anders nach landsbrauch, dieweil singt der Pfarrer, so lang das opfer währt, bald verstummt er, so sy aufhören". Wer Geld hatte, suchte für das Seelenheil des Toten, das immer im Vordergrund stand, namentlich um die Läuterungszeit im Fegefeuer abzukürzen, ausgiebiger zu sorgen, ließ wiederholt (am 7. und 30. Tage), auch wohl täglich im ersten Monat Messe lesen, ließ das Grab an diesen Tagen beleuchten und dabei eine Beghine beten, machte Stiftungen für Messen am Todestag oder sonst, selbst auf ewige Zeiten, Stiftungen für Arme zu des Toten Gedächtnis u. s. w. Die Übertreibung ist hier aber bald verboten worden und ebenso der von den Reichen und Reichscheinenwollenden zur Schau getragene Luxus bei der Beerdigung (Zahl der Träger und Begleiter, Menge und Größe der Kerzen, Ausstattung des Sargtuches, Zahl der begleitenden Klageschwestern, die auch sieben Tage am Grabe beteten), bei dem darauffolgenden Leichenmahl (Zahl der Gäste und Üppigkeit der Bewirtung), bei der Ausstattung des in der Kirche oder am Grab aufgehängten Toten-(Wappen-)Schildes und sonst. Wohlhabende Leute ließen endlich kostbare Grabdenkmäler, deren Pracht in der Renaissance ihren Höhepunkt erreichte, aufführen, bereicherten damit freilich auch den Kunstschmuck der Kirchen.



Apotheke. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren", Straßburg 1512. Vgl. Text, S. 409.

Alles, was mit Tod und Sterben zusammenhängt, läßt die trotz aller weltlichen Kultur das ganze Volk doch immer durchdringende Kirchlichkeit der Zeit besonders erkennen. Aber diesen kirchlichen Charakter zeigt auch das ganze Leben des Bürgers noch in vielen Beziehungen.

Man kann dafür den außerordentlichen, von keiner Periode übertroffenen Eifer, viele schöne und große Kirchen zu bauen, anführen (vgl. S. 355). Sie zu schmücken, waren alle Künste bedacht. Der reiche Kirchenschmuck, zum überwiegenden Teil geschenkt oder gestiftet, hing freilich mit dem allgemeinen Luxus der Zeit zusammen, er schien Geiler schon für die Andacht schädlich zu sein. Bauten wie Schmuck beruhten auf der außerordentlichen kirchlichen Opferwilligkeit der Bürger, die freilich immer den Hintergedanken hatten, damit das Seelenheil zu erkaufen. Aber es ist erstaunlich, wie zu Kirchenbauten — man vergleiche die Nachrichten über Xanten, Frankfurt a. M., Mainz, Nürnberg, Ulm u. a. — im 15. Jahrhundert die Leute nicht nur Geld gaben, sondern auch Hausrat, Kleider, Vieh, Waffenstücke, Edelsteine emsig beisteuerten — Gegenstände, die dann versteigert wurden — wie sie freiwillig Fronden leisteten, Holz und Steine heranfuhren, wie ein Steinmetz gelegentlich auch seinen Wochenlohn hergab. Weiter ist die große Zahl der Stiftungen und Vermächtnisse zu kirchlichen Zwecken bezeichnend, die freilich oft auf dasselbe Motiv zurückgingen. Aber auch auf kirchlichen Sinn: das zeigen die Stiftungen von Laien für besondere Predigerstellen, wie z. B. die Stelle Geilers von Kaisersberg wesentlich eine Stiftung des Ammeisters Peter Schott war. Großer Schenkungen erfreuten sich vor allem die freilich sehr darauf angewiesenen Klöster, wie einst von Königen und Großen, so jetzt auch von den vielen reichen Bürgern, die dort allerdings ihre Töchter und Witwen unterbrachten. Die Schenkungen von Nürnberger Bürgern, den Fürer, Scheurl u. a., an das Kloster Gnadenberg waren überaus bedeutend; namentlich die Brigittenklöster erfreuten sich solcher Gunst der süddeutschen Patrizier. Eine Verwandte von diesen wurde im Kloster daher mit Freuden aufgenommen, sie mußte dann für Bauten und sonstige Bedürfnisse des Klosters Geld von jenen erbetteln, wie das z. B. Katharina Lemlin, später Äbtissin in Maihingen, ständig bei Hans Imhoff in Nürnberg tat. „Hätte sie nur viel von ihren Freunden erbetteln und herbrengen können, wäre ihr eine große Freude gewesen“, schreibt Walburg Scheffler über sie. Man denke ferner an die Unterstützungen, die die Bettelorden aus weiten Kreisen empfingen. Die Durchsetzung des Lebens mit äußerer Kirchlichkeit zeigt sich sodann vor allem in den öfter erwähnten Brüderschaften, die immer zugleich religiöse Zwecke und Einrichtungen (auch besondere Altäre oder Kapellen) hatten, namentlich aber für das kirchliche Begräbnis zum Seelenheil ihrer verstorbenen Genossen sorgten. Es gab ferner rein geistliche Brüderschaften ohne sonstige Zwecke, wie etwa die St. Georgsbrüderschaft zu den Karmelitern.

Insbesondere durch ihre Prozessionen traten die Brüderschaften in die Öffentlichkeit, aber solche Prozessionen ließen überhaupt das kirchliche Leben vor der Welt zum Ausdruck kommen, ebenso die Wallfahrten und Pilgerzüge. Die Feste des Volkes waren zumeist auch immer Kirchenfeste oder wenigstens von kirchlichen Akten begleitet; die Schaulust des Volkes wurde durch das geistliche Schauspiel in erster Linie auf das religiöse Gebiet gelenkt. Weiter trat der Gottesdienst selbst, für den ja so viele Kirchen und Kapellen bestimmt waren, damals ganz anders hervor; zuweilen wurde er unter freiem Himmel abgehalten. Im heiligen Köln mit seinen vielen Kirchen, Kapellen und Klöstern würden, meinte man, über 1000 Messen täglich gelesen. Außerordentliche Anziehungskraft besaßen die volkstümlichen Prediger (vgl. schon S. 334 f.), die die Kirchen ständig füllten. Ein Kölner Barfüßer, der zu Frankfurt a. M. 1466 während der Fasten predigte, hatte am Palmsonntag an 10,000 Zuhörer, und am Karfreitag predigte er von 3—8 Uhr vor einer gedrängten Menge. Auch sonst fühlte man sich in den Kirchen oder auf ihren Höfen ganz zu Hause. Man verknüpfte sie sogar mit dem weltlichen Tun und Treiben, versammelte sich dort, holte dorther die Neuigkeiten; Krämer

und Hausierer hielten ihre Waren feil; in kleinen Orten wurde auf dem Kirchhof auch wohl Gericht gehalten. Eine enge Verbindung aller Bürgerkreise mit der Kirche stellten sodann die zahlreichen Angehörigen her, die in den geistlichen Stand oder in ein Kloster getreten waren. Die geistliche Hochzeit einer weiblichen Angehörigen oder die erste Messe eines Priesters gestalteten sich zu weltlichen Festen der Familie und der Freunde, gegen deren Üppigkeit man auch bald einschreiten mußte. Freilich wurde der Eintritt eines Weibes in ein Kloster oft rein vom Versorgungsstandpunkt angesehen (vgl. S. 188). Geiler meint, das geschehe meist nur wegen der Armut der Eltern. Und von den vornehmen Ständen sagt Murner: „ist jetzund ein edelman, der sin kind nit vermähelen kan, und hat kein gelt ir nit zuo geben, so muoß sie klösterlichen leben"; nachher klage sie dann: „was stießens mich in dieses kleid!" Aber es war auch tiefe und warme Frömmigkeit, die namentlich verwitwete Frauen ins Kloster trieb: die Briefe der Katharina Lemlin geben davon Zeugnis. Der Drang nach einem geistlichen Leben zeigte sich in den zahlreichen halbgeistlichen Männern und Frauen, die zum Franziskanerorden als Tertiarier gehörten. Auch die Laien bleibenden, wesentlich ihrer Versorgung wegen sich zu Genossenschaften zusammenschließenden Beghinen — denn die Frauenklöster wurden im Gegensatz zu den Männerklöstern mehr und mehr den Wohlhabenderen, die sich einkauften, reserviert — lebten in halb klösterlicher Weise unter einer Meisterin. Doch pflegten sie meist eine mystische Richtung, die sie der Ketzerei verdächtig machte. Diese zuerst in den Niederlanden entstandenen, anfangs auch vornehmeren, später nur ärmeren Kreisen entstammenden „Schwestern" (oder „armen Kinder"), die sich oft durch kleine Arbeiten weiter halfen, vor allem der Krankenpflege sich widmeten, und denen Unterkunft, Nahrung u. s. w. meist gestiftet wurde, aber nicht ausreichend, fanden ihr Gegenstück in den weniger zahlreichen männlichen Begharden (Lollharden), die sich selbst Alexianer nannten und ebenfalls wesentlich der Krankenpflege dienten. Endlich darf nicht vergessen werden, wie jener die materielle Kultur der Zeit verklärende, freilich auch durch sie geförderte künstlerische Zug von der Kirche anerzogen war und zum großen Teil trotz des Überganges der Kunst in Laienhände kirchlich bedingt blieb. Wären die großen Denkmäler der Baukunst ohne den regen kirchlichen Sinn entstanden? Die Aufwendungen, welche Private für Kunstzwecke machten, gingen aus gleichem Sinne hervor. Ein Heiligenbild, eine Madonnenfigur, ein Glasgemälde stiftete jene Brüderschaft, diese Familie. Der Reiche nahm die besten Künstler in seinen Sold, aber vor allem für die Kirche. So ließ Jakob Heller in Frankfurt a. M. nach seinen Angaben gestickte kostbare Kirchengewänder machen, ließ er durch Dürer eine Himmelfahrt Mariä für den Altar der Dominikaner, durch einen Unbekannten ein schönes plastisches Werk, den Kalvarienberg, in der Liebfrauenkirche ein weiteres, den Ölberg, sich selbst bei den Dominikanern ein kostbares Grabdenkmal fertigen. Die Kunstpflege durch und für die Kirche hat auch das Volk oft erst kirchlich gestimmt („durch Bilder wird das Volk unterrichtet und gefestigt", lautet ein lateinisches Wort): die Künstler wurden Priester. Trotz jenes Realismus (vgl. S. 367) blieb die Grundrichtung aller Kunst überwiegend eine religiöse: das Schöne entstand „um Gottes willen". Aber diese fromme Kunst hat denn auch wieder überhaupt erst jenen allgemeinen Kunstsinn erweckt.

Trotz aller solcher Erscheinungen traten indes früh ausgeprägte Gegensätze zwischen Kirche und Bürgertum auf. Wir werden noch von dem allgemeinen Haß des Volkes gegen die Pfaffen hören: das war aber ein soziales, von den Pfaffen selbst verschuldetes Moment und ging nicht etwa aus irreligiösem Sinne hervor. Die Gegensätze, die hier in Betracht kommen, sind überhaupt nicht innere, sondern wirtschaftliche und soziale. Sie sind in der Selbständigkeit,

den Wohlfahrtsaufgaben und den finanziellen Ansprüchen der städtischen Verwaltung begründet. Wie die Errichtung und Unterhaltung von Spitälern (vgl. S. 410) aus den Händen der Kirche in die des Rates überging, so war es ähnlich mit der der Krankenpflege verwandten Armenfürsorge, die als rein kirchliches Institut bereits im frühen Mittelalter eine hervorragende und segensreiche Ausbildung erfahren hatte (vgl. S. 149). Auch die durch die Kirche anerzogene, überaus rege Privatwohltätigkeit hing doch mit der Kirche zusammen; Armenpflege war auch eine Hauptaufgabe der vielen religiösen Brüderschaften; Stifter ließen Almosen z. B. durch Geistliche an kirchlichen Festtagen verteilen u. s. w. Private sorgten meist für Speise, Trank und Kleidung. Man war aber wieder wohltätig weniger aus Humanität als aus Berechnung, man war es im Interesse des eigenen Seelenheils. Die Armen sollten dafür beten. Das blieb auch später so, und namentlich in den Spitälern war den Leuten oft tägliches Beten bis zum Übermaß vorgeschrieben, z. B. im Heiliggeistspital in Lübeck. Im ganzen zeigte nun diese kirchliche oder kirchlich beeinflußte Wohltätigkeit einen sehr ungeregelten Charakter, und das ohnehin durch die Verhältnisse stark geförderte Bettlertum war kirchlich geradezu privilegiert, galt sogar als Gott wohlgefällig. Kein Wunder, daß auch der Betrug unter den Bettlern außerordentlich im Schwange war. Das beweist z. B. der „Liber vagatorum", jenes zuerst wohl gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts gedruckte Buch von „der Betler orden". Mit Vorliebe wurden kirchliche Masken (Büßer, Pilger u. s. w.) vorgenommen, sonst Krankheiten und Gebrechen vorgeschützt.

Den Städten behagte bei dieser Entwickelung zweierlei nicht. Einmal erstreckte sich der Schutz der Einheimischen, der die Handels- und Gewerbepolitik diktierte, selbst auf das Bettlergewerbe, das im übrigen durch Ordnungen geregelt und namentlich in seiner Unverschämtheit eingeschränkt wurde, in Nürnberg schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dann erweitert 1478. Man wollte die fahrenden und fremden Bettler nicht noch gefördert wissen. Wichtiger war jene Opposition gegen die Pfaffen selbst infolge der unerhörten Verwilderung eines großen Teiles derselben. Man argwöhnte, daß der Klerus die reichen vorhandenen Spenden mehr für sich oder für andere Zwecke als für die Armen und Kranken verwalte. Die Gewohnheit, das ganze Armen- und Spitalwesen vor allem den Klöstern zu überlassen, führte zu fortwährenden Sammlungen derselben, wogegen man, ebenso wie gegen die zu Kirchenbauten sammelnden Stationierer, allmählich mißtrauisch wurde. Nicht minder wurde man es gegen die Almosensammler der ausdrücklich zu Spitalzwecken gegründeten Orden, der im Anschluß an die Ritterorden entstandenen, mehr bürgerlichen Brüder vom Heiligen Geist, der Antoniter (Tönniesbrüder), der Kreuzträger wie der Ritterorden selbst, der Johanniter und Deutschherren, die überall reichlich Ablaß erteilten und besondere kirchliche Privilegien hatten. Dazu kam, daß manche Spitäler von Innungen oder Privaten gegründet waren und diese ebenfalls eine schärfere Aufsicht über die Verwaltung wünschten. So vertrauten denn einzelne Bürger die Aufsicht über ihre Stiftungen dem Rat an, wie häufiger im 14. und 15. Jahrhundert in Nürnberg, im 15. in Frankfurt a. M. An eine eigentlich städtische Armenpflege aber dachte man früh, so schon 1254 bei dem rheinischen Landfriedensbund; auf dem rheinischen Städtetag in Würzburg wurde den besseren Bürgern eine Almosensteuer auferlegt zur Verteilung von Almosen am Karfreitag. Wesentlich blieb die Fürsorge aber auch bei städtischer Aufsicht eine private: es entstanden große Stiftungen, wie das 1388 von Konrad Mendel in Nürnberg gestiftete Brüderhaus für zwölf Arme und 1519 die viel großartigere Fuggerei, ein von den Fuggern begründeter Komplex von 53 Häusern für arme Augsburger. Zu

besserer Regelung des Armenwesens begannen dann, in Frankfurt a. M. schon seit 1437, die städtischen Obrigkeiten Almosenherren zur Verwaltung der Almosenstiftungen, zur Verteilung von Geld oder Naturalien einzusetzen (die Bezeichnung Almosenkasten entsteht erst im Reformationszeitalter). Vorher hatten, wie gesagt, schon jene Spitäler, die keineswegs nur für Kranke, sondern auch für Arme bestimmt waren, in die sich aber auch alte Leute einkaufen konnten, zunächst jenen halbweltlichen, mehr im Einvernehmen mit den Geistlichen gehaltenen und nur durch die finanzielle Kontrolle einiger Bürger beschränkten, dann ganz städtischen Charakter unter weltlichen Spitalpflegern gewonnen. Bei anderen Versorgungs- und Wohltätigkeitsanstalten führte die eingerissene Zuchtlosigkeit zu städtischer Aufsicht und Verwaltung, so bei den Beghinenhäusern (vgl. S. 413), deren freiere Organisation der ohnehin grassierenden sittlichen Korruption besonderen Vorschub leistete, oder bei den Elendenherbergen, die für arme und kranke Fremde, namentlich Pilger, gestiftet waren und meist von besonderen Elendenbrüderschaften unterhalten wurden, deren Insassen aber oft höchst locker lebten. Ganz besonders streng suchte der Frankfurter Rat jeden geistlichen Charakter der Beghinen zu unterdrücken und betätigte dafür seinerseits eine stärkere Fürsorge durch Schenkungen u. s. w. Allgemeiner wurde eine städtische Armenpflege und damit die notwendige Prüfung der Bedürftigkeit gegenüber dem kritiklosen und von den Bettlern ausgenutzten Dahingeben, das die Arbeitsscheu geradezu großzog, also eine Erziehung zur Arbeit seit der Reformation durchgeführt, insbesondere auch infolge der Einziehung von Kirchengut.

Ein weiteres Gebiet der Konkurrenz zwischen Stadt und Kirche war sodann das von der Geistlichkeit als Monopol betrachtete Schulwesen, dessen Förderung und Verwaltung die Stadt wegen der praktischen Bedürfnisse der Bürger erstrebte, ohne etwa kirchlichen Geist aus den Schulen bannen zu wollen: von diesen Konflikten werden wir im nächsten Abschnitt hören. Ferner mußten auf dem Gebiete der Rechtspflege der Sonderstand des Klerus wie das kirchliche Asylrecht, vor allem aber sein Anspruch, gewisse Vergehen der kirchlichen Rechtsprechung vorzubehalten, ferner eine durch das höherstehende kanonische Recht begründete Überlegenheit und die durch den ganzen kirchlichen Apparat bis zum Papst hinauf verstärkten Eingriffe in die Rechtspflege wie in die städtischen Verhältnisse überhaupt den Städten ein Dorn im Auge sein, obwohl man im ganzen den Einflüssen des kanonischen Rechtes früh nachzugeben geneigt war. Die Hauptspannung lag aber auf finanziellem Gebiet, auf dem des Steuerwesens. Dieselben recht zahlreichen Welt- und Ordensgeistlichen, die nicht nur sich, sondern auch ihre abhängigen Leute der auf ihre Geltung für das ganze Stadtgebiet so eifrig bedachten städtischen Gerichtsbarkeit entzogen, die nichts für die äußere Sicherung der Stadt taten, aber ihren Schutz in Anspruch nahmen, verlangten geschlossen Freiheit nicht nur von allen Abgaben für ihren Grundbesitz, sondern auch von allen Schatzungen, Zöllen und Ungeld. Der empfindlichen Minderung der Einnahmen, die sich noch durch Schenkung von bisher abgabenpflichtigem Grundbesitz an die Kirche steigerte, suchten die Städte wenigstens durch Verbote und Bestimmungen bezüglich der Überlassung von Immobilien an die Kirche entgegenzuwirken. Starke Kämpfe entbrannten aber wegen der Heranziehung des Klerus zur indirekten Steuer, zum Ungeld. Kloster- und Weltgeistlichkeit trieben auf Grund ihrer Naturaleinkünfte vielfach Gewerbe (Weberei) und Handel (mit Korn, Mehl), insbesondere ausgedehnten Weinausschank und -handel, für den sie Einfuhrzoll und Ungeld verweigerten. In Mainz, Worms, Speyer und anderswo gab es deswegen, zumal bei den steigenden finanziellen Nöten der Städte, heftigen Streit, wobei der Bischof die Stadt wohl auch mit dem Interdikt

strafte; später kam an einzelnen Orten der Klerus der Stadt einigermaßen entgegen. Dabei machten die Klöster selbst unter Umgehung des Zinsverbotes mittels des Rentenkaufes ausgedehnte Geldgeschäfte. Das Streben der Städte ging deshalb weiter: man wollte überhaupt eine Kontrolle der kirchlichen Finanzen in der Stadt. Es ist dies ein die Erfolge der Reformation später begünstigendes Moment.

Im ganzen haben wir bei dem städtischen Leben dieser Zeit manche bedenklichen Schattenseiten gefunden: in sozialer Beziehung werden wir alsbald noch mehr kennen lernen. Aber gleichwohl standen die Städte damals an der Spitze der gesamten Kultur. Dieser kulturellen Herrschaft des Bürgers mußten sich auch alle übrigen Stände beugen, selbst die früheren Kulturträger, der Klerus und der arg widerstrebende Adel. Sogar die Fürsten suchten das Muster für ihre Lebenshaltung im 15. Jahrhundert bei den reichen Städtern — für das Material dazu waren sie natürlich ganz auf die Städte angewiesen — und mußten oft hinter ihnen zurückstehen. Die zwar großen und geräumigen Schlösser dieser Zeit, die die einengende Burgbefestigung mehr und mehr zurücktreten lassen, haben alle etwas Kahles und Einfaches. Mancher fürstliche Haushalt war knapp eingerichtet — eine sächsische Hofhaltsrechnung von 1386 macht z. B. in ihren Posten für die Küche „einen nahezu kleinbürgerlichen Eindruck" — und wurde sehr streng kontrolliert; manche fürstliche Dame durfte wenig von modischem Prunk wissen. Aber nicht nur in der materiellen Kultur gab der Bürger den Ton an, sondern nicht minder im künstlerischen Geschmack, zum Teil auch im gesellschaftlichen Leben, das dadurch nicht immer verfeinert wurde, und erst recht im geistigen Leben. Wenn jetzt, wie im nächsten Kapitel zu zeigen sein wird, weltliche Bildung zum erstenmal einen höheren Schwung nahm, so boten die Grundlagen dafür vor allem die höheren städtischen Schichten, und wenn auf religiösem Gebiete jene gewaltige reformatorische Bewegung mit überraschender Schnelle sich durchsetzte, so waren ihre Hauptträger wieder die Städte. „So jemand lieset alle Chroniken", schrieb Luther 1521, „so findet er von Christus Geburt an dieser Welt in diesen hundert Jahren gleichen nicht, in allen Stücken. Solch Bauen und Pflanzen ist nicht gewesen so gemein in aller Welt; solch köstlich und mancherlei Essen und Trinken auch nicht gewesen so gemein wie es itzt ist. So ist das Kleiden so köstlich geworden, daß es nicht höher mag kommen. Wer hat auch je solch Kaufmannschaft gelesen, die itzt umb die Welt fähret und alle Welt verschlinget? So steigen auf und sind aufgestiegen allerlei Künste: Malen, Sticken, Graben, daß es sint Christus Geburt nicht gleichen hat. Dazu sind itzt solch scharf, verständige Leut, die nichts verborgen lassen, also auch, daß itzt ein Knabe von zwenzig Jahren mehr kann, denn zuvor zwenzig Doctoren gekunnt haben." Waren es nicht wesentlich die Städte, die den Deutschen auf diese Kulturhöhe gehoben hatten?

VIII. Das Zeitalter des Zwiespaltes: die materiell-volkstümliche Kultur und neue geistige Mächte. Soziale, geistige und religiöse Krisen.

Die Zeit vor und nach 1500 ist eine wundersame Zeit: überall sieht man Fortschritt, Regsamkeit, Wohlstand, unter Führung der Städte; dazu eine alle Stände durchdringende saftige Lebenslust, einen strahlenden volkstümlichen Humor bei hoch und niedrig — man meint, und manche Quellenstimmen sprechen also, den Deutschen in seiner glücklichsten Epoche zu sehen. Und doch treten uns damals ebenso tragische Züge, Züge der sozialen Zerrissenheit, des äußeren Elends, der geistigen Finsternis, des inneren Zwiespaltes in Masse entgegen — wer viele Menschen dieser Epoche unglücklich nennen wollte, würde nicht fehlgehen. Es war eine Zeit der Gärung, des Kontrastes, eine Zeit der Aufwühlung, des Kampfes. Und solchen Charakter deuten zeitgenössische Stimmen nicht minder an.

Auf den ersten Blick haben wir es mit einer Blütezeit des gesamten deutschen Volkslebens zu tun. Auch äußerlich wuchs die Masse: die im 15. Jahrhundert allmählich bemerkbare Abnahme der Seuchen ließ die außerordentliche Fruchtbarkeit der Deutschen nun recht in die Erscheinung treten. Eine Erfurter Chronik gibt acht bis zehn Kinder als Durchschnitt an. Vor allem das niedere Volk vermehrte sich überall. Wir sahen, wie schon seit dem 13. Jahrhundert das niedere Volk überhaupt zu immer größerer Bedeutung gekommen war: wir stehen jetzt auf dem Höhepunkt dieser demokratisch-plebejischen Zeit, freilich auch kurz vor ihrem Ende. Das Eigenartige derselben ist, daß trotz aller materiellen und sozialen Unterschiede keine innere Trennung zwischen hoch und niedrig besteht, daß der Geist der gesamten Nation durch und durch volkstümlich ist. Diese gesunde und frische Volkstümlichkeit, bei der man derbe und abstoßende Züge mit in den Kauf nehmen muß, bringt eine völlige Einheitlichkeit des Gefühls- und Geisteslebens der Nation hervor, trotz der äußeren und sozialen Zerrissenheit: aber auch diese innere Gleichförmigkeit stand wieder kurz vor ihrem Ende. Zunächst jedoch zeigt der deutsche Mensch jener Zeit diesen Zug in schönstem Maße. Bedingt wird er vor allem durch den freilich bald beseitigten Mangel tieferer Bildungsunterschiede zwischen den einzelnen Schichten. Die exklusive ästhetische Bildung der Minnezeit war dahin, mit ihr die gesellschaftliche Feinheit. Man hatte sich den heraufkommenden unteren Ständen genähert. Auch die geistige Trennung durch das Bildungsmonopol der Geistlichen war ziemlich gehoben: einerseits waren die Laien geistig gewachsen, anderseits die Geistlichen in ihren höheren Bestrebungen zurückgegangen; auch sie waren volkstümlich geworden. Die naive, volkstümliche Redeweise der Zeit ist ein Ausdruck des Inneren: beim Geistlichen und Handwerker, beim Bauer und Ritter, beim Fürsten und Bürger, überall ist sie die gleiche. Natürlich hindert diese Volkstümlichkeit

nicht große territoriale Unterschiede des Volkstums selbst. Wie für die frühere Zeit, so hat auch jetzt das spätere Wort Sebastian Francks: „und hat schier ein jede Provintz yr eygen sitten", seine Geltung. Der volkstümliche Geist der Zeit tritt in der Kunst, die nun mit Vorliebe das leibhaftige Volksleben darstellt, wie in der Dichtung, in der jetzt das Volkslied, das Volksbuch so wichtig werden, und die auch in ihren höheren Formen, wie in der Satire, sich mit dem ganzen Volke beschäftigt, das Volk als Gesamtobjekt nimmt, hervor. Die innere Einheitlichkeit der Gesamtheit vor allem ist nirgends so deutlich ausgeprägt wie eben in dem Volkslied, das damals seine natürliche Blütezeit hatte. Das ganze Volk hat es gesungen, obgleich es wesentlich von den Spielleuten getragen wurde. Bezeichnend ist, was für Leute sich als Verfasser nennen, wenn sie auch zuweilen fingiert sein mögen: da ist einer von Adel, ein Hofmann, ein Student, ein Landsknecht, ein Jäger, ein Berggesell, eines reichen Bauern Sohn, ein Fischer, ein freier Fuhrmann, bis zum Bettler herab, und auch ein „junger Pfaff" ist da, also alle Stände sind vertreten. Ebenso war das Volkslied in seinen Stoffen nicht exklusiv, obwohl es vornehmlich in der Atmosphäre der niederen Schichten blieb. Sehr charakteristisch für die Gesamtheit ist auch das, was man das Lebensideal des Volksliedes nennen darf. Eines führt einmal die Wünsche, die man wohl haben könnte, an: es sind harmlose Wünsche nach ewiger Jugend und Freude, Wein und schönen Mädchen, Geld und Gut, kurz nach dem „im Rosengarten Sitzen", wie die naturfreudige Zeit den Höhepunkt alles erwünschten Behagens, sorgloser und ungebundener Lebensfreude bezeichnet. Das Ideal ist, kurz ausgedrückt, „der Schlemmer"; man findet sich zusammen im „feinen Orden der Schlemmer". „Hätt' ich das Kaisertum", heißt es, „dazu den Zoll am Rhein und wär Venedig mein, so wär es all's verloren: es müßt verschlemmt sein." Neben dem fröhlichen Trunk, dem feinen braunen Mägdelein oder der schönen Jungfrau und dem lustigen Gesang ist ein Leben in und mit der Natur, d. h. im Mai und in der Rosenzeit, zu solcher Freude stetes Erfordernis. „Die schöne Sommerzeit, mein feines Lieb und Saitenspiel ist über alle Freud." Das naiv-herzliche und gesunde Naturgefühl des Volksliedes ist überhaupt für den damaligen Menschen charakteristisch. Es ist noch etwas von der germanischen Naturkindschaft vorhanden; das traute Verhältnis zum Wald, zu den Bäumen, zu den Tieren des Waldes und Feldes, insbesondere zu den Vögeln, zur viel lieben Nachtigall oder zum armen Käuzlein, ist noch sehr lebendig. Die Symbolik der Blumen spielt auch im Volk ihre Rolle. Einen hervorragenden Ausdruck hat dieses innige, ursprüngliche Naturgefühl durch Luther gefunden, gemischt freilich mit frommer, aber nicht künstlicher Naturbetrachtung. Ihm ist die Natur zur herrlichen Gotteswelt geworden. Geistige Freuden wünscht sich das Volkslied im übrigen nicht: „kein größer freud auf erden ist, denn gutes leben han" — der ganzen Zeit ist das so recht aus der Seele gesprochen.

Dieser Sucht nach Lebensgenuß entspricht die allgemeine, schon bei den Städtern (vgl. S. 392) hervorgehobene Festesfreude. Es war eine ungemein festesfrohe Zeit, wobei allerdings der Mangel an regelmäßigen und unregelmäßigen Vergnügungen, wie sie die Gegenwart in Konzerten, Theatern, Bällen, der häuslichen Geselligkeit bietet, mit in Anschlag zu bringen ist. Besonders gab die Kirche Gelegenheit zu volkstümlichen Feiern. Ja, man meinte wohl, daß die Kirche das ganze Jahr zum Feste mache und den Bauern die Arbeit abgewöhne. In ihre Feiern mischten sich oft Züge alter Naturfeste namentlich auf dem Lande, aber auch ohne Anknüpfung an die Kirche hielten sich alte Feste, wie die Maitänze u. s. w. „Wir Deutsche", sagt Agricola, „halten Fasnacht, Sankt Burchard und St. Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andern Gezeiten im Jahr fröhlich sein und schlemmen; Burkhards Abend

um des neuen Mosts willen, St. Martin vielleicht um des neuen Weines willen; da brätet man feiste Gans und freut sich alle Welt. Zu Ostern bäckt man Fladen; zu Pfingsten macht man Lauberhütten, und man trinkt Pfingstbier wohl acht Tage." (Weihnachten, das seinen Familienfestcharakter mit Kinderbescherung erst nach der Reformation erhielt und vielmehr der Beginn toller Maskeraden und lauter Feste während der unheimlichen „Zwölften", d. h. bis Epiphanias, war, trat vor dem Neujahrsfest, bei dem man sich beglückwünschte, auch in Versen [Klopfan], und Gaben unter Erwachsenen wechselte, noch zurück, ebenso vor dem Bohnenfest zu Epiphanias.) „Zu den Kirchmessen oder Kirchweihen", heißt es weiter, „gehen die Deutschen vier, fünf Ortschaften zusammen." Die Kirchweihen waren die Hauptfeste der Dörfer, mit „großem gefreß" (Joannes Boemus), spielten aber auch in den Städten eine Rolle, weniger dort die Maienbäume und Maifeste. In der Stadt gab es aber viel weiteren Anlaß zu Festen. Fürstenbesuche, Reichstage, bei denen die hohen Herren sich auch vergnügen wollten, in den Städten gehaltene Turniere boten ihn. Namentlich die Schützenfeste wie die Handwerkerumzüge waren allgemeine Volksfeste, auch die Hochzeiten der Vornehmen erhielten durch die große Zahl der Gäste, noch mehr durch die Bewirtung und Beschenkung vieler Ungeladenen ähnlichen Charakter. Die kirchlichen Prozessionen (Heiltumfahrten), während deren Verlauf oft schon Scherz und Spott getrieben wurde, schlossen häufig mit vergnügtem Zechen und Schmausen u. s. w. Charakteristisch ist aber, daß die Feste wirklich solche der Gesamtheit waren, nicht „Volksfeste" im heutigen Sinne.

Gewiß trug diese Lebensfreude durchaus den Stempel des Materialismus, oft der Völlerei: die Sinnenfreude kam allgemein, nicht nur bei den Städtern, in maßloser Gestalt zum Ausdruck; man kann von allgemeiner Unsittlichkeit reden. Aber in noch häßlicheren Zügen auch des inneren Lebens waren sich alle Schichten so ziemlich gleich. Jener egoistisch-gewalttätige Zug, der uns schon früher auffiel (vgl. S. 224), ist noch keineswegs geschwunden. Die die Landstraßen unsicher machende Räuberei wurde nicht etwa nur von den in Fehde liegenden und sie als Kriegsrecht betrachtenden Rittern, nicht nur von ihren schlimmeren Genossen, die zu bloßen Wegelagerern und Viehräubern gesunken waren, oder von fahrendem verbrecherischen Gesindel betrieben, sondern auch von gar nicht schlechtsituierten Bürgern und gelegentlich sogar von Pfaffen. Auch den Adeligen, der vermöge seiner Verbindungen eine geistliche Pfründe erhalten hatte, kümmerte sein geistlicher Charakter oft wenig, und er ließ sich in Raubanfällen nicht stören. Sehr bezeichnend ist die Erzählung einer Lübecker Chronik zum Jahre 1419. Eine bei Straßburg aufgehobene Räuberbande sagte danach aus, daß sie über 2000 Genossen in den rheinischen Städten hätten: ihre Beute hätten sie durch einige „Bübinnen" in ein Nonnenkloster gebracht, in das sie von ihrem Waldesschlupfwinkel aus auch ungestört hineingingen. Der alte wilde Zug zeigt sich so noch in allen Gesellschaftsschichten. Das häufigste Verbrechen ist der Mord oder Totschlag; erschreckend muß die Kriminalität der Zeit gewesen sein. Wir hören Geschichten, wie bei Burkhard Zink von einem Priester, der eine Frau zur Beichte zu führen vorgab und sie in abgelegener Gegend ermordete. Man suchte freilich solcher Kriminalität durch überaus harte Strafen, die keineswegs erst durch das römische Recht eingedrungen sind, zu begegnen. Aber die Härte dieser Strafen (siehe die Abbildung, S. 420) ist auch wieder charakteristisch für eine grausame und rohe Gesinnung der Gesamtheit. Ging man bei Gewalttaten unmenschlich vor, schlug z. B. ein Frankfurter seiner Gattin beide Beine ab, ließ man Boten ihre Briefe verschlingen oder verbrannte ihnen die Füße mit Lichtern, so verfuhr man auch ähnlich bei der Strafe, die vielfach wie ein wütender Racheakt erscheint. Zunächst machte man von der Todesstrafe überhaupt rasch

Gebrauch, schon für Diebstahl, falsches Spiel, Falschmünzerei: nach Laurentius Schmits wohl übertriebener Rechnung sollen in Lübeck, „dieweil die Stadt Recht und Urteil gehabt", bis 1527 18,489 Personen hingerichtet worden sein. Weiter war aber die Art der Tötung bezeichnend. Neben den häufigsten Formen des Hängens (für Diebstahl) und Ertränkens (namentlich von Frauen) und der schon selteneren des Enthauptens wandte man diejenigen des Räderns (z. B. für Straßenraub, Mord u. s. w.), des Verbrennens (für Sodomie, doch auch für andere Vergehen, außerdem für Ketzerei und Hexerei), des Lebendigbegrabens, des Einmauerns und Siedens im Kessel (für Falschmünzerei) an, letztere beide allerdings schon nicht mehr im 16. Jahrhundert. Dazu kommen nun andere grausame Strafen, die oft der Todesstrafe noch vorhergingen: abgesehen von dem scheußlichen, aber wohl seltenen Schinden das Zwicken mit glühenden Zangen, das Abhauen der Hand, das Augenausstechen (schon für nächtlichen Unfug), das Abschneiden der Zunge (für Gotteslästerung) oder der Ohren. Weiter aber wandte man auch schon früh und allgemeiner dann im 15. Jahrhundert die aus dem kanonischen Recht übernommene Folter (vgl. später) an. Daß unter solchen Umständen Gefängnisstrafen selten waren, ist klar. Sie mehrten sich erst im 15. Jahrhundert, waren aber naturgemäß ebenfalls grausam und hart. Die Gefängnisse (vgl. S. 355), zunächst für Kriegs- und Untersuchungsgefangene bestimmt, waren oft finster und kalt. Die Gefangenen, auch hochstehende, waren an Ketten oder mit den Füßen in den Stock (ein durchlöchertes Holz) geschlossen. Sie lagen häufig mit Irren (vgl. S. 410) zusammen. Doch wurde für bessere Kost auch der Gefangenen wie für sonstige Elende durch Stiftungen gesorgt, zumal ja eben unter ihnen Kranke waren. Wie gefühllos und unempfindlich mußten die Menschen aber doch durch solche Justiz werden! Ebenso arbeitete auch das Fehdewesen an der Gemütsverhärtung. Darf man sich da über die grausame Behandlung von Schülern, von Lehrlingen, über die maßlosen Züchtigungen der Kinder durch die Eltern, wie sie z. B. Luther arg erfahren hat, wundern?



Strafen. Aus Ulrich Tengler, „Layenspiegel", Augsburg 1512. Vgl Text, S. 419.

Und doch fehlt der Zeit ein solche Schattenseiten verklärender oder aufhebender gemütlicher Zug nicht. Es ist der **Humor**, der ebenso allgemein ist wie jene Wildheit. Man wird keine Zeit finden, die in ähnlicher Weise ihr Leben, Denken und Dichten so mit Humor durchsetzt hat wie das ausgehende Mittelalter. Eine mit materiellem Sinn gepaarte gute Laune, die einem späteren Zeitalter in England den Namen des merry old England gegeben hat, tritt uns überall entgegen. Die Menschen dieser Zeit bis tief in das 16. Jahrhundert hinein, hoch und niedrig, haben alle diese Ader, wie sie alle durchaus volkstümlich

reden und empfinden. Der Spruch des Sebastian Franck: „Thorheyt zu gelegner zeyt ist die größte Weißheyt" ist ihnen allen aus der Seele geschrieben, dem Albrecht Achilles und seiner Gemahlin, Albrecht Dürer und vor allem Luther, dessen Briefe und Tischreden des Humors voll sind, wie vielen anderen. Und sie freuen sich ihrer Art und schätzen sie hoch. „Ich bin doch", schreibt Luther einmal, „so gar hart und grob, groß, grau, grün, uberladen, ubermengt, uberfallen mit Sachen, daß ich muß zur Rettung des armen cadaveris zuweilen ein solch Lustfreudlein von einem Zaun brechen." Selbst ein so schwerfälliger Mensch wie der schon die Nüchternheit des kommenden Verfallszeitalters zeigende Kölner Hermann Weinsberg charakterisiert sich als „gern frohlich und lustig" und freut sich in seinem „Gedenkbuch" an dem Bericht von allerlei Schwänken. Solchen Einzelstimmen entsprechen Äußerungen des Volkes im Volkslied, in volkstümlichen Schwänken und Sprüchen. Hier überwiegt meist eine humorvolle Trinkerseligkeit, der Humor des Schlemmers, daneben der der Faulheit und der am meisten dem Wesen des Humors entsprechende der Armut. Diesen echten Humor zeigen auch die Grabschriften, namentlich in Niederdeutschland, dessen derbe Spruchweisheit bis heute die alte Volkslaune widerspiegelt. Aus jenen volkstümlichen Jahrhunderten aber stammt nun auch die Hauptmasse launiger Namen für Personen (Beispiele bieten die von Kriegk gesammelten Frankfurter Personennamen), Orte, Straßen, Häuser, Tiere, Pflanzen, Trachten, Waffen (Geschütznamen), Speisen, Getränke — und auch für den Galgen. Diese Laune erstreckt sich aber auf alle Lebensgebiete, zunächst auf das Recht, soweit es Volksgut ist. Der Humor im Recht, der freilich zum Teil aus älterer Zeit stammt, zeigt sich in Ausdrücken der Rechtssprache, Rechtssprichwörtern, Rechtsvorschriften, den Erscheinungen der drastischen „Rechtsübertreibung" und des „Scheinrechts" (lächerliche Strafen). Weiter bemächtigt sich diese Laune des kirchlichen Lebens, in dem trotz aller Weltverachtung bei den immer volkstümlichen Festen dem Vergnügtsein oft bis zur Zügellosigkeit nachgegeben wurde, in dessen ernste Feiern sich aber auch die launige Lust eindrängte. Am Osterfeste suchten wohl die Prediger nach der langen Fastenzeit durch ungereimtes Zeug ihre Hörer zum Lachen zu bringen. Im Straßburger Münster steckte sich am Pfingstfest einer in den sogenannten „Roraffen" und sang und spottete während des Gottesdienstes, worüber Geiler von Kaisersberg 1501 heftig eiferte. Auch die Kirchenbauten selber zeugen von solchem Geist, dessen Träger die Steinmetzen und Holzschnitzer waren. Man denke an die derbkomischen, den Klerus selbst verspottenden Wasserspeier am Freiburger Münster, an schalkhafte Stein- und Holzarbeiten an Säulen, Altären und Chorstühlen.

Humor lebte aber überhaupt in der Kunst, das zeigen die Randzeichnungen Dürers im Gebetbuch Maximilians, zahlreiche Holzschnitte und andere volkstümliche Kunstprodukte. Humor lebte ebenso in der literarischen Produktion. Altes Volksgut brachten die Schwanksammlungen, wie der „Pfaffe vom Kalenberg". Auch in späteren Sammlungen, die zum Teil recht viel fremdes Gut führen, ferner schon Künstlichkeit und niedergehende Züge aufweisen, in Paulis „Schimpf und Ernst", Wickrams „Rollwagenbüchlein", Freys „Gartengesellschaft", Kirchhoffs „Wendunmut" u. a., hat der deutsche Volkshumor noch sein großes Feld. Als sein ursprünglichstes Erzeugnis muß aber neben dem Volksbuch von den Schildbürgern das von Till Eulenspiegel gelten, freilich in erster Linie ein Produkt der sonst mißachteten „Bauernschlauheit". Völlig städtische Färbung hatten dagegen jene Fastnachtsspiele (vgl. S. 399). Die Fastnacht, die bei hoch und niedrig als fröhlichste Zeit im ganzen Jahre galt, ließ die lustige Volkslaune überschäumen, in komischen Aufzügen, oft satirischer Natur, in derben Narrenspossen auf den Straßen und in den Häusern. Von ihr zeugen denn auch die Spiele, deren

Hauptkomiker der Teufel war. „Der Narren Kirchweih" nannte man die Fastnacht, und die Narrenkleidung war unter den Fastnachtsverkleidungen die beliebteste. Der allgemeine Drang zu volkstümlicher Belustigung hat das Narrentum aber auch zu einer ständigen Institution gemacht, die, eigenartiger als das berufsmäßige Possenreißertum der Orientalen und Griechen oder auch unzivilisierter Völker, recht dem Geist ihrer Zeit entsprach, der ja damals auch Narrengesellschaften, Narrenvereine sonst verständiger Leute erstehen ließ. Vor allem hat sich ein festes Hofnarrentum entwickelt, wodurch die Fürsten, überhaupt die großen Herren, auch die Prälaten und Äbte, sich ebenso als Liebhaber der volkstümlichen Laune erwiesen wie durch ihre Hofastrologen (vgl. später) als Anhänger volkstümlichen Wahns. Mit dem Schwinden dieses Geistes kamen auch die Hofnarren ab, deren Geschwätz bereits Philander von Sittewalt „als garstig und ungeschmackt" verspottete. Freilich nahm mit dem 16. Jahrhundert überhaupt das Derbe und Zynische des Humors zu, aber die Grobheit und Derbheit war doch schon früher charakteristisch, auch bei Vornehmen: in den Spielen durften Unflätigkeiten und rohe Prügeleien, die überaus häufig auch in geistlichen Spielen vorkamen, am meisten auf Beifall rechnen. Aber man denke an unsere Clownszenen. Und auch heute noch lieben selbst „bessere" materiell gerichtete Kreise, wie es damals die ganze Zeit war, niedrig-komische Genüsse.

Für den damaligen Humor ist nun aber weiter ein uralter, volkstümlicher, jetzt sehr gesteigerter Zug charakteristisch, die Spott- und Necklust. Die so zersplitterten und auf ihre Eigenart stolzen Stämme haben sich von jeher gern verspottet: das schoß jetzt üppig in Blüte, und jedem Stamm sagten die anderen gewisse Unarten nach. Manche kamen aber auch zu einem allgemeinen Ruf als törichte Leute, wie einst die Heruler, so jetzt die Schwaben. Namentlich haftete solcher Spott aber an Städten, wie vor allem an Schilda, deren Bürgern das „Lalenbuch" die Ehre allgemeinen Bekanntseins verschaffte, weiter an Schöppenstedt, Buxtehude u. a.; selbst das vornehme Nürnberg hat etwas herhalten müssen. Noch stärker richtete sich die Spottlust auf den einzelnen Menschen und verschonte dabei selbst nicht Gebrechen. Die zahlreichen Spitznamen, zu denen häufig die Trinklust des Betreffenden Anlaß gab, sind später vielfach zu Familiennamen geworden (vgl. S. 384). Aber die volkstümliche Spottlust dieser Zeit trägt nun doch auch einen stark satirischen Zug, und das hängt unzweifelhaft mit den Zuständen, die dazu herausforderten, zusammen, immerhin auch wohl mit einer eingewurzelten Neigung. Schon im 14. Jahrhundert wird in Braunschweig verboten, ehrenrührige Reime und Spottverse zu machen und zu verbreiten. Wie die eigentliche Volksliteratur — von den Satiren der höheren Literatur, vor allem dem auch noch stark volkstümlichen „Narrenschiff" Sebastian Brants ganz abgesehen — oft stark satirisch gefärbt ist, z. B. in den Schwankbüchern die Pfaffen herhalten müssen, so liebt es das Volk auch sonst, seinen Spott bitterer auszudrücken. Schärfer wird die Verhöhnung gewisser allgemeiner Gattungen, wie der Hoffärtigen, der Liebesnarren, der Pantoffelhelden, der Schwätzer, man schreitet aber weiter zur Verspottung ganzer Stände und Berufsklassen. Schon das Volkslied zeigt sich, abgesehen von den verhaßten „snöden juden", namentlich über die Juristen, die „bösen Christen" („sie haben die alten Rechte verkehrt"), und über die Geistlichen („was sie uns sollten wehren, dasselbe treiben sie alle Tage") erbittert. Harmloser ist der ständige Spott über die Bauern. Vielfach behält diese gesellschaftliche Kritik noch humoristischen Charakter: der Salbenkrämer in den geistlichen Spielen wird zu Hieben auf den betrügerischen Kaufmann benutzt; launige Sprichwörter nehmen die Handwerker nach ihren einzelnen Zweigen vor; die Ärzte „können nit mehr denn lügen und schwatzen"; alle Stände müssen dem Volkswitz herhalten. Aber die Kritik wird auch ernster, dringender, offener.

Seit den Tagen Bertolds von Regensburg hatte sie eine Hauptstätte in den volkstümlichen Predigten. Auch in Liedern wurden Reformen gefordert, nach der Mansfeldischen Chronik von Cyriacus Spangenberg machte man 1452 Lieder, „darinnen die Oberkeit erinnert und ermahnet ward, in der Regierung Gleichmäßigkeit zu halten, dem Adel nicht zu viel Freyheit und Gewalt zu verhängen, den Bürgern in Stedten nicht zu viel Pracht und Geprenges zu vorstaten, das gemeine Bawersvolk nicht über Macht zu beschweren, die Straßen [von Räubern] reine zu halten und Jedermann Recht und Billigkeit widerfaren zu lassen". Es sei auch an ein von Kriegk veröffentlichtes Frankfurter Strafgedicht auf die allgemeine Treulosigkeit und Habgier hingewiesen. Lehrgedichte, wie Vintlers „Buch der Tugend", das sehr pessimistische „Teufels Netz", „Die Welschgattung", Morsheims „Spiegel des Regiments in der Fürsten Höfe", gehen sehr scharf mit allen oder einzelnen besonderen Ständen um und schonen auch vor allem den Adel und die Fürsten nicht. Am höchsten steht die tiefeinschneidende Satire Sebastian Brants, an dessen „Narrenschiff" Geiler von Kaisersberg sogar Predigten anknüpfen konnte. Auch die volkstümlichen Spiele greifen oft die Mächtigen dieser Erde an bis hinauf zum Kaiser. Und Hans Folz bittet in seiner „Histori vom Römischen Reich" den lieben Gott: „O herr, laß uns werden gefreit von aller tirannischen rott!"

Dahin schwindet vor solchen Stimmen jener Eindruck der Einheitlichkeit, und dieselben Menschen, die sich geistig und gemütlich so ähnlich sind, zeigen tiefe soziale Zerrissenheit. Diese Spaltung förderte noch jener starke genossenschaftliche Zug, der sich nie auf die Gesamtheit richtete, sondern auf die einzelnen Gruppen, diese aber wieder zu festem, in starrer Zeremonie und Form wie in der Kleidung ausgedrücktem Abschluß gegen alle anderen Gruppen brachte. Zunächst ergaben sich tiefgehende Gegensätze jedoch auch schon aus der politischen Zersplitterung des Reiches und den Machtgelüsten der einzelnen Faktoren, die immer gegeneinander standen und gerade unter der verfallenden Zentralgewalt sich auch zunächst nebeneinander behaupteten, der Fürsten, Städte und Reichsritter. Aber als für die Zukunft wichtigster Gegensatz, der freilich nicht eigentlich in das soziale Leben der Gesamtheit eingriff, vielmehr der Frage entsprang, welcher Faktor im politischen wie auch im kulturellen Leben der überhaupt bestimmende und maßgebende sein solle, ist der zwischen Fürsten und Städten näher zu betrachten. Auf der kulturellen Vorherrschaft und der wirtschaftlichen Macht der letzteren beruhte die Höhe der Zeit: aber die politisch führende Schicht der Fürsten, die die Städte auch kulturell beerben sollten, begann schon jetzt die äußere Selbständigkeit derselben, die als bürgerliche Republiken sich ebenso wie sie von der Reichsgewalt emanzipiert hatten, zu unterdrücken. Seit dem 13. Jahrhundert (vgl. S. 294) hatten sich die zu Landesherren gewordenen Inhaber der gräflichen Gewalt, zunächst gegen die Zentralgewalt, zu immer bedeutenderer Machtstellung aufgeschwungen; ihre Zahl hatte sich auch durch Teilungen der Herrschaft fortgesetzt vermehrt; aus ihnen hatte sich dann der Kreis der Kurfürsten als eigentlicher Regenten des Reiches gebildet, und diesem oligarchischen Regiment gegenüber bedeutete der Kaiser wenig. War den Städten, deren Einungen den Fürsten zum Teil ein besonderer Dorn waren, die Absicht auf Beeinflussung der Reichspolitik auch gelegt worden (vgl. S. 317), so waren doch die einzelnen in ihrer politischen Unabhängigkeit ziemlich ungeschmälert geblieben. Aber die Landesherren behielten das Ziel der Unterwerfung dieses nach ihnen wichtigsten Machtfaktors, der allein der Lehnsverfassung widerstanden hatte, im übrigen ebenso wie sie auch nur Sonderinteressen pflegte, dauernd im Auge. Im 15. Jahrhundert kam der Kampf zum Ausbruch und wurde zum Teil schon zugunsten der Landesherren, die indessen nicht wie der niedere Adel absolut städtefeindlich waren, sondern

nur Herren der Städte sein wollten, entschieden. Die Hansa ließ es 1442 geschehen, daß Kurfürst Friedrich II. ihr Glied, die Landstadt Berlin, unterwarf; Nürnberg mußte sich 1450 allein gegen Albrecht Achilles wehren, freilich mit Erfolg; aber Mainz konnte 1462 dem Erzbischof nicht widerstehen. Anderseits bewahrten viele Städte ihre Selbständigkeit, auf die fürstlichen Städte sahen die unabhängigen Glieder der Hansa als auf minderwertige herab, und der volle Sieg der Landesherren ist erst ins 17. Jahrhundert zu setzen, beruht auch auf den internationalen wirtschaftlichen Wandlungen, die den Städten verhängnisvoll wurden.

Das Wichtige war aber, daß bereits jetzt vielfach die wirtschaftliche, sittliche, soziale Fürsorge auch von den Landesherren als Aufgabe erkannt wurde, die Städte darin also nicht mehr allein standen, sondern vielmehr als zum Territorium gehörig Schutz und Unterstützung bei den Fürsten fanden. Eigentliche Kulturträger waren zwar die Fürsten in dieser Zeit noch nicht. In ihrer Lebenshaltung kamen sie den reichen Bürgern kaum gleich, ihr Hauptstreben war ein rein dynastisches, eine Vermehrung ihres Territorialbesitzes und ihrer Einkünfte. Höhere Interessen kannten sie noch wenig: wer ihre Privatbriefe durchblättert, wird die Jagd (siehe die Abbildung, S. 425) und das im ausgehenden Mittelalter wieder gewaltig Mode werdende Turnier (vgl. S. 429) als das Wesentlichste entdecken, und namentlich die norddeutschen Fürsten waren, wie sich Markgraf Johann von Brandenburg einmal ausdrückt, „niederlendische jeger“. Dabei huldigten sie jenem rohen Schwelgluxus, namentlich auch dem Trinken, und dachten nicht an feinere Geselligkeit. Für ihre Verwaltung hatten sie seit dem 13. Jahrhundert eine neue Organisation eingeführt: wesentlich wegen der Einkünfte waren Bezirke mit ministerialischen Pflegern, Amtleuten (Vögten) an der Spitze gebildet worden, die häufig zugleich die Gerichtsbarkeit über die Nichtritterbürtigen übten; denn der Graf, nun der Territorialherr, nahm seinen Vorsitz jetzt nur noch in den Gerichten für Ritter. In den Ämtern lag der Schwerpunkt des ganzen Finanzwesens, da auch die Ausgaben durch sie geleistet wurden. Da nun weiter der auf das Lehnswesen gegründete Kriegsdienst nicht zentralisiert war, blieben dem Mittelpunkte des Territoriums, dem Hofe selbst, zunächst nur geringe Verwaltungsaufgaben. Die alten Hofämter, das des Truchseß u. s. w., gingen dabei an Bedeutung zurück, und die Fürsten bedienten sich schon der Räte aus den Ministerialen, deren Amt aber nicht mehr mit dem Lehnswesen verbunden war. Diese einfache Landesverwaltung machte nun innere Fortschritte; mehr und mehr wurden, abgesehen von der allgemeinen Aufgabe der Sicherung des Landfriedens und der Ausübung öffentlich-rechtlicher Befugnisse, die Verwaltungsmaßregeln der Städte auch in den Territorien eingeführt oder durch neue ergänzt (vgl. S. 378 f.). Schon seit dem 13. Jahrhundert hatten z. B. die Landesherren, die ja überhaupt auf reichem Grundbesitz basierten, wenn sie auch keineswegs nur als mächtig gewordene Grundherren anzusehen sind, ihre Fürsorge der landwirtschaftlichen Produktion zugewandt, für deren Förderung die Reichsgewalt, aber auch die verfallende Grundherrschaft versagten. Durch ihre Amtleute griffen sie sogar in die Dorfangelegenheiten ein. Denn für ihre Einkünfte, die sie außer von den in diesen Fehdezeiten oft unsicheren Gefällen aus ihrem Besitz durch Besteuerung erzielten, war das Land zunächst wichtiger als die Stadt. Aber auch für deren Interessen sorgten sie bald, freilich zunächst aus fiskalischen Gründen (Zolleinnahmen), auch wohl aus politischen, um, etwa durch Förderung eines bestimmten Handelszweiges, andere Territorien zu schädigen. Bei Albrecht Achilles z. B., dem Feinde Nürnbergs, der als rechter Ritter überhaupt von Kaufleuten so wenig wissen wollte wie seine Adeligen, waren nur solche Gründe maßgebend, bei seinen Nachfolgern aber doch auch schon wirtschaftliche Erwägungen. Die Hauptsache war

Begünstigung der eigenen Städte gegenüber den fremden: zugunsten von Stettin auf der einen, Frankfurt a. O. auf der anderen Seite entbrannte ein ganz Pommern wie Brandenburg berührender Verkehrs- und Zollkampf. Allmählich wirkten die Fürsten durch die Bedürfnisse ihres nun fester gewordenen Hofhaltes auf Handel und Gewerbe günstig ein, die Residenzstädte wurden gehoben: aber bei der bedeutenden Eigenwirtschaft des Hofes war dieser Einfluß anfangs noch gering. Fürstliche Städte, die von den Fürsten nicht besonders begünstigt wurden, konnten ihre Stellung selbst schwer behaupten und wurden oft Ackerstädte. Mehr und mehr wurde aber aus dem Gewährenlassen ein Eingreifen in das wirtschaftliche Leben. Der Fürst entschied Streitigkeiten zwischen Städten wegen ihres Handels nach seinen persönlichen oder den Interessen des ganzen Territoriums; er dekretierte ebenso über die gewerblichen Verhältnisse, die Abgrenzung der Handwerke u. s. w. Bald wurden, wie bisher seitens der Städte, nun seitens der Landesherren Bestimmungen über Maß und Gewicht, Preise, Löhne u. a. erforderlich. Überhaupt wuchs die Verwaltungstätigkeit, die schon durch die regelmäßige Besteuerung notwendig geworden war, entsprechend der Erweiterung des Territoriums zu einem Wirtschaftsgebiete sich ganz wie in der Stadt aus, ohne daß man aber von einer neuen Wirtschaftsform sprechen kann. Vielmehr werden wir noch später die alten Formen der „Stadtwirtschaft“, jetzt nur von den Landesherren gehandhabt, weiter bestehen sehen. Ebenso wie in der Stadt wurde nun auch ein Beamtentum dafür notwendig. Auf die Ausbildung eines eigentlichen Staates mit seinen polizeilichen Aufgaben hat dann schließlich sehr wesentlich die alsbald zu besprechende, vor allem gerade durch die juristischen Kanzleibeamten der Fürsten geförderte Übernahme des römischen Rechtes, überhaupt die Erneuerung des antiken Einflusses gewirkt.



Bärenjagd. Aus Petrus de Crescentiis, „Neu Feld- und Ackerbau“, Frankfurt a. M. 1583. Vgl. Text, S. 424.

Der Landesherr war freilich noch nicht absoluter Herr; ein Teil seiner Untertanen war nur mittelbar untertan. Sie waren ständisch vertreten, und an das Mitsprechen der Stände, vor allem der Ritterschaft und nach ihr der Städte, war der Fürst im ganzen seit dem 14. Jahrhundert gebunden. Die Heranziehung erklärt sich bei den Rittern vor allem aus ihrer militärischen Wichtigkeit, die gerade damals freilich zum Ende neigte, ferner auch wie bei den Städten aus den Steuerforderungen der Fürsten, beim Klerus, der nicht immer unter den Ständen erscheint, oft aus seinem großen Besitz: aber es ist treffend nachgewiesen worden, wie wenig sich allgemeine Gründe für die Entstehung ständischer Verfassungen als durchweg und überall entscheidend annehmen lassen, wie zufällig der Charakter der neuen Formen und wie

verschieden der Zeitpunkt ihrer Ausbildung ist. Die Steuerbewilligungen sind jedenfalls ein Hauptmittel zur Erweiterung der Rechte der Stände gewesen, aber auch z. B. äußere Ereignisse, wie Thronstreitigkeiten. Die erste Voraussetzung war aber das durch die Festigung der Territorialherrschaft selbst bewirkte Gefühl der Zugehörigkeit eben zu diesem Territorium und die Unabhängigkeit desselben vom Reich, die zu eigenen Heeren, zu eigener Verwaltung führte, aber den Fürsten zwang, bei der großen sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung der Ritter und der Städte mit diesen zu paktieren. Gerade die ständische Verfassung hat den Städten auch später Mittel zur Durchsetzung ihrer Interessen geboten. Im übrigen aber hatte der Fürst die Unabhängigkeitsbestrebungen nicht nur bei ihnen oder auch bei den Resten der freien Bauern zu bekämpfen, sondern ebenso bei dem niederen Adel. Es ist zu sehr tragischen Konflikten zwischen den freiheitsliebenden und zugleich herrischen Rittern und den Fürsten gekommen, wenn auch anderseits im älteren Deutschland Teile des niederen Adels ebenso wie viele Städte ihre Unabhängigkeit als Reichsunmittelbare bewahrten. Aber sozial standen gleichwohl Adel und Fürsten einander doch als „Ritter" nahe, und kulturell erst recht: als eigentliche soziale Gegensätze kann man diese die Zukunft entscheidenden Machtkämpfe nicht auffassen.

Für die soziale Zersplitterung ist viel stärker der große Gegensatz zwischen Adel und Städten in Betracht zu ziehen. Den Niedergang des Adels und seine Gründe haben wir bereits (S. 276 und 297) kennen gelernt. Zu den wirtschaftlichen Momenten kamen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die ihn schädigenden Wandlungen des Kriegswesens. Wichtig dafür war nicht etwa das Söldnertum an sich, das sich die Territorialherren bei der Unzuverlässigkeit des Lehnsverbandes, nachdem es die Staufer schon gegen die Lombarden benutzt hatten, für ihre Machtzwecke als brauchbares Mittel ausbildeten, und das noch früher die Städte bei der Inanspruchnahme der eigenen Bürger durch ihre Erwerbsinteressen herangezogen hatten. Denn zunächst gab der Ritter selbst das allerdings wenig disziplinierte Material für fürstliche wie städtische Söldner her und kräftigte sich sogar finanziell durch diesen lohnenden Dienst. Im ganzen blieb daher der Krieg, der sich immer mehr als eine Reihe bald hier, bald da lodernder, beide Teile ermüdender Fehden mit seltenem Aufeinandertreffen größerer Haufen darstellte, auch Raub, und die Gefechtsform war die des Turniers. In letzter Linie bestand das Heer aus „Gleven" („Lanzen"), d. h. einem Ritter mit zwei Pferden für seinen Gebrauch, einem berittenen Knecht und einem berittenen Schützen, also aus einer Verbindung von einem schweren Reiter mit leichten Reitern. Das Fußvolk war nur Hilfs- (Besatzungs- und Bedeckungs-) Truppe und galt gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts in Deutschland ganz wenig, obgleich es in dem großen französisch-englischen Kriege schon seine Rolle spielte. Gerade da setzte sein bereits (S. 297) erwähnter Aufschwung ein. Auch das an sich einen Fortschritt bedeutende Söldnerheer konnte erst tauglicher werden, wenn das Fußvolk in größeren Körpern taktisch verwendbar war. Neben dem französischen Königtum (Ludwig XI.) haben die in ewigem Krieg mit ihren herrischen Nachbarn liegenden Schweizer diesen Schritt getan. Dieser der demokratischen Zeit entsprechende, nun auch in Deutschland stärker wahrnehmbare Aufschwung des Fußvolkes ist das Wesentliche des Wandels, erst in zweiter Linie das Aufkommen und die sehr langsame Verbreitung der Feuerwaffen. Dort war es die Masse der Kämpfer, hier die Fernwirkung der Waffe, die den bisherigen ritterlichen Einzelkampf vernichtete. Fernwaffen waren freilich auch schon die Armbrüste, abgesehen von den Bogen der bereits früh von den Städten geworbenen Bogenschützen, gewesen: sie galten auch als „unchristliche" Blutwaffen und hatten, während die ritterlichen Kampfwaffen ziemlich unverändert blieben, eine Vervollkommnung



Belagerung von Nancy.

Nach Diebold Schillings „Schweizerchronik“ (1507 — 13), in der Bürgerbibliothek zu Luzern.

der Schutzrüstung, insbesondere den schon im 13. Jahrhundert vorbereiteten (vgl. S. 246), im einzelnen nicht deutlichen Übergang vom Ringharnisch zur Plattenrüstung (obgleich bei den Rittern alte und neue Rüstungen noch lange nebeneinandergehen) wie die Panzerung des Pferdes bewirkt. Die im Anfang des 15. Jahrhunderts schon allgemeine Plattenrüstung gelangte gegen Ende desselben zu höchster Vollendung (vgl. S. 365). Übrigens waren die eigentlichen Kampfrüstungen viel leichter als die für das Turnier und infolge der Fortschritte der Technik ziemlich beweglich. Der Harnisch ist den Feuerwaffen erst sehr langsam im 16. Jahrhundert gewichen. Jene Schützen waren noch notdürftig (vgl. S. 247) dem Ritterheer eingefügt. Das ging bei den Feuerwaffen — die Verwendung des Pulvers kam uns vom Orient über das Mittelmeer, ohne daß man bestimmt die Zeit angeben kann — nicht mehr. Doch spielten die Feuerwaffen zunächst nur als Geschütze, „Büchsen", (etwa seit 1325) eine Rolle. Sie wurden überdies nur als Fortsetzung der älteren, später noch beibehaltenen, technisch nicht übeln Wurfwaffen (Bliden; vgl. S. 248) betrachtet, schossen auch zunächst mit Steinen, wurden aber schnell und in schöner Ausführung entwickelt, bald sehr groß und erhielten besondere Namen (z. B. Kriemhild). Sie kamen indes nicht nur für oder gegen die festen Plätze (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Die Belagerung von Nancy"), sondern als leichtere Artillerie auch für die Schlacht in Betracht. Die großen Städte stellten eigene Büchsenmeister an. Dann, schon vor 1400, erhielt das Fußvolk kleine, auf Holzschäfte gelegte Feuerbüchsen, aber noch im 15. Jahrhundert blieb immer nur ein Teil so bewaffnet, ein anderer behielt Armbrüste, ein anderer Spieße, ein anderer Streitärte und Hellebarden. Erst später mehrten sich die Büchsenschützen und entschieden die Schlacht, und erst später führten die Geschütze bei der Kostspieligkeit der notwendig stärkeren Befestigung zum Verfall der Burgen. Zur größeren Ausnutzung der artilleristischen und infanteristischen Feuerwaffen trug aber zunächst die von den Hussiten übernommene und bis Maximilian beibehaltene Wagenburg bei, die jedoch vor allem auch die Besetzung durch Fußvolk und die Verwendung von Fußvolk seitens des Gegners bedingte.

Überhaupt hatten nach den Schweizer Siegen die Hussitenschlachten die Bedeutung des Fußvolkes wieder gezeigt, ebenso wie die Schwäche des aus vielen kleinen, nach Bewaffnung und Ausbildung ganz heterogenen Kontingenten bestehenden Reichsheeres. Die gerade im Zeitalter der Fehde sich offenbarende militärische Ohnmacht und Hilflosigkeit Deutschlands verstärkte auch jenes Bedürfnis der Fürsten nach ständig verfügbaren Söldnern: man nahm dazu immer mehr Fußvolk, selbst Hussiten, vor allem aber die in hohem militärischen Ansehen stehenden Schweizer. Sie hatten durch ihre Disziplin und die Massenform des Gevierthaufens auch die taktische Verwendbarkeit des Fußvolkes dargetan, ihre Taktik kam durch ihre Reisläuferei auch nach Deutschland, zunächst nach dem Süden und Südwesten. Da nun diese Reisläuferei mehr und mehr seitens der Schweizer Obrigkeiten eingeschränkt wurde, zogen die Fürsten und Städte jener Gegenden mehr einheimische Leute heran. Kleine deutsche Trupps mit deutschen Hauptleuten kommen seit Mitte des 15. Jahrhunderts vor: in der Schlacht bei Nancy 1477 zeigten sie sich dann auch taktisch den mit ihnen kämpfenden Schweizern ebenbürtig. So entstanden die „Landsknechte" (siehe die Abbildung, S. 429), deren Name beinahe so etwas wie „Nationalgarde" bedeutet und schon 1476, nicht erst in den 80er Jahren, vorkommt. Sie waren trotz ihres selbstgefälligen Gegensatzes zu den Schweizern („Bauern") an deren Muster gebildet, dann vor allem durch Maximilian, dessen Kriege eine rechte Schule waren, und der, militärisch sehr interessiert, mit Bewußtsein die neue Form auf alle Weise pflegte, recht eigentlich organisiert worden. Ihre „Fähnlein" (400 Mann) bestanden überwiegend aus den Trägern der langen Spieße,

daneben gab es nur 25 Träger von Büchsen und 100 Träger von Hellebarden. Vom Schild hatte sie Maximilian befreit. Es war eine sehr volkstümliche Truppe, wie sie sich denn trotz neben ihnen kämpfender Edelleute volksmäßig ergänzte — ritterliche Franzosen sprachen gelegentlich von „Schustern und Schneidern" — und demokratisch die niederen Führer aus ihren Reihen wählte, auch eine volkstümliche Poesie erblühen ließ und ein durchaus nationales Gerichtsverfahren der Genossen übereinander übte. Freilich focht sie für jeden, der sie bezahlte (meist gut), und wenn es nichts zu kämpfen gab oder der Sold ausblieb, vermehrte sie das räuberische und fahrende Gesindel: aber eben sie hob die militärische Bedeutung des Ritters endgültig auf.

Die Verdrängung des Ritters vom Kriegsdienst wirkte nun aber auch wirtschaftlich und vermehrte die finanziellen Nöte. Eben diese führten zu der noch zu schildernden Aussaugung des Bauern wie zu jenem, vor allem den Städter bedrohenden Raubrittertum, ferner zu der Lüsternheit nach Pfaffengut: immer stellte, nach Boemus, der Adel, den er ein „hochmütiges, unruhiges, habgieriges Volk" nennt, den Prälaten und ihren Gütern nach. Daher rührten auch die fortwährenden Streitigkeiten um Grundbesitz, Rechte u. s. w. zwischen den adeligen Nachbarn selbst, die dann wieder endlose Fehden hervorriefen. Die Privatbriefe des Adels, die ich wie jene der Fürsten herausgegeben habe, können von diesen endlosen Streitigkeiten wieder ein anschauliches Bild geben, ebenso aber auch von der ewigen Geldnot, in der sich der Adel befand, und die ihn zu den verhaßten Juden trieb. Die Verschuldung erstreckte sich indes nicht minder auf den hohen Adel und viele Fürsten, insbesondere auch auf die Kaiser, Siegmund wie Friedrich, auf deren Herumbetteln die reichen Städter sehr hochmütig herabsahen. Eine andauernde materielle Stärkung hat dem Adel in dieser Zeit freilich die Besetzung der fetten höheren geistlichen Stellen aus seinen Kreisen gewährt: da waren nachgeborene Söhne gut untergebracht, und auch für die übrige Familie ergaben sich daraus viele materielle Vorteile. Ein Teil des Kirchenbesitzes ist so zum indirekten „Standesfideikommiß" (Riehl) geworden. Schließlich waren die Domkapitel nur für den Adel da; die Forderung der Ahnenzahl, die dem Adel diese Stifter sicherte, wurde aber immer höher. Anderseits begann der Fürstendienst bei Hofe und in der Verwaltung dem Adel eine Unterkunft zu gewähren, in letzterer freilich auch von Anfang an Leuten bürgerlicher Herkunft, die namentlich Räte wurden. Wenn ferner der Hof der Fürsten von je als beste Erziehungsstätte gegolten hatte, so wurde jetzt seine Anziehungskraft noch vermehrt. Aus dem „Jungen" wurde der „Amtmann" oder der „Kämmerling", der „Rat", der Kriegsmann. Die reicher Begüterten vom Adel zogen sich ebenfalls dorthin, hinweg von ihrem langweiligen oder unerquicklichen Burgleben, um ihren Einfluß zu mehren. Auch der nun häufigere Besuch adeliger Frauen bei Hofe, ihre Teilnahme am Turnier, selbst ihre neu erwachte Prunksucht und ihr Ahnenstolz hatten das Gute, die Frau in der Gesellschaft wieder zu heben. Von den Fürsten ging auch die Stiftung der sogenannten „Gesellschaften", höfischer Orden, aus, die, zum Teil als Gegengewicht gegen die „Rittergesellschaften" gegründet, dem Zwiespalt der Zeit überhaupt entgegenwirken, den Adel selbst zusammenschließen, zur Eintracht lenken und den Einzelnen gegen Verlotterung schützen sollten. Sie wurden später aber ganz höfisch. So entstand schon 1355 durch Karl IV. die Gesellschaft des „Fürspans" (Schnalle); andere Orden nannten sich nach dem Zopf, dem Lindwurm, dem Salamander u. s. w. Insbesondere wirkte dann das Vorbild des „Goldenen Vlieses", das Philipp von Burgund 1430 gestiftet hatte; es entstanden die Gesellschaft vom Weißen Adler 1433 in Österreich, die vom Schwan „„unserer lieben Frauen Gesellschaft", 1440 in Brandenburg und viele andere, in Deutschland meist erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Die Mitglieder trugen „Gesellschaften", d. h. deren Abzeichen, konnten auch mehrere tragen: es sind daraus unsere „Orden" geworden. Wer viel umherfuhr, wie Georg von Ehingen, konnte viel solcher Abzeichen erwerben, auch nichtdeutsche: spanische, englische u. a. Sogar Patrizier, wie der Nürnberger Ulrich Ketzel, erlangten sie, obgleich den Nürnberger Bürgern der Erwerb von „einicherley gesellschaft oder lieberey" (Hofkleid) verboten war.

Auch die bloßen Turniergesellschaften trugen solche Abzeichen. Diese Vereine sind übrigens keineswegs erst gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts neu aufgekommen. So ist für



Landsknechte. Nach dem Stich von Matthäus Zasinger (um 1500), wiedergegeben in den „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. I. Vgl. Text, S. 427.

das von Erzbischof Albrecht von Magdeburg 1387 gehaltene Turnier eine „gesellschaft" mit goldenen und silbernen Leoparden als Abzeichen bestätigt. Ebensowenig ist, wie z. B. Freytag will, das Turnier selbst erst durch das Würzburger Turnier (1479) von der Gesellschaft der Spängler neu belebt worden. Bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts sind uns vielmehr fortwährend Turniere bezeugt, eine kleine Pause scheint dann allerdings eingetreten zu sein. 1481 erneuerte Albrecht Achilles eine Turniereinung gegenüber einer anderen neubelebten und berief sich auf die früher bestandene, der sein Vater angehört hatte, die „Perner". Wie in Franken, tauchten nun auch am Rhein und in Bayern neue auf (Einhorn, gekrönter Steinbock u. a.). So wurde das Waffenhandwerk teilweise zum Sport, als solcher freilich um so eifriger betrieben. Das Turnier stand bei einem Teile des Adels wie bei den Fürsten an erster Stelle unter den

Interessen, war aber bei seiner Kostspieligkeit ein Grund zum wirtschaftlichen Ruin mehr. Wer weiter hinaus strebte und auf Abenteuer nach alter Art sann, zog in fremde Lande, um Kriegsdienste zu tun oder an den Höfen zu turnieren und sich ritterlich zu halten. Diese „Reisen nach der Ritterschaft“, oft bis zum Heiligen Lande ausgedehnt, vor allem auch gegen die Heiden in Spanien gerichtet, wurden zu einer beliebten Schule für den jungen Edelmann, waren aber keineswegs nur romantisch, sondern praktische, gewinnbringende Fahrten, haben auch den deutschen Rittern in der Fremde einen Namen gemacht. Man vergleiche den uns erhaltenen Bericht des Georg von Ehingen über seine Fahrten oder die „Taten Wilwolts von Schaumburg“.

Gerade als verfallender Stand wurde der Adel indes immer exklusiver. Zwar die feine Bildung war geschwunden, der Ton verroht, die Genußsucht so derb wie beim Bürger, aber die formale Seite des Rittertums wurde emsig gepflegt, der Stammbaum ausgebildet, das Wappen, an das sich nun auch allerlei Sagen knüpften, nach anfangs freierer, flüssigerer Entwickelung Gegenstand sorgfältiger Behandlung und Beachtung (Wappenschau bei den Turnieren). Die Herkunft von Eindringlingen, namentlich der neuen Briefadeligen des 15. Jahrhunderts, wurde scharf durchgenommen, die Turnierfähigkeit ebenso wie die Aufnahmefähigkeit in geistliche Stifter, die beide nur der alte Adel besaß, peinlichst geprüft. Unter den erwähnten Privatbriefen findet sich z. B. die Schmähkorrespondenz zwischen dem aus städtischen Kreisen stammenden Hans Besserer und dem Ritter von Reischach, den jener als Gleichstehenden behandelt, auch geduzt hatte. Auf seiten Reischachs ist der ganze Hegauer Adel. Besserer verteidigt sich tapfer gegen die Anschauung Reischachs, daß er, der „von Burgern und Kaufleuten“ stamme, unmöglich ihm, dessen Ahnen „edle Leute, Ritter und Knechte“ seien, gleich sein könne. Besonders glaubt ihn einmal Reischach durch die Bemerkung zu verletzen, er möge „auf die Trinkstuben gehen und dort forschen, wie der Pfeffer und ander Kaufmannschatz von Alexandrien und Barcelona gen Venedig komme, und wie der Barchenttücher gewechselt werden“. Das war die Atmosphäre, von der sich der Ritter am strengsten fernhielt, die des Kaufmanns, des Bürgers. Mit ohnmächtiger Wut schaute er auf die verfluchten „Pfeffersäcke“, deren Weiber in herrlichen Kleidern einhergingen, die Geld und Lebensgenuß in Fülle hatten, während er darben mußte. Solchen Leuten war Krieg zu erklären, und da der Krieg jener Zeit auf Raub hinauslief, war der sogenannte „Raubritter“ (siehe die Abbildung, S. 431) bald fertig, der aber nicht mit dem gewöhnlichen Wegelagerer ritterlichen oder bürgerlichen Standes (vgl. S. 419) identisch ist. In seinem Treiben (vgl. schon S. 276) steckte mehr eine Art Protest, eine rückständige Rechtsanschauung: „Heraus soll man sie klauben, aus ihren fuchsnen Schauben mit Brennen und mit Rauben dieselben Kaufleut' gut um ihren Übermut.“ Wenn der Adelige einigermaßen dem Luxus der Zeit, der ihm auch nach Standessitten in höherem Grade als dem Bürger zustand, gerecht werden wollte, mußte er eben dazu auf solche Weise kommen. Die Ritter mißhandelten die beraubten Bürger auch noch nach Herzenslust, schlugen ihnen z. B. die Hände ab. Ganz entsprechend war die Stimmung aber beim Städter: in den Friedensbrechern sah er seine ärgsten Feinde. Schlimm erging es einem Gesellen, wenn er gefangen war: mit gleicher Grausamkeit fügte man ihm Qualen zu, und seine Hinrichtung war ein Jubelfest für die ganze Stadt. Die Allgemeinheit dieses Gegensatzes zeigt sich auch in der geschichtlichen Literatur, den bürgerlichen Chroniken, die überhaupt gern Kritik an Unrecht und Gewalttat auch der Mächtigen üben, aber besonders gern den stolzen Ritter angreifen, z. B. bei Thomas Ebendorfer. Der praktische Sinn der einen und die Eitelkeit der anderen Partei hat diesen Gegensatz nun allerdings auch häufig sehr gemildert. Trotz aller Exklusivität gab es Adelige,

die reiche Bürgerstöchter heirateten, andere, die ihre armen Töchter reichen Bürgerlichen zur Ehe gaben, was dann freilich, ebenso wie das auch vorkommende Wohnen von Adeligen in der Stadt, bei den Genossen böses Blut machte. Anderseits sah der Bürger, der ja auch zum Teil ritterliche Allüren nachahmte, noch immer in dem Träger der goldenen Rittersporen eine gesellschaftlich bevorzugte Figur und fühlte sich durch eine solche Heirat oder überhaupt durch Herablassung des Junkers zu ihm geschmeichelt. Auch strebten viele nach dem Adel selbst und erlangten oft Adelsbriefe von fernen Fürsten, wie der Nürnberger Wylandt 1476 vom Dänen-



Raubritter. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 430.

könige. Namentlich später kam es immer häufiger vor, daß reiche Kaufleute nach dem bösen Worte der Zimmerischen Chronik „nach langem getriebenen Wucher sich herren ließen und adeln". Aber treffend ist die Äußerung derselben Chronik: „sie hassen von Natur und nach langem hergebrachten Herkommen allen Adel und affectieren doch alle, sobald einer in Nahrung kommt, den Adel". Wenn aber Adelige jene Verbindungen ihrer Standesgenossen verwarfen, so zeigt sich in dem Spott Geilers, der überhaupt den Adel, seine Hohlheit und Prahlsucht scharf angreift, und Murners über diese Heiraten der gleiche Stolz bei den Bürgern. Und später noch konnte den Hochmut des Adels und die Scheu vor Mesalliancen Sebastian Franck mit dem Hinweis darauf bekämpfen, daß wir alle von Adam stammen.

Weit geringer war der Abschluß des Adels vom Städter im Osten, und das liegt an dem erst von neueren Forschern nachgewiesenen tiefgehenden Unterschiede zwischen

dem süd- und westdeutschen Adel und dem des östlichen Kolonisationsgebietes. Von jeher hatte der östliche Adel tätiger in der Wirtschaft sein müssen, auch, wie selbst der aus Süddeutschland sich ergänzende höfische Deutsche Orden, des Gewinnes wegen Handel getrieben. Die geringe Besiedelung des Landes ließ sittigende Einflüsse auf die Landsässigen wenig wirken, slawische Einflüsse machten die Sitten nicht besser. Die Folge war, daß das eigentlich höfisch-ritterliche, auf Erträgen von zinsenden Untertanen und feiner Lebenshaltung beruhende Wesen hier bald abgeschwächt wurde und seine später einsetzende, halb sportmäßige, halb romantische Weiterbildung überhaupt keinen Eingang fand. Auch im Südwesten gab es verbauerte Adelige, die sich von den Turnieren und dem Hofe fernhielten, aber im Nordosten bildeten sie die Mehrzahl. Der Adelige war hier nicht nur Krieger, sondern auch Landwirt, die Jagd war nach alter Weise Nutzungswerk, die Hausfrau wirtschaftete tüchtig selbst herum. Zugleich aber waren das wilde Gesellen, die zunächst im Kriege mit den preußischen und anderen Heiden, dann durch die fortwährenden sonstigen äußeren und inneren Kämpfe an rohes Gebaren gewöhnt waren, allen Leidenschaften freien Lauf ließen, Ritterlichkeit im Kriege so wenig wie im Frieden kannten, Lug und Trug übten und sich schändlich benahmen. Aus dem Ritterschlage machten sie sich gar nichts, so wenig wie aus Ritterfahrten. So galten hier auch ständische Unterschiede fast nichts, zumal sie bei den fortwährend erschütterten Verhältnissen keineswegs fest ausgebildet waren. Wer eine Burg im Besitz hatte, wurde als Aristokrat angesehen, aber er war meist nur Emporkömmling und konnte die Burg bald wieder verlieren. Auch diese mächtigere, politisch ehrgeizigere Schicht war ohne festen Halt. Der kleine Adelige, soweit er nicht Vieh raubte oder den noch nicht allzu häufigen Warenkarren auflauerte, trat ohne Bedenken in den Dienst des größeren, der Adelige aber, der ein Gut hatte, trieb neben der Landwirtschaft auch Korn-, Holz- und Wollhandel. So ist denn von einem Gegensatz zwischen Bürgern und Adeligen nicht die Rede: Heiraten unter beiden waren häufig, Bürger hatten Lehnsgüter und Schlösser und galten dann wie der Adel, kamen sogar in den Johanniterorden. Die märkischen Adeligen verkehrten durchaus freundlich mit den Städtern, fanden auch nichts darin, einem bürgerlichen Bischof Treue zu schwören. Gerade der Adel der Mark, in der bekanntlich so lange Zeit unter schwachen Fürsten völlig anarchische Zustände herrschten, ist aber durch die Bemühungen seiner aus dem ganz anders gearteten Süddeutschland gekommenen Fürsten, bewußt erst durch die der Hohenzollern, allmählich „erzogen" worden. Diese haben den Märkern, die ihnen, nach Priebatschs treffendem Vergleich, wie die Germanen den Römern erschienen, die fränkischen höfischen Manieren einigermaßen beigebracht, Interesse für den Rittertitel, Ritterfahrten, höfische Orden, zugleich den Adelsstolz eingeimpft, der die Junker jetzt auch hier schroff von den Bürgern trennte. Die Adeligen der Mark unterschieden sich dadurch nunmehr von dem sonstigen Kolonialdeutschland, z. B. Schlesien, wie ihnen der am Berliner Hof erlangte höfische Firnis, den natürlich auch nur die bevorzugteren und strebsameren annahmen, zu besonderem Ansehen im übrigen Norddeutschland (Pommern, Mecklenburg) verhalf, sie als weltkluge Hofleute und Staatsmänner erscheinen und dort Karriere machen ließ.

Ein weiterer großer sozialer Gegensatz war der des Städters und des Bauern, dem sich jener wirtschaftlich, geistig und gesellschaftlich so außerordentlich überlegen fühlen mußte. Wie schon der Ritter den schärfsten Gegensatz zu seiner höfischen Bildung im „Törperlichen" gefunden hatte, so ist dies Verhältnis auch auf den Städter übergegangen. Es wiederholt sich fast der antike Gegensatz zwischen urbanus (städtisch, gebildet) und rusticus (bäuerisch, ungebildet). Diese Mißachtung des „Bauerntölpels" ist also eine immer wiederkehrende Folge

der „Zivilisation" (Verbürgerlichung), und so ist die mißachtete, im besten Falle komische Rolle, die jener in den deutschen Städten spielte, nicht verwunderlich, übrigens auch nicht gefährlich. Die Beurteilung des Bauern mögen die Epitheta zeigen, die ein Augsburger Briefsteller von 1483 für die Benennung der Bauern empfiehlt. Es heißt da: „o du grober, hertsinniger, rüdischer, eßlicher, waldeßlicher, gebeurischer, groblicher, unbrauchsamer, untätiger, ... geyziger, gieriger, ... unsatiger, lüstiger, fräßlicher Paur". Das entspricht den Spottworten der Volkslieder, Schwänke und Fastnachtsspiele, wie etwa dem: „der Bauer ist an Ochsen statt, nur daß er keine Hörner hat". Trotz der (S. 357) angeführten agrarischen Züge auch in den Städten kommt nun der bei entwickelteren Verhältnissen natürliche Gegensatz zwischen Stadt und Land in einem großen Teile Deutschlands zum bewußten Ausdruck. Der Kulturträger blickt stolz herab auf den Zurückgebliebenen. Und selbst wo der Bauer mitmöchte, gelingt es ihm nicht. Seine frühen Versuche, sich höfisch zu kleiden (vgl. S. 274), begegneten beim Ritter nur dem Spott, und wenn er sie nun fortsetzte („der bur dem edelman glich gat") oder durch „lündsch und mechelsch" Tuch, durch goldene Ketten u. s. w. dem Städter gleichen wollte, wurde er nicht minder unbarmherzig verhöhnt.



Bäuerliches Leben und Rückkehr eines Herren von der Jagd im 15. Jahrhundert. Aus dem Flämischen Festkalender der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23,638).

Der ältere Gegensatz des Ritters zum Bauern, der bereits auf die Abneigung des waffentüchtigen Germanen gegen den Anbau zurückgeht und in höfischer Zeit verfeinert auftrat (vgl. S. 269), war nun aber auch keineswegs verschwunden, vielmehr verschärft und sozial viel bedenklicher als der Spott des Städters. Zum Spott kam beim Ritter indessen noch ein immer steigender systematischer Druck, dessen Anfänge wir bereits früher einsetzen sahen (vgl. S. 309). Wir sahen, wie und warum der Bauer (siehe die obenstehende Abbildung) im allgemeinen gedieh (vgl. S. 308); auch in der hier behandelten Zeit war der Wohlstand keineswegs geschwunden. Weder jener Kleiderluxus, über den Brant und andere schelten, noch die verbreitete Meinung, daß der Bauer reich sei („die buren stecken ganz voll gelt"), wären ohne einen solchen Wohlstand erklärlich. Man darf überhaupt die außerordentliche Bedeutung des Bauern für die Gesamtheit nicht verkennen. Das Land war im Mittelalter viel mehr mit Dörfern besät als jetzt; erst die Kriege des 15. Jahrhunderts, wie der Bruderkrieg, später der Bauern- und der Dreißigjährige Krieg haben viele davon zu Wüstungen umgewandelt. Daß die Bevölkerungsschicht, die äußerlich so stark in die Erscheinung trat, überhaupt sozial weit mehr im Vordergrunde stand als jetzt, zeigt gerade auch die ständige ernsthafte oder spöttische

Schilderung des Bauern in den schriftlichen und bildlichen bürgerlichen Quellen: wir wissen dadurch von ihm fast mehr als von den übrigen Ständen. Überdies war, wie gesagt, unbeschadet jenes Gegensatzes der Städter selbst in dieser Zeit noch agrarisch interessiert. Es ist charakteristisch, daß jetzt in den Städten auch eine nicht unbedeutende landwirtschaftliche Literatur entstand, wie das „Buch von den Früchten, Bäumen und Kräutern". Anderseits wird der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung vielfach durch ernsthafte Quellen für die verschiedensten Gegenden bestätigt. Wir haben solche zeitgenössische Urteile für Westfalen, Bayern, das Elsaß, Franken, Tirol, Kärnten u. s. w., also gerade auch für Landschaften, in denen später Bauernaufstände ausbrachen. Ebenso gibt es solche Stimmen für den Osten. Von den Bauern in Vorpommern wie in Rügen urteilt Kantzow gleichlautend: „stehen wol und seint reich". Mittelbare Zeugnisse, wie das Schelten des Paukers von Niklashausen (vgl. S. 443) auf den Kleiderprunk der Bauern, sind noch zahlreicher. Auch war der Bauer wie vor alters geschäftlich gar nicht ungewandt, im Gegenteil empfand der Städter seine plumpen Kniffe oft übel („all Bschyß yetz von den Buren kumt"). Aber jener Wohlstand wurde oft übertrieben geschildert. Die Anschauung ferner, daß jedem Stande nur ein bestimmtes Quantum von Lebensgenuß zukäme, ließ harmlose Dinge als Üppigkeit erscheinen: warum sollten die Bauern keinen Wein trinken, an dessen Stelle Brant wieder das angeblich früher getrunkene Wasser setzen möchte, zumal es doch meist nur Landwein — Wimpheling spricht allerdings von „kostbaren Weinen" — gewesen sein wird? Der Wohlstand ist ferner keineswegs in allen Gegenden vorhanden gewesen, und selbst in guten Gegenden gab es große Unterschiede.

Man kann den günstigen Stimmen auch viele ungünstige gegenüberstellen, für Westfalen z. B. denselben Autor, Rolewinck, nach dieser wie nach jener Seite benutzen. Insbesondere über den zunehmenden Druck gibt es seit der Anklage Rulman Merswins gegen die Grundherren, daß sie die armen Leute widerrechtlich drückten und aussögen, genug Belege. Die berüchtigte Edelmannslehre, die den Bauer zu berauben empfiehlt („wan er nummen [nur] pfenning hat, so riß im d'gurgel ab"), wird den Tatsachen entsprochen haben. Gerade der wirtschaftliche Niedergang des Adels führte naturgemäß zu einer Anspannung der Zinsen und Dienste. Und wenn es auch freie Bauern in Dithmarschen und Niedersachsen, in Österreich und Bayern, hier und da auch in Franken und Schwaben gab, die Mehrzahl der Bauern war doch eben abhängig, allerdings in den früher geschilderten günstigen Formen. Auch die hörigen Zinsbauern waren den besser gestellten freien Zeit- und Erbpächtern trotz aller Unterschiede ziemlich nahe gekommen, wie die so mannigfaltig gestellten Bauern überhaupt gerade jener Gegensatz zu den anderen Ständen zusammengeschlossen hatte. Bei den Zinsbauern setzte aber der Rückschlag zuerst ein. Diejenigen Grundherren, die sich noch um die Wirtschaft bekümmerten, namentlich geistliche, kamen nun bei dem steigenden günstigen Absatz nach der Stadt wie bei dem intensiveren Betrieb der Landwirtschaft leicht zur Erhöhung der fixierten Fronden (Hand-, Spann-, Bau-, Jagdfronden u. s. w.) und der Geld- oder Naturalabgaben. Vielfach sind die Fronden, die früher abgelöst oder bei Aufhören des Eigenbetriebes verschwunden waren, nun erst wieder eingeführt worden. Von den Abgaben empfand man am drückendsten die zum Teil neu eingeführten bei Besitzveränderung, den „Todfall" u. s. w. Aber die meisten Herren hatten für die Wirtschaft selbst kein Interesse. Man griff zu jenen Mitteln nur, weil die Einkünfte nicht mehr ausreichten; man ließ sich nicht mehr auf Umwandlung der in viel einfacheren Zeiten normierten, jetzt nicht genügenden Leistungen in Geldzins ein oder machte die schon vollzogene wieder rückgängig. Es gab freilich Herren, wie den Grafen von Zimmern, der seine Söhne

zur Beschränkung auf die bestimmten Leistungen anhielt. Man tat auch das Land in immer kleineren Stellen — natürlich bis zu einer gewissen Grenze — aus, um mehr herauszuschlagen, man machte aus gelegentlichen Darbietungen (z. B. für eine Hilfeleistung) gleich eine dauernde Zinsverpflichtung, man zog bei Todesfällen ohne Rücksicht auf die Erben das Gut ein, man griff auch in die Rechte der Markgenossen, in die Allmende, ein. Besonders unangenehm war den Bauern ihr zunehmender Ausschluß vom Walde, der ja allerdings die Waldmasse geschützt hat (vgl. S. 312), aber doch vornehmlich aus der Sorge für die Jagdpassion der Herren hervorgegangen war. Vor allem mochten die grausamen Strafen für Übertretungen, überhaupt für „Wildfrevel", der Zwang, die Fluren durch das Wild schädigen zu lassen, und die nun auferlegten Jagdfronden aufreizend wirken. Ferner mußten die Markgenossen um ihre Weide auch im Walde kämpfen, in ihr Gerichtswesen griff der Grundherr jetzt ein, und statt gewählter Beamten setzte er ihnen solche. Dazu kam dann die eigenmächtige Besteuerung, Bestrafung durch Geld u. a. Bei dieser Entwickelung spielte nun allerdings der Landesherr, namentlich der kleine, eine weit größere Rolle als der Ritter. Die öffentlichen Fronden hatten schon insofern die bäuerliche Bevölkerung stärker belastet, als auf sie alle den Grundherren obliegenden Pflichten abgewälzt wurden. Nun aber kam vor allem die immer ausgiebiger gestaltete landesherrliche Besteuerung hinzu. Auch die letzte Zuflucht der Bauernautonomie, die gemeine Mark, ist wesentlich durch die Landesherren mit ihrer Obervogtei, ihrem Jagdregal angegriffen worden. Bezeichnend sind die Beschwerden der Stühlinger gegen ihren Landgrafen 1524, namentlich bezüglich der Anlegung von Wildhag auf bäuerlichem Boden, der Jagd durch die Felder, der Zerstörung der Saaten durch Wild, das sie nicht vertreiben durften, der Sperrung der Fischwasser u. s. w. Dabei mußten sie bei der Jagd fronen, auch selbst die Wasser ausfischen. Anderseits haben sich bei all diesen Lasten auch freundliche Züge gezeigt. Die Fröner wurden oft gut verpflegt; die Zinsbringer erhielten zuweilen wertvolle Geschenke; für die Hol-Zinsen gab es schonende Vorschriften.

Wenn man nach alledem eine Zunahme der Belastung — wie früher kam der Zehnte an die Kirche und die Vogtbede für die Gerichtstätigkeit hinzu — im 15. Jahrhundert annehmen darf, wenn man ferner betonen muß, daß die Lasten gerade in dieser Zeit steigenden Lebensgenusses, an dem auch der Bauer sein gemessen Teil haben wollte, an sich schon bitterer empfunden wurden als früher, daß anderseits eben eine günstige Lage des Bauern und der dadurch hervorgerufene Übermut und Trotz am ersten zu Klagen und Konflikten mit der verbitternden hochmütigen Exklusivität des Adels führen konnten, so bleibt die Bedeutung dieser Dinge für die Beurteilung der allgemeinen Lage des Bauern doch problematisch, aber auch für die der späteren aufrührerischen Bewegungen. Vor allem gibt zu denken, daß sich eine ähnliche Entwickelung im kolonialen Osten ohne besonderes Sträuben der Bauern, die doch dort eine größere Freiheit erlangt hatten als im Westen, vollzog. Der Adelige, dem bäuerlichen Kolonisten ursprünglich kaum überlegen, näherte sich dort ganz allmählich der despotischen Herrlichkeit des früheren slawischen Herrn. Er verfügte über großen eigenen Hofbesitz, vermehrte ihn ungehindert aus weitem herrenlosen Lande, trieb auch bei dem Aufschwung des Getreidehandels, der den Norden versorgte, immer eifriger selbst Landwirtschaft, Viehzucht und landwirtschaftlichen Handel und überließ das frühere wilde kriegerische Handwerk mehr und mehr seinen heruntergekommenen Genossen. Um nun Arbeitskräfte zu erlangen, verstand er, zum Teil durch gütliche Bitten, durch Gewährung von Verpflegung u. s. w., sich von den Bauern Dienste zunächst gelegentlich, dann dauernd zu sichern, namentlich auch

von den neu ankommenden Bauern, die das zum Ausbau geeignete herrenlose oder verwüstete Land lockte, und diese Dienste vorsichtig zu steigern. Daneben ging infolge der Schwäche der Landesherren, die immer mehr politische Rechte (Gerichtsbarkeit, Steuern, öffentliche Fronden, Burgen- und Brückenbau) an die Ritter veräußerten, die dann ihrerseits solche Leistungen auch für ihre privaten Zwecke verlangten, eine allmähliche persönliche Herabdrückung der Bauern zu Untertanen und eine Unterbindung der Freizügigkeit einher. Die eigentliche Zeit dieser Entwickelung, welche die große Gutsherrschaft im Gegensatz zu der Grundherrschaft des Westens heranbildete, ist aber erst das beginnende 16. Jahrhundert. Wir kommen darauf zurück. Anderseits fehlt im Osten manches Moment, das anderswo den Gegensatz zwischen Herrn und Bauer verschärfte oder die Verhältnisse überhaupt verschlechterte, z. B. die Verschuldung.

Aber die Nachrichten über diese zu Ende des 15. Jahrhunderts zunehmende Verschuldung sind auch für den Westen nicht allgemein gültig. Gewiß hat namentlich in Gegenden, wo eine starke Güterzersplitterung eintrat, die oft selbstverschuldete Not oder ein vorübergehender Bedarf den Bauer zu städtischen Kapitalisten, vor allem zu Juden, getrieben; gewiß hat sich daraus dann auch Bewucherung der Bauern entwickelt — es kommen sogar 80 Prozent Zinsen vor —; es hat ferner früh Bewegungen auch der Bauern gegen die Juden gegeben, die sich zum Teil doch wohl auf ihre große Verschuldung zurückführen lassen (Gotha 1391, Worms 1431/32): aber auf eine verzweifelte Lage des Bauernstandes als solchen kann daraus kaum geschlossen werden. Daß ferner der Geldwert gleichzeitig mit den Preisen für Bodenprodukte sank (letztere infolge des eingreifenden Handels und der Überproduktion), kam auch nur als Nebenmoment hinzu. Schlimmer mochten die Bestrebungen der Herren wirken, die Bauern persönlich rechtlich herabzudrücken, um über sie völlig verfügen zu können. Das Wichtige dabei war, daß, wie Bezold sagt, „die wirtschaftliche Glanzzeit der deutschen Bauern vorübergegangen war, ohne daß die Landbevölkerung weder im Reiche noch in den meisten Territorien als selbständiges Glied dem politischen Organismus eingefügt wurde". Die Freien oder annähernd Freien suchte man zu Zinspächtern, zu Hörigen zu machen; vor allem aber strebte man danach, Hörige in die Leibeigenschaft zu zwingen. Die bei der nunmehrigen Hemmung des Zuzugs in die Städte und dem Aufhören der Kolonisation des Ostens anwachsende bäuerliche Bevölkerung konnte häufig nicht mehr auf den vorhandenen Hufen, deren allzu große Teilung zur Viertelhufe als Norm geführt hatte und jetzt inhibiert wurde, untergebracht werden, zumal weitere Rodung erschwert wurde. Diesen Überschuß betrachteten die Herren als leibeigen. Ebenso dehnte man diesen Begriff aber auch auf die Grundholden mit Besitz aus. Und selbst die freien Pächter waren gefährdet, zunächst durch jene grundherrlichen Lasten, dann durch weitere Ansprüche. Namentlich die geistlichen Herrschaften haben solche auf alle, selbst betrügerische Weise, sogar mit kirchlichen Mitteln, durchzusetzen verstanden, z. B. die Abtei Kempten. „Grafen, freien, ritter oder knecht", heißt es in der noch zu erwähnenden „Reformation des Kaisers Siegmund", „die aignen leut und hant sie jetz fur aigen und steurent si." Aber leider sei es dazu gekommen, daß auch die Klöster eigene Leute nähmen. Dabei waren die geistlichen Herrschaften in ihren Ansprüchen oft die unerbittlichsten. Gerade weil im Süden die immer noch vorhandenen Eigenleute von der Zahl der eigentlichen „Bauleute" mit Erbzinsrecht überwogen wurden, wurde solches Herabdrücken ebenso wie die nun eintretende Beschränkung der Freizügigkeit besonders schwer empfunden. Begünstigt wurde diese Entwickelung durch die damals aufkommenden römischen Juristen, die die ganz anders gearteten deutschen Rechtsverhältnisse mit römischen Augen (Emphyteusis) ansahen, vor allem aber die großen

Mannigfaltigkeiten durch Vereinfachung verwischten und sehr geneigt waren, den Begriff des servus auf die Hörigen anzuwenden, überhaupt die bindende Kraft des Herkommens und des Gewohnheitsrechtes ganz über den Haufen warfen. Doch ist das neue Recht nicht ganz allgemein den Herren zugute gekommen, es hat gelegentlich auch den abhängigen Bauern genützt.

Diese Rezeption des unter Justinian gesammelten römischen Rechtes ist überhaupt für die gesamte soziale Gärung ein verstärkendes Moment gewesen. Es war eine Bewegung, die dem deutschen Volkstum ebenso entgegen war wie der Humanismus, dessen Verbreitung, wie wir noch sehen werden, durch sie auch gefördert worden ist, die ferner dem Übergang zu der Übermacht der Fürsten und zum neuen absoluten Staat wesentlich die Bahnen geebnet hat. Die Fürsten sind es auch, die das Eindringen des neuen Rechtes in erster Linie begünstigt haben. Denn so richtig man hervorgehoben hat, daß dieses entwickelte Recht den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen besser entsprach als das unvollkommene deutsche Privatrecht, daß es ferner auch zu dem sich durchsetzenden individualistischen Geiste besser paßte, so ist das doch auf seine Einbürgerung nicht von besonderem Einfluß gewesen. Ausschlaggebend war vielmehr der Umstand, daß das kanonische Prozeßrecht durch die Kanzleien der Fürsten zugleich mit einem ausgebildeten schriftlichen Verfahren sich auf das weltliche Gebiet ausdehnte und die Rechtskundigen dabei zugleich das römische Zivilrecht heranzogen. Die Kenntnis dieses Rechtes verbreitete sich von Italien, vor allem von der dasselbe begeistert pflegenden Rechtsschule zu Bologna, wie nach dem übrigen Europa, so nach Deutschland durch Deutsche, die dort studiert hatten, ebenso aber durch rechtskundige Italiener, die man in die deutschen Kanzleien holte. Geistliche sind es gewesen, die, ausgehend vom kanonischen, das weltliche römische Recht den Fürsten darboten als ein Mittel, das gerade zur Ausbildung jenes neuen, rein weltlichen Staatsbegriffes führte. Es ist wohl verständlich, daß die Päpste nicht nur über die „Käuflichkeit" der Juristen eiferten, sondern eben wegen der Förderung der an das römische Imperium anknüpfenden Staatsideen schon der Staufer durch das römische Recht, das aber auch bereits für Heinrich IV. 1080 benutzt worden war, die Beschäftigung mit ihm den Klerikern, auch wohl den Laien verboten, so schon 1180 Alexander III., am nachdrücklichsten auch außerhalb Italiens 1254 Innocenz IV. Und obgleich dieses Recht methodisch die Grundlage des kanonischen war, auch von jeher Einzelheiten aus ihm durch das letztere auf die Germanen übergegangen sind, hat die Kirche sogar später noch sein Studium nur als Hilfsmittel des kanonischen Rechtes erlaubt. Umgekehrt haben eben die Staufer die staatsrechtlichen Vorteile des römischen Rechtes für die Monarchie schon erkannt und Friedrich Barbarossa dasselbe überhaupt einzubürgern gesucht, freilich ohne Erfolg. Diese staatsrechtliche Seite ist später die maßgebende geblieben. Auch Ludwig der Bayer hat seine Juristen aus dem römischen Recht Beweise gegen die Ansprüche des Papstes holen lassen. Vor allem hat dann Karl IV. die römischen Juristen, die Legisten, völlig in die Kanzlei gezogen, sie auf alle Weise äußerlich gehoben und sie in weitgehendster Weise politisch wirken lassen. In Böhmen spielten sie überhaupt früh eine Rolle. Wenzel II. (1278—1305) wollte schon eine Universität, d. h. eine Rechtsschule gründen, auch mit Hilfe italienischer Juristen ein neues Gesetzbuch erlassen. Wirklich eingeführt hat er nur jenes Bergrecht, das das kanonische Verfahren zuerst auf weltlichem Gebiet durch den Stuhl zu Kuttenberg anwenden ließ. Von den Kanzleien des Kaisers und noch mehr der Fürsten, in denen die Juristen sich noch viel brauchbarer für die Umdeutung der Rechtsverhältnisse der Untertanen im römischen Sinne erweisen konnten, hat sich das römische Recht weiter verbreitet. Durch die Urkunden griffen mit neuen Ausdrücken die neuen

Anschauungen auf weitere Kreise über. Aber die neuen Rechtskundigen wurden auch schon von Streitenden um ihr Urteil angegangen, ebenso wie der Kaiser oder Fürst seine Hofjuristen bei ihm obliegenden Entscheidungen um Rat fragte oder sie zu Schiedsrichtern machte.

Aus den Kanzleien — auch die städtischen wurden allmählich mit solchen Leuten besetzt (vgl. S. 381 und 460) — gingen ferner die Notare hervor, die zur allgemeineren Verbreitung des römischen Rechtes beitrugen. Zunächst aber und ebenso später überwiegend lag der Hauptakzent der Verwertung der römischen Juristen auf politischem Gebiet, in ihrer bureaukratischen Tätigkeit und der durch sie bewirkten Erhebung des „erleuchteten" Fürsten, wie sich schon im 14. Jahrhundert Rudolf IV. von Österreich bezeichnete, über die Untertanen. Sehr gut hat das bereits Wimpheling erkannt. Er, der hervorhob, daß „nach der abscheulichen Lehre der neuen Rechtsgelehrten der Fürst im Lande alles sein sollte, das Volk aber nichts, daß sie das Volk aussögen, für alles Unrecht einen Deckmantel fänden und vor allem neue Steuern aussinnen müßten", sagte auch: „mächtiger noch als im Gericht sind sie im Rate der Fürsten, wo sie schon viel länger im geheimen wirken und alles umkehren und verwirren, was durch die Weisheit der Vorfahren geordnet worden und zu Recht bestand". In die Rechtspflege drang das neue Recht, trotz der kaiserlichen Autorität, nur langsam ein: kein Gericht wurde anfangs mit Rechtsgelehrten besetzt, und auch in das höchste Gericht kamen sie erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, und zwar auf Verlangen der Fürsten. Sie bildeten zunächst nur einen Teil der Mitglieder der kaiserlichen wie der fürstlichen Hof- und Landgerichte (in Heidelberg z. B. seit 1472, in Leipzig seit 1483), meist die Hälfte, die aber bald die ausschlaggebende wurde. Schließlich bekamen sie die Gerichte, auch die unteren, ganz in ihre Hand. Dazu trug die das Bedürfnis deckende wachsende Zahl der nunmehr auch auf einheimischen Universitäten gebildeten Juristen (vgl. S. 459), denen jetzt Kanzlei wie Gericht einflußreiche Posten boten, bei. Die norddeutschen Universitäten lehrten übrigens das römische Recht früher ständig als die im Süden, die das kanonische Recht in den Vordergrund stellten. Zur Verwendung der Juristen im Gericht konnte allerdings die arg daniederliegende Rechtspflege wohl auffordern. Wirklichen Rechtsschutz gab es in dieser Zeit der Fehde, der Habgier nur wenig. Das, was alle Welt seit je vom Kaiser verlangt hatte, Wahrung des Rechtes, erkannten jetzt aber auch die Fürsten, die dem Kaiser diese Aufgabe erschwert hatten, als die ihre an. Ebenso stark war bei der unglaublichen Mannigfaltigkeit der Partikularrechte das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Rechte, dem schon der Verfasser des „Kaiserrechts" Rechnung tragen wollte, und worüber schon dem Baseler Konzil Nikolaus Cusanus 1433 ernste Vorschläge gemacht hatte, freilich ohne Erfolg. Mehr und mehr drang dafür eben das römische Recht in die Land- und Stadtrechte, was man als „Reformation" bezeichnen zu dürfen glaubte. Vor allem kommt nämlich in Betracht, daß man wirklich einen kulturellen Fortschritt zu machen meinte. Das deutsche Recht, das man auf Universitäten zu lehren für lächerlich gehalten hätte, galt den Juristen als „roh und bäuerisch", das Verfahren als höchst rückständig. „Kein Mißbrauch", sagte um 1460 ein Jurist, „scheint mir größer zu sein als der, daß Menschen, welche den Acker bebauen, in diesem Lande Recht sprechen." Immer mehr drängte man auf Ersatz der „unerfahrenen Personen", die in den niederen Gerichten „das Recht verstümmelten", durch verständige Richter.

Aber dieser dem Leben abgewandte, die Juristen bis heute zierende Hochmut — ihr Ansehen war auch überaus groß; die Doctores sind „edel genennt, herren und freund der fürsten" — hatte sein Gegenbild in einem wilden Volkshaß. Man hat Spuren desselben schon im 13. Jahrhundert finden wollen, so in Äußerungen des Cäsarius von Heisterbach, Thomasins

von Zirklaria, Hugos von Trimberg, der bereits von den Juristen als Unchristen spricht; auch das lateinische Gedicht des Nikolaus von Bibra von etwa 1281, das den in Bologna gebildeten Erfurter Rechtsverdreher Heinrich von Kirchberg angreift, ist ein Zeugnis dafür. Aber gerade hinter dem letzteren stecken kirchliche Streitigkeiten, und die anderen können eine allgemeine Opposition kaum beweisen, weil eben der Einfluß der Juristen, den sie damals mehr inoffiziell, vor allem als Ratgeber der Fürsten, des Adels, der Städte, auch wohl Privater gespielt haben, noch nicht sehr groß war. Nun aber, seit Ausgang des 15. Jahrhunderts, bricht die Volkswut über das Attentat auf sein altes Wesen fast elementar los. Das Recht war damals wirklich noch Volkssache, der letzte Rest der einstigen öffentlichen Betätigung des Volkes, es war für jeden Lebenskreis aus den Verhältnissen heraus erwachsen. Soweit es aufgezeichnet war, stellte es wesentlich alte Tradition, volkstümliche Gewohnheit dar, aber auch neue Satzungen gingen aus dem gemeinsamen Willen der Beteiligten hervor. Daß jede Gruppe nach eigenem Rechte lebte, bedingte freilich jene Zersplitterung des Rechtes, auch einen Gegensatz zwischen dem fortschrittlichen Stadtrecht und dem erstarrten Landrecht, verbürgte aber zugleich die tiefe Wurzelung des Rechtes im Volk. Innerhalb seiner Genossen hatte ein jeder seine Richter, die im alten einfachen, öffentlichen und mündlichen Verfahren unter einem leitenden, aber nicht urteilenden Richter das Recht „fanden" (siehe die obenstehende Abbildung). Es ergab sich so auch bei alten Bauern, bei dem gerichthaltenden Burgherrn wie bei den städtischen Schöffen eine weitverbreitete Kenntnis der alten Rechtsgewohnheiten, die jede Neuerung um so schärfer empfand. Auch für die oberen Gerichte war die Besetzung mit rechtskundigen Laien immer noch die Norm.



Gerichtsszene. Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik" (1507—13), in der Bürgerbibliothek zu Luzern.

Daß die Handhabung der Rechtspflege sehr im argen lag, das wurde freilich im Volke bitter empfunden: insbesondere versagte der Kaiser, selbst bei gutem Willen. Der zerfahrene Charakter des örtlich und in seiner Zusammensetzung fortwährend wechselnden kaiserlichen Gerichtes erschwerte allein schon das Rechtsuchen. Vor allem aber mußte Geld gezeigt werden, sonst schob man die Sache endlos hinaus. Man war auch direkt käuflich: „am Hofe", berichtet ein Frankfurter, „kauft man um Geld, was man will", und auch die übrigen höheren sowie die fürstlichen Gerichte waren höchst mangelhaft, insbesondere wo es sich um Klagen gegen Mächtige handelte. Die Grundherren, die sich der ländlichen Gerichte bemächtigt hatten, verhängten mit Vorliebe Geldstrafen, konfiszierten das Gut des Verurteilten u. s. w. Die

Rechtspflege wurde zur Einnahmequelle. War aber einmal ein gerechtes Urteil ergangen, so fehlte nur allzuoft, wie der sehr gut beobachtende Franzose Froissard berichtet, „jede strenge und rasche Vollstreckung desselben". Eben diese Zustände hatten die alte Selbsthilfe in der Form der Fehde so furchtbar aufleben lassen. Aber in dem Eindringen der römischen Juristen sah das Volk für solche beklagenswerte Dinge keine Besserung: jetzt wurde es erst recht mißtrauisch gegen die Gerichte. Es kam dadurch auch zu den sonstigen Mißbräuchen die größte Rechtsunsicherheit, zumal der Gegensatz zwischen dem nach römischem Recht urteilenden Obergericht und dem der Schöffen immer schärfer wurde. Dem neu eingeführten Inquisitionsverfahren waren die Schöffen nicht gewachsen, sie wußten nicht mehr, was galt, und verließen sich auf den Gerichtsschreiber, so juristisch ungebildet der in Wahrheit sein mochte: er wurde daher vor allem gekauft. Ebenso wuchs der Einfluß der „Fürsprecher", die sich auch ein gelehrtes Ansehen gaben und mit dem neuen Rechte wucherten. Die Mängel auch der Strafrechtspflege haben dann das Reichskammergericht zu einer Beschwerde veranlaßt, die Verhandlungen der Reichstage über eine Reform herbeiführten, bis man 1531 durch die „Carolina", die Kriminalordnung Karls V., zu einer gesicherten Ordnung kam.

Im ganzen begann mit der Rezeption die tiefe Kluft zwischen Volk und fremd Gebildeten, wie sie gleichzeitig der Humanismus aufriß. Diejenigen germanischen Länder, die von dieser Rezeption zumeist verschont blieben, England, Skandinavien, die Schweiz, haben den alten volkstümlichen Geist viel mehr bewahrt und doch nicht kulturell gelitten. Das deutsche Volk sah sich, wie es meinte, einer Bande von geldlüsternen Schurken ausgeliefert, die das Recht nach ihrem Willen mit dem fremden Mittelchen und dem umständlichen Verfahren beugten und das Volk, das sie noch zu Prozessen hetzten, auf alle Weise aussogen. Insbesondere wurden die Advokaten und „Fürsprecher", denen „kein Brief so gut war, sie wöllen ein Loch darein reden", mit Anklagen überschüttet, und wirklich scheint es in jener erwerbslüsternen und gewissenlosen Zeit, wie selbst von Rechtsgelehrten zugestanden wurde, recht viel bedenkliche Elemente unter den Juristen gegeben zu haben. Es sei hier nicht angeführt, was Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg, was Wimpheling und so viele andere Bitteres gesagt haben. Man mißhandelte wohl sogar solch einen „Rechtsverdreher" wenigstens in den Städten gelegentlich körperlich. Auch die Stände nahmen sich der allgemeinen Beschwerde an und wandten sich, wie namentlich die bayrischen, gegen das Eindringen der gelehrten Juristen. Und die in Württemberg verlangten 1514, daß das Hofgericht mit „ehrbaren, redlichen und verständigen Personen vom Adel und den Städten besetzt werde, die nicht Doctores seien, damit den alten Gebräuchen und Gewohnheiten unabbrüchig geurteilt und die armen Unterthanen nicht also irre gemacht würden". Wie weit das neue Recht, das seinen Einfluß insbesondere auf das in Formalismus erstarrte Privatrecht äußerte, segensreich gewirkt, insbesondere im Hinblick auf die Förderung des sich anbahnenden Individualismus, bleibe hier beiseite. Überhaupt richtete sich die Opposition, an der sich auch der niedere Adel lebhaft beteiligte, immer auch gegen jenen Einfluß der Juristen auf die gesamte Verwaltung, vor allem auf die Stärkung der Fürsten, wie gegen das sich nun bildende fürstliche Beamtentum, das sich mehr und mehr aus Juristen ergänzte. Es litten nicht allein die Bauern, deren Herabdrückung nach den neuen Anschauungen dem Adel schon recht war, es waren auch höhere Volkskreise, wie sie in den Ständen vertreten waren, die ihre Befugnisse nun angegriffen oder von der Willkür des Landesherrn abhängig werden sahen, es war auch die Kirche selbst, die ihre Macht bereits jetzt durch einen von den Juristen geförderten Cäsaropapismus bedroht sah.

Man könnte annehmen, daß in der allgemeinen sozialen Disharmonie die Kirche ein Element der Versöhnung dargestellt hätte. Das Gegenteil ist der Fall gewesen. Das Verhältnis des Volkes zum Klerus ist nur ein weiteres Moment der Verbitterung. Wie die Achtung vor dem Klerus seit dem 13. Jahrhundert zurückging, ist schon früher berührt worden (vgl. S. 333). Wie seine Sünden zu kirchlichen Reformen drängten, werden wir noch hören. Hier handelt es sich um die sozialen Folgen solcher Zustände. Gerade die kirchlichen Sittenprediger legten vor dem Volke immer von neuem die Verkommenheit des Klerus bloß — was Wunder, daß sich der Haß gegen ihn außerordentlich steigerte? Eben die strengeren Gemüter betrachteten die meisten Pfaffen nur als Schädlinge für die Gesamtheit, die als Nichtstuer und Schlemmer, ohne Acht auf ihre Pflichten, dahinlebten. Namentlich der Bauer konnte das nicht vertragen, zumal er höchst ungern den Zehnten gab und von den geistlichen Herren besonders scharfen Druck erfuhr. Der reiche Besitz der Kirche war jetzt auch nicht nur dem Adel ein Dorn im Auge. Der Bauer glaubte wohl, die Leute lebten nur von ihm, ohne selbst zu arbeiten. Vor allem haben aber hussitische Einflüsse gewirkt; nicht der weltliche Besitz, sondern das Kirchengut ist das Objekt der hussitischen Angriffe. Der niedere Klerus selbst hat andauernd gegen die reichen Pfründeninhaber gehetzt. Auch die notorische Habgier des höheren Klerus wurde immer wieder getadelt. Nach Windeck geschah überhaupt seitens der Geistlichen alles nur „um Geld". Wie tief dieser Haß ohne eigentliche religiöse Motive wurzelte, zeigen einige der bäuerischen Aufstände des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts: so die in Appenzell, wo häufig die Pfaffen, ebenso wie 1459 am Rhein, gemißhandelt wurden. Die Anhänger des Paukers von Niklashausen sangen 1476: „Wir wollen Gott vom Himmel klagen, Kyrie eleison, Daß wir die Pfaffen nit sollen zu Tode schlagen. Kyrie eleison." Bei den Bauern von Untergrombach 1502 war die Antwort auf die Frage nach der Losung: „Wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen." Auch beim Beginn des großen Bauernkrieges glaubte man die Bewegung anfangs allgemein gegen die Pfaffen gerichtet und freute sich darüber. In der Stadt besonders war die Verachtung der Pfaffen gewaltig.

Charakteristisch für ihre Einschätzung ist, daß sie meist mit den Juden zusammen genannt und ebenso als beraubenswert hingestellt werden: „der pfaffen unde juden guot, das macht uns all ein frien muot". Die Judenverfolgungen (vgl. S. 325 f. und 339) waren keine neue Erscheinung. Ihr Hauptgrund war jene Ausübung des Darlehnsgeschäfts. Der außerordentlich hohe Zinsfuß hat die Ausbeutung der Bevölkerung in weitestem Maße gestattet; charakteristisch ist auch, daß man in der Regel wöchentlichen Zins bedang. Der Bauer und der kleine Mann in den Städten kamen oft wegen winziger Summen zu gewaltiger Schuldenlast, die sie verdarb. Solcher Druck wurde, wie es 1487 heißt, „bis in die kleinsten Dorffen" verspürt. Daß es in den Städten ähnlich stand, zeigt die auf Bitten des Nürnberger Rates ergangene kaiserliche Erlaubnis, die Juden von dort zu vertreiben, weil durch ihren Wucher viele Bürger „dermaßen übernommen und in Schulden gestürzt, daß diese von ihrer Nahrung und häuslichen Ehre und Wohnung gedrängt" seien. Auch der Adel war bei den Juden stark in der Schuld, ebenso die Fürsten. Dazu kamen Hetzereien und den Wucher allzu grell malende Schilderungen der Prediger — nach einigen Forschern war überhaupt der Klerus die eigentlich treibende Kraft gegen die Juden, die in Kaufmannskreisen am wenigsten mißachtet waren —, ferner alte legendenhafte Beschuldigungen bezüglich „der heimlichen Mörde", Brunnenvergiftung, Hostienschändung u. s. w. Der Judenhaß wuchs unter solchen Umständen immer mehr; vor allem trat jetzt eine soziale Ausscheidung und Verfemung ein, die im Mittelalter freilich auch

andere, noch verachtetere Leute traf. Schon 1387 war man auf einem rheinischen Städtetag gegen sie feindlicher aufgetreten, hatte die seit langem (vgl. S. 325) eingeführte, aber nicht durchgedrungene Unterscheidung in der Kleidung (gelbe Tuchringe, gelbe Hüte) wieder besonders betont, auch den Juden den Handel — hier waren sie lästige Konkurrenten — verboten. Galten sie früher zum Teil noch als Bürger, so wurden sie im 15. Jahrhundert nur geduldet und mußten gesondert wohnen; ihr Besitz gehörte der Stadt, nachdem der Kaiser wohl seine Herrschaft über die Juden ihr geschenkt hatte. „Der Judenhaß", schrieb 1497 Froissard, „ist in Deutschland so allgemein verbreitet, daß selbst die ruhigsten Männer in Aufregung geraten, wenn auf die Juden und ihren Geldwucher die Rede kommt. Es würde mich nicht wundern, wenn plötzlich und gleichzeitig in allen Gegenden eine blutige Verfolgung der Juden ausbräche, wie diese denn bereits aus mehreren Städten gewaltsam vertrieben sind." Solche Vertreibungen, zum Teil jetzt von den Obrigkeiten im Gegensatz zu dem bisherigen Gewährenlassen begrüßt, aber weniger blutig als früher, fanden im 15. Jahrhundert z. B. in Speyer, Mainz, Augsburg, Erfurt, Würzburg (zweimal), Nürnberg, Ulm statt. Anderwärts, wo der Kaiser die Juden schützte, wurden sie arg geplagt. Auch aus ganzen Stiftern (z. B. Würzburg, Mainz) und Ländern (Sachsen, Bayern, Mecklenburg, Pommern u. s. w.) wurden sie vertrieben. Hier spielten wieder die Fürsten die Hauptrolle. Einsichtige Zeitgenossen, die sich gegen eine Verfolgung der Unschuldigen wandten, haben, wie später Trithemius, die Einziehung des Vermögens der Juden der Geldgier der Fürsten zugeschoben. „Übel handeln die Fürsten", meinte schon Bischof Stephan von Brandenburg gelegentlich der Judenberaubung in der Mark im Jahre 1446, „welche aus unerhörtem Geiz und ohne gerechte Ursache die Juden aller ihrer Habe berauben." Soweit solche Verfolgungen aber auf das Volk selbst zurückgingen, zeigen sie, ebenso wie die zünftischen Bewegungen, wie sehr die Zeit überhaupt noch zu Gewalttätigkeiten neigte.

Im ganzen braucht man denn auch für die sich fortgesetzt steigernden aufrührerischen Bewegungen, in die sich die soziale Mißstimmung bald hier, bald dort umsetzte, wenigstens für die Stadt eine tiefere, eine sozialistische Grundlage in höherem Grade nicht anzunehmen. Wir werden zwar bei den Bewegungen der Bauern, die man sehr übertrieben als „soziale Parias" hinstellt, während ihre Lage doch in Wahrheit gar nicht so pessimistisch anzusehen ist, zum Teil religiöse und sozialistische Strömungen wirken sehen, man hat aber auch als Träger der städtischen Bewegungen um und namentlich nach 1500 ein teilweise sozialistisch angehauchtes Proletariat angenommen. Andere Forscher lassen diese letzteren Bewegungen von den zünftlerischen Kreisen getragen sein und bestreiten lebhaft wesentliche sozialistische und taboritische Einflüsse. Man wird zugestehen müssen, daß die Motive für die einzelnen Bewegungen noch lange nicht genügend erforscht sind, daß insbesondere der Begriff „städtisches Proletariat" nicht voreilig gebraucht werden darf, daß auch mit dem Worte „Kapitalismus" allzu verschwenderisch umgegangen ist. Jede Rolle des Gegensatzes zwischen arm und reich wird aber auch für die Stadt nicht geleugnet werden können. Erst recht nicht für das Land. Wenn freilich die Bauern „arme Leute" heißen, so sind sie das nicht in unserem Sinne: der Ausdruck mag vielmehr, wie Rachfahl will, auf die „relative Rechtlosigkeit ihrer Lage" gehen. Aber das hindert nicht, daß die Ungerechtigkeit der Verteilung der Güter dieser Welt gerade von den schärfer gedrückten, aber selbstbewußten Bauern empfunden wurde, daß kommunistische Anschauungen, die schon durch das Christentum im ganzen Mittelalter als seiner Lehre entsprechend gefördert wurden, besonders durch den Einfluß der hussitischen Bewegung, die in Gottes Namen allgemeine Gleichheit schaffen wollte, auch in Deutschland Boden fanden.

Den niederen Ständen wurde seit längerer Zeit durch die Bettelmönche in Stadt und Land der Haß gegen die Besitzenden und die geistlichen Herren gepredigt, sie selbst, insbesondere aber der sonst verachtete „arme" Bauer, wurden als rechte Kinder Christi, der selbst ein Armer war, gleichsam in ihrer Armut verklärt. Die viel radikaleren hussitischen Ideen, die aber auch praktisch durchgesetzt werden sollten, haben dann die bereits also vorbereitete Strömung mächtig verstärkt. Wie die Ketzerbewegungen überhaupt, ist ebenso das „böhmische Gift" durch die „Ketzerbriefe" überallhin und sicher auch in die ländliche Bevölkerung gedrungen. Und obwohl jener Versuch der allgemeinen Gütergemeinschaft vor der Wirklichkeit verging, blieb um so stärker die Idee des „göttlichen Rechtes" und der „christlichen Freiheit" haften, die praktisch Einziehung des Kirchengutes und Befreiung von den Lasten bedeutete. Jene Begehrlichkeit nach der Pfaffen und der Juden Gut mochte zum Teil auf solche Anschauungen zurückgehen. Namentlich in der rechtzeitig erstickten Niklashäuser Bewegung von 1476 kamen völlig kommunistische Neigungen, religiös-theokratisch gefärbt, zum Ausbruch: der Führer, der junge Bußprediger, sah die Fürsten und Herren, deren Güter verteilt waren, schon zu Handarbeitern degradiert, die Pfaffen, deren Besitz auch genommen war, totgeschlagen und ein wahres Gottesreich auf Erden erstanden. Aber schon längere Zeit vorher waren ähnliche, freilich zahmere Anschauungen theoretisch ausgesprochen in der sogenannten, wohl von dem Taboriten Friedrich Reiser verfaßten „Reformation des Kaisers Siegmund" von 1438, die erst gegen Ende des Jahrhunderts stärkere Verbreitung fand und neben praktischen radikalen Forderungen für Bauern und Städter (z. B. Abschaffung der Zünfte), auch wieder neben der Einziehung des Kirchengutes bei Schonung des weltlichen, vor allem an die Erhöhung der Kleinen denkt: „Wenn nun die gemeine Welt bekennen wird unsere Freiheit, so ist den gewaltigen Häuptern ihre Kraft genommen." Den schärfsten Charakter hat diese Stimmung zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der von Haupt ans Licht gezogenen Schrift eines „oberrheinischen Revolutionärs" angenommen, der zugleich die kirchlichen Zustände aufs äußerste angreift und in seinen Zielen ganz sozialistisch-kommunistisch ist. Und ähnliche Gedanken lebten in den seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Deutschland umlaufenden Prophezeiungen der Astrologen.

Sollte da nicht auch in den Städten bei dem demokratischen Grundcharakter der Zeit der Gegensatz von arm und reich schärfer empfunden worden sein? „Zwischen den Reichen und den Armen ist ein alter Haß gewesen", sagt die Magdeburger Schöppenchronik gelegentlich eines Aufstandes von 1402. Die bloße Feststellung des Gegensatzes begegnet schon bei Bertold von Regensburg (vgl. S. 324) und Ende des 14. Jahrhunderts bei Peter Suchenwirt: „Den reichen sind die chasten vol, den armen sind si laere, dem povel [Pöbel] wirt der magen hol, das ist im grozzew swaere." Aber Konsequenzen wurden jetzt auch gezogen: so wollte Geiler von Kaisersberg 1481 bei einer Hungersnot seinen Hörern ankündigen, wann es Zeit sei, „den reichen Leuten in ihre Häuser zu laufen, sie aufzubrechen und Korn daraus an ein Kerbholz zu nehmen". Die Fastnachtsspiele weisen gelegentlich darauf hin, daß alle die Drücker, Amtleute, Pfaffen, Juden, Herren nur von der Arbeit des Volkes lebten. Und man stellte entsprechende Forderungen. Bedenklich meint Burkhard Zink, „es sei doch ein erschrecklich Ding, daß die minder Weisen und die Armen über die Reichen regieren wollten": er spricht von den großen Steuern, die das gemeine Volk auf die Reichen setzen wolle. Die Hauptهetzer scheinen freilich wieder Kleriker gewesen zu sein. Wie sie die Handarbeit der Bauern, überhaupt die Arbeit, im Gegensatz zum Reichtum verherrlichten, so saßen sie auch hinter den Handwerkern, besonders die den Zünften oder den Gesellenverbänden nahestehenden Geistlichen, die auch ihre geistigen Führer

waren. So erklären sich Äußerungen wie die Butzbachs, der als Schneider mit Bitterkeit die kostbaren Stoffe für die Reichen in Schnitzeln verarbeitet, „wie man sie es in ganzen Stücken von dem blutigen Schweiß der Bauern und Armen um schweres Geld sich anschaffen sieht".

Dazu kam nun die kapitalistische Entwickelung, die wenigstens in Süddeutschland der Handel namentlich seit Beginn des 16. Jahrhunderts nahm. Das Geldgeschäft war (vgl. S. 375) jetzt von den Juden und Lombarden vielfach auf die deutschen Kaufleute übergegangen. Vor allem aber begannen die großen Handelsgesellschaften Ringe zu bilden, kauften unter Ausnutzung ihrer Organisationen und Verbindungen die Waren auf und diktierten die Preise, die aber auch aus anderen, später zu erörternden Gründen stiegen. Wurden die Leute dadurch zum Teil ungeheuer reich — bei der Höchstetterschen Gesellschaft, die später fallierte, sollen, was aber sicher nicht zutrifft, 900 Gulden Einlagekapital nach sechs Jahren 33,000 gebracht haben —, so empfand die große Masse ihr Treiben als bösen Druck, zumal sich die Monopolbestrebungen nicht mehr bloß auf Gewürze richteten. „Sie ziehen", sagt Geiler von Kaisersberg, „nit allein den entbehrlichen Blunder an fremden Waaren, sunder auch was zum Leben not, als Korn, Fleisch, Wein und sunstiges in ihr Monopolium und schrauben die Preise nach ihrer Geldgier und Gitzigkeit und nähren sich mit der sauren Arbeit der Armen." So kam er auch dazu, sie „größere und schlimmere Überlister und Schinder des Volks" zu nennen, „als je die Juden gewesen". Ebenso meint Sebastian Brant:

Die Juden „mögen nit me bliben:
die Kristen-Juden sie vertriben;
mit Judenspieß dieselben rennen,
ich kenn vil, die ich nit wil nennen;
die triben doch wild kaufmansschatz
und schwigt dazu all reht und gsatz."

Kilian Leib vergleicht sie mit den Raubrittern, nur daß sie straflos blieben. Die kirchliche Anschauung über den Handel (vgl. S. 323) ist jetzt zur verbreiteten, aber ohne Zweifel übertreibenden Volksmeinung geworden: man meinte, wie Hans Sachs, die Kaufleute wollten mit Faulenzen durch Wucher und Fürkauf reich werden, Sebastian Franck spricht von ihrer „Hanthierung als öffentlichen Wucher und Räuberei". Und wenn nun auch Erasmus aufs giftigste über die Kaufleute herzog, wenn Luther ein Büchlein „von Kauffshandlung und Wucher" schrieb und wenigstens die großen Preissteigerungsgesellschaften angriff, wenn die Städte (Köln 1505) gegen diese vorgingen, wenn Landtage oder Reichstage (Köln 1512) Beschlüsse gegen die Aufkäufer faßten, wesentlich im Interesse des soliden Handels, und Karl V. sich vor seiner Wahl zur Beseitigung der Monopolgesellschaften verpflichten mußte, so hat solcher „Großwucher und Schinderey", vor allem wegen der hohen Preise für unentbehrliche Dinge, sicher auch das niedere Volk aufgebracht. Aber obgleich es in einer Predigt von 1515 heißt: „wird's damit nit anders, so sind groß Unruhe und Empörunge zu fürchten", ist dies Moment für die revolutionären Erhebungen kaum wichtig, wenn es z. B. auch schon 1483 bei einem Aufstand in Hamburg, wo Korn aufgekauft und trotz Teuerung exportiert war, eine Rolle spielte. Die Hauptopposition lag überhaupt bei den Mittelschichten, und gerade diese — „Handwerker und Bauer", heißt es in jener Predigt — wurden oft durch die großen Gewinne sogar verlockt, ihr Geld bei jenen Gesellschaften einzulegen. Ebenso machte es der Adel. Immerhin wuchs der Gegensatz der Armen zu den Reichen noch durch jene Agitation. So ist denn jedenfalls anzunehmen, daß bei den städtischen Bewegungen des 15. und 16. Jahrhunderts die eigentliche „Armut" ihr Kontingent dazu gestellt hat und auch die Zeit für gekommen sah, die Reichen zu plündern, sogar totzuschlagen, um selbst „ewich rike zu werden" (Braunschweig). Aber die eigentlichen Motive der Erhebungen lagen doch auf anderem Gebiete:

jene städtischen Finanzkalamitäten (vgl. S. 379) brachten die Zünfte auf, die nicht immer höhere Steuern zahlen und mehr Kontrolle über das Finanzwesen haben wollten. Dazu kam ihr altes Streben nach dem Regiment. Und wenn man neuerdings seit 1514 eine maßgebendere Rolle des „pöfels“ festgestellt hat, im Zusammenhang mit steigendem sozialen Elend, worüber eine genaue Einzelforschung recht erwünscht wäre, wenn revolutionäre Forderungen erhoben wurden, die den ehrsamen Handwerksmeistern jedenfalls nicht lagen, so verschwanden doch jene finanziellen Motive, auch die engherzigen Zunftbestrebungen auf Ausschluß der Konkurrenz neben Empörung über die polizeilichen Bedrückungen u. s. w. nicht. Lokale Bedrängnisse und jene allgemeine Neigung zu Gewalttaten spielten überdies auch bei den von reichen Zunftbrüdern unterdrückten kleinen Handwerkern, ferner bei gewissen niedrigen Gewerben (z. B. Hirten) und den Tagelöhnern — dies waren neben den Gesellen (vgl. S. 361) wohl die Hauptträger der sozialen Gärung, wozu die Hefe der „Weinbuben, Tabernierer [Schenkwirte], . . . Freiheiter, Jauffinder [vagierende Possenreißer], Galgenschwenkel, Luderer“, der Bettler und Fahrenden, kurz der „Hans hinter der Mauern“, wie es 1513 in Braunschweig heißt, kam —, immer eine Hauptrolle. Anderseits wird ein wichtiges Moment, die Neigung, Pfaffen und Kirchen zu berauben, um „selbst reich zu werden“ (Regensburg 1511), nicht immer nur bei den ganz Armen gewirkt haben. Namentlich die Frauen werden ausdrücklich als hetzerisch genannt, auch sie wollten „goldne Spangen und Gürtel tragen“.

Systematischer wurde die Sache nun erst durch die Aufmerksamkeit auf die immer zunehmenden Bauernaufstände, die aus viel bestimmteren, einheitlichen sozialen Forderungen hervorgingen, und auch durch die Reformation. Die lokalen Bedrückungen der Bauern durch die Herren hatten schon im 15. Jahrhundert immer häufiger zu bewaffneten Erhebungen geführt; Juden und Pfaffen waren die daneben vom Bauernhaß Betroffenen. Zunächst konnte das Einungsprinzip, das die Städte und Ritter zu Bünden zusammenführte, auch den Bauern als gegebenes Mittel, ihre Forderungen durchzusetzen, erscheinen. Denn wehrhaft war der Bauer noch durchaus; noch ging er außerhalb seines Dorfes oft mit dem Schwert einher, und mancher Bauer hatte sich als Landsknecht fühlen gelernt; gerade damals scheinen auch vielfach die Dörfer befestigt worden zu sein. Es wirkte aber ferner im Südwesten das Beispiel der Schweizer, die sich von Adel und Pfaffen frei gemacht hatten, insbesondere das der Appenzeller, die kühn revoltierten und schließlich der Eidgenossenschaft beitraten. Man sagte jetzt von den Bauern, „daß sie alle wollten Appenzeller sein“, was zugleich auf politische Freiheitsideale deutet. So kamen denn Zusammenrottungen im Algäu, dann auch sonst in Schwaben seit Beginn des Jahrhunderts immer häufiger vor. Schon 1431 beklagte sich der Kaiser Siegmund über die wachsenden Bünde nicht nur der Städter, sondern auch der Bauern. Der Adel hat ebenso bei den Städten schweizerische Freiheitsneigungen behauptet. Man vermutete dabei zugleich immer jene hussitischen Einflüsse, wie man z. B. beim Baseler Konzil den allgemeinen Übergang der Bauern zu den Hussiten fürchtete. Und noch später sah Trithemius den Reichskörper vor allem durch zwei Schwären, die Eidgenossen und die Hussiten, bedroht. So folgten denn der theokratisch-sozialistisch gefärbten Bewegung in Niklashausen 1476 andere religiös beeinflußte Aufstände, wie der 1502 zu Untergrombach; auf der Fahne sah man neben einem knieenden Bauern das Bild des Gekreuzigten und die Aufschrift: „Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes.“ Einer der dortigen Führer, der bei der Unterdrückung entkam, zeigt dann bereits den Typus des revolutionären Agitators, ein ehemaliger Landsknecht Jost Fritz: er bewirkte im Breisgau neue Bewegungen, die aber wieder unterdrückt wurden, und suchte, „ein

Führer und Verführer des Volks durch und durch, mit süßer Rede angethan", 1517 einen großen Aufstand im ganzen Südwesten zu erregen. Hier war überhaupt der Herd der revolutionären Stimmung, die sich unter dem Symbol des „Bundschuhs", des durch Riemen zusammengehaltenen, rindsledernen Schuhs des kleinen Bauern, traditionell fortpflanzte, wenn auch frühe Bewegungen ebenfalls im Osten, in Salzburg (1462), in Kärnten (1478) vorkamen. Neben einem weiteren großen Aufstand in Kärnten 1515 brach aber wieder im Südwesten der vor dem Bauernkrieg bedeutendste Aufstand aus, der des „armen Konrad" von 1514 in Württemberg und Baden. Immer bedenklicher erschien nun auch den politischen Gewalten die Lage. Die größeren Landesherren und der Kaiser dachten ernstlich an Reformen. 1502 wollten die Kurfürsten über die „Beschwerung des gemeinen armen Mannes" beraten; die oberösterreichischen Stände suchte 1515 der Kaiser selbst zu billigeren Ansprüchen gegenüber den Bauern zu bewegen. Überhaupt dachte man von Reichs wegen wie an die bei der Schwäche des Reiches notwendige politische Reform, an Reichssteuer und besseres Reichsregiment, so auch an die Besserung der sozialen Zustände. Der Mainzer Reichstag setzte 1517 einen Ausschuß ein, der über die Mängel beraten sollte, „daraus allenthalben soviel Aufruhr, Unfrieden und Verderbens im heiligen Reich und Germanien erwuchs". Freilich blieb alles ohne praktische Folgen. Die Lage der Bauern aber, die nun so grell hervortrat, hatte jetzt doch auch bei den Städtern den so reichlich geübten Spott zum Teil verstummen lassen. Neben jener Mißachtung hatte ferner schon länger eine andere, von der Kirche getragene Stimmung, die die Arbeit des Ackermanns als die wahrhaft christliche und als Grundlage des Daseins der übrigen Stände ansah, sich in städtischen Kreisen verbreitet, und namentlich die Sprüche Rosenplüts zeigen sie deutlich:

„Ich lob dich, du edler baur,
für alle kreataur,
für all herrn auf erden:
der kayser muß dir gleych werden."

So ist es denn zu erklären, daß sich gedrückt fühlende kleine Leute aus den Städten, zumal aus solchen agrarischer Haltung, bald mit den Bauern gemeinsame Sache machten, wie bei der Niklashäuser Bewegung, wie bei dem Aufstand gegen den Abt von Kempten, wie später beim „armen Konrad". Bei dem großen Elsässer Bund von 1493 war sogar ein Bürgermeister, Hans Ulman von Schlettstadt, Führer. Von einem systematischen Zusammenarbeiten der Städter mit den Bauern ist aber nicht die Rede, dagegen nahmen revolutionäre Köpfe aus den Städten immer häufiger Führung und Leitung in die Hand.

Das zeigte sich nun auch beim großen Bauernkriege. Ihn als allgemeine soziale Revolution aufzufassen, als Ausbruch aller der Gärungen, die uns beschäftigten, geht nicht an, obgleich manches dafür spricht. Trotz der großen Rolle des Schlagwortes von der „Gerechtigkeit Gottes", trotz gelegentlicher Äußerungen auch der Bauern, mit den Reichen teilen zu wollen, trotz Verbindung unzufriedener Handwerker mit ihnen, trotz zunehmender Beteiligung der wirklich Enterbten, der fahrenden Leute, Bettler, Aussätzigen, wie bei den Anschlägen des Jost Fritz, überwog schon bei den früheren Aufständen das praktische Motiv, bestimmten Übelständen abzuhelfen. Der erwähnte Einfluß der Schweizer — der Ausdruck wurde typisch für aufsässige Leute — kam hinzu. Überhaupt lag es im Geiste der Zeit, sich nichts gefallen zu lassen. Und gerade weil die Bauern noch kräftig genug waren und sich mit Recht tüchtiger als der jagende, saufende Adel und schlemmende Klerus fühlten, sich auch gegen jene soziale Verachtung wehren wollten, taten sie sich ebenso zusammen wie andere Stände und schlugen gelegentlich los. Das in dieser Zeit auf die Höhe kommende demokratische Kraftgefühl

hat eine größere Rolle gespielt als die Ideen. Das gilt auch für die städtischen Schichten. Sie fühlten sich besonders, und wie gewalttätig man damals noch war, haben wir wiederholt beobachtet. Insofern muß man die Bauernaufstände überhaupt nicht als so anormal ansehen; es waren Formen roher und rücksichtsloser Selbsthilfe, die im Zeitalter der Fehde natürlich, und deren begleitende Greuel, Plündern, Brennen u. s. w., ebenfalls nur zeitgemäß waren. Indessen kamen äußere Gründe doch noch als entscheidende hinzu. Warum der Südwesten immer wieder Aufstände sah, und warum hier vor allem auch der große Bauernkrieg ausbrach, scheint mir von Below richtig damit begründet zu haben, daß diese Lande in zahlreiche kleine Territorien zersplittert waren — schon Riehl bezeichnet deshalb den Südwesten als den empfindlichsten Teil Deutschlands —, und daß gerade die kleinen Landesherren aufs tyrannischste ihre Untertanen drückten und ihre Rechte mißbräuchlich in Vermischung mit privaten Herrenrechten zu steigern suchten. Von dem Abt von Kempten (vgl. S. 436) und dem Stühlinger Landgrafen (vgl. S. 435) war schon die Rede. Namentlich erbitterten auch die Übergriffe bezüglich des Waldschutzes, wie seitens Herzog Ulerichs von Württemberg. Daß im Osten der schwache Landesherr überhaupt vor dem Grundherrn zurücktrat, sahen wir schon: im nördlichen Westen aber waren die größeren Landesherren eher bedacht, die Bauern, oft freilich nur als ihr Steuerobjekt, gegen die Grundherren zu schützen. In Braunschweig z. B. hob schon Herzog Friedrich das Besthaupt (vgl. S. 309) zum Teil auf, und 1433 hat ein Rezeß des Herzogs Heinrich mit den Ständen ganz wesentliche Verbesserungen für die Bauern durchgesetzt. So erscheinen allerdings die Übergriffe der kleinen Landesherren im Südwesten, obgleich auch die Ritter ihre Leute drückten und plagten, als das Wesentliche. Anderseits waren sie aber an äußerer Macht sehr schwach — im Südwesten war, wie Riehl sagt, „die Schwäche, nicht die Macht der Aristokratie vereinigt" —, und während im Osten schon die Grundherren etwaige Erhebungen, zu denen indes damals der dort erst später schärfer einsetzende Druck die Bauern gar nicht trieb, mit Waffengewalt hätten niederhalten können, sonstige größere Territorien aber Aufstände energisch unterdrückten, reizte gerade die Widerstandsunfähigkeit der kleinen südwestlichen Tyrannen zum Losschlagen. Die erste Bewegung des großen Bauernkrieges richete sich gegen den Druck eines Landesherrn, eben des der Landgrafschaft Stühlingen, des Grafen von Lupfen. Immerhin sind die angeführten sonstigen Momente doch nicht gleichgültig gewesen.

Als letztes kommt auch noch die reformatorische Bewegung hinzu. Natürlich hat die Reformation nicht den großen Bauernkrieg, obwohl das schon Zeitgenossen meinten, hervorgerufen: aber daß bei dem schon (S. 443) beobachteten Einfluß religiöser Strömungen auf soziale Forderungen, insbesondere bei den Taboriten, schließlich auch die Reformation als Stütze der Unterdrückten erscheinen mußte, ist klar. Die alte „Gerechtigkeit Gottes" wird präziser gefaßt: das Evangelium bietet nun das Ideal, nach dem auch die äußeren Zustände zu formen sind. Wie schon früher die Volksprediger sich immer auf die Seite der Kleinen stellten, so waren es nun auch die Prediger des reinen Evangeliums, die die Leute auf diese Handhabe für soziale Zwecke hinwiesen. Ihnen ist einmal die Urheberschaft eines Aufstandes direkt zugeschrieben worden. Es erklärten die Leute des Klosters Roth 1525, nicht von ihnen stamme der Aufruhr, sondern „von den Geistlichen und Hochgelehrten, die es jetzo öffentlich predigen, und von denen sie es lange gehört haben, womit die armen Leute allenthalben beschwert seien". Solche Prediger gefielen aber den Leuten. „Das ist das recht evangeli", riefen die Bauern in Schwaben bei den Predigten Schappelers, „lueg wie hand [sieh, wie haben] die alten pfaffen gelogen und falsch gepredigt: man solt die bueben alle zu todt schlagen." Sie predigten namentlich gegen

den Zehnten und den Zins. Aber sie beförderten auch ein allgemeines Priestertum unter den kleinen Leuten in Stadt und Land, die häufig selbst als Prediger auftraten. Sie machten sich überhaupt gern gemein mit dem Volke, so schon in idealistisch-mystischer Form Karlstadt, der nicht sozial hetzte, aber dem gemeinen Mann mehr Beruf, im Namen Christi zu reden, zusprach als dem Doktor Luther. In Schwaben lief ein Prediger in Bauerntracht umher und zündete so erst recht, und endlich erschien der taboritische, für alles Niedrige und Grobe eintretende Münzer und regte die Menge auf. Als aufreizendes Moment kam also diese radikale Predigt sicher in Betracht und wirkte mächtiger als die nun noch gewachsene, auch zu den Bauern durch Kalender und Praktiken dringende astrologische Literatur, die immer zugleich die Revolution des kleinen Mannes und den Sturz der Mächtigen, Pfaffen wie Herren, prophezeite und selbst bildlich den Aufruhr darstellte. Eine evangelische Färbung, die sich später fortgesetzt in der Bezeichnung „christliche", „heilige" Haufen wie in den Wendungen der Bauernschriftstücke zeigt, ist auch sogleich scharf hervorgetreten; nicht bei den Stühlingern, aber früher bei anderen. Es wurde immer allgemeiner das „Evangelium" und die „christliche Freiheit" im Munde geführt, immer freilich im Sinne wirtschaftlicher Forderungen verstanden. Die Algäuer gerierten sich als „christliche Vereinigung der Landart". „Wenn man die Empörischen reden hört", heißt es einmal, „so geschieht Alles für's heilig Evangelium und göttlich Wort. Das führen verloren Edelleut, Bauern und Pöbel allweg im Munde — man hört nichts denn Evangelium, Evangelium, und wird jede Aufwiegelung und Buberei damit verdeckt." Die berühmten zwölf Artikel waren ganz religiös gefärbt, und die biblisch-erbauliche Umhüllung wirkte außerordentlich, ebenfalls aber nur als Propaganda für die praktischen agrarischen Wünsche. Die Betonung des evangelischen Prinzips dabei rührte von den Memminger Reformatoren her. Anderseits wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die christliche Freiheit, das göttliche Recht und die Verkündung des Evangeliums von den Hussiten herstammen und, immer in jenem praktischen Sinn ausgelegt, fortwährend und überall gangbare Schlagworte und jetzt besonders zeitgemäß waren. So wenig wie einst die „Reformation Kaiser Siegmunds" wollten etwa die zwölf Artikel von der Lehre der Kirche abweichen. Auch sie wollten sogar für die Pfarrer sorgen: es ist der alte Einfluß des mit dem Volke gehenden, hinter allen Hetzereien des 15. Jahrhunderts stehenden, auf die Pfründen der Prälaten eifersüchtigen Teiles des niederen Klerus, der jetzt in das evangelische Lager gegangen war.

Die Erkenntnis der Brauchbarkeit des Evangeliums hat sich aber zunächst in den Städten verbreitet. Bei den Bamberger Bewegungen wollte ein Bader „alles reformieren laut des Evangeliums". In den Städten vor allem wirkten auch jene Prediger, Schappeler und Waibel in Schwaben, Strauß in Eisenach, Brunfels in Straßburg, namentlich Thomas Münzer in Allstedt. Aber es erhielt nun die Agitation überhaupt mehr aus den Städten ihre Nahrung. Wie städtische Kreise Schwabens der großen Bewegung sich wohlwollend zeigten, so daß man für die Haltung der Reichsstädte fürchtete und ein schwäbischer Landschreiber die städtischen Gemeinden für „ganz gut bäurisch" erklärte, so stammten auch Führer und Teilnehmer aus ihnen. Schon 1524 lief in Forchheim ein städtischer und ländlicher Aufstand parallel; 1525 gingen Bauern und Städter in Worms gegen die Pfaffen; zu den Stühlinger Aufständischen hielt Waldshut; Memmingen war Hauptquartier der oberschwäbischen Bauern; an den Weinsberger Greueln nahmen Heilbronner teil, wie überhaupt fränkische Städte eine Rolle spielten; von den Sympathieen Straßburgs und anderer elsässischer Städte nicht zu reden. Ebenso kamen selbst die Programme der Bauern, wie die zwölf Artikel, mit Hilfe von

Städtern (eben jenes Predigers Schappeler und eines Kürschners Sebastian Lotzer) zustande. Wie die Prediger aus den Städten kamen, wie dort schon die aufregende astrologische Prophezeiungsliteratur gepflegt worden war, so stammte überhaupt das Ideenhafte in der Bewegung, auch die religiös-sittliche Wertschätzung des Ackermannes, dorther. Gleichwohl bleibt es bei dem agrarischen Charakter der Bewegung: das Mithalten mancher Städte ergab sich aus dem Zwang der Verhältnisse, ebenso wie auch Elemente aus dem Herrenstande gezwungen, zum Teil freilich, wie Wilhelm Graf von Henneberg, aus politischer Berechnung teilnahmen. Allerdings wurden auch die nichtbäuerischen Elemente von dem revolutionären Geist an sich mit fortgerissen: nicht allein die städtischen Demokraten und Schreier, sondern auch mancher abenteuerlustige, ehrgeizige oder pfaffenwütige Adelige, vor allem aber niedere Kleriker, Bettelmönche. Dazu kamen jene Fahrenden und namentlich Landsknechte. Die starke Aufregung beweist die Beteiligung der Frauen. Von einer allgemein erstrebten sozialen Umwälzung kann jedoch nicht gesprochen werden, wenigstens zu Anfang nicht. Allerdings zeigen die zwölf Artikel schon das Zurücktreten rein lokaler Tendenzen, denn sie nennen sich „haupt Artickel aller baurschafft und hindersessen der Geistlichen und Weltlichen oberkeyten, vonn welchen sye sich beschwert vermeinen". Allmählich gewinnt auch die Bewegung, eben durch den Radikalismus städtischer Schichten beeinflußt, einen über die rein wirtschaftliche und evangelische Seite hinausgehenden Charakter. Hatten die zwölf Artikel vor allem die Aufhebung der Leibeigenschaft, demnächst die alte Freiheit des Jagens und Fischens, dazu Erleichterung und Milderung der Fronden und Abgaben verlangt, so erhob sich unter den fränkischen Aufrührern auch ein politisches Reformideal, das, bezeichnenderweise von zwei früheren fürstlichen Beamten, Wendel Hipler und Friedrich Weigant, getragen, eine völlige Umgestaltung des Reiches in demokratischem Sinne, nominell mit dem Kaiser an der Spitze, in sich schloß, so erhob sich weiter in Thüringen und Sachsen über diese noch gemäßigten und nicht übel gedachten Ziele hinaus jenes von Münzer und Genossen in radikalster Weise erstrebte Ideal einer kommunistischen Theokratie. Man konnte wohl einen allgemeinen Brand befürchten. Schon zu Anfang hatten die Bauern sich nicht mit der Drangsalierung der Pfaffen, denen man es allgemein gönnte, mit der Verwüstung von Klöstern, bei der sie auch wohl ihren Haß gegen eine fremde Kultur durch Zerstörung von Büchern und Kunstwerken bewiesen, begnügt: der blutige Tag von Weinsberg, übrigens einer der wenigen wirklichen Greuel seitens der Bauern, zeigte, daß es auch gegen die Herren ging, und weiter hatten einsichtige Führer von Anfang an jene nichtbäuerischen Elemente, Städte wie Herren, sich zu verbinden gesucht, so bei der „christlichen Vereinigung" (vgl. S. 448) — kurz, eine energische Abwehr wurde dringendes Bedürfnis.

Sie ist denn auch seitens der Fürsten und Herren, die anfangs zum Teil durch wohlwollende Haltung, durch Verhandlungen die Gefahr zu beschwören suchten, überhaupt planlos handelten, alsbald energisch und mit schnellen Erfolgen ins Werk gesetzt worden. Ein eifriger Befürworter dieser Reaktion, und zwar mit den schärfsten Mitteln, war eben der Mann, auf den gerade die Aufrührer mit ihre Hoffnung gesetzt hatten, Martin Luther. Es mochte ihn erbittern, daß seiner Bewegung auch von den Bauernfeinden die Urheberschaft des Aufruhrs zugeschrieben wurde; er hatte in seiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel" den Bauern vorgehalten, daß sie ihr „ungeduldiges, unfriedliches, unchristliches Fürnehmen" nicht mit dem Evangelium decken dürften; er hatte darin anderseits den Herren ihre Wüterei scharf vorgeworfen und den Tyrannen ein blutiges Ende prophezeit. Aber wie er nun in seiner Schrift „wider die mordischen und reubischen Rotten der Bauern" losfuhr, das überstieg doch

alles Maß. Die heftigen Ausdrücke muß man freilich mit der derben Art der Zeit erklären, ebenso seine direkte Aufforderung zum Würgen und Stechen mit der allgemeinen Gefühlshärte. Daß er aber innerlich für die Bauern nichts übrig hatte, daß er überhaupt den „Pöbel" zeitlebens nur einer Gewaltregierung für würdig hielt, das lag doch zum Teil an seiner gelehrten Bildung. Trotz seiner hervorragend volkstümlichen Art war eben schon die dem Volkstum entgegengesetzte Haltung der Humanisten, die den Juristen darin glichen, und ihre Anlehnung an die Fürsten auch auf ihn übergegangen. Sie zeigte sich ebenso bei dem milden Melanchthon, dessen ganze Art schon unvolkstümlich war, und der die absolute Gewalt als das beste Mittel für „ein solch wild ungezogen Volk, als Teutsche sind", hinstellte. Jedenfalls vollzogen die Fürsten das Rachewerk in einer Weise, die auch Luther zu stark war. Er schalt nun auf ihre Blutgier und empfahl nach der Unterdrückung des Aufruhrs die Gnade. Vergeblich. Man feierte wahre Orgien der Rache, gegen die die Greuel der Bauern nichts waren, so daß man fürchtete, es blieben keine Bauern vor dem Schwerte mehr übrig. Vielfach wurden die Opfer indessen ausdrücklich als „lutherisch" bezeichnet. So galt Luther noch zu einer Zeit als intellektueller Urheber, als das Volk sich von ihm zum Teil geradezu abgewandt hatte, als er nach dem Ausdruck Mühlpforts aus Zwickau „bei dem gemeinen Volk, auch bei Gelehrten und Ungelehrten in großem Abfall" wegen seines „sehr unbeständigen Schreibens" war. Es haben sich nach der raschen Unterdrückung der Aufstände, die ja an sich schon bei ihrem Mangel an Zusammenhang und festen Zielen wie bei der Disziplinlosigkeit der Teilnehmer zum Mißerfolg führen mußten, zwar einige wenige Landesherren zur Milderung oder Aufhebung einiger Lasten, z. B. des Todfalles (vgl. S. 434), herbeigelassen; der Reichstag zu Speyer hat 1526 ebenfalls solche Milderungen und Abschaffung der Leibeigenschaft verlangt, und in Tirol brachte eine dem Erzherzog durch die Stände abgerungene neue Landesordnung sogar bedeutende Erleichterungen; auch kam wohl einmal einem Fürsten der Gedanke, wo denn, wenn alle Bauern erstochen würden, die Bauern, „die uns nähren", herkommen sollten: aber im ganzen wurde der Bauer nach der Bestrafung, die ihn, abgesehen von der allgemeinen Verwüstung, auch durch Kontributionen wirtschaftlich aussog, erst recht gedrückt und geknechtet. Mochte sich noch hie und da, wie am Oberrhein, ein revolutionärer Geist halten, die Masse hatte jetzt alle Hoffnung auf Besserung aufgegeben. Das von den Reformatoren empfohlene geduldige Ausharren war ein schlechter Trost: man erwartete weder etwas von der irdischen noch von der göttlichen Gerechtigkeit, und der Gedanke an die christliche Freiheit war gründlich vernichtet. „Daß euch botz dieses und jenes all ihr Lutherischen schände", fluchten später Württemberger Leute, „samt eurer neuen Lehre, damit ihr uns einfältige Leute betrogen und solchen Jammer und Krieg über uns geführt habt". Die sittliche Verwilderung und starke Roheit des Landvolkes, wie sie die Berichte über die Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts zeigen, ist gleichwohl nicht, wie es v. Bezold tut, auf diese Stimmung zurückzuführen. Das war Tradition schon aus dem 15. Jahrhundert.

Der Ausgang des Bauernkrieges hob zunächst die Position des Adels, der ihn mit den Fürsten gemeinsam niedergeschlagen hatte. Der Adel suchte auch bei dem nun ohne Widerstand geübten Druck ein Eingreifen der Fürsten fernzuhalten und hat die Bauern auf die Stufe eines elenden Geschlechts von Sklaven („servilis et misera gens"), wie Sebastian Münster 1550 sagte, glücklich herunterzubringen geholfen. Aber früh hat sich doch der Fürst in die Verhältnisse der Hörigen des Adels einzumischen gesucht, wie denn überhaupt die durch den Bauernkrieg enthüllten Zustände die Tendenz der Landesherren, überall einzugreifen, nur vermehren konnten.

Der Krieg hatte überhaupt die Vorstellung von der absoluten Gewalt der Fürsten gefördert. Und schließlich konnte selbst der Adel dem schon vorher auf ihn wirkenden Einfluß derselben nicht mehr widerstreben. Auch das niedergehende Bürgertum mußte bald kapitulieren. Jedenfalls traten allmählich alle die sozialen Gärungen, die von einem kräftigen Volksleben zeugten, vor der alle Stände beugenden Übermacht der Fürsten zurück. Zu ihrer Stärkung aber sollte auch die große Bewegung dienen, die, wie wir sahen, immerhin auf die soziale Krisis ihren Einfluß geübt hatte: die Reformation. Aus einer Volkssache ist sie schließlich zu einer Fürstensache geworden.

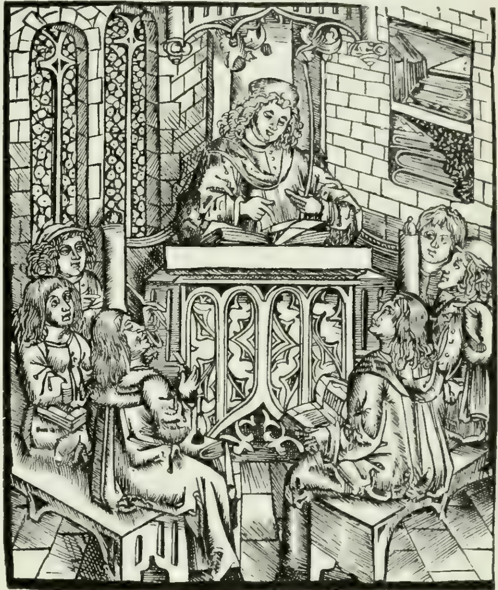
Das große Zeitalter des Zwiespaltes, das uns beschäftigt, war nicht nur von den geschilderten sozialen Gegensätzen durchwühlt: allmählich begann auch jene geistige Einheitlichkeit, die durch alle diese Gegensätze hindurchleuchtete, zerstört zu werden. Es bereiteten sich neue geistige Entwickelungen vor, die zunächst die Gesamtheit hoben, dann einen höher gebildeten Teil vom Volkstum abwendig machten; es führten weiter gewaltige Krisen des inneren, des religiösen Lebens zur Spaltung der Nation in zwei innerlich getrennte Teile, eine Spaltung, die wieder das äußere Schicksal Deutschlands verhängnisvoll beeinflußte. Zuerst muß uns jene geistige Entwickelung näher beschäftigen. Sie begann mit der Verbreitung einer allgemeinen Laienbildung überhaupt, und zwar von der Stadt aus. Die neue bürgerliche Gesellschaft war eine Gesellschaft des Erwerbes, ihre Sitze, die Städte, waren Zentren der Arbeit. Aus den praktischen Interessen des wirtschaftlichen Lebens ergab sich schon die Notwendigkeit einer gewissen elementaren Bildung. Der Kaufmann wie der Handwerker mußte lesen, schreiben und rechnen können, sobald die Zustände sich einigermaßen über die ersten primitiven Stufen erhoben hatten. Handelsbriefe werden, wenn sie uns auch noch im 14. Jahrhundert nur selten begegnen, früh gewechselt worden sein, ebenso wie der Kaufmann früh ein Handlungsbuch geführt haben wird. Beide wurden zunächst notdürftig in lateinischer Sprache geschrieben, denn schreiben hieß damals lateinisch schreiben. Auch für den Handwerker, zumal den verkaufenden Handwerker, waren einige Elementarkenntnisse unbedingt notwendig. Auf der anderen Seite mußten dieselben Kenntnisse auch für das öffentliche Leben der Städte vorausgesetzt werden. Sowohl die privaten wie die öffentlichen Geschäfte brachten also in den Städten das Bewußtsein hervor, daß das bisherige Bildungsmonopol der Geistlichen durchbrochen werden müsse. Und so verlor die Äußerung Bertolds von Regensburg: „ir leien kunnet nit lesen als wir pfaffen" allmählich ihre Berechtigung. Diese notwendige elementare Bildung hat auch der Städter sich zuerst naturgemäß in den Kloster- und Domschulen geholt (vgl. S. 166ff.). Aber es wird die Zahl der Aufnahme begehrenden Schüler bald zu groß geworden sein, auch die Zahl der Schulen selbst, namentlich bei den häufigen Erweiterungen der Städte, nicht genügt haben: kurz, es entstanden allmählich städtische, von der Obrigkeit gegründete und unterhaltene Schulen, vielleicht aus dem Unterricht der an den Pfarrkirchen verwendeten Chorschüler heraus. Ein Gegensatz der neuen gegen die kirchlichen Schulen braucht dabei durchaus nicht angenommen zu werden: es hat noch im 16. Jahrhundert Klöster gegeben, bei denen Laien als Schulmeister angestellt waren. Das elementare Unterrichtsbedürfnis war eben ein allgemeines, zwingendes geworden, und antikirchlichen Charakter konnten die weltlichen Schulen überhaupt nicht tragen. Aber Konkurrenzstreitigkeiten hat es allerdings gleichwohl zwischen den kirchlichen und den städtischen Anstalten gegeben: aus norddeutschen und sächsischen Städten haben wir mehrfach über die Monopolansprüche des Domscholasters, der den Schulmeister ernennen wollte, und ihre Bekämpfung Nachricht. Aber ganz richtig hat man ihnen, die oft freilich heftigen Charakter annahmen, mehr lokale als allgemeine Bedeutung beigemessen, und die Gesinnung,

die bei einem früheren außerdeutschen Fall ähnlicher Art, 1170 in Châlons-sur-Marne, Papst Alexander III. aussprach, man solle keinen rechtschaffenen und literaten Mann hindern, „in der Stadt oder den Vorstädten" Schulen zu halten, wird im ganzen wohl auch den späteren Standpunkt der Kirche richtig wiedergeben. Solche zunächst meist unter geistlicher Aufsicht stehende städtische Schulen sind nun bereits aus dem 13. Jahrhundert mehrfach bekannt, so im Südwesten, in Schwaben, an mehreren Orten, so in Breslau, Lübeck, Hamburg, Wismar, Worms, und im 14. Jahrhundert nahmen sie immer mehr zu. Die kirchlichen wie die städtischen Schulen bestanden dabei ruhig nebeneinander: die eine Stadt hatte jene Form, eine andere diese, größere Städte beide. Die weitere Entwickelung der Schulen, deren Aufsicht vom Rat immer häufiger beansprucht wurde — in Wien hatte er 1296 sogar Einfluß auf das Stiftsschulwesen, wesentlich wegen der Disziplin —, hat dann wohl auch verhindert, daß ein Brauch, der sich bei reicheren Laien schon im 13. Jahrhundert notgedrungen ergeben hatte, nämlich das Halten von Privatlehrern, sich allgemeiner verbreitete, wenn er auch niemals ganz aufhörte und in der Neuzeit wieder auflebte. Anderseits entstanden allmählich, seitdem die deutsche Sprache (vgl. S. 299ff.) in den Schriftverkehr eingedrungen war, private niedere deutsche Elementarschulen, namentlich in Niederdeutschland, auch einfach „deutsche Schulen" genannt. Die Lehrer waren hier meist Schreiber, die die Kinder „deutsch schreiben und lesen" lehrten. Diese privaten Schulen wurden sowohl von der städtischen Obrigkeit als auch von der Geistlichkeit nach Möglichkeit beschränkt, wie z. B. in Memmingen der Rat 1474 nicht mehr als zwei „tütsche" Schulen gestatten wollte oder 1478 der Rat zu Braunschweig solchen Schulhaltern nur den Unterricht von höchstens zehn Knaben, die aber nicht über sieben Jahre alt sein durften, erlaubte. Auch sollten sie (in Braunschweig) sich lediglich auf den deutschen Unterricht beschränken und beileibe keinen Lateinlehrer unterrichten lassen. Bei solchen Leuten wird aber auch mancher ältere Handwerker seine Elementarbildung oder sein Rechnen — jene heißen auch Rechenmeister — gelernt haben. Es gab auch ähnliche Schulen für Mädchen, „maidlinschulen". Sie werden schon im 14. Jahrhundert in rheinischen Städten erwähnt und wurden von Lehrerinnen (Lehrfrauen) gehalten. Eine „Lyse, die die Kinder leret", gab es z. B. schon 1364 in Frankfurt a. M. Im übrigen ließ der reiche Bürger wie der Adel seine Töchter von Klosterfrauen unterrichten; in Lübeck wurde später das Kloster St. Anna ausdrücklich als weibliche Erziehungsanstalt gestiftet. Der Adel scheint übrigens auch für die männlichen Sprossen bestimmte Klöster als Unterrichtsanstalten benutzt zu haben. Anderseits ist uns ein Beispiel, allerdings wohl ein seltenes, dafür erhalten, daß der landsässige Adel seine Söhne in eine städtische Schule schickte: so kamen Albrecht und Wilhelm von Eyb nach Rothenburg ob der Tauber.

Bedeutend war der Unterrichtsstoff auch in diesen besseren Schulen, den eigentlichen „scholae", aus denen sich die späteren Lateinschulen entwickelten, anfangs nicht. Zum Schreiben und Lesen, zum Religionsunterricht und Chorgesang kam etwas Latein, das man ja damals auch praktisch für alle Schriftstücke nötig hatte, hinzu; es wurde meist nach Überwindung der elementaren Abcdarien nach dem Donat gelehrt. Allmählich wuchs dann dieser Stoff; der vom Rat bestellte Lateinlehrer (siehe die Abbildung, S. 453), rector scholarum, meist ein magister artium, also ein studierter Mann, unter dem Gehilfen (Provisoren, Locati) standen, war oft ein Mann von Ruf und für die damals aufkommenden fahrenden Schüler ein Anziehungspunkt. Anderseits zeugen Auslassungen mancher älteren Schulmeister noch im 15. Jahrhundert von einem recht bedenklichen Latein. Bei dem hohen Preise der Schulbücher wurde viel auswendig gelernt, meist mit Hilfe von Memorierversen. Nach den Lehrbüchern unterschied man

wohl drei Stufen: Tabulistae (Tabula, eine Art Fibel), Donatistae, Alexandristae (namentlich Teil II und III des „Doktrinale" des Alexander de Villa bei). Der Unterricht war so geisttötend wie möglich, begann übrigens sehr früh am Tage. Gegen Ausgang des Mittelalters entstanden Schulordnungen, die die Fürsorge der städtischen Behörden für den Unterricht zeigen, aber vielfach in ihren Anforderungen gegenüber den Stiftsschulen zurückblieben. Sie bekämpften auch die noch (S. 466) zu erwähnende Herrschaft der Rute.

Aber das Wichtige und Neue war die größere Verbreitung dieser elementaren Schulbildung. Unter den besseren Bürgern fand man sie im 15. Jahrhundert, sogar schon früher, ganz allgemein. Wer die städtischen Archive durchstöbert, wird schon für die Zeit um 1400 selbst aus niederen Kreisen, von kleinen Handwerkern, armen Leuten, Knechten, namentlich auch von Frauen, zahlreiche eigenhändige schriftliche Produkte, Eingaben, Briefe u. s. w., freilich oft höchst unvollkommener Art, finden; es sei ferner an die Frankfurter Gesellenbücher erinnert. Überhaupt zeigen die Briefe des Bürgertums, die ursprünglich nur den öffentlichen und geschäftlichen Interessen dienten, in ihrer allmählichen Verwendung als Vermittler häuslichen und privaten Verkehrs im 15. Jahrhundert die allgemeine Verbreitung elementarer Bildung. Der Privatbrief behielt freilich noch lange einen geschäftlichen Anstrich. Gegen 1500 gewann er mit Zunahme des Briefverkehrs in allen Kreisen und mit wachsender allgemeiner Bildung eine freiere Form, im Gegensatz zu dem immer umständlicheren und formelleren Kanzleibrief. Der Adel freilich zeigte noch vielfach das Bild des früheren Mittelalters: es gab auch unter den Fürsten solche, die nicht lesen und schreiben konnten, wie z. B. den Landgrafen Wilhelm von Thüringen, der 1407 starb.



Lehrer. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren", Straßburg 1512. Vgl. Text, S. 452.

Indessen war die allgemeine bürgerliche Bildung zunächst nichts weiter als eine berufliche, technische Bildung auf Grund jener Elementarkenntnisse. Eine höhere Bildung zu erwerben, dazu fehlte auch dem reichen Bürgertum lange noch der Sinn. Die damaligen Menschen waren aufs Materielle gerichtet. Der auf das Quantitative gehende, naiv-sinnliche Genuß, die das Grelle liebenden Aufwandsneigungen, wie sie für das agrarische Dasein charakteristisch waren, verbanden sich mit dem nur äußerlich feineren Sinn des Kaufmanns für Tafelfreuden, Luxus und sinnliche Reize. Aber der Lebensgenuß entbehrte nicht nur der Feinheit, mehr — er ward überhaupt Lebensziel. Die Volkstümlichkeit der Epoche sodann bewirkte, daß die ganze Bildung schon damals, nicht erst im 16. Jahrhundert, einen plebejischen, grobianischen Charakter erhielt. Man kann diesen seit dem 14. Jahrhundert beständig wachsen sehen, z. B. in den geistlichen Spielen, in die man immer häufiger derbe Züge und lächerliche Figuren einfügte; man bemerkt eine immer stärkere Neigung, Zoten oder unanständige, gemeine, grobe Worte zu

gebrauchen oder entsprechende Situationen zu schildern: hierin glänzten namentlich jene zur Fastnacht gegebenen Possen und die unanständige Bauernkost der Eulenspiegeleien. Die Sprache wurde oft geradezu zynisch. Am Ende des 15. Jahrhunderts brachte Sebastian Brant diesen, jeder edleren und feineren Bildung feindlichen Zug auf eine bestimmte, von ihm aber nicht erfundene Formel: „ein neuer Heiliger heißt Grobian, den will jetzt führen jedermann". Die Anstandslehren — der „Welsche Gast" blieb lange einflußreich — und speziell die Tischzuchten wurden immer ärger mißachtet. Daß die Frauen keinen mildernden Einfluß mehr üben konnten, wurde schon angedeutet. Die einst mit bizarrer Überschwenglichkeit Verehrten und Besungenen zog man jetzt in dieses gemeine Treiben hinein; ja man gefiel sich darin, das weibliche Geschlecht herabzusetzen. Es wurde das Hauptobjekt des derben Volkswitzes, und man machte es zum Mittelpunkt häßlicher „Scherze". „Der kirchen schonent ettlich nitt", sagt Brant von den Fastnachtsnarren, „sie louffen dryn und durch die mitt und důnt die frowen drynn beschmieren: das halt man für eyn groß hofieren". „Man mag ietzt liben frouen schmach", sagt er an einer anderen Stelle. Diese Mißachtung des weiblichen Geschlechts hatte in der gleichzeitigen wissenschaftlichen Ausbildung des Hexenwahns (vgl. S. 485) und seiner Zuspitzung auf die Frauen ihre Parallele und wurde zum Teil noch durch die humanistische Anschauung, die die Ehe spießbürgerlich fand und die freie Liebe ideal, die auch aus den schlüpfrigen Geschichten des Altertums neue Nahrung sog, verstärkt. Ehebruchsgeschichten, bei denen dann wieder die lüsternen Pfaffen herhielten, sind eine Hauptstärke der Bebel, Nachtigall u. s. w., und dieser Frivolität entsprach ja auch die leichtfertige Lebenspraxis vieler Humanisten. Wenn die Renaissance in Italien dem weiblichen Geschlecht aufs neue eine hohe gesellschaftliche Stellung verlieh, so war davon in Deutschland, abgesehen von der Rolle einiger hochgebildeten Fürstinnen, wie der Pfalzgräfin Mechthild, und einiger gelehrten Patrizierinnen, nichts zu spüren. Vereinzelt stand in dem allgemeinen Chor ein Mann wie Agrippa von Nettesheim, der das weibliche Geschlecht 1509 in einer Rede begeistert pries und seine Zurücksetzung schmählich fand, daneben gab es aber manchen, der wenigstens das Eheleben verherrlichte, wie Eyb, Emser u. a. Frivolität liegt in jenem grobianischen Treiben nicht, sie paßt nicht zu dem unendlichen Behagen, das diese demokratischen Jahrhunderte dabei empfanden. Die innere Roheit war noch kein Zeichen der Verderbtheit, viel eher ein solches der Unentwickeltheit, der überschäumenden Jugendlichkeit.

Diesem unentwickelten Zustand der Bildung entspricht auch die anfängliche Armut und Nüchternheit des Geisteslebens. Zum Teil hängt sie wieder mit dem praktischen, egoistischen Zug der Zeit zusammen. In den Schriftstücken auch intimerer Natur überwiegt eine kahle Geschäftsmäßigkeit: aus Briefen z. B. ließen sich manche Beispiele geben, nachdem die Briefe der Mystiker (vgl. S. 302), aber auch noch Briefe manch vornehmer Frauen des 14. Jahrhunderts die letzten Reste zarteren höfischen Formensinnes gezeigt hatten. Die bürgerliche Selbstbiographie, die Familienchronik entbehrt jeder lebhafteren Färbung, ebenso die gern gepflegte Geschichtschreibung, die geschäftsmäßig kurz berichtet und jeder tieferen Auffassung bar ist. Der Interessenkreis ist doch ein außerordentlich niedriger. Die Privatbriefe der Fürsten und des Adels zeigten uns schon die Wichtigkeit von Jagd und Turnier, die des Bürgertums beherrscht der Handel. Bei beiden spielt aber das materielle Gut, das Geld, die gleiche Rolle: Besitzstreitigkeiten, Schulden, finanzielle Heiratsprojekte dort und hier. Ideale, abgesehen von religiösen, kennt die Zeit so wenig wie Illusionen. Vielleicht lebt noch in dem kunstvollen Schaffen des Handwerkers am ehesten etwas wie Hingabe an ein Ideal, über den praktischen Nutzen hinaus gehendes Suchen. Literarische Interessen hat die Zeit

zunächst nicht; man will sich nur unterhalten. Die Ritterromane nach französischem Muster sind das Hauptlesefutter, und die literarischen Leistungen sind im ganzen trotz der Fülle des bearbeiteten dichterischen Stoffes minderwertig. Man hält sich täppisch an die Traditionen der älteren, der geistlichen wie der höfischen Dichtung. Freilich gewinnen wieder die volkstümlichen Überlieferungen an Boden, und das neue Leben bietet neue Vorwürfe. Es fehlt der Zeit aber die starke dichterische Ader, diesen Stoff künstlerisch zu gestalten. Der Formensinn der Minnezeit ist nicht mehr vorhanden, wie in der Kunst (der Plastik) klammert man sich schablonenhaft an die überkommenen Formen (vgl. S. 329), bis der bürgerliche Realismus stärker durchdringt. Man erstickt im Material. Eckig, unbeholfen und grob ist die Sprache, der dürftige Geist findet sein Gegenbild in breiter, schwülstiger Behandlung. Die Versform wird oft willkürlich und regellos gehandhabt, oder der Dichter wird zum Reimschmied, insbesondere in den Reimchroniken. Der Meistersang der Handwerkersingschulen mit seiner handwerksmäßigen Künstlichkeit und seinen „geblümten Nußblüt-“ oder „gestreiften Safranweisen“ ist auch mehr durch Quantität als durch Qualität ausgezeichnet. Einiges wird noch in der volkstümlichen Satire, die dem bunten, gärenden Volksleben entspringt (vgl. S. 422f.), geleistet, in kleinen Schwänken und derben Geschichten. Das Drama ist grobe Volksunterhaltung. Höhere Interessen finden sich in der Lehrdichtung, die stark gepflegt wird, aber keine poetischen, sondern meist religiöse Ziele verfolgt. Das schönste und charakteristischste Produkt der Zeit ist das Volkslied (vgl. S. 418). Es zeigt, daß dieses ganze Leben doch einer ursprünglichen Frische und Gesundheit nicht entbehrt, die mit der Volkstümlichkeit der ganzen Periode eng verbunden ist. Wer sich nicht auf den volkstümlichen Horizont beschränkt, wird holprig, geziert, allegorisch. Überhaupt herrscht eine ungemeine Vorliebe für krauses Zeug, für eine verzwickte Allegorie. Die Individualität hat bei alledem noch wenig Raum zur Entwickelung. Aber das liegt vor allem an dem hergebrachten konventionellen Zuge der damaligen Bildung. Auch er entspricht durchaus der Jugendlichkeit des Geisteslebens. Das Konventionelle ist ein Hilfsmittel; die Unentwickeltheit bedarf des Schemas. Höchst charakteristisch sind anfangs die Briefe mit ihrer ganz feststehenden regelmäßigen Form: nicht nur zu Beginn und am Schluß, sondern auch innerhalb des Briefes kehren bestimmte Formeln wieder. Man klammert sich an sie, um über die Unfähigkeit, die Sprache frei zu handhaben, hinwegzukommen. Dieselbe konventionelle Steifheit, derselbe Mangel an Individualität zeigt sich im mündlichen Verkehr. Auch im Affekt ist man in dem Ausdruck seiner Gefühle gebunden, wieviel mehr in den gewöhnlichen Lebensfällen, namentlich im gesellschaftlichen Leben (vgl. S. 398), in der zeremoniellen Beachtung aller möglichen Unterschiede, z. B. in der Anwendung der Anreden „Du“ und „Ihr“.

Aber diese Anfänge drängten notwendig zu höherer Entwickelung. Zunächst wirken wieder äußere Momente. Der Verkehr, der außerordentlich wächst, macht seine bildenden Einflüsse geltend, der Kaufmann insbesondere wird ein Mann von weiterem Horizont, der die Fremde kennt; die Kanzlei der Fürsten, die Staatsverwaltung beansprucht höhere, gelehrte Bildung: Juristen werden gebraucht. Ebenso wachsen die Ansprüche der Stadtverwaltung; der außerordentlich steigende materielle Wohlstand bewirkt bei reichen Kaufleuten, wenn auch zunächst kein höheres geistiges Interesse, so doch die Anfänge eines künstlerischen. Das Luxusbedürfnis bringt ein anfangs auch noch grobes Schönheitsgefühl hervor, das Handwerk erwächst (vgl. S. 364 ff.) zum Kunstgewerbe. Unter fremden Einflüssen wieder entsteht ein feinerer Geschmack, eine wirkliche Kunst. Ihre Vorbedingung, ein schärferes Auge für die Natur, hatte sich auch aus der Gesamtentwickelung ergeben: die bunte Außenwelt wirkt als

Lebenselement. Allmählich werden so die Schranken des bisherigen geistigen Lebens als Fesseln empfunden: unter der Leitung und dem Einfluß insbesondere Italiens (vgl. S. 468 ff.) ergibt sich ein Drang nach größerer geistiger Beherrschung des Lebens. Der fortschrittliche Geist der Zeit bewirkt ein immer stärkeres Streben, mehr zu lernen und mehr zu wissen.

Es zeigte sich das zunächst in der Hebung des Unterrichtswesens, freilich mehr in einer äußeren als in einer inneren. Im 15. Jahrhundert wurde die Zahl der Stadtschulen immer größer. In Nürnberg gab es um die Mitte desselben vier lateinische Stadtschulen, die unter Aufsicht des Rates standen. Die Schule bei St. Ägidien brachte es im Jahre 1469 auf 230 Schüler. Immer größer wurde auch die Zahl der fahrenden Schüler, jener von Schule zu Schule wandernden, sich durch Betteln (was bei dem Almosensinn des Mittelalters leicht war) oder allerlei zweifelhafte Künste erhaltenden jungen Leute, die trotz aller Roheit, Disziplinlosigkeit und Unsittlichkeit ihres Treibens, das auch viele zugrunde gehen ließ, doch ein gut Teil Idealismus zeigten. Ihr eigenmächtiges, durch das Almosengeben erleichtertes Umherziehen ist sowohl durch den damals allgemeinen Wandertrieb wie durch die Begier, Schulen von Ruf zu besuchen, zu erklären. In Breslau sollen um 1500 mehrere tausend fahrende Schüler gleichzeitig gewesen sein. Solange sie auf einer Schule weilten, sorgten die Gaben der Bürger an die armen unter ihnen, die als Kurrende geistliche Lieder singend vor den Türen bettelten, die zahlreichen Stipendien (für Austeilung von Lebensmitteln), die Entlohnung für den Chor- und Leichengesang für ihren Unterhalt. Der mittelalterliche Genossenschaftsdrang brachte auch eine Organisation hervor, die mit einem schlimmen Pennalismus, einer schnöden Ausnutzung der Novizen (Schützen) durch die älteren Schüler (Bacchanten) verbunden war. In das Leben dieser fahrenden Schüler gewähren uns die Selbstbiographie Burckhard Zinks und aus späterer Zeit die des vom Hirtenknaben zum Schulrektor emporgestiegenen Thomas Platter genügend Einblicke. Als besondere Förderung des Schulwesens hat man lange die Tätigkeit der Brüder vom gemeinsamen Leben angesehen. Von ihrem Ursprungsland, den Niederlanden, sollen sich ihre Schulanstalten nach Osten bis zur Weichsel und den Rhein herauf bis nach Schwaben ausgebreitet haben, überall allerdings die religiöse Erziehung in den Vordergrund stellend. In Wirklichkeit scheinen sie aber gar kein Schulorden gewesen zu sein, sondern sich eben nur in religiöser Beziehung der Schüler angenommen, auch arme Schüler bei sich behalten zu haben. Sie unterstützten ferner die ärmeren Schüler an den Stadtschulen, stellten vielleicht zuweilen wohl selbst Lehrer an diesen. Der Schwerpunkt ihrer religiösen Volkserziehungstätigkeit lag jedoch in ihrer noch (S. 461 f.) zu besprechenden Schreibtätigkeit.

Aber das wachsende Bedürfnis nach gelehrter Bildung äußerte sich vor allem in der Gründung von Universitäten. Deutschland hinkte damit den romanischen Ländern bedeutend nach. Gewisse Ansätze dazu haben freilich auch in Deutschland nicht gefehlt. Aber es bleibt doch dabei, daß hier erst etwa anderthalb Jahrhunderte später als in Frankreich und Italien eine Universität entstand, 1348 zu Prag. Es folgten seitens der dazu allein damals berufenen Fürsten und Städte im 14. Jahrhundert noch vier (Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt), im fünfzehnten zehn Universitätsgründungen (Würzburg, Leipzig, Rostock und nach einer Pause Greifswald, Freiburg, Trier, Basel, Ingolstadt, Tübingen, Mainz). Bis dahin hatte der Deutsche seine Gelehrsamkeit ausschließlich von den fremden Universitäten holen müssen, von Paris und Orléans (vgl. S. 277 f.), von den italienischen Rechtsschulen, aus denen sich dann Universitäten entwickelt hatten, von den medizinischen Schulen zu Salerno und Montpellier. Man muß dabei immer den internationalen Charakter der Wissenschaft, der dem

der Kirche entsprach, bedenken: in Krakau oder in Bologna zu studieren, war nichts Besonderes, das Wandern gehörte zum Studenten wie zum Schüler. So war es denn auch lediglich das fremde Muster, insbesondere das Vorbild von Paris, das in Deutschland zur Nachahmung reizte. Die deutschen Universitäten, angelehnt an schon bestehende, entwickeltere Schulen bei Domen und Stiftern, sind zunächst nur eine Nachbildung der fremden.

Diese waren aber rein mittelalterliche Institute: ihre Studienziele wurzelten, wie alles geistige Streben des Mittelalters, in dem Suchen nach Erkenntnis der göttlichen Wahrheit;



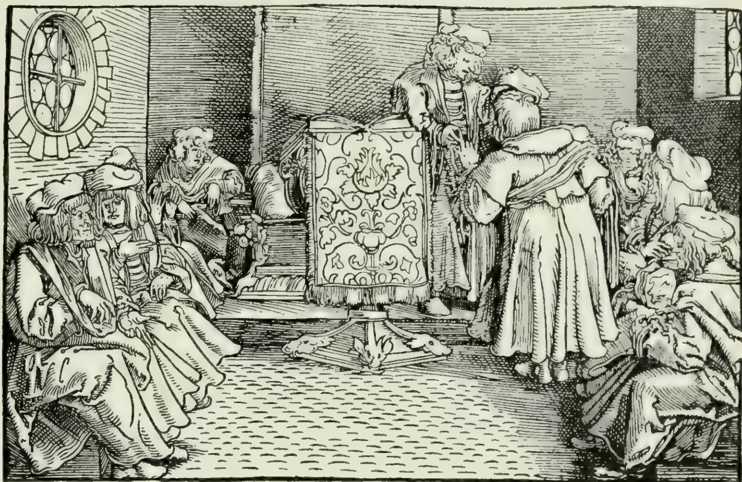
Universitätsauditorium. Nach einer Deckfarbenmalerei von Laurentius de Voltolina, im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin. Vgl. Text, S. 458.

der Papst erteilte das Privileg, dem später freilich das kaiserliche Privileg Konkurrenz machte; das oberste Studium war die Theologie; die Kirche, insbesondere der Papst, sorgte für die äußere Fundierung. Schüler wie Lehrer waren zum großen Teil Kleriker; auch ältere Geistliche befanden sich unter den Studenten. Es herrschte in den „Bursen" der Studenten und in den „Kollegien" der meist unbeweibten Magister eine Zucht, die sich von der klösterlichen nicht viel unterschied. Der Lehrgang war ebenso streng geregelt wie die Lebensführung. Freilich bedeuteten die Universitäten als lediglich der Fortpflanzung des Wissens gewidmete Institute schon eine Art Emanzipation der Wissenschaft von der Kirche, wie sie bereits die Scholastik (vgl. S. 281 ff.) immerhin hervorgerufen hatte. In echt mittelalterlicher Weise wurde weiter dieses neue Gebäude der Wissenschaft von genossenschaftlichem Geist getragen,

worauf schon der Name universitas, „Gemeinde" (nämlich der Studierenden), deutet. Zunftmäßig waren die Fakultäten wie die Grade mit Meistern (magistri, doctores), Gesellen (baccalaurei) und Lehrlingen (Scholaren). Es war eine selbständige Korporation mit Privilegien aller Art und eigener Organisation (siehe die Abbildungen, S. 457 und S. 459). Noch war die gesamte Wissenschaft ein dem Einzelnen übersehbares und überlieferbares Ganzes (vgl. S. 282 ff.). Wer das „studium generale" — so hieß die Universität ursprünglich — ganz durchgemacht hatte und Doktor der Theologie geworden war, war am Ende der Weisheit. So waren denn auch die deutschen Universitäten, „die Lieblingstöchter der Kirche", wie Wimpheling sagt, zunächst noch keine Stätten freierer Bildung. Die Scholastik, die man als Grundrichtung des höheren geistigen Lebens anzusehen hat, die Wissenschaft wie Literatur, Predigt wie Poesie durchdrang, war auch für die Gesamthaltung der Universitäten bestimmend. Es ist charakteristisch, daß der in Frankreich erzogene Karl IV., der im Geiste der Pariser Scholastik aufgewachsen war, freilich (vgl. S. 469) bereits starke humanistische Neigungen zeigte, die erste deutsche Universität gründete. Aber gleichwohl zeugen die zahlreichen Neugründungen von steigendem Bildungsdrang, ebenso wie die hohe Frequenz einzelner Universitäten, die aber nicht überschätzt werden darf. Den wachsenden Zudrang zu den Universitäten etwa im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts kann man beobachten, wenn man nach den veröffentlichten Matrikeln die Zahlen für eine bestimmte Stadt als Heimat der Studenten vergleicht. Einen Einblick in das studentische Leben selbst, die oft rauhen Bräuche, vor allem die Deposition, gibt das häufig benutzte, 1496 zu Leipzig gedruckte „Manuale scholarium". Der bisherige grimme Bacchant der Schule galt nun als Gelbschnabel, als stinkender Beanus, dem die Hörner „deponiert" werden mußten, was unter lächerlichen Zeremonieen (Beschmieren des Gesichtes mit Salbe, Absägen der Hörner, Zahnausbrechen, Bartscheren) geschah; später wurde der Akt immer wilder und zuchtloser. Überhaupt ließ das Benehmen der so streng klösterlich gehaltenen Bursenbewohner viel zu wünschen übrig. Gegen Unzucht und Trunksucht, gegen das Waffentragen, das nächtliche Toben und Lärmen, das Buobeliren, wie Murner sagt, suchte die Obrigkeit ziemlich erfolglos anzukämpfen. Auch sonst fühlte man sich allmählich sehr weltlich. Zu Geilers Zeiten zog man dem Lektionenhören die späteren „adligen Exerzitien", das „balenschlagen [Ballschlagen], fechten, tantzen und springen" vor. Man kleidete sich auch weltlich: immer wieder wurde verboten, kurz zu gehen (vgl. S. 396), schändliche Kleider wie „ein wertlicher burger" und Laienhüte zu tragen. Nicht minder wurde das den Lehrern eingeschärft. Allmählich ging der klerikale Charakter auch innerlich zurück. Vor allem ist die freie Stellung, die Autonomie der Universität von Bedeutung: im Prinzip ist mit dieser Unabhängigkeit eine freie Stellung der Wissenschaft gegeben, in der Praxis hat die Selbstherrlichkeit der Universität nur allzuoft den Fortschritt schon im Beginn erstickt.

In dem Bildungsleben der Zeit haben die Universitäten sehr schnell die führende Stellung eingenommen und die Klöster abgelöst, anderseits aber wieder auf das gelehrte und Schulleben eben der Klöster gewirkt. Der geistige Verfall im 14. Jahrhundert weicht wesentlich auch durch sie zu Anfang des 15. Jahrhunderts größerer geistiger Regsamkeit. Die fast eingeschlafene Herstellung von Handschriften (vgl. S. 461) beginnt lebhafter zu werden. In der Regel sind die Stätten der Abschreibetätigkeit nicht mehr die Klöster; vielmehr ist jetzt der Bildungstrieb des Einzelnen, das Streben nach Bücherbesitz die Veranlassung dazu. Diese Einzelnen, die selbst abschrieben oder abschreiben ließen, sind mehr oder weniger mit den Universitäten verknüpft, als Lehrer oder Studenten, Professoren oder Scholaren, Weltgeistliche oder Juristen; namentlich auch einzelne Pfarrherren haben sich so ihr geistiges Rüstzeug zustande

gebracht. Auch der Inhalt der Handschriften entspricht dem Wissens- und Interessenkreise der Universitäten, beruht auch häufig auf Diktat oder Nachschrift, bleibt freilich durchaus auf dem scholastischen Niveau der damaligen Gelehrsamkeit. Diese trägt überdies einen ganz epigonenhaften Charakter und zehrt von der großen Blütezeit der Scholastik. Der durchschnittliche Inhalt der damals verfaßten oder abgeschriebenen Handschriften ist hauptsächlich ein religiös-kirchlicher. Charakteristisch ist aber, daß die Bibel selten ganz vorkommt, häufiger einzelne Teile, wie der Psalter oder das Evangelium Johannis, daß ebenso die Kirchenväter sehr zurücktreten. Dafür gibt es kirchliche Lehrsysteme, kirchenrechtliche Werke, wie die oft kommentierte Dekretaliensammlung Gratians, asketische und Erbauungsschriften, zahlreiche Predigten. Die oppositionellen Schriften früherer Zeit sind selten, gegen die jetzt erscheinenden beginnt die spitzfindige Verteidigung der korrekten Theologie, wie denn überhaupt die Hierarchie jetzt ihre Stellung durch Inquisition und Ketzergerichte (vgl. S. 485) zu festigen sucht. Die großen Scholastiker, wie Albertus Magnus und Thomas von Aquino, begleitet eine umfangreiche Literatur scholastischer Untersuchungen (quaestiones) und Traktate. Die Klassiker, die im 14. Jahrhundert fast ganz mißachtet waren — die Pariser Bibliothek soll zu Anfang dieses Jahrhunderts nur Ovid, Cicero, Lucan und Boëthius besessen haben — sind völlig vernachlässigt.



Graduierung eines Doktors. Nach Hans Burgkmair (1473–1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 458.

Als Karl IV. den Entschluß zur Gründung einer Universität faßte, hat er sich um die deutsche Bildung unzweifelhaft ein großes Verdienst erworben: er ist idealen Motiven dabei gefolgt, wie er überhaupt trotz streng kirchlicher Gesinnung Unterricht und Bildung förderte. Aber doch war es auch eine Handlung des praktischen Verstandes, der Nützlichkeit: es war ein Bedürfnis nach solchen Anstalten vorhanden. Insbesondere das Rechtsstudium wurde immer wichtiger, man suchte jetzt im eigenen Lande Ausbildungsmöglichkeiten wie für Theologen, so auch für Juristen und Ärzte zu schaffen. Eben die Notwendigkeit der Ausbildung zog die jungen Rechtsbeflissenen nach Italien, nicht etwa die dort bereits erblühenden humanistischen Studien. Unter dieser wachsenden Menge von Juristen und Ärzten gab es nun immer mehr Nichtkleriker: es entstand eine Schicht weltlicher Höhergebildeten. Dazu kam der wachsende nichtgeistliche Teil der Lehrer. Gegen Ende des Mittelalters bildeten sie schon einen weltlichen Stand, fast eine Art Zunft. Sie genossen als eigentliche Träger des ersehnten Wissens durchweg besondere Achtung; auch ihre verhältnismäßig nicht schlechte Besoldung spricht dafür. Ihrer barbarischen Handhabung des Stockes unterwarf man sich willig,

selbst König Maximilian ist von seinem Lehrer scharf gezüchtigt worden. Auch das Führen besonderer Schulsiegel bestätigt die angesehene Stellung des Lehrers.

Der Hauptrepräsentant der mehr als elementar Gebildeten war aber damals der „Schreiber", d. h. der Mann der Kanzlei, der weltliche Beamte, der das erste moderne Element im Keime darstellt. Es waren wesentlich Juristen, die die Geschäfte der fürstlichen Kanzleien in Händen oder die angesehene Stellung des Rats(Stadt=)schreibers oder die des Amtsschreibers innehatten oder als Notare oder Gerichtsschreiber öffentlich tätig waren. Ursprünglich war ja auch die Kanzlei die Domäne der Geistlichen (vgl. S. 171) und diente ihrer Versorgung. Das Amt trug halb weltlichen, halb geistlichen Charakter: sich geistliche Pfründen zu sichern, war das Streben seiner Inhaber fast durchweg. Die Bezeichnung clericus, die überhaupt den Besitz der ursprünglich nur den Geistlichen zugänglichen Bildung andeutete, wurde auch auf den Träger weltlicher Geschäfte angewendet; noch heute ist diese Anschauung in dem englischen Worte clerk festgelegt. Jetzt wuchs unter diesen Leuten, die also schon als Geistliche vor allem der Welt dienten und so die Verweltlichung der Kultur selbst vorbereiteten, das Laienelement immer mehr an: das Schreiberamt wurde ein weltlicher, bürgerlicher Beruf, der schon früh den Scholaren als erstrebenswert galt. Das Hineinziehen gelehrter Juristen zunächst in die kaiserliche Kanzlei hing mit der (S. 437) erwähnten zunehmenden Wichtigkeit des römischen Rechts, das wieder der Säkularisation der Kultur die größten Dienste leisten sollte, zusammen. Gerade die geistlichen Fürsten haben übrigens mit der Besetzung der Kanzler=, der Rats=, Sekretärämter u. s. w. mit Juristen begonnen. Auch die Stadtschreiber wurden ebenso wie die städtischen Konsulenten, die auswärts, am Kaiserhofe wie an fremden Gerichten, wegen ihrer römisch=rechtlichen Kenntnisse nötig geworden waren, zunächst in ihrer juristischen Eigenschaft wertvoll und mußten Prozesse bei auswärtigen Gerichten führen. Sie rekrutierten sich wohl früher aus studierten Leuten als die Kanzler und sind auch wohl eher Laien gewesen als jene: seit etwa 1450 sind sie es fast überall. Aber ebenso wie die „Verwandten" der fürstlichen Kanzleien waren sie wesentlich politisch tätig, waren Gesandte der Stadt an Fürsten und Städte, kamen zum kaiserlichen Hof wie zu den Reichstagen und pflegten daheim die politischen Traditionen. Zumal sie nun ihr Amt dauernd innehielten, wurden sie durch ihre Erfahrung, ihre Kenntnisse oft die eigentliche Seele der Stadt, wie alle Neuerungen wesentlich von ihnen ausgingen. Waren sie keine Juristen, so hatten die Stadtschreiber wenigstens der artistischen Fakultät angehört. Ursprünglich studierten noch viele Kanzleibeamte nachträglich; später traten sie aber als bereits Graduierte in die Kanzleien ein. Neben den höheren Stellen, die vielfach Adlige innehatten, umfaßte der Schreiberberuf natürlich auch mancherlei geringere Tätigkeiten. Die öffentlichen Schreiber, die weltlichen Lohnschreiber vor allem gehörten dazu, die sich vielfach wieder mit den deutschen Schulmeistern, den Schreiblehrern deckten; ferner die kleinen Subalternbeamten, soweit sie mit der Feder umgehen mußten.

Das Volk hat damals auf diese neue Klasse weltlich Gebildeter mit Respekt, ja mit Neigung gesehen. Der „stolze Schreiber" ist eine bevorzugte Gestalt des Volksliedes. „Vorm Schreiber muß sich biegen oft mancher stolze Held." Er sticht bezeichnenderweise bei dem weiblichen Geschlecht den Reiter aus und übernimmt auch darin die Erbschaft des Klerikers (vgl. S. 236). Der „hübsche Schreiber" kann wohl selbst zu einer Fürstin verbrecherisch die Augen erheben. Freilich ist in die Figur des Schreibers die Vorliebe für den vagierenden Scholaren mit übergegangen, und daß Studentenübermut noch in manchem Schreiber steckte, zeigen gewisse Abenteuer, die aus den Städten berichtet werden, oder die Unterschriften, die der

Schreiber an das Ende langwieriger Arbeiten zu setzen pflegte, wie etwa diese: „Schöne Weiber und Rebensaft ist aller Schreiber ein Buelschaft." Im 16. Jahrhundert verlor der Schreiber diese Sympathie. Damals begann die Zeit eines verschwenderischen Gebrauchs von Tinte und Papier. Der Dünkel der „Herren von der Feder" stieg gewaltig, während der immer umständlichere und fremdartigere Apparat ihrer Verwaltung das „Schreibervolk" weiten Schichten verhaßt machte. In der hier behandelten Zeit, zu Ausgang des Mittelalters, fühlte sich der Schreiber zwar auch schon als Bureaukrat, als Träger weltlicher Gewalt, und wußte sich Wichtigkeit und Ansehen zu geben, aber er war ebenso stolz ob seiner Bildung. Der „Literatus" dünkte sich selbst dem Edelmann gleich. Vor allem war er indessen der Vertreter derjenigen Bildungsinteressen, die für die Zeit charakteristisch waren, der praktischen, nutzbaren, und als Inhaber derartiger Kenntnisse hatte er Ansehen.

Gerade in dieser Beziehung kann man auch von einer Hebung des Bildungsniveaus sprechen. Diesem Drang ist nun damals ein wichtiges äußeres Moment entgegengekommen, die kluge Erfindung eines Mainzer Bürgers, Johann Gutenbergs, die Erfindung der Buchdruckerkunst. Man darf diese so oft gepriesene und für die spätere Kulturentwickelung so außerordentlich wichtige Tat in ihrer anfänglichen Bedeutung nicht überschätzen. Zunächst war schon der technische Umschwung geringer, als man gemeinhin denkt. Die Abschreiber waren damals ungemein leistungsfähig. Die Art der Vervielfältigung und des Vertriebes geistiger Erzeugnisse hatte sich fast dem Großbetrieb der Antike (vgl. S. 176) genähert. Jene eifrige Schreibtätigkeit der Kirche (vgl. S. 177f.), die allmählich bei der Verwilderung des Klerus und der literarischen Interesselosigkeit der neuen Bettelorden zurückging — gleichzeitig verfielen die Bibliotheken —, lebte im 15. Jahrhundert wieder auf. Inzwischen waren aber die italienischen Universitäten, namentlich Bologna, bei dem Aufschwung des gelehrten Lebens und in Anknüpfung an wohl noch vorhandene Reste des antiken Schreibgewerbes zu energischen Förderern und Organisatoren des Handschriftenwesens und des Handschriftenhandels geworden. Ihre ziemlich strengen Bestimmungen für die Stationarii — so hießen die Handschriftenhändler — gingen auf Paris, auch auf deutsche Universitäten über. Wichtiger, wenigstens für Deutschland, war aber in dieser Beziehung der Aufschwung der Städte. Hatten dem geringen außerkirchlichen Bedürfnis von Privaten, Fürsten und Städten bisher Kleriker für Geld als Abschreiber gedient, so fiel diese Tätigkeit mehr und mehr den Laien, zunächst den Stadtschreibern und Schulmeistern, dann gewerbsmäßigen Schreibern, auch Schreiberinnen zu, die uns schon im 13. Jahrhundert begegnen, sich allerdings meist auf deutsche Bücher beschränkten. Dazu kam die Verbreitung des Lumpenpapiers als billigen Materials. Kurz, im 15. Jahrhundert finden wir ein ausgebildetes bürgerliches Gewerbe von Lohnschreibern, das dem literarischen Bedürfnis durchaus genügte und alle notwendigen geschäftlichen Formen entwickelt hatte. Es gab Großbetriebe, wie in Hagenau, wo anscheinend ganze Schreiberstuben, Handschriftenfabriken bestanden. Diesem bürgerlichen Betrieb waren die Organisationen der „Brüder vom gemeinsamen Leben" ähnlich, die fast fabrikmäßig zum Zwecke christlicher Volkserziehung religiöse Werke abschrieben und in einem großen Absatzgebiet, den Niederlanden und dem deutschen Norden, verbreiteten. Man nannte sie bezeichnend auch die „Broeders van de penne" (Feder). An diesen ganzen Betrieb knüpfte in den Reichs- und Handelsstädten, wie in Köln, ein ausgedehnter Handschriftenhandel an. Jene Hagenauer Schreibstuben arbeiteten z. B. für den Händler Diepold Lauber, der förmliche Verzeichnisse seiner „Verlagsartikel" verbreitete, die inhaltlich ungefähr der gleich näher zu charakterisierenden ersten Druckliteratur entsprachen. Zu

diesem industriellen Treiben kam nun noch die Entwickelung anderer verwandter Gewerbe, wie der Brief- und Kartenmaler, aber auch schon diejenige gewisser Vervielfältigungsmethoden. Man schnitt bereits in Holz und Metall, man hatte den Zeugdruck, den Bildtafel-, aber auch schon den Schrifttafeldruck, man hatte sogar bereits hölzerne bewegliche Lettern.

Hier noch weitere Verbesserungen einzuführen, dazu mußte der Geist technischen und gewerblichen Fortschrittes jener Zeit geradezu herausfordern. Aus der Technik, aus der Praxis des Stempelschneidens und Münzens heraus ist Gutenberg, der allerlei „Künste" betrieb, auf seine Erfindung gekommen. Er erfand die bewegliche gegossene Type, die Herstellung gleichmäßiger Buchstaben in großer Menge und damit das richtige Mittel zur mechanischen Vervielfältigung in großem Maßstabe. Gutenberg hat seine Erfindung, deren Gewinn augenscheinlich war, mit Recht der Ausnutzung wegen geheimzuhalten gesucht, aber ihre weitreichenden Folgen hat er nicht geahnt. Ihm hat auch seine Erfindung kein Glück gebracht, er wurde schließlich fast vergessen, während sein Genosse Fust, der neben seinem Gehilfen Schöffer die Kunst zuerst ausbeutete, lange als Erfinder galt. Auf die Fragen der „Gutenbergforschung" und der äußeren technischen Entwickelung des Buchdruckes gehen wir im übrigen hier nicht ein. Jene Folgen hat aber auch Gutenbergs Zeit nicht geahnt. Keine Revolution hat sich vollzogen: aus dem Schreibgewerbe und Handschriftenhandel haben sich Buchdruck und Buchhandel in ruhigem Übergang weitergebildet. Viele Lohnschreiber schrieben auch nachher weiter, ebenso zahlreiche Mönche. Ja, der Abt Tritheim empfahl diese Tätigkeit ausdrücklich gegenüber dem Buchdruck. Andere, namentlich die größeren Schreibbetriebe, gingen allmählich zum Buchdruck über, so die genannten „Broeders van de Penne", die aus ihrem Skriptuarius, dem Aufseher der Schreiber, nun den Korrektor, aus ihrem Librarius nun einen eigentlichen Buchhändler machten, so jene Schreibwerkstatt in Hagenau, so zahlreiche Klöster, wie in Augsburg, Bamberg, Erfurt, Nürnberg, Magdeburg. Aber — charakteristisch genug — in St. Ulrich und Afra zu Augsburg hörte trotz der eigenen Druckerei die alte Schreibtätigkeit der Mönche nicht auf. Ja, man schrieb auch gedruckte Bücher wieder ab. Das Drucken wurde keineswegs im Gegensatz zum Schreiben aufgefaßt. Viele der ersten Drucker waren frühere Lohnschreiber; gerade deren Organisation half die Druckkunst so außerordentlich schnell verbreiten. Die Tätigkeit des Druckens wird noch lange „schreiben" genannt, ebenso wie die Buchdrucker, z. B. noch 1486, „Schreiber".

So haben wir in der neuen Kunst zunächst den Abschluß des mittelalterlichen Schreibgewerbes zu sehen. Aber auch ihre Produkte, freilich nun billiger und massenhafter verbreitet, waren noch lange die des mittelalterlichen Geistes. Zwar in Italien wurde die von den deutschen Barbaren importierte Kunst — denn wandernde deutsche Druckergehilfen trugen sie überaus rasch über die Welt, nach Italien, Frankreich, England, Spanien, Skandinavien —, wie es bei der geistigen Atmosphäre des Landes natürlich war, in den Dienst des Humanismus gestellt, und Rom und Venedig wetteiferten in der Herausgabe dort der lateinischen, hier der griechischen Klassiker. Aber in Deutschland behielt die Produktion lange ihren bisherigen Charakter (vgl. S. 459). Genau wie früher wurden die theologischen und philosophischen Werke der älteren und jüngeren Scholastik vervielfältigt, weiter die Kirchenväter, und natürlich die Heilige Schrift selbst oder Teile derselben. Dazu kamen wie bisher Passionalien und Heiligenleben, Plenarien und Postillen, Meßbücher, Beicht- und Gebetbücher, überhaupt eine starke Erbauungsliteratur, dann Katechismen und Elementarschulbücher, neben umfassenden juristischen Wälzern auch populäre Rechtsbücher, medizinische Schriften, die

Volksbücher, endlich die vielbegehrten Kalender, Prognostiken und Praktiken (siehe die untenstehende Abbildung). Alle diese Schriften haben die Kunst des Lesens sicherlich gefördert, aber ein großer Teil von ihnen auch die geistige Verdummung und den Wunderglauben. Und dieser Teil war gerade der eigentlich volkstümliche. Selbst die Erbauungsbücher, deren Titel schon einen niedrigen Geschmack zeigen, z. B. der beschlossene Garten des Rosenkranzes oder die vierundzwanzig goldenen Harfen, und namentlich die Heiligenleben wurden nicht nur aus religiösem Bedürfnis gelesen, sondern dienten mit ihrem oft lügenhaften und wunderlichen Inhalt ebenso der Unterhaltung, wie sie dem Aber- und Schauerglauben der Zeit Nahrung gaben. „Itzt lachet man solcher Lügen", sagte später Luther von dem Chrysostomusleben, „und will es niemand glauben: aber wohl euch, junge Leute, die ihr das Licht habt, — hätte noch vor zwanzig Jahren einer sollen von dieser Legenden Chrysostomi halten, daß ein einiges Wort Stuck erlogen wäre, er hätte müssen zu Asche verbrannt werden." Wie aber die neue Kunst auch dem gefährlichsten Aberglauben gedient hat, das zeigt der Druck des „Hexenhammers" von 1487.



Titelbild zu „Practica und Prenostica, Mentz [Mainz] 1492", gedruckt 1534.

Aber abgesehen davon, der vorwiegend kirchliche Charakter der neuen Druckliteratur, ihre Einwirkung auf die religiöse Volkserziehung und den christlichen Schulunterricht erklärt uns die Förderung, die Mönche, Pfarrer und hohe Kirchenfürsten in Deutschland, aber auch italienische Kardinäle und die ganze Reihe der damaligen Päpste der Druckkunst angedeihen ließen, ebenso wie die zahlreichen Lobsprüche auf die neue Kunst, z. B. die des Dominikaners Felix Fabri, des bischöflichen Leibarztes Occo, ja auch die bekannte, immer noch theologisch gefärbte Äußerung Wimphelings, zur Genüge. Sehr bezeichnend ist eine Stelle aus der Vorrede zu einem Rostocker Druck des Laktantius von 1476, den jene Brüder vom gemeinsamen Leben veranstaltet hatten: „Wir, die gemeinsamen Brüder, Priester und Kleriker des grünen Gartens in Rostock zum heiligen Michael, die wir nicht mit dem Worte, sondern mit der Schrift predigen, haben diesen vortrefflichen Mann, der bei wenigen nur in Zimmern verborgen lag, durch die Buchdruckerkunst, die Meisterin aller Künste, in die Öffentlichkeit geführt." „Unabhängig vom geistlichen Stand", wie Gustav Freytag meint, hat sich die neue Erfindung also durchaus nicht ausgebildet, ebensowenig, wie wir sahen, „in Opposition gegen die mönchischen Abschreiber". Bald allerdings hat auch die Kirche Gefahr gespürt und sie abzulenken gesucht. Schon 1485/6 erließ Bertold von Mainz Zensuredikte für seinen Sprengel, 1486,

1496 kamen solche vom Papst, und 1501 unterwarf Alexander VI. die Druckerzeugnisse im Kölner, Mainzer, Trierer und Magdeburger Sprengel einer Zensur durch die Erzbischöfe. Der Kampf gegen die reformatorischen Ideen hat dann zu weiteren päpstlichen Zensuredikten geführt. Jedenfalls hatte die Buchdruckerkunst einen zur ganzen Zeit passenden demokratischen Charakter. Die Verbilligung der Bücher war das Wichtigste: sie hat sogar die vornehmen Leute, die auf Prunkhandschriften Wert legten, geradezu zur Mißachtung der neuen Kunst geführt, z. B. in Italien. Aber den Gelehrten kam sie sehr zugute: jetzt konnte das gelehrte Handwerkszeug leichter erschwungen werden; für arme Prediger gab man „Armenbibeln" heraus. Es konnte aber nun auch jene eigentliche, freilich wenig hochstehende Volksliteratur billig verkauft werden, ebenso wie der Bilddruck als Ergänzung in die Masse drang.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat so unzweifelhaft dazu beigetragen, die für das ausgehende Mittelalter überhaupt charakteristische Tendenz zur Verbreitung elementarer Bildung in weiten Schichten noch zu vergrößern. Jene elementare Bildung war doch schon, wie die (S. 453) erwähnten Briefe zeigen, auch in die niederen Kreise gedrungen. Zwar die behauptete Existenz einer Volksschule, d. h. einer planmäßig für das niedere Volk berechneten Schule im ausgehenden Mittelalter, insbesondere auch die Förderung solchen Volksunterrichts von kirchlicher Seite ist nicht nachgewiesen. Die „deutschen" Schulen sind fast durchweg Privatschulen, ebenso die Mädchenschulen der „deutschen frauen". Unzweifelhaft haben ferner in den Pfarrdörfern seit früher Zeit elementare Schulen bestanden, in denen niedere Kleriker, z. B. der Küster oder Glöckner, den ersten Unterricht, meist zur Ausbildung des Singchors und oft in sehr unvollkommener Weise, erteilten: von einem systematischen Unterricht der gesamten Jugend ist jedoch in keiner Weise die Rede. Aber anderseits zeigt sich in zahlreichen Äußerungen ein allgemeines Interesse an einem frühzeitigen Schulbesuch, eine Einsicht in den Nutzen der Schulbildung. Und bei der Sorge des Mittelalters für die Armen ist ein Schulbesuch zahlreicher strebsamer Unbemittelter sicher anzunehmen. Jedenfalls scheint eine weitergehende niedere Schulbildung der unteren Volkskreise, vielleicht sogar der ländlichen Bevölkerung vorhanden gewesen zu sein als sogar im 17. Jahrhundert. Es erhellt das z. B. auch aus der Wirkung der kleinen Agitationsschriften Luthers, die ein Lesenkönnen weiter Kreise voraussetzen, überhaupt aus der gar nicht geringen Lektüre des Volkes. Hier war gerade jene Verbilligung der Produkte des Buchdruckes äußerst wirksam. Der Leseeifer des Volkes wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts wiederholt hervorgehoben. In einer Äußerung Johann Buschs, daß in den Niederlanden hoch und niedrig, Männer und Frauen deutsche Bücher lesen, wird ausdrücklich auch das „gemeine Volk" genannt. Man darf ohne Zweifel von einer verhältnismäßig großen Volksbildung im ausgehenden Mittelalter sprechen. „Alles Volk", heißt es in dem 1498 erschienenen „Seelenführer", „wil in yetziger Zeit lesen und schriben, und es ist lobelich und geraten, wan es gute Bucher sint, aber nit lobelich, wan es sint böse, dy dich anreitzen zur Wollustigkeit und Unzucht. So sint viele Maerebucher, dy solt du nit lesen." Aus dieser Äußerung geht hervor, daß allerdings die Lektüre nach dem derben Geschmack der Zeit war. Den kirchlichen Leuten erschien freilich, wie man sieht, schon die damals äußerst beliebte Lektüre der Volksbücher tadelnswert. Das bestätigt auch der „Seelentrost" (1474): „Vyl Lude sint, die lesen werltliche [weltliche] Bücher ... Etliche Lude lesent Bücher von Tristant, von Dietrich von Bern und den alten Recken, die der Werlde dienten und nit Got." Neben den Volksbüchern, der derbkomischen Schwankliteratur bilden die Erbauungsschriften und jene wundersamen Legenden (vgl. S. 463) allerdings

ebenfalls einen erheblichen Teil der Lektüre. So mochte auch eines oder das andere solcher Bücher als Besitz in den Häusern kleiner Leute gefunden werden, bei den Handwerkern z. B. sicher Schulbücher. Bei begüterten Leuten kann dann gerade der Bücherbesitz die steigende Bildung beweisen. Die Nachlässe von Bürgern zeigen oft deutsche wie lateinische Bücher; bei den Frauen finden sich neben Erbauungsbüchern mit Vorliebe auch jene Volksbücher. Natürlich waren aber diese Verhältnisse in den einzelnen Landschaften verschieden, und der Bücherbesitz einer Frankfurter oder Nürnberger Patrizierfamilie wird nicht überall anzutreffen gewesen sein. Mancher mochte auf seine Sammlung übertrieben stolz sein, auch wenn er nicht immer den Inhalt seiner Schätze verstand, und so erklärt sich die besonders lebhafte Verspottung der Büchernarren bei Sebastian Brant. Von gelehrten Leuten sei hier ganz abgesehen, ebenso von den Geistlichen. Aber auch schon die überhaupt akademisch Gebildeten hatten oft umfangreichere Sammlungen; so hinterließ 1495 der Ratsherr Gerwin von Hameln der Andreaskirche in Braunschweig 336 Bücher. Das Bildungsbedürfnis des Adels war, wie wir (S. 453) gesehen haben, im ganzen recht gering: aber auch in diesen Kreisen wuchs der Bücherbesitz, der dann allerdings wesentlich aus Unterhaltungslektüre bestand. Püterich von Reichertshausen besaß 164 Bände deutscher Dichtungen, und schon vor Verbreitung des Buchdrucks ließen sich einzelne Ritter deutsche Bücher abschreiben, oft wohl auf Ansporn der Frauen. Elsbeth von Volkensdorf z. B. besaß fünfzig deutsche Bücher. Überhaupt trat in vornehmen Kreisen das alte Bildungsübergewicht der Frauen gerade in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts besonders hervor. Der deutschen Literatur sind manche Fürstinnen dieser Zeit huldvolle Gönnerinnen gewesen, wie „die Liebhaberin der Künste", Pfalzgräfin Mechthild, die Freundin des erwähnten Püterich und des Dichters Hermann von Sachsenheim, wie Margarete von Savoyen und Elisabeth von Württemberg, die alle von Niklas von Wyle (vgl. S. 473) gerühmt werden. Fremde, nach Deutschland verheiratete Fürstentöchter gingen mit solchen Interessen voran, ja einzelne waren selbst literarisch tätig, wie Eleonor von Österreich, des Schottenkönigs Tochter, und Elisabeth von Nassau, Tochter des Grafen von Vaudemont (Widmont), die beide französische Romane, jene „Pontus und Sidonia", diese „Loher und Maller" und „Hug Schapler", ins Deutsche übersetzten. Auch die Frauen des Landadels müssen damals zum Teil noch denen früherer Jahrhunderte ähnlich gewesen sein. Albrecht von Eyb gedenkt z. B. in der Vorrede zu seiner „Margarita poetica" dankbar des Unterrichts, den er als Knabe von seiner Mutter empfangen hatte. Margarete von Staffel im Rheingau soll ähnlich wie einst Hedwig von Schwaben mit ihrem Hauskaplan römische Autoren gelesen und lateinische Gedichte gemacht haben. Unter den Patriziertöchtern ferner gab es manche mit höherer Bildung — von den gelehrten Frauen der Humanistenkreise, wie den Schwestern Pirckheimers, abgesehen —, die lateinisch sprechen und schreiben konnten, so Katharine von Ostheim in Frankfurt a. M., die die Limburger Chronik auszog und fortsetzte.

Allmählich ist so ein Aufschwung des gesamten Geisteslebens doch unverkennbar, wenn auch durchaus die mittelalterliche Atmosphäre über dem ganzen Bildungswesen sich erhielt. Bei den Universitäten haben wir das niedrige Niveau schon (S. 458 f.) kennen gelernt. Und ebenso war es mit den Schulen, städtischen wie kirchlichen. Es blieb, trotz gelegentlicher Reformversuche, wie 1485 in Nürnberg, bei der mittelalterlichen Weise, dem Auswendiglernen von Gebeten und Psalmen, der Wichtigkeit des Kirchengesanges für den Chordienst, dem Einpauken des Donatus, der Herrschaft der enzyklopädischen mittelalterlichen Schulschriften, des „Doktrinale" des Alexander, der „Distichen" des Cato, dem scholastischen Vorstudium der Logik.

Trotz des klerikalen Charakters war von einer Vertiefung der Lektüre der Vulgata oder einer angemessenen Exegese keine Rede. Dazu kamen die alten Mängel, das Diktieren und Vorschreiben mangels ausreichender Schulbücher, das gemeinschaftliche Unterrichten verschiedener Abteilungen in demselben Raume, vor allem aber die überstrenge Schulzucht (siehe die untenstehende Abbildung), die unglaubliche Härte der Schulstrafen, der gegenüber jetzt vielfach größere Milde gefordert wurde. Noch Luther hat über seine Schulzeit bitter geklagt, „da wir immer gemartert sind über den Kasualibus und Temporalibus, da wir nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammern". Wie entsetzlich schildert Johannes Butzbach aus Miltenberg seine Züchtigung durch den Lokaten, den Unterlehrer. Sein Jammergeschrei mußten die Mitschüler durch Singen übertönen. Freilich wurde der Lehrer davongejagt. Das Gegenbild war dann häufig eine wüste Ungebundenheit und gewalttätige Aufsässigkeit der Schüler, entsprechend dem Auftreten der Studenten. Eine unabhängige weltliche Bildung war also auch jetzt nicht erreicht. Der Unterschied gegen früher bestand nur darin, daß breite Laienschichten an der kirchlich sanktionierten Bildung Anteil bekommen hatten. Das höhere innere Leben, soweit es sich bei dem materiellen Zeitgeist erhielt, war durchaus religiös; die Mystik (vgl. S. 336) hat das Verdienst, innerliche religiöse Stimmung in die Herzen weiter Laienkreise gebracht zu haben. Die damals noch am kräftigsten blühende Gattung der niedergehenden Poesie, die Lehrdichtung, vertrat religiös-sittliche Ziele. Die stark wachsende Herstellung von Handschriften (vgl. S. 461) betraf am meisten die geistliche Literatur, dem allgemeinen Bedürfnis entgegenkommend. Im Grunde wurde auch der Lehrer nur als Gehilfe des Geistlichen angesehen, wie es der „Seelenführer" ausspricht: „Die Schulmeister sullent die Kinder mit underweysen in der christenlichen Lere und den Gebotten Gottes und der Kirche. Sie sullent all das tun, was die Vätter der Lere nicht all tun kunnen in der Predigt und sunstigen geystlichen Underweisungen und denen helffen." Natürlich war auch, wie noch lange, die häusliche Erziehung theoretisch durchaus von kirchlichem Geiste getragen. Die ausgesprochene Weltfreude der Zeit hat ihr Gegenbild in diesem einzig idealen Zug, der auf religiöse Verinnerlichung, auf Reformen der äußeren Kirche ausging.



Lehrer und Schüler. Aus „Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie", Nürnberg 1505.

Gewiß blühte jetzt eine weltliche Kultur äußerst grober Natur, wie wir gesehen haben. Sollte diese überschäumende Lebenslust nicht abstoßend wirken — und bei tieferen und ernsteren Gemütern war das der Fall —, so bedurfte sie auch eines höheren weltlichen Richtzieles. Man gab sich der Weltfreude hin, gewissermaßen mit einem Seitenblick auf die Kirche, bald auf gutem Fuße mit ihr, ihre Feste feiernd, bald voll Spott darüber, daß auch sie verweltlichte, bald voll Angst, daß sie die Sünden rächen werde, immer aber in dem Bewußtsein, daß sie die höchste Macht repräsentiere. Es kam darauf an, in Opposition gegen sie ein die Weltlichkeit leitendes und bestimmendes Ideal zu setzen, nicht nur die materielle, sondern auch alle höhere Kultur zu säkularisieren. Man könnte meinen, die Zeit habe es in jenem Ideal gefunden, das aus einem Lande viel höherer Kultur, unendlich verfeinerterer Lebensfreude, aus Italien kam: dem humanistischen Bildungsideal. In Wahrheit hat auch dieses die wirkliche Verweltlichung der Kultur nur sehr teilweise angebahnt. Allerdings bedeutete die

Rezeption des Humanismus in Deutschland eine Opposition gegen das mittelalterliche Bildungsideal, insofern dieses durch die Scholastik repräsentiert wurde. Es wurde die religiöse Einseitigkeit der bisherigen Bildung, zum großen Teil unter Mitwirkung von hohen und höchsten Geistlichen selbst, wesentlich gemildert; die Kultur des klassischen Altertums, an sich immer die Grundlage der mittelalterlichen Bildung und Anschauung (vgl. S. 180f. und 194), trat in größerem Umfange, von ihrer kirchlichen Dienstbarkeit befreit und zum Teil in ihren antimittelalterlichen Elementen erkannt, in die höhere Bildung ein. Nur allmählich vollzog sich diese Umwandlung unter verstärkter Betonung schon vorhandener Faktoren und anfangs keineswegs schroffer Urgierung der neuen. Die Annahme des neuen Bildungsideals in Deutschland darf vor allem mit der italienischen Renaissance nicht auf eine Linie gestellt werden. Dort, in Italien, wurde in der Tat der moderne Mensch geboren, dort handelte es sich wirklich um eine der wichtigsten und folgenschwersten Revolutionen in der Geschichte des Menschengeistes. Und neben der geistigen Blüte stand ein außerordentlich hoher Aufschwung der Kunst, es bildete sich gleichzeitig ein neues gesellschaftliches Leben. Es war auch nicht nur eine Wiederbelebung des klassischen Altertums, wenngleich die Antike das allseitig menschliche Streben des Renaissancemenschen, das Erkennen und Herauswachsen der Persönlichkeit, die Entdeckung und das Studium der Natur mächtig förderte. Die Renaissance war eigentlich keine Renaissance, sondern eine eminente Kulturleistung des italienischen Volkes, das nach derselben außerordentlich sank. Christentum und mittelalterliches Volkstum hatten an dieser letzten Frucht des Mittelalters den wesentlichsten Anteil, die Antike gab Belebung und Schulung. Schließlich hat diese allerdings das Geistesleben Italiens beherrscht, zum Teil ganz einseitig. Man versuchte eine wirkliche Erneuerung antiken Lebens, natürlich nicht ohne künstliche Ausstaffierung mit Äußerlichkeiten; man wollte als wirklicher Heide in Fleischeslust leben.

Der Deutsche lernte diese Bewegung erst näher kennen, als die Antike allerdings ihr maßgebendes, aber sie nicht mehr förderndes Prinzip geworden war, als überdies nicht mehr nur die Römer, gewissermaßen als Ahnen der sich ihnen ähnlich fühlenden Italiener, bewundert wurden, als man vielmehr auch die griechische Literatur lernend in sich aufzunehmen suchte. Von vornherein war dem deutschen Humanismus ein wesentlich gelehrter Charakter aufgeprägt. Der deutsche Humanismus brachte vor allem eine Vermehrung des Wissens und eine Neukultur des lateinischen Stils; er hat wohl auch bei einzelnen Geistern eine gewisse innere Umwandlung hervorgerufen; er hat stofflich auf Kunst und Literatur gewirkt; er hat vor allem den geschichtlichen Sinn belebt sowohl durch Erweiterung des geschichtlichen Horizonts wie durch die Gewinnung historischer Maßstäbe. Eine radikale Richtung hat auch die verwandten Geister in Italien nachgeahmt und eine Episode des Sturmes und Dranges hervorgerufen. Nach einer nicht lange währenden innigen Verbindung des italienischen und des deutschen Humanismus ging der letztere auch bald seine eigenen Wege. Schon Hutten machte aus seiner Antipathie gegen die Italiener kein Hehl (vgl. auch S. 480). Im übrigen zeigte sich der Deutsche genau so schwerfällig wie später bei Übernahme der französischen gesellschaftlichen Kultur, und sich seiner von den bewunderten Vorbildern immer bespöttelten „Barbarei" schämend, suchte er genau wie im 17. Jahrhundert das Wesen der Sache in Äußerlichkeiten. Das Ganze blieb wesentlich auf die gelehrten Kreise beschränkt und bedeutete im Grunde eine Krisis des deutschen Schul- und Universitätswesens. Hier war es, wo die Opposition der deutschen Humanisten einsetzte. Man wandte sich gegen den ganzen bisherigen Wissenschaftsbetrieb, gegen die Philosophie mit ihrem Disputationskram und dem aristotelischen

Heiligenschein, aber auch gegen die scholastische Theologie und die ältere Jurisprudenz: ihnen ward die neue literarische und wesentlich formale Bildung gegenübergesetzt.

Aber trotz des Unterschiedes zwischen italienischer Renaissance und deutschem Humanismus — abhängig von Italien blieb der letztere durchaus. Er war ein Produkt des gewaltigen italienischen Kultureinflusses auf Deutschland. Auf dieses wirkte Italien schon durch die Römerzüge, namentlich der Staufer, die doch nicht nur Beute, sondern auch wirtschaftliche und geistige Anregungen in mannigfachen Kanälen nach der Heimat brachten; Worte wie Stiefel (eine zunächst von Geistlichen, dann von Vornehmen, endlich allgemein gebrauchte hochreichende, also schützende Fußbekleidung), Panzer, Scharmützel sind früh entlehnt. Weiter wirkte es durch den Pilgerverkehr, durch die Ritterfahrten, die Wanderungen der Handwerker (vgl. S. 469) und, von den Studenten zunächst abgesehen, immer stärker durch den Handel. Schon längere Zeit war die Verbindung der deutschen Städte mit den italienischen (vgl. S. 370) eine rege Von dem Handelsüberfluß Italiens erhielten vor allem die süddeutschen Kaufleute nun ihren Anteil: bald setzten sie sich in Italien selbst fest, insbesondere in Venedig, der wichtigsten Stadt für den Levantehandel, die diesen freilich auch ganz monopolisiert hatte, einerseits die Orientalen vom Lande ausschloß, anderseits, wie die Nürnberger klagten, „keinen deutschen Kaufmann irgend welche Kaufmannschaft von dort führen [ließ] über Meer oder zu sich heran, er muß sie einem Bürger von Venedig zu verkaufen geben". Aber auch nach dem Norden strahlte Venedig aus. Hansische Kaufleute haben schon gegen 1400 direkte Verbindungen dorthin gehabt, und im 15. Jahrhundert, wo die in Venedig gleichzeitig anwesenden, im „Fondako" beherbergten, aber auch kontrollierten deutschen Kaufleute oft 100 zählten, waren dort solche aus Köln und Lübeck so gut wie aus Nürnberg, Regensburg und Augsburg. Wie Venedig, stand auch Genua, seine im Kampf unterlegene Konkurrenzstadt im Levantehandel, früh mit deutschen Städten, insbesondere des Südwestens, im Verkehr. Es gab den Deutschen eben den ersehnten Mittelmeerhafen, durch den sie trotz Venedig in die Adria und weiter gelangten, diente freilich mehr dem Durchgangshandel der Ravensburger, später der Augsburger und Nürnberger nach Spanien, nach Barcelona und Valencia. Im 15. Jahrhundert erstreckte sich der direkte Verkehr zwischen Deutschland und Italien über immer mehr Städte: über Como, das sich als erster italienischer Handelsplatz darbot, über das ohnehin von Deutschen immer stärker bevölkerte Mailand, Pisa, Lucca u. s. w. Gleichzeitig wuchs er in seinem Umfang ungeheuer. Die Zolleinnahme Venedigs aus nach Deutschland gehenden Waren wurde 1484 auf 20,000 Dukaten jährlich veranschlagt, der jährliche deutsche Warenumsatz um 1450 von dem Venetianer Morosini auf eine Million Dukaten geschätzt. Sind die süddeutschen Kaufleute, wie einmal die venetianische Regierung von den Nürnbergern sagte, dadurch „von nichts zu den größten Reichtümern" gelangt, so zogen sie aus diesem Verkehr doch noch andere Vorteile. Nicht bloß die eingeführten italienischen Waren boten solche, wie etwa die Spezereien oder die venetianischen Seiden, Goldstoffe und Glaswaren, nicht nur die durch Italien vermittelten Erzeugnisse des Orients, es wirkte vielmehr vor allem die Berührung mit einer überlegenen Kultur. Der deutsche Kaufmann wurde zunächst als solcher Schüler des italienischen, der seinerseits vom Orient gelernt hatte. Früh erhielten in Venedig junge deutsche Kaufleute ihre Ausbildung. Die Technik des Handels ist mit italienischen Elementen durchsetzt; von Italien stammt die Buchhaltung, stammen zahlreiche Einzelheiten und Fachausdrücke. Das Geldgeschäft, das Bankwesen war schon vorher durch die nach Deutschland gekommenen Lombarden italienisch beeinflußt. Auch Handwerker

sind zahlreich, aus Wanderlust oder infolge der Zunftkämpfe, namentlich seit Ende des 14. Jahrhunderts nach Italien gekommen, besonders Bäcker (Rom, Venedig), Schuster und Weber (Florenz); sie taten sich dort auch in Brüderschaften zusammen.

Nachhaltiger wirkten diese Verkehrsbeziehungen erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts: sie haben damals auch die Einführung jenes neuen Bildungsideals in Deutschland wesentlich befördert, des humanistischen, dessen Anregungen sich aber auf anderem Wege schon fühlbarer gemacht hatten. Damit hatte Italien auch eine geistige Herrschaft in Deutschland erlangt, wie es überhaupt etwa seit 1450 das mächtige Übergewicht Frankreichs im geistigen Leben Europas ablöste. Bis dahin waren auch in Deutschland die französischen Einflüsse (vgl. S. 237 ff. und 277 ff.) noch mächtig genug: aus Frankreich kamen z. B. abermals Ritterromane, nun in Prosa, wie „Hug Schapler", „Melusine", „Pontus und Sidonia", „Die sieben weisen Meister", „Florimund und Flordamour". Und auch für die ersten humanistischen Bestrebungen Deutschlands war die französische Geisteskultur doch beinahe ebenso bestimmend wie die italienische. So weit wie eine Reihe französischer Schriftsteller, die Frankreich als das Ursprungsland der Renaissance ansehen, darf man nicht gehen. Aber Frankreich stand zu Anfang doch noch groß da. Burdach hat nachzuweisen gesucht, daß Frankreich schon vor der Propaganda Petrarcas eine Art Humanismus gepflegt hat, daß ferner im Zeitalter der avignonischen Päpste Südfrankreich und Italien ein geistiges Band zusammenhielt unter ausgesprochenem französischen Übergewicht, daß sich in Avignon eine Kultur mit eigenartiger „Mischung mittelalterlicher und die Renaissance ankündigender Elemente" bildete, wie auch Petrarca seinen Aufenthalt zwischen Avignon und Italien teilte und Paris für seine Ausbildung wichtig war, daß sich aber vor allem in Boccaccio französische und italienische Kultur gewissermaßen vermählten. Im übrigen war Frankreich nicht mehr so schöpfungskräftig, daß es eine Bewegung wie die Renaissance aus sich heraus hätte hervorbringen können, während für Italien die bereits erwähnten Vorbedingungen zu einer solchen Schöpfung klarliegen.

Mehr französisch als italienisch war auch noch die Einwirkung auf den deutschen Mann, der sich zuerst der humanistischen Strömung gegenüber empfänglich zeigte, obgleich wohl die Bezeichnung „Vater des deutschen Humanismus" zu weit geht, auf Karl IV. Man hat versucht, in ihm Züge zu finden, die ganz dem Wesen und den Neigungen des Renaissancemenschen entsprechen, so sehr er sonst mittelalterlicher Asket war. Und ähnlichen Geist wies seine Umgebung auf. Es war nicht die von ihm (vgl. S. 459) gegründete Universität Prag, die ganz im Pariser scholastischen Bann blieb, vielmehr, wie es scheint, die Reichskanzlei, in der sich die neuen Einflüsse äußerten. Überhaupt scheint Böhmen von den damaligen wichtigen Strömungen im europäischen Geistesleben besonders stark berührt worden zu sein, wie übrigens auch von den künstlerischen. Karls IV. Schloß Karlstein zeigt das Zusammenwirken eines französischen Baumeisters und eines italienischen Malers, seine Ausstattung stofflich aber auch humanistische Anregungen. In Böhmen, in Raudnitz, hat Cola di Rienzi, freilich als Gefangener, geweilt. Für das rege geistige Leben zeugen die zahlreich nach Böhmen gekommenen Handschriften. Die wichtigste Persönlichkeit in der Reichskanzlei aber, von der auch jene Strömungen befördert zu sein scheinen, war der Kanzler Johann von Neumarkt, für die Briefe Rienzis schwärmend, wie der Kaiser mit Petrarca persönlich bekannt und ihn bewundernd, durch einen Aufenthalt in Italien angeregt und für dessen landschaftliche Reize schon empfänglich, aber noch weit mehr als der Herrscher wirklich humanistisch interessiert und individuell gerichtet. Vor allem im Briefe suchte er den neuen Geist und die neue Form

auszudrücken. Mit der Scholastik hat auch er freilich nicht gebrochen, wie denn überhaupt — das sei wiederholt betont — die Beschäftigung mit der Antike nicht als etwas Neues angesehen werden darf. Auch die antike Kunst hat niemals jede Einwirkung verloren, weder in der Baukunst noch in der Skulptur noch in der Kleinkunst. Erwägt man nun insbesondere für Italien den Zusammenhang mit der Sprache der Römer, ferner die andauernde Pflege des römischen Rechtes, so kann von einer Wiederentdeckung überhaupt nicht die Rede sein. Das Neue war vielmehr ein aus jener höheren kulturellen Entwickelung Italiens hervorgehender Kultus der Antike, eine geistige Annäherung an sie über das stoffliche und rein formale Studium hinaus, eine Anregung der Phantasie, des Schönheitssinnes und des geistigen Blickes aus dem vorher kalten Material. In dieser Beziehung ist Italien dann über das beginnende, schon philologische Studium der Alten in Frankreich hinausgewachsen: das neue Evangelium von der Höhe der antiken Kultur zu künden, wurde eine italienische Mission. Es war nicht Deutschland allein, das sich der überlegenen Kultur Italiens hingab: auch die sonstigen Länder, die die mittelalterliche Welt ausmachten, wurden von ihr erobert. „Wir haben Rom verloren", rief Laurentius Valla aus, „aber in der Kraft der glänzenden Herrschaft der lateinischen Sprache regieren wir über einen großen Teil des Erdkreises: unser ist Italien, unser ist Spanien, Deutschland, Pannonien, Dalmatien, Illyricum und viele andere Völker."

Es steckt in dieser Weltherrschaft des Humanismus viel von der alten Internationalität des Mittelalters. Derart sind denn auch die weiteren Wege, auf denen sich die von Italien ausgehenden Strömungen in Deutschland ausbreiteten. Einmal ist da der Aufenthalt hervorragender italienischer Humanisten, wie eines Poggio und namentlich eines Äneas Silvius, in Deutschland von Wichtigkeit. Insbesondere haben die großen Reformkonzile zu Konstanz und Basel eine direkte Einwirkung der italischen Kultur durch anwesende Träger derselben herbeigeführt. Eine Figur wie Poggio, der von Konstanz aus die Handschriftensammlungen der Klöster nach alten Klassikern durchstöberte, mußte auf die deutschen Prälaten ähnlich wirken wie die französischen Ritter zur Zeit der Kreuzzüge auf die deutschen. Auf dem Konzil zu Basel dürfte auch Nikolaus von Cues, der immerhin (vgl. S. 474) als Vorläufer des Humanismus gelten kann, zu solchen Bestrebungen gerade durch seinen Verkehr mit den Italienern, insbesondere mit Äneas Silvius, stärker geführt worden sein. Dieser letztere gilt überhaupt als Verbreiter des Humanismus in Deutschland. Er hat als Sekretär der kaiserlichen Kanzlei von 1443—55 zwar sicher nicht auf den sehr wenig bildungseifrigen Kaiser Friedrich III. (siehe die Abbildung, S. 471), der ihn auch nicht aus eigenem Antriebe gerufen hatte, aber doch namentlich auf Kollegen der Kanzlei, Notare und Geistliche, dann auch brieflich auf viele gute Köpfe, z. B. auf Niklas von Wyle, wie wir noch (S. 472) sehen werden, in humanistischem Sinne gewirkt. Um die scholastische Wiener Universität kümmerte er sich nicht.

Weiter kommt dann vor allem der Besuch der italienischen Universitäten seitens deutscher Jünglinge in Betracht. Für deren Zweck, die Erlangung römisch-rechtlicher Bildung, hatte ja Italien schon zur Zeit, als Frankreich geistig überall prävalierte, seine Rolle gespielt. Bologna war (neben dem französischen Orléans; vgl. S. 278) von jeher ein Anziehungspunkt für deutsche Rechtshörer gewesen: als „Mutter und Herrin des Studiums und Fundament der Wissenschaft selbst" wurde seine hohe Schule auch von anderen Universitäten anerkannt. Schon im 12. Jahrhundert waren die Leute, die „Studien halber" umherreisten, dort häufig, und sicher darunter auch Deutsche. Um 1206 hat dort Johann Zemecke (Johannes Teutonicus) seine Rechtskenntnis erworben, die er als Glossator des „Decretum Gratiani" zeigte. Bolognas Einfluß





Aufnahme eines Novizen an der Universität Bologna (1497).

Nach Ernst Friedländer und Carl Malagola, „Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis“ (Berlin 1887).

auf die Deutschen wächst im 14. Jahrhundert in der Zeit der Glossatoren und Postglossatoren. Von 1289—99 haben dort 533, von 1300—1349: 1259, von 1350—99: 415 Deutsche studiert. Bologna wurde darauf von dem aufblühenden Padua etwas in den Schatten gestellt und hob sich erst wieder im 16. Jahrhundert. Charakteristisch ist aber, daß sowohl in Padua wie in Bologna die deutsche Nation als die vornehmste galt, Privilegien und hohes Ansehen genoß (siehe die beigeheftete farbige Tafel „Aufnahme eines Novizen an der Universität Bologna“). Jedenfalls gab es im 15. Jahrhundert nicht viel geistig hervorragende Juristen oder überhaupt Gelehrte, die nicht in Italien, in Bologna, aber namentlich auch in Padua studiert hätten. Im Laufe der Zeit hatten die italienischen Universitäten im Kampfe mit der Jurisprudenz mehr und mehr humanistischen Charakter gewonnen: hier besonders trat der Unterschied zwischen ihnen und den neuen deutschen Universitäten lebhaft hervor. Während die humanistischen freien Literaten in Mittel- und Süditalien die erste Rolle spielten, trat an den oberitalischen Universitäten gerade der akademische Humanist hervor. Und eben diese Universitäten waren die von Deutschen bevorzugten. Gleichwohl ist den deutschen Hörern anfangs der neue Kultus der Antike, die Pflege reinen Lateins, wenig zum Bewußtsein gekommen, aber allmählich muß der Einfluß der Lehrer wie der persönliche Verkehr mit den Italienern auch darin seine Wirkung geübt haben, und schon gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts werden die jungen Juristen nicht selten gewesen sein, die aus Italien Begeisterung für das klassische Altertum heimbrachten und weiter verbreiteten.



Papst Pius II. (Äneas Silvius Piccolomini) und Kaiser Friedrich III. Aus Hartmann Schedel, „Liber chronicarum“, Nürnberg 1493. Vgl. Text, S. 470.

So hat auch derjenige Mann, den man als den ersten deutschen Humanisten bezeichnen kann, in Italien sein geistiges Rüstzeug geholt, Albrecht von Eyb (siehe die Abbildung, S. 473).

Er hat in Pavia, Bologna und Padua studiert und in Pavia den Doktorhut erworben. Der persönlichen Einwirkung italienischer Humanisten anderseits verdankte Niklas von Wyle, den andere wieder den ersten deutschen Humanisten genannt haben, seine Richtung: er war in der Kanzlei jenes Äneas Silvius, hat übrigens vielleicht auch in Pavia studiert. In Italien, in Padua, hat auch der Wyle beeinflussende Gregor Heimburg, ebenfalls Jurist, auch er von seinem späteren Feinde Äneas Silvius anfangs angeregt und gelobt, seine Vorliebe für die klassischen Studien sich geholt. Ein voller Vertreter des Humanismus, ein begeisterter Verkündiger eines neuen Evangeliums war er, obgleich er sich sehr in die antike Philosophie eingearbeitet hatte, keineswegs: er hat sich über kühne humanistische Wortführer und vor allem über ihre Äußerlichkeiten und Ziereien wie ihre Liederlichkeit scharf geäußert und sah die klassischen Studien nur als willkommene Stütze der Jurisprudenz an, wie sie andere als eine solche der Theologie ansahen. Er hat auch für das verachtete Deutsch etwas übrig gehabt und war überhaupt ein Patriot. Aber er war besonders wirksam in einer noch zu besprechenden Richtung, in der Förderung der Rhetorik, deren Bedeutung gerade schon die Konzilien zu Konstanz und Basel handgreiflich gezeigt hatten. In Italien gebildet war auch der humanistisch interessierte Felix Hemmerlin von Zürich, der auf seinen Doktor (freilich des kanonischen Rechtes) von Bologna sehr stolz war, ein antikurialer Eiferer, aber ebenfalls noch kein Humanist, nicht einmal in seinem Latein. Bei Eyb wie bei Wyle ist noch ein Moment charakteristisch: beide waren Juristen, beide auch Leute der Kanzlei, „Schreiber", wenn man will, Vertreter der (S. 460) erwähnten maßgebenden Schicht der Gebildeten, jener „politischer Agent", markgräflicher Rat des Albrecht Achilles, dieser lange Stadtschreiber in Eßlingen, vorher schon Ratsschreiber in Nürnberg. Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß die Übernahme des römischen Rechtes die klassischen Studien gefördert hat. Bezeichnend ist z. B. die Bildung eines älteren Vetters Albrechts von Eyb, der auch gelegentlich sein Lehrer gewesen war, des Juristen und Domherrn Johannes von Eyb, der natürlich auch in Italien studiert hatte. Eine von ihm 1435 auf der Eichstätter Diözesansynode gehaltene Rede zeugt von einem guten lateinischen Stil und enthält neben biblischen Zitaten und solchen aus dem Corpus Juris auch solche aus Cicero und Valerius Maximus, dazu die Anrede an die römischen Senatoren: Patres conscripti. Der in Italien seit Petrarca herrschende Gegensatz der Juristen zu den Humanisten hat für Deutschland keine besondere Bedeutung gehabt, obwohl z. B. Gregor Heimburg dem nach Art des Valla die Jurisprudenz herabsetzenden Johannes Rot scharf vorhielt, jene stehe hoch über den leichten Kenntnissen der Humanisten. Gleichwohl waren Juristen anfangs die Hauptträger des Humanismus in Deutschland. Hierin liegt ein sehr wichtiges Moment.

Eine Verbindung von Humanismus und Kanzlei sodann zeigte sich nicht erst bei Niklas von Wyle oder seinem Vorbild Äneas Silvius, sie zeigte sich auch in Frankreich und vor allem in Italien. Insbesondere die Kurie hatte seit den Zeiten Petrarcas die von ihr herangezogenen Humanisten vorzugsweise wegen ihrer stilistischen Fähigkeiten in der Kanzlei versorgt. Von sehr vielen Beispielen sei hier nur Poggio angeführt. Die päpstliche Kanzlei war von jeher der Hort reinen Lateins. Die Pflege des Stils war das dem Humanismus und den Kanzleileuten Gemeinsame, die rhetorischen Studien, die Epistolographie, und dies gemeinsame Moment mußte gerade Kanzleileute den humanistischen Bestrebungen zugänglich machen. Das zeigte sich dann eben auch in Böhmen (vgl. S. 469) in der Reichskanzlei Karls IV. Gerade in Prag waren rhetorische Bestrebungen, wie sich aus den erhaltenen Formelbüchern und Mustersammlungen ergibt, seit langem heimisch. Ein Mann wie Johann von Neumarkt verband

dann diese alte Tradition mit jenen humanistischen Einflüssen, die ihn getroffen hatten, und wurde wieder mit dieser neuen prunkhaften Briefsprache, deren Produkte zu einem Handbuch vereinigt wurden, einflußreich für die übrigen Kanzleien und in Böhmen überaus wirksam für die Zukunft. Es erhielten sich solche Strömungen in der Kanzlei des Prager Erzbischofs Johann von Jenzenstein wie in der Kanzlei Kaiser Wenzels. Und so mag denn auch später jene Einstellung des etwas abenteuerlichen Italieners, des Äneas Silvius, in die österreichische und die Reichskanzlei zu Wien mit der humanistischen Beeinflussung des Kanzleibetriebes bereits zusammenhängen. Auch nach Südwestdeutschland breitete sich alsbald diese humanistische Färbung der „Schreiber" aus. Der Humanist unterschied sich eben vor allem durch seinen schönen Stil von anderen. Was Wunder, daß die Stilisten der Kanzlei zuerst die humanistischen Allüren annahmen? So sind denn eine ganze Reihe von Größen des Frühhumanismus Kanzleischreiber gewesen, wie z. B. einer der ältesten, Andreas Bavarus, wie der schon erwähnte Johannes Rot, der sich für den ersten deutschen Humanisten hielt, wie Ulrich Gossembrot, letztere von der kaiserlichen Kanzlei ausgegangen. Hier liegt auch die Bedeutung Heimburgs, den schon Äneas Silvius wegen seiner Eloquenz lobte, und der dann seinerseits andere, wie Niklas von Wyle, zur humanistischen Rhetorik hinführte. Die Notariatkunst wurde ein überaus angesehenes und — einträgliches Ding. Es kam vor, daß deshalb lateinische Schulmeister noch als ältere Leute sie zu erlernen wünschten.



Albrecht von Eyb. Nach dem Titelbild seines „Spiegels der Sitten", Augsburg 1511. Vgl. Text, S. 471.

Die zunehmende Wichtigkeit der Kanzlei zeigte sich auch in der Gründung eigener **Kanzleischulen**. Denn das und nicht etwa eine elementare Schreibschule war z. B. die „Schule Schreibens und Dichtens" des **Niklas von Wyle**. Sie war wieder eine Art Vorschule zu der Ulmer Kanzleischule, die in ihrer Blüte von 400 erwachsenen Schreibern besucht gewesen sein soll. Eine andere, viel von auswärts besuchte Schule „kanzleiischen Stils" hatte Hirschfelder 1472 in Straubing errichtet. Die Pflege des lateinischen Stils war in diesen Schulen, die deshalb auch von den Lateinschulen angefeindet wurden, ein wichtiger Gegenstand. Und wenn der Zweck auch war, dadurch den deutschen Kanzleistil zu fördern (!), die Schüler zu befähigen, „nach des Landes Recht und der Städte Rechten Brief zu machen" und „Schrift zu setzen", die „schönen" Redewendungen (colores rhetoricales) aus dem Latein in das Deutsche zu übertragen — Wyle hat seine „Translationen" (vgl. S. 475) sicher auch für seine Schüler gemacht —, so war in dem ganzen Betrieb doch ein humanistisches Element gegeben. Wyle schulte auch seine Zöglinge sogleich an der Lektüre neuerer humanistischer Autoren. Nicht unwichtig erscheint bei diesem Manne übrigens noch ein kleiner Zug: ein deutscher Bericht an den Rat vom Jahre 1450 ist von ihm mit griechischen Buchstaben geschrieben.

Das formale Moment hat aber nicht nur die Juristen, sondern auch die Theologen dem Humanismus zugänglicher gemacht, ein neues Zeichen für den absoluten Mangel an Gegnerschaft seitens der Kirche gegenüber der neuen Strömung. Die zunehmende Beschäftigung mit den klassischen Studien ist mit einer Vertiefung des religiösen Lebens Hand in Hand gegangen. Schon den „Brüdern vom gemeinsamen Leben" z. B., deren Genossenschaft der in Paris gebildete und auch in Avignon gewesene bedeutende Prediger und Gelehrte Gerhard Groot im 14. Jahrhundert begründete, und die in Fortpflanzung der praktischen Seite der Bestrebungen der Mystiker die religiöse Volkserziehung durch die Literatur auf ihre Fahne geschrieben hatten, hat man sowohl in ihrer großartigen Abschreibetätigkeit wie in ihrem angeblichen Unterrichtsbetrieb (vgl. S. 461 und 456) humanistische Elemente zugeschrieben. Indessen hat man mit Recht diese Bedeutung der Brüder bestritten und nur die Tatsache anerkannt, daß sie mit den hervorragenden, aber nicht zu ihnen gehörigen Rektoren der Schulen zu Deventer und Zwolle in Beziehung standen, im übrigen durchaus mittelalterlich geartet waren. Jene niederländischen Schulen aber haben in der Tat großen Einfluß geübt. Gutes Latein wurde gepflegt und auch das Griechische bereits berücksichtigt. In den Niederlanden muß sich alte Bildungstradition (von Frankreich her?) überhaupt erhalten haben, wie denn Poggio zu seinem Erstaunen von einem Dechanten in Utrecht vernahm, der Ciceros Werke sammelte. Groß war nachmals besonders der Einfluß des bedeutenden Pädagogen Hegius, der in Deventer die Klassiker ganz in den Mittelpunkt stellte. In der Schule zu Deventer hatte schon Nikolaus von Cues, der seine Umgebung später vielfach auf die antiken Autoren hinwies, die Klassiker kennen und lieben gelernt, ein Studium, das er dann in Italien vertiefte. In Zwolle und Deventer hat auch Rudolf Agricola gelernt, von Nikolaus gefördert. Jedenfalls stand aber solches Studium hier durchaus im Dienste der Theologie, und vermehrte Kenntnis der klassischen Autoren ist noch kein Humanismus. Von den Niederlanden sind dann der Niederrhein und Westfalen beeinflußt worden. Durch Rudolf von Langen, der in Deventer, aber auch in Italien gebildet war, ist Münster, namentlich mit Hilfe eines Schülers des Hegius, Murmellius, ein Zentrum der reformierten Schulbildung geworden. Schließlich ist auch Erasmus, der gelehrteste und gefeiertste aller Humanisten, ein Ausläufer dieser Richtung. Das Wesentliche derselben war die Betonung des Formalen wie des Pädagogischen im Sinne des früheren Mittelalters: der kirchliche Geist wurde nicht gefährdet, sondern gefördert, ebenso die Sittenreinheit. Und dies ist ja schließlich auch der Hauptzug des älteren deutschen Humanismus überhaupt gewesen. Auch nach dem Süden hat die niederländische Richtung gewirkt, schon durch Agricola, der in Deutschland, wandernd wie Petrarca, für die humanistischen Studien Propaganda machte, weiter durch Ludwig Dringenberg, der sie nach Schlettstadt, wo er eine bald berühmte Schule leitete, verpflanzte. In dieser zuzeiten von 800 Schülern besuchten Schule ist auch Wimpheling gewesen, der von den Späteren noch ganz die alte fromme Richtung zeigte, freilich sonst als kämpfender Publizist auftrat, der aber auch den pädagogischen Zug durch hervorragende (lateinische) Schriften, wie den Isidoneus Germanicus „über die Unterweisung der Jugend" (1497) und die „Jugend" (1500), besonders hervorkehrte, so daß man ihn den Erzieher Deutschlands nennen konnte.

Aber wir kehren nun zu den Anfängen im Südwesten zurück. Niklas von Wyle hatte dort einen sehr günstigen Boden für seine Tätigkeit an Orten gefunden, die wieder an italienische Verhältnisse erinnerten, an kleinen kunst- und literaturliebenden Höfen. Als Stadtschreiber war er so angesehen, daß er von fremden Fürsten mit Erlaubnis der Stadt oft zu Diensten herangezogen wurde. Aber größer noch war sein literarischer Einfluß, wie überhaupt

auf Schwaben, so auf einzelne Fürsten und Fürstinnen, insbesondere auf die Pfalzgräfin Mechthild, die 1450—82 in Rottenburg einen geistig belebten Hof hielt. Ganz ähnlich war der Einfluß eines anderen, auch in Italien (Padua) gebildeten Frühhumanisten, der 1449 mit Wyle nach Eßlingen als Stadtarzt gekommen war, dann aber bald nach Ulm ging, des Doktor Steinhöwel. Beide, ebenso Eyb, haben vor allem auch durch freilich recht verschieden gelungene und namentlich bei Wyle oft schauderhafte Übersetzungen der lateinischen Renaissanceliteratur gewirkt, deren teilweise vorhandene Schlüpfrigkeit bei dem vornehmen Publikum durchaus kein Hindernis war, und die französischen Ritterromane durch die neue Kost zum Teil ersetzt. Wyles Übersetzung der Novelle „Euryalus und Lukretia“ von Äneas Silvius kam bis 1500 dreißigmal heraus. Auch einzelne geistliche Höfe zeigten sich als Zentren des beginnenden Humanismus, so namentlich Eichstätt, wo auch Albrecht von Eyb eine Rolle spielte. Der Bischof, Johannes von Eich, war ebenfalls Jurist, ebenfalls in der kaiserlichen Kanzlei angestellt gewesen und von seinem Freunde Äneas Silvius beeinflußt worden. Auf des Bischofs ihm zum Teil gesinnungsverwandte Umgebung hatten vorzugsweise wieder italienische Studien gewirkt, insbesondere auf seinen Domprobst und Nachfolger Wilhelm von Reichenau. Früh zeigten sich humanistische Bestrebungen auch am Augsburger Bischofssitze, zumal unter dem Kardinalbischof Peter. Später wirkte dann hervorragend für den Humanismus der wieder in Italien gebildete Bischof von Worms, Johannes von Dalberg, seit 1481 Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, in Heidelberg, wo er ein reges geistiges Leben schuf. Er war der erste Bischof, der sich völlig als Anhänger der neuen Richtung gerierte, der auch von allen, ihm zum großen Teil befreundeten Humanisten begeistert gefeiert, von Celtes z. B. neben dem Abt Tritheim als die leuchtende Zierde der Zeit, von Tritheim selbst als das Licht Deutschlands bezeichnet wurde. Er hat den trefflichen Agricola, mit dem er in Italien Freundschaft geschlossen, nach Heidelberg gebracht und dort einen eifrigen Studienkreis, aber außerhalb der Universität, mit ihm geschaffen; er stand später intim mit dem stürmenden Freigeist Celtes und war Vorsitzender seiner Gesellschaft, bis die Rücksichtslosigkeit jenes zur Entfremdung führte; er korrespondierte eifrig mit Reuchlin und zog auch ihn nach Heidelberg u. s. w. Er besaß eine ausgezeichnete Bibliothek, wesentlich humanistischen Charakters.



Konrad Peutinger. Nach dem Gemälde von Christoph Amberger (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts), in der Kreis- und Stadtbibliothek zu Augsburg. Vgl. Text, S. 476.

Ähnliche Einflüsse mußten nun auch früh in den oberdeutschen Städten wirken, sehr z. B. in Augsburg, wo vor dem 1485 dorthin aus Italien gekommenen Peutinger (siehe die

Abbildung, S. 475) schon in der Mitte des Jahrhunderts der Bürgermeister Sigmund Gossembrot sein in Italien gewonnenes humanistisches Interesse nicht bloß im Streit mit dem Wiener Professor Konrad Säldner zeigte, weit weniger im konservativen Nürnberg, das keineswegs, wie Hutten meinte, die erste Begünstigerin des Humanismus unter den Städten war und sich auch gegen die gelehrten Juristen, denen man mißtraute, verschloß. Auch fremde Juristen, wie Gregor Heimburg, haben dorthin humanistisches Interesse nicht recht verpflanzen können, und der einzige humanistisch gesinnte Nürnberger, der Stadtarzt Hermann Schedel, blieb isoliert. Auch Regiomontanus ist nur wegen der technischen Blüte nach Nürnberg gekommen. Erst mit der juristischen „Reformation" (vgl. S. 438) von 1484 kam ein wirklicher Umschwung, zunächst neben humanistischer Färbung der Kanzlei ein Interesse einzelner Patrizier (Tucher, Schreyer), dann auch des Rates, wie sich das 1485 in jenem Versuch einer Reform des Unterrichts zeigte. Schließlich hat dann der Einfluß des Celtes und seiner sodalitas dort stark wirken können, und 1495 kam Pirckheimer nach Nürnberg. Anfangs lassen sich auch Nürnberger als Studierende in Italien viel weniger zahlreich nachweisen als Augsburger.

Immer stärker sickerte so auf verschiedenen Wegen die neue Strömung nach Deutschland, ohne freilich derjenigen in Italien selbst zu gleichen. Zwar gab es früh humanistische Wanderapostel, die in ihren Allüren den späteren „Poeten" glichen und auch bereits an Universitäten lehrten, so den unglaublich liederlichen Petrus Luder, der in Italien lebte und, aus Padua von pfälzischen Studenten an den heimatlichen literarisch interessierten Hof empfohlen, in Heidelberg die lateinische Sprache dozierte und 1456 eine Antrittsrede hielt, die sich im Preise der humanistischen Studien erschöpfte. Er wurde bald angefeindet und lehrte später an anderen Orten (Erfurt, Leipzig, Basel, hier von der Universität besoldet), wurde aber gerade wegen seiner Minderwertigkeit in humanistischen Dingen verhöhnt. Wie er, kam auch der ebenfalls in Italien gebildete Samuel Karoch von Lichtenberg über das Äußerliche und Nachgeahmte nicht hinaus, beide waren überhaupt ohne weiteren Einfluß. Vielmehr überwog durchaus jene praktische formale Richtung bei Juristen und Theologen, die von letzteren auch pädagogisch gewandt war. Der hervorragendste Mann dieser ersten Zeit war der schon erwähnte und selbst den älteren Hegius in seinen Studien beeinflussende Rudolf Agricola, der lange in Italien blieb, dann in der Heimat eifrig im Sinne der klassischen Studien tätig war, schon ganz von der italienischen Atmosphäre erfüllt, ein vortrefflicher Redner, vielseitig, auf feinen geistigen Lebensgenuß bedacht, allem Zwang abhold, die Freiheit über alles liebend, ganz individuell gerichtet, aber doch sittlich unanfechtbar, bescheiden, liebenswürdig, gesellig, auch tief fromm. Auf Betreiben jenes Dalberg entfaltete er in Heidelberg eine große persönliche Wirksamkeit ohne große schriftstellerische Produktivität. In den 70er Jahren kam es auch, über die Beschäftigung fahrender Humanisten hinaus, zur Gründung von Lehrstühlen für die humanistische Eloquenz an dieser oder jener Universität. Freilich stand der Humanismus seinerseits den Universitäten lange feindlich gegenüber und verspottete ihren Geist wie die zopfige Form der Grade: aber ihre Eroberung war doch im Interesse der eigenen Erfolge unerläßlich. Jenen fahrenden Magistern hatten die Universitäten ruhig zu lesen erlaubt, weil sie von ihnen kaum Gefahr für ihr auf Thomas und Scotus gegründetes System, den Gipfel aller Weisheit, fürchteten. Dann aber bewirkte im Zusammenhange mit dem schließlich fast obligatorischen Besuch der italienischen Universitäten der geschilderte Wandel in den Kanzleien mehr und mehr die Anstellung von Lehrern für Eloquenz und Poesie, und zwar auf Betreiben der Fürsten und Städte, so 1471 in Freiburg, so 1464 in Basel, wo schon an der

Gründung der Universität (1459) der zwar scholastisch gesinnte, aber äußerlich humanistisch gebildete Peter von Andlau beteiligt war, so 1493 in Wien, wo bereits in der Mitte des Jahrhunderts der des Griechischen kundige Georg Peurbach und Regiomontanus als Magister auch über lateinische Poeten und Redner gelesen hatten, und wohin 1497 Celtes durch Maximilian, der Wien zur ersten Universität der Welt machen wollte, berufen wurde. In dem so wichtigen Südwesten lassen sich überhaupt bei den gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts erfolgten Universitätsgründungen stärkere humanistische Einflüsse spüren, so in Tübingen, z. B. in dem Briefe des Stifters Eberhard von Württemberg, der 1477 zum Besuche der Universität einlud. Die Lektoren für Poesie und Eloquenz wurden immer häufiger, in Tübingen war es seit 1497 Bebel, in Ingolstadt 1492 Celtes u. s. w. Die Gunst der Fürsten und Stadträte bewirkte übrigens auch an den Schulen, zum Teil früher als an den Universitäten, Anstellung von humanistischen Lehrern oder Reformierung des Kursus, 1509 z. B. namentlich durch Pirckheimer in Nürnberg, wo dann 1515 Cochläus Leiter der poetischen Schule wurde. Hier war auch der Widerstand der Vertreter des Alten nicht von Bedeutung. An den Universitäten aber kam es seit 1500 zu Kämpfen, und zwar infolge der hitzigen Ansprüche der Neuerer.

In dem Kampfe gegen den Scholastizismus, gegen die Tyrannei des durch sinnlose Übersetzungen verhunzten Aristoteles, die Verdunkelung aller Originale durch die Kommentare, gegen das barbarische Latein waren die beiden Richtungen der Humanisten, die man mit Recht unterscheidet, einig. Der älteren gehörten gelehrtere, solidere Männer, wie Agricola, Reuchlin, Wimpheling, Erasmus, Zasius, an; ihr stehen hochgebildete Patrizier, wie Pirckheimer und Peutinger, nahe. Die jüngere Richtung, die sogenannten „Poeten" — das Versemachen ist immer noch wie im Mittelalter das Kriterium der Gelehrsamkeit —, trieb es freilich ärger. Es waren meist unverheiratete, überhaupt allem Zwang abholde, ewig umherziehende Leute, arm an Geld und Gut, dafür um so leichtsinniger und charakterloser, für Geld zum Lobe bereit, immer aber stolz auf ihre gezierte Eloquenz, die Kunst, in der neuen Form zu „dichten" (d. h. im alten Sinne: dictare, S. 171), ja überaus eitel und selbstgefällig, immer Männer von großen Worten. Konnten sie nicht als Lehrer auftreten, so kamen sie wieder in der Kanzlei unter. Das Hauptstreben blieb auch bei ihnen die Pfründe. Gegen die Gegner brauchten sie ihre Waffen in demselben übertriebenen Maße, wie sie dem Gönner durch geldbringende Lobgedichte und vor allem dem Genossen (in Erwartung der Gegenseitigkeit) schmeichelten. Überhaupt hat sich der Humanismus eine überaus servile Sprache nach Ciceronianischem Muster geschaffen. Auch wenn sie im Brote saßen, drang aber jene polemische Ader bei den Poeten immer durch, und ihr freies Leben machte sie nicht beliebter. Schon Peter Luder leistete einiges in Beleidigung der Kollegen, die späteren, wie Rhagius Aesticampianus, noch bedeutend mehr. Das Auftreten des letzteren in Leipzig, wo er wie Hermann Buschius auf Berufung Herzog Georgs dem Humanismus den Boden bereitete, führte freilich auch zu Schikanen der Universität, aber seine „Vertreibung", die ihn in den Augen der Humanisten zum Märtyrer machte, hat er 1511 durch eine äußerst schroffe Rede, die der freiwillig Gehende den älteren Kollegen hielt, selbst hervorgerufen. Man wollte eben nicht mehr neben den Alten lehren, sondern diese verdrängen. Scharf kam der Gegensatz bei der Fehde Reuchlins mit den Kölner Dominikanern wegen seines Gutachtens für Erhaltung der zum Verbrennen empfohlenen hebräischen Bücher zum Ausdruck: die jüngeren Humanisten des trinkfreudigen Erfurter Kreises führten gegen Reuchlins Gegner den berühmten Schlag durch die satirischen „Dunkelmännerbriefe" (Epistolae obscurorum virorum), der zum Teil dann namentlich auf

das Konto Huttens kam. Schon vorher hatte der Humanismus überhaupt ganz erhebliche Fortschritte gemacht. Der Wiener Universität gliederte Maximilian 1501 eine eigene artistische Fakultät, ein Collegium poetarum an, und wenn man auch Frankfurt a. O. (1502) und Wittenberg (1506) durchaus nicht als Universitätsgründungen im humanistischen Geiste bezeichnen kann, so besaßen sie diesen, wenigstens in den Artistenfakultäten, doch schon in reichlichem Maße. In Wittenberg trat 1518 auf Reuchlins Empfehlung als Gräzist Melanchthon auf, den auch Erasmus bewunderte, der aber schon nicht mehr in Italien, sondern an deutschen Universitäten gebildet war. Das war überhaupt ein Zeichen des neuen Geistes, daß nun überall griechische Lehrer auftraten, z. B. 1515 in Leipzig: auf diesem Gebiete lagen die großen Verdienste der Reuchlin und Erasmus. Vor allem gewann die neue Art die Herzen der Jugend — und in letzter Linie erklärt sich ja überhaupt der Erfolg des Humanismus daraus, daß man sich auf dem jahrhundertelang beackerten Felde nicht mehr fruchtbar betätigen konnte, neue Anregung brauchte —; überall zog sie sich, auch voll Haß gegen die klösterliche Zucht der Kollegien und Bursen, zu den Humanisten. Die diesen keine Konzessionen machenden Universitäten gingen, was die alte Schule den Angriffen der Poeten zuschob, an Frequenz zurück. Dies von Universitätslehrern immer sehr übel empfundene Moment und der Rückhalt der Humanisten an Fürsten und Städten trugen wesentlich zu einer durchgreifenderen humanistischen Reform bei. Am meisten vorgeschritten war seit langem Basel, insbesondere aber, seitdem dort Erasmus wirkte. In Erfurt, einer von je höchst einflußreichen Universität, wo sich um Mutianus schon lange ein lebhafter humanistischer Kreis gebildet und mit den grausamen Dunkelmännerbriefen Entsetzen erregt hatte, gelangte der Humanismus um 1517 ohne Kampf völlig zum Siege, und 1519 kam es zu entscheidenden Reformvorschlägen. 1520 oder etwas später wurden fast auf allen Universitäten die Studien, besonders die artistischen, reformiert. Poesie und Eloquenz wurden obligatorisch, für Lehrer der griechischen Sprache ward gesorgt, die alten fehlerhaften Übersetzungen, namentlich des Aristoteles, und die scholastischen Kommentare wurden beseitigt: es verschwand allmählich jenes auch die Schulen bisher beherrschende „Doktrinale" des Alexander, die Promotionsordnungen wurden geändert u. s. w. So geschah es in Ingolstadt, Leipzig, Wittenberg, Greifswald, Rostock, Frankfurt a. O., Heidelberg, Freiburg, Tübingen, in Heidelberg mit der ausdrücklichen Motivierung, daß an anderen Universitäten Reformen eingeführt seien und die Jugend den verbesserten Betrieben nachzöge. Selbst in Köln machten sich neue Einflüsse wenigstens bemerkbar. Eine weitere Fortentwickelung des oft übertrieben übermütigen Humanismus unterbrach dann die Reformation.

Aber die neue Bildung hatte sich nun auch seit längerer Zeit schon außerhalb der Universitäten, namentlich durch die von Celtes vielfach gegründeten großen Gesellschaften (unter anderen Sodalitas Danubiana und Rhenana), zum immer breiteren Strom erweitert. Es zeigte sich bald ein Wetteifer mit den Italienern, die Erasmus schon nach allgemeinem Urteil übertraf, es zeigten sich auch Spuren des Bildungshochmutes. Man begann seine Bildung stolz auch äußerlich zur Schau zu tragen, indem man die Familiennamen gräzisierte oder latinisierte. Reuchlin tat es noch nicht selbst, aber seine Freunde nannten ihn Capnion, und er gab seinem Verwandten Schwarzerd(-ert) den Namen Melanchthon, wie aus einem Krachenberger ein Gracchus Pierius wurde. Weil diese Namen vornehmer zu klingen schienen, haben später auch weitere, allerdings akademisch gebildete, Kreise diese Mode angenommen, und ebenso hat die humanistische Richtung in den Vornamen abgefärbt. Das Universitätsstudium in der Fremde brachte antike Vornamen schon im 14. Jahrhundert in die Heimat (Achilles von Knistede

1370, Caesar u. a.). Gab es um 1400 in Frankfurt einen Aristoteles von Winden, so gediehen dort um 1500 die Achilles, Hektor, Trajan, Solon und Pallas. In den Adel brachte das Studium ebensolche Namen, z. B. in den steirischen die Namen Hektor, Hannibal, Vespasian. Im 16. Jahrhundert wurden unter Studenten Vornamen wie Juvenalis, Valerius, Hannibal häufiger. Julius und Augustus wurden allgemein beliebt. Man redete jetzt von einer academia, man rechnete nach dem römischen Kalender und sprach wieder von den Iden des März. Die Fortschritte der neuen Bildung zeigt schon die Äußerung Sebastian Brants im „Narrenschiff“ über „gute Lehre“: „wie man sie sonst in Wälschland fand, trifft man sie jetzt in deutschem Land“. Er wie später der patriotische Wimpheling wendeten sich auch schon gegen den Besuch ausländischer Universitäten. Wimpheling sah die Deutschen schon „fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europas beherrschen“. Nachmals konnte dann Felix Fabri behaupten, in seiner Jugend seien Magister und Baccalaurei noch wahre Wundertiere gewesen, jetzt gäbe es sie in jedem Dorf. Ähnlich lautet jene (S. 416) erwähnte Äußerung Luthers. Dem entsprach der außerordentliche Lerneifer der Jugend, der die Schulen füllte, der aber auch 15jährige Studenten, selbst Magister in solchem Alter hervorbrachte, wie Johann Eck, von dem wir auch Erstaunliches über seinen gelehrten Jugendunterricht hören. Das Spezifische des deutschen Humanismus tritt in jenen Stimmen klar hervor: die starke Zunahme der gelehrten Bildung, des „Blühens der Studien“, wie Hutten sagte. Der solide Humanist war im wesentlichen Stilist und Pädagog. Die gelehrte Färbung der Zeit war der Erfolg des Humanismus.

So kam es, daß Fürsten, vor allem Maximilian, der alle gelehrten Interessen förderte, aber auch Eberhard von Württemberg und Friedrich von Sachsen, Gönner des Humanismus wurden, obwohl die Mehrzahl der sehr barbarischen deutschen Fürsten und Herren nach alter Art solchen Dingen wenig Interesse abgewann. Wie die geistig freilich viel höher stehenden Päpste in Italien, konnten ferner deutsche Kirchenfürsten, so neben den schon (S. 475) genannten später Albrecht von Mainz, konnten überhaupt zuweilen durchaus mittelalterlich gesinnte Leute dem Humanismus anhängen. Gerade mit Hilfe von Geistlichen wurde vielfach die neue, unbewußt antikirchliche Strömung verbreitet. Unter den Klosterfrauen, unter denen jetzt wieder recht oft gelehrte genannt werden, gab es nun ebenfalls humanistisch gebildete, wie die Schwestern Pirckheimers in Nürnberg. Neben dem Bildungsfortschritt, der vor allem auch in der Erweckung geschichtlichen Sinnes bestand, hatte man aber nur zum Teil überhaupt einen anderen Lebensstil erlangt. Viel allgemeiner war die antik-mythologische Verbrämung aller höheren Bildung und des Bildungsausdruckes, und diese Äußerlichkeiten, von dem gelehrten Humanisten schon aus Eitelkeit gepflegt, unterschieden mehr und mehr den „Gebildeten“ vom Volke. Anfangs freilich zeigte der Humanismus eine volkstümlichere Richtung wenigstens insofern, als man, wie schon Eyb, Wyle und Steinhöwel, sehr eifrig die klassischen Schriften durch Übersetzungen den Deutschen nahe zu bringen suchte; solche Übersetzungen stammen z. B. von Dietrich von Pleningen, selbst gelegentlich von Reuchlin, von Wimpheling u. a., blieben freilich ungelenk und zu gelehrt. Gleichwohl kam dadurch manches ins Volk. Und wie man solche Spuren bei Hans Sachs entdecken kann, mag auch sonst das Antikische früh in diesen Kreisen Beifall gefunden haben. Freilich ist zu bedenken, daß sich die Meistersinger zuweilen ebenso in der Tüftelei und den Problemen der Scholastik auskennen, die aber viel populärer gewesen ist. Das aristokratische Moment bleibt trotz alledem viel wesentlicher für die Bewegung. Der gestiegene materielle Luxus bedurfte schließlich auch geistiger Finessen: die gewährte die neue gezierte Beredsamkeit, das Gegenbild des asketischen mittelalterlichen Schweigens, und die neue höchst künstliche,

oft witzige, aber jedes volkstümlichen Humors entbehrende Poesie. Diese guten Deutschen, die sich wie römische Redner vor den ehrsamen Ratsherren, die nun Senatoren hießen — die Gegenwart hat noch die Reste dieser Komik in kleinen pommerschen Landstädten bewahrt —, gebärdeten und in schmeichlerischen Superlativen bettelten, waren überhaupt künstlich geworden, und die natürliche Grazie der Italiener, deren großen Gestalten das alles auch stand, fehlte schon damals. Daher denn der Neid gegen die die Deutschen ihrerseits verachtenden Welschen, auf den auch der Patriotismus der Humanisten, der freilich vor allem durch die Antike angeregt war, daneben dem allgemeinen Haß gegen den finanziellen Druck der welschen Prälaten entsprang, zum guten Teil zurückging.

Als ein besonderes Verdienst des Humanismus hat man die Erweckung individualistischen Geisteslebens bei den Deutschen angesehen. Indes wirkten andere Strömungen sowie die Zeitverhältnisse an sich ebenfalls und früher daraufhin. Das ausgehende Mittelalter ist sehr reich an ausgeprägten Persönlichkeiten. Daß sie trotz jener inneren Gleichförmigkeit der damaligen Menschen (vgl. S. 417) und ihrer konventionellen Haltung sich als Individuen durchsetzten, dazu haben vor allem das immer bewegtere öffentliche Leben, das wirtschaftliche und soziale Durcheinander, der immer vielgestaltigere Verkehr beigetragen. Die größere Verbreitung einer wenn auch einfachen Bildung (ganz abgesehen von der humanistischen) ließ der Individualität auch mündlich und schriftlich besseren Ausdruck verleihen. Gibt es individuellere Briefe als die des Albrecht Achilles? Freilich sind sie mehr Ausnahme als Regel, aber sie sind beweisend genug. Von Wichtigkeit ist weiter für die oberen städtischen Schichten der zunehmende materielle Wohlstand, der den Einzelnen unabhängiger und persönlichen Bedürfnissen zugänglicher machte. Beim Kaufmann wirkte ohnehin schon das persönliche Eingreifen und Wagen und die durch die immer weiter reichenden Verbindungen mehr in Anspruch genommene geistige Tätigkeit. Ja man wird in der städtischen Entwickelung an sich schon einen Anstoß zu individualistischerem Leben auch für die Menge sehen müssen. Das Zurücktreten der Geburtsunterschiede gegenüber der städtischen Rechtsgleichheit, die Wichtigkeit der persönlichen Leistung im Gewerbe und sonst mußten in solchem Sinne wirken. Aber spricht nicht vor allem das ganze ungebundene Sichgehenlassen der Zeit im Genuß wie im Streben nach Mehr für einen starken Persönlichkeitsdrang? Jenes durch alle Stände gehende trotzige Selbstbewußtsein, das für die soziale Gärung so wichtig erschien, die Gegensätze und Reibungen hervorrief, zeigt, daß seit längerer Zeit der ohnehin im Deutschen so starke individualistische Zug besonders mächtig wirkte. Gegen Ausgang des Mittelalters trat auch ein anderes, schon für die frühere Zeit (vgl. S. 239 und 326) nicht zu unterschätzendes, insbesondere seit den Kreuzzügen wirksames Moment in seiner Bedeutung mehr hervor, das Reisen, ein wichtiges Mittel zur Erweiterung des Horizontes und zur Ausbildung der Persönlichkeit. Wer reiste, „erfuhr" sich neues Wissen, neue Anschauungen. Zu den reisenden Mönchen und Kaufleuten, zu den Kriegsleuten (charakteristisch Reisige genannt), zu den Wallfahrern und Pilgern, zu den sonstigen fahrenden Leuten, zu den aus Wissensdurst nach Frankreich und Italien strömenden Klerikern bereits des früheren Mittelalters — schon um 1190 wird ein Mönch Iring in St. Blasien erwähnt, der sogar ein völliger Weltreisender gewesen war — kamen neue Klassen von Reisenden hinzu, und die alten mehrten sich außerordentlich. Die Beweglichkeit und Wanderlust nahm ungemein zu, ganz abgesehen von meist religiös gefärbten förmlichen Wanderepidemieen der Masse, wie die Niklashäuser Bewegung eine darstellte, und wie einmal auch anderswo von einer „Laufsucht" (currendi libido) die Rede ist. Stark wuchs die Zahl der Kaufleute und

ihrer Diener, die häufig in die fremden Länder gingen, oft lange dort weilten; für die jungen Kaufleute war Italien eine beliebte Bildungsschule, ebenso wie für die gelehrte Welt. Dem wissensdurstigen Jüngling war das Wandern unerläßlich: den „Vaganten" entspricht die Bezeichnung „fahrende Schüler". Auch die Humanisten sind für diesen gelehrten Wandertrieb charakteristisch. Der Handwerker mußte sich seine Kunst nicht minder erwandern (vgl. S. 361). Dieses Umherziehen an Orten, wo es etwas Tüchtiges zu lernen gab, war für ihn ebenfalls eine Bildungsschule. Dasselbe bedeuteten für die Ritter jene „Reisen nach der Ritterschaft" (vgl. S. 430), die Kämpfe im Dienste ferner Fürsten, das Stechen und Turnieren an fremden Höfen. Vieler Ritter Ehrgeiz war es zunächst, zum „Ritter des heiligen Grabes" geschlagen zu werden. Das führt uns zu den häufigen Pilgerreisen der Vornehmen, auch vieler Fürsten, die in der Regel ganz den Charakter der späteren kavaliermäßigen Bildungs- und Vergnügungsreisen hatten. Aber diese Pilger- und Wallfahrten (vgl. S. 327) wurden überhaupt damals viel häufiger, oft zur Buße und im Zusammenhange mit dem gesteigerten Ablaßwesen, unternommen; freilich gab es zahlreiche bettelnde Schwindler unter diesen Büßern. Auch die stärkere Sucht nach Reliquien trieb dazu. Die Städte errichteten für die wachsenden Scharen jene „Elendenherbergen" (vgl. S. 415). Allerdings waren für die Pilger oft weltliche Reisemotive vorhanden, neben der „heiligen Lust, zu wandern" auch die Lust, überhaupt „zu sehen und zu horen, fremder Menschen Stette zu sehen". Über das kommerzielle, religiöse, gelehrte, praktische Interesse hinaus scheint so das Reisen schon um seiner selbst willen unternommen worden zu sein. Stärker war das freilich nur bei höheren Geistern und auch nur in Italien der Fall. Wieviel an geistiger und künstlerischer Bereicherung verdankte Dante dem Reisen! Ein wahrer Virtuos des Reisens war Petrarca, und wie hat er sich dadurch menschlich-persönlich durchgebildet! Einen geringeren Grad solcher Durchbildung muß man nun aber doch auch für die große Masse der deutschen Reisenden im ausgehenden Mittelalter annehmen, selbst für die niederen Fußgänger. Der Blick für die Mannigfaltigkeit des menschlichen Daseins, für die Unterschiede der Völker oder innerhalb Deutschlands der Stämme ward geschärft; die Bewältigung des Merkwürdigen und Sehenswerten stellte größere Ansprüche an den Geist des Einzelnen, ganz abgesehen von der Vermehrung des Wissens: es begann das Charakteristische empfunden zu werden. Kurz, das Reisen lehrte den Menschen vor allem, individueller zu fühlen.

Allen solchen Strömungen kam nun für die geistig höher stehenden Schichten der Humanismus allerdings entgegen: er brachte für viele statt des unklaren Wollens die Möglichkeit, einen jetzt gegebenen Lebensstil mit Leichtigkeit anzunehmen. Das Näherbringen der klassischen Literatur hatte auch ein Näherbringen der antiken, ausgeprägt individuellen Menschen zur Folge. Das antike Selbstbewußtsein paßte zu dem kräftigen Trotz der Zeit, wie der nur auf die Welt gerichtete Sinn zu ihrem materiellen Zug: aber welcher Unterschied doch in der Feinheit der Auffassung! Es hätte damals gefallen können, von den freiheitlichen und stolzen Idealen jener Menschen zu vernehmen; ihre Fähigkeit, das Leben schön zu gestalten, hätte beneidenswert erscheinen müssen. Aber der Kulturabstand war zu groß. Praktische Konsequenzen zogen nur wenige: auch von den Humanisten selbst hat nur der Teil, der seinen italienischen Brüdern in Apoll nachahmte, das Leben der Alten selbst leben wollen. Diese Wenigen sind allerdings zu einem völlig ausgebildeten, fast extremen Individualismus gekommen. Bei ihnen stand das eigene Ich im Mittelpunkt alles Denkens. Schon den älteren Humanisten galt es als Ziel, ihre Persönlichkeit zu zeigen; man redete gern von sich selbst und fand in sich selbst den Maßstab für die Beurteilung alles anderen. Daher denn auch jene Wichtigkeit

der Stilistik: sie vermochte der Persönlichkeit in glänzenden Reden und Briefen das gewünschte äußere Relief zu verleihen. Dem hoch gesteigerten Selbstbewußtsein entsprach dann die maßlose Eitelkeit der ganzen Gesellschaft. Aber eben bei den radikalen Humanisten nahm diese Betonung des Individuums die unglaublichsten Formen an. Sie konnten schwelgen und liederlich sein, wie Celtes und Hutten: aber dem Gegner, dem Magister der alten Schule, hielten sie ähnliche Sünden, zu denen diesen oft nur der Zwang des Zölibats trieb, entrüstet oder höhnisch vor; sie redeten und schrieben oft genug leeres Zeug: aber das von den Anhängern der Vergangenheit Geleistete war ihnen durchweg hohles Geschwätz. Sie waren immer die Genies und die anderen die Dummköpfe. Das Übermenschentum finden wir bei ihnen schon vollkommen ausgebildet. Auch die bewunderten Alten glaubten sie schließlich von sich übertroffen. Das volle Auslebenwollen der Persönlichkeit, der schrankenlose Subjektivismus war natürlich auch die Ursache dafür, daß diese Leute die äußere Lebenssicherung ganz ignorierten, sich nirgends fesseln ließen und in einem schwankenden, unsteten Bohêmetum ihr Ideal fanden, wie z. B. der darin typische Celtes.



Herrenhof im 15. Jahrhundert. Aus dem Flämischen Festkalender der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23,638).

Aber nicht nur der radikale, vielmehr der Humanismus überhaupt hat die beginnende individualistische Färbung unzweifelhaft verstärkt, für die gebildeten Schichten eine gemeinsame Atmosphäre geschaffen. Sie liegt z. B. über den „Tischgesprächen" des in Italien gewesenen Augsburger Patriziers Peutinger. Ein feinerer geistiger Lebensgenuß breitet sich über sie aus. Für diese Haltung mag man als typisch eine Schilderung vergleichen, die einmal der Peutinger ähnliche Pirckheimer von seinem Landaufenthalt in Neunhof bei Nürnberg — Landhäuser begüterter Leute (siehe die obenstehende Abbildung) begegnen uns bereits im 14. Jahrhundert — entwirft. Dürer, sein Freund, lebt als Mensch wie als Künstler ganz in derselben Sphäre. Überhaupt ist der Maler bezeichnend für den neuen Geist: er macht sich nun als Künstler auf dem Bilde kenntlich, und die Fortschritte der Porträtkunst, die mit den Eycks beginnen und in dem Realismus des jüngeren Holbein gipfeln, während Dürer immer seelische Stimmungen durch die äußeren Züge wiederzugeben sucht, sind das beste Zeugnis für das gewonnene Verständnis der Persönlichkeit. Auch jenen eigenwilligen Wechsel der Mode brachten wir schon (S. 396) mit der Sucht, als Individuum aufzutreten, seine Person auszuzeichnen, zusammen. Und noch ein äußerliches Moment beweist die stärkere Individualisierung der höher gebildeten Schichten, ihre Handschrift. Deren bisherige Uniformität verschwindet schon im 15., stärker im

16. Jahrhundert vor einer individuellen Färbung, die sich meist freilich nach der Seite des schlechten Schreibens kundgibt. Nur die Briefe der Frauen bewahren noch lange, entsprechend deren nunmehrigem Zurücktreten auch in der Bildung, eine uniforme Steifheit.

Aber wie stand man nun bei dem neu gewonnenen Geist zu der geistigen Hauptmacht des Mittelalters, der Kirche? Unzweifelhaft klaffte ein tiefer Widerspruch zwischen ihr und dem neuen Bildungsideal, obgleich viele große und kleine Glieder der Kirche selbst diesem Ideal anhingen. Er bestand aber auch schon seit langem zwischen der weltlichen Kultur des Lebensgenusses und der weltverneinenden Askese, der die Kirche, in der Theorie wenigstens, noch huldigte. Es war das Gefühl nicht los zu werden, daß diese Laienkultur im Grunde unberechtigt sei, weil sie von der höchsten, der einzigen sittlichen und idealen Macht bekämpft wurde. Und jener Widerspruch bestand endlich zwischen der fortschreitenden Ausbildung des Verstandes sowie der Vermehrung des positiven Wissens und den starren Glaubenssätzen der Kirche, wie sich schon in der Scholastik und empfindlicher in den Ketzerbewegungen gezeigt hatte. Auch über das rein philologische Streben des Humanismus hinaus hat gerade die wachsende Betätigung des Verstandes einen stärkeren Drang zur Wahrheit im Gefolge gehabt. Es mußte also bei tieferen Gemütern bald auf diese, bald auf jene Weise ein gewaltiger seelischer Zwiespalt entstehen, und auch in der großen Masse der materiell Dahinlebenden mochte dieser oder jener aus weltlicher Lust durch Furcht oder Zweifel emporgeschreckt werden. Ja, man kann diesen Zwiespalt schon seit jenen Tagen der aufkommenden Laienkultur und der religiösen Zweifel im 12. und 13. Jahrhundert (vgl. S. 233f. und 332) datieren, man kann auf ihn auch alle die krankhaften Stimmungen der Masse im 14. und 15. Jahrhundert zurückführen. Es war der reifer gewordene Mensch, der sich allmählich bewußt wurde, daß die von der Kirche ihm übermittelte fremde Kultur mit seinem inneren Wesen, seinen natürlichen Bedürfnissen im Widerspruch stand. Und der Zwang, den die metaphysisch gerichtete Kirche zur Überwindung solcher Stimmungen übte, genügte schließlich nicht mehr. Daß es sehr viele gewesen wären, die ohne die äußeren furchtbaren Gewaltmittel der Kirche gegen die Ketzer von der Kirche abgefallen wären, ist freilich nicht anzunehmen. Es war einmal festgewurzelte, traditionelle Gewohnheit, die die Herrschaft der Kirche den neuen Mächten gegenüber unerschüttert ließ, man fand aber weiter trotz aller Schwächen der Kirche überhaupt nicht die innere und äußere rechtliche Möglichkeit, an dem Institut selbst zu rütteln. Für höher stehende Geister aber braucht man auch nicht große innere Kämpfe anzunehmen: selbst die eifrigen Förderer des neuen Wissens ließen der himmlischen Wissenschaft ihren unbestrittenen Vorrang. Man war aber vielfach religiös vollkommen indifferent geworden und machte das Kirchentum nur ganz äußerlich mit. Eine unbehagliche Stimmung nagte gleichwohl an vielen edlen Geistern: man hat mit Recht die Entstehung des Weltschmerzes in diese Epoche gelegt und den Ausdruck dieser Stimmung in der Faustsage und in Albrecht Dürers „Melancholie" wiederfinden wollen. Aber es ist nur allzu natürlich, daß in einer Zeit so tiefen geistigen Unbehagens, so gewaltigen Strebens, so unbefriedigender Skepsis und so äußerlichen Genußlebens das Bedürfnis, mit der Wirklichkeit fertig zu werden, vor allem mystische Formen annehmen mußte.

Einerseits kamen weite Kreise zu einer tiefinneren Frömmigkeit (vgl. schon S. 336f.), die in geheimnisvoller Weise Religion erlebte, anderseits aber nahm, wie immer in ähnlichen Zeiten, der Aberglaube die Gemüter der Menschen in gewaltigem Grade gefangen. Seit dem 14. Jahrhundert war er im Volke mächtig gestiegen: in krankhafter Erregung wurde es immer häufiger von epidemischen, verzweiflungsvollen Schauern durchrüttelt. Dem wachsenden

Materialismus der Zeit trat einerseits ein zerknirschter Bußgeist, anderseits eine Steigerung jener wundersüchtigen Stimmung an die Seite. Sie zog aus altem Volksglauben wie aus neuen Elementen immer neue Nahrung. Daß der Kampf des Volksglaubens mit der christlichen Kirche noch jetzt fortdauerte, zeigen die Beichtbücher mit ihren Fragen, ob das Beichtkind an die Hulden, an die Wirkung der Segen, an Zauberei und Wahrsagerei glaube. Aber die Geistlichen selbst huldigten vielfach altem Zauberglauben, wie denn z. B. 1336 Doberaner Mönche ein zauberhaftes Wachsbild von einer klugen Frau machen ließen, um den Herzog Albrecht zu töten, oder pflegten alte geheimnisvolle Traditionen, worauf die häufige Aussage von der Zauberei Beschuldigten: „Ein Mönch hat mich's gelehrt", hindeutet. Schon die Päpste des 13. und 14. Jahrhunderts zeigten sich ganz im Glauben an Zauberei befangen, insbesondere Johann XXII., der aber durch seinen Kampf gegen die Zauberer die spätere Verfolgung bereits einleitete. Jene Wachsbilder spielten um 1400 eine Hauptrolle. Sie werden auch in der Bulle Johanns „Super illius specula" von 1326 erwähnt. Entsprechend hat die Kirche die Mittel gegen Bezauberung später offiziell gutgeheißen, wie die Bulle des Papstes Sixtus IV. über die Verfertigung der wächsernen Agnus Dei zeigt. Der Heiligen Schrift schrieb man ebenfalls magische Kraft zu. Viele Wahnelemente waren im Laufe der Zeiten aus dem Orient neu hinzugeströmt, die anfangs wieder durch Geistliche, dann in den Kreuzzügen durch Kaufleute oder auf dem Umweg über die romanischen Länder, daneben aber immer durch Juden überliefert wurden. Sehr stark war namentlich der Einfluß der arabisch-jüdischen Magie, die von Spanien, auch Süditalien her wirkte und den Zauberglauben allgemein vermehrte. Soweit der antike Aberglaube noch in Frage kam, war er wieder wesentlich von der Kirche fortgepflanzt. Insbesondere aber sind ihre Glieder Vermittler des Planetenglaubens gewesen. Zur Belebung abergläubischer Stimmung überhaupt hat endlich die Kirche namentlich im 15. Jahrhundert durch ihre phantastisch ausgestaltete und grausig ausgemalte Vorstellungswelt von der Hölle und dem Teufel bedeutend beigetragen. Die Rolle des Teufels war schon seit dem 11. Jahrhundert sehr gewachsen, die bildliche Vorstellung von ihm durch die Mysterien und Malereien seitdem dem Volke eingeprägt worden. Den Umfang der Teufelsgeschichten im 13. Jahrhundert beweist Cäsarius von Heisterbach (vgl. S. 335). Auch sonst begann der Teufel in der Literatur stark aufzutreten.

Diese Teufelslehre wurde nun infolge ihrer wissenschaftlichen Gestaltung für den systematischen Hexenwahn, der im 15. Jahrhundert völlig ausgebildet ist, besonders wichtig. Hansen hat eingehend nachgewiesen, daß „der Begriff vom Hexenwesen, der die Grundlage der großen Verfolgung bildete, keineswegs aus dem Spiel der Volksphantasie frei erwachsen, sondern wissenschaftlich, wenn auch in teilweiser Anlehnung an Volksvorstellungen, konstruiert und fest umschrieben worden, in seinen Elementen durch die systematische Theologie der mittelalterlichen Kirche entwickelt, strafrechtlich in der Gesetzgebung von Kirche und Staat fixiert, schließlich auf dem Wege des kirchlichen und weltlichen Strafprozesses, und zwar zuerst durch die Ketzerinquisition, zusammengefaßt worden ist". Im ganzen kann man den Beginn der drei Jahrhunderte währenden und eng mit den dämonistischen Vorstellungen der christlichen Kirche zusammenhängenden Verfolgung um 1400 ansetzen. Der Kern des Wahnes war die uralte Vorstellung vom Malefizium, von der Schädigung von Menschen durch andere mit Hilfe von Dämonen: diese immer als Realität angenommene böse Tätigkeit in anfangs verhältnismäßig einfachen und größtenteils volkstümlichen Formen ist zunächst das Objekt kirchlicher und staatlicher Strafverfolgung gewesen. Nach Hansen hat dann etwa von 1230 ab die Scholastik, namentlich die spätere, die alles methodisch gestaltete, „theoretisch die Möglichkeiten

für die Verbindung von Menschen und Dämonen (namentlich auch die geschlechtliche: Incubus, Succubus) ermittelt" — eben die von der Kirche so gepflegte Teufelslehre gab den konstruierenden Theologen reiches Material —, und eine solche Verbindung war natürlich wieder kirchlich zu ahnden. Um dieselbe Zeit kam als dritte Vorstellung die Ketzerei hinzu, d. h. Zauberei wurde als Ketzerei betrachtet, Zauberer und Ketzer galten nun als mit fremdartigem und unzüchtigem Götzendienst verknüpfte Sekten. Gerade die schon seit dem 11. Jahrhundert (vgl. S. 332) stärker gewordenen Ketzerbewegungen haben wieder die Kirche, die sich zur energischen Abwehr derselben durch die Inquisition rüstete und seit dem 13. Jahrhundert auch den Staat zur Bestrafung derselben bewog, diese Verbindung von Zauberei und Ketzerei, die auch beide dem Verbrennungstode unterwarf, besonders ausbilden lassen. Es kam so aus mannigfachen Vorstellungen „ein Sammelbegriff des Hexenwesens", dessen Träger eine Sekte wäre, etwa im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts zum Abschluß. Doch spielt z. B. in dem Werk des Münchener Leibarztes Johann Hartlieb, „Buch aller verbotenen Kunst, Unglaubens und der Zauberei" (1456), das, auf Anregung des Markgrafen Johann des Alchimisten entstanden, den gesamten Aberglauben der Zeit vor uns ausbreitet, die Hexerei noch eine untergeordnete Rolle. Die alte volkstümliche Striga(Hexen)vorstellung hatte sich schon vorher mit der Vorstellung vom Malefizium vereinigt, erst jetzt wurde aber der wesentlich aus diesen beiden Vorstellungen (daneben auch aus derjenigen von der Verwandlung von Menschen in Tiere) erwachsene Wahn prinzipiell auf das weibliche Geschlecht, das bisher nicht die Hauptrolle gespielt hatte, das aber überhaupt (vgl. S. 454) damals stark mißachtet und oft nur als Genußobjekt betrachtet wurde, gewandt. „Eine besondere theologische und kanonistische Hexenliteratur verteidigte endlich — denn es fehlte nicht an Widersprüchen — vom 15. Jahrhundert ab den durch die seitherige Entwickelung entstandenen Kollektivbegriff der Hexe." Der 1487 zuerst erschienene „Malleus maleficorum" (Hexenhammer), dem ähnliche Schriften seit 1450 vorausgingen, gab die abgeschlossene literarische Fixierung des Wahnes, mit ihm war das Handbuch für die praktische Verfolgung und die Anwendung eines raffinierten Untersuchungssystemes da.

Die Grundlage dafür aber war wieder das spezielle, an Stelle des alten Beweisverfahrens getretene, ursprünglich kanonische, inquisitorische Verfahren, das auch die Folter anwendete und gegen Ketzer Ausnahmebestimmungen benutzte. Dem „Malleus" vorausgegangen war auch jene vielberufene Bulle des Papstes Innozenz VIII. von 1484 „Summis desiderantes affectibus". Sie war, wie frühere päpstliche Akte, ergangen, weil die Kompetenz der Ketzerrichter, in diesem Falle der Dominikaner Sprenger und Institoris, den Zauberern gegenüber angezweifelt wurde. Sie stellte die Hauptübeltaten der Zauberer in Deutschland auf Grund der Angaben jener beiden — doch fehlte die allerdings mit dem ins Kirchenrecht aufgenommenen canon episcopi (vgl. S. 138) im Widerspruch stehende, aber sehr wichtige Hexenfahrt nebst Hexensabbat — fest, ebenso den ketzerischen Charakter derselben, der die Kompetenz jener beiden erwies, der aber weiter, worauf es der Kirche, auch jener Hexenliteratur, vor allem ankam, das Einschreiten der weltlichen Gewalt als notwendig ergab. Mit Recht betont Hansen, daß diese Bulle vor allem deshalb großen Einfluß gewann, weil sie durch den Druck verbreitet und allgemein bekannt wurde. Sie ist allen Ausgaben des „Malleus" vorgedruckt worden. Auch er rührte von jenen beiden, übrigens 1486 selbst von Maximilian geförderten Dominikanern her, die zudem noch eine Approbation ihres Werkes durch die Kölner Universität fälschten. Auch er suchte vor allem die weltlichen Richter zu belehren und zu gewinnen, damit gerade sie gegen die Zauberer, gegen die nach römischem Rechte mit dem Tode zu bestrafenden malefici, einschritten.

Auch er sucht die noch vorhandenen Zweifel an der Realität des ganzen Wahnes zum Schweigen zu bringen, ja stellt solche Zweifel als ketzerisch hin. Er hat endlich die aus dem Ketzerrecht selbst sich ergebenden etwaigen Milderungen für reuige Ketzer bezüglich der Zauberer zu beseitigen verstanden. Ihre völlige Vernichtung war das Ziel. So wenig der mit kalter Grausamkeit geschriebene „Malleus“ erst den Hexenprozeß inauguriert hat, so sehr hat er doch als allgemeine Autorität zu seiner stärkeren Verbreitung wie zur Vermehrung des Wahnes selbst, vor allem zur Übertragung der Verfolgung von der geistlichen auf die weltliche Jurisdiktion und zu jener prinzipiellen Wendung auf das weibliche Geschlecht beigetragen.

In letzterer Beziehung ist auch eine Schrift, die sonst einige verständige Ansichten, z. B. bezüglich der lebhafte Täuschungen vorspiegelnden Phantasie, äußert, die des Ulrich Molitoris „de laniis et phitonicis mulieribus, teutonice [zu Deutsch] unholden vel [oder] hexen“ (1489; siehe die nebenstehende Abbildung), besonders charakteristisch. Im ganzen richtete sich die Verfolgung damals noch vor allem gegen das Landvolk, das, wie wir sahen, auch sonst so oft herhielt und ja allerdings in der Tat der beste Bewahrer volkstümlichen Aberglaubens war. Gerade weil dieser sich in den abgeschlossenen und wenig fortgeschrittenen, anderseits das Gemütsleben erregenden Gebirgsländern, namentlich den Alpen, in voller Stärke erhalten hatte, bildeten sich Hexenwahn wie Hexenverfolgung vor allem eben in den Alpen aus. Ähnlich war es mit dem Landvolk überhaupt. Aber auch die städtischen niederen Schichten wurden betroffen. Dieser Hexenwahn vermehrt, wenn man die gleichzeitige hochgerichtete humanistische Strömung bedenkt, die Kontrasterscheinungen der Zeit: aber er gehörte zum allgemeinen Geistesinventar, wie etwa irgend eine religiöse Grundvorstellung. Immerhin hat er, soweit die Mangelhaftigkeit der Quellen urteilen läßt, in dieser Zeit doch noch keineswegs jene unheilvolle Stärke entwickelt wie später (vgl. S. 516 ff.), obgleich schon Massenprozesse vorkamen. Es hat damals auch nicht an Opposition der „Aufklärung“ gefehlt, selbst nicht an solcher der Theologen. 1484 erklärte Lanzkranna den Glauben an Hexenfahrten für große Sünde. Unter den Franziskanern erhob sich ein systematischer Widerspruch wenigstens gegen den Hexenflug seitens des Italieners de Cassinis 1505. Es erschien ferner der Wahn höherstehenden und reichen Leuten oft als ein Ding, das nur den „pöfel“ anging, fortgeschritteneren Geistern aber mehr als ein verächtliches Geisteskind der alten Schule. Erasmus wie Reuchlin haben sich energisch gegen die Wahrheit von Teufelspakten oder von zauberischen Verwandlungen erklärt, und die „Dunkelmännerbriefe“ haben ihren Spott über die Hexenvorstellungen ausgegossen. Freilich stand die volkstümliche Literatur auf seiten der Hexenrichter, ebenso Geiler, der auch vor allem wieder die Weiber in den Vordergrund stellt, aber sich über die Hexenfahrten widersprechend äußert, und Murner. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts begann der Wahn jedoch auch in humanistischen Kreisen —



Titelbild zu Ulrich Molitoris, „De laniis et phitonicis mulieribus“, ohne Ort und Jahr (1489?).

Bebel ist dafür ein Beispiel — mehr und mehr um sich zu greifen, nachdem er von Staat und Kirche autoritativ fixiert war und ihm überdies die im 15. Jahrhundert sich außerordentlich steigernde Phantasietätigkeit, die häufige krankhafte Erregung des Gemütslebens und die mystisch-wundersüchtige Stimmung so gut den Boden bereitet hatten. Der systematische Wahn aber war in letzter Linie das Produkt des auf das Transcendente gerichteten, nur formal die intellektuellen Kräfte schulenden Geisteslebens des Mittelalters.

Für die höher gebildeten Schichten waren indes damals doch andere Formen des Aberglaubens von größerer Wichtigkeit, Formen, die tief in das Bildungsleben eingriffen und es eben so zwiespältig erscheinen lassen, die Astrologie, die Magie und die Alchimie. Es ist das Streben, in die Geheimnisse der Natur zu dringen, es sind die Anfänge der Naturwissenschaft, die sich in diesen, von jener Zeit keineswegs als illusorisch empfundenen Formen zeigten. Die Rolle der Natur bei dem deutschen Humanismus war nicht die gleiche wie in der italienischen Renaissance, aber ein Zug zu ihr ließ sich auch in Deutschland spüren. Freilich kam man über die abenteuerlichen, verboten und gefährlich erscheinenden Formen, in die schon das 13. Jahrhundert die nähere Beschäftigung mit den Geheimnissen der Natur gekleidet hatte, auch jetzt nicht hinaus. Die Naturwissenschaft war noch Geheimwissenschaft, und der Unterschied von dem zum Teil doch auch auf Empirie gegründeten Volksaberglauben beruht im wesentlichen auf der systematischen, „wissenschaftlichen" Ausgestaltung des Ganzen. Weiter aber weist die Geheimwissenschaft auf das Altertum, auf den Orient zurück: die arabische Kultur vermittelte neben den Schätzen wahrer Wissenschaft auch diese Zweige. Schon im 13. Jahrhundert zeigen ein Albertus Magnus, ein Roger Bacon die Wirkung solcher Einflüsse. Sie verstanden geheimnisvolle Künste, waren der Astrologie ergeben und erkundeten das Schicksal aus den Sternen, sie besaßen den Stein der Weisen, wie sich z. B. Raimundus Lullus rühmte, und übten die Goldmacherkunst. Aber daß sie zum Teil in den Ruf als Zauberer kamen, das verdankten sie weniger ihren Anschauungen, an die alle Welt glaubte, als ihren experimentellen Versuchen. Diese Art der Naturwissenschaft erlebte jetzt eine gewisse Blüte und ergriff weite Kreise.

Eine große Rolle spielte zunächst die Astrologie (siehe die Abbildung, S. 488), durch die man ein geheimnisvolles Einwirken der Weltenkörper auf das Schicksal des Menschen, das man nach dem Stand der Sterne bei seiner Geburt bestimmte (Nativität, Horoskop stellen), gewissermaßen wissenschaftlich erkennen zu können glaubte. Als altes babylonisches Gut von den Griechen zu den Arabern gelangt und von diesen wieder dem Abendland überliefert, hatte die Sterndeutung schon durch Thomas von Aquino trotz seines Eiferns gegen die gewerbsmäßige Astrologie eine Art kirchlicher Sanktionierung erhalten: jetzt, im 15. Jahrhundert und späterhin, wurde sie ein Grundelement der Weltanschauung. Wie an der päpstlichen Kurie genoß sie am kaiserlichen Hofe hohes Ansehen, und der Einfluß der Hofastrologen war überall groß. Kaiser Friedrich III., der mehrere Astrologen, z. B. Johann von Linden und Hartung Gernodt, hielt, stand ganz in ihrem Bann. Wie sie die Anschauungen der Gelehrten beeinflußte, so griff sie scharf in das praktische Leben ein, nicht nur durch die Medizin, die den Einfluß der Gestirne systematisch verwertete, sondern auch durch ihre maßgebende Rolle für das Wetter, die die Gestirne namentlich den Bauern als Leiter ihres Geschickes erscheinen ließ. Es ist charakteristisch, daß selbst die Städte Astrologen hielten. Für Frankfurt a. M. war z. B. Johann Reyer von Amorbach als Arzt und Astrologus um 1430 angestellt: war er außerhalb der Stadt, so meldete er wohl schriftlich, daß schädliches Wetter eintreten würde, und empfahl, durch eine Prozession dasselbe zu bannen. Der Glaube an die Sterne war den damaligen

Menschen ein Teil ihrer Religion, beruhigend und heilend, und ein gewichtiger Teil ihres höheren Denkens, die Rätsel der Welt und des Lebens wie die Geheimnisse der Zukunft enthüllend. Die letzten beiden Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters zeigten diese Strömung am kräftigsten: am Ende des fünfzehnten setzte die Kritik, wie sie z. B. gegenüber Johannes Stoffler Regiomontanus übte, stärker ein, ohne aber das weitere Umsichgreifen zu hemmen. Wie Melanchthon noch an der Astrologie hing, so auch andere gute Köpfe der späteren Zeit. Aber stärker und stärker trat dann der rein abergläubische Charakter der nunmehr durch Kopernikus theoretisch vernichteten Sterndeuterei hervor, gerade wie der Hexenwahn erst nachmals seinen bösartigen Charakter (vgl. S. 520) annahm. Ähnlich war es auch mit der Alchimie (siehe die Abbildung, S. 489), die von allen Künsten der Magie sich auf die praktischste und in der Zeit der damaligen Finanznöte sehr wünschenswerte Kunst des Goldmachens legte, aber nachher mehr und mehr einfache Betrügerei wurde, während man sie jetzt in ernsthafter Weise pflegte. Auf Aristotelischen Anschauungen, namentlich aber auf der späteren, durch die Araber übermittelten irrigen Lehre von der Metallverwandlung beruhend, war sie vor allem durch Raimundus Lullus, der sich auf den Araber Geber stützte, in der „wissenschaftlichen" Anschauung des Abendlandes zur Herrschaft gelangt. Das 15. Jahrhundert strebte noch ernstlich, mit heißem Bemühen, das große Magisterium, den Stein der Weisen, zu finden.



Der Astrolog. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 487.

Einen gewissen systematischen Abschluß erhielt die okkulte Strömung zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch Agrippa von Nettesheim, auf dem dann wieder die folgenden Geheimkünstler zum großen Teil theoretisch fußten. In seinem Werk „De occulta philosophia" verschmolz er die naturwissenschaftlichen Ansichten des Aristoteles mit der neuplatonischen Philosophie und der jüdischen Kabbala und machte die Magie zu einem physisch-mathematisch-theologischen Wissen, zu einer erlaubten Anwendung angeblich erkannter Naturkräfte. Es sind Strömungen, in denen trotz allem ein Zug nach geistiger Befreiung liegt, ein stilles Hinauswachsen des forschenden Kopfes über das gläubige Hinnehmen. Bedenkt man weiter die geistige Aufklärung, die sich mit dem der Antike zugewandten Humanismus verband, so lag ein

Kampf mit der Kirche als geistiger Zwangsherrin in der Luft, der wichtiger war als die Angriffe auf ihre sittlichen und sozialen Sünden. Man sollte annehmen, der Humanismus habe diesen Kampf führen müssen. In Wahrheit hat er nicht einmal die Notwendigkeit desselben eingesehen: auch die Reformation ist keineswegs in diesem Zeichen unternommen worden.

Der deutsche Humanismus zunächst war äußerlich nicht antikirchlich oder wenigstens nicht antireligiös, sondern nur antiklerikal. Die literarische Prodution (vgl. S. 462) gewann allerdings im 16. Jahrhundert einen anderen Charakter. Die Buchdruckerkunst, die in Italien sofort in den Dienst des Humanismus gestellt worden war, wurde auch allmählich in Deutschland zu seiner Förderung benutzt. Und während man anfangs auf die italienischen Drucke angewiesen war, sich, wie z. B. ein Baseler Gelehrter erzählt, bei Ankunft einer neuen Sendung zu Dreißigen herandrängte und um die Bücher katzbalgte, boten allmählich auch deutsche Klassikerausgaben Ersatz. Die Erzeugnisse der Humanisten selbst, namentlich die „Epistolae obscurorum virorum“, konnten den Druck ebenfalls nur als willkommenstes Verbreitungsmittel begrüßen. Weiter setzte auch infolge des Kampfes gegen die Scholastik ein solcher gegen die Vorherrschaft der Theologie, gegen Mißstände innerhalb der Kirche ein. Kritische Regungen gegenüber den letzteren sind zwar alt, auch Geistliche haben sie von jeher gezeigt, und unter den früheren Gelehrten hat es genug freiere Köpfe gegeben. Die Zustände der Kirche machten ferner im 15. Jahrhundert, wie wir (S. 493) sehen werden, solche Kritik geradezu zur Mode. Wenn der zur päpstlichen Kanzlei gehörige Poggio den verbrannten Hieronymus von Prag, Hussens Freund, rühmte und ehrte, so konnte Niklas von Wyle diesen Bericht über den Feuertod des Ketzers getrost übersetzen: derselbe Wyle hat auch die Satire seines Freundes Hemmerlin auf das Treiben der Bettelmönche verdeutscht. Aber bis zu einer prinzipiellen Stellung gegen die Kirche selbst war noch ein weiter Schritt. Wyle z. B. ist ein völlig kirchlicher Mensch geblieben. Sogar in Italien, wo gerade die Kurie humanistischen Geist überallhin ausströmte und sich schon unter Nikolaus V. völlig heidnisch gebärdete, sind die Humanisten, Valla nicht ausgenommen, trotz aller Feindschaft gegen das Mönchtum, trotz Spott und Hohn über die Pfaffen, ja trotz Irreligiosität keine „Ketzer“ gewesen. Jenen freien Ton machte der hohe Klerus durchaus mit. In Deutschland wuchsen die „Poeten“ freilich über die älteren, ganz im kirchlichen Glauben stehenden Humanisten hinaus. Der Spott auch über Teile der Lehre, der sich schon bei Petrus Luder findet, trat später schärfer hervor, so bei Celtes, der sich über die Höllenstrafen lustig machte. Und ebenso war der katzenartige Erasmus, der in seiner Schätzung


Der Alchimist. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel“, Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text, S. 488.

einer lediglich intellektuellen Bildung ein Vorläufer der Aufklärung war, von jener auch die allmähliche vernunftgemäße Umgestaltung der Kirche erwartete und in seinem „Handbuch des christlichen Ritters“ das undogmatische Erbauungsbuch für den Gebildeten gab, im Grunde seines Herzens, wie Mutianus und Hutten, ein religiös indifferenter Heide. Die Gelehrten wurden auch von den Päpstlichen später als Hauptstützen der Reformation, insbesondere gerade bezüglich der Kritik der Lehre, angesehen. Immer schärfer wurden überdies ihre Angriffe auf die Zustände der Kurie und das verrottete alte Kirchenwesen. Übrigens hat auch die gelehrte Tätigkeit an sich der Reformation vorgearbeitet: wie Reuchlin durch seine hebräischen Studien das Alte Testament in reiner Gestalt aufleben ließ, so machte sich Erasmus durch seine Ausgabe des Neuen Testaments und der Kirchenväter verdient. Überhaupt war das hebräische wie das griechische Studium die Vorbedingung für die Erkenntnis der Fehlerhaftigkeit eines Teiles derjenigen Stellen der Vulgata, d. h. der offiziellen lateinischen Bibelübersetzung, die das römische System als seine Stützen beanspruchte. Erasmus und Reuchlin sind trotzdem Gegner der Reformation gewesen, und auch andere Humanisten, so Mutianus, Euricius Cordus, Eobanus Hessus oder der Nürnberger Patrizier Pirckheimer, die anfangs der Bewegung freundlich gegenüberstanden und freudig für Luther, den „zweiten Paulus“, eintraten wie einst für Reuchlin, die, wie die Erfurter, selbst Erasmus zu einer anfänglichen Protektion Luthers bestimmten, sind später seine Gegner geworden. Zu denen, die nicht mit dem äußeren Kirchentum brechen oder es bei dem ausgesprochen ästhetisch-aristokratischen Charakter des Humanismus nicht mit einer Massenbewegung halten mochten, sind aber auch solche gekommen, denen gerade das Kirchliche und Religiöse der lutherischen Bewegung unsympathisch und die Freiheit der früheren korrupten Kirche lieber war. Vielleicht wäre auch Hutten, bei dessen wutheißem Kampf für Luther, den ihm im Grunde diametral entgegengesetzten Mönch, religiöse Motive kaum mitspielten, ein Gegner der neuen Kirche geworden. Man sah ja auch die „stinkenden Kutten“ nur in anderer Form zu neuer Macht gelangt; man mußte erleben, wie die Prediger von der Wissenschaft abmahnten und die Universitäten, z. B. Erfurt, deshalb verödeten, wie selbst Luther später gegen die Vernunft, des „Teufels Hure“, eiferte und seine Anhänger über ihn noch weit hinausgingen und direkt den Humanismus bekämpften. Luther war viel mehr ein mittelalterlicher Mensch, abergläubisch und weltabgewandt, als der von ihm bekämpfte Papst: dieser stand den Humanisten innerlich viel näher als jener. Der Humanismus war die Vorstufe der Aufklärung, nicht das Luthertum. Gerade wogegen der Humanismus überhaupt gekämpft hatte, die Vorherrschaft der Theologie, sie wurde durch die Reformation aufs neue eingesetzt. Gegen das Übergewicht der theologischen Interessen (vgl. S. 514f.) konnte der Humanismus nicht aufkommen. Keime zu neuem Leben blieben wohl. Schließlich kapitulierte der Humanismus, dessen eigentlich moderner Teil nicht mehr zur Geltung gelangen konnte, vor der Theologie hüben und drüben, wenn auch das neue, durch ihn ausgebildete gelehrte Wesen nunmehr durchaus von Laien getragen wurde und der Geist der Kritik wie der freien Forschung doch trotz aller Fesseln latent vorhanden blieb.

Aber bedeutete denn die Reformation keinen kulturellen Fortschritt, keine Befreiung? Ganz ohne Zweifel. Nur darf man ihr eigentliches Wesen nicht verkennen und ihr keine Tendenzen beilegen, die sie weder hatte noch haben konnte. Richtig ist aber, daß ihre Bedeutung nicht nur auf religiösem Gebiete liegt. Über ihre Ursachen zunächst ist man noch keineswegs völlig im klaren. Neben rein religiösen haben mannigfache andere gewirkt, ebenso wie die verschiedensten Verhältnisse den weiteren Verlauf beeinflußt haben. Nicht rein religiös,

sondern mehr sozial ist vor allem das Moment, welches dem Auftreten Luthers die eigentliche Massenwirkung verlieh und die Reformation sogleich zur Volkssache machte, der allgemeine Haß gegen die Pfaffen. Die Hauptursache für ihn war allerdings die maßlose Verweltlichung der Kirche. Sie zeigte sich schon im 13. Jahrhundert (vgl. S. 331) und stieg im 14. und 15. Jahrhundert andauernd. Die gelegentlichen Sünden früherer Zeit wurden nun allgemein. Es gab nichts, worüber man sich mit solcher Übereinstimmung innerhalb und außerhalb der Kirche entrüstete. Die Bischöfe hatten völlig weltlichen Charakter: Jagd und Krieg — zu diesem zwang sie freilich schon ihr Charakter als Landesherren oft genug —, auch Turniere behagten ihnen ebenso wie den weltlichen Herren; den Kleiderluxus machten sie dank ihren Mitteln am eifrigsten mit und nicht minder das genußsüchtige und sittenlose Leben. Geiler von Kaisersberg charakterisiert sie also: „mit viel Pferden reiten, große Ehren einnehmen, den Säckel füllen, gute Hühnlein essen und den Dirnen nachlaufen". Ähnliche Stimmen über die höhere Geistlichkeit überhaupt sind zahlreich; wir kennen solche von Johannes Butzbach, von Murner, am schärfsten von einem Bischof selbst, Bertold Pirstinger von Chiemsee, der insbesondere die auch sonst oft getadelte absolute Interesselosigkeit der Geistlichen für ihren eigentlichen Beruf hervorhebt. Die Erscheinung erklärt sich sehr leicht daraus, daß die Bistümer und Kanonikate eine Domäne des Adels waren, der sie auf alle Weise in seine Hand brachte, Nichtadelige seit langem aus den Domkapiteln ausschloß und Kirchenämter eben nur als Pfründen für sich und seine Verwandten betrachtete, weshalb ein Bischof auch oft strebte, noch ein weiteres Bistum, ein Domherr, noch weitere Stiftsstellen zu bekleiden. Bei Beginn der Reformation waren die allermeisten Erzbistümer und Bistümer in den Händen von Fürstensöhnen, und für das 15. Jahrhundert zeigen die von Janssen zusammengestellten Bischofslisten das Übergewicht des Adels, wobei aber die Ritterschaft mehr und mehr von dem Hochadel zurückgedrängt wurde. Noch stärker als über die Bischöfe wird vielerorts über die Domherren geklagt, unter denen es Straßenräuber, wie Dietrich von Neuenar, gab, deren nächtliche Liederlichkeit und Raufereien die Bürger empörten.

Aber auch die Insassen vieler Klöster, zumal der reichen, gingen in weltlichen Interessen auf: daher schon jener fanatische Haß der Bauern. Die faulen, schlemmenden Mönche waren das Hauptobjekt der damaligen Satire. Die weiblichen Klöster, besonders soweit ihre Glieder von Adel waren, lebten auch ganz nach der Welt in Üppigkeit, konnten, wie es einmal von einem Kloster in Neuß heißt, die „allerfeinsten Tänze" oder trieben zum Teil auch schlimmere Dinge: „des Adels Hurhaus" nennt eine Quelle ein Kloster zu Oberdorf. Diese sittliche Korruption zeigte sich aber in sehr vielen Klöstern; namentlich die der Clarissinnen waren oft die Stätten schamloser Unzucht, so daß die städtischen Obrigkeiten (Regensburg, Ulm u. a.) wiederholt „Reformationen" derselben durchsetzten. Später von mir zu publizierende Briefe von Nonnen und deren geistlichen Liebhabern werden abschreckende Lichter auf die Zustände an manchen Orten werfen. Ein Brief des Grafen Ulrich von Württemberg an seinen Sohn Eberhard von 1477 zeigt, daß die jeunesse dorée ein Kloster (in diesem Falle Kirchheim) zu nächtlichen Tänzen und Orgien benutzte und es dort schlimmer trieb als im Frauenhaus. Und Geiler wirft die Frage auf: „Ich weiß nicht, welches schier das best wer, ein tochter in ein semlich [solches] closter thuon oder in ein frawenhauß?" Im Kloster seien oft „die thuren mit einem hanffstengel beschlossen", und es sei „ein uß- und yngon als in einer batstuben." Die Männerklöster wieder beherbergten oft Dirnen (Augustiner in Regensburg 1455). Strafen (siehe die Abbildung, S. 492) halfen wenig. Von den Konkubinen der

Priester braucht nicht erst gesprochen zu werden; viele hatten aber mehrere. Die „Pfaffendirnen" waren überall ein Gegenstand besonderen Hasses, in den Fastnachtsschwänken spielten sie eine stehende Rolle, wie überhaupt die Sittenlosigkeit des Klerus das hergebrachte Objekt der Satire, jetzt auch der humanistischen (Bebels „Facetiae" und die „Epistolae obscurorum virorum") war. Auch die sonst oft geistlich gefärbten Meisterlieder zeigten solche Opposition. Schon 1450 heißt es von den Augsburgern in einem Liede: „sie hand gemachet ain singschul und setzen oben auf den stul, wer übel redt von pfaffen."

Indessen jener Zug ausschweifender Lebenslust und ähnliche Erscheinungen bei den Geistlichen lagen doch recht in der ganzen Atmosphäre der Zeit selbst: überdies waren es, wie Geiler, meist gerade Geistliche, die auf diese Zustände hinwiesen und Reformen forderten. Schon auf dem Konstanzer Konzil hatte ein Franziskaner die ganze Geistlichkeit als dem Teufel verfallen hingestellt. Eben die Bettelmönche, die gegenüber vielen unlustigen oder unfähigen, ihre Gebete und Sermone unverstanden herunterplärrenden Pfarrgeistlichen eine so große seelsorgerische Wirksamkeit entfalteten, waren lange die Hauptvorkämpfer von Reformen. Aber auch der neben dem moralischen Verfall als zweiter Grund allgemeiner Entrüstung erscheinenden Verweltlichung der päpstlichen Kurie wie dem ganzen kurialen, nur auf die finanzielle Ausnutzung der Christenheit berechneten System erstanden innerhalb der Kirche scharfe Gegner, insbesondere seit dem das Ansehen der Kurie überhaupt niederdrückenden großen Schisma. Eben die straffe Zentralisation der Kirche hatte zu der rücksichtslosen Behandlung aller Dinge, die doch oft Schonung und Verständnis je nach den nationalen Verhältnissen erforderten, geführt und überhaupt erst das ausbeuterische System durch Stellenverkauf wie durch Feilhalten von Ablaß im großen erlaubt. Zahlreich waren aber die Angriffe. Der päpstliche Steuerdruck und die sonstigen geldbringenden Kniffe, die das Geld in Masse aus Deutschland nach Rom zogen, waren ein Hauptpunkt der späteren Beschwerden (Gravamina). Finke hat auf die massenhaft vor der Reformation erschienenen kirchenpolitischen (lateinischen) Schriften von hohen Geistlichen, Mönchen u. a. über den Verfall der Kirche, über die Notwendigkeit einer Verbesserung nachdrücklich hingewiesen. Freilich war ihr Ziel kein radikales, sondern nur auf Teilreformen gerichtet, aber der reformerische Geist trat doch kräftig in die Erscheinung. Das Mittel des Ablasses, das die Päpste nun zu einer Brandschatzung aller



Disziplinierung eines Mönches. Aus „Practica und Prenostica, Mentz [Mainz] 1492", gedruckt 1534. Vgl. Text, S. 491.

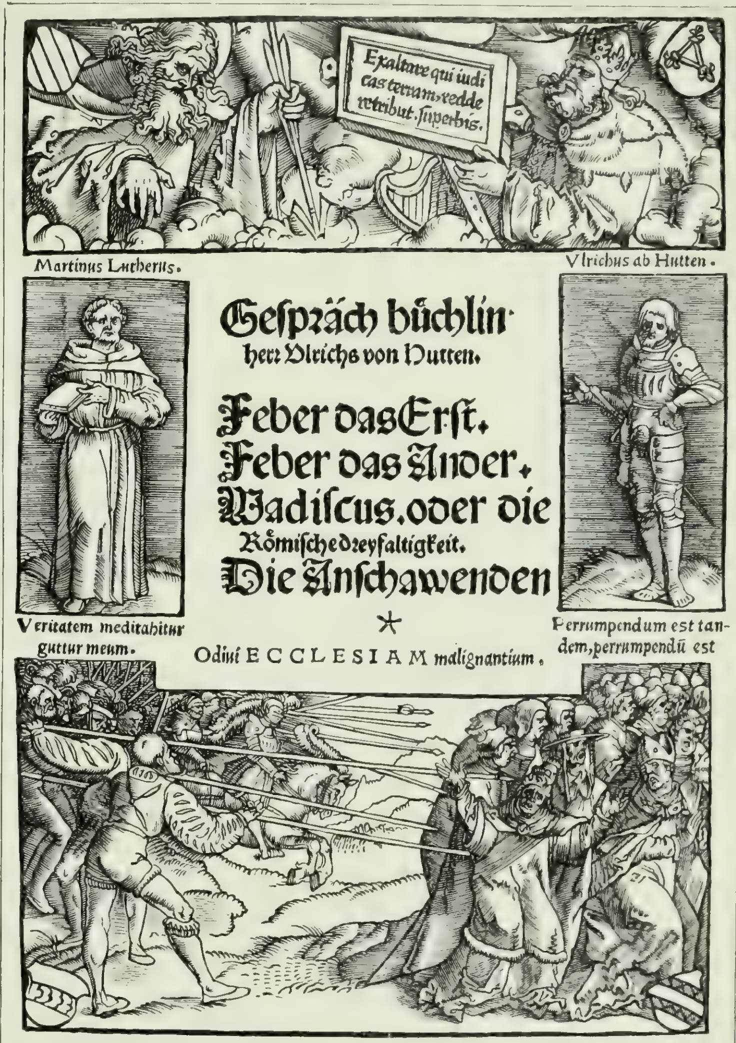
Christen zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchten, war recht einträglich und insofern wirksam, als die auf äußere Kirchlichkeit und gute Werke geschulte Menschheit es in einer so lasterhaften Zeit, wie das 15. Jahrhundert war, als für das Seelenheil recht bequem ergriff. 1489 war z. B. ein großer Ablaß zu Nürnberg. Man gab nach Deichslers Chronik „pirgamentene brief mit anhangenden roten sigel in einer hültzen püchsen, einen umb 70 pfenning. Item man hat gelöst zu Nürmberg auß den briefen bei 1700 gülden Martini; item so ist gelegt in die truhen ob 4000 gulden.“ Aber dieses Ablaßwesen fand auch viele ernste und erbitterte Gegner, wie es Wicliffe und Huß waren, und gerade die besonders frivolen Ablaßfahrten Tetzels sind der Anstoß zu Luthers Auftreten gewesen.

Überhaupt hatte der reformerische Zug allmählich einen systematischen Anstrich bekommen. Nicht mehr freilich die Orden, die einst die entartete Kirche reformiert hatten, waren dafür wichtig, sondern die Universitäten, die aber halb geistlichen Charakter trugen. Das in seiner Einheit gebrochene Papsttum sollte wiederhergestellt, zugleich reformiert werden durch ein Konzil, dessen Autorität man nun schon als dem Papst übergeordnet ansah: das war die Idee, wie sie namentlich die Pariser Universität mit ihrem Kanzler Gerson vertrat, und die zu den großen, aber im ganzen doch gescheiterten Reformkonzilien führte. Viel tiefer und von den äußeren Schäden schon auf die Lehre greifend war die auf Gottes Wort sich gründende Richtung Wicliffes an der Universität Oxford, deren Einwirkungen dann an der Prager Universität in den Ideen Huß' zutage traten. Denn auf diese, nicht auf die früheren, so verschiedenartigen und in ihren Zusammenhängen noch recht unklaren Ketzerrichtungen (die auch Deutschland überziehenden Reste pantheistisch-mystischer Brüder vom Freien Geist, die ebenfalls nach Deutschland reichenden romanischen Waldenser, die erst später sich den Hussiten wie den Protestanten näherten, u. a.) gingen erst die eigentlich radikalen Bestrebungen, mit der ganzen römischen Kirche zu brechen, zurück. Eben auf die Hussiten hat die Mehrheit des Volkes, haben später auch die Humanisten als auf entsetzliche Menschen mit Abscheu gesehen; namentlich unerhört, aber manchem auch wieder sympathisch, erschienen freilich die halb sozialistischen Forderungen der Taboriten, die die Welt in Brand zu setzen drohten (vgl. S. 443). Aber von solchen Einflüssen ganz abgesehen, es blieb in Deutschland dauernd ein antipäpstlicher Zug in und außerhalb der Kirche bestehen (im Gegensatz zu Italien und Frankreich): es gehörte, bemerkt Finke treffend, „zum guten Ton, sich an den Schäden des Papsttums die Sporen zu verdienen“. Namentlich der niedrige Klerus blieb zu dem unersättlichen höheren Klerus scharf in Opposition, wie sich das auch auf dem Baseler Konzil zeigte, obgleich auch er bei seinen vielfach proletarischen Zuständen zum Teil völlig ungeistlich wurde und die Mißachtung gegen den Stand nur vermehrte. Im übrigen hielt er zum niederen Volk und hetzte, wo er konnte. Daß auch Luther von solchen Einflüssen berührt wurde, ist wohl anzunehmen. Insbesondere sind dann später die deutschen Universitäten, namentlich die Artistenfakultäten, Pflegestätten dieser Gesinnung geworden. Vor allem wirkte nun der jüngere Humanismus gegen Pfaffen und Papst mit besonderer Lust. Wie die städtischen Obrigkeiten zu diesen standen, wie die Bürger, trotz allen äußeren Kirchentums, namentlich die demokratischen niederen Schichten, wie die Bauern, sahen wir schon. Der niedere Adel dachte nicht anders. Hauptmotive waren in der Regel die Entrüstung über die moralischen Mißstände, die Wut der Ärmeren auf die reichen Schwelger, die Opposition gegen weltliche Privilegien, die Empörung über die alle aussaugende Kurie, deren immer faulere sittliche Zustände, wie sie z. B. die Rompilger im Jahre 1500 mit Erschrecken sahen, überdies auch allmählich wirken mußten. Dazu kam ein

scharfer Haß gegen die hochmütigen, die Deutschen aussaugenden Wälschen. Das unreife Nationalgefühl war stärker schon in den politischen Reformversuchen hervorgetreten und durch den Humanismus (vgl. S. 480) gefördert worden: es griff nun auch auf die Kirche über. Selbst rein wirtschaftlich drängte der ungeheure Kirchenbesitz, die eigentliche Ursache für die Verweltlichung des Klerus, zu einer Reform. Er war in Deutschland von allen Ländern am größten und wurde bei der Habgier des Klerus noch immer größer. In der Stadt besonders sah man mit Ingrimm auf diesen Besitz, der zuweilen über die Hälfte der Stadtflur ausmachte.

In diesem Sinne wurde denn das Auftreten Luthers auch zunächst allgemein aufgefaßt, und in der Tat war es ja in erster Linie ein Protest gegen die nicht mehr zu ertragenden Zustände, eine lange vorbereitete Reaktion, keine plötzliche Erscheinung. Dies ist es, was die unglaublich große Sympathie für ihn hervorrief, was seine Bewegung zu einer so gewaltig wirksamen machte. Daher vor allem das Reißen um seine Schriften oder um sein Bildnis, von dem z. B. in Worms im Nu alle Exemplare verkauft waren. Ein vortreffliches Zeugnis für diese Stimmung sind die Briefe des zum Wormser Reichstag gesandten päpstlichen Nuntius Aleander, dem bei allen sonstigen Bedenken feine und kühle Beobachtung nicht abgesprochen werden kann. „Ganz Deutschland", schreibt er, „ist in hellem Aufruhr; neun Zehnteile erheben das Feldgeschrei ‚Luther!', und für das übrige Zehntel, falls ihm Luther gleichgültig ist, lautet die Losung wenigstens: ‚Tod dem römischen Hofe!'" Er zählt die einzelnen Gruppen auf: sie alle rührten sich aber nicht deshalb, weil sie von der lutherischen Lehre viel verstünden, „denn nur seine Schmähreden und Huttens Satiren machen auf sie Eindruck", sondern aus Haß gegen Rom. Er bittet inständigst, mit den Mißbräuchen, den Rechtsumgehungen, mit der Erpressung der Stellenjäger aufzuhören. „Man zügle die unersättlichen Inhaber zahlloser Pfründen, die auch die deutschen Benefizien alle an sich reißen möchten; denn das deutsche Volk wirft diese Dinge in einen Topf mit der Sache Luthers": sie „werden Gottesleugner, nur um für diese ungeheuren Übergriffe sich zu rächen". Er spricht von der „offenkundigen, unsinnigen Begünstigung Luthers durch die Fürsten", meint aber, daß viele Fürsten und Ritter nur wegen seiner schändlichen Angriffe auf Papst und Klerus, einem weitverbreiteten Irrtum folgend, zu ihm hielten, sich aber ganz geändert hätten, als sie über seine von ihnen nicht gekannten Irrlehren aufgeklärt worden wären. So berichtet er eine Äußerung Huttens: „wenn Luther tausendmal tot wäre, es würden hundert neue Luther erstehen"; für Hutten gäbe es nur „Krieg dem gesamten Klerus auf Tod und Leben". Er verkennt dabei nicht die eigennützigen Absichten wie der Fürsten auf „Eroberung des Kirchenguts", so der ebenso auf dieses Gut lüsternen „Legion armer deutscher Edelleute, die, nach dem Blute des Klerus dürstend, unter Huttens Führung am liebsten gleich über uns herfielen." Mehr wirklich reformerische Tendenz war bei den Gelehrten vorhanden, die zu Luther hielten, namentlich den Humanisten, und insofern doch auch bei Hutten, der damals mit Luther immer in einem Atem als „Rüstzeug Gottes" genannt wurde und auch auf dem „Gesprächbüchlein" mit ihm abgebildet war (siehe die Abbildung, S. 495). Daß sich auf den Universitäten eben jene älteren kritischen Traditionen zeigten, bestätigt wieder Aleander: es seien die dort tonangebenden Juristen, geistlich oder weltlich, „alle . . . erklärte Lutheraner", „obwohl Luther ihr Handwerk allerwege verdammt". Noch schlimmer sei die „mürrische Sippschaft der Grammatiker und armseligen Poeten". „Diese Leute", meint er boshaft, obgleich er doch selbst humanistisch hoch gebildet war, „glauben erst dann für rechte Gelehrte und besonders für Kenner des Griechischen gelten zu können, wenn sie erklären, daß ihre Ansichten von der

allgemeinen Lehre der Kirche abwichen." Er spricht von der „deutschen Gelehrtenrepublik als der Helfershelferin Luthers". Am schärfsten wirkte eben Hutten durch seine Brandschriften, in deren Charakter etwa das Gespräch „Die Räuber" einen Einblick gewährt. Und endlich erkennt Aleander auch die Wirkung des alten reformerischen Geistes innerhalb der Kirche, namentlich der auf die geistlichen Aussauger und Lebemänner ergrimmten niederen, demokratisch gesinnten Geistlichkeit und eines humanistisch beeinflußten Teiles: „fast der ganze Klerus außer den Pfarrern ist von der Ketzerei über die Maßen angesteckt, und am ärgsten machen es die von Rom aus beförderten". Gerade 1521 begann auch der ehemalige Franziskaner Eberlin von Günzburg mit seinen leidenschaftlichen Hetzschriften gegen die Pfaffen, die „Klosterschweine".



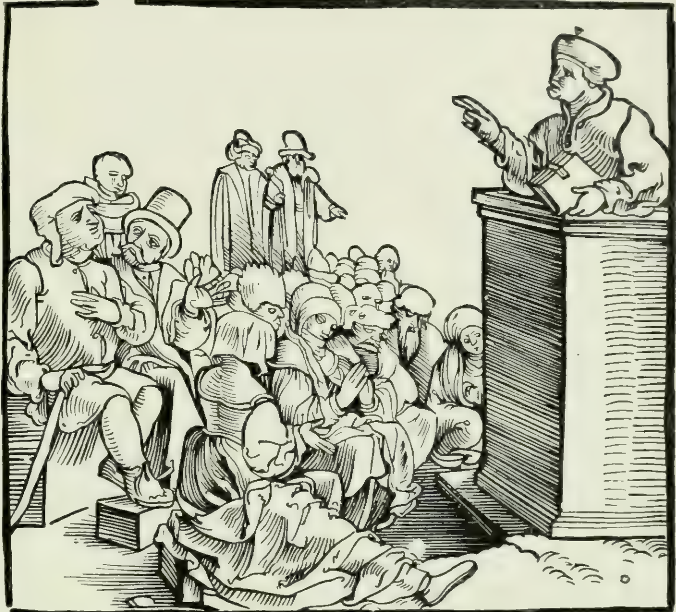
Titelbild zu Ulrich von Hutten, „Gesprächbüchlein" (ohne Ort und Jahr [1521]). Vgl. Text, S. 494.

Bei Geistlichen und Laien wirkte aber auch seit langem eine weniger kritisch und negativ, vielmehr positiv auf ein reines religiöses Leben gerichtete Strömung. Dort die korrupte römische Kirche, hier die Reinen und Guten, die in ihren Gemeinschaften das wahre Ideal der Kirche hochzuhalten meinten, eben die Ketzer in ihren verschiedenen, von Rom seit langem scharf bekämpften Formen (vgl. S. 332). Daneben jene von dem äußeren kirchlichen und weltlichen Treiben weg und auf das Innenleben gerichtete mystische Bewegung innerhalb der Kirche (vgl. S. 336), deren Ausläufer immer noch wirkten. Überhaupt kann man trotz allen Verfalles der Kirche und bei allem Haß gegen sie von einer religiösen Verwahrlosung der Massen vor der

Reformation in schroffer Allgemeinheit nicht sprechen. Von der Macht der religiösen Idee zeugen doch schon die äußeren Denkmäler, die Bauten, der Eifer, sie auszustatten (vgl. S. 412), die Stiftungen und Almosen, die glanzvollen Prozessionen und Feste, die Wallfahrten und Gebete. Dieses so rege kirchliche Leben war freilich wesentlich äußerlich. Mit Recht meinte Aventin, unmöglich sei all das häßliche Treiben, die Habsucht, die Genußsucht und Unzucht, „wie der welt prauch ist und weder Juden, Türken noch Haiden leiden, christlich ... wie viel wir halt täglich in der kirchen an das herz klopfen, papatzen [plappern], plêjen [blöken], singen, schreien; dan es spricht gott selber: diß volk êrt mich nur mit dem mund und lefzen [Lippen], aber ir herz ist weit von mir". Auch die starke Vermischung dieses Kirchentums mit altem und neuem abergläubischen Wesen und seine Durchdringung mit der hergebrachten materialistischen Auffassung sind unleugbar. Der unendlich rückständige Heiligenkultus ward immer mehr ausgebildet: die Heiligen wurden fast zu Spezialgötzen, deren jeder sein bestimmtes Ressort, namentlich auch von Krankheiten, hatte. Alles Sittliche frommer Betätigung trat zurück gegenüber dem rein geschäftlichen Abwägen von Leistung und Gegenleistung. Reliquien, die Ablaß gewährten, wurden mit einer wahren Manie gesammelt. Der später gehängte Niklas Muffel in Nürnberg hatte 308 Stück und wollte für jeden Tag im Jahr eine haben, Friedrich der Weise hatte im Jahre 1509: 5005 — davon gab jede 100 Tage Ablaß —, Kardinal Albrecht von Brandenburg noch viel mehr. Die an den Heiligenkult sich heftenden zahllosen Brüderschaften (vgl. S. 412) sammelten für ihre Mitglieder durch Gebete, gute Werke u. s. w. gleichsam ein vom Fegefeuer erlösendes Vermögen, dachten also so mechanisch wie möglich. Sie waren Versicherungen auf Gegenseitigkeit, und besonders vorteilhaft war es, möglichst vielen Brüderschaften anzugehören. Aber man scheint dennoch die damalige Religiosität des Volkes vielfach zu gering einzuschätzen, ebenso den Einfluß der Religion auf sein inneres und sittliches Leben. Auch abgesehen von den radikalen Volkspredigern (siehe die Abbildung, S. 497), die seit dem 13. Jahrhundert (vgl. S. 334) für das innere Leben des leseunkundigen Volkes, das an ihren Lippen mit äußerster Spannung hing, fast dasselbe bedeuteten wie für die Vorzeit die Sänger, gab es neben jenen minderwertigen und unwürdigen Seelsorgern eine Reihe von Predigern, die in Form und Inhalt dem religiösen Bedürfnis durchaus genügten, auch immer kirchlichen und sozialen Mißständen entgegentraten, die sogar, wie dies neuerdings für Westfalen nachgewiesen scheint, für ein reiches homiletisches Leben zeugen. Anderseits sind die auf regelmäßiges Predigen gerichteten Beschlüsse der Synoden wie die Stiftungen für neue Predigerstellen ein Beweis, daß dem Bedürfnis nicht genügend entsprochen wurde. Luthers Auftreten — er wollte doch nicht die Kirche zerstören, sondern die Religion retten gegen eine verdorbene Kirche und gegen einen geradezu antikirchlichen Papst — kam jedenfalls einem tiefen religiösen Bedürfnis vieler, für das selbst die exaltierte Form der Wallfahrtsepidemieen des 15. Jahrhunderts mit ihren krankhaften Begleiterscheinungen zeugt, entgegen: es war im Sinne eines großen Volksteils, wenn er dem anderen größeren, nur äußerlich kirchlichen die Religion wiedergeben wollte. Jene äußere kirchliche Heilsvermittelung erschien mancher gequälten Seele zweifelhaft, man wollte Gott, die göttliche Kraft selbst spüren.

Im ganzen erscheint Luthers Tat als der Abschluß einer lange schon wirksamen reformerischen Bewegung und als Befriedigung einer allgemeinen Empörung über die Mißstände: durch seine gewaltige Persönlichkeit kam man diesmal aber weiter als je vorher. Aus seinen eigenen seelischen Kämpfen heraus ist die Tat gewißlich erwachsen. Im stillen Kloster hatte er sich zu seinem Gott durchgearbeitet, auf dem inneren Verhältnis zu ihm beruhte alles;

daß das griechische Wort für Buße (μετάνοια) eigentlich Sinnesänderung bedeute, stärkte ihn später besonders, als es ihm Melanchthon erklärte. Die Hauptwirkung war, daß er die wesentlich soziale Bewegung zu einer religiösen wandelte, indem er schärfer als irgend ein Vorgänger die äußerlich untergrabene Autorität der Kirche auch innerlich erschütterte, den göttlichen Nimbus ihres Institutes vernichtete, die Lehre selbst angriff, kurz als Ursache aller Mißstände eben das System bloßlegte, während die vielen, die geistlich oder weltlich, offen und geheim die kranke und korrupte Kirche angegriffen hatten, doch immer innerhalb der Kirche die Heilung erwartet hatten. Wie sein Auftreten zunächst freilich anders ausgelegt wurde und gerade deshalb zündete, sahen wir schon (S. 447 und 494). Daß seine Bewegung durchschlug, lag wesentlich an den praktischen Konsequenzen, vor allem der Aufhebung der Klöster.



Volksprediger. Aus „Practica und Prenostica, Mentz (Mainz) 1492", gedruckt 1534. Vgl. Text, S. 496.

Die nun mögliche Einziehung des Kirchengutes brachte, wie schon Aleander erkannte, die Bundesgenossenschaft der Fürsten, die aber auch aus politischen Gründen die Bewegung unterstützten. Das theologische Mönchsgezänk wäre den allermeisten ganz gleichgültig gewesen, aber die so jäh anschwellende Bewegung war gut auszunutzen: sie konnte politische Vorteile bringen, auch die bereits eingetretene Emanzipation vom Papsttum fördern. Der aufstrebende Fürst, dessen Verwaltung ausschließliche Geltung für den gesamten Herrschaftsbereich erstrebte, der schon im 15. Jahrhundert überall (vgl. S. 425) eingriff und mit Hilfe seiner Juristen seine Hoheitsrechte nachdrücklich geltend machte, war vor der Kirche, zumal jener verfallenden und zerrissenen, nicht stehen geblieben. Schon Karl dem Kühnen bewiesen seine Juristen, daß er auch die Kirchenhoheit — die Hauptsache war wie vor alters Verfügung über das Kirchengut — habe, daß er in seinen Landen Kaiser und Papst sei. Ähnlich dachten andere Fürsten, so ein Herzog von Sachsen, so der von Cleve (dux Cliviae papa in terris suis). An dieses sich anbahnende Staatskirchentum hat dann Luther bei der Begründung der neuen Kirche angeknüpft.

Bundesgenosse war ihm in gewissem Sinne auch die humanistische Bewegung: Aleander erkannte durchaus den innigen Zusammenhang zwischen beiden und dehnte ihn ganz richtig überhaupt auf die Gelehrsamkeit aus (vgl. S. 495). Luther selbst hatte früh den Erfurter Humanisten nahe gestanden und die klassischen Studien geliebt, und obwohl er später in innerer Verzweiflung die Welt verließ und Mönch wurde, in Wittenberg sodann

nur der Theologie sich widmete, kam er doch auch dort durch Melanchthon in Beziehungen zu den humanistischen Führern Erasmus, Mutianus, Reuchlin und hat auch selbst ihre Unterstützung bei Ausbruch des Kampfes erbeten. Weiter wird, abgesehen von den philologischen Vorbedingungen und der größeren geistigen Freiheit, die der individualistische Humanismus gewährte, am ehesten jene kirchenreformerische Richtung, wie wir sie an den Universitäten gepflegt sahen, auf Luther, der seit 1508 Universitätslehrer in Wittenberg war, gewirkt haben. Freilich hat Luther, ganz entsprechend den Angriffen der Humanisten auf die Sophisten, auf die Universitäten als auf Hochburgen des alten Geistes, „Molochtempel" und „Mördergruben" leidenschaftlich geschimpft und „der hohen Schulen Gespenst", an denen alle Welt geistlich werden wolle, bitter bekämpft, anderseits gegen die Herrschaft des „blinden heidnischen Meisters Aristoteles", auf dessen Philosophie die ganze Verfälschung der Lehre des Evangeliums beruhe, vom christlichen Standpunkt aus heftig geeifert.

Überhaupt wird Luther manche frühere Reformidee bewußt oder unbewußt in sich aufgenommen haben: er selbst fand seine Ansichten am meisten denen Johann Wessels verwandt. Die ebenfalls schon auf das System, auf die Reinigung der Lehre gehenden wicliffitischen und hussitischen Ideen, gegen welche die alten Prediger immer ängstlich ankämpften, können auf manchem Wege des Studiums, wenn auch nicht unmittelbar, auf den sie vertiefenden und erweiternden Luther übergegangen sein. Allerdings erkannte er erst 1520, daß er unbewußt ein Hussit sei. Wenn wir diese eigentlich doch schon sehr weit gehende Vorarbeit nichtdeutscher Geister erwägen und ferner beachten, wie tief damals Reformideen auch die romanischen Völker bewegten, wird auch die alte, bereits von Jahn und Arndt vertretene Auffassung der Reformation als Reaktion deutschen Wesens gegen den Romanismus — schon in den tempellosen Germanen hat Jakob Grimm etwas von dem späteren protestantischen Geist zu finden gemeint — bestritten werden müssen, obgleich der Kampf gegen die orientalisch-romanische Askese wie die warme Innerlichkeit des Glaubens, die Luther gegenüber dem äußeren römischen Wesen vertrat, dem Deutschen kongenial waren.

Im ganzen gewahrt man ein Zusammentreffen höchst verschiedenartiger und noch keineswegs genügend geklärter Ursachen und Bedingungen — man beachte z. B. auch die Bedeutung, die nun der Buchdruck als Agitationsmittel gewann —, die Luthers aus innerem Drange hervorgehende revolutionäre Tat zu einem der epochalsten Ereignisse überhaupt gemacht haben. Der kulturgeschichtliche Kern desselben ist der Übergang eines nach Millionen zählenden Teiles der Menschheit zu einer neuen, von Luther selbst freilich nicht getragenen Weltanschauung durch prinzipielle Befreiung von der bisher die Weltanschauung bestimmenden römischen Kirche. Nicht der faktische, aber der prinzipielle Kulturfortschritt war die Gewinnung einer „geistigen Religion" (Harnack). Denn wie Luther über die bisherigen Reformversuche innerhalb der römischen Kirche hinaus zu einem völligen Bruch mit der Kirche kam, so hat er im Grunde mit der Kirche überhaupt gebrochen. Er hat im Prinzip das ganze, im Laufe der Zeit an das reine Christentum sich anheftende, es umschlingende und überwuchernde Menschenwerk, das auch für sich göttliche Autorität beanspruchte, zerstört, die Hierarchie und das Priestertum, die Autorität des Papstes wie der Konzilien, den reich ausgebildeten Kultus, die Opfer, die Zeremonieen, ebenso außer Taufe und Abendmahl die Sakramente, weiter die guten Werke und damit die alte materialistische Auffassung des do ut des verworfen, endlich den Nutzen und höheren Wert der Askese nicht länger anerkannt. Nichts sollte mehr gelten als der Glaube, als die Rechtfertigung durch ihn allein, das innere Erlebnis des Einzelnen,

der sich direkt der göttlichen Gnade teilhaftig fühlte. Auch auf religiösem Gebiete kam so das Individuum zum Durchbruch, wie überhaupt das gesteigerte Gefühl der Persönlichkeit an sich zu Konflikten mit den Fesseln der kirchlichen Autorität führen mußte. Gegenüber aller menschlichen Satzung sollte nur das reine Wort Gottes — d. h. für Luther das Evangelium — gelten und direkt zum Menschen sprechen. Es ergab sich daraus die Notwendigkeit, diesen wahren Heilsquell direkt dem einzelnen Laien zugänglich zu machen, also die Notwendigkeit der Bibelübersetzung, jenes Werkes, durch das Luther sich auch um die deutsche Sprachentwickelung so verdient gemacht hat. Auch hier wieder war er kein Neuerer, sondern der hochstehende Nachfolger zahlreicher oberdeutscher und auch einiger niederdeutscher, freilich unvollkommener und sich auf die Vulgata stützender Vorläufer. Schon 1515 rühmten sich die Leute, daß sie die Heilige Schrift nun selbst in Händen hätten; namentlich Evangelien- und Episteln-übersetzungen (Plenarien) waren im Umlauf. Über die Zulässigkeit von Verdeutschungen war die alte Kirche indessen verschiedener Meinung. Eine Gefahr für die Laien hat sie immer darin gesehen und sie jedenfalls nur mit Einschränkungen zugestanden; auch Brant und Geiler haben sich gegen die Heilige Schrift in den Händen der Unerfahrenen gewendet. Für die römische Kirche war das in der Tat gefährlich. Wie mußte mancher später erschrecken, als er Luthers Behauptung, weder vom Papst noch von der Messe noch von vielen anderen wichtigen Dingen sei in der Heiligen Schrift die Rede, durch eigene Lektüre bestätigt fand! Die von Luther selbst betonte Notwendigkeit, daß auch der „einfältige Mann" die Bibel lesen solle, hat dann ferner trotz aller Anlehnung an die sächsische, überhaupt an die Kanzleisprache die volkstümliche Sprache der Lutherischen Bibel, die Verbannung der „Schloß- und Hofworte" bewirkt, wozu aber das Beste Luthers eigene, durch und durch volkstümliche Art tat. Der Gottesdienst sollte nun nur in der Verkündung dieses Wortes Gottes und im gläubigen Gebet aufgehen: an Stelle eines privilegierten Priestertums mußte ein allgemeines Priestertum treten, und die Trägerin aller christlichen Ordnung wurde jetzt die Gemeinde. Die Verwerfung der Werkheiligkeit konnte die wahre, innere Sittlichkeit nur heben, wenn sie auch bei vielen einen bequemen Verzicht auf christliche Betätigung hervorrief.

Kulturell bedeutsam war vor allem die Zurückweisung der Askese: damit war der weltfeindliche Zug der Kirche, der trotz aller ihrer Verdienste um die Kultur jeden Fortschritt hemmte, beseitigt. Freilich war dieser Zug selbst in Luther durchaus lebendig: auch für ihn liegt alles Heil jenseits der Welt, die das Streben nach der Ewigkeit nur hindert. Aber er negiert die von Gott geschaffene Welt nicht. Es ist Gottes Wille, daß der Mensch seine Stelle in der Welt ausfülle, sein Leben in rechter Weise genieße, sich weltliche Ordnungen und Einrichtungen setze. Auch die Ehe ist gottgewollt. Asketische Weltflucht ist verwerflich; dem faulen Klosterbruder ist der arbeitsame Knecht vorzuziehen. Dieser Kampf gegen die Klöster war äußerst populär, nicht nur wegen jenes Treibens vieler Insassen (vgl. S. 491), nicht nur aus Spekulation auf das Kirchengut, sondern auch aus innerer Überzeugung. Viele, die gar nicht Lutheraner waren, dachten wie der Nürnberger Christoph Fürer, der 1525 der Maihinger Äbtissin schrieb, daß er Sorge habe, der Weltflüchtige, der ins Kloster gehe, „werde die welt erst darinnen recht finden". Des Klosterlebens, das so lange als göttlichstes und vollkommenstes gegolten, habe Christus auch „mit einigem wort nit gedacht". Vor allem waren viele Insassen selbst über die Erlösung von tief empfundenem Druck glücklich. Im übrigen war die Berechtigung der Welt schon vor Luther namentlich von humanistischer Seite ausgesprochen worden. Und Sebastian Brant hatte schon gesagt, daß Gott die Welt nicht geschaffen habe, damit die Menschen

Mönche und Pfaffen würden. Wenn Luther den Menschen die Freude an der Welt und an der Betätigung in derselben auch theoretisch zurückgab, so schien ihm freilich in Wirklichkeit die Weltlust seiner Zeitgenossen nur allzu fortgeschritten. Er erteilte der Welt ihr Recht, weil er Welt und Religion reinlich schied: er entfernte darum auch — und hierin liegt wieder ein großes Verdienst und Vorwärtskommen — die Religion aus der Welt. Die alte Kirche hatte trotz oder wegen ihrer Weltfeindlichkeit die Welt beherrschen wollen, war freilich auch mit der Welt, mit dem politischen, dem wirtschaftlichen und geistigen Leben aufs innigste verquickt: sie führte die Menschheit auf allen Gebieten. Erst die Emanzipation von der Kirche, die wir das ausgehende Mittelalter in Staat, Wirtschaft und Bildung anbahnen sahen — römische Juristen und Kaufleute, Humanisten und Künstler zeigten, daß die Kultur des geistlichen Monopols nicht mehr bedürfe —, ermöglichte Luther auch die theoretische Verweisung der Religion nur auf ihr eigenstes Gebiet, auf ihren wahren Beruf. Im Prinzip war die Welt vom Banne der Kirche befreit, waren die Gewissen frei. In Wahrheit freilich hat die durch Luther herbeigeführte Übermacht der religiösen Interessen (vgl. S. 513f.) die weltlichen weit mehr als vor der Reformation zurückgedrängt: ja wir werden sehen, daß die strengere Anschauung auch wieder einen weltfeindlichen Zug und übergroßen Pessimismus erzeugte. Durch die Reformation wurde überdies die katholische Kirche selbst zu einer inneren Reorganisation geführt, wie überhaupt die Kirche als solche zunächst nur gestärkt ward. Auch auf die Kultur behielt sie steten Einfluß, nicht am wenigsten auf die Kunst.

So trat der wahre Gewinn der Reformation zur Zeit nur wenig ins Leben. Und anderseits haben die Verhältnisse auch das prinzipiell als richtig Erkannte durchaus nicht immer durchführen lassen. Die Errichtung von Landeskirchen, die nach dem Vorgang schon des 15. Jahrhunderts sich als notwendig ergab, erfolgte zu schnell, als daß nicht vielfach der alte Geist bewahrt geblieben wäre. Freilich war die feste Organisation das einzige Mittel, sich auf die Dauer zu behaupten; sonst wäre die alte Kirche über freie Richtungen ohne kirchliche Geschlossenheit bald Herr geworden. Ferner erstand in der Abhängigkeit der Kirche vom Staate eine neue Fesselung. Wie man sodann vom Kult vieles beibehielt, um den Gottesdienst anziehender und wirksamer zu machen, so blieb man auch in der Umwälzung der Lehre auf halbem Wege stehen und ging aus Furcht vor den auftretenden radikalen, aber konsequenteren Strömungen sogar wieder zurück. Die Stabilierung des Evangeliums als göttlichen Quells ergab eine Buchstabengläubigkeit, gegen die Luther anfangs sich noch selbst gewendet hatte, und damit eine neue autoritative Fessel. Zu dem eigentlichen Ziel, zu einer neuen hohen und freien Weltanschauung zu führen, war der wohl ungeheuer leidenschaftliche und in den Tiefen des Gemütes weilende, aber geistig und an Wissen wenigstens nicht auf der höchsten Höhe stehende, in groben Schimpfworten z. B. alles Maß übersteigende Luther nicht geeignet. Er brachte nicht die geistige Erlösung aus jenem Zwiespalt, der die höheren Geister drückte, eher war er Tendenzen in dieser Richtung feindlich gesinnt. Und endlich blieben die eigentlichen religiösen Motive der Reformation durch die Macht der Verhältnisse für den weiteren äußeren Verlauf der Dinge wenig bestimmend. Sie war eine Sache des Volkes gewesen, das freilich das Evangelium sich materiell auslegte; noch einmal war die bisher so sehr im Vordergrund stehende Masse in die Erscheinung getreten und hatte sich selbst als wichtigen Faktor erkannt; auch Luther selbst entstammte den niederen Kreisen. Jetzt wurde die Reformation zu einer politischen Angelegenheit der revoltierenden und nach Kirchengut lüsternen Fürsten. Sie wurde Territorialsache, wobei allerdings zu bedenken ist, wie sehr schon

im ausgehenden Mittelalter alles Leben in Deutschland, geistiges, soziales und wirtschaftliches, vor allem territorial bestimmt und geschieden war, was im Vorstehenden überall aufzuzeigen allzu weit geführt haben würde. Luther hat in letzter Linie gesiegt, weil er mit den Fürsten ging, was er freilich mit derselben Naivität tat, mit der er sonst politischen und weltlichen Dingen gegenüberstand. Aber selbst in den Territorialbestrebungen verbarg sich doch immerhin der schon lebendige nationale Gedanke. Eine nationale Kirche war bei dem Versagen des Kaisers nicht möglich: aber gerade die territorialen Gewalten haben doch das Antiwelsche zum Siege gebracht. Auf das äußere Schicksal der Reformation sind dann schließlich auch die internationalen politischen Vorgänge, selbst die Türkengefahr, von bestimmendem Einflusse gewesen. Das betrübendste Ergebnis war, daß die Reformation eben doch kein nationales Werk wurde, obgleich sie eine nationale Tat, eine selbständige Leistung des so lange von anderen Völkern abhängigen deutschen Geisteslebens, ein Zeugnis deutscher Eigenart war und auf andere Nationen im Sinne des Fortschritts wirkte. Daß die bisherige kulturelle Einheit der mittelalterlichen Welt in die Brüche ging, war weniger wichtig als die nun entstandene Spaltung des deutschen Volkes selbst. Das große Zeitalter des sozialen und geistigen Zwiespaltes endete mit einer definitiven inneren Spaltung, die politisch schließlich über das unerquickliche Zeitalter der Gegenreformation zu dem unseligen Dreißigjährigen Kriege führte, die aber auch kulturell die Deutschen in zwei Hälften teilte, während außerdem beide Teile gleichermaßen noch durch die neue gelehrte Kultur und den eintretenden sozialen Wandel in eine Schicht der Gebildeten und der Vornehmen und in eine ungebildete und unterdrückte des Volkes gespalten wurden.

IX. Sinken der kulturellen Kräfte: Zurückdrängen des Volkstums und Vorbereitung eines Kulturwandels unter fremdem Einfluß. Geographische Verschiebung des kulturellen Schwerpunktes.

War für die verflossene Periode seit dem 13. Jahrhundert die wesentlichste Erscheinung das Hervortreten des Volkes, des Volkstümlichen, so setzte etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eine entgegengesetzte Entwickelung ein. Einmal schon durch die neue unvolkstümliche gelehrte Kultur, welche die höheren Schichten überhaupt ergriff, aber trotz ihrer Herleitung vom Humanismus und von den römischen Juristen bald einen pedantisch-theologischen Anstrich erhielt. Wichtiger noch war die bereits früher (vgl. S. 423ff. und 451) vorbereitete soziale Verschiebung zugunsten der Fürsten und in ihrem Dienste des Adels. Sie hatte auch eine kulturelle Folge: von Westen her ward eine neue höfische Kultur übernommen, die, ganz von der Fremde abhängig, dem Volkstum auf alle Weise entgegentrat, sich schließlich auch zu jenem gelehrten Pedantismus in Gegensatz stellte. Ihre Hauptwirkung ist die gesellschaftliche Verfeinerung der Deutschen, verbunden mit einer geistigen Aufklärung und Befreiung von der im 16. Jahrhundert entwickelten theologischen Knechtung. Vor ihren gleichzeitigen Schattenseiten, die wieder das Volk am meisten empfinden mußte, darf solches Verdienst nicht verschwinden. Zunächst freilich erscheint im 16. Jahrhundert die Volkstümlichkeit des deutschen Lebens auf einem gewissen Höhepunkt: Reformation und Bauernkrieg lassen die Masse auch äußerlich in gewaltiger Bedeutung hervortreten; die Kunst kennt keinen lieberen Stoff als das Volksleben, und die Liebe zum Volke nimmt in dem Aufschwung vaterländischen Gefühls bei Luther und vielen Humanisten auch einen bewußten Charakter an. Freilich die Vaterlandsliebe der Humanisten war auf gelehrtem Wege gewonnen: das antike Nationalgefühl regte an, und bessere geschichtliche Studien ließen auch in der deutschen Vergangenheit den Arminius als Nationalhelden neu erstehen. Zugleich ging die Richtung auf eine nationale Politik mit dem deutschen Kaiser an der Spitze; seit dem 15. Jahrhundert hatten die politischen Reformvorschläge einen nationalen, meist auch stark volkstümlichen Anstrich. Und weiter trat nun im Zusammenhang mit besserer Bildung ein Studium des Volkes hervor: es entstand so etwas wie volkskundliche Versuche. Sebastian Francks Weltbuch schildert Land und Leute der Heimat in kräftiger Anschaulichkeit, und ebenso bringt Sebastian Münsters „Kosmographey", aber abhängig von anderen, soziale Sittenschilderungen. Bei Agricola, später bei Musculus, bei Fischart finden wir ähnliche Interessen. Schon um 1500 hatte (vgl. S. 341) Unico Manninga Volks- und Rittertrachten seiner friesischen Heimat aus demselben Grunde abbilden lassen. Wir erwähnten auch schon den Eifer Hermann Weinsbergs, Tracht,

Sitten, Lebensweise seiner Zeit in langatmigen Schilderungen festzuhalten. Gerade bei diesem wurde die Sache freilich bereits pedantisch; damals ging überhaupt schon die volkstümliche Frische verloren. Schärfer und schärfer wurde das Volkstum bedrängt, es reagierte gegen die neuen Strömungen zunächst in immer derberer und unflätigerer Form, in der wachsenden grobianischen Literatur, die seine Art nun freilich erst recht bekämpfenswert erscheinen ließ. Und wie das politische Nationalgefühl in den Religionskämpfen erschüttert und im Dreißigjährigen Kriege nahezu vernichtet wurde, wie die steigende Fremdsucht alles Heimische überwucherte, wie neulateinische und neufranzösische Bildung und Sprache die Volks- und Muttersprache zurückdrängten und die neue gesellschaftliche Bildung alles Volkstümliche grob und ungeschliffen schalt, Stand und Beruf des Bürgers und Bauern aber von den siegreichen obersten Schichten unterdrückt und mißachtet wurden — wir werden das alles noch sehen —, so verschwand auch das Interesse am Volk mehr und mehr. Ganz freilich so wenig wie die volkstümliche Art selbst. Diese tritt z. B. in den Briefen der Sibylle von Sachsen, die eine junge Hofdame „ein jung Roß" oder einen Beamten einen „lausichten Tintenfresser" nennt, oder etwa 1548 in einem Briefe Moritz' von Sachsen an seine Gemahlin zur Verteidigung gegen den Argwohn, „als sollt ich lieber bei den wilden Sauen sein, auch dieselben lieber haben als Dich", hervor: ich habe sie als „alte gute Art" auch noch in Briefen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nachgewiesen. Jenes Interesse aber zeigt sich nicht nur gelegentlich, wie bei Neocorus, der von den alten Tänzen der Dithmarschen erzählt, oder in Ansichten und Abbildungen, wie bei Merian, es zeigt sich überaus kräftig, freilich in unschöner Schilderung, auch in der Literatur, so bei Moscherosch und bei Grimmelshausen und auch bei Lauremberg. In der Kunst aber wanderten diese Traditionen zu den Holländern, die das gemeine Volk mit Behagen als Kunstobjekt weiter pflegten.

Das Volkstum als solches hatte sich übrigens, gerade in den nun zu Ende gehenden Zeiten größerer kultureller Regsamkeit, auch viel fremde Elemente assimiliert, und etwas Ähnliches läßt sich von den Änderungen des äußeren Typus sagen. Wie die Rüstungen z. B. keineswegs auf besonders kräftige und große Leute schließen lassen, so waren auch Haar- und Augenfarbe längst dem germanischen Aussehen unähnlich geworden. Es gab schon ganze Striche mit kleinen Leuten von dunkler Haarfarbe. Anderseits waren Blondheit und Größe noch stark vertreten. Sehr verbreitet blieb auch die altgermanische Vorliebe für körperliche Übungen und Spiele, sogar in den Städten (vgl. S. 400). Die auch in höfischer Zeit (vgl. S. 258) erkennbare Vorliebe für das blonde Haar als schön und vornehm ferner scheint auch jetzt noch nachgewirkt zu haben. Folz und Sebastian Brant erzählen von Methoden, das Haar zu gilben, (durch Eiweiß, Eigelb, Schwefel, Harz, Bleichen in der Sonne), und im späteren 16. Jahrhundert deutet eine Stelle der Zimmerischen Chronik auf ähnliche Versuche eines jungen Adeligen. Immerhin nahm die Veränderung, die ja das ganze Mittelalter hindurch vorbereitet war, obgleich die Mischung mit Slawen nicht im deutschen Zentrum und die mit Romanen auch nur im äußersten Westen und Süden wirkte, im 16. Jahrhundert und noch mehr infolge der Fremdsucht und des Einströmens der zahlreichen fremden Elemente während des Dreißigjährigen Krieges im siebzehnten andauernd zu, und 1645 betonte Conring, der über das Äußere der Taciteischen Germanen schrieb, deren großen Unterschied von seinen Zeitgenossen.

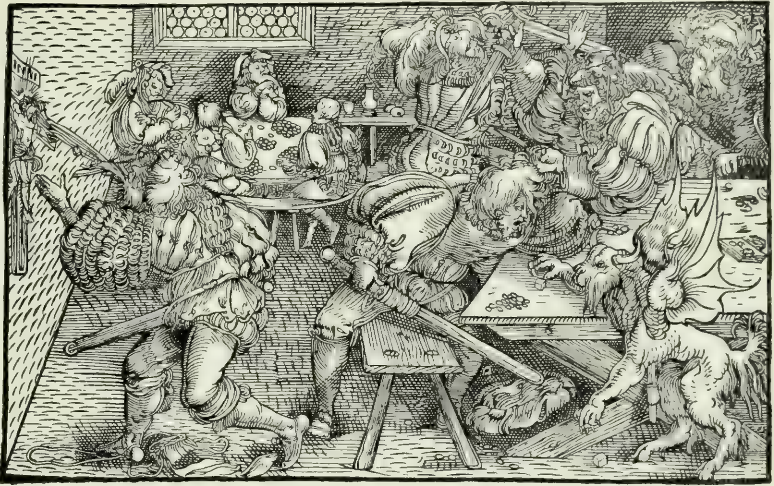
Aber das Charakteristische deutschen Lebens wird nun nicht nur das Zurücktreten des Volkstümlichen, vielmehr ein Niedergang des deutschen Menschen überhaupt, ein Erschlaffen seiner kulturellen Kräfte. An sich wäre eine Erschöpfung nach den großen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes, der städtischen Wirtschaft und auf

religiösem Gebiete wohl natürlich gewesen: aber es treten doch mehr Erscheinungen wirklichen, tieferen Verfalls ein. Es kommt zugleich eine Zeit kultureller Vorherrschaft des Fremden, die aber durch einen völligen Kulturwandel die eigentliche Befreiung vom Mittelalter vorbereitete.

Denn das Mittelalter, als kulturelle Atmosphäre genommen, dauert auch nach der Reformation fort: es ist unrichtig, mit Beginn des 16. Jahrhunderts von einer „Neuzeit" zu reden. Gewiß war durch Humanismus und Reformation, die wir im übrigen als Abschluß älterer Strömungen erkannten, der auch sonst (vgl. S. 480) herbeigeführte Fortschritt zu individualistischem Geistesleben verstärkt worden, und aus protestantischen Ländern kam später der wirkliche neue Geist: aber weder der soziale Ständebau des Mittelalters wird trotz Einfügung eines neuen Gelehrtenstandes erschüttert, vielmehr nur zu unerträglicher Abgrenzung ausgebildet, weder ändern sich die Wirtschaftsformen und politischen Verwaltungsmaximen, wenigstens nicht von Grund aus, noch zeigt vor allem das geistige, immer noch religiös bestimmte Leben eine wirkliche Abkehr vom Mittelalter. Die modernsten Elemente waren noch das römische Recht und das neue Beamtentum. Schon Treitschke und Freytag haben den Beginn der Neuzeit in die Mitte des 17. Jahrhunderts rücken wollen: wir werden sehen, daß dafür sehr viel spricht. Erst damals begann ein neuer freier Geist aufzuleben, und auch politische Vorgänge und Bildungen fordern die Ansetzung des Beginns einer neuen Periode auf diese Zeit, ebenso Kunst- und Literaturgeschichte. Schon der Hexenwahn verbindet das 15. mit dem 16. und 17. Jahrhundert als gleichen Geistes Zeitalter. Auf dem Gebiete des Handels gehören 15. und 16. Jahrhundert in den meisten Beziehungen zusammen. Und selbst späterhin ist noch kein scharfer Abschnitt zu machen. Auch das Handwerk bewegt sich in den Formen des Mittelalters weiter, die freilich erstarren und wahres Leben ertöten. Trotz Beseitigung der Autonomie der Zünfte und anderer Veränderungen bleiben die Grundlagen der Zunftverfassung die alten: diese wird jetzt erst vielfach recht ausgebildet. Überhaupt bleibt die mittelalterliche Wirtschaft, wie sie ihren Ausdruck in der Stadtwirtschaft gefunden hatte, bestehen trotz der Betätigung der Landesherren in der Wirtschaftspolitik: man arbeitete mit den alten Mitteln. Wirtschaftlich kommt man damit freilich zu einem noch späteren Termin für eine „Neuzeit", etwa zum Jahre 1800, wenn sich auch viel Neues im 18. Jahrhundert, ein wenig wohl schon im siebzehnten, vorbereitet. Die Hauptsache für die Fortdauer des Mittelalters ist, daß zwar die römische, die eigentlich mittelalterliche Kirche in ihrer kulturellen Herrschaft gebrochen ist, nicht aber die Herrschaft der Kirche überhaupt. Vielmehr nimmt nach der Reformation im Gegensatz zu ihrem eigentlichen Prinzip der kirchliche, der theologische Geist die Welt und den Menschen mehr als zuvor gefangen und schlägt den Drang zur Freiheit in Fesseln.

In dieser Entwickelung liegt die schädigende Wirkung der Reformation, keineswegs aber in den sonstigen Verfallserscheinungen, für welche die ultramontanen Historiker, an der Spitze Janssen, sie verantwortlich machen. Vielmehr zeigen sich auch diese Erscheinungen wieder lediglich als Verschärfungen solcher schon des 15. Jahrhunderts. Unmöglich kann man gerade in dieser Beziehung das 15. vom 16. Jahrhundert scheiden. Einen sehr bedeutenden Zeugen kann Janssen allerdings für seine Meinung anführen, Luther selbst. „Unsere Evangelischen", klagt dieser, „werden siebenmal ärger, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir und treiben allerlei Laster." „Es ist die Welt gar rege geworden", sagt er ein andermal, „nachdem das Wort des Evangelii offenbaret ist, sie knackt sehr; ich hoffe, sie werde bald brechen und in einen Haufen fallen durch den Jüngsten Tag, auf den wir mit Sehnen warten.

Denn alle Laster, Sünde und Schande sind nun so gemein worden und in Brauch kommen, daß sie nicht mehr für Sünde und Schande gehalten werden." Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit redet er sich immer tiefer in den Zorn über die verruchte Mitwelt hinein, die er immer mit Sodoma — ein bald auch von anderen ergriffenes Stichwort — vergleicht, der er baldigsten Untergang fortwährend prophezeit. Er stand auch mit solcher Stimmung nicht allein. Wir sahen schon, wie jener soziale Aufruhr von vielen der Reformation zugeschoben wurde, wir vernehmen, wie ein der Masse abholder Mann, Erasmus, das „neue freche, unverschämte, unbändige Geschlecht" — man sehe die Szene auf der untenstehenden Abbildung — vom neuen Evangelium erzeugt sein läßt. Erasmus weist auch ganz richtig auf das hin, was Luther selbst so schmerzlich empfand, daß nämlich das Evangelium oft nur der Vorwand für weltliche Gelüste sei, und 1523 urteilt er, daß die „evangelische Freiheit" den einen zum Vorwand für unsinnige Lizenz, ihren fleischlichen Lüsten zu dienen, den anderen für die Gier nach Kirchengut, den dritten für ihre Verschwendung und Gewissenlosigkeit herhalten müsse. Anhänger der alten Kirche, wie Carl von Bodmann, behaupteten früh, die vorher schon große Zuchtlosigkeit des Klerus sei nun seit der Verkündung des neuen Evangeliums unglaublich gestiegen.



Der Spielteufel. Nach Hans Burgkmair (1473—1531). Aus Petrarca, „Trostspiegel", Frankfurt a. M. 1620.

Aber auch nach den ersten Stürmen dauerte solche Kritik an und verschärfte sich wie bei Luther selbst. Mit großem Fleiß hat Janssen, bezw. Pastor, alle solche Stimmen zusammengesucht: wir hören Melanchthon ständig bitter klagen, ebenso jammern Jonas, Bugenhagen, Amsdorf, Bucer, Capito, Musculus, weiter eine ganze Reihe von Predigern in Hamburg, Lübeck, Sachsen, Hessen, Württemberg, Bayern, der Pfalz, im Elsaß, nicht weniger viele Visitationsberichte. Auch zahlreiche Juristen, Schulmänner u. a., wie Camerarius oder Rivius, erhoben klagend ihre Stimme. Da die Zustände in katholischen Gebieten nicht besser waren, so schrieben die Katholiken dieselben natürlich erst recht den bösen Einflüssen der neuen Lehre zu, wie jener Bodmann schon begonnen hatte, und wie es Wizel u. a. fortsetzten. Aber auch ohne Beziehung auf das „Gift" des neuen Evangeliums ward es seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland allgemein Mode, über die entsetzlichen Zustände der bösen Welt zu jammern. „Wir können leider nicht verneinen", schrieb 1544 der Konstanzer Rat, „dann daß Deutschland in allen ärgerlichen Sünden und Lastern ganz und gar ersoffen ist." In meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich aus einfachen bürgerlichen und sonstigen,

auch fürstlichen Privatbriefen eine ganze Reihe von Äußerungen wiedergegeben, die übereinstimmend über die Zeit, die Welt und die Menschen klagen, auch Sehnsucht nach dem Jenseits ausdrücken. Zwar kehren solche Klagen zu allen Zeiten wieder, aber sie häuften sich damals bedenklich und sind ein Charakteristikum der Briefe dieser Zeit.

Eben dieser Pessimismus, der bis zum Dreißigjährigen Kriege andauerte — „die Zeit ist böse" rief damals Valentin Andreä —, war ein Produkt der durch die Reformation hervorgerufenen theologischen Stimmung: keineswegs aber waren die Zustände selbst trotz unzweifelhafter Verfallserscheinungen so entsetzlich, wie sie diesem Pessimismus erschienen, und ebensowenig waren sie, obgleich sich nach der Reformation in der großen Masse allerdings zeitweise eine wegen der geistigen Unreife und der derben Gelüste abstoßende Unkirchlichkeit verbreitete, eine Folge der kirchlichen Bewegung. Wie so häufig wurde die letzte Vergangenheit plötzlich überschätzt. Wenn Luther behauptete, in seiner Jugend habe die Mehrzahl, auch reiche Leute, Wasser getrunken und kaum vor dem dreißigsten Jahre Wein, auch die „allerschlechteste Speise" genossen, jetzt aber tränken die Kinder schon schwere fremde Weine, jetzt sei die Trunksucht „ganz ein gemeiner Landbrauch worden", auch bei den Vornehmen, während das Trinken zu seiner Jugendzeit „unter dem Adel eine treffliche, große Schande" gewesen sei, so war das bei aller Steigerung der Trunksucht im 16. Jahrhundert, worauf wir noch eingehen werden, völliger Irrtum. Ein andermal urteilte er richtiger: „Das Saufen ist ein böses altes Herkommen im deutschen Lande, hat zugenommen und nimmt noch zu". Wenn er 1523 schalt: „Alle Welt gehet in Fressen, Saufen, Unkeuschheit und in allen Lüsten frei, daß es sauset und brauset", so war das schon eine geraume Zeit her so gewesen. Die Hauptklage aller der vielen geistlichen und weltlichen Sittenprediger mit ihrem starken Schimpfen auf das „satanische Zeitalter" (Luther), dem gegenüber es nie „eine verdorbenere, gegen alle Tugend und Ehrbarkeit feindlicher gesinnte Zeit" gegeben habe (Georg Fabricius), betraf jene Genußsucht, das „eitel Säuleben", wie Luther sagt, „das lasterhafte Epikuräertum" (Capito). „Die Leute", heißt es in der Magdeburger Kirchenordnung von 1554, „werden je länger je epicurischer". Wie wurde allgemein über die Laster, die die Welt wie eine Sündflut überschwemmen (Amsdorf), über das „äußerste Sittenverderben" (Gallus), die „freche Sittenlosigkeit" (Camerarius), „das vollendetste Sittenverderben" (Rivius) geklagt! Und doch war das nur der alte Zug, den wir (S. 392ff.) so ausgiebig kennen lernten. Trotzdem hatte Melanchthon halb recht, wenn er meinte, daß „bei den Vorfahren noch keine solche Genußsucht herrschte, wie sie bei unseren Leuten täglich überhand nimmt". Auf diese Steigerung kommen wir zurück. Neben der Zügellosigkeit wurde weiter regelmäßig die allgemeine Gottlosigkeit hervorgehoben. Für Melanchthons Tränen darob genügten die Wasser der „Elbe und Weser" nicht. Allerdings machte sich die Menge die Aufhebung der „guten Werke" und die Verwerfung des römischen Kultus weidlich zunutze, ebenso wie sie die Lehre des Evangeliums oft als Erlaubnis zu weltlicher Ungebundenheit auffaßte. Aber die innere Unkirchlichkeit war doch kaum größer als früher bei dem das Volksleben damals glänzend durchdringenden äußerlichen kirchlichen Wesen, dessen Fortdauer in den katholischen Gegenden auch jetzt noch manche Evangelische, z. B. Bucer und Kantzow, die Christlichkeit einer solchen Gegend höher einschätzen ließ. Zum großen Teil erklären sich jene Klagen aus der von den Kirchenleuten übel empfundenen Widerwilligkeit des Volkes, das von den „Pfaffen" befreit zu sein glaubte, etwas für die hungernden neuen Prediger, die nach Jonas wie Gassenkehricht verachtet waren, zu tun. Viele rühmten sich dabei noch ihres Glaubens und prahlten damit, das Evangelium selbst zu haben. Von anderen

wollten sie Gottes Wort nicht hören. Es kamen wohl auch Störungen der Predigt vor. Sehr charakteristisch ist endlich noch eine weitere Klage, die ebenfalls schon früher hätte erhoben werden können, nun aber für den aufkommenden unvolkstümlichen Geist spricht. Man eiferte besonders gern, auch noch nach dem Bauernkrieg, über den gemeinen Mann. Melanchthon fand allgemein eine „grenzenlose Frechheit", ein andermal (1528) sagte er: „Die Bosheit der Bauern ist unerträglich und auf den Gipfel gestiegen". Jonas klagte 1530: „Und wird dazu der gemeine grobe Mann so frech, roh und bärenwild, als wäre das Evangelium darum kommen, daß es losen Buben Raum und Freiheit zu ihren Lastern machen wollt". Im ganzen mochte ja nun das Wort eines Braunschweiger Berichts von 1545 vielfach zutreffen: „Die Kirchen sind leer, aber die Gastereien voll; die Niederen machen es den Oberen nach, und ist des Saufens und aller Liederlichkeit kein Ende". Aber ehedem war das bei vollen Kirchen nicht anders gewesen. Man muß ferner bedenken, daß alle diese Stimmen von einer viel strengeren Auffassung, als sie früher üblich war, getragen wurden, daß sie die Dinge viel zu grell darstellten, auch manches, was überhaupt nicht schlimm ist, zum Laster stempelten. Es ist deshalb gar nicht wunderbar, daß, wie Luther 1541 empört schrieb, allmählich „etliche Junker, Städte, ja auch Dreckstädtlein, Dörfer dazu" von ihren Pfarrern verlangten, „daß sie nicht sollen auf der Kanzel die Sünden und Laster strafen". In modernem Sinne wären sogar manche der getadelten Erscheinungen durchaus lobenswert, wie wenn 1532 die Straßburger Prediger sich beim Rat beschwerten, daß man „auf den Stuben und allenthalben, neben viel anderen unerhörten Gottesschmachen" sage, „es sei weder Höll noch Teufel. Wie ein Unerhörtes wäre das vor Zeiten gewesen". Gerade umgekehrt wurde vieles jetzt getadelt, worin früher niemand etwas gefunden hatte. Man verkannte bei diesem Kampf auch vollkommen, wie tief derartiges im Volke wurzelt, und weckte durch die Klagen oder Verbote vielfach erst recht die Widerstandskraft, die erst durch den sozialen Wandel des 17. Jahrhunderts erlahmte.

Will man, wie das Janssen tut, den zahllosen Strafschriften unbedingten Glauben schenken, so hätte die Verwilderung einen ganz ungeheuren Grad erreicht. Aber jene sind mit theologischem Übereifer, ferner in unvolkstümlichem Geiste geschrieben, sie wollen von der „Sünde" abschrecken, sie nehmen auch nach Art aller Eiferer den Mund allzu voll und tragen die Farben viel zu stark auf. Bekanntlich warf man damals den Deutschen am meisten das übermäßige Trinken vor, „das viehische Fressen und Saufen", wie es in einer Predigt von 1573 heißt, „die unmenschlichen Gastereien und Füllereien, so in Stadt und Land nach dem Exempel der Fürsten und Herren getrieben wird und wie im obersten Regimente übt". Aber über das 15. Jahrhundert konnten wir schon ganz Ähnliches sagen (vgl. S. 393), besonders über die auch jetzt hervorgehobenen Sachsen, und wesentlich ist es die Fülle der Quellen im 16. Jahrhundert, die diese Trunk- und Freßsucht so furchtbar gesteigert erscheinen läßt. Es wäre mir leicht, aus den Quellen noch mehr Material vorzuführen, als Janssen darüber zusammengebracht hat, und keineswegs nur aus theologischen Strafschriften und Predigergejammer oder der speziellen polemischen Trinkliteratur, neben der es auch seit dem 15. Jahrhundert eine lehrhafte „von der Kunst des Saufens" gab: aber es würde sich doch nur um Steigerung eines längst hervorgetretenen Zuges handeln. Diese Steigerung war allerdings im Übermaße vorhanden, und im ganzen darf man Freytag beistimmen, daß gerade zu dieser Zeit das Trinken ein nationales Leiden geworden sei. Es ging auch durch alle Stände. Über die Fürsten belehren vor allem Briefe und Tagebücher. Graf Lynar, als Ausländer, nahm 1590 an der Berliner Hoftafel ungern teil, „wegen des Trinkens". An den sächsischen Höfen war

„das stetig Vollsein ein alt eingewurzelt Übung und Gewohnheit". Schlimm waren die niederdeutschen Fürsten, besonders bekannt die „pommerschen Trünke". Man renommierte auch gern mit dem „Volltrinken", und damals entstanden die großen Fässer, wie das Heidelberger. Oft zitiert werden die Schilderungen, die der selbst als Musterzecher berühmte Ritter Hans von Schweinichen von dem wüsten Trinkleben an deutschen Höfen überliefert hat. Freilich standen immer neben Trunkenbolden, wie Johann Friedrich und Christian I. und II. von Sachsen, Pfalzgraf Johann Casimir, mäßige Fürsten, so Julius von Braunschweig, Christian von Anhalt u. a. Anderseits waren sogar geistliche Fürsten oft wüste Zecher, und auch manche Fürstinnen hielten nicht zurück, wie Anna von Sachsen, die am Trinken zugrunde ging. Für die Umgebung der Fürsten sind besonders bezeichnend die Äußerungen der Hofordnungen über das Trinken namentlich nach Tisch und vor dem Zubettegehen, die sich freilich nicht nur auf die Junker oder Räte, sondern bis herab auf die Knechte beziehen.

Insbesondere richten sie sich auch gegen „das unchristliche viehische Zutrinken" (sächsische Hofordnung von 1560). Dieses Zutrinken (vgl. S. 393) hatte sich aus dem alten Minnetrinken, dem im ausgehenden Mittelalter sehr beliebt gewordenen Johannistrunk, den man z. B. nach der Hochzeit zum Abschied, aber auch im Sterben trank, entwickelt. So heißt es wenigstens bei Ägidius Albertinus bezüglich des Zutrinkens: „Alsdann bringt man einander eins, zwei . . . . zwölf Gläslein St. Johannes Segen". Es bedingte das Nachkommen in gleicher Quantität und wurde bald ein Kampf- und Wettsaufen, bei dem man rasch voll wurde. Nach Spangenbergs „Adelsspiegel" trank man „bei viertel und halben, auch wohl ganzen Ellen, aufs wenigste bei Spannenlang oder Handbreit einander zu". Für das Trinkleben des Adels im besonderen bietet dieses Werk abschreckende Belege, ebenso gelegentlich Bartholomäus Ringwalt in seinem „Speculum mundi". Und bei Bürgern und Bauern war es genau so. Für jene sind z. B. einige Meistersingerlieder charakteristisch, die die Dinge, wohl auch zur Abschreckung, wieder in grellsten Farben malen. Ein ganz einwandfreies Zeugnis für die damalige Maßlosigkeit im Trinken bieten sodann neben dem „Gedenkbuch" Hermann Weinsbergs, der uns unter anderm über die studentischen Zechereien in „Kränzchen" — auch sonst bildeten sich „Sauforden" — belehrt, die Briefe einer Nürnberger Kaufmannsfrau, Magdalena Paumgartner. Wenn sie über die Fürsten beim Regensburger Reichstag (1594) meldet: „die Fürsten einander gehalten im Schlaftrunk wie Stallknechte", so hatte sie das nur gehört. Erlebtes berichtet sie aber aus der Nürnberger Geselligkeit. Bei „des Schmidmers Handschlag" (Verlobung) war es „von Herzen langweilig, daß man so lang getischt und so sehr getrunken die Männer", und von des Schmidmers Hochzeit erzählt sie: „der Bräutigam kam am Tisch nit zu Nacht, so hätt' er sich zu früh betrunken: so seltsam, daß die Braut also allein dasaß am Tisch". Gelegentlich ergötzt sie sich sogar an der Betrunkenheit der Männer; über ihre Gäste berichtet sie einmal dem in Italien weilenden Gatten, daß diese „fein ziemlich zugedeckt gewesen, daß man's die Stiegen 'nab hat führ'n müssen, sonderlich der Stoffele als Wilhelm. Du hättest Dich fein zu krank gelacht, so visierlich war es!" Dieselben Briefe gewähren, ebenso wie Weinsbergs Buch, auch einen Einblick in die übertriebene Geselligkeit der Zeit, deren Hintergrund eben übermäßiges Essen und Trinken war. Der nüchtern angelegte Gatte schreibt auf die häufigen Erzählungen von solchen Gastereien, ihm scheine, es gebe „draußen Banckettirens vollauf", und ein andermal, daß dort „schier gar das Schlarauffenland" sei; er freut sich aber, daß er durch seine Abwesenheit „manchs übrigen schädlichen Trunks" überhoben sei. Am meisten übernahm man sich, namentlich wie auch früher und später auf dem Lande, auf

Hochzeiten. Die Klagen über die ausgedehnten Mahle der Ratsherren oder die „Spitalfressereien“ (bei Rechnungsabnahme von Stiftungen), über akademische Mahle u. s. w. hätten im übrigen wieder auch früher gepaßt, schlimmer waren schon die Richtermahle während der Prozesse. Wieviel man aber bei einem „Bankett“ auftrug, zeigen die Menus, die Rumpolt für Bürger und Bauern in seinem Kochbuch von 1576 und 1581 empfiehlt.

Solchem Treiben entsprach nun wieder, wie früher, die unfeine Art des Benehmens. Es ist bezeichnend, daß z. B. die Braunschweiger Hofordnung 1589 bestimmen muß, und zwar auch für die adeligen Hofleute, daß man sich „unter dem Essen“ anständig benehmen, sich „alles gottlosen Wesens, schandbarer, unhöflicher Wort, Fluchen, Schwören, laut Lachen und Rufen, Handscherz und anderer rohen, groben, unziemlicher Geberde enthalten“ solle. Andere Hofordnungen verbieten, vor dem Frauenzimmer seine Notdurft zu verrichten, überhaupt Gemächer, Gänge, Treppen u. s. w. „mit Urin oder anderem Unflath zu verunreinigen“, mit Knochen um sich zu werfen, sich gegenseitig mit Bier zu begießen. Wir hören von Fürsten, die ihre Frauen schlagen, unflätige Worte lieben, bei Tisch schreien, wüste Schimpfworte gebrauchen. Schlägereien müssen sehr häufig gewesen sein. Es ist der Höhepunkt des schon früher (vgl. S. 454) beobachteten Grobianismus. Als Nachfolger von Brant und Köbel, in dessen „Tischzucht“ von 1492 sich auch grobianisch parodierende Züge finden, hat Murner den Grobianismus in der „Schelmenzunft“ gelegentlich vorgeführt; ein Wormser Druck von 1538, „Grobianus' Tischzucht“, gibt den „Brüdern im Sauorden“ gute Lehren im Fressen. 1549 erschien der das unflätige, derbe und rücksichtslose Benehmen der Zeit und die Mißachtung der Frauen ironisch preisende lateinische „Grobianus“ von Friedrich Dedekind, eine Abschreckungsschrift, die Kaspar Scheidt 1551 in volkstümliches Deutsch übersetzte und erweiterte. Aber trotz dem Motto: „thu allzeit das widerspil“, wirkte die witzige Schrift gerade entgegengesetzt: die Leute sahen ihre Art mit Behagen geschildert, und die Übertreibungen lockten nur an, sie zu erreichen. Auch Scheidt sieht die Hauptursache der Verwilderung in dem Saufen, und die schon früher hervorgetretene Abneigung der Südländer gegen die sich daraus ergebenden Unmanierlichkeiten hebt er scharf hervor: der Deutsche hieße bei jenen „Porco tedesco (deutsches Schwein), inebriaco (Trunkenbold; diese Bezeichnung erwähnt schon Murner), Aleman yuvrongne (trunkener Deutscher)“. Auch der angebliche äußere Schmutz der Deutschen ward namentlich in Italien indigniert empfunden. Man erinnert sich dabei der für 1570 von Schweinichen erwähnten 27 Unfläter, die sich prinzipiell nicht waschen wollten. Man könnte entsetzt sein, wenn man damit die ästhetische Haltung der Minnezeit vergleicht. Aber jene war niemals tief in die Nation, nicht einmal in die ritterlichen Schichten, gedrungen, der romanische Firnis ging bald wieder verloren. Die dann hervortretende derbe Volkstümlichkeit, mit deren Zähmung die bürgerliche Anstandslehre gewissermaßen von vorn anfangen mußte, ist jetzt kurz vor ihrem Untergang auf den Höhepunkt verzweifelter Übertreibung gekommen. Sie sah sich bereits durch neue Mächte bedrängt, durch die theologische Sittenstrenge wie die südliche gelehrte Bildung, weniger noch durch die ersten Anfänge der höfischen Kavalierbildung des Westens: sie reagierte gewissermaßen dagegen, indem sie sich aufs tollste überschlug. Die Gebildeten selbst, die zunächst meist noch volkstümlich sein wollten, fanden auch nicht mehr die einfache Art früherer Zeit. Sie wurden angesteckt von dem grobianischen Wesen, das sie doch bekämpfen wollten; sie verloren aber vor allem jeden Geschmack. Das Zuviel wurde nun auch die Signatur des Ausdruckes; eine entsetzliche Weise der Verdrehung, Verschlingung, Anhäufung, eine vertrakte Komik, trotz volkstümlicher Derbheit schon gemacht

erscheinend, ward nun für wirkungsvoll angesehen. Es ist Fischarts freilich überragende Art, die damit gemeint ist. Ein Schüler jenes Scheidt, wie dieser auch die groben Sitten der Zeit verhöhnend, hier aus der humanistischen Literatur, dort vor allem aus der französischen, aus Rabelais schöpfend, aber alles deutsch färbend, übertrumpfte Fischart das Groteske, steigerte die Satire ins Maßlose. Er war ein bedeutender Mann, ein Bekämpfer der geistigen Rückständigkeit der neuen Scholastiker wie des alten mönchischen Wesens, ein feuriger Feind des Papsttums und der neuen Freiheitsfeinde, der „Jesuwider", freilich auch ein Freund der Hexenverbrennung (vgl. S. 523), sonst ein bürgerlich denkender, für das Familienleben warm eintretender Deutscher. Er war ein Dichter von erstaunlicher Ausdrucksfähigkeit, scharfer Beobachtungsgabe und starker Begabung, aber ein Kind der Zeit: in ihm spiegelt sich die von ihm selbst so genannte „heut verwirrte ungestalte Welt", die „abenteuerliche und ungeheuerliche" Weise.

Eben wurde das Familienleben genannt; auch in diesem Zug war Fischart typisch, und die noch sehr stark hervortretende Wärme des Familiensinnes sollte überhaupt davon abhalten, die sittliche Verwilderung der Zeit allzu grell zu malen. Welch innige Gattenliebe offenbart sich aus den Briefen der Sibylle von Sachsen an ihren gefangenen Gemahl; aber diese zeigen sie auch als treue Mutter und tüchtige Hausfrau mit durchaus volkstümlicher Art. Die Briefe anderer Fürstinnen und Fürsten gewähren ein ähnliches Bild, so die der Herzogin Dorothea, der Gemahlin Albrechts von Preußen, die den Ausdruck inniger Liebe auch mit schalkhafter Derbheit zu verbinden weiß, so die des Kurfürsten Moritz von Sachsen an seine Gemahlin Agnes. Freilich gab es auch unglückliche und zerrissene Ehen, nicht selten durch Schuld des fürstlichen Gatten, wie Joachims II. von Brandenburg oder Erichs II. von Braunschweig, und die wilden Sitten mancher Fürsten, wie eines Herzogs von Liegnitz, der seine Gemahlin in der Pagen Gegenwart nach seinem Willen zwang, bieten auch recht unerfreuliche Bilder. Aus Bürgerkreisen dürfen wieder die Briefe jener Magdalena Paumgartner aus Nürnberg angeführt werden, ihre herzigen und frischen Brautbriefe, zu denen die freilich etwas geschäftsklugen Briefe der Ursula Freherin an Johann Adolf von Glauburg eine Parallele bilden, wie die liebevollen Briefe der Gattin an den „herzeten Schatz" oder den „herzallerliebsten Paumgartner". Und nur mit Rührung wird man den gefaßten Brief lesen können, in dem sie dem fernen Gatten 1592 den Tod ihres geliebten Söhnchens „Balthasla", dessen Kinderleben in den Briefen auch sonst eine Rolle spielt, anzeigt: „Muß mich demnach nur mit Gott zufrieden geben, denn ich leider sehe, nit mehr davon bring, denn Schwächung, bösen Kopf und böse Augen." Wie hübsch plaudert sie von der kleinen Nichte, dem „Madela", das sie dann ins Haus nimmt: „Vertreib indeß mein Weil mit dem kleinen Madela, das so werklich [niedlich] ist, daß wir alle Freud mit ihr haben."

Zur Stärkung des Familiensinnes, der uns freilich auch früher erfreulich entgegentrat, hat die Reformation insofern beigetragen, als der Kampf gegen das Zölibat die Ehe ihres geduldeten, im Grunde unheiligen Charakters entkleidete. Anderseits hat jene mit dem grobianischen Zuge der Zeit verbundene Mißachtung des weiblichen Geschlechts doch wieder auch die Ehe entwürdigt, und gerade hierin fand das neue sittliche Eheideal einen Hauptwiderstand. Eine ehefeindliche Strömung (vgl. S. 454) durchzieht auch noch die Literatur des 16. Jahrhunderts, eben aus grobianischem Geist heraus. Der Verfasser eines „Hausteufels" warnt vor den Lästermäulern, die die Frau herabsetzen, Spangenberg vor den Schandsprüchen über den Ehestand. Letzterer weist auch auf die damalige ehelästernde, zotige Unterhaltungsliteratur hin, wie Freys „Gartengesellschaft". Überall wurde gern das „böse" Weib

geschildert, die Schwänke und Spiele wimmelten von Prügelszenen, und der „Siemann“ (vgl. S. 387) war eine nicht unwitzige Verkörperung der Weibertyrannei in der Ehe, schließlich überhaupt aller schlechten weiblichen Eigenschaften. Noch 1609 trat dieser Zug in Johann Sommers „Malus mulier“ und „Imperiosus mulier“ grell hervor. Aber wenn hier sogar ein protestantischer Prediger die Feder führte, war dennoch jenes evangelische Ideal schon mehr durchgedrungen. Überdies gab es eine große ehefreundliche evangelische (auch dramatische) Literatur, die aber schon ältere Vorbilder (wie das „Ehebüchlein“ Albrechts von Eyb) hat. Das Familienleben Luthers aber ist später in vielen Pfarrhäusern wiederzufinden gewesen. Durch den Protestantismus trat in seinem Gebiete bei der Hochzeit nun auch die kirchliche Trauung in den Vordergrund gegenüber der früher betonten Verlobung und Heimführung. Gewiß hat der grobianische Ton der Zeit auch den Verkehr zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern beeinflußt, insbesondere mag es unter den höheren Schichten im Landadel damit schlimm bestellt gewesen sein. Aber gleichwohl zeigte gerade die Edelfrau durchaus jene Züge der echten Hausfrau, die Wirtschaftlichkeit, Treue und Güte vereint. In das Familienleben vieler Gelehrten, Ratsherren, Künstler, Handwerker (siehe die obenstehende Abbildung) geben uns im 16. wie im 17. Jahrhundert die Haus- und Familienchroniken trotz ihrer trockenen Kürze genugsam Einblicke, um es als durchaus unverdorben und echt zu empfinden. Es beschrieb wohl auch der Gatte, wie der Ratsherr Bildstein

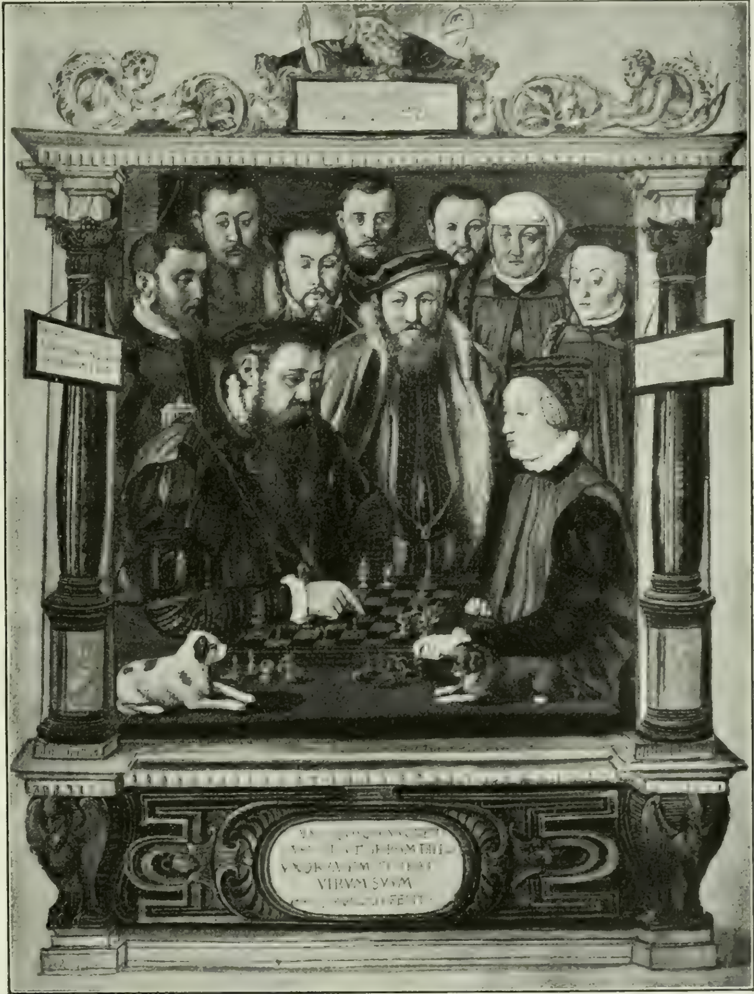


Bild zweier Ehegatten. Schachspiel, gemalt von Hans Muelich. Aus dem Kleinodienbuch Annas von Österreich (etwa 1550), in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cim. 46).

in Hagenau, ausführlich das Leben seiner dahingegangenen Gattin. Ebenso finden sich in der Literatur nicht nur bei Fischart familienhafte Züge, z. B. in manchen hübschen Szenen biblischer Dramen. Und so gibt es auch sonst erfreuliche Züge. Selbst Janssen führt die Äußerung eines geistlichen Unterrichtsbuches, des „Christenspiegels" (1597), an, wonach die in der Stille geübten Tugenden nicht verzeichnet würden. Die Nachwelt werde sagen, die Menschen dieser Zeit seien schlimmer gewesen denn die zu Sodoma und Gomorrha. Sie würde anders urteilen, wenn sie auch „das viele Gute" wüßte, was „noch im täglichen Leben bei Hoch und Niedrig" sich zeige. Janssen versäumt nur, sein Gemälde danach zu berichtigen.

Gewiß ist vieles äußerst abstoßend. Jene Trunksucht ist nicht zu beschönigen; neben Wein und Bier spielte eine größere Rolle allmählich der Branntwein, dessen freilich zunächst kostspieliger Genuß durch Ordnungen beschränkt zu werden begann; und gewiß hat er wie die im Übermaß genossenen anderen Getränke auch physisch die Leute heruntergebracht. Dem „unmäßigen Fressen und Saufen" schrieben viele Zeitgenossen, auch Ausländer, eine allgemeiner beobachtete Abkürzung der Lebensdauer zu; schon Luther meinte, die „Welt wird itzt nicht alt"; und Lazarus von Schwendi mag bezüglich der Völlerei richtig sagen: „Man spürt, wie teutsche Nation Jn Abgang thut darüber ghon." Aber es gab doch, wofür ja die vielen Sittenprediger selbst Zeugnis sind, bereits eine große Opposition dagegen. Viele Leute waren, wie jener Paumgartner, dem Trinken durchaus abhold; auch in den höheren Ständen breiteten sich Mäßigkeitsorden aus, wie die von Kardinal Otto von Augsburg 1545 gegen das Zutrinken gegründete Gesellschaft. Schon 1524 hatte sich in Heidelberg ein Fürstenbund gegen das Zutrinken gebildet, dessen Mitglieder nur bei Besuchen in dem trunkfesten Niederdeutschland nicht an die Bestimmung gebunden waren. Der Erfolg war freilich nicht größer als der der obrigkeitlichen Ordnungen. Von letzteren konnten überdies die Leute sagen: „Die Oberkeiten liegen selbst krank im Bett und wollen Andere curiren." Anderseits ist das, was Giordano Bruno über den Trinkkultus an deutschen Universitäten berichtet, nicht wesentlich schlimmer, als was noch heute darin geleistet wird. Hat jedoch gleichwohl die Völlerei gegen das 15. Jahrhundert immerhin zugenommen, so zeigt sich das 16. Jahrhundert in einer parallelen Schwäche jenem gegenüber sogar entschieden gebessert, in der Unzucht nämlich. Zwar schimpfen auch darüber einige Sittenprediger weidlich, aber was sie Tatsächliches anführen, hat gegen früher nicht viel zu besagen. Zwar werden Luther und seine Anhänger töricht beschuldigt, die Ehe in Mißachtung gebracht zu haben und Vielweiberei zu begünstigen, manche reden vom Ehebruch als allgemeiner Sünde; über die Verdorbenheit der Jugend wird geklagt; die Hurerei, die, wie der Prediger Grüninger zu Anfang des 17. Jahrhunderts harmlos behauptet, in Wittenberg „etwas Seltsames und Ungewöhnliches" gewesen sei, soll nun prangen u. s. w. Jn Wahrheit ist das alles nur strengere Auffassung oder Übertreibung. Stimmen aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts beweisen überdies nichts für die spätere Zeit. Charakteristisch ist, wie als über ein Hauptzeichen der Unzucht über die schandbaren „tollen", „geilen, hurischen und bübischen" Tänze gejammert wird, z. B. von Cyriacus Spangenberg über das „unzüchtig Aufwerfen und Umbwerfen und Entblößen der Mägdlein". Schon Agrippa von Nettesheim klagt 1526 darüber. Aber ähnlich waren im ganzen schon die früheren Tänze mit ihren lasziven Tanzliedern und derben Scherzen. Bei ehrbaren Bürgern war auch der Tanz anständig, weniger wohl bei den Bauern. Ein scharfes Mandat des Kurfürsten August von Sachsen scheint allerdings einige starke Auswüchse zu bezeugen: es spricht von Tänzen mit nackten oder halbbekleideten männlichen

Teilnehmern. Aber die Erwähnung des Umstandes, daß in Dresden also zur Nachtzeit auf den Kirchhöfen getanzt worden sei, macht die Sache, wenn man an die Hexenbeschuldigungen denkt, verdächtig. Daß die derben, ja zotigen Schwankbücher vor den Eiferern keine Gnade fanden, ist natürlich. Die „unzähligen Buhllieder" aber, von denen Beinhaus 1617 spricht, werden wohl zum Teil schöne Volkslieder gewesen sein. Freilich nahm das bewußt Lüsterne und Unsaubere bei der grobianischen Gesellschaft eine bedeutende Stelle ein, und unschuldig waren auch die Schriften aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die „Venusschule" etwa, so wenig wie jene die Nürnberger Fastnachtsspiele noch hinter sich lassenden lockeren Spiele der „englischen Komödianten" um 1600. Diese brachten auch die „liederlichen und springenden oder tanzenden Weiber", dieses „hochschädliche Ungeziefer", die indessen trotz aller Eiferer sehr beliebt waren. Aber die volkstümlichen „Lustschriften" und Schwänke, das „Rollwagenbüchlein", die „Gartengesellschaft" u. s. w., auf die z. B. Johann Fickler aus Salzburg 1581 heftig schilt, und denen er in angeblich entsittlichender Wirkung auch zuvörderst Luthers Tischreden, „so voller unflätiger, stinkender Bossen", gleichstellt, pflanzten doch nur die derbe Art früherer Zeit fort. Wenn Guarinoni sich 1610 über die „Bad-Unzucht" in Tirol ereifert, über diese „Schand- und Lasterhäuser", so kam er damit für große Teile Deutschlands zu spät. Die Badstuben waren vielfach schon eingegangen, ihre „klassische" Zeit lag im 15. Jahrhundert, ebenso die der Frauenhäuser, deren Aufhebung gerade Luther 1520 forderte. Eben die Reformation hat in sittlicher Beziehung nicht allein keine Verschlechterung gebracht, vielmehr eine wesentlich größere Sittenstrenge hervorgerufen. Gerade sie hat die früher sich so breit machende Unsittlichkeit ganz bedeutend eingeschränkt. Unter ihrem Einfluß wurden namentlich infolge der Augsburger Reichspolizeiordnung von 1530 vielerorts die Frauenhäuser, nicht ohne große sonstige Bedenken, z. B. wegen der Gefährdung der anständigen Frauen, aufgehoben, zum Teil allerdings schon vor ihr und auch in katholischen Gegenden, wie in Wien; es geschah z. B. in Basel, Nördlingen, Ulm und um die Mitte des Jahrhunderts in Ansbach, Regensburg, Augsburg, Frankfurt a. M., Nürnberg. In vielen Orten wurde das gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter verboten, wurden Dirnen mit Auspeitschung und Pranger bestraft, Kuppler aber, z. B. in Frankfurt a. M., mit dem Halseisen und Ausweisung; in vielen wurde überhaupt die Hurerei als solche geahndet und gegen den Ehebruch erheblich schärfer vorgegangen. Nach dem sächsischen „Codex augusteus" wurde letzterer mit dem Tode durchs Schwert bestraft, in Württemberg 1586 bei Wiederholung mit dem Tode u. s. f. Jetzt wurden auch die Kinder aus einem Konkubinat viel rigoroser behandelt als früher. Sie waren nach der Brandenburg-Nürnberger Ordnung von 1533 „gemeinlich zu allerlei ehrlichen Ständen untüchtig".

Aber derselbe strenge kirchliche Geist, der auf diesem Gebiet im ganzen segensreich wirkte, ist nun doch in seinem Übermaß und Übergewicht dem deutschen Menschen nicht förderlich gewesen. In ganz anderem Sinne, als Janssen will, hat die Reformation zu dem oben angedeuteten kulturellen Verfall im 16. Jahrhundert beigetragen, eben durch die Übertreibung des theologischen Geistes. Zunächst führten die Glaubenskämpfe zu einem aufrichtigen oder geheuchelten Übermaß von Teilnahme an den konfessionellen und dogmatischen Fragen. Obgleich sehr weltliche Motive die Dinge lenkten, schien die ganze Zeit von nichts anderem erfüllt als von Glaubensfragen. Mit Recht nennt Freytag „das Pfaffengezänk das einzige nationale Interesse" für lange Zeit. Die dogmatischen Spitzfindigkeiten und Zänkereien, die z. B. auch das Kirchenlied ebenso wie die biblischen Schauspiele färbten, wurden nicht nur in den Kanzleien und in den Gelehrtenstuben, sondern auch an

den Höfen der Fürsten wie in den Wirtshäusern des gemeinen Mannes mit leidenschaftlichem Eifer erörtert. „Da sitzen jetzt alle Bierhäuser", schrieb Schwenckfeld schon 1524, „voll unnützer Prediger". Ästhetische oder sonstige geistige Interessen traten fast ganz zurück. Erst um die Mitte des Jahrhunderts wurden wieder andere Töne in der Literatur angeschlagen. Die Kunst beteiligte sich aufs lebhafteste am Streit der Konfessionen. Spottbilder — übrigens schon im 15. Jahrhundert sehr beliebt — wurden trotz aller Verbote massenhaft in Deutschland verbreitet, namentlich protestantischerseits die „Pfaffen" und den Papst oft unflätig verhöhnend. Bilder schmückten auch zum Teil die begehrten Spott- und Schmähschriften beider Parteien, die voll fanatischen Eifers und geistiger Armut waren. Es war eine rechte Blütezeit des Pasquills. Charakteristisch für den Schmähgeist ist, daß man dem Gegner — Luther ist davon nicht allein betroffen — irgend eine anormale, „gräßliche" Todesart nachsagte. Luther hat das auch getan. Überhaupt ist er in der Leidenschaft des Schimpfens für den Ton der antipapistischen Schmähschriften, deren fingierte Wortführer meist den unteren Ständen angehören, recht vorbildlich geworden; die Katholiken ihrerseits, wie etwa Hans Salat von Luzern oder der Konvertit Johann Engerd, ließen es indessen ebenfalls nicht fehlen. Aber Feindschaften und Gegnerschaften waren doch schon im 15. Jahrhundert zu haßerfülltem Ausdruck gekommen, und es ist nicht ganz richtig von Janssen, die Satire des 15. Jahrhunderts in Gegensatz zu dem „bittern Haß und Hohn" zu stellen, der nach der Reformation „Kennzeichen der Satirik" wurde. Immerhin leistete man jetzt Stärkeres in der persönlichen Verunglimpfung, und die Hitze des Kampfes war, nachdem erst richtige Parteien gegenüberstanden, ungleich größer. Die Prediger hetzten noch zu immer stärkeren Angriffen. „Nur getrost wider sie gangen", schrieb noch 1593 Nigrinus, „und die Brände geschürt, daß ihnen frei recht heiß werde." Nicht nur Protestanten und Katholiken, Lutheraner und Reformierte, auch die Lutheraner unter sich lagen sich in den Haaren; man denke an den Streit zwischen Flacius und dem sanften Melanchthon. Sehr bezeichnend ist es, wie einzelne Lutheraner speziell die Kalenderreform des Papstes Gregor XIII. auslegten: er wolle nur, meinte Caspar Füger, Christus wegen des Termins des Jüngsten Gerichts verwirren, damit er selbst weiter ungestraft seine Schinderei, Gotteslästerung und Bubenstücke treiben könne. Der Teufel wurde von allen Seiten mit Eifer als Herr oder Helfer der Gegner herangezogen.

Aber die Theologie übte nun überhaupt eine völlige Vorherrschaft im geistigen Leben aus. Im Grunde wurde das klassisch-mittelalterliche Prinzip neu belebt: alles zur Ehre Gottes. Nur ihm dient die Wissenschaft, deren höchste Krönung die Theologie ist; die Philologie ist lediglich deren Dienerin; Gott soll auch die Poesie preisen, ihn die jetzt übrigens weniger gepflegte Kunst verherrlichen. Anderseits ging die Strömung weiter als im Mittelalter. An der Ausgestaltung einer neuen Dogmatik arbeiteten, streitend und tüftelnd, nicht nur die Theologen, die so ein neues Zeitalter der Scholastik hervorbrachten: theologisch beschlagen zu sein, war überhaupt ein Zeichen der Bildung, selbst der Vornehmen. Die geistigen Führer der Zeit wurden mehr und mehr die Hoftheologen. Es ist charakteristisch, daß viele Erlasse und Ordnungen der weltlichen Obrigkeit mit erbaulichen theologischen Einleitungen beginnen. Gerade das Zurückdrängen volkstümlicher Lust durch die weltlichen Mächte geht jetzt wesentlich auf den kirchlichen Geist zurück. Wohin war ferner der geistige Aufschwung der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts geschwunden? Das hatten ja die damals siegreichen Humanisten kommen sehen! Nicht Verweltlichung der Bildung hatte die Reformation gebracht, sondern das Gegenteil. Eobanus Hessus hatte 1523 prophezeit, die neue Theologie werde eine schlimmere Barbarei

bringen, als eben überwunden war, und 1524 sprach er von den neuen Obskuranten. Erasmus meinte überall, wo das Luthertum herrsche, die Wissenschaften zugrunde gehen zu sehen. In der Tat hatte die Reformation den eben vom Humanismus eroberten Universitäten und Schulen eine neue, zunächst abwärts führende Krise gebracht. Äußerst lebhaft klagte seit 1522 namentlich Melanchthon über die Barbarei der Theologen. Justus Jonas erklärte 1538, „seitdem das Evangelium seinen Weg durch die Welt angetreten habe, seien die Universitäten so gut wie ausgestorben"; von Erfurt sei eine jammervolle Ruine übrig, von vielen anderen „nichts als trübselige Leichname". Daß das zutraf, darüber mag man bei Paulsen die Nachweise im einzelnen — Erfurt hat sich nie wieder ganz erholt — nachlesen. Auch die katholisch gebliebenen Universitäten litten stark. Und allgemein wurde über den Verfall des Schulwesens geklagt. Es machte auch der eben entwickelte gelehrte Buchhandel unter solchen Umständen wieder Rückschritte. Auf den Niedergang der Universitäten hatte übrigens viel weniger ein bei einzelnen fanatischen Prädikanten hervortretender Haß gegen die Wissenschaften Einfluß, als ein sehr materielles, von Luther, Melanchthon und anderen auch wohl erkanntes Motiv. Wie nach Luther früher (vgl. S. 498) alle Welt auf Universitäten ging, um geistlich zu werden, so mied man sie jetzt, weil dieser nunmehr auch noch pfründenlose Stand vielfach überhaupt allgemein mißachtet wurde. Denn nach Widmann hatten die Leute ja aus Luthers Schriften selbst vernommen, „daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten". Und wie viele Menschen, hoch und niedrig, waren einst in der Kirche versorgt worden! Tatsächlich waren dagegen die neuen Pfarrer in bedrängter Lage (vgl. S. 506). Gelehrten Ersatz für sie ferner gab es, sobald die älteren, aus der katholischen Kirche getretenen Geistlichen ausgingen, nicht mehr; man griff sogar zu Handwerkern und Bauern. Eben dieser Umstand, die Sorge um den Nachwuchs der Pfarrer für die neue Kirche, zugleich aber das alte unabweisbare Bedürfnis der Landesherren, auch der protestantischen, nach Juristen, hat dann die Reformatoren mit allem Eifer darangehen lassen, die gefährliche Krise zu überwinden. Übrigens übte der genußsüchtige und materiell gerichtete Zug der Zeit auch seinen Einfluß. „Die Wissenschaft", sagte 1523 Wizel, „ist um ihre Ehre gekommen, gutes Leben aber, Reichthum und Überfluß werden wundersam verehrt. Die Schulen stehen leer, zu Hofdiensten, zur Kauffmannschaft, zur Alchymie und zum Bergbau läuft man am meisten." Von der Unterrichtsreform später (S. 527). Aber selbst die reorganisierten oder neubegründeten Universitäten waren nichts weniger als Stätten freier Wissenschaft: auch der gealterte Melanchthon klagte trotz seiner Erfolge über den Niedergang der schönen Wissenschaften. Gewiß wurde nun ein reineres Latein, auch Griechisch, gepflegt, von der mittelalterlichen Philosophie war nichts mehr übrig: aber gleichwohl herrschte der mittelalterliche Geist der nur gewandelten „Sophisten", er war nur noch unduldsamer geworden und rein ins Theologische gewendet. „Die alten Sophisten", sagt Paulsen, „hatten doch ihr Geschäft in leidlichem Frieden betrieben; jetzt dagegen überall, in Wittenberg und Jena, in Frankfurt und Königsberg, in Nürnberg und Straßburg, Händel und Verfolgungen, Inquisitionen und Vertreibungen."

Eine unerquickliche theologische Atmosphäre lag über der ganzen Zeit. Wieder einmal können uns diesen Geist die Namen widerspiegeln. An Stelle der alten volkstümlich gewordenen und gewandten Heiligennamen (vgl. S. 382) griff man in protestantischen Landen zu biblischen Namen, wählte vor allem recht seltsame und sicher als fromm sich kennzeichnende aus. Zu den Abraham, Adam, Benjamin, Daniel, David, Elias, Joachim (der der vulgärste Name wurde), Elias, Jonas, Salomon, Simon, Tobias, Zacharias u. s. w. kamen Malachias, Manasse,

Kaleb, Eleazar, Nathanael. Im 17. Jahrhundert griff man zu gemachten Vornamen; so hieß ein Frankfurter Student (1649): Hoffe des Herrn. Die neutestamentlichen Vornamen gingen daneben in Fülle einher. Der allgemein beliebteste Name war aber wie früher Johann. Jedenfalls vermied man auf protestantischer wie auf katholischer Seite, auf der man bei den alten und neuen Heiligen blieb, auffallend alle bisher noch vorgekommenen nichtfrommen Namen.

Aber auf beiden Seiten äußerte sich der fromme Zeitgeist nun auch in weniger harmloser Weise. Es ist ihm die Steigerung der Hexenverfolgung im 16. und 17. Jahrhundert, deren völlig ausgebildete Anfänge allerdings bereits im 15. Jahrhundert liegen (vgl. S. 484ff.), ganz wesentlich zuzuschreiben. Hansen hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die so oft behandelten Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts für die Erklärung des Problems nichts Neues bieten können, aber der Wahn scheint mir doch, auch wenn es sich nur um immer neue grausige Wiederholung der alten Erscheinung handelt, erst jetzt seine charakteristische Bedeutung für den gesamten Zeitgeist, für die Gesellschaft überhaupt zu erlangen, womit denn auch die enorm gesteigerte Zahl der Opfer zusammenhängt. Die beiden wichtigsten Momente, die in Deutschland nach der Reformation auffallen, der Massencharakter der Verfolgungen und der Übergang derselben an die weltlichen Richter, waren freilich schon vorher vorbereitet. Der letztere war das Ziel des „Hexenhammers“ (vgl. S. 485) gewesen. Den Theologen und den Inquisitoren gefiel das gar nicht, am wenigsten den spanischen, die die Hexenverfolgung als ihr Recht in Anspruch nahmen. Das taten sie auch nach wie vor da, wo die Inquisition bestehen blieb, wie in Italien. In Deutschland war das aber schon seit Beginn des 16. Jahrhunderts nahezu nicht mehr der Fall. Die weitere Verbreitung des Hexenwahns ist hier vielmehr Hauptstärke der römischen Juristen geworden. Der neuburgische Landvogt Ulrich Tengler, der 1509 ein weitverbreitetes und sehr einflußreiches Handbuch, den „Layenspiegel“, verfaßte, hat sich für die zweite Ausgabe (1511) von seinem Sohn, der aber Geistlicher war, die dafür wichtigsten Teile des „Hexenhammers“ hinzufügen lassen und dem unheilvollen Produkt theologischen Geistes damit neue Ansteckungskraft gesichert. Jenen vereinzelten oppositionellen humanistischen Stimmen (vgl. S. 486) gegenüber ist denn auch schon oben betont worden, daß der Wahn gleich nach 1500 von der Menge allgemein geteilt wurde, aber auch die Gebildeten mehr und mehr erfaßte. Der anfangs angezweifelte Hexenflug wurde auch durch Holzschnitte und Kupferstiche damals dem Volke vertraut, ebenso das sonstige Treiben der Hexen (so bei Ulrich Molitoris [vgl. S. 486] und bei Tengler). Selbst Dürer hat einen Hexenflug gestochen, und namentlich Hans Baldung Grien liebte dergleichen. Die Ausbreitung der Verfolgungen ferner über das bisher darin zurückhaltende Niederdeutschland setzte schon seit etwa 1490 ein und beweist die Zunahme des Wahns überhaupt. Für diese ist aber vor allem jene an Stelle der früheren Einzelprozesse tretende Massenverfolgung unter gleichzeitiger Anerkennung des Hexenflugs und Hexensabbats seitens der Juristen bezeichnend. Am Niederrhein erhielt sie schon in den neunziger Jahren epidemischen Charakter. Als die Reformation eintrat, war der Wahn also ein Teil der allgemeinen Weltanschauung, an der etwas zu ändern den neuen Konfessionen ganz fern lag.

Die weitere Zunahme wäre demnach lediglich der gesteigerten Verblendung der Juristen, die eine jetzt traditionelle Spezies übertrieben, zuzuschreiben. Ich meine doch, sie steht mit der wachsenden Teilnahme fast aller Kreise des Volkes an diesem Wahn im Zusammenhang, und diese erklärt sich wieder aus der durch jene Richtung auf das Theologische hervorgerufenen Steigerung der schon älteren mystischen und wundersüchtigen Stimmung und des Teufelsglaubens. Für die unglaublich gestiegene Wundersucht, der neben Vermehrung der

alten Prophezeiungsliteratur (Prognostiken u. s. w.) eine starke „Wunder- und Schauerliteratur“ bei Katholiken wie Protestanten, namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entsprach, hat wieder Janssen zahlreiche Zeugnisse beigebracht. Nach einer Quelle sah es „der mehrste Theil von Scribenten und Dichtern beneben der Reizung zur Unkeuschheit auf Erregung von Fantasei, Furcht, Schrecken und Entsetzen ab“. Daß diese Literatur, deren Produkte sich geradezu drängten, zum Teil von lutherischer Seite gefördert wurde, um das „epikurische“ Volk auf solche Weise zur Einkehr, zur „Furcht Gottes“ zu zwingen, ist wohl zuzugeben. Schon Luther hatte 1523 „zwei greuliche Figuren“ (Papstesel und Mönchskalb) als „Zeichen von Gott“ gedeutet. Gerade der Buchdruck diente ferner dazu, die früher mündlich kolportierten Wundergeschichten von „gräulichen, unerhörten“ Mißgeburten, Himmelszeichen u. s. w. — daneben gab es die alten mittelalterlichen Überlieferungen von den Monstris in Äthiopien und dergleichen, die jetzt namentlich der „Elucidarius“ verbreitete — textlich wie bildlich überallhin zu tragen. Auch hatte man jetzt zahlreiche, oft sehr umfängliche Sammlungen solcher Geschichten, wie die von Fincelius, Lycosthenes u. a. Amtlich soll z. B. von einem Kind ohne Kopf und Knochen, mit Ohr und Mund an den Schultern, berichtet worden sein, das man dann als „Teufelsungethüm“ habe verbrennen lassen. Geschichten von Frauen, die Tiere, Teufelskinder, schreckliche Ungetüme, oder von Tieren, die Menschen zur Welt gebracht haben sollten, wurden als Zeichen einer schrecklichen Zeit, der Sünden der Menschheit ausgelegt. Insbesondere wurden die Himmelszeichen, von wirklichen Kometen bis zum Mond, der sich zur Erde niederließ und Wehe schrie, oder zu Erscheinungen von Christus am Himmel, wie früher, als Warnungen und Vorbedeutungen für künftiges Unglück, auch für das Weltende, schon von Luther angesehen und namentlich wieder von den Predigern ausgenutzt. Auch die Astrologie erhielt nun jenen völlig abergläubischen Charakter (vgl. S. 488). Anderseits haben einzelne Katholiken, wie Wizel, sich allerdings gegen die ständigen Schwarzmalereien und die Umdeutung aller Naturereignisse durch die Lutheraner gewandt. Was der Glaubenskraft des Volkes zugemutet wurde, ist nicht zu sagen. Auch die Toten standen auf, prophezeiten Strafgerichte und predigten Buße, Engel vom Himmel taten desgleichen. Der allgemeine Hang zu Wundergeschichten tritt deutlich in den Familienchroniken der Zeit hervor, die doch nicht auf literarische Wirkung berechnet waren, so gelegentlich in dem „Gedenkbuch“ des verhältnismäßig aufgeklärten Hermann Weinsberg — „ein Drache“, schreibt er 1542, „soll des Türken Schloß und Schatz verbrannt haben“ —, so häufig in der Zimmerischen Chronik, namentlich aber in dem „Hausbuch“ des pommerschen Landrats Joachim von Wedel. Bei ihm findet man das ganze Register von Wundergeburten, Feuerzeichen, Christuserscheinungen am Himmel u. s. w.

Auf solchem Boden mußte auch der Gespensterglaube, dem z. B. der zaubergläubige Melanchthon huldigte, mächtig wuchern. Die Gespenstergeschichten wuchsen unheimlich, es entstand eine theoretische Literatur darüber, und sehr charakteristisch ist eine Äußerung des Johann von Münster (1591): „Wer siehet und hört nicht täglich allerlei Gespenster, Geschrei und Heulen, Werfen, Rauschen, Klappern und Zuschlagung der Särck, Machung der Gräber und dergleichen? Item wer sieht nicht täglich viel Gesichte in der Luft, auf Erden und über dem Wasser, in welchem einer ersaufen und sonst Noth leiden soll?“ Diese Gespenster wurden auch als verschiedenartige Teufel aufgefaßt; selbst ein Bekämpfer der Hexenverfolgung, der calvinistische Professor Wilcken in Heidelberg, meinte, daß „allenthalben der Erdboden, inwendig und auswendig, Wasser und Luft voll Teufel, böser und unsichtbarer Geister“ seien. Natürlich schossen nun auch die sonstigen okkultistischen Neigungen üppig empor. Aus dem

Verkehr mit Geistern konnte man die Weissagekunst lernen. Man weissagte nach alter und neuer Methode aus den Kristallen, aus Feuer, Spiegeln u. s. w. Die Chiromantie hatte der Italiener Cardanus in ein förmliches System gebracht. Traum- und Weissagebücher wurden sehr beliebt, weiter aber eigentliche Zauberbücher, wie überhaupt gerade der Zauberglaube mächtig anschwoll. Für Betrüger, Beschwörer, Kugelfänger, Buhlzwinger, Alraunskrämer, Wind- und Wetterverkäufer war es eine schöne Zeit. Freilich konnte es ihnen auch sehr schlecht gehen, weil sie nach allgemeinem Glauben wieder nur vom Teufel ihre Macht hatten. Im Volke galten namentlich die Jäger als Schwarzkünstler. Selbst jener Wilcken glaubte, daß manche Gelehrte dienstbare Geister hätten, daß andere kleine Teufel als Diener in der Wirtschaft brauchten. Vor allem der Glaube an Zauber(Mantel)fahrten und Geisterbeschwörungen war sehr verbreitet. Nach Thurneissen gab es zu seiner Zeit 24 verschiedene magische Künste. Der Typus der Schwarzkünstler des 16. Jahrhunderts war der Doktor Faust, der Held des 1587 zuerst erschienenen Volksbuches. Vor allem tritt hier, wie auch bei den Geschichten anderer für „Teufelskünstler" gehaltener berühmter Leute, wie Thurn von Thurneissen, der Teufel mit seinen Diensten in Aktion. Faust wurde auch bekanntlich vom Teufel geholt.

Aber nicht nur durch die Magie gewann der Teufelsglaube jetzt eine außerordentliche Ausdehnung. Von der katholischen Kirche war er längst gepflegt, des Teufels Beziehungen zum Menschen waren von der scholastischen Theologie systematisch festgestellt worden. Auch seine Rolle im Volksleben war schon im 15. Jahrhundert groß. Aber ganz richtig betont Freytag, daß er damals noch vom Volke „recht gemütlich zugerichtet" war, „ein possenhaftes, fast harmloses Aussehen" hatte. In den Spielen war er eine komische Figur, in den Sagen, die auf ihn zum Teil von germanischen Dämonen übertragen waren, war er oft der Geprellte, wie ja auch meistens die Riesen. Das wurde nun anders; seine frühere Rolle bei den Theologen wuchs mit der Reformation aufs äußerste; jede Partei sah in der anderen Kinder des Teufels, der zugleich nur noch harte, giftige Züge erhielt. Niemand hat aber diese Rolle mehr gefördert als Luther, der sich förmlich in die Teufelsidee verrannte. Er glaubte sich von ihm auf der Wartburg wie im Kloster zu Wittenberg gestört, er sah ihn überall hinter dem Papst und den Papisten stehen, die Bischöfe waren Diener, die Mönche Geschöpfe des Teufels, sein Werk überhaupt die ganze katholische Kirche in ihrer Abwendung vom wahren Christentum. Wenn sich auch bei seinem Reden und seinen Geschichten vom Teufel noch volkstümliche Denkart äußerte, so hat er doch in seiner Verflechtung des ganzen menschlichen Lebens mit Anfeindungen und Versuchungen des Teufels neue und unheilvolle Wege eingeschlagen. Alles Unglück, Krieg und Ungewitter, alle Krankheiten und Seuchen, alle Gebrechen und Mißbildungen stammten vom Bösen. Die Irren waren vom Teufel geplagt: Luther sah eine ganze Welt teuflischer Dämonen. Er hat denn auch eine starke Vorliebe für die Verwendung des Wortes Teufel gehabt, die auf seine Anhänger vorbildlich wirkte. Es war nicht immer so ernst gemeint, aber er sprach überall, wo er Fehler und Schwächen entdeckte, von Teufeln. Es ist die hypertheologische Wandlung der Verkleidung, in der Brant und Murner die menschlichen Sünden und Torheiten vorgeführt hatten. Aus dem Narren, der so gut für das derblustige 15. Jahrhundert paßte (Weibernarr u. s. w.), ist der für das glaubenseifrige und sittenstrenge 16. Jahrhundert nicht minder passende Teufel geworden. Aus der Sprachweise Luthers ist dann aber bei seinen Anhängern eine ausgedehnte literarische Verwendung geworden: es entstand eine von Pastoren getragene Teufelsliteratur — „ihr Großvater und Patriarch Martin Luther", sagte Johannes Nas 1588, „hat solches

angefangen" —, die entsprechend etwa der Sünden- und Strafenspezialisierung in der Hölle die einzelnen Laster als Teufel vorführte (Sauf-, Geiz-, Fluchteufel u. s. w.; sehr bekannt ist Musculus' „Hosenteufel" geworden). Die einzelnen Werke wurden schließlich von Feyerabend in dem „Theatrum diabolorum" (1569) gesammelt, das in der 3. Auflage (1587) 34 Teufel zusammenbrachte. Der Hauptzweck war wieder schreckhafte Einwirkung auf das Volk. Wie die protestantischen Prediger es als ihre Pflicht ansahen, die Bedeutung der Kometen zu erklären und „daraus heilsamen Schreck und Furcht vor den göttlichen Gerichten" hervorzubringen, so hielt es Jodocus Hocker für „rathsam", „dem gemeinen mann" die Hölle „auffs gröbste fürzubilden", „damit man ihnen einen schrecken dafür machen möge". Über den protestantischen Norden und Osten ist diese Literatur aber wenig hinausgekommen. In Bayern verbot schon 1566 Albrecht V. „alle die neuen Tractätl, welche in Teufels Namen intituliert sind, als Hosenteufel, Spielteufel u. s. w.": „ist nicht Noth, das christlich Völklin durch Teufels Bücher von Lastern abzutreiben". Wesentlich der Protestantismus hat auch die frühere volkstümliche Möglichkeit, den Teufel zu prellen oder ihm durch gute Werke zu entrinnen, verdrängt: wer nicht innerlich umschlug und bußfertig wurde, war dem Teufel, dem er sich einmal ergeben, verfallen. Daher enden jetzt die Teufelsgeschichten, wie schon bei Luther, meist damit, daß ihre Helden vom Teufel geholt werden. Lutheraner ließen übrigens bezeichnenderweise den Teufel häufig in Mönchsgestalt erscheinen. Den Teufelsglauben Luthers teilten Melanchthon und viele andere Anhänger des Evangeliums durchaus; alles Unglück und Übel schoben sie immer dem Teufel zu. Im übrigen operierte aber auch der Katholizismus mit dem Teufel noch mehr als früher, wesentlich infolge der Glaubenskämpfe.

Charakteristisch wurde der allgemeine Glaube an die Besessenheit vom Teufel, der, aus der Heiligen Schrift übernommen, schon früher lebendig gewesen war. „Fast nahe und fern in allen Grenzen", sagt Celichius in einer Schrift über die Besessenheit, „wird die Zahl der Besessenen so groß, daß es Jammer und Wunder ist." Es scheinen vor allem zunächst Irre und Fallsüchtige, wenngleich nicht jeder, als Besessene angesehen worden zu sein. Auch bei Celichius zeigt sich wieder jene Abneigung gegen das weibliche Geschlecht: Weibspersonen seien häufiger besessen als die Männer, sie wären ja auch schwach und melancholisch, seit Eva mit Vorliebe von dem Teufel versucht, auch „viel ehe und mehr auf teuflische Zauberei verstürzet als die Männer". Immer häufiger liefen nun „Neue Zeitungen" u. s. w. mit wunderbaren Geschichten von Besessenen um; eine zu Frankfurt a. O. passierte hat z. B. Luther beschäftigt. Bei den Besessenen konnte der Kampf für das Reich Gottes gegen das des Teufels an einem realen Fall wirksam durchgeführt werden. Die Katholiken, die auch sonst von den Neugläubigen manches übernahmen, Gutes, z. B. größere Innerlichkeit, und Schlechtes, eiferten den Lutheranern und Calvinisten in der Austreibung des Teufels, bei ihnen durch Exorzismus, bei jenen durch Gebet, nach. Die größere Macht ihres Glaubens meinten gerade dadurch die verschiedenen Konfessionen am besten zu erweisen. Wurde 1584 in Ingolstadt verkündet, daß sich „ein junges lutherisches Predigtkäuzlein" erfolglos um eine Austreibung gemüht habe, so erzählte 1606 der lutherische Prediger Blum einen Fall, bei dem „päbstische oder calvinische" Austreibungen vergeblich waren. Man nutzte diesen allgemeinen Eifer auch geschäftlich aus: manche stellten sich besessen und erbettelten so Almosen, andere aber und mehr zogen als Teufelsbanner umher und hatten großen Zulauf, da die allgemeine Aufregung oft die Einbildung der Besessenheit hervorrief, sogar ganze Epidemieen vorkamen, wie 1593/94 in der Mark Brandenburg. Sie priesen ihre Heilerfolge wie Quacksalber auch „in gedruckten Zetteln" an.

Dieser Eifer, gegen den Teufel zu kämpfen, hat nun in Verbindung mit der Zunahme des Teufelsglaubens überhaupt, die sich auch noch in den zahllosen Berichten über Teufelserscheinungen zeigte, den Eifer, die Teufelsliebchen, die Hexen, zu vernichten, zweifellos verstärkt; ebenso hat aber, wie gesagt, die geschilderte Wunder- und Zaubergläubigkeit (siehe die untenstehende Abbildung) und die Lektüre der entsprechenden Literatur, insbesondere der Zauberbücher, wie einzelne Prozeßberichte beweisen, den Hexenwahn selbst mächtig gefördert. Luther stand schon ganz im Banne der bereits (vgl. S. 516) allgemein anerkannten Anschauung, hat aber den Hexenflug und die Verwandlungsfähigkeit der Hexen verworfen und glaubte an die volkstümliche Art der schädigenden Hexerei, die er nach gelegentlichen Äußerungen aber doch mit dem Tode bestraft wissen wollte. Überhaupt haben die Glaubensstreitigkeiten zunächst diese Hexendinge im Hintergrund gelassen, bis dann eben jene Stimmung und jener Eifer gerade auf dieses Gebiet wirkten. Nun wetteiferten alle drei Konfessionen, den Kampf mit dem Teufel gerade durch die Vernichtung der Hexen erfolgreich durchzufechten. Keine wollte der anderen größeren Eifer zugestehen; ein späterer Dominikaner meinte sogar Luther zu beschimpfen, indem er ihm vorwarf, er habe nicht an Hexen geglaubt. So führte in Verbindung mit dem theologischen Geist an sich eben die kirchliche Spaltung gerade in Deutschland einen Höhepunkt der Hexenverfolgung gegenüber den anderen Ländern herbei, obgleich auch die Inquisition in katholischen Ländern die Massenverfolgung von Hexen betrieb. Obwohl zahlreiche Prozesse vorher nachweisbar sind, scheint die eigentliche Verfolgungsepidemie erst um die Mitte des Jahrhunderts einzusetzen. Noch 1531 meinte Hans Sachs: „Des Teuffels Eh' und Reutterei ist nur Gespenst und Fantasey"; die „Carolina", die peinliche Gerichtsordnung Karls V., bestrafte, im Anschluß an die Bamberger Ordnung von 1507, nur die schädigende Zauberei mit dem (Verbrennungs-)Tode, schützte auch die Angeklagten mehrfach gegen das Eintrichtern bestimmter Bekenntnisse, gegen die Aussagen von anderen „Zauberern", gegen die Einziehung der Güter; es wurde auch von



Zauberwerk. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537.

gemäßigten Obrigkeiten und Autoren später wiederholt auf Übertretungen der „Carolina“ hingewiesen. Die peinlichen Ordnungen seit dem „Codex Augusteus“ von 1572 aber zeigten sich immer stärker jenem Hexenbegriff mit Teufelsbund und Hexensabbath zugänglich, bestraften auch ohne Nachweis der Schädigung mit dem Tode und ignorierten jene schützenden Bestimmungen. Da die Hexerei überhaupt als Ausnahmeverbrechen behandelt wurde, war jede Willkür erlaubt, das jetzige inquisitorische Verfahren (vgl. S. 485) wurde aber vor allem durch die Folter in der Erreichung seines Zieles, des „Bekenntnisses“, unterstützt. Ohne die gewaltige Anwendung dieses Mittels ist die entsetzliche Ausdehnung der Prozesse nicht denkbar.

Auch die Folter war wieder nichts Neues (vgl. S. 420): im 14. und 15. Jahrhundert war sie immer ausgiebiger zu gerichtlicher Anwendung gekommen. Schon der „Hexenhammer“ hatte dann, da erneute Folterung ohne neue Indizien ursprünglich nicht zulässig war, die Folterung am anderen Tage nur als „Fortsetzung“ der alten hingestellt, freilich nur einmalig erlaubt, wie er auch neue raffinierte Qualen untersagte. Die Bamberger Ordnung und dann die „Carolina“ behielten die Folter bei, letztere unter wesentlichen Einschränkungen.



Wasserprobe. (Oder Schwemmen, Bestrafung der Wiedertäufer?) Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik“ (1507—13), in der Bürgerbibliothek zu Luzern.

Aber die spätere Praxis wurde immer entsetzlicher, ebenso wie die Folterwerkzeuge selbst immer teuflischer ausgebildet wurden. Auf sie und auf die verschiedenen Grade der Tortur einzugehen, sei verzichtet. Alt und Auffrischung einer Form des Gottesurteils war die Hexenprobe, bei der die Beschuldigte gebunden ins Wasser geworfen wurde und, wenn sie unschuldig war, nicht untersinken durfte (siehe die obenstehende Abbildung). Jedenfalls stieg die qualenerfinderische Lust immer mehr, und obgleich gegen Ende des 16. Jahrhunderts und zu Beginn des siebzehnten sich Stimmen, wie die Johann Meyfarts und besonders des Holländers de Greve, die wieder einen früheren spanischen Vorgänger, Ludwig Vives, hatten, gegen die Tortur erhoben, scheint im Anfange des 17. Jahrhunderts der Höhepunkt der Gefühlsverhärtung erreicht worden zu sein. Es gab Geistliche, die hinter einem Vorhange der Folterung wie einem Schauspiel zusahen. Benedikt Carpzow spricht von rohen, trunksüchtigen Richtern, die mit bluttrunkenen Augen den Qualen zuschauten und sie verdoppeln ließen. Diese zunehmende Gefühlsverhärtung war

auch ein sehr wesentliches Moment für die Steigerung der Verfolgung. Dem Volke, hoch und niedrig und bis zu den Kindern, boten grausame Hinrichtungen nur ein genußreiches Schauspiel; je mehr, desto besser. Auch hier handelt es sich aber wieder nur um Verschärfung eines „mittelalterlichen" Zuges. Die barbarische Strafjustiz früherer Zeit lernten wir (S. 419 f.) schon kennen. Wie weit man aber jetzt darin gekommen war, lehrt etwa die Hinrichtung des Braunschweiger Stadthauptmannes, des Juristen Brabant, der in den Verdacht des Verkehrs mit dem Teufel geraten war, im Jahre 1604. Nach dem durch raffinierte Foltern vor betrunkenen Richtern erpreßten „Bekenntnis" wurden dem ohnehin Halbtoten auf dem Richtplatz zwei Finger abgehauen; er wurde dann mit glühenden Zangen gezwickt, entmannt — wobei die Ohnmachten durch Kraftwasser verhindert wurden —; darauf wurde ihm mit einem hölzernen Hammer die Brust zerschlagen, der Leib aufgeschlitzt und schließlich das Herz herausgerissen, das man ihm noch ins Gesicht schlug. Wie mußte das Gefühl von Menschen verroht sein, die solchen Qualen zuschauen konnten, und wie oft sah das Volk Hexen oder andere Verbrecher, durch die Tortur fast schon zernichtet und zerfetzt, zum Richtplatz geführt werden! In solcher Zeit härteten sich wohl Räuber in ihren Verstecken durch gegenseitige Martern ab. Ganz schauerliche Beschreibungen werden von den Gefängnissen gemacht, die ja schon früher oft entsetzlich waren, die aber jetzt durch die bei dem umständlichen Verfahren oft überlange Haft zur wahren Hölle wurden. Solche Gefühlsverrohung hat also unzweifelhaft die Hexenverfolgung gefördert. Weit weniger fällt ins Gewicht, daß bei so üppig wucherndem Wahnglauben in der Tat viele Leute sich mit eingebildetem Zauberkram abgegeben haben oder daß, wie es namentlich für österreichische Gegenden wahrscheinlich ist, unzüchtige Orgien, zuweilen auf Anstiften von Abenteurern oder reichen Wüstlingen, auch sexuelle Dinge psychopathischer Natur vorkamen. Wirkliche Mörder und Giftmischer wurden ebenfalls zu „Zauberern". Verzückte, Somnambulen und Nachtwandler werden auch oft als solche angesehen worden sein, ebenso völlig Irre, deren Krankheit man ja überhaupt im Mittelalter nicht erkannte. Es mögen auch durch Salben oder Rauschmittel exaltierte Stimmungen erzeugt worden sein, die zu lebhaften Visionen führten. Die Hypnose kann eine Rolle gespielt haben. Doch bleibt das alles nur im Zusammenhang mit der Steigerung der Verfolgung von einiger Bedeutung, ebenso wie gewisse Motive der Richter, Habgier oder Sinnlichkeit. Die große Bedeutung der Habgier zeigte sich z. B. scharf in Trier, wo seit den Verfügungen gegen die Einnahmen der Inquisitoren die Hexenverfolgung alsbald nachließ.

Man wird nun zugeben müssen, daß wenigstens nach den vorhandenen Quellen, die ja unvollständig genug sind, jene Steigerung nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zunächst mehr in protestantischen als in katholischen Gegenden wahrnehmbar ist, was sich freilich bald wieder änderte. In der Schweiz, die überhaupt im Hexenbrennen eifrig war, hatte schon Calvin auf Massenhinrichtungen zur Vertilgung des zauberischen Geschlechtes hingewirkt. Und daß die im Teufelsglauben so großen protestantischen Prediger in manchen Gegenden die Hetzer gewesen sind, mag wohl richtig sein. Es sind anderseits die bei dem Übermaß der Verfolgung erstehenden Hauptgegner der Verfolgung keineswegs nur auf katholischer Seite zu suchen. Der wichtigste namentlich, der von katholischer Seite in Anspruch genommen wird, war ein Calvinist, nämlich der edle clevische Leibarzt Johann Weyer, dessen 1562 erschienene, in manchen Punkten freilich durchaus rückständige Schrift „über die Blendwerke der Dämonen" („De praestigiis daemonum") in fünf Ausgaben erschien, sehr bald übersetzt wurde und überhaupt gewaltig wirkte. Neben ihn traten später andere Calvinisten, wie Hermann Wilcken (Augustin

Lerchheimer von Steinfelden), und Lutheraner, wie Johann Georg Gödelmann, ein Jurist, und Anton Prätorius, alle einsichtig, kritisch und milde, obwohl auch sie dem Teufels- und Zauberglauben huldigten und auf die allgemeine Verderbtheit schalten. Bei Janssen findet man noch manche andere Gegner, namentlich katholischer Konfession, doch auch aus den Juristen genannt. Ein sehr vorgeschrittener Katholik freilich, Cornelius Loos, hat solche Ansichten, von dem hexenwütigen Weihbischof Peter Binsfeld gezwungen, 1592 widerrufen müssen. Unter den Jesuiten sodann ist gegenüber dem Hetzer Georg Scherer als Fürsprecher der Verfolgten bezüglich der Folter der freilich nicht zu überschätzende Professor Adam Tanner zu nennen, dem dann der Jesuit Spee folgte. Spee war wirklich ein Vertreter echter Humanität; seine Ansichten richteten sich vor allem gegen das Verfahren als Ursache der ganzen Erscheinung; er war zu ihnen als Beichtvater vieler Opfer gelangt, von denen er mit Grausen keines für schuldig erkannte, aber er hat sie in seiner „Cautio criminalis“ oder „Peinliche Warschauung“ 1631 doch nur anonym ausgesprochen. Auf Philipp von Schönborn, den Kurfürsten von Mainz, hat er damit auch praktischen Einfluß geübt, einen Umschwung aber sonst nicht herbeigeführt. Für die so häufig nicht beachteten Durchschnittsmenschen endlich sind die Ansichten des in allen seinen Anschauungen, auch bezüglich der Glaubensspaltung, gemäßigten Weinsberg heranzuziehen: er nimmt eine sehr skeptische Stellung ein, erachtet z. B. den Hexenflug u. a. für Lüge, enthält sich aber über die Zauberei des Urteils. Nach ihm, wie auch nach vielen Stellen der Hexenliteratur selbst, waren die Meinungen im Volk überhaupt doch sehr geteilt; 1589 schreibt er: „etliche glauben gar nicht daran, halten es für Phantasie u. s. w., andere, Gelehrte und Ungelehrte, glauben daran . . . halten hart darauf“. Mitleid mit den armen Weiblein trat im übrigen auch nicht selten auf, z. B. 1610 in Guarinonis „Gräuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts“.

Demgegenüber standen nun viele Protestanten, die jenen Weyer aufs ärgste anfeindeten oder überhaupt zu weiterer Hexenverbrennung hetzten, aber ebenso wieder viele Katholiken. Zu jenen gehörte neben einer Reihe von Pfarrern, namentlich dem Thüringer David Meder, und einigen Professoren und Juristen, die sich direkt gegen Weyer wendeten, wie Scribonius in Marburg, Eraſt in Heidelberg, vor allem der französische Jurist Bodin, dessen Werk bekanntlich Fischart als „Dämonomia“ „zur wolzeitigen Warnung, Vorleuchtung und Richtigung in der heutigen Tages sehr zweifelicher und disputierlicher Hexenstrafung“ „dem deutschen Leser gemein machte“. Insbesondere ward in diesem ganz unglaublichen Werke wieder die schlimme Disposition des weiblichen Geschlechts, die auch Weyer und Genossen in gemilderter Form anerkannten, in den Vordergrund gestellt. Weyer selbst arbeite nur dem Satan in die Hände. Manches in dem Werk ist derart, daß man fast an eine Karikierung der Hexenspürer denken könnte. Fischart hat auch den „Hexenhammer“ neu herausgegeben. Auf katholischer Seite sind, abgesehen davon, daß Weyers Buch 1582 auf den Münchener Index kam, namentlich der Trierer Weihbischof Peter Binsfeld 1581 in einem stark verbreiteten, auch übersetzten Werk und der rheinische Pfarrer Franz Agricola 1596 als Scharfmacher aufgetreten; ferner gab es deutsche Übersetzungen der „Dämonolatria“ des lothringischen Juristen Remigius u. s. w. Nicht wenig wirkten auch die „zauberischen Untersuchungen“ („Disquisitiones magicae“) des Jesuiten Delrio. Im ganzen war mit dieser erneuten Hetze beabsichtigt, die „nun gar zu schläfrige“ Obrigkeit zu schärferem Vorgehen wieder aufzustacheln; weder Ferdinand noch Maximilian II. waren z. B. Freunde der Hexenverfolgung. Es gelang das aber über die Maßen. Man kann dabei einen besonderen Einfluß der Gegenreformation

kaum nachweisen, soweit es sich wenigstens nicht um die Neubelebung des theologischen Kampfgeistes handelt. Vorwürfe gegen hexenverfolgende Jesuiten sind allerdings schon damals erhoben worden, besonders bezüglich der Verfolgung Wohlhabender um ihrer Güter willen.

Jedenfalls setzte nun bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts der äußere Höhepunkt der ganzen Erscheinung ein, namentlich nach der Seite der zuweilen ganze Dörfer dezimierenden Massenbrände. Einige Beispiele mögen genügen. Nach einer Straßburger „wahrhafften und glaubwirdigen Zeyttung" wurden dort im Oktober 1582: 134 Hexen verbrannt, nach einer anderen, wohl auch nicht allzu glaubwürdigen, zu Osnabrück 1588 (nach einer anderen Quelle 1589) „auf einem Tag 133 Unholden", in Quedlinburg 1589 ebenfalls 133, in Ellingen 1590: 71 Hexen, in der Umgegend von Trier, außer denen in der Stadt selbst, von 1587 bis 1593: 306 Hexen und Zauberer, 1591 in Wallerstein 22 Hexen. Der Malefizmeister des Stiftes Fulda wollte von 1603 bis 1605: 205 Personen „gerechtfertigt" haben. Aus den Bistümern Würzburg und Bamberg liegen besonders schlimme Nachrichten vor: in Gerolzhofen wurden 1616: 99, 1617: 88, im Bambergischen 1617: 102 Personen, davon in Hallstadt 13 an einem Tage, hingerichtet. Die sonstigen, weniger massenhaften Hexenbrände (siehe die obenstehende Abbildung) hier statistisch darzustellen, erübrigt sich, ebenso die Anführung dieser oder jener Schauergeschichte. Freilich ist je nach den Landesherren oder lokalen Verhältnissen eine erhebliche Differenz, wie ja immer in Deutschland, zwischen einzelnen Landschaften nicht zu leugnen, wie sie z. B. zwischen Köln und Trier bestand. Auch auf die enorme weitere Steigerung im 17. Jahrhundert sei hier nur kurz hingewiesen. Im Würzburger Sprengel z. B. wurden 1627/29 mehr als 200 Personen, in dem schon erwähnten Osnabrück 1640: 80 Hexen hingerichtet. Man hielt selbst vor Kindern nicht immer zurück, wie auch jener


Hexenverbrennung zu Baden in der Schweiz (am 5. Juni 1574). Aus einer Handschrift (Ms. F 23) der Stadtbibliothek zu Zürich.

Remigius auf hexereikundige Kinder nach seiner „Erfahrung" hinwies. Unter jenen Würzburger Hingerichteten waren 5 Mädchen und 20 Knaben; auch in Bamberg waren um die Mitte des Jahrhunderts sieben- bis zehnjährige Mädchen unter den Opfern. Katholische Hauptstätten der Verfolgung überhaupt waren neben Bamberg und Würzburg: Lothringen, Trier, Fulda, Neiße, protestantische: Brandenburg, Kursachsen, Braunschweig (unter Herzog Heinrich Julius), Hessen-Kassel, Nassau. War irgendwo eine richtige Epidemie ausgebrochen, dann waren die Leute wie vom Taumel befallen; der bloße Verdacht führte immer zum Tode. Verdächtig wurde aber alles, zuweilen, wie in Trier, selbst große Frömmigkeit und häufiger Empfang der Sakramente. Bemerkenswert ist aber, daß die Verfolgung nun immer öfter auch auf die besseren Stände, auf Kanzler, Stadträte, Richter, namentlich aber auf deren Frauen, auf Edelfrauen, auch auf Geistliche übergriff. In Trier kam 1589 ein Hexenrichter selbst, Dr. Flade, wohl wegen seiner Strupel, auf den Scheiterhaufen. In Braunschweig beschuldigte Herzog Erich II. sogar seine Gemahlin Sidonie der Hexerei, allerdings erfolglos: ihre angeblichen vier Helfershelferinnen wurden aber aufs unmenschlichste gefoltert.

Gleichwohl darf in der ganzen Epidemie eine Plage vor allem des niederen Volkes (vgl. S. 486) gesehen werden, freilich in erster Linie immer der Frauen. Im Jahre 1543 wandte sich die Berner Regierung gegen die „Edelleute und Twingherren", die „mit den armen Leuten, so der Unhulde oder Hexerei verdächtig und verleumdet werden, ganz unweislich grob seien". Wilcken wies in seiner apologetischen Schrift auf die Armut der elenden Weiblein hin, die die harten Verfolger nicht bedächten. Jener Hexengegner Agricola meinte 1596 auf die häufige Einrede, daß, „wenn man alle Hexen verbrennen wolle, man auch die Reichsten und Fürnehmsten nicht verschonen" dürfe, zwar, daß diese noch viel weniger zu verschonen seien, sprach aber selbst aus, daß die Hexen und Zauberer „gemeinlich" arm seien. Anderseits zeigt eine Äußerung Wilckens über den Unwillen des gemeinen Volkes gegen eine Fürstin, die für Hexen zu bitten pflegte („ein solch Bestia und unvernünftig Thier ist das gemeine Volk"), daß, wie auch sonst vielfach zu beweisen, das Volk, „das Pöbel- und Büffelvolk", wie Meyfart sagt, aus schon betonten Motiven durchaus auf seiten der Hexenrichter stand. Man kann überhaupt diese Richtung gegen das niedere Volk nicht als die Hauptseite hinstellen: das wichtigste Merkmal der Hexenverfolgung ist vielmehr die enge Verbindung mit der mittelalterlichen Religionsform. Mit dieser, mochte sie katholisch oder evangelisch zugestutzt sein, dauerte sie daher auch bis ins 18. Jahrhundert hinein, obgleich bereits mit dem Dreißigjährigen Krieg, der auch ein Produkt der religiösen Krankheit in anderer greulicher Form darstellt, eine Ablenkung und ein Nachlassen erreicht wurde. Aber gleichwohl muß jene Seite dabei betont werden. Überhaupt trägt der strengere religiöse Geist seit der Reformation unvolkstümliche Züge. Schon jener Eifer gegen die Ausschreitungen des Volkslebens hat vielfach echte und gute Äußerungen des Volkstums mitbetroffen, volkstümlichen Brauch und Volkesdenkart erheblich zurückgedrängt. Dazu kam, daß die evangelische Kirche selbst jene trotz allen Hasses und Spottes stark hervortretende Volkstümlichkeit der mittelalterlichen Kirche (vgl. S. 412) verlor, obgleich die Religion jetzt Laiensache geworden war. Sie hatte ihren sinnlichen, greifbaren Charakter gegen einen gelehrt-dogmatischen eingetauscht. An Stelle der Volksprediger oder unwissender, aber populärer Kleriker traten mehr und mehr gelehrt geschulte Kanzelredner, die dogmatisch belehren wollten, im übrigen immer schärfer und immer unvolkstümlicher eiferten.

Aber die höhere Kultur erhielt überhaupt einen gelehrten Charakter, und gerade dieser hat zur Zurückdrängung des Volkstums mehr beigetragen als alles andere. Der

Humanismus hatte vor den neuen theologischen Interessen kapituliert, ohne tiefgreifende Folgen war die humanistische, aber nicht mehr menschlich freie Bewegung indessen nicht geblieben. Sie hat eine neue, bald ausschließlich geltende Bildungsform gebracht, die gelehrte, und anderseits einen weltlichen Gelehrtenstand geschaffen, der immer mehr zum Träger aller höheren Kultur wurde. Die neulateinische Bildung wurde nun das Ziel selbst des Fürstensohnes. Wie alle Welt steckte zwar der Gelehrte durchaus in theologischen Fesseln, aber er repräsentierte das Bildungsideal schlechthin. Zu den Juristen, die ursprünglich die moderne Entwickelung angebahnt hatten, und die auch einen vornehmen Anstrich behielten, traten, von den Theologen abgesehen, die freilich nicht allzu zahlreichen Ärzte, stärker die Lehrer, die Träger des neuen Gelehrtenschulwesens. Die außerordentliche Unvolkstümlichkeit des römischen Juristen ist uns schon früher scharf entgegengetreten (vgl. S. 438ff.), ebenso die antivolkstümliche Tendenz seinerseits. Und beides bewahrte er auch als Verwaltungsbeamter, wozu er nun in immer größerem Umfang verwendet wurde. Aber unpopulär und volksfeindlich war der Gelehrte überhaupt. Wie wir die Kunst einen unvolkstümlichen Charakter annehmen sehen werden, so wandte sich die Bildung vom Volk ab. Seine Sprache ward nun verachtet, und aufs neue begann eine Herrschaft des allein seligmachenden Lateins, indes in ganz anderem Sinn als im Mittelalter, das ein unklassisches, dafür aber lebendes und entwickelungsfähiges Latein als allgemeine Schriftsprache, auch z. B. des Kaufmannes, pflegte, überhaupt alles Antike nach den Zeitverhältnissen ohne Rücksicht auf Kostüm und Stil modelte.

Die große Errungenschaft jener demokratischen Zeit, die deutsche Schriftsprache (vgl. S. 299ff.), wurde nun durch eine korrekte, ängstlich gepflegte und mit Eitelkeit gebrauchte neuklassische Gelehrtensprache wieder scharf bedrängt, wenn sie auch nicht wieder vernichtet werden konnte; dazu waren die Volksmenge und ihre Ansprüche doch zu groß und die Verhältnisse zu vorgeschritten, dazu hatte ferner das höchste Produkt jener volkstümlichen Schriftsprache, Luthers Bibelübersetzung, eine zu gewaltige Autorität. Aber was sich jetzt als deutsche Geschäftssprache ausbildete, jener schon zu Ausgang des Mittelalters unter dem Einfluß des Lateinischen höchst unschön gestaltete Kanzleistil, wurde nun unter demselben, noch verstärkten Einfluß wahrhaft ungeheuerlich entwickelt. Jene schon (S. 509f.) charakterisierte verschlungene Vertracktheit, wie sie in beschränktem Maße selbst der gewöhnliche deutsche Briefschreiber nicht verleugnete, erklärt sich aus solcher Beeinflussung wie aus der Zurückdrängung und der dadurch veranlaßten Vernachlässigung der Muttersprache. Es gab auch keine allen gemeinsame Literatur mehr, während noch Luthers Schriften für das Volk geschrieben waren und in dieses ebenso eindrangen wie die früherer populärer Geistesgrößen. Die schöne Literatur in heimischer Sprache verwilderte einerseits in jenem Grobianismus, der schließlich wirklich abstoßend wurde und die spätere Herrschaft des Französischen erst ermöglichte, oder sie wurde, als man sich nachmals ihr doch wieder mit mehr Liebe zuwandte, von sonst lateinisch denkenden und schreibenden Gelehrten, konventionellen und künstlichen Geistern, gepflegt. Das Volkslied mußte gänzlich zugrunde gehen. Wie stark übrigens der Haß mancher neuen Schulgelehrten gegen die Muttersprache war, zeigen Äußerungen wie die jenes Naumburger Rektors Bursmann, man müsse das Deutsche ganz aus den Schulen hinwegtun. Nach der Anweisung der kursächsischen Schulordnung, keinen Unterricht in der Muttersprache zu erteilen, richteten sich fast alle Lateinschulen. Daß die Zöglinge unter sich nur lateinisch sprachen, suchte man durch Aufpasser (Observatores, Lupi u. s. w.), wie einst im früheren Mittelalter, zu erreichen. Deutsch reden wurde bestraft.

Die Ausbildung dieses beschränkten gelehrten Wesens war nun freilich erst möglich gewesen, nachdem der Humanismus jenen oben (S. 515) geschilderten Rückgang der gelehrten Studien überwunden hatte. Anderseits war er doch in katholischen wie in protestantischen Landen schon zu siegreich gewesen, als daß der Hauptteil wenigstens seiner gelehrten Ziele nicht dauernd erreicht wurde: ein gutes Latein und einiges Griechisch, überhaupt ein philologisches Studium, eine eifrige, freilich unselbständige Pflege klassischen Stils. Die Humanisten wurden nun ganz zu Philologen und Schulmännern. Auf seiten des Protestantismus war die Wiederaufrichtung des Gelehrtenschulwesens von den Reformatoren selbst ausgegangen. Es trieb dazu die Notwendigkeit, für wissenschaftlich gebildete Prediger zu sorgen, auf deren persönliche Wirksamkeit jetzt viel mehr ankam als im katholischen Kultus, ferner die Rücksicht auf die für den Protestantismus so wichtige „Obrigkeit“: es bedarf nach Luther schon deshalb der „allerbesten Schulen“. Aber die Obrigkeit hat nicht nur ein Interesse, sondern auch die Pflicht, für gute Schulen zu sorgen: das hat Luther in seinen Schriften „An die Rathsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie Christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ (1524) und in dem „Sermon, daß man solle Kinder zur Schule halten“ (1530) eindringlich dargelegt. „Denn sie ist wahrlich schuldig, die Ämter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrherren, Schreiber, Ärzte, Schulmeister und dergleichen bleiben, denn man kann derer nicht entbehren“. In diesen Schriften wandte sich Luther aber auch gegen die eingerissene Verachtung der Studien, und er traf den der höheren Bildung im Grunde von jeher abgeneigten Sinn der Deutschen durchaus richtig mit der heftigen Äußerung: „Ich weiß leider wohl, daß wir Deutschen müssen immer Bestien und tolle Thiere sein und bleiben, wie uns denn die umliegenden Länder nennen und wir auch wohl verdienen.“ Daß er auch dringend das Sprachstudium gegenüber der verrotteten alten Universitätsgelahrtheit befürwortete, erklärt sich mehr daraus, daß es für die neue, auf das Evangelium gestützte Kirche wesentlich auf dessen richtiges Verständnis ankam, als aus humanistischem Interesse. Dieses war vielmehr die treibende Kraft bei Melanchthon, der, im Inneren wohl mit Entsetzen auf die neuscholastische Entwickelung blickend, mehr und mehr darauf drang, nicht lediglich Theologie zu treiben, und als echter Humanist das Ziel der Bildung in der Eloquenz erblickte.



Disputation. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren“, Straßburg 1512. Vgl. Text, S. 528.

Er ist auch der eigentliche Reorganisator des gelehrten Schulwesens, der Praeceptor Germaniae geworden. Er reformierte zunächst die Universität Wittenberg, und diese Reform wie direkte Einwirkungen Melanchthons haben auf die meisten protestantischen

Universitäten — es entstanden auch protestantische Neugründungen, Marburg, Königsberg, Jena, Helmstedt, erst später, im 17. Jahrhundert, aus Gymnasien heraus Gießen, Rinteln, Straßburg, Altdorf, daneben die für die höhere geistige Entwickelung so wichtigen niederländischen Universitäten — den allergrößten Einfluß geübt. Ebenso vorbildlich war für die gelehrten Schulen die Melanchthonische Schulordnung von 1528 für die kursächsischen Lande. Dazu kommt, daß er in Wittenberg nicht nur Pfarrer, sondern auch zahlreiche Lehrer und Professoren heranbildete, daß auf seine Empfehlung die meisten derartigen Stellen im protestantischen Deutschland besetzt wurden. Und endlich hat er für den gelehrten Unterricht auch die Lehrbücher



Gelage. Aus einem Stammbuch (um 1600) der Universitätsbibliothek zu Jena (Nr. 29b). Vgl. Text, S. 529.

verfaßt, theologisch-dogmatische natürlich, aber auch grammatische, stilistische, historische und philosophische. Im ganzen behielten freilich die direkt oder indirekt durch ihn reorganisierten **Universitäten** recht viel von ihrem früheren Charakter bei; zunächst alles in der äußeren Organisation und Verfassung, in der Gliederung und Rangordnung der vier Fakultäten, in den Graden, weiter in der Form des Unterrichts, in den wenig anregenden Vorlesungen, in den einst vom Humanismus verdrängten Disputationen (siehe die Abbildung, S. 527), die als Fähigkeitstestimonium der philosophischen Ausbildung namentlich bei der Promotion von Wichtigkeit waren, und die Melanchthon neu belebte. Neuhumanistisch waren die für die stilistische Bildung eingeführten Deklamationsübungen. Alt war ferner das gegen früher gesteigerte, im 17. Jahrhundert noch zunehmende zuchtlose Treiben der Studenten. Es erklärt sich zum Teil freilich aus dem Verfall des Bursen- und Kollegienlebens, das ja nur eine Abart des Klosterlebens

gewesen war, aus einem Verfall, der nun auch in katholischen Ländern eintrat, wesentlich infolge des Beispiels der für sich wohnenden adligen Studenten. Es blieb auch manches im inneren Wesen, so der Mangel des freien Forschungsprinzips, die Eintrichterung eines bestimmten traditionellen Wissens in festen Zwangskursen, endlich das ziemlich niedrige wissenschaftliche Niveau überhaupt. In das Universitätsleben, nach der Seite des Unterrichts wie bezüglich des Charakters der Lehrenden, und in das teilweise recht verkommene Leben der Studenten (siehe die Abbildungen, S. 528, S. 529, S. 530 und S. 531), das vielfach den bei Janssen gesammelten Klagen entspricht, ebenso in die äußeren Verhältnisse geben uns mancherlei

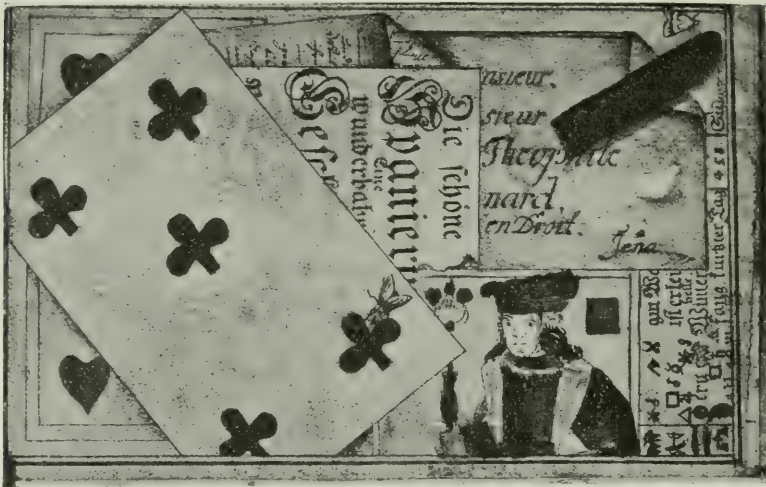


Zitation eines im Duell verwundeten, liederlichen und verschuldeten Studenten vor den Rektor. Nach dem „Speculum cornelianum“ des Straßburger Kupferstechers Jakob von der Heyden, 1618.

Briefpublikationen intimere Einblicke, die aber anderseits auch viel Erfreuliches, Eifer und Zucht aufweisen, so die von v. Kreß veröffentlichten Briefe Christof Kreß' aus Leipzig und Bologna (1556—60), die von Loose herausgegebenen Briefe Paul Behaims aus Leipzig und Padua, die beide noch den alten Zug nach Italien zeigen, sowie die Briefe des Marburger Studenten Johann Eberhard Schmidt (1606—11), die von der Ropp, und die des Jenaer Studenten Eberhard Wolff von Todenwarth (1630), die Buchwald herausgegeben hat.

An den Universitäten dieser Zeit, überhaupt im gelehrten Leben, hat es nun, ganz abgesehen von der Begründung der Philologie, gewiß nicht an Fortschritten gefehlt. Der schon vom Humanismus gerade durch die Philologie geweckte, Kritik übende Verstand, der sich damals mit Vorliebe auch in der reinsten Wissenschaft, der Mathematik betätigte, war so wenig zu bannen wie die Elemente geschichtlichen Sinnes und die stark erweiterte Erfahrung. Anderseits war der bereits erschütterte Autoritätsglaube aufs neue gestärkt, die Antike und die Heilige Schrift waren die großen Autoritätsmächte der Zeit. Die Fortschritte lagen daher mehr in

emsiger Materialsammlung als in Taten des Geistes, der durchaus scholastisch blieb. Es war zum Teil der Eifer der Polemik und Apologetik der Theologen, der so große Sammelwerke wie die „Magdeburger Zenturien“, wie die Sammlung der Konzilienbeschlüsse hervorbrachte, aber auch sonst machte sich bereits ein starker Sammelsinn geltend. Es entstanden große Quellensammlungen einerseits, anderseits kompilatorische Enzyklopädieen, die alles Wissenswerte zusammenfaßten, wie Münsters „Kosmographie“, die freilich noch einen dem nachmaligen echten Gelehrten widerstrebenden Zug in der Anwendung der deutschen Sprache und dem Ziel, dem gewöhnlichen Publikum etwas zu bieten, trägt. Der stille, unablässige Fleiß war damals die beste Eigenschaft des deutschen Gelehrten; seine schlimmen Seiten waren die gehässige Streitsucht, das wüste Schimpfen in den Polemiken, das „Läuten mit der Sauglocke“, weiter die durch die allgemeine Gewissens- und Glaubensriecherei zum Teil hervorgerufene Charakterlosigkeit. Diese Schattenseiten wurden aber auch wieder durch viele gelehrte Märtyrer jener Zeit, die um ihrer standhaften Überzeugung willen Vertreibung und Schlimmeres auf sich nahmen, wettgemacht. Man freute sich im übrigen auch jetzt noch am meisten an haarspaltenden, scholastischen Tüfteleien, arbeitete wenig selbständig, begnügte sich vielmehr, jenen großen, zum Teil neu heraufgeholten Wissensstoff zusammenzutragen, und verbreitete ihn durch den Druck.



Scherzbild aus einem studentischen Stammbuch um 1700, in der Universitätsbibliothek zu Jena (Martin 10). Vgl. Text, S. 529.

Überhaupt nahm die gelehrte Produktion stark zu. Der Buchhandel, dessen Träger sich aus den Flugblätter, Streitschriften und die kleine Neuigkeits- und Unterhaltungsliteratur verbreitenden „Buchführern“ höher entwickelten, erblühte immer kräftiger und erreichte, nach den Meßkatalogen zu urteilen, namentlich im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts einen Höhepunkt. Freilich hatte auch er unter den theologischen Kämpfen eine Krise durchgemacht (vgl. S. 515). Denn mit dem Studienverfall hatte sich auch die Nachfrage nach der gelehrten Literatur vermindert, anderseits hemmte den Buchdruck wie den Buchhandel überall, nicht nur in katholischen, sondern ebenso in protestantischen Landen, die Verfolgungssucht gegenüber gegnerischen Schriften, die denn überhaupt zu Verboten, ohne Erlaubnis etwas Neues zu drucken und zu verkaufen, führte. Die im 16. Jahrhundert so begehrte Schmähschriften- und Pasquillenliteratur blühte freilich trotzdem; sie wurde oft in „Winkeldruckereien“ hergestellt. Die Buchdrucker selbst waren auch immer weniger häufig Männer mit gelehrter Bildung wie früher, und der Hausierbetrieb der „Buchführer“ war sehr ausgedehnt. Das Hauptgeschäft

wurde überhaupt mit jener oben geschilderten volkstümlichen Unterhaltungsliteratur gemacht. Übrigens hatte in geographischer Beziehung die Reformation eine Verschiebung gebracht. Ihr Mittelpunkt, Wittenberg, nahm im Norden auch im Buchhandel die erste Stelle ein, übertraf sogar Leipzig, während anfängliche Hauptstätten des Buchhandels, wie Augsburg und Nürnberg, sehr zurückgingen. Im katholischen Gebiete blieb dagegen Köln dauernd wichtig. Von größter Bedeutung wurde aber Frankfurt a. M., auf dessen Messen sich die Buchhändler persönlich trafen, die Neuerscheinungen mitbrachten u. s. f. Die seit Herbst 1564 erschienenen Meßkataloge veranschaulichen die wieder steigende Produktion, haben aber manches ausgelassen und führen anderes an, was nicht erschienen ist. Bereits 1603 klagte Scaliger über die Masse der



Studentische Schlittenfahrt in der Umgebung von Jena um 1700. Aus einem Stammbuch, in der Universitätsbibliothek zu Jena (Martin 10). Vgl. Text, S. 529.

Schriften, ebenso über ihre Qualität. Indessen wurde doch auch diese andauernd besser, auf theologischem, philosophischem, politischem, historischem Gebiete wie auf dem philologischen.

Aber zukunftsreicher waren doch andere Momente. Es begann sich jetzt ein besseres Wissen von der Natur anzubahnen, obwohl das Interesse daran sich wesentlich noch in den Formen der Alchimie und Astrologie (vgl. S. 487) weiter zeigte. Zunächst hatte sich ein reger geographischer Bildungseifer eingebürgert, der nach Entdeckung der Neuen Welt überhaupt auf eine bessere Kenntnis der Erde über die antiken Autoritäten hinaus hindrängte. Aber man sah auch die Umgebung mit schärfer forschenden Augen an. In der Pflanzenkunde, worin man sogar die Leistungen des Albertus Magnus wieder vergessen hatte, befreite man sich von den phantasievollen Vorgängern, und Männer wie Brunfels, Euricius Cordus, Bock (der z. B. Nächte im Walde zubrachte, um die Wahrheit gewisser Meinungen über die Pflanzen zu prüfen), endlich Konrad Geßner begründeten eine gut beschreibende Botanik, die auf eigener Anschauung beruhte. Man kam durch Georg Agricola in der Mineralogie auf demselben Fundament über die Alten hinaus; man studierte ähnlich auch das Tierreich und stellte seine

Vertreter genau dar, wie vor allem wieder jener Geßner. Man sah nun auch den Körper des Menschen selbst als wissenschaftliches Objekt an, und die, freilich auch aus Ärgernisrücksichten öfter bekämpfte, Anatomie nahm einen großen Aufschwung (Vesalius und Platter). In der Medizin kam man, zum Teil durch das dem Humanismus verdankte Studium des Hippokrates und anderer, meist allerdings ins Lateinische übersetzter Griechen, zur Zurückdrängung der Harnschau (vgl. S. 409). Anderseits wurde selbst die Autorität antiker Mediziner durch Paracelsus bekämpft, der Galens, aber auch des Arabers Avicenna Werk öffentlich verbrannte. Seine mystische Theorie von den Krankheitsursachen war zwar gewiß kein Fortschritt, aber er und noch mehr seine Schüler erweiterten durch die Bekämpfung der körperlichen Störungen mit magisch wirkenden chemischen Mitteln („Arcana“, deren jedes immer nur auf einen bestimmten Körperteil wirkt), also durch die medizinische Anwendung der bisher nur zum Goldmachen verwendeten und als Alchimie auftretenden Chemie (Jatrochemie), gerade die chemischen Kenntnisse sehr und bereiteten eine spätere selbständige Entwickelung der Chemie vor. Paracelsus, der bei fortschrittlich gesinnten Leuten außerordentliche Bewunderung fand, sich aber auch zahlreiche Feinde schuf, war trotz seiner Geheimkunst und seiner von Agrippa entlehnten kabbalistischen Weltanschauung, trotz eines stark abenteuerlichen Zusatzes überhaupt ein Kopf, der über das scholastische Wesen seiner Zeit hinausragte, zuerst Vorlesungen in deutscher Sprache hielt und von dem „heillosen“ Latein und Griechisch sprach, der sein Wissen nicht aus Büchern, sondern aus der Natur schöpfen wollte und die „Alten“ wie die „hohen Schulen“ höchst souverän verachtete. Der okkultistische Charakter seiner Anschauungen wie der seiner Anhänger, etwa Georg Am Walds, entsprach der früher (vgl. S. 487) dargelegten Unreife des Wissens von der Natur. Daß viele Paracelsisten Betrüger waren, kommt nicht in Betracht. Auch die Verbindung der Krankheiten mit den Einflüssen der Gestirne — jeder Körperteil ist einem bestimmten Stern unterworfen — ist in jener Blütezeit der Astrologie nicht auffällig. Indessen hatte bereits deren „hochvernünftige Mutter“ (Kepler), die Astronomie, gerade jetzt die allerwichtigsten Fortschritte gemacht. Auf genauerem Studium der Alten fußend, hatten bereits im 15. Jahrhundert Nikolaus von Cues, dann Georg Peuerbach und namentlich Regiomontanus (vgl. S. 477) die Mathematik wie die rechnende Astronomie bedeutend gehoben, ja die letztere geradezu neu begründet; auf ihren Schultern wieder stand Kopernikus, dessen umwälzende Anschauungen zunächst aber vorwiegend Widerspruch begegneten. In Luthers Augen war er ein „Narr“; sein System wagte 1583 Mästlin in Tübingen, obgleich er es für richtig hielt, nicht zu lehren. Dann aber kam Mästlins Schüler, Kepler, und begründete durch seine neu gefundenen Gesetze das kopernikanische System endgültig. Freilich, er galt dem Stuttgarter Konsistorium als „Schwindelhirnlein“, und anderseits hat auch er der „närrischen“ Astrologie als brotspendender Kunst nicht entraten wollen.

Der Gesamtgeist der damaligen Gelehrsamkeit blieb also trotz solcher neuen Bahnen wesentlich der alte. Äußerlich trat das Neue schon infolge der Reformation, die keine Pfründen, keine Papstgründungen u. s. w. mehr zuließ, aber auch gemäß der allgemeinen Entwickelung in dem immer wachsenden Einfluß des Staates hervor, der ja freilich zugleich die Selbstherrlichkeit der Universitäten bedeutend beschränkte, ihren Betrieb beaufsichtigte und ihre Angelegenheiten regelte. Dieser Einfluß zeigte sich nun ebenso stark in der wieder von Melanchthon eingeleiteten Pflege des ebenfalls in Verfall geratenen gelehrten Schulwesens, das zunächst die Städte, dann aber auch die Territorialherren in die Hand nahmen. Neben den mehr allgemeinen Zwecken dienenden städtischen Lateinschulen entstanden gelehrte Fürsten- und Landesschulen

(Alumnate), zunächst kurz vor der Mitte des Jahrhunderts in Sachsen, im Zusammenhang mit der abgeschlossenen Ausbildung des Landeskirchentums und der Verfügung über das eingezogene Kirchengut; sie blieben aber äußerlich zunächst noch wesentlich klösterlich gestaltet. Stadt- und Fürstenschulen waren übrigens keineswegs in ihrem Niveau genau geschieden. Jene wurden in größeren Städten zu richtigen Gelehrtenschulen. Manche Schulen entwickelten sich zur halben Universität, nämlich die immer häufigeren akademischen Gymnasien. Auch die Schulen wiesen unerfreuliche Züge auf. Natürlich wurde arg über Disziplinlosigkeit, Roheit und Gewalttätigkeit geklagt, auch über „unzüchtige Sauferei", das allgemeine Laster, und sonstige Leichtfertigkeiten, ferner, wie bei den Studenten, über die unehrbare Tracht. Die alte Härte der Schulstrafen bestand gerade deshalb weiter, doch wurden die Grausamkeiten jetzt „schier allerwärts, weil sie in so häufigem Gebrauch", verboten. Die Lehrer selbst werden auch häufig als von den Untugenden der Zeit angesteckt geschildert, dabei, allerdings viel weniger als die Professoren, als unfleißig. Schlemmer konnten sie freilich überhaupt nicht sein, denn diese „Schuldiener" waren oft recht mißachtet, unsicher gestellt und fast durchweg ganz elend besoldet. Bittere Klagen darüber sind zahlreich, z. B. von Nikodemus Frischlin 1588, der diese Verhältnisse bei den Katholiken viel besser findet. Auch hierin waren die Schullehrer den Universitätslehrern ähnlich, beide mußten deshalb oft unwürdigen Nebenverdienst suchen (Bier- und Weinschank der Professoren, Spaßmachen u. s. w. der Lehrer). Schon aus diesem Grunde erfolgte nach dem neuen Aufschwung zum Teil wieder ein Rückgang. Vielfach schmolz auch die Schülerzahl in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wieder stark zusammen, und die Leistungen waren oft miserabel, wie sich z. B. 1555 in Augsburg ergab. Dabei wirkten die fortdauernden dogmatischen Streitigkeiten, die die Universitäten so schlimm beeinflußten, nicht minder ungünstig auf die Schulen ein, namentlich bezüglich des Verhältnisses zwischen Predigern und Lehrern. Die inneren Streitigkeiten der Lehrer wurden in Nürnberg 1575 direkt für den Verfall der Schulen verantwortlich gemacht. Doch wurde jetzt wieder stärker über den Verfall der gelehrten Studien überhaupt geklagt. Scaliger meinte 1603, die Barbarei könne nun nicht mehr höher kommen. Einzelnes aus der Entwickelung der Schulen, die doch zum Teil trotz starker theologischer Färbung auch der Lehrer — der Lehrer war im ganzen nur eine Vorstufe zum Pfarrer — einen erfreulichen, freilich imitatorischen Studieneifer beweist, und in die uns äußerlich und innerlich die „Schulordnungen" einen Einblick gewähren, kann hier so wenig angeführt werden wie bei den Universitäten. Genannt werden muß nur der Name eines so hervorragenden Schulstrategen wie Johannes Sturms in Straßburg, bei dem wieder die alten westlichen, namentlich Lütticher Einflüsse wichtig waren. Er stellte als Unterrichtsziel die sapiens atque eloquens pietas (die mit Wissen und Beredsamkeit verbundene Frömmigkeit) hin, der treffende Ausdruck auch für die Melanchthonischen Bestrebungen.

Auch in katholischen Landen, deren ganze Geisteshaltung sich infolge der Glaubenskämpfe und der Neustärkung der trotz einzelner innerer Einflüsse sich nun erst recht dem Protestantismus entgegengesetzt entwickelnden Kirche immer schärfer von der der protestantischen Landesteile absonderte, ist das gelehrte Wesen in dieser Zeit allmählich reorganisiert worden. Auch hier lehnte man sich trotz Belebung des alten aristotelischen Scholastizismus an die humanistische Bewegung an, deren Wirkungen ja zum Teil hier weniger unterbrochen waren als dort. Anderseits waren im Schulwesen, wie katholische Zeitgenossen selbst damals hervorgehoben haben, so Wizel 1538, Albrecht von Mainz 1541, Julius Pflug 1550, die Katholiken zunächst an Eifer und Erfolgen bedeutend zurückgeblieben, und Gelehrte wie Pädagogen

wurden unter ihnen immer seltener, bis die Jesuiten, und zwar doch wohl wesentlich als Träger romanischer Überlegenheit, immerhin nicht ohne Beeinflussung durch die protestantische Schulreform, auf diesem Gebiet einen solchen Aufschwung hervorbrachten, daß nun wieder Protestanten auf deren Erfolge hinwiesen und protestantische Eltern ihre Kinder in die Jesuitenschulen schickten. Freilich war deren Trefflichkeit zugleich ein Mittel der Propaganda. Auch bei den Jesuiten war das Hauptziel wieder bessere Bildung der Geistlichen, die bei der Unwissenheit der Weltgeistlichen besonders nötig war: sie haben daher nicht nur die gelehrten Schulen, sondern ebenso die Universitäten mit neuem Geist erfüllt, sie auch, abgesehen von der juristischen und medizinischen Fakultät, selbst geleitet sowie überall die Lehrer gestellt. Die je nach den Stiftungsmitteln verschieden großen Jesuitenkollegien, unter denen das für Deutschland führende das Collegium Germanicum in Rom war, bildeten neben den Schülern zugleich die künftigen Lehrer heran, übrigens unentgeltlich. Sie breiteten sich im Laufe der Zeit stark aus, zunächst besonders in Bayern, aber auch im äußersten Osten wie im Westen Deutschlands; sie machten, wo katholische Universitäten den Jesuiten ihre Fakultäten nicht geöffnet hatten, sogar diesen Konkurrenz. Der gelehrte Unterricht, dessen Ordnung endgültig in der „Ratio atque institutio studiorum S. J.“ von 1599 festgelegt wurde, steht so sehr bei diesem Orden der Gegenreformation im Vordergrunde, daß man ihn einen Studien- und Schulorden hat nennen wollen. Aber die Schule war hier doch nur Kampfmittel. Aus diesen Schulen gingen die Landesherren hervor, die im Süden und Westen die Gegenreformation durchführten; diese Schulen haben den Katholizismus in Deutschland, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts arg gefährdet war, recht eigentlich gerettet. Im übrigen war das gelehrte Ziel der Protestanten wie der Katholiken dasselbe: die humanistische Eloquenz, aber kirchlich und theologisch gefesselt, bei den Jesuiten nur unter strengerer Sichtung der klassischen Autoren. Die Unterdrückung selbständigen Denkens und Forschens, die Beugung unter ein traditionelles Wissen war bei beiden ebenfalls die gleiche, trat nur bei den Jesuiten noch stärker hervor. Wie man auch oft dieselben Mittel auf beiden Seiten anwandte, zeigt die Benutzung dramatischer Aufführungen als stilistischer und deklamatorischer Bildungsmittel. Lange führte man in protestantischen Schulen, unter Luthers Billigung, Terenz und Plautus auf. Nach deren Muster entstanden neulateinische Schuldramen (Frischlin), in denen sich aber die konfessionelle Polemik breit machte und ebenso die Richtung auf biblische Stoffe. Dazu kam ein immer strengeres Moralisieren, anderseits ein äußerer Versklingklang. Diese Schulkomödien waren von Anfang an aber auch die Domäne der darin außerordentlich produktiven und die Aufführungen viel prunkvoller gestaltenden Jesuiten, bei denen die Stoffe fast ausschließlich auf die Bibel und vor allem die Heiligenlegenden beschränkt waren, die aber zugleich das große Publikum, auch den Hof, im Auge hatten, überhaupt also das geistliche Schauspiel des Mittelalters mit einigem humanistischen Zusatz neu belebten. Auf beiden Seiten aber, hier schärfer wohl noch auf protestantischer Seite, zeigte sich endlich wieder der betonte Gegensatz zum Volkstum immer stärker.

An dieser zunehmenden Kluft zwischen Gelehrten und Volk ändert auch die Tatsache nichts, daß Luther und die Seinigen einiges für das Volksschulwesen getan, ja es eigentlich neu begründet haben. Eine wirkliche Volksschule hat vorher nicht bestanden (vgl. S. 464). Freilich lag der Nachdruck dieses Eintretens der Reformatoren aus dem Wunsche christlicher Erziehung heraus auf dem katechetischen Unterricht, neben dem Schreiben und Lesen einhergingen. Die älteren dörflichen wie städtischen Elementarschulen waren bei dem allgemeinen

Widerwillen, die Kinder in die Schulen, die doch immer wesentlich als geistliche Vorbereitungsanstalten galten, zu schicken, noch mehr in Verfall geraten als die gelehrten, zum Teil ganz eingegangen. Luthers Forderung, „die allerbesten Schulen beide für Knaben und Mädchen an allen Orten aufzurichten", bezog sich auch auf die niederen Schulen; freilich hat er meist die niedere Lateinschule gemeint. Ebenso behielten die späteren Schulordnungen, namentlich die württembergische von 1559, die „deutschen Schulen", selbst solche für Mädchen, öfter im Auge: viele erwähnen sie aber auch gar nicht. Überhaupt kam recht Gedeihliches nicht heraus. Die Dorfschulen wurden, soweit sie sich noch hielten, schlecht besucht, im Sommer oft überhaupt nicht, standen dabei meist unter unwürdigen Lehrern, und der Herr gab keine Mittel her. Die „deutschen" Elementarschulen der Städte waren kümmerlich genug; besonders wenig geschah für den Unterricht der Mädchen, obgleich in größeren Städten eigene Schulen für sie bestanden. Den Wert der „Jungfrauenschulen" für die Heranbildung echter und frommer „Hausmütter" betonte die Wolfenbütteler Kirchenordnung von 1543. Anderswo wurden Mädchenlehrerinnen von den deutschen Lehrern auch bekämpft. Über die bösen Räume der niederen Schulen klagte 1588 Frischlin speziell für die ABC-Schule in Braunschweig. Ja man hat sich zu Zeiten, wie 1546 Herzog Ulrich von Württemberg, überhaupt gegen die deutschen Schulen gewendet, weil durch sie „die Lateinschulen verderbt" würden, und manche protestantische Schulordnung war aus demselben Grunde den „Winkelschulen" feindlich. Freilich blühten diese „Winkelschulen" meist da, wo die Lateinschulen nichts taugten, und der Kampf gegen sie, der in städtischen Akten noch lange eine Rolle spielte, ist nicht identisch mit einem solchen gegen deutsche Elementarschulen, auch nicht gegen genehmigte Privatschulen überhaupt, die z. B. die kursächsische Schulordnung von 1580, während sie jene bekämpft, gestattet. Anderseits hatten die deutschen Lese-, Schreib-, Rechen- und Katechismusschulen, deren Leiter nur selten aus eingezogenem Kirchengut, meist von dem Schulgeld die Schule hielten, als unabweisliches Bedürfnis z. B. für die städtischen gewerblichen Schichten in sich die Gewähr des Bestehens, waren auch weniger als die höheren Schulen einem beständigen Lehrerwechsel ausgesetzt. Ihre Leiter waren oft Handwerker, sonst Schreiber, nicht fertig gewordene Studenten. Sie priesen ihre Schule auch wie Handwerker auf Schildern an, bis ins 18. Jahrhundert. In Basel wird noch ein von Hans Holbein dem Jüngeren gemaltes Schild aufbewahrt. Am schlimmsten war es fast überall auf dem Lande, außer z. B. am Niederrhein. In katholischen Landen, so in Bayern unter Albrecht V., ist man direkt gegen die Dorfschule als unnötig vorgegangen, und das Landvolk in Unwissenheit zu erhalten, trat als offenes Bestreben hervor.

Aber selbst wenn das Volk weniger „in den Tag hinein gleichwie das unvernünftige Vieh" gelebt hätte, auf dem Lande und in kleinen Städten weniger unwissend gewesen wäre, mehr Lesen und Schreiben gelernt hätte, jene Kluft wäre damit auch nicht überbrückt gewesen. So aber bildete das niedere Volk, das um 1600 geistig viel tiefer als hundert Jahre früher stand, erst recht einen Gegensatz zu dem neuen „Gebildeten", dem „lateinischen Menschen", der ja nun auch nach humanistischem Vorgang (vgl. S. 478) sich lateinisch nannte, z. B. nicht mehr Ölmann, sondern Olearius hieß. Über dieser geistigen Kluft darf man freilich nicht vergessen, daß sich sozial der Gelehrte keineswegs vom Volke, wenigstens nicht vom kleinen Bürger- und Bauernstande, geschieden hatte. In protestantischen Landen entstammte zunächst die ganze Geistlichkeit vorwiegend diesen Schichten, später natürlich auch spezifischen Pfarrersfamilien. Der Pfarrer heiratete auch niedrig, Mägde, Handwerkertöchter, bald aber mit Vorliebe Pfarrerstöchter. Da es keine hohen geistlichen Ämter und fetten Pfründen mehr

gab, blieben Vornehme diesem Stande ganz fern. Sie wandten sich nur der Juristerei zu. Ärzte waren noch nicht zahlreich, entstammten aber immer dem Bürgertum, häufig wieder dem niederen. Aus ihm kam auch die Masse der Lehrer, kamen die Professoren der philosophischen Fakultät. Zwischen Handwerk, Pfarramt, Lehramt bestanden innige Beziehungen. Daß, wie erwähnt, die niederen Lehrer und die Küster oft Handwerker waren, bleibt hierbei außer Betracht. Zuweilen wurde aber auch ein Gelehrter, wenn's nottat, Handwerker. Heiraten zwischen Gelehrten- und Handwerkerfamilien waren häufig. Schüler und Studenten brachte ihr Leben oft genug in Verbindung mit dem niederen Volk, wenn der fahrende Charakter auch allmählich abnahm. Der junge Sastrow, der spätere Bürgermeister, wanderte lange zusammen mit einem Schneidergesellen. Die Beziehungen der Handwerker zum geistigen Leben, wie sie uns die Meistersingerschulen zeigten (vgl. S. 479), starben ihrerseits auch nur langsam ab. Über Bücherbesitz im kleinen Bürgerstand liegen vielerlei Nachrichten vor; ein Schuster im Osten hinterließ z. B. 1628: 4 große und 57 kleine Bücher. Und wieviel von der kleinen Flugschriften- und jener bekämpften Unterhaltungsliteratur wird in solche Häuser gedrungen sein, auch in Bauernhäuser und Bauernwirtsstuben! Bürgerlichen Charakter hat denn auch der Gelehrte trotz seiner immer zunehmenden Trennung vom Volkstum im ganzen behalten. Mehr und mehr wurde aber der Gelehrtenstand derjenige, in dem das Bürgertum überhaupt noch eine Rolle spielte, er und der mit ihm zusammenhängende neue Beamtenstand. Im übrigen aber ging die bisherige gewaltige Bedeutung des Bürgertums nunmehr immer stärker und schneller zurück, und dieser Rückgang zeigt dann wieder, wie auch in sozialer Beziehung das Volk, und zwar nun auch der Mittelstand, gewaltig zurückgedrängt wurde. Nicht nur über den geknechteten Bauer, auch über den anscheinend noch stolz dastehenden Bürger sollte die Fürstenmacht und in ihrem Gefolge der Adel triumphieren.

Dieser große, schon früh vorbereitete soziale Wandel erhielt eine wesentliche Steigerung durch den wirtschaftlichen Verfall des Bürgertums. Man darf ihn freilich nicht zu früh annehmen, auch den der Hansa nicht. Was die Hansa bedrohte und schließlich vernichtete, war die kräftige staatliche, daneben erst die wirtschaftliche selbständige, nationale Entwickelung von Völkern, die zu ihrem großen Handelsgebiet gehörten. Einmal suchte der mündig gewordene englische Kaufmann, der (namentlich wegen des Getreidehandels) sehr früh direkte Beziehungen mit dem preußischen Orden und Danzig anknüpfte, sich dort niederließ und einen Gegensatz der livisch-preußischen Städte zu den westlicheren Hansestädten begründete, die seinen Handel erdrückenden hansischen Privilegien abzustoßen, welche die auf den Ertrag der Zölle und die hansischen Vorschüsse erpichten englischen Könige bereitwillig verliehen hatten. Schon im 15. Jahrhundert machten die unternehmungslustigen „merchant adventurers“ den Hanseaten gewaltige Schwierigkeiten, es kam auch zum gelegentlichen Außerkraftsetzen der Privilegien durch den König, zu Seekrieg und Kaperei: aber der Utrechter Friede (1474) besiegelte den vollständigen Sieg der hansischen Ostseestädte, die auch das stolze, englandfreundliche Köln eine Zeitlang aus der Hansa wiesen. Im 16. Jahrhundert machten sich indessen die natürlichen Anfeindungen der Privilegien der Fremden durch die englischen Kaufleute, die angeblich zuzeiten an englischem Tuch vierzigmal weniger als die Hanseaten ausführten, immer schärfer geltend; zunächst jedoch widerstanden die Könige noch dem Ansturm. Eifrig und tätig sodann, und das wurde gefährlicher, waren die von alters her seetüchtigen Holländer vorgegangen, die, zum Teil noch immer handeltreibende Bauern, nun vor allem den Ostseehandel, insbesondere die selbständige Ausfuhr des preußischen Getreides, zu erobern

und ferner den Heringsfang an den dänischen Küsten auszunutzen trachteten. Auch hier kam es zu Kapereien und Feindlichkeiten. Gerade Dänemark war es aber, welches die Holländer als hansische Konkurrenten fortgesetzt begünstigte. Eine weitere Schwierigkeit war, daß wieder die livischen und preußischen Städte aus dem direkten Handel mit den Holländern Nutzen zogen und darum die Politik Lübecks und der wendischen Städte nicht mitmachten, die jetzt, zumal die rheinisch-westfälischen Städte fast ganz vom Ostseehandel abstanden, mehr und mehr den Kern bildeten. Die Uneinigkeit war überhaupt schon im 15. Jahrhundert, der hansischen Blütezeit, infolge der verschiedenen Interessen der Städte groß. Selbst das Zollrecht übten auch die Städte in harter Weise gegeneinander aus, was aber nach damaliger Auffassung (vgl. S. 377) doch nicht allzu verwunderlich ist. So kam alles auf die Behauptung der Macht der wendischen Städte an. Diese hatten sich einerseits, was durch gemeinsames Handeln anfangs mit Erfolg geschah, der norddeutschen Territorialherren zu erwehren; noch wichtiger aber war das Verhalten der nach Emanzipation von der Hansa strebenden skandinavischen Reiche, die sich im 16. Jahrhundert immer mehr festigten und eine andere Macht entfalten konnten als die von den eigenen Fürsten bedrängten Städte. Mit dem Dänenkönig begann 1509 der Kampf, der sich trotz lübischer Siege fortgesetzt weiterspann und schließlich zu dem Fehlschlagen des kühnen Vorgehens Jürgen Wullenwevers führte. Weiter war auch der König von Schweden zu den Feinden Lübecks gekommen, und gerade Schweden, das sich jetzt als selbständiger Staat fühlte und bald seine spätere große Politik als baltische Vormacht inaugurierte, entzog den Hanseaten nun auch sein Land als Handelsgebiet. Als es ihnen auch den russischen Handel nehmen wollte, kam es zu neuem Krieg, bei dem sich Lübeck, allein kämpfend, an Dänemark anschloß, und durch welchen es sich noch einmal 1570 sein Handelsprivileg auch für Schweden sicherte, freilich ohne Erfolg. Die kräftige Entwickelung der nordischen Staaten wurde immer gefährlicher: Schweden herrschte im Osten, auch im russischen Gebiet; den Sundzoll, den Christian III. eingeführt hatte, nutzte Dänemark immer drückender aus.

Am schlimmsten aber war die wachsende Handelsmacht der eigentlichen hansischen Erben, der nun zum mächtigen spanischen Reich gehörenden Holländer, die den rheinischen Handel lahmlegten und den östlichen Heringshandel fast ganz an sich brachten. Ihre Schiffe passierten immer zahlreicher den Sund; in den skandinavischen Ländern, deren eigener Handel zwar zunahm, auch nach Westen ging, eroberten sie dennoch ganz die einstige Stellung der Hanseaten. Den Ostseehandel pflegten sie auch noch später mehr als die sogleich zu erwähnenden Indienfahrten. Ihnen war ferner die mehr politische Herrschaft Schwedens im Osten immer weiter von Nutzen, ihr Übergewicht zeigte sich kulturell stark in Dänemark. Dazu kam endlich auch die völlige Emanzipation Englands: das Vorgehen der Hansa gegen die „abenteuernden Kaufleute“, die ebenfalls den Hansahandel erobern wollten, in Hamburg führte zur Aufhebung ihrer Privilegien durch die Königin Elisabeth (1579), die überhaupt das Aufwärtsstreben ihres Landes durch ihre energische Politik siegreich gestaltete. Als das Deutsche Reich der Hansa durch Ausweisung der Engländer zu Hilfe kam, wurde 1598 der Stahlhof geschlossen. Der englische Handel ging der Hansa im 17. Jahrhundert mehr und mehr verloren; nur Hamburg sicherte sich durch Wiederaufnahme der englischen Kaufleute, die nun ihrerseits überall die englischen Tuche und zwar zu höheren Preisen in Masse einführten, seine Zukunft als „blühendster Handelsplatz ganz Deutschlands“ (florentissimum Emporium totius Germaniae), ebenso wie es mit dem neuen holländischen Zentrum, mit Amsterdam, anzuknüpfen verstand. Im ganzen war es die neue, überall in Europa zu spürende Bedeutung kräftiger staatlicher

Gebilde, die den Untergang der Hansa herbeiführte, während ihr selbst die staatliche Ohnmacht Deutschlands, die einst gerade ihr Aufsteigen begünstigt hatte, jeden Rückhalt nahm. Auch der Handel wurde jetzt mehr und mehr Sache der Staaten, nicht mehr der Städte, die, wie in Italien, ihre Zeit schwinden sahen. Immerhin zeigte doch der größte Teil des 16. Jahrhunderts noch ein reiches und stolzes Leben in der Hansa — Danzig erreichte durch seine Verbindungen mit den Holländern und Engländern sogar jetzt seine Blütezeit —, und gerade jetzt trat diese Macht auch in äußerlich prächtigen Bauten besonders hervor.

Noch mehr hielt und mehrte sich der alte Glanz in dem oberdeutschen Handelsgebiet, bis auch hier gegen Ausgang des Jahrhunderts große internationale Verschiebungen sowie politische Ereignisse den Umschwung herbeiführten. Ihn schon von den großen Entdeckungen vor 1500 herzuleiten, geht nicht an. Die Entdeckung Amerikas hat zunächst gar keinen Einfluß darauf gehabt, und die anfangs viel wichtigere des Seeweges nach Ostindien ist sogar den deutschen Kaufleuten lange mit von Vorteil gewesen. Freilich war der für den ganzen abendländischen Handel, insbesondere den Gewürzhandel, so wichtige Orient nun den Portugiesen und später den Spaniern als Domäne überliefert: Venedig vor allem hatte sein Monopol verloren. Aber Italien behauptete, obgleich Portugal den arabisch-italischen Verkehr störte, noch ziemlich lange seine Vermittelungsrolle, anderseits seine Bedeutung in Kunst und Kunstgewerbe, und damit blühte auch der italienisch-oberdeutsche Handel weiter. Nur der Handel mit englischer Wolle nach Italien fiel aus, da dessen Wollindustrie ruiniert war. Die Deutschen ihrerseits, die schon im 15. Jahrhundert direkte Handelsbeziehungen mit Spanien (vgl. S. 370) und Portugal hatten, über Südfrankreich zu Lande oder über dessen und Italiens Häfen zur See, kamen dadurch von selbst dazu, sich an der Ausnutzung des Seeweges zu beteiligen, besonders die Augsburger (Fugger, Höchstetter, namentlich die Welser, vgl. S. 372). Das Tagebuch Rems, des Beauftragten der Welser, zeigt, wie großartig die Aktion der Deutschen und wie eng ihre Verbindung mit dem deutschfreundlichen König von Portugal war. Freilich zeigt es auch die Reibereien, die unausbleiblich waren, da die Portugiesen Alleinherrscher in diesem Handel bleiben wollten. Es zeigt ferner, wie bald man gezwungen war, sich in Antwerpen, wohin sich der Hauptimport der Portugiesen ergoß, und wo ein königlicher Faktor war, und ebenso in Lissabon selbst festzusetzen, um, wenn nicht aus Indien, so doch aus portugiesischer Hand (aus des Königs „Indiahaus") die begehrte „Specerei und Droguerie" sogleich zu erhalten. Dieser Handel aus zweiter Hand, namentlich der Antwerpener, bildete für die Oberdeutschen eine Quelle des Gedeihens. Mit Recht weist aber Dietrich Schäfer darauf hin, daß auch die Hanseaten keineswegs lässig waren. Sie sind in Lissabon wie in Spanien, wohin sie auch ihre Rohstoffe und heimischen Produkte brachten, erschienen, angewiesen natürlich auf die Gesinnung der Herrscher und Übergriffen der konkurrierenden Engländer gegenüber machtlos; Hamburg, Lübeck und Danzig handelten noch im 17. Jahrhundert lange dorthin. In Antwerpen aber haben die Hanseaten das „Haus der Osterlinge" (1564—1568) erbauen können. Übrigens förderten anfangs noch die neuen politischen Verbindungen mit Spanien (Karl V.) den spanisch-deutschen Verkehr, der dann weiter zu Unternehmungen über See und deutschen Kolonieen in Venezuela führte. Es war die Zeit, da jene großen internationalen Handelshäuser blühten, wie das der Fugger, die als wahre Geldfürsten auftraten, da der Handel überhaupt äußerlich mächtig imponierte. (Siehe die beigeheftete Tafel „Allegorie auf den Handel".) Allmählich aber begann das Abbröckeln der Macht. Ganz ohne Einfluß können schon nicht die inneren politischen und konfessionellen Wirren wie die

Die Wag ich sein vergleichen thuet/ Im Bschluß einer Bilanza guet

OCCASIO ET FORTUNA

ZORNAL

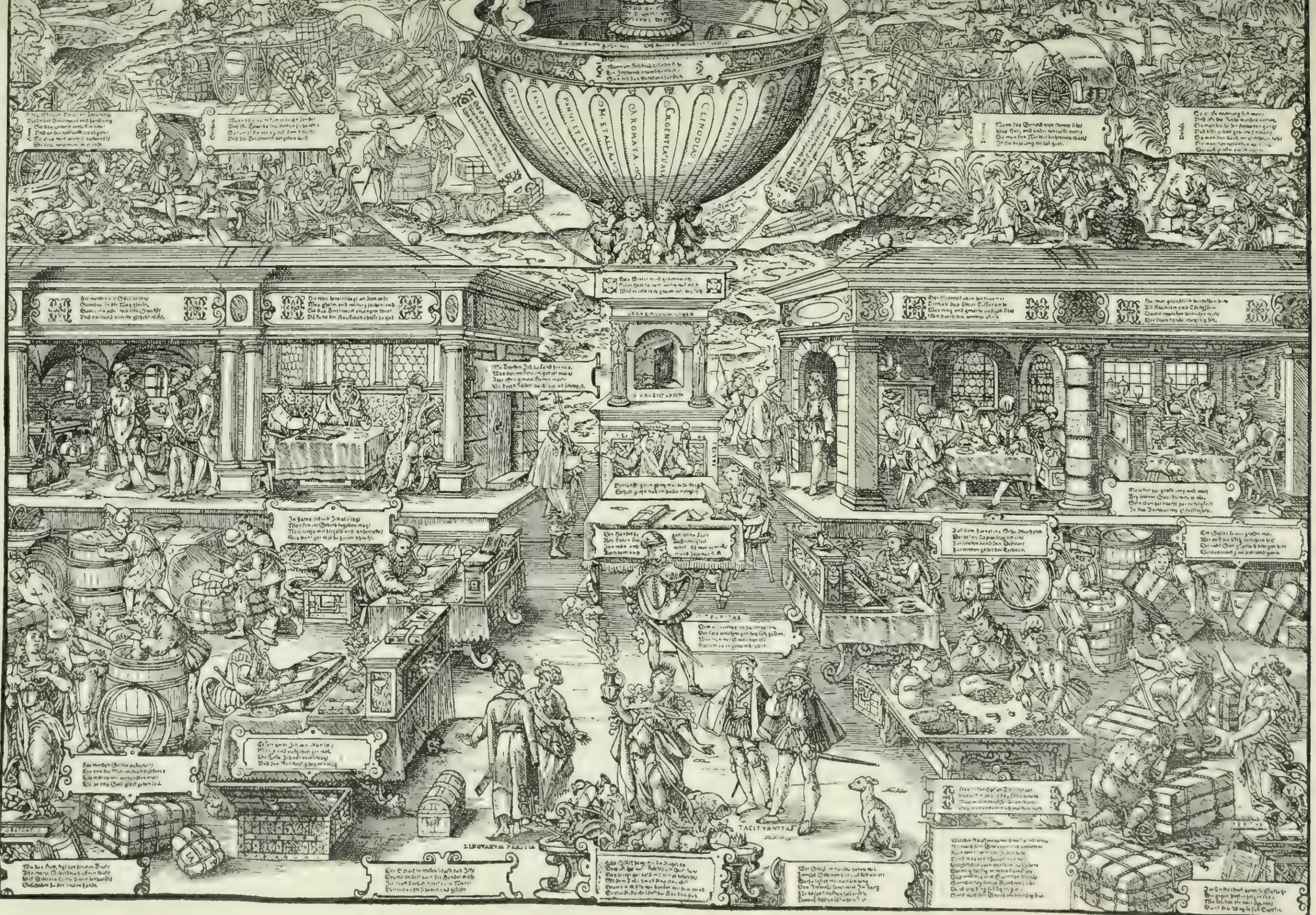
DEBITOR

CREDITOR

ANT VERPIA

IAN FEB MAI APRI IUN IUL NOVE DEC

Cum Cæs. Maiest: gratia & Privilegio, ad annos decem.



Allegorie auf den Handel.

Nach dem Holzschnitt (1585) von Jost Amman, Exemplar des Königlichen Kupferstichkabinetts in Berlin.

inneren und äußeren Kriege gewesen sein; gerade durch sie sah später (1582) der schwäbische Kreis „alle Commercien in ganz Deutschland in mercklichen Abgang und Verfall geraten". Allmählich wirkte aber der Ausschluß der Mittelländer vom Ozean doch; man war abhängig von den Ereignissen und Verschiebungen, die die Völker, welche an seinem Rande saßen, betrafen. Portugal unterlag 1580 Spanien: diese Erschütterung hielt man durch die Verbindung mit Spanien aus. Aber Spanien mußte nun konkurrieren mit den Engländern und Holländern, die ihrerseits jetzt direkt mit Indien handelten. Dann kam der Fall Antwerpens, das über 1000 fremde Handelshäuser beherbergte, infolge des niederländischen Aufstandes. Er ruinierte nicht nur den Verkehr mit Oberdeutschland, er stärkte auch wieder die Holländer, insbesondere Amsterdam. Diese wurden die Beherrscher des Welthandels, aber auch des deutschen. Im Osten bedrängten sie die Hansa, die ihnen übrigens schon unterlegen war, bevor sie jene überseeischen Fahrten begannen, im Westen sperrten sie Rhein und Schelde, so daß 1582 die Kurfürsten von Mainz und Trier erklärten, man werde künftig nur mit Erlaubnis der Holländer Handel treiben dürfen. Der Fall Antwerpens ist allerdings Frankfurt a. M. zugute gekommen: hierher kamen nun die für Deutschland und den Osten bestimmten Waren der Holländer und Engländer, hierher kamen nun notgedrungen auch die Oberdeutschen und brachten ihrerseits die in Italien eingetauschten Waren; der Briefwechsel Balthasar Paumgartners gibt davon ein Bild. Aber die wachsende Bedeutung der Frankfurter Messe kann so wenig wie der Aufschwung Hamburgs über den Rückgang des deutschen Handels täuschen, auch nicht der andauernde Verkehr mit Italien und mit Frankreich (Lyon).

In Oberdeutschland kam eine gewaltige innere Krise hinzu. Die Vorbedingung dafür war der Übergang vieler süddeutscher Handelshäuser zum Geldgeschäft (vgl. S. 376). Die fortwährenden, aus den politischen Händeln sich ergebenden finanziellen Kalamitäten des Kaisers und anderer Fürsten, die zu lohnenden Finanzgeschäften, weniger mit deutschen Territorialherren als mit Papst, Kaiser und fremden Königen, führten, förderten dieses Geldgeschäft, das zunächst auch außerordentlich gewinnbringend war und z. B. die hohe Bedeutung der Fugger bedingte. Ferner ergab sich daraus eine Bevorzugung der Spekulationsgeschäfte. Auch der Gewürzhandel erhielt durch die unberechenbaren Preisschwankungen des Pfeffers einen spekulativen Charakter. Dieser äußerte sich weiter in dem Umsichgreifen der Monopol- und Preissteigerungsbestrebungen jener großen Handelsgesellschaften, die dadurch so allgemein (vgl. S. 444) verhaßt wurden. Vor allem bildeten sie den Aufkauf aus und verteuerten die Gewürze. Sonst zogen die Preise zum Teil deshalb an, weil bei der Überproduktion an Silber der Geldwert sank. Ringe gab es zuerst für die Bergbauprodukte. Daß im übrigen gerade die Änderungen im Gewürzhandel die Gesellschaften allein für diesen geeignet machten, erkannte man so wenig wie die durch die Teilnahme am Welthandel sich ergebende Notwendigkeit der Gesellschaften überhaupt. Nun kam eine Reaktion; sie äußerte sich zunächst im Rückgang des Gewinnes aus den Geldgeschäften. Der Bankerott des spanischen Staates und der Krone Frankreich nach der Mitte des Jahrhunderts, die Geldklemme anderer Fürsten ließen bedeutende Summen verloren gehen: der Niedergang der großen Geldgeschäfte aber zog bei ihrer führenden Stellung schlimme Folgen nach sich. Ebenso schlimm wirkte aber der bald eintretende Ruin des spekulativen Warenhandels namentlich der Gesellschaften, die in wilder Sucht nach Gewinn auch höchst unsolid gearbeitet hatten, so z. B. Conrad Roth in Augsburg, der den gesamten Pfefferhandel in seine Hände bringen wollte. Den Bankerott beschleunigte endlich das überaus luxuriöse Leben dieser Kreise. Der Augsburger

Rat führte in den siebziger Jahren die vielen großen Fallimente ausdrücklich auf „das Schwelgen" zurück. Obgleich nun viele Kaufleute am alten soliden Warenhandel festgehalten hatten, mußten sie als nicht ausschlaggebend mit leiden, besonders wenn sie im Vertrauen auf die Blüte der Gesellschaften Einlagen bei ihnen gemacht hatten. Letzteres hatten aber, angesteckt von der allgemeinen Sucht nach Gewinn, über die z. B. der Hamburger Bürgermeister Brockes eindringlich klagte, Leute aus allen Ständen getan. Alles trieb „Wucher", d. h. Geldgeschäfte. Nun kamen die Bankerotte der Großen, und viele Kleinere, Kaufleute, Ratsherren, aber auch Handwerker und Edelleute, wurden mit ruiniert. So wurde 1572 halb Pommern durch den Bankerott der Loitze in Mitleidenschaft gezogen. Diese Bankerotte gaben in Süddeutschland dem späteren 16. Jahrhundert die Signatur; namentlich in Augsburg waren sie sehr häufig, auch noch im 17. Jahrhundert (1614 Bankerott der Welser). Dazu kam nun als allgemeines Moment noch die von jeher den Handel drückende Münzverwirrung, die sich aus dem jetzt eintretenden Verfall des immer weniger lohnenden Bergbaues, noch mehr aus der ständig gesteigerten Ausnutzung der Münzbefugnis der Stände, namentlich der kleineren, ergab. Diese wurde aber wieder durch jene Spekulationsgeschäfte gefördert, indem man entweder von kleinen Ständen die Münzgerechtigkeit pachtete und sie durch Prägung von geringwertigem Geld und „Zerbrechen" des guten schlimm ausbeutete, oder indem man noch häufiger gutes inländisches Geld nach Italien und sonst aus- und schlechtes dafür einführte. Daraus ergab sich ein kolossaler Geldmangel und ein Überfluß an schlechten Münzen, worunter Handel und Wandel ebenso litten wie unter der Vielheit der Münzen (nach einer Angabe von 1606: 5000 Sorten). Weiter mußte das Falschmünzertum florieren, mindestens das Beschneiden der Münzen und das betrügerische Aussondern der guten Münzen. Überall suchte man auch betrügerischerweise schlechtes Geld unterzubringen, am meisten auf der Frankfurter Messe. Gegen alle solche das Volk tief erregenden Kalamitäten suchte man von Reichs wegen einzuschreiten, gegen die Monopolgesellschaften seit langem beinahe auf jedem Reichstag, 1577 unter Androhung von Landesverweisung und Güterkonfiskation, ebenso immer aufs neue gegen die Münzverschlechterung, die auch die häufigen „Münztage" nicht änderten. Die Ohnmacht des Reiches war schon zu offenbar; die Münze zu ordnen, wurde schließlich den Kreisen überlassen, ebenso nutzlos. So konnte denn bei dem allgemeinen Krach ein Prediger 1581 schreiben: „‚Unglück über Unglück in Kaufmannschaft und Geldumschlag!' hört man schier allenthalben klagen, wohin man kommt, und hat es unter Kaufleuten, Handwerkern, Rathsherren, vornehmen Geschlechtern, Grafen und Edelleuten täglich vor Augen, da man siehet, daß unzählig viel, so in gutem Stand, Reichthum, Wohlhabenheit und großem Ansehen gewesen sind, verarmet und verdorben sind."

Hier tritt schon der Einfluß dieses Niederganges auf den allgemeinen Wohlstand hervor; insbesondere mußte er aber auf das Gewerbe, die zweite Quelle bürgerlichen Gedeihens, unheilvoll wirken. Der Absatz wurde eingeschränkt, der ins Ausland ging ganz zurück, die einheimische Kaufkraft war namentlich auf dem Lande sehr gesunken, das Betriebskapital hatte man oft eingebüßt, das Handwerk, das auch früher nicht immer so lohnte, wie man meist glaubt, verlor den „goldenen Boden". Durch jene, jetzt noch vermehrte Spezialisierung der Gewerbe infolge der steigenden Inanspruchnahme durch den Luxus und die reichere Lebenshaltung war dabei die Zahl der Handwerker selbst sehr gewachsen, ebenso mit der allgemeinen Üppigkeit ihre eigenen Lebensansprüche. Die Mittel, die man anwandte, um dem Niedergang zu steuern, trugen dann selbst zu weiterem Verfall bei. Es war ein ähnliches Streben wie

das der Preissteigerungsgesellschaften im Handel: die im Besitze waren, suchten alle Konkurrenz zu unterdrücken und sich selbst ein immer höheres Einkommen zu sichern. Das Mittel dazu hatte man in der Zunft, die man aber nicht den veränderten Verhältnissen anpaßte, sondern zu einem starren Gebilde machte. Zunächst streifte man die hergebrachte Rücksicht auf das öffentliche Interesse ganz ab, die Zunft wurde ein Nutzungsorgan der Meister, ein monopolistisches Mittel. Man versperrte immer mehr den Zutritt zu ihr durch Erhöhung der Aufnahmegebühren, durch bald zum Wahnwitz gesteigerte Verschärfung der Anforderungen an die ehrliche und eheliche Herkunft; man verfolgte alle unzünftigen Handwerker (Störer, Bönhasen u. s. w.) aufs unbarmherzigste, ja ging sogar gegen die gewerbliche Arbeit für den eigenen Haushalt vor. Man erschwerte anderseits den Gesellen die Erlangung des Meisterrechts durch übertriebene Ansprüche an das Meisterstück, durch Beschränkung der Zahl der Meister, durch Probejahre (Sitz-, Mutjahre) des Gesellen, der sich zum Meister meldete, u. s. w. und schuf so ein immer unruhigeres Gesellenproletariat. Dabei reizte man dieses noch durch Bevorzugung der Meistersöhne oder Meisterschwiegersöhne. Wie jenes Streben, sich auf alle Weise nur die Nahrung zu sichern, überhaupt den Fortschritts- und Unternehmungsgeist tötete, z. B. den schöner und rascher arbeitenden Meister grimmigen Anfeindungen aussetzte, so war dieses Zurückdrängen der jüngeren Elemente auch hierfür besonders unheilvoll: das frische Blut blieb draußen. Dazu gerieten sich naturgemäß die verwandten Innungen leicht in die Haare, und beileibe durfte die eine nicht in das Arbeitsgebiet der anderen eingreifen, das aber nicht immer leicht zu umgrenzen war. Auch dem Verfall der Gewerbe haben Reich und Landesherren im 16. und 17. Jahrhundert wehren wollen. Das Reich ging z. B. 1548 gegen den Ausschluß jener vielen „Unehrlichen" vor, die Reichspolizeiordnung von 1577 griff vielfach ein, 1594 bekämpfte man im Reichstagsabschied eine Anzahl neuer Kniffe der Zünfte u. s. w. Die Landesherren versuchten, aber auch ziemlich erfolglos, größere Einheit in die bunten Gewerbeverhältnisse ihrer Gebiete zu bringen; sie übten ferner, um die innere Qualität der Gewerbe, die zum Teil schon früh nachließ, zu halten, eine straffere Gewerbepolizei, die aber den faulen Zuständen namentlich mancher Lebensmittelgewerbe, auch der Bekleidungsgewerbe, wenig abhalf. In den größeren Städten, wo diese Polizei ja zum Teil in den Händen der Zünfte selbst lag, wurde sie immer lässiger gehandhabt, und gerade hier suchten die Landesherren auf Besserung hinzuarbeiten, indem man bei aller Berücksichtigung ihrer „Nahrung" die Zünfte hinsichtlich ihrer Rechte beschnitt und sie unter Aufsicht stellte. Auch das Monopol der Zünfte hat man wohl durch landesherrliche Konzessionierungen (Freimeister, Gnadenmeister) zu brechen gesucht, aber sehr spärlich. Den übertriebenen Ausschließungen und Aufnahmeverweigerungen sind ferner die städtischen Obrigkeiten oft entgegengetreten, und mancher Schöppenstuhl hat durch juristische Gutachten die mildere Auffassung unterstützt. Aber im ganzen nutzte das alles wenig, und die Signatur des Gewerbewesens war immer deutlicher der Verfall, auch in sittlicher Beziehung. Über Faulheit und Schlemmerei der Handwerker wurde viel geklagt.

Besonders schlimm wirkte aber der Zwiespalt zwischen den Meistern und der um 1500 in ihrer Blüte stehenden Gesellenschaft. Der Kampf hatte eingesetzt bei dem Recht der Arbeitsvermittelung (vgl. S. 362), das die „Schenke" den seit Ende des 15. Jahrhunderts organisierten Gesellen, d. h. denen der „gewanderten" Handwerke, in die Hand gegeben hatte. Aber die straffe Organisation, die diese „geschenkten", „gewanderten" Handwerke für die Gesellen durch das ganze Reich hatten, war ein gewaltiges Kampfmittel. Die Gesellen traten

den Verboten — gegen das Schenkwesen war das Reich selbst wiederholt vorgegangen, natürlich ohne Erfolg in den meisten Städten — mit Verruf, Ausstand und anderen Mitteln gegenüber und siegten im ganzen. Jedoch machte das gestiegene Selbstbewußtsein der Gesellen später die Verhältnisse immer schwieriger: höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, die von einzelnen Zünften allerdings ungebührlich verlängert worden war, bessere Verpflegung, Teilnahme an den Zunftversammlungen wurden überall gefordert. Der Geselle wollte immer mehr Vertragsarbeiter sein, und das Gegenstück zu seiner Unterdrückung wurde nun ein immer trotzigerer Widerstand. Auch verluderten die Gesellen vielfach: der Kampf um den „guten Montag" hatte auch eine sehr genußsüchtige Seite. Dem Gewerbe im allgemeinen brachten endlich auch die leise beginnenden neuen Betriebsformen Schädigung. Die Ausbildung von großen Verlagsgeschäften, die erste Form, in der die Großindustrie auftrat, — einzelne umfangreiche gewerbliche Betriebe kommen zwar ausnahmsweise recht früh vor, sie wurden aber erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts häufiger —, machte die für jene arbeitenden Meister zu abhängigen Arbeitern. Es sind das alles Züge, die meist erst im 17. Jahrhundert schärfer hervortraten, wie denn überhaupt der größte Teil des 16. Jahrhunderts noch den alten Charakter bewahrte und daher in unsere frühere Schilderung der städtischen Gesellschaft (vgl. S. 359ff.) schon einbezogen ist. Vieles blühte weiter, wie etwa in Nürnberg die mechanischen Zweige. Das Kunstgewerbe gedieh auch jetzt vortrefflich, wozu der allerdings bald ungesunde Luxus wesentlich beitrug, wie derselbe Luxus durch seinen Konsum von teuren Stoffen und „Geschmuck" den alten Handel namentlich mit Italien dauernd förderte.

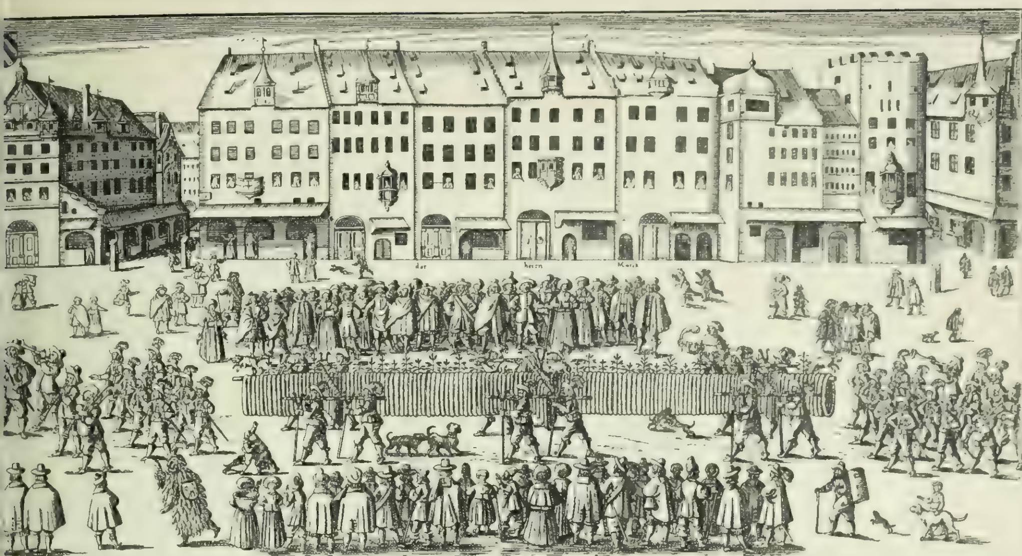
Ganz ähnlich war es aber überhaupt mit den Verhältnissen des Bürgertums. Auch zu Ende des 16. Jahrhunderts sah es in den deutschen Städten noch prächtig aus. Wieviel schöne Renaissancebauten im Hansagebiet und im Süden zeugen davon! (Siehe die beigeheftete Tafel „Ansichten aus deutschen Städten im 17. Jahrhundert".) Gewiß begannen anderseits die Klagen auch schon früher. Wie 1550 ein Schwabe, Heinrich Müller, gegenüber dem ländlichen Schlemmen zuzeiten seines Vaters den Rückgang der Lebenshaltung des Bauern feststellt und die „Nahrung der besten Bauern" nun für „viel schlechter" hält als „ehedem die der Tagelöhner und Knechte", so will Musculus 1555 in seinem „Hosenteufel" starke Anzeichen des wirtschaftlichen Niederganges auch in der Stadt erkennen. An den schönen älteren Gebäuden und den Kirchen, deren früher eine Stadt mehr aufgerichtet habe als nun ein ganzes Land, könne man „itzunder die Dächer nicht erhalten"; anstatt der damals leicht ernährten Hunderte von Geistlichen und Mönchen könnten heute kaum drei bis vier Prädikanten ihren geringen Unterhalt durchsetzen: „sein Bettler gegen unsere Voreltern". Der zuletzt angeführte und von Luther ähnlich betonte Umstand lag allerdings wesentlich an der Einziehung des Kirchengutes, die in protestantischen Gebieten ferner, wenigstens anfänglich, auch einen bedeutenden Rückgang der Armenpflege zur Folge hatte. Übrigens wurden trotz des Überganges der Armenpflege an die weltliche Obrigkeit (vgl. S. 414) die alten Klagen über eigennützige Verwendung des Armengutes (Armenkasten) durch die Verwalter auch jetzt erhoben. Anderseits scheint der zunehmende, schon von Luther und jetzt von zahlreichen protestantischen Predigern beklagte Mangel an Wohltätigkeit doch nicht nur aus dem Fortfallen des Anreizes zu „guten Werken" und aus egoistischem Weltsinn, sondern eben auch aus dem allmählichen Rückgang des Wohlstandes erklärt werden zu müssen. Dabei war infolge der wirtschaftlichen Lage die Zahl der Bedürftigen noch gewachsen. Freilich kann von einer Zunahme des Bettlerwesens, wie sie Janssen erweisen will, gegenüber der Zeit um 1500 kaum gesprochen werden: im



Der Straßburger Weinmarkt im 17. Jahrhundert. Nach der Radierung von Wenzel Hollar (1607—77), Exemplar des Königlichen Kupferstichkabinetts in Berlin.

Der Markt- und Schrannenplatz zu München. Nach einem Kupferst

Ansichten aus deutscher



Umzug der Nürnberger Metzger mit der langen Wurst im Jahre 1658. Nach dem Kupferstich von Lucas Schnitzer, Exemplar der Sammlung Friedrich Augusts II. in Dresden.

larckh zu München.

dem Jahre 1634, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

dten im 17. Jahrhundert.

Gegenteil ging die Obrigkeit, namentlich die fürstliche, im Laufe der Zeit immer schärfer gegen dasselbe vor, veranlaßte dadurch allerdings wieder eine Zunahme des Räuberwesens. Dieses war schon durch die Opfer des Bauernkriegs, zum Teil durch Kriegsfolgen überhaupt, besonders die vielen dienstlosen „gartenden" Landsknechte stark gefördert worden, hatte wohl auch gerade durch die Rekrutierung aus gehetzten Aufständischen zum Teil jenen romantischen Schimmer, den ihm das Volk später beilegte, schon damals erhalten, obgleich vor allem der Bauer darunter litt. Man kann endlich als Symptom des Niederganges des Städtewesens als solchen die wachsende Verschuldung der städtischen Gemeinwesen, die zum Teil ebenfalls auf Kriegsläufte, z. B. den Schmalkaldischen Krieg, zurückging, anführen. Indessen waren diese Finanzkalamitäten alt, ihre Steigerung aber hing wieder mit dem Rückgang von Handel und Gewerbe zusammen, und endlich war die Verschuldung von Fürsten und Adel nicht geringer. Eine äußere Heimsuchung für die Städte bildeten, wie bisher, neben den aus dem Baumaterial und der engen Wohnweise sich erklärenden großen Bränden die zum Teil den schlechten hygienischen Verhältnissen entspringenden Seuchen („Sterben"; vgl. S. 407), denen man meist den Namen Pest beilegte. Abgesehen von dem verschwindenden Aussatz und der etwas zurückgehenden Verheerung durch die Syphilis, blieben diese sehr verschiedenartigen Seuchen eine arge Plage. Als neue Krankheit wird der im Sommer furchtbar auftretende „englische Schweiß" seit etwa 1528/29 genannt, wir hören später von der „ungarischen Krankheit" (Flecktyphus), von der „Kriebelkrankheit" („Krampfsucht"), vom „Behaimischen Schafgift" (schwere Influenza-Epidemie). Vor allem trat aber die eigentliche Beulenpest in höchst gefährlicher Weise auf, auch noch im 17. Jahrhundert. Sie veranlaßte noch lange (vgl. S. 408) die Flucht aller besser situierten Bewohner aus den betreffenden Orten, forderte zahlreiche Verordnungen der Obrigkeit und alle möglichen Abwehrmaßregeln heraus, führte zu den verrücktesten „Heilmitteln" (aus gedörrten Kröten bereitet u. s. w.), riß aber fortgesetzt eine Menge von Menschen dahin. Zuverlässig werden die Angaben über die Zahl der Opfer der Epidemieen so wenig sein wie früher. 1541 zählte man in Straßburg über 3300, in Köln damals zeitweise täglich 200, 1548 in Lübeck 16,227, in Nürnberg 1562 bis April 1563: 9034, in Rostock 1565: 9000, in Nürnberg 1585/86: 4703, in Breslau 1585: 9000, in Danzig 1602: 16,919 u. s. f. Neben den moralischen Folgen, der schon von Luther bekämpften allgemeinen Verzweiflung, der Unbarmherzigkeit gegen Kranke, namentlich arme, selbst gegen eigene Angehörige, der Leichen- und Krankenräuberei, sind schlimme wirtschaftliche und soziale Folgen, bedeutende Verminderung der Einwohnerzahl, Zerrüttung der Verhältnisse u. a., reichlich eingetreten.

Daß es um das Bürgertum trotz alledem nicht so schlecht bestellt gewesen ist, bleibt bestehen. Indessen haben gerade die Momente, die dafür angeführt werden können, zum Teil selbst zum Verfall beigetragen, so die derbe Genußsucht und der übermäßige Kleiderluxus, die sich freilich nicht auf das Bürgertum beschränkten. Der Luxus nahm auch später noch zu, wird aber dadurch erst recht als ungesund gekennzeichnet. Es war manchmal, wie ein Prediger 1571 sagte, „als wäre alle Welt von Sinnen, . . . als müßt man alles verthun, was man noch in Händen hat". Dieser Luxus verlor aber auch weiter den bürgerlichen Charakter. Jetzt gaben in Prunk und Pracht Fürst und Adel den Ton an. Eine Predigt von 1573 läßt Bürger und Bauer ihren „unmäßigen, verschwenderischen Geschmuck" „von Fürstenhöfen und Adel" gelernt haben. Die Vorrechte des Adels in der Tracht wurden zwar auch früher vom Bürgertum nachgeahmt, aber die verschwenderische Gestaltung der Tracht wie der Wechsel der Mode waren bisher doch von dem reichen Bürgertum ausgegangen.

Solchem Wandel entsprach das immer geringere Selbstgefühl des Bürgertums. Das alte Streben nach dem Adel (vgl. S. 431) war jetzt sehr gewachsen. Große Kaufleute, z. B. Nürnberger, wurden nun auch landsässig und kauften sich ein „Edelmannsgut". Der Kölner Bürger Weinsberg beginnt seine Memoiren mit einem mühsam erdachten Stammbaum und sucht die ritterliche Herkunft seines Geschlechts zu erweisen. In seiner Offenherzigkeit gesteht er auch selbst: „Ich zeige gern mein Wappen und rühme mich desselben."

Es sind alles Vorboten eines sozialen Wandels, der bald deutlich werden sollte: des Zurücktretens des Bürgertums vor dem Adel, vor allem vor den Fürsten. Die alte Überhebung des Adels bekam nun wieder reellere Unterlagen. Mit dem wirtschaftlichen, im 16. Jahrhundert, wie gesagt, immer noch wenig in die Erscheinung tretenden Rückgang des Bürgertums ging eine wirtschaftliche Stärkung des Adels auf Kosten der Bauern und infolge seines engen Anschlusses an das mächtig aufstrebende Fürstentum parallel. Bei seinem Verhältnis zum Bauern ist, wie früher (vgl. S. 435 f.), sehr zwischen dem Osten und dem Westen zu unterscheiden. War die Lage der Bauern im Osten zur Zeit der Bauernkriege noch nicht so schlimm gewesen, wie es denn hier auch zu keinem Aufstand kam, so wurde sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts und später viel schlimmer als im Westen. Der Ausgangspunkt ist der im Osten von Anfang an dem slawischen Adelsbesitz entsprechende, größere und besser als im Westen zusammenliegende Besitz der Herren, der in sich die Tendenz zum Größerwerden hatte, der aber noch dringender zahlreicher Arbeitskräfte und Dienstleistungen bedurfte. Die schlechtere Stellung der im Kolonialgebiet übriggebliebenen slawischen Bauernbevölkerung konnte leicht dazu verleiten, auch die deutsche freie Bauernbevölkerung in ähnlicher Weise in Anspruch zu nehmen, um so mehr, als in den weiten Gebieten schwer Rechtsschutz gegen Übergriffe zu erwarten war, überhaupt das Rechtsgefühl weniger tief wurzelte als im Westen. Ferner war in slawischer Umgebung der Hof des deutschen Herrn von vornherein als Sitz fremder kultureller Überlegenheit von einem herrschaftlichen Nimbus umgeben. Dazu kam nun die im Verhältnis zum Westen viel geringere Macht der Landesherren, die schon seit dem 14. Jahrhundert ihre Rechte mehr und mehr, wenn auch nicht ohne Entgelt, den geistlichen oder weltlichen Grundherren überließen (vgl. S. 436). Der Herr, dadurch ein Träger staatlicher Autorität geworden, begann nun erst recht (vgl. schon S. 435) für sich private Fronden in Anspruch zu nehmen. Da sich im Dorf nicht wie im Westen komplizierte Besitzverhältnisse kreuzten, suchte er auch den bäuerlichen Teil eines Dorfes, dessen anderen Teil er besaß, an sich zu bringen. Der Bauer wurde „gelegt", d. h. sein Besitz zum Herrengut geschlagen, um dieses wirtschaftlich immer leistungsfähiger zu machen. Der Herr unterband ferner immer allgemeiner die Freizügigkeit, um der ihm nötigen Fronleute nicht verlustig zu gehen. Die Kinder seiner Bauern wurden zum Gesindedienst gezwungen, Heiraten bedurften der Erlaubnis des Herrn. Flüchtige wurden hart gestraft. Der Bauer wurde an die Scholle gebundener Leibeigener. So kam es, daß der östliche Gutsherr einen (schon früher hervorgehobenen) agrarischeren Charakter hatte als der westliche Grundherr, der bei seinem oft kleinen, aber auch bei größerem Umfange immer zerstreuten Besitz vor allem nur auf Abgaben, Rechte und Zinsen von vielen kleinen Wirtschaften Wert legte. Der im Osten organisierte einen großen, auf zahlreiche Fröner gestützten landwirtschaftlichen Betrieb, er legte sich, wie bereits früher, auf Korn- und Viehhandel, hatte Brauereien. Dabei fühlte er sich völlig als Herr von Untertanen. Diese Entwickelung kam nun zu ihrem Abschluß. Jetzt gab es Juristen, die dem Gutsherrn das Recht, dem Bauer den Besitz zu nehmen, ihn wie einen Sklaven zu behandeln, ausdrücklich

zuerkannten, was dann auch in die Landesordnungen überging. Auch ohne das römische Recht wäre aber bei dem steigenden finanziellen Bedarf des Adels und der Fürsten die Entwickelung ähnlich gewesen. „Itzund deit [tut] men, wat men will", mußte der rügische Landvogt Matthäus von Normann betreffs der Bauern sagen. Selbst die Städte machten das „Bauernlegen" nach.

Im Westen herrschten demgegenüber jetzt bessere Verhältnisse: als Eigenmann des Grundherrn fühlte sich der Bauer nicht, innerhalb seiner Wirtschaft ließ man ihn doch ziemlich ungeschoren, und er wurde auch nicht so häufig „gelegt"; in der Gemeinde herrschte überdies meist nicht nur der eine Herr. Aber geplackt, ausgenutzt und gedrückt wurde der Bauer auch hier nach dem Niederschlagen der Aufstände immer schärfer, wobei wieder zu bedenken ist, daß der Adel infolge der Notwendigkeit, den überall gesteigerten Luxus standesgemäß mitzumachen, mehr brauchte. Nach Joannes Boemus war es „nicht zu sagen, wie der Adel die Unglücklichen plagt und aussaugt". Zwar gab es wohl hier und da Milderungen der Lage (vgl. S. 450), aber von einer generellen Besserung konnte schon bei der Ohnmacht des Reiches keine Rede sein. 1555 wurde in Augsburg vielmehr auch die Leibeigenschaft von Reichs wegen anerkannt. Überaus zahlreich wurden die Klagen, die nicht einmal mehr von den Bauern selbst, sondern namentlich von Predigern ausgingen, über die „Bauernschinderei" des Adels und die „ägyptische Knechtschaft" der Bauern. Solche Klagen erhoben Sebastian Franck, der sie 1534 „Jedermanns Fußhader und mit Fronen, Scharwerken, Zinsen, Gülten, Steuern, Zöllen hart beschweret und überladen" nennt, Jakob Ayrer, der in einem Schauspiel einen jammernden Bauer vorführt, Nikodemus Frischlin, der in einer Universitätsrede gegen die „Leutfresser" und „Onmenschen" loszieht, Cyriakus Spangenberg, der in seinem „Adelsspiegel" Wehe über die tyrannischen Junker ruft, und Olorinus (Johannes Sommer), der viele einzelne Bedrückungen aufzählt. Dazu kamen harte Strafen seitens der Herren und die Beschwerungen durch die landesherrlichen Amtmänner und ihre vom Bauern zehrenden Unterbeamten. In Bayern gelegentlich und in größerem Umfang in Österreich brachen auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder Aufstände aus, die gewaltsam gedämpft werden mußten. Daß die Bauern unter solchen Verhältnissen keine erfreulichen Menschen („ein wild, hinterlistig, ungezähmt Volk" nennt sie Franck) sein konnten, ist klar, ebenso, daß das platte Land meist eine Stätte der Unkultur war. Die schlechte Lebenshaltung der Bauern schildert Sebastian Münster; wie es in einem niedersächsischen „Krug" aussah, hat 1591 Zierotin in seinem Tagebuch entrüstet besprochen. 1559 sind selbst die alten freien Dithmarscher Bauern, die als letzter größerer Rest die einstigen Zustände, allerdings auch nach der unerfreulichen Fehde- und Räuberseite hin, bewahrten und ihre kriegerische Kraft noch 1500 in der Schlacht bei Hemmingstedt glänzend gezeigt hatten, der Fürstengewalt unterlegen, wenngleich sie persönliche Freiheit und viel Privilegien behielten. Der Adel spielte hier auch keine Rolle.

Im größten Teile Deutschlands aber, am meisten im Osten, war der Adel durch die geschilderte Entwickelung wieder außerordentlich gehoben. Die alte Exklusivität und Neigung zu äußerem Glanz trat nun stärker und seitens des Bürgertums unbestrittener hervor. Boemus und Franck und abhängig von diesem Münster heben den „besundern brangenden gang" des Adels, ferner seine feineren, „gar lustbarlichen" Speisen, seine köstliche Kleidung hervor. Die Adligen gingen oft, namentlich die Frauen, mit Gefolge einher; bei weiterem Weg war nur das Reiten anständig. Differenzen wurden mit dem Schwert erledigt. Die Hauptbeschäftigung des Adels, vor allem aber der Fürsten, blieb wie früher (vgl. S. 424) die Jagd (siehe die Abbildung, S. 546), die zugleich freilich zu einer ungeheuren Plage für den

Bauer ausgeartet und durch furchtbare Ahndung der Jagdfrevel zum Vorrecht der Vornehmen gemacht war. „Die Fürsten und Edlen", heißt es bei Münster, „hangen an gemeinlich dem jagen und meynen, es gehör ihnen allein auß langwierigem Brauch und gegebner Freyheit." Neben dem alten ritterlichen Turnierspielzeug, wie es König Maximilian in seiner Jugend hatte, gab es jetzt für vornehme Kinder, z. B. 1572 für den sächsischen Kurprinzen, Spielzeug, das eine Jagd mit allen Einzelheiten darstellte. Weit geringer war die kriegerische Betätigung des Adels geworden, seine Unentbehrlichkeit für den Fürsten war infolge der Umwandlung des Kriegswesens (vgl. S. 426 ff.) geschwunden; die neuen Söldner, die der Fürst auch gelegentlich gegen den Adel selbst verwenden konnte, zwangen diesen aber überhaupt zu friedlicherem Gebaren. Der alten Fehde- und Raublust war damit ein Damm zu setzen, und der Landfriede, ein Hauptziel der Fürsten, war kein leerer Begriff mehr, schon derjenige Maximilians von 1495 nicht. Aber auch Recht und Gesetzlichkeit hatten gerade durch das römische Recht, das anderseits dem Adel die Ausnutzung der Bauern wenigstens erleichtert hatte, schärfere und durchgreifendere Gestalt erhalten. Das Urteil des Reichskammergerichts war wertvoller als die Selbsthilfe. So kam in den häufigen, meist auf materielle Streitigkeiten zurückgehenden Hader statt der früheren Gewalttat mehr ein diplomatischer, berechnender Zug, den auch die nicht seltene Einmischung anderer Genossen oder der Fürsten selbst förderte, zugleich aber Hinterlist und Intrige, Unlauterkeit und Anschwärzung beim Fürsten. Ganz fern blieb der Adel in seiner Masse dem geistigen und künstlerischen Leben, dem er sich erst im 17. Jahrhundert stärker näherte. Viele konnten kaum schreiben. Aber die Aussicht, als Jurist zu Ehren und einträglichem Amt zu gelangen, trieb allmählich doch den Adel in immer größerer Zahl auf die Universitäten, wo er dann freilich das rüde und disziplinlose Leben der späteren Zeit besonders steigerte. Anderseits brachte er dort die alten höfischen Fertigkeiten und Künste, das Tanzen, Reiten, Fechten u. s. w., zu Ansehen, und bald beeiferte sich auch der Bürgerliche, wie Christoph Kreß 1560 aus Bologna schreibt, „adeliche sitten und exercitia, so eim jungen menschen zu begreifen geburt", zu erlernen. In den späteren Generationen hat der Adel auch mehr von der lateinischen Bildung abbekommen. Der östliche Adel zeigte hingegen jenes immer stärkere landwirtschaftliche Interesse (vgl. S. 432), das dem südlichen und westlichen zu betätigen viel weniger möglich war, aber doch nicht fehlte. Auch hierzu trieb die jetzige Tatenlosigkeit des Adels wie die bei dem verschwenderischen Leben notwendige Beschaffung besserer Einkünfte,



Schweinsjagd. Aus Petrus de Crescentiis, „Neu Feld- und Ackerbau", Frankfurt a. M. 1583. Vgl. Text, S. 545.

die der Raub nicht mehr brachte. Die Landwirtschaft erhielt dadurch auch allgemeinere Wertschätzung, und allmählich ist so der Edelmann trotz aller Härte zum Lehrer des Bauern geworden. Der Adel im Osten scheute zudem, wie schon früher, vor der Teilnahme am Handel, namentlich am Getreidehandel, nicht zurück, wiewohl die auf ihre Handelsherrschaft eifersüchtige Stadt diesen für sich beanspruchte. Aber obgleich z. B. dem märkischen Adel nur Getreideausfuhr, nicht der Kornkauf bei Bauern erlaubt war, haben viele Adlige bei der allgemeinen Spekulationssucht sogar „sich des bösen Namens Monopoliorum theilhaftig" gemacht, „Wein, Korn, Wolle, Hopfen" aufgekauft und in teurer Zeit verkauft als „des Armuths Schinder und Blutigel". Im übrigen aber führte gerade der Adel das für die ganze Zeit



Kriegsrat im 16. Jahrhundert. Aus Reinhart, Graf zu Solms, und Ritter Konrad von Beimelborg, „Bericht über das Kriegswesen" (1545), in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. 3663). Vgl. Text, S. 548.

charakteristische grobe, genußsüchtige und luxuriöse Leben in besonders häßlichem Maße. Von seiner Völlerei war schon die Rede, sie wurde auch ebenso wie seine Sittenlosigkeit durch jene entsetzliche Untätigkeit gefördert. Herzog Julius von Braunschweig meinte, fast alle seine „Lehnleute" hätten sich „auf Faullenzen und Gutschen-Fahren begeben", und nach Graf Reinhart zu Solms gab es „bei dem jungen Adel keine andere Übung, denn bis in den hohen Mittag schlafen, die andere Hälfte des Tages müßig schlinkschlanken und mit dem Frauenzimmer alfanzen oder mit den Hunden spielen und die halbe Nacht darauf saufen, darnach alle Gedanken nur auf wälsche neue närrische Kleidung und Tracht legen". Dieser starke Kleideraufwand wird ebenso wie das „überschwängliche Essen und Trinken", die „unzähligen und langdauernden Festlichkeiten", wobei der Adel nach Spangenberg sich überdies immer „gräflich und fürstlich" benehmen wollte, andauernd von den Sittenschriftstellern getadelt. Ganz richtig wird auch der unsägliche Aufwand in Kleidungen und „Geschmuck" als Hauptgrund der Verschuldung des Adels wiederholt angegeben, wie z. B. von Maximilian I. von Bayern auf die Vermögensschädigung durch die Verschwendung bei Hochzeiten hingewiesen wird.

Wie dabei der Aufwand in Hausrat und Kleidung nach fürstlichem Muster immer stieg, lehrt ein bei Janssen ausgeführter Vergleich zwischen dem Besitz eines pfälzischen Edelmannes Meinhard von Schönberg 1598 und dem seines Sohnes 1616. Dazu kam der erwähnte Bedarf an zahlreicher Dienerschaft, die man in bunte Livreen kleidete. Die Verschuldung mehrten die Schlemmerei und die Spielsucht. Bei der Einziehung des Kirchengutes hatte der protestantische Adel gegenüber den Fürsten zudem meist das Nachsehen gehabt, und die schönen Pfründen und oft auch die Versorgung der weiblichen Angehörigen waren dahin. Trotzig und gewalttätig blieben die Adligen im übrigen sehr, ihr „Recht" war, „Jedermann verachten und mit Jedermann umgehen, wie sie wollen", aber ein großer Teil paktierte mit der neuen Zeit. Mehr und mehr wurde der Hof des Fürsten, der vom Adel seinerseits nicht mehr abhängig war, der Rettungshafen für viele und der Ort, zu Ehren und Ansehen zu gelangen.

Das rasche Aufsteigen der Fürsten haben wir schon im 15. Jahrhundert beobachten können (vgl. S. 423 ff.). In der Reformationszeit wurde durch die Ausnutzung ihrer Stimmen bei der Kaiserwahl, durch die politischen Wirren, durch ihr Revoltieren gegen den Kaiser, dessen Oberhoheit überhaupt eigentlich nur theoretisch bestand, durch ihre Verbindungen mit Frankreich das Unabhängigkeitsstreben der Fürsten ebenso gefördert, wie das Landeskirchentum und die Verfügung über das Kirchengut ihre Machtfülle stärkten. Selbst katholische Fürsten, denen die bedrängte alte Kirche alles nachsehen mußte, suchten im Kirchengut Entschädigung. Dazu kam als neues Machtmittel das Söldnerwesen (siehe die Abbildung, S. 547). Allmählich machten die Fürsten so im 16. Jahrhundert den Schritt von der „Landesherrschaft" zur „Landeshoheit" (von Below). Dazu trugen ganz wesentlich die größeren Aufgaben bei, die an ihre Verwaltung herantraten, diese aus einer höfischen zur staatlichen machten: das zeigt auch der immer weniger auf den reinen Hofhaushalt beschränkte Inhalt der Hoforduungen. Alles wies jetzt auf eine Zentralverwaltung hin, schon das Landeskirchentum (Stellenbesetzung, Visitationen u. s. w.), weiter das Söldnerwesen, das Gerichtswesen, das bei dem nun herrschenden römischen Rechte die Appellation an eine höhere Instanz forderte, das Finanzwesen, namentlich infolge der Ausbildung des Steuersystems, endlich die wirtschaftlichen Verhältnisse, in die (vgl. S. 425) der Landesherr nach dem Muster der Städte immer stärker einzugreifen begann. Diese Verwaltungstätigkeit ergab die Schöpfung jenes neuen Beamtentums, zum Teil erst in Anlehnung an die Verwaltungsorganisation Maximilians, der hierin dem damals überhaupt wichtigen burgundischen Muster folgte. Schon im 15. Jahrhundert hatten „die Räte" — wie oft erwähnt sie Albrecht Achilles! — dem Fürsten den nötigen Halt gegeben: jetzt bildete sich eine kollegiale Regierungsbehörde immer fester aus, aus der dann für die einzelnen Zweige wieder bestimmte Kollegien sich absonderten. Unter ihnen blieb die lokale Verwaltung der Amtmänner bestehen, die die verschiedenen Tätigkeiten vereinigten und durch Unterbeamte (Kellner, Richter) ausübten, aber ein immer stärkeres Personal, Vertreter u. s. w. brauchten. An dieser durch die Besetzung mit Juristen seit langem immer besser ausgebildeten Verwaltung nahm nun der Adel anfangs in geringem Maße teil. Unter den Räten überwog das bürgerliche Element bei weitem, und auch der ritterliche Amtmann wich allmählich dem Juristen. Selbst die eigentlichen Hofämter, denen früher zugleich die Verwaltung obgelegen hatte, waren jetzt zunächst nicht immer mit Adligen besetzt, obgleich nur diese nach ihrem Stande dazu qualifiziert waren. Erst allmählich wendete sich der verwilderte Adel dem Hofdienste stärker zu. Die Räte waren im übrigen damals durchaus nicht immer gefügige Werkzeuge, sondern machten nicht selten dem Fürsten strenge Vorstellungen, wie

1584 dem Grafen von Henneberg über seine Jagdleidenschaft, bei der weder Regiment noch Ordnung erhalten werden könne. Nach unten freilich wurde es bald anders. 1619 meint ein Prediger: „Was die Fürsten thun, soll jetzund alles recht sein, und soll man sich nicht mucken, sagen die Räthe". Auch als Herr der Landeskirche war der Fürst nicht ungebunden. Die Hinneigung der Zeit zu theologischen Fragen färbte auch an den Fürstenhöfen stark ab und verlieh allmählich den sehr streitbaren Hofpredigern einen bedeutenden Einfluß, durch den sie auch oft auf die Beseitigung vieler Mißbräuche und gegen die Untugenden der Fürsten selbst zu wirken suchten; an katholischen Höfen nahmen die Hofjesuiten eine entsprechende Stellung ein. Im ganzen behielt das fürstliche Regiment im 16. Jahrhundert noch einen patriarchalischen Charakter: aber das staatliche Wesen war nun doch die Hauptsache.

Immer wichtiger wurde dieser Fürstenstaat auch, wie erwähnt, für die gesamte Volkswirtschaft. Freilich darf dieser Einfluß, selbst noch für den Anfang des 18. Jahrhunderts, nicht überschätzt werden. Neben den politischen Machtinteressen, dem Drängen nach Gebietsmehrung, wie den Anforderungen bezüglich der Wahrung der äußeren Ordnung und Sicherheit, neben jener stärkeren, aber noch nicht einheitlichen Verwaltungstätigkeit war das schon für das 15. Jahrhundert (vgl. S. 424 f.) beobachtete Interesse für die wirtschaftliche Entwickelung auch über Zölle, Steuern, Münzangelegenheiten und die Domänenwirtschaft hinaus noch gewachsen. Gleichwohl darf man mit von Below nur von einem vermehrten Einfluß, von einer landesherrlichen Handhabung der Wirtschaft sprechen, nicht von einer neuen Form derselben, von einer „Territorialwirtschaft". Die alte Stadtwirtschaft bestand weiter, das ihr feindliche Neue ward von den Landesherren, die die Städte nur politisch beherrschen wollten, keineswegs an sich gefördert, nur die persönlichen Vorteile der Fürsten wurden stark betont. Auf gewerblichem Gebiete griffen sie zwar in Handhabung der Gewerbepolizei (übrigens nach städtischem Muster) bei der teilweise eingetretenen Beseitigung der Autonomie der Zünfte ein, Mißstände abwehrend und im kleinen reformierend, aber die Zunft selbst störten sie in ihrer Entwickelung nicht. Gerade im 16. Jahrhundert haben sich die Zünfte bedeutend vermehrt, erst jetzt sind sie zu den übertriebenen Formen ihrer Betätigung gekommen. Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts haben die Fürsten auch den Feind des Zunftwesens, die zunächst in der Form des Verlegertums (vgl. S. 542) auftretende Großindustrie, weniger gefördert als eben die Zunft. Immerhin wirkte das Territorium auf das Gewerbe stärker ein — in Württemberg wurden z. B. Landeszünfte errichtet — als auf den Handel. Der im 16. Jahrhundert auf seinen Höhepunkt gelangende Großhandel, viel wichtiger als die Großindustrie, wurde damals von den Landesherren so wenig beeinflußt wie die Messen, wie die neuen Börsen und Banken. Bezüglich der großen Monopolgesellschaften teilten die Fürsten meist den von uns (S. 444) beobachteten Volkshaß. Anderseits schützten sie, nichts weniger als städtefeindlich, die ihrer Autonomie beraubten Städte in ihren alten wirtschaftlichen Ansprüchen den Stadtfremden oder wenigstens den Territorialfremden und dem platten Land gegenüber so gut, als wenn die Städte selbst bestimmend gewesen wären. Sie rüttelten, zunächst wenigstens, nicht an dem Gästerecht, und wenn sie ein territoriales Gästerecht einführten, konnte das den Städten auch recht sein; sie rüttelten nicht am Stapelrecht, nicht am Bannmeilenrecht und liehen ihre Hilfe zur Unterdrückung ländlicher Handwerker.

Viel intensiver als wirtschaftliche Fragen wirkte nun aber auf die Fürsten das politische Getriebe, das sie schon im 15. Jahrhundert und noch mehr in der Reformationszeit stark in Anspruch nahm. Die innere Reichspolitik, die kirchlichen Fragen, die „pösen practica des

glaubens halben", die auswärtigen Beziehungen und Händel, die Türkenfrage und so vieles andere erforderten immer mehr Tätigkeit und Aufmerksamkeit; der diplomatisch-politische Briefverkehr schwoll ungeheuer an. Es entwickelte sich ein Korrespondenten- und Agentenwesen, „Instruktionen" gingen hinaus, „Berichte" liefen massenhaft ein, die „gefährlichen Läufe" ließen das Chiffrierwesen aufkommen und so fort.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Entstehung der Post, die im wesentlichen den Fürsten verdankt wird. Doch muß zunächst ihre Vorgeschichte dargelegt werden. Die Nachrichten, sowohl die persönliche Botschaft, die bei schriftlichem Verkehr zum Brief ward, wie die allgemein interessierenden Neuigkeiten, die später die an den Brief anknüpfende Zeitung brachte, wurden ursprünglich nur mündlich vermittelt, jene durch den Boten, diese wesentlich durch den Sänger, dessen Rolle dann Krieger, Mönche, überhaupt Reisende, auch die fahrenden Leute, schon deswegen der Menge willkommen, übernahmen. Diese Art der Übermittelung hielt sich zum Teil auch noch später. Briefe berichten im 15. Jahrhundert, daß man Nachrichten „landmannsweise", „aus Landmannsreden" vernommen habe. Ebenso hielt sich als feierlicher Brauch die Botschaft. Inzwischen hatte sich nun mit steigender Kultur ein geistlicher, dann ein allgemeiner politischer und geschäftlicher Briefverkehr der Laien entwickelt (vgl. S. 301 f.). Jenen vermittelten früh die Klöster: das Mutterkloster hatte z. B. mehr oder weniger ständige Verbindung mit den Tochterklöstern. Natürlich war dieser sehr rege Verkehr durch brieftragende wandernde Mönche ein durchaus internationaler. Der Aufschwung der Städte brachte dann einen brieflichen Verkehr durch städtische Boten, die, ebenso wie die der Fürsten und Herren, allmählich zu einem Berufsstand auswuchsen. Insbesondere scheint die Hansa eine Ausdehnung solchen Verkehrs bewirkt zu haben, noch mehr der Deutsche Orden mit seinen „Briefjungen" und „Briefschweiken", die zwischen den Ordenshäusern hin und her gingen. Die Grundlage des städtischen Botenverkehrs war aber ein schon vor ihm, etwa seit den Kreuzzügen, bestehender, in Deutschland nur langsam sich entwickelnder kaufmännischer Briefverkehr (vgl. S. 451), dessen Vermittler ursprünglich die zu den Haupthandelsorten oder Messen ziehenden Kaufleute selbst, später aber die Boten der sich bildenden kaufmännischen Gesellschaften und Genossenschaften waren. Dieser durch Märkte und Messen früh regelmäßig gewordene und an bestimmte Routen sich bindende Handelsbriefverkehr ist auch für die spätere Zeit sehr wichtig; seine Rolle bei der Entwickelung der eigentlichen Post ist noch zu erforschen. Weit weniger Bedeutung hatte der Botenverkehr der späteren Universitäten. Der anfänglich geringe private Briefverkehr benutzte eine der sich also bietenden Gelegenheiten, ohne System und abhängig von dem guten Willen der Boten. Der Hauptfortschritt war nun weiter, nachdem der Fußbote durch den rascheren Reiter schon hier und da, namentlich doch wohl von Fürsten, ersetzt war, die Ausbildung von Staffettenlinien mit Relaisstationen. Er ward den Höfen der Fürsten verdankt. In den romanischen Ländern bestanden solche Linien früh, so in Spanien, aber auch in Italien, wo sie bereits 1425 bezeugt sind, wo sich z. B. in Rom schon ein Knotenpunkt für eine ganze Reihe von Linien gebildet hatte. Es waren der Papst und die kleinen italienischen Souveräne, die sie hervorriefen. Die dynastischen Interessen führten dann auch zu ähnlichen Linien in Deutschland. Es scheint, nach Aloys Schulte, zunächst seitens Maximilians eine Verbindung mit Mailand angeknüpft worden zu sein, deren Linien je nach seinem Aufenthalt wechselten, namentlich aber in Innsbruck mündeten; es scheinen ferner der schon 1491 und später als Postmeister in Innsbruck auftretende Jan von Taxis wie die in Verbindung mit allen älteren deutschen

Posteinrichtungen erwähnten sonstigen Glieder dieser bergamaskischen Familie ihre Ausbildung im mailändischen Postdienst erfahren zu haben. Dann kam die so notwendige Verbindung zwischen dem niederländischen Hofe des Sohnes Maximilians, Philipps, der sich 1496 mit der spanischen Infantin vermählte, in Brüssel und Maximilian, der meist in Innsbruck weilte. Auf ihre Gestaltung mag, wenn man nicht auch hier wieder an die noch zu erörternde kulturelle Vorherrschaft des burgundischen Hofes zu denken hat, das alte spanische Vorbild der correos mayores — denn ebenso lief nun von Madrid eine Linie nach Brüssel — von Einfluß gewesen sein. Aber ein Taxis war es, der 1505 als Leiter der Posten ein Abkommen mit Philipp betreffs der Linien nach Deutschland, Spanien und Frankreich schloß, und mit den Habsburgern sind dann die Taxis eng verbunden geblieben. Je mehr die Postlinien aber in allen Mittelpunkten gleichsam zum Monopol dieser gewandten italienischen Familie wurden, um so mehr war eine große zusammenhängende Organisation erleichtert. Die weitere technische Verbesserung bestand nach Schulte in der Ausbildung der Postmeister zu eigentlichen Vermittlern des Verkehrs: nicht mehr das Pferd allein wurde gewechselt, sondern ebenso der Bote, was wieder die die Raschheit hemmende Ermüdung des einzelnen Boten ausschaltete. Er lieferte seine Briefe auf der Station dem Postmeister ab, der sie durch neue Postreiter weiter dirigierte. Diese dynastischen Zwecken und der mächtig gestiegenen politischen Korrespondenz dienenden Reitpostlinien wurden nun auch von einzelnen Territorialfürsten, die bei der Zunahme der Korrespondenz dasselbe Bedürfnis hatten, bald nachgeahmt, freilich oft nur vorübergehend. 1531 hat Philipp von Hessen z. B. eine Post bis Darmstadt aufs neue eingerichtet, seine Aufforderung an Straßburg, das Gleiche zu tun, zeigt, daß auch die Städte solche Linien mit ihren Interessengenossen herstellten. Für die weitere allgemeine Entwickelung wurde nun aber die Benutzung dieser kaiserlichen und fürstlichen Posten, wie einst der städtischen und anderer Boten, auch durch Private wichtig. Anfangs geschah sie spärlich und mißbräuchlich, so vielleicht schon 1500 bei der kaiserlichen Post durch die Welser, bald aber, zumal die Fürsten den Gewinn erkannten, den sie brachte, immer allgemeiner. Sie war auch der kaiserlichen Post, die doch reiner Hofdienst war, zur Verminderung der Kosten, zumal sie in der Mitte des Jahrhunderts eine große Krise erlebte, willkommen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist so eine völlige Tendenzänderung und damit wirklich eine „Post" entstanden. Hingedrängt auf jene allgemeine Benutzung hatte der nun stark steigende private, kaufmännische und gelehrte Briefverkehr; anerkannt ward sie durch Aufstellung eines Portotarifs und regelmäßiger Abgangs- und Ankunftszeiten. Allmählich griffen nun die verschiedenen Postboteneinrichtungen — auch die hansischen und oberdeutschen großen Städte waren, wie gelegentlich noch immer die Kaufmannschaften, mit eigenen regelmäßigen Kursen vorgegangen, gegen Ende des 16. Jahrhunderts organisierten ferner die Fürsten, wie der Sachse oder der Württemberger, vollständige Landesordinariposten — mehr und mehr ineinander ein. Anderseits traten infolge der Inanspruchnahme der Post als Regal und wegen ihrer finanziellen Ausnutzung zwischen den Fürsten und Städten und den alle Konkurrenz bekämpfenden Taxis, die Reichsgeneralpostmeister geworden waren und das kaiserliche Regal allein gelten lassen wollten, schwere, die Einheitlichkeit störende Streitigkeiten ein, namentlich im 17. Jahrhundert. Doch muß betont werden, daß auch die großen Herren die kaiserliche Post anfangs gern mitbenutzt haben, und sehr lange die kleinen.

An diese postalische Entwickelung ist nun auch, um dies gleich hier zu erwähnen, die Entstehung der Zeitung zu knüpfen. Der Brief beschränkte sich bei dem allgemeinen

Nachrichtenbedürfnis von Anfang an nicht auf bestimmte persönliche Zwecke, sondern brachte auch allgemeine politische, der des Kaufmanns kommerzielle Nachrichten (Preise). Es bildete sich fast eine Rubrik dafür im Briefe aus, als Neue Zeitung, Tidinge, Neue Läufe und ähnlich bezeichnet. Auch ganze Briefe wurden also gestaltet. Vor allem aber schrieb man solche Nachrichten bei wachsender Menge auf „Zettel", Beilagen zum eigentlichen Brief, früh mit der einfachen Überschrift „Zeitung, Neue Zeitung". Der Briefcharakter ging bei ihnen verloren, sie wurden abgeschrieben, weitergesandt, zirkulierten. Daß sie bald auch gedruckt wurden, war behufs noch besserer Verbreitung natürlich: diese gedruckten „Neuen Zeitungen", „Relationen" u. s. w. machen aber für die weitere Entwickelung nicht mehr aus als jene Abschriften. Wichtig ist nun, daß im 16. Jahrhundert das Bedürfnis nach solchen Nachrichten außerordentlich stieg, daß Fürsten, Städte, einzelne Personen alle erhaltenen Zeitungen austauschten, einen Tauschverkehr organisierten, daß anderseits an Verkehrs- und Handelsmittelpunkten, wie Nürnberg, Augsburg, auch an geistigen Brennpunkten, wie Wittenberg, Nachrichten massenhaft zusammenströmten, daß die Leute, die an solchen Orten saßen, andere weniger begünstigte damit versorgten. Bald begannen auch die Fürsten angesehene Leute an solchen Orten als ständige Korrespondenten, zugleich überhaupt als politische Agenten zu engagieren: sie mußten die Nachrichten und Zeitungen sammeln und übermitteln. Auch die großen Kaufleute organisierten eine solche Nachrichtenversorgung für sich; früh scheint in Venedig eine Art Zeitungsbureau existiert zu haben, das durch Avisenschreiber (scrittore d'avisi) schriftliche Nachrichten (Notizie scritte) zusammenstellen ließ und gegen Bezahlung übermittelte. Die „Fuggerzeitungen" aus dem späteren 16. Jahrhundert sind aber keine kaufmännischen, sondern die üblichen Zeitungen, die die Fugger wie andere reiche Augsburger von einem gewerbsmäßigen Korrespondenten, ähnlich wie die Fürsten, gegen Bezahlung erhielten. Dagegen schöpften z. B. die späteren Meßrelationen des Salerius auch aus Zeitungen, die speziell an Kaufleute kamen. Aus Nürnberg und Augsburg gingen solche Kaufmannszeitungen auch nach Leipzig.

Viel wichtiger aber wurden nun als Nachrichtenversorger des Publikums die Postmeister. Sie erhielten allmählich mit jeder Post solche Nachrichten, „Zeitungen", und zwar, wie wir vermuten, auf Grund einer Art Tauschverkehr, den sie mit anderen Postmeistern ebenso unterhielten wie Fürsten oder Kaufleute untereinander. Auch sonst kamen ihnen, wie Andreas Striegel 1602 sagt, „die Zeitungen von allen Orten und Enden vor Anderen zu". Sie mochten anfangs solche Zeitungen, die nun durch die regelmäßigen, anfangs wöchentlichen, Postkurse ebenfalls einen regelmäßigen Charakter erhielten, anderen gegen Bezahlung überlassen, bald aber wurden diese Zeitungen Allgemeingut. Es war dies die schriftliche wöchentliche „Ordinarizeitung", die z. B. auch jener Zeitungsschreiber den Fugger übermittelte, die auch die eben erwähnten, von Michael von Aitzing ersonnenen Meßrelationen — d. h. halbjährliche gedruckte Zeitungssammlungen, die kein wesentliches Glied der Entwickelung bilden — benutzten. Auch die bei den Kaufleuten eingehenden kommerziellen Zeitungen, genau wie die politischen aus dem Brief entwickelt, gewannen durch die Postkurse, mit denen sie kamen, einen periodischen Charakter. Auch sie enthielten politische und sonstige Neuigkeiten. Endlich gab man diese Ordinari- und Kaufmannszeitungen zusammen in handschriftlichen Wochenblättern heraus, von denen dann nur ein Schritt zu gedruckten Wochenblättern war. Mit diesen machten unternehmungslustige Buchhändler den Anfang; die eigentlich dazu am ersten berechtigten Postmeister folgten, bestritten übrigens jenen das Recht der Herausgabe, das Regal sei. Diese Wochenzeitungen, deren älteste erhaltene eine von Johannes Carolus 1609 in Straßburg

herausgegebene, aber damals schon einige Jahre bestehende, ist, lassen sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts in Frankfurt a. M., Berlin, Nürnberg, Hildesheim, Magdeburg, Augsburg, Leipzig, Hamburg u. a. nachweisen, oft als Ordinari oder Ordentliche Postzeitung bezeichnet. Sie genügten aber den Fürsten, Räten, Gelehrten und Kaufleuten auch später nicht, und nach Christian Weise (1703) gaben diese noch lange für „Novitäten" „ein Stück Geld" und erfuhren mehr durch die alten „Korrespondenten".

Aber wir kehren zu den Fürsten zurück: nur selten waren sie selbst die eigentlichen Träger dieses neuen politischen Wesens, wie früher Albrecht Achilles und jetzt Philipp von Hessen oder Moritz von Sachsen, vielmehr ihre Räte. Denn die große Mehrzahl war wie der Adel zu ungebildet und dem ganzen Schreibwesen von Herzen abhold. Die Fürstenbriefe der Zeit sind dafür ein rechtes Zeugnis. Es gab einige kluge Fürsten, einige gelehrte, die theologisches Interesse hatten, aber bei manchen äußerte sich die politische Kunst mehr in Verschlagenheit, und die persönlichen Interessen blieben ganz in den alten Traditionen der Jagdlust, des groben, jetzt gesteigerten Lebensgenusses, wozu der Hang zu Geheimkünsten kam. Die Sittenroheit der Zeit tritt bei ihnen besonders abstoßend hervor, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeigt sich bei vielen auch noch der zügellos-egoistische, räuberische Charakter unverhüllt in der alten Habgier und ebenso der gewalttätige Zug in ruchlosen Taten, wie der Ermordung Hans von Huttens durch Herzog Ulrich von Württemberg. Nach der Reformation wächst nun neben der lateinischen, später, wie wir sehen werden, auch französischen oder italienischen Bildung bei vielen protestantischen Fürsten entsprechend dem allgemeinen Zuge der Zeit der christlich-kirchliche Charakter, doch nicht minder bei den katholischen, wofür der vertrauliche Briefwechsel zwischen Maximilian II. und Johann von Küstrin bezeichnend ist. Ihm entspricht die Fürstenerziehung der Zeit: die Erziehungsinstruktionen und Studienordnungen richten ihr Augenmerk immer auf streng fromme Unterweisung und Übung, fast als ob die Prinzen junge Geistliche werden sollten. Auch im 17. Jahrhundert bieten die Instruktionen Herzog Ernsts des Frommen dafür ein Zeugnis. Es zeigt sich in diesen Instruktionen, die zugleich sehr hohe Ansprüche an die sittliche Erziehung und, was nötig war, an das Benehmen stellten, noch der hausväterliche, bürgerliche Sinn mancher Fürsten, der dann ebenso im Landesregiment sich äußerte. Gewiß waren Melanchthons Klage, daß das Evangelium oft nur der Deckmantel für die Beraubung des Kirchengutes sei und die Fürsten nur auf „Buhlerei und weltliche Lust" bedacht seien, oder Melchior Ambachs Äußerung, daß sie die Kirchengüter nur „ihren ungeschlachten Kindern, wüsten Hofdienern und stolzen Schreibern" gäben, ohne an Pfarren, Schulen und Arme zu denken, zum Teil berechtigt. Aber es gab auch wirtschaftlich interessierte Fürsten, deren Tätigkeit freilich, wie die Kurfürst Augusts von Sachsen, nur dem eigenen Beutel zugute kam. Es war aber eine gewisse patriarchalische Fürsorge vorhanden, und namentlich die Fürstinnen kümmerten sich um ihre weiblichen Untertanen zum Teil wie rechte Hausmütter, so die als „Ärztin" oft in Anspruch genommene Kurfürstin Anna von Sachsen, die auch wirtschaftlich tüchtig und interessiert war, obgleich sie in ihrer Lebenshaltung schon den eleganteren Zug einer neuen Zeit aufwies. Sie wußte auch mit der Feder gut umzugehen. 11,000 Briefe von ihr bewahrt das Dresdener Archiv. Manche Fürstinnen verstanden Latein, kümmerten sich aber doch um die Küche und beaufsichtigten die Handarbeit im „Frauenzimmer".

Unglaublich war, wie gesagt, nur allzuoft die Genußsucht. Schon geschildert ist die fürstliche Trunksucht (vgl. S. 508). Die allerdings noch nicht in den Formen der Maitressenwirtschaft sich bewegende Unsittlichkeit sowie das grobianische Benehmen waren aber auch

erschreckend. Was Sastrow von dem allerdings selbst damals verrufenen Liegnitzer Herzog erzählt, oder was er von den Fürsten beim Augsburger Reichstag berichtet, von ihren gemeinen Redensarten oder ihrem Verkehr mit fürstlichen und adligen Damen und ihrem Bankettieren, ließe sich durch weitere Belege leicht bestätigen. Die liebste Beschäftigung aber blieb die Jagd (siehe die untenstehende Abbildung), eine Passion, unter der freilich das Landvolk noch viel stärker als früher (vgl. S. 435) litt. „Der Wildstand und das Wildvergnügen" waren überall ungemessen. August von Sachsen z. B. vergrößerte sein Jagdgebiet durch Ankauf außerordentlich; die Masse des Wildes zeigt seine und seiner Nachfolger ungeheure Jagdbeute. Hirsche und Sauen waren dabei die Hauptsache. Im November 1585 wurden 1532 Sauen erlegt. Für das Wild mußten die Dörfer Wildsaat bestellen, viel Land wurde in den Wildzaun einbezogen. Anderseits verbot August zeitweise wegen der Behinderung des Wildes in bestimmten Dörfern die Umzäunung der Felder, von denen das Wild nicht verscheucht werden durfte. Die Felder wurden verwüstet, die Ernte gefressen. Entsprechend waren die Jagdfronden: bei einer Jagd (1564) wurden 155 Fuhrwerke und 1277 Leute gebraucht. Auch später klagten die Stände, „daß die armen Unterthanen ... bei unmüßiger Zeit mit Wagen, Pferden, Tüchern und Zeug, auch Wildpretfuhren, Hunde ziehen oder leiten und sonst zum Treiben und andern, etliche 100 Personen, aufgeboten" würden. Scharf waren zudem Augusts Jagdgesetze. Wildbeschädigung oder Wildfang, selbst von niederem Wild, wurden grausam bestraft: seit 1579 konnte jeder ertappte Wildbeschädiger ohne weiteres totgeschossen werden. All das war in den anderen Fürstentümern ähnlich oder schlimmer. Nicht nur Prediger und Sittenrichter (wie Spangenberg in seinem „Jagteufel") klagten, auch die Räte der Fürsten selbst wurden ernsthaft vorstellig. Trotz der „mit Blut geschriebenen" Jagdgesetze trieb die Not vielfach das Volk zur Abwehr mittels Vergiftung des Wildes, Massenauszug von Wildschützen u. s. f. In Franken beschwerten sich selbst die Ritter über den Schaden. Übrigens ging das Jagdvergnügen überall ins Massenhafte, ein Jagdzug zählte zuweilen nach Tausenden, und immer mehr Prunk wurde bei diesen großen Jagden entfaltet.


Hetzjagd. Aus Petrus de Crescentiis, „Neu Feld- und Ackerbau", Frankfurt a. M. 1583.

Das entsprach dem Luxus, der nun gerade an den Höfen (vgl. S. 543) besonders gedieh. Außerordentlich wuchs das „Gepränge" der Hofhaltung, zu der schon wegen des „Ansehens" immer mehr Personen und Diener gehörten. Beim kleinen Weimarer Herzog z. B. wurden 1561 täglich 400 Personen gespeist. Es waren freilich rückständige naturalwirtschaftliche Zustände, daß nicht nur die eigentlichen Hofdiener, sondern auch die Räte, das Kanzleipersonal, das



Nürnberger Feuerwerk vom Jahre 1650.

Nach Teil VI des „Theatrum Europaeum“, Frankfurt a. M. 1661.

militärische Gefolge, dazu aller der Ritter und Beamten Gesinde, die Handwerker bei Hofe gespeist wurden. Dabei drängte sich noch alles mögliche hinzu, um mitzuessen, namentlich Weiber und Kinder, weswegen man das Tor während des Essens schloß. Außerordentlich viel wurde „abgeschleppt", sogar von höhergestellten Leuten; und um recht aus dem Vollen mitleben zu können, fiel es den Räten und Beamten gar nicht ein, ein festes Gehalt anstatt dieser Verpflegung (zum Teil auch Bekleidung) zu ersehnen. Daß die Finanzen der Fürsten davon den Schaden hatten, ist klar. Sehr viel ging so schon für Trank und Speisen auf: letztere wurden aber zugleich immer feiner und teurer. Höchst treffend wies 1575 ein Fürst selbst, Wilhelm IV. von Hessen, darauf hin, daß die Welschen sich „zwar in Kleidung stattlich halten", aber höchst mäßig im Essen und Trinken seien, „da die Deutschen das Maul und den Bauch voll haben wollen". Daher dürfe „welsche und deutsche Pracht nicht zusammen dienen", sonst sei der Ruin da. Trotzdem stieg der Kleideraufwand, der Wert der Stoffe (Brokat, Atlas, Seidendamast, feiner Pelz), vor allem das Beladen mit kostbarem Schmuck, diamantenen Halsbändern u. s. w. ungeheuer. Selbst die Fürsten behingen sich mit Edelsteinen, Gold und Perlen. Herzog Friedrich von Württemberg trug 1605 bei einem Fest mehr als 600 Diamanten. Wieder zeigen Ausstattungsverzeichnisse, wie sie Janssen von Prinzessinnen aus den Jahren 1446 und 1560 anführt, den gegen das 15. Jahrhundert arg gestiegenen Luxus.

Zur Entfaltung des Prunkes dienten vor allem die am Hofe wie in der Stadt übermäßig häufigen, ihrerseits wieder neuen Luxus erfordernden Festlichkeiten. Diese „Festivitäten", wie es 1593 heißt, „wie Feuerwerke, Ringrennen [die eigentlichen Turniere kamen allmählich ab], Fastnachtsbelustigungen, Schauspiele, Ballets und was nur Namen hat", waren zum Teil eine Folge des fremden Einflusses. Die noch lange zu den Haupthoffesten gehörenden Feuerwerke (siehe die beigeheftete Tafel „Nürnberger Feuerwerk") waren schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts grandios und pomphaft. Sie stellten immer eine Aktion dar. Die Renaissancebildung wählte dazu antike Stoffe, etwa den Helikon, der mit dem Pegasus in Feuer aufging, die Entführung der Proserpina u. a. Weiter kamen die Scheinturniere auf, nach spanischem Muster ausgestaltet: die Waffen waren ungefährlich, das Wesentliche waren die prächtig kostümierten Aufzüge und gekünstelten „Inventionen", zu denen man romantische Zauberstoffe (verzauberte Berge, die von Rittern erobert werden, Drachenkämpfe) wählte. Der Kostümaufzug war ebenso die Hauptsache bei jenen neuen „Ringelrennen" (Rennen nach dem Ringe mit der Rennstange). Man liebte mythologische Vorwürfe (Auftreten der Venus, des Saturn, Nymphenzüge), weiter aber abenteuerliche Aufzüge von Tataren, Mohren, Wilden, Zigeunern oder von Lindwürmern und Drachen, meist alles bunt durcheinander gemischt. Man ritt wohl auch als Mönch mit einer Nonne hinter sich, als Löwe oder Elefant, selbst als Bauer einher. Wer große Inventionen erdenken und leiten konnte, war sehr begehrt; sie selbst wurden oft in Versen beschrieben. Maskenaufzüge waren überhaupt beliebt, z. B. bei Schlittenfahrten, ferner als Neuheit die Schäferspiele, bei denen deklamiert und getanzt wurde. Französisch waren die Balletts, Tänze mit Musik und Gesang, zu denen oft die fürstlichen Herrschaften selbst oder die Hofleute die „Invention" erdachten. Namentlich bei Taufen und Hochzeiten gab es immer dergleichen Vorführungen. Roher, aber nicht minder beliebt, waren die Tierhetzen (meist Kämpfe von Bären mit Stieren und Hunden oder von Wölfen mit Hunden). Wenn diese ganze Prunksucht wie das ewige Schlemmen recht viel kostete, so kam noch die Spielleidenschaft, mit der die Fürsten, z. B. Joachim II. von Brandenburg, unglaubliche Summen verspielten, hinzu. Auch die Jagd verschlang viel Geld: dem Weimarer Herzog

wurde berechnet, daß ihm jeder Hirsch 100 Gulden koste. Durch die Zahl jener Mitesser im Hofhalt ferner sah schon Wilhelm IV. von Hessen die Fürsten „in Leid und Noth kommen".

Die vermeintliche Abhilfe solcher Kalamität war nun für die abergläubische Zeit wieder recht charakteristisch. „Sind die Rentkammern und die Beutel der Fürsten und Herren", meint ein Prediger 1591, „leer durch übermäßiges Hofgesind, Banketiren, Feuerwerk, Fechten, Ringrennen, großmächtige Aufzüge und Maskeraden, überköstlichen Kleiderschmuck, Kleinode von Gold, Silber, Perlen und Diamanten, nicht am wenigsten auch durch Bauten und hohes Spiel, so sollen die Goldmacher kommen und den Schatz wieder anfüllen ... und sind doch diese Goldmacher die allerunverschämtesten Buben, Charlatans, Herumstreicher, so erst recht die Fürsten und Herren, wie alles Volk, mit unermeßlichen Kosten betrügen und in Spott und Schande bringen." Diese Goldmacher (siehe die nebenstehende Abbildung), die die Alchimie völlig diskreditierten, überhaupt zu einer Landplage geworden waren, sich auch nach Johann Porta aus „verdorbenen Apothekergesellen, schmierigen Badern, unnützen faulen Gold- und Kupferschmieden", Zahnbrechern, Gauklern u. s. w. ergänzten, waren fast an jedem Hof als ständige Glieder zu finden, und viele Fürsten arbeiteten in den „Laboratorien" mit, wie August von Sachsen, Joachim von Brandenburg, vor allem Kaiser Rudolf II., der im ganzen 200 Alchimisten beschäftigt und gleichzeitig ungeheure Summen durch sie verschwendet hat. Namentlich fremde Abenteurer nutzten die Fürsten aus. Trotz zahlreicher Entdeckungen von Betrügereien und Hinrichtungen von Schwindlern fielen die Fürsten immer wieder aufs neue hinein. Das Schicksal solcher Betrüger wurde auch in Versen und Prosa wie im Bilde durch gedruckte Zeitungen verkündet, so dasjenige des in Württemberg aufgetretenen Honauer. Die ganze Erscheinung hat bis tief ins 17., ja ins 18. Jahrhundert gedauert: ein berühmter Alchimist war z. B. Johann Kunkel, aus dem später ein Freiherr von Löwenstern wurde. Ein besonders schlimmer Schwindler war der in Kulmbach aufgehängte Baron Krohnemann.

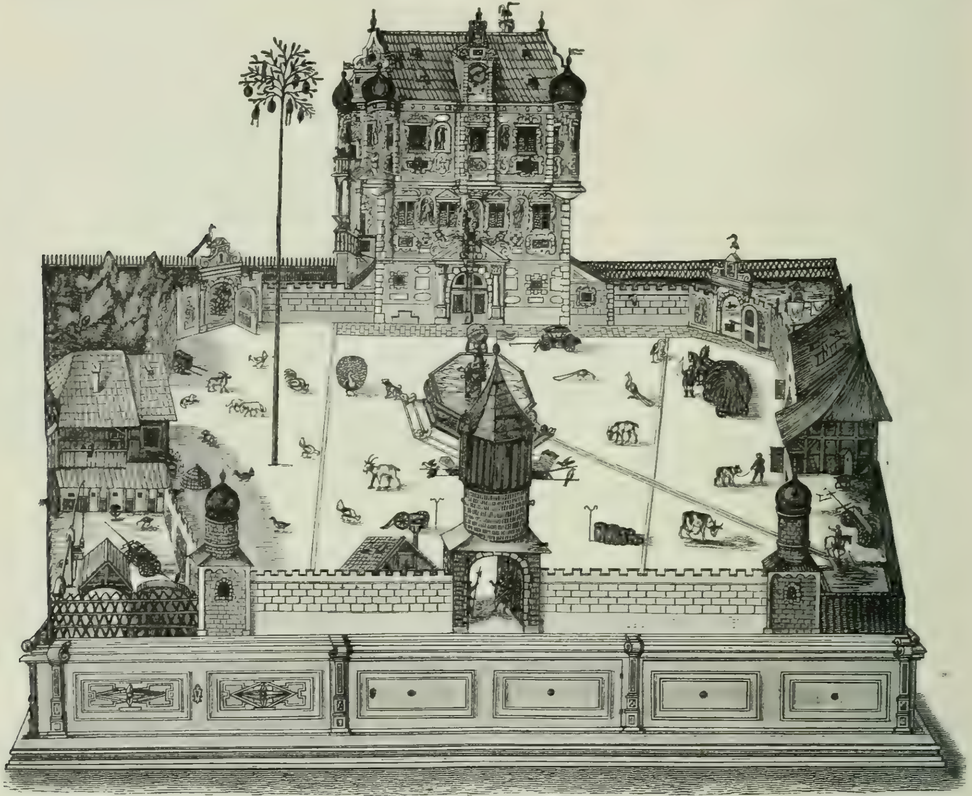

Goldmacher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Ein besseres Mittel gegen die wachsende Verschuldung war die neue Finanzkunst. Zunächst bewog man häufig die Stände, die Schulden zu übernehmen, bald aber sollte das durch Aufbringen der nötigen Summen, namentlich in seinen niederen Schichten, gedrückte Land aufs neue Geld hergeben. Die Steuern wurden immer höher, neue erfunden, Regalien begründet oder ausgedehnt, Zölle weidlich ausgenutzt. Wurden einmal, wie unter August von Sachsen, die Schulden beseitigt, so war doch das Land ausgesogen. Und die Nachfolger sorgten auch bald für neue Schulden, die abermaligen Steuerdruck zur Folge hatten. Nicht immer scheinen die Räte dabei reine Hände gehabt zu haben. Domänen wurden zudem auch verpfändet oder verkauft, das Münzrecht verpachtet, die Kirchen- und Klostergüter waren

oft schon dahin. Aus allen Territorien, nord- und süddeutschen, haben wir Zeugnisse über die Verschuldung und die Finanzkalamitäten einerseits, über harten Steuerdruck und Armut des Landes anderseits. Die verschwenderische Hofhaltung wurde aber trotz alledem fast überall gesteigert, außer etwa in Bayern unter Maximilian I.: die Ermahnungen der Stände, Einhalt zu tun, konnten nur den Gedanken wecken, sich dieses Hemmnisses zu entledigen.

Die fürstliche Prunksucht kam nun allerdings, ähnlich wie wir es bei dem Aufwand des Bürgers beobachtet haben, einem Gebiet zugute, der Kunst. Es erstanden die prächtigen Renaissancebauten. Die Fürsten hielten jetzt auch „Hofmaler", die freilich im Verhältnis zum Ausland häufig nur mäßig bezahlt wurden, oft Fremde, Italiener (Viviani in München), Niederländer (Spranger, Hofmaler Rudolfs II., Sustris, Peter Candido in München). Sie mußten vor allem Porträts malen, mit denen „die Schlösser geschmückt und fremde Potentaten und Fürsten, Verwandte und Freunde überköstlich beschenkt" wurden. Weiter liebte man Landschaften mit recht viel Figuren und natürlich die mythologisch-allegorischen Darstellungen, wie sie der Bildung der Zeit entsprachen. Von eigenem Kunstgeschmack war bei den Fürsten keine Rede. Das zeigen vor allem auch die fürstlichen Kunstsammlungen, die jetzt, wohl nach italienischem Vorbild, Mode wurden, und für die man viel Geld ausgab. Sie sind zum Teil Zeugnisse des stärkeren historischen Sinnes und der humanistisch-gelehrten Interessen, wie man ja auch lebhafter Bücher und Handschriften sammelte. Man begehrte nun vor allem auch Antiken, entsprechend dem Geist der Renaissance. Die „Kunstkammern" wurden allmählich eine ständige Einrichtung der besseren Höfe; ein fieberhafter Sammeleifer beseelte viele Fürsten, zunächst, wohl infolge ihrer regeren Verbindung mit Italien, die bayrischen. Ihnen dienten vornehme Italiener als sachverständige Vermittler, was sich zum Teil zugleich mit jener Stellung der politischen Korrespondenten (vgl. S. 552) verbinden ließ. So hatte namentlich der für Italien begeisterte Herzog Albrecht V. als Kunstagenten die Venezianer Jacopo Strada und Niccolo Stoppio, so Herzog Wilhelm V., dem die Stände „allerlei verderbliche Käufe seltsamer, aber unnützer Dinge" vorwarfen, Prospero und Gasparo Visconti, letzteren eben zugleich als politischen Agenten. Ähnlich wirkte später der bekannte Patrizier Philipp Hainhofer in dem wieder mit Italien eng verbundenen Augsburg als politischer wie als Kunstagent für nördlichere deutsche Fürsten, so für den Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin. Ein großer Sammler war auch Kaiser Rudolf II., der wie Albrecht V. als „deutscher Medicäer" galt und seine Agenten überall im Süden, auch in der Levante, hatte. Viele Gemälde und Statuen kamen so an die Höfe, ferner viele Gegenstände des neuen und alten Kunstgewerbes und der Kleinkunst, Edelsteinarbeiten, Glas- und Kristallsachen, weiter Stickereien, Gemmen, Münzen, Medaillen, überhaupt Antiquitäten im weitesten Sinne, vor allem auch eine Menge mechanischer Spielereien, Kuriositäten und Raritäten, für die man, entsprechend dem verzwickten Sinn der Zeit, besondere Vorliebe hatte. Mehr als an den Produkten der wahren Kunst fand man sicherlich an Dingen Gefallen, wie sie z. B. in der Korrespondenz Hainhofers mit Herzog Philipp erwähnt sind: „thurnierende, reitende Mänlen, welche durch ein Uhrwerckh triben werden", „wann man das klein helfenbainin gutschlein auff ein ebnen tisch setzet und blaset daran, so laufft's lustig davon", oder an Kirschkernen, wie sie Leo Bronner mit vielen hineingeschnittenen Gesichtern, einer erst durch ein Vergrößerungsglas zu lesenden Inschrift und allerlei Miniaturinhalt herstellte, oder an Dingen aus der Fremde, etwa einem „türckhisch weiberseckhelin, darin sie Ihr haar tragen". In Rudolfs II. Sammlung fanden sich „seltsame Meerfische", „ein Krokodill in einem Futteral", „ein zartes Fell, welches

in Ungarn in J. M. Lager vom Himmel gefallen", Mumien, Mineralien u. s. w. Herzog Albrecht V., der nach „seltsamen und hielands fremden Sachen" sehr lüstern war, erhielt vom Herzog in Florenz z. B. „unserer Frauen Bildniß aus allerlei Federn gemacht von Mexico, ein mexikanisch Götzenbild", einen „Zahn von einem Meerroß" u. a. Im ganzen war das kunstgewerbliche Interesse noch das tiefste und führte auch zur Bestellung eigener Arbeiten, die dann aber wieder einen absonderlichen Schaustück-Charakter tragen mußten, wie jener durch Hainhofer besorgte „Pommersche Meierhof" (siehe die untenstehende Abbildung) mit Tieren und



Nachbildung eines „Meierhofs" (Vorlage für den „Pommerschen Meierhof") im 17. Jahrhundert. Nach einer Handzeichnung im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Menschen und all seinen „Bossierlichkeiten" und der berühmte, ebenfalls durch jenen besorgte und 1616 von Ulrich Paumgartner unter Mitwirkung von 24 Kunsthandwerkern vollendete „Pommersche Kunstschrank" (siehe die Abbildung, S. 559), dessen genaue Beschreibung viele Seiten erfordern würde. Namentlich beschäftigte die Prunksucht die jetzt besonders florierenden Nürnberger und Augsburger Goldschmiede. Alles in der Einrichtung sollte von „überschwänglicher Köstlichkeit" sein, der Prunk wurde nun aber, schon wegen der Mischung heterogenster Elemente, oft schwülstig, gesucht, geschmacklos, auch in dem Darstellungsstoff. Die Hauptsache war das Staunen der Beschauer, nicht der Gebrauch.

Die Prunksucht hat aber weiter allmählich eine Verfeinerung nicht nur des äußeren Zuschnittes, sondern auch der höfischen Sitte mit herbeiführen helfen. Sie selbst war

wesentlich „welsche Pracht“: es konnte nicht fehlen, daß man schließlich auch die damit harmonierende ausländische Lebensart stärker annahm. Zunächst ging es damit freilich recht langsam. Trotz der Masse der zum Hofe Gehörigen hatte das Ganze noch lange jenen hausväterlich-bürgerlichen Zuschnitt. Die erwähnte Grobheit des Benehmens wich so bald nicht. Der Marschalk,



Der „Pommersche Kunstschrank“ (17. Jahrhundert), im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Nach dem „Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen“, Bd. 5. Vgl. Text, S. 558.

der als Hauptperson des ganzen Hofhalts über die „Zucht“, „Höflichkeit und Ehrbarkeit“ zu wachen hatte, stellte nur die elementarsten Ansprüche (vgl. S. 509). Die Hauptforderung war sonst die Frömmigkeit. Und doch hatten früh, freilich spärlich, Einflüsse von einem Hofe her gewirkt, der schon eine ganz andere Lebenshaltung musterhaft ausgebildet hatte, vom burgundischen. Seine allgemeine kulturelle Bedeutung ist noch lange nicht genügend erkannt

und gewürdigt. Der natürliche Vermittler könnte Maximilian sein: er hat auch wohl manches übertragen, zumeist aber nur in der Verwaltung. Von dieser staatlichen Verwaltung hatte sich indes in Burgund wie in Frankreich der eigentliche „Hof" schon viel mehr getrennt als noch viel später in Deutschland. Dieser Hof nun ging bereits im 15. Jahrhundert mit einer außerordentlichen Prachtentfaltung voran. Ein von Olivier de la Marche beschriebenes Fest Philipps des Guten von 1453 zeigt sie, auch die erst später bei uns auftretenden großartigen Schauaktionen, und 1471 ward bei der Zusammenkunft Karls des Kühnen mit dem deutschen Kaiser der große Gegensatz des letzteren zu dem strahlenden Auftreten jenes Fürsten und seines zahlreichen Gefolges offenbar. Die reiche burgundische Tracht hat denn auch schon im 15. Jahrhundert (vgl. S. 395 f.) Nachahmung in Deutschland gefunden, bei den Fürsten bald mancher Prunk sonst. Weiter aber zeichnete jenen Hof ein vor allem auf die Person des Fürsten berechnetes Zeremoniell aus, das dann später vom französischen Hof übernommen und fein ausgebildet wurde. Karl V. lebte naturgemäß in dieser Atmosphäre, und bald mischten sich dann spanische Elemente in diese höfischen Reglements. Davon findet sich nun in Deutschland, außer etwa einigen „Reverenzen" beim Aufwarten bei Tisch, nichts. Hier hat erst die Einwirkung des französischen Hofes Wandel geschaffen, ein wenig schon im 16. Jahrhundert.

Dieser französische Einfluß war eine Folge der allgemeinen Fremdsucht, die schon damals, nicht erst im 17. Jahrhundert, Deutschland ergriff. Auch diese Fremdsucht zeigt den wiederholt betonten unvolkstümlichen Zug der ganzen Zeit. Das Eigene galt immer weniger, die volkstümliche Freude am Althergebrachten schwand, bald, im Zusammenhang mit den geschilderten geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Einflüssen, das volkstümliche Selbstgefühl überhaupt. Die Fremdsucht, an sich eine nationale Schwäche der Deutschen, war schon lange in der Mode hervorgetreten, aber zu einer gefährlichen allgemeinen Erscheinung ward sie erst jetzt. Sie erklärt sich außer durch jenes Schwinden volkstümlichen Geistes durch den kulturellen Niedergang Deutschlands bei gleichzeitigem Aufschwung der feineren Kultur in anderen Ländern. Zunächst trat sie stärker, wie bereits hergebracht, in der Kleidung und der äußeren Lebenshaltung auf. Schon Agricola, der auch die Fremdsucht als nationalen Zug hervorhebt und meint: „was unser ist, das verlassen und verachten wir", stimmt in seinen Sprichwörtern 1529 einem weisen Manne bei, der sage, „ein teutscher were wie ein affe, was er sehe von andern nationen, wie sie sich kleiden, also wolt ers inen nachthun". Und auf die Folgen weist er sorgend also hin: „Es reißen itzund ein Welsche, Hispanische und französische Kleidung. Und ist zu besorgen, es werden auch Welsche, Hispanische und Frantzösische Herzen und Gemüther". Boemus hebt ebenfalls die große Freude der Deutschen an fremden Moden hervor. Ähnliches gilt einige Zeit später auch von der Nahrungsweise. Über die fremde, feine Kochkunst, wie sie etwa in Marx Rumpolts Kochbuch schon stark hervortritt, klagt der Superintendent Strigenicius: „Die alte Weise der Deutschen taugt nicht mehr, es muß alles auf Welsch, auf Spanisch, auf Französisch und Hungerisch zugerichtet sein, mit einem polnischen Sode oder auf Böhmisch Art und Weise." Die „wälschen Essen", die „spanischen und französischen Weine" hebt auch Spangenbergs „Adelsspiegel" hervor. Die Vergnügungen wurden ausländisch gefärbt: an Höfen und in Städten traten italienische und französische Schauspieler auf; später spielten die „englischen" Komödianten die Hauptrolle, wurden sogar ständige Hofschauspieler. Aber die Fremdsucht äußerte sich bald ebenso stark auf anderen Gebieten, auf denen fremde Einflüsse schon seit langem gewirkt hatten. Welsch, hispanisch und französisch, sagt Agricola und bezeichnet damit richtig die Hauptländer des Einflusses im 16. Jahrhundert.

Den mächtigen italienischen Einfluß zunächst haben wir schon für das 15. Jahrhundert (vgl. S. 468ff.) beobachtet, auf geistigem Gebiete namentlich (Humanismus), auf kommerziellem und auf dem der Lebenshaltung. Er war bei der Verbindung Oberdeutschlands mit Italien nur natürlich und auch fruchtbar, da ja Deutschland damals selbst ein aufsteigendes Land war. Er blieb auf kommerziellem, auch auf geistigem Gebiete jetzt noch bestehen. Der Besuch italienischer Universitäten dauerte bis ins 17. Jahrhundert — Padua, vom Adel bevorzugt, hatte 1553 bis 1630: 8672 deutsche Studenten —, und die üblich werdenden Bildungsreisen richteten sich vor allem nach Italien. Er äußerte sich jetzt aber am stärksten auf künstlerischem Gebiete als Renaissance. Deren Ausgangspunkt war in Italien selbst Florenz gewesen, Deutschland beeinflußte sie namentlich von Mailand und Venedig aus. Anfangs war ihre Einwirkung mehr eine stoffliche; von antiker Formenschönheit ist Dürers „Fortuna" weit entfernt. Aber Dürer war doch nicht vergeblich in Italien gewesen und „fror" in Deutschland „nach der Sonnen", sehnte sich nach dem Lande, wo der Künstler ein König war. Er verdankte auch viel bestimmten Anregungen, so denen Mantegnas, der in Venedig Paduas Richtung durchsetzte, und Barbaris. Der Einfluß der italienischen Malerei zeigte sich jedoch vor allem bei Burgkmair und Hans Holbein dem älteren. Sehr wichtig war die Aufnahme der Zierformen der italienischen Renaissance durch die graphischen Künste. Holzschnitt und Kupferstich, die Randleisten und die Titelausstattung der Bücher machten sie allgemein bekannt. Die aus Italien importierten oder italienischem Muster nachgeahmten Epitaphien wiesen sie bald in ihrer Umrahmung auf. Die Hintergründe der Bilder Dürers, Burgkmairs, der Holbeins zeigten dann auch Architekturformen der Renaissance, so daß man wiederholt mit Recht die Renaissancearchitektur in Deutschland „früher gemalt als wirklich gebaut" genannt, auch das malerische Element bei ihr dem raumbildenden übergeordnet gefunden hat. Umgekehrt hatte die Gotik die Architektur für die anderen Künste maßgebend sein lassen. Nur langsam wurde in der Tat, obgleich deutsche Bauhandwerker sich wohl in Italien bildeten und italienische Baumeister nach Deutschland kamen, die ganze Bauweise italienisch, wenn auch Spuren derartiger Einflüsse vor 1500 liegen. Ein Augsburger Haus „auff welsche Manier" begegnete noch 1548 bei vorüberziehenden Landsknechten vielem Spott. Aber der steigende Luxus der süddeutschen Patrizier ließ diese, namentlich in Augsburg, immer mehr Geschmack an der prunkvollen Art der auf ein glänzendes Leben zugeschnittenen „antik-wälschen" Kunstweise finden, und schon seit 1530 etwa entstanden reicher aufgeputzte Wohnhäuser, aber auch entsprechende Neu-, Um- und Anbauten von Rathäusern immer allgemeiner im Süden und allmählich ebenso im Norden, im aufstrebenden Danzig, in Lübeck, in Braunschweig. Von direkten italienischen Einflüssen ist im Norden freilich nicht die Rede: hier vermittelten die Niederländer den neuen Prunkstil. Noch mehr fand dann aber die prächtige Renaissance bei den prunksüchtigen Fürsten Boden. Häufig zogen diese dabei welsche Architekten heran, z. B. für das Piastenschloß in Brieg, für das Belvedere auf dem Hradschin. Die schönen Renaissancebauten der Städte, die auch ins Innere der Häuser Licht und größere Ordnung brachten, erhielten nun ihr Gegenbild in den Schlössern, so im Otto-Heinrichsbau in Heidelberg oder in der Plassenburg.

Im ganzen ist, wie bei der humanistischen Bildung, das Unvolkstümliche der deutschen Renaissancekunst, die auch den großen Zug, die kulturelle Berechtigung der italienischen nie erreichte, das kulturhistorisch wichtigste Merkmal. Die in Italien vorhandenen Vorbedingungen fehlten in Deutschland: hier mußte man in bloßer Nachahmung bald in das Künstliche, ins Manierierte verfallen, zumal bei dem Überwiegen des rein dekorativen Elementes. Dazu kam

die besondere Pflege gerade seitens der Höfe. Die Renaissance hat der volkstümlichen mittelalterlichen Kunst den Garaus gemacht, wie das römische Recht dem deutschen, der Humanismus der volkstümlichen Literatur, sie hat daher auch keine wirklich großen Meister erstehen lassen. Freilich gerade eine der Größen jener Volkskunst, Dürer, der sich praktisch nur in geringem Maße von der Renaissance beeinflussen ließ, hat sie theoretisch schon vertreten. Seine Schriften pries dann 1547 auch ein weiterer Theoretiker der Renaissance, Rivius, in seiner „Bawkunst", und bald folgten andere Schriften, die „die recht antikische Art wiederum in Schwang bringen" wollten und zum Teil, wie Dietterlins „Architectura" (1593), in einer wilden, formenreichen Phantastik schwelgten, die der abenteuerlichen, launenhaften, effekthascherischen Stilform der damaligen Literatur voll entsprach. So ging auch in der Praxis der Stil bald ins Gehäufte, Verwilderte über. Nach der Anlehnung an die italienische Frührenaissance kam man, die Hochrenaissance überspringend, sogleich, um 1600 etwa allgemein, zum **Barock**, das nun öfter italienische Baumeister selbst als einen internationalen Stil verbreiteten, wie jetzt auch italienische Musici, Maler, Bildhauer an den Höfen begehrt waren. Neben ihnen standen Niederländer, wie in München, weniger Deutsche, wie Elias Holl in Augsburg. Hatte bisher die Renaissance den gotischen Stil im Grundgedanken bewahrt und nur äußerlich anders ausstaffiert, so schwand nun die gotische Tradition ganz. Von Anfang an blieb aber die Dekoration die Hauptsache, und immer mehr entsprach das dem ganzen Zeitgeist, ebenso die größere Symmetrie und Regelmäßigkeit, der nun das freilich oft noch lange bewahrte malerisch-winklige frühere Straßenbild durch die Umbauten und neuen Fassaden zum Opfer fiel. Als allgemeiner Einfluß — über die Renaissancekunst hinaus — hielt sich der italienische am längsten in Bayern, einerseits infolge alter politischer und geistiger Verbindungen, anderseits, weil Bayern der Hort des Rom zugewendeten Katholizismus war. Später befolgte man am bayrischen Hofe, im Gegensatz zum schwelgenden Leben anderer deutscher Höfe, auch in der Lebensweise bei allem äußeren Prunk das mäßigere italienische Muster. Hainhofer fand dort 1611 „alles auf der italienischen . . . Fürsten Art gerichtet, allda man auch nicht viel Tafeln in der Ritterstuben und in der Dürnitz [Speiseraum] gedeckt und übersetzt findet". Im ganzen 16. Jahrhundert aber wurde die Mehrzahl der jungen bayrischen Herzöge (Ernst 1516, später Albrecht, dessen Söhne Ernst und Ferdinand, weiter Wilhelms V. Söhne) auf die italienische Reise geschickt. Wilhelm V. ließ ferner seinen Nachfolger Maximilian durch Italiener in der italienischen Sprache unterrichten. Auch sonst hielt sich die italienische Färbung einzelner Höfe, so in Köthen, wo man nach Daniel Eremita (1609) wie in Italien zu sein glaubte.

Einen Vorrang nahm Italien unter den für Deutschland maßgebenden Nationen indessen immer weniger ein. Geistig begann es selbst zu sinken, noch mehr aber politisch und wirtschaftlich. Die Mächte, die Italien zum Schauplatz ihrer Kämpfe machten und es dabei verwüsteten und verwirrten, Spanien und Frankreich, waren die Mächte der Zukunft. Und sofort äußerte sich das auch in Deutschland. **Spanien**, der Gegenpol des Protestantismus, der Hort der autoritativen Tradition, kirchlich und staatlich despotisch zentralisiert, wirtschaftlich durch die Ausnutzung seiner Entdeckungen mächtig gehoben, schwang sich auch kulturell empor. Spanische Literatur und Philosophie wie spanische Kunst, die in Sevilla und Madrid emporblühte und in den unterworfenen Niederlanden sich neue Kunstkräfte angliederte, begannen Europa zu beeinflussen. Eine **neue Stilform** durchdrang damit die Welt. Sie entsprach in gewisser Weise der spanischen **Tracht**, die schon früher ihren Eroberungszug begonnen hatte. Das Charakteristische derselben war das Steife, Gedrechselte, künstlich Erhöhte und Aufgepolsterte. Ihre

Spuren begannen in Deutschland schon um 1530, sie drang weiter bei den Höfen durch, fand aber im Volke starke Opposition, die sich indessen genau so überschlug und verrenkte wie die bedrängte volkstümliche Literatur. Es ist die aufs Extrem getriebene pluderige, geschlitzte Landsknechtstracht, insbesondere die Pluderhose, an der sich der aufs absolute Sichgehenlassen und Ungebundene gerichtete Zeitgeist, ähnlich wie am grobianischen Wortschwall oder am übermäßigen Schlemmen und Demmen, freute, die aber ebenso den Zorn der Sittenschriftsteller erregte, ein zeitgemäßes Zeichen der Verwilderung, zugleich auch wieder bei der erforderlichen Stoffmenge ein solches des damaligen quantitativen Luxus. Wie die Prediger dagegen von den Kanzeln eiferten, so schrieb der Generalsuperintendent Musculus 1555 seine „Vermahnung und Warnung vom zerluderten, zucht- und ehrverwegenen pludrigten Hosenteufel“ (siehe die nebenstehende Abbildung) und wetterte auf alle, „es seien Landsknechte, Edel-, Hofleut oder noch größern Standes, so sich mit solchen unzüchtigen Teufelshosen bekleiden“. Ganz absolut herrschte die Pludertracht übrigens bei dem seit dem 15. Jahrhundert sich fortsetzenden Modetaumel nicht: „Wer wollte oder könnte wohl erzählen“, meint 1565 Joachim Westphal, der auch das Durcheinandermengen der fremden Trachten seitens der Deutschen hervorhebt, „die mancherlei wunderlichen und seltsamen Muster und Art der Kleidung, die bei Mann- und Weibspersonen oder Volk in dreißig Jahren her auf- und wieder abgekommen ist?“ Wenn die Pludertracht nach Musculus selbst bei Vornehmen durchdrang, so fand sie gerade hier bald Feinde. Joachim II. von Brandenburg soll einem Edelmann, der mit Pluderhosen einherging, den Hosengurt haben zerschneiden lassen, so daß er unbedeckt dastand. Für diese Kreise wurde eben das Spanische (wieder über Burgund?) modisch, und gerade die Hose bedeutete hier das völlige Gegenteil der Pluderhose. Ein steifes, festes Polster (Puff) lag um die Hüften und bedeckte noch den obersten Teil der Beine. Diese wurden von langen, engen Hosen umschlossen und steckten unten in engen, teilweise hohen und spitzen spanischen Schuhen.

Vom Hosen Teuffel.



ANNO M·D·LV·

Pludertracht. Titelblatt zu Musculus, „Hosenteufel“, o. O. 1555.

Man verwarf nicht nur die geschlitzte Tracht, sondern auch ihre bunte Farbigkeit. Die weiteren Einzelheiten, das ebenfalls gepolsterte Wams mit dem „Gänsebauch" und den engen Ärmeln, das zur langen Schaube im Gegensatz stehende kurze Mäntelchen (Kappe, spöttisch Puffjacke), die sich als neue Mode ausbildende wachsende Halskrause, sollen hier nicht weiter ausgeführt werden, ebensowenig die Annäherung der Frauentracht an das spanische Muster. Die Bärte wurden nun auch spanisch (oder französisch) schmal und spitz bei kurzem Haupthaar getragen.



Spanisch beeinflußte Tracht (Landedelmann des 16. Jahrh.). Nach einem schweizerischen Glasgemälde (M M 300) im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Katalog der im Germanischen Museum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit", 2. Aufl., Nürnberg 1898.

Diese spanische Kleidung (siehe zum Teil die nebenstehende Abbildung), die Tracht der feinen Leute, war nun, wie gesagt, der Vorbote einer feineren Art, sich in Worten auszudrücken. Der estilo culto, der gebildete Stil, drang mit der spanischen Etikette überall in Europa durch. Er rief auch bei uns jene schwülstige, „geschmückte" Ausdrucksweise hervor, wie sie in den Briefen und der Konversation schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts, später erst in der poetischen Literatur hervortrat. Im ganzen vermittelte diesen spanischen Einfluß für Deutschland doch aber wesentlich ein für dasselbe immer maßgebenderes Land, Frankreich, das auch seinerseits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die spanische Tracht eifrig adoptiert, ja besonders übertrieben hatte. Freilich ging dann mit dem Niedergang der Macht und Kultur Spaniens auch sein Modeeinfluß bald zurück: es erfolgte ein Rückschlag gegen die Steifheit und Enge zum Bequemeren und Natürlicheren (siehe die Abbildung, S. 565), nun unter Führung Frankreichs.

Frankreich, das im 16. Jahrhundert seinerseits noch lange von Italien, vor allem in der Kunst und feinen Sitte, beeinflußt war, wie vorher daneben von Burgund und später von Spanien, hat auf Deutschland nicht erst, wie in populären Darstellungen noch oft zu lesen ist, seit dem Dreißigjährigen Kriege gewirkt. Sein Einfluß auf Deutschland schon im 16. Jahrhundert ist in seinem Anwachsen eingehend vom Verfasser dieses Buches nachgewiesen worden. Wesentlich war dafür der kulturelle und politische Aufschwung Frankreichs. Schon im 15. Jahrhundert urteilte Tetzel in seinem Bericht von „des böhmischen Herrn Leo von Rozmital" Reise: „Frankreich ist das allerbest gestiftet land von allem dem, das der mensch erdencken kan, das ich al mein tag ie gesehen hab." Mehr und mehr begann der französische Hof, an dem nach Georg von Ehingen noch unter Karl VII. „kain sunderlich ritterlich

iebung" gewesen war so wenig wie unter Ludwig XI., der unadelige Leute in seiner Umgebung liebte und den Adel demütigte, das glänzende burgundische Hofideal zu adoptieren, namentlich unter Franz I. Geistig und gesellschaftlich hob er sich, zum Teil eben in Anlehnung an Italiens glänzende Lebenshaltung, immer höher, wurde freilich gleichzeitig immer sittenloser. Politisch schon unter Ludwig XI. und Ludwig XII. mächtig erstarkt, gestaltete das französische Königtum nun seinen Hof zum Zentrum des gesamten nationalen Lebens; die Hauptstadt Paris näherte sich seit Karl VIII. ihrem späteren Glanz. Allmählich begannen die Deutschen in Frankreich, wie zu den Zeiten des Rittertums, das gesellschaftliche Musterland zu sehen, für das aber der Hof den Ton angab. Noch lange ließ freilich das rohe Genußleben die Mehrzahl der Deutschen solchem Ideal abhold sein. Die Ritter, die Pfalzgraf Friedrich II. begleiteten, waren von der feineren Hofhaltung in Nancy gar nicht entzückt: sie wollten nach Hubertus Thomas saufen und feist werden „wie die Sauen". Aber eben jener Friedrich erstrebte schon mit höchstem Eifer die französische Bildung und war stolz, als vollendeter Kavalier am französischen Hof, wohin er 1502 wie sein Bruder, der Kurprinz, von seinem Vater gesendet worden war, eine Rolle zu spielen. Auch andere Vornehme, wie Graf Wilhelm von Fürstenberg, nahmen damals schon französische Bildung an. Der andauernde Besuch französischer Universitäten, namentlich von Orléans, mußte ferner bei der steigenden Fremdsucht auch weitere Kreise stärker beeinflussen als früher; schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gab es französisch-deutsche Sprachführer, wohl zu Reisezwecken. Nach jenen frühen Spuren an südwestlichen Höfen wuchs dann der Einfluß Frankreichs an den Höfen des ausgehenden 16. Jahrhunderts ganz bedeutend. Inzwischen hatten auch weitere Momente darauf hingewirkt, zunächst die politischen Umtriebe der französischen Könige in Deutschland, die Konspirationen deutscher Fürsten mit ihnen, die „Pensionen", die nach Deutschland flossen, die Agenten im Dienste Frankreichs, die Kriegsdienste zahlreicher deutscher Adliger für den französischen König, später mit den Hugenotten auch gegen ihn. Die Diplomatie begann französisch gefärbt zu werden, und zwar gerade durch den Gegner Frankreichs, durch den in den französierten Niederlanden erzogenen Karl V., der deutsch nur mit seinem Pferde sprach. Die meisten Fürsten erhielten von ihm französische Briefe, und viele strebten, in gleicher Sprache antworten zu lassen. Andere, wie auch die Städte, schrieben allerdings deutsch oder lateinisch an ihn, wie ja oft auch im Verkehr mit dem französischen Hofe. Weiter wirkte der aus schon bestehender Hinneigung zu französischem Wesen erfolgte Übertritt einzelner Fürsten zum Calvinismus, mehr noch die dadurch bewirkte Heranziehung von Franzosen, die aber vor der Mitte des Jahrhunderts auch an nichtcalvinistischen Höfen als Prinzenerzieher auftauchten, am pommerschen z. B. seit 1539, endlich die Masseneinwanderung protestantischer Flüchtlinge aus den Niederlanden und Frankreich, die ihre Wirkung z. B. in der Hinneigung des sonst katholischen Köln zu französischer Sprache, überhaupt zum Franzosentum



„Deutsche" Tracht. Nach einem Kupferstich von Peter de Jode (1570—1634), Exemplar des königl. Kupferstichtabinetts in Dresden. Vgl. Text, S. 564

zeigte. Außerdem entwickelte sich die schon im 15. Jahrhundert hervortretende Reisemode mehr und mehr zu einer Reisesucht. Zwinger spricht in seiner „Methodus apodemica“ fürs Reisen von „dem Reiseeifer, der Jünglinge wie Greise überall beseele“. Für die Vornehmen ward das Reisen immer mehr ein notwendiges Bildungsmittel, wenn sich auch die schon vor 1600 auftretende eigentliche „Cavaliertour“, die namentlich die Niederlande, Frankreich, England und Italien umfaßte, erst später recht ausbildete (vgl. S. 593). Frankreich war aber, nachdem anfänglich Italien das Ziel gewesen war, dafür schon im 16. Jahrhundert das bevorzugte Land. 1568 rühmte sich der Verfasser eines französischen Sprachlehrbuches, seine Schüler hätten bei ihm mehr gelernt als die, welche unter großen Kosten der Eltern zwei oder drei Jahre nach Frankreich geschickt worden seien. Später gab es auch Reisebücher, die nach 1600 überhaupt massenhaft zunahmen, speziell für die französische Reise, wie des Thomas Erpenius Traktat „über die praktische Einrichtung der Reise nach Frankreich“ („De peregrinatione Gallica utiliter instituenda“). Obwohl nun diese Hinneigung zu Frankreich allgemein sichtbar war, so in der wachsenden Zahl der Sprachlehrer, auch schon an Universitäten, der Sprachlehren und Wörterbücher, der Übersetzungen aus der französischen Literatur, in der Beliebtheit der neuen weltlichen „Frankreichischen gesenglein“, dem Eindringen französischer Melodieen auch für das geistliche Lied, bald nach 1600 ferner bei jungen Leuten, z. B. Nürnberger Bürgerssöhnen, die schon um 1550 zur Erlernung des Französischen nach Straßburg gingen, in französischen oder französisch ausstaffierten Briefen, so war ihr eigentlicher Hort doch die vornehme Welt, insbesondere die Masse der Höfe als werdender Träger eines feineren Bildungsideals. Ein charakteristisches Zeichen war die Verbreitung des Amadis-Romans. Die an den Artuskreis anknüpfende Dichtung, wohl in Wales entstanden, in Nordfrankreich ausgebildet, war in Spanien zu der lehrhaften, eloquenten Form und damals beliebten aufgeputzten Abenteuerlichkeit gelangt und zum ständig erweiterten und imitierten Lieblingsroman der Spanier überhaupt geworden. So kam dieser wieder in Frankreich zu rascher Beliebtheit, von Franz I. und seinen Nachfolgern höchlichst bewundert, und dann mit dem neuen höfischen Wesen auch nach Deutschland. Seine 24 Bücher wurden hohen Damen und Herren gewidmet: sie sollten vor allem den „ehrliebenden vom Adel“ „sehr nützlich und kürzweilig zu lesen“ sein. Sie wurden das Lehrbuch nicht nur der Leichtfertigkeit, wie die Tadler meinten, sondern der feinen Bildung, die sich namentlich im mündlichen und schriftlichen Ausdruck zeigte. Der Nutzen bestand in den „fein höfisch-adelichen Conversationen und Briefen, so lieblich und süß ins Herz der Leser eingingen“. Grimmelshausen erwähnt einmal als Grund der Lektüre des „Amadis“, „Complimenten daraus zu ergreiffen“. Ein französischer Auszug aus den 24 Büchern, 1560 erschienen, wurde später auch übersetzt als „Schatzkammer schöner zierlicher Orationen, Sendbriefen u. s. w.“, eben zur Erziehung in den gezierten Formen. Die Beliebtheit des „Amadis“ ging freilich durchs ganze Volk. Die Buchhändler verdienten nach Fickler (1577) daran mehr als an Luthers Postille. Derselbe Autor klagt 1581, „wie gemein solch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niedern Standes“; besonders galt das von hohen Damen. Das höfische Lieblingsbuch blieb es auch im 17. Jahrhundert.

Wie nun das Franzosentum gerade an den deutschen Höfen zunahm, soll nicht im einzelnen ausgeführt werden. Der früh französierte pfälzische Hof ging auch jetzt voran: die Prinzen wurden weiter in Frankreich erzogen, z. B. Johann Kasimir; Friedrich V. war dann ganz Franzose, so daß bei seiner Vermählung mit der ebenfalls französierten Elisabeth Stuart auch die Universität Heidelberg, an der übrigens viele Franzosen lehrten und studierten, eine

französische Begrüßung für nötig hielt. Ähnlich stand es am Württemberger Hofe, an dem schon der lange in Frankreich gewesene Christoph den ritterlichen Franzosen gespielt hatte, wo aber erst unter Friedrich II. mit seiner französischen Umgebung der neue Ton durchdrang; am hessischen, wo schon Philipps Söhne französische Erziehung genossen, namentlich unter Moritz, der selbst ein französisches Wörterbuch verfaßte; am anhaltischen unter Christian. Am sächsischen Hofe drang die neue Bildung stärker erst im 17. Jahrhundert durch, ebenso an den norddeutschen Höfen, obgleich gerade pommersche Prinzen früh französisch erzogen wurden. Am brandenburgischen fand Hainhofer 1617 eine gute französische Konversation am Grafentisch. Auch an dem mehr italisierten bayrischen Hofe (vgl. S. 562) wurde doch die Erlernung der französischen Sprache früh für nötig gehalten, wie das die Instruktion für Herzog Albrecht von 1541 beweist, wie wir es später auch von Maximilian wissen. Bezeichnend ist eine Äußerung der Studienordnung von 1583 für den weimarischen Herzog Johann, für den französischer Unterricht angeordnet wird, weil „die Französische sprach Fürstlichen Personen sehr nothwendig und dienlich ist". Der wachsende Anschluß des Adels an die Höfe ließ dann die neue französische Bildung auch für ihn maßgebend erscheinen, und schon Fischart spricht von „unseren Frantzösischen Hoffleut". Zum Teil hatte der Adel auf Reisen oder in Kriegsdiensten die französische Bildung auch an Ort und Stelle geholt, wie etwa jener Friedrich von Rollshausen, der nach seiner Rückkehr aus Frankreich, dort reich geworden, sich daheim ein Haus „Klein Frankreich" baute. In den neuen, für die adlige Jugend bestimmten Kollegien (vgl. S. 593) wurde die französische Sprache ein wichtiger Unterrichtsgegenstand. So bemerken wir schon um 1600 eine starke Herrschaft des französischen Einflusses in Deutschland, wo er sich freilich noch mit dem italienischen und spanischen, auch dem holländischen kreuzte. Seine weiteren Fortschritte werden uns später (S. 602) beschäftigen. In der ganzen ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts fand er freilich noch starke, auch nationale Opposition (vgl. S. 576). Die gelehrte Welt sodann behielt noch lange ihre lateinische Färbung, die schließlich zur französischen in Gegensatz geriet. Die Stammbücher, ursprünglich wohl von Fürsten und Herren für Besuchseinzeichnungen (Einmalung des Wappens und Eintragung von Wahlsprüchen) angelegt, dann von Gelehrten adoptiert und durch Eintragung von Denksprüchen und Zitaten erweitert, dadurch auch auf die Studenten übergegangen und von diesen als Erinnerung an Lehrer und Kommilitonen schon zur Reformationszeit namentlich in Deutschland gepflegt, überhaupt nach Zeiller gerade von Deutschen immer „auf ihren Reisenmit ihnen herumbgeführt", — sie zeigen bis ins 17. Jahrhundert hinein neben deutschen fast nur lateinische Eintragungen, auch die fürstlichen Stammbücher. Französische Eintragungen begegnen vereinzelt meist im französierten Südwesten, so 1561 in Speyer (in Worms zeigte damals Kaspar Scheidt [vgl. S. 509] den französischen Einfluß in der Literatur), 1587 in Basel. Dazu kamen einzelne auf französischen Universitäten gemachte Eintragungen. Sonst blieben sie bis 1620 selten (Jena z. B. 1607).

Namentlich die Fremdländerei ist es nun aber, die den Kulturwandel, der schon gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts einsetzte, äußerlich besonders auffällig macht. Das Empfinden für diesen Wandel, der mit dem geschilderten sozialen Umschwung eng zusammenhängt, tritt bei den Zeitgenossen deutlich hervor. Man spricht, wie Zwinger 1577, von einer „Neusucht, die unser Jahrhundert befallen hat". Höchst bezeichnend ist namentlich der Titel eines Buches von 1609 von Johann Olorinus (Pastor Johannes Sommer zu Osterweddingen) „Ethographia mundi: Beschreibung der heutigen neuen Welt". Die Vorrede erörtert, „wie es jetzund in deutschen Landen an Moribus und Sitten, Religion, Kleidung und

ganzem Leben eine große merkliche Veränderung genommen, also daß, so diejenigen, welche vor 20 Jahren Todes verblichen, jetziger Zeit wieder von den Todten aufständen und ihre Posteros und Nachkömmliche sähen, dieselben garnicht kennen würden, sondern meinen, daß es eitel Französische, Spanische, Welsche, Englische und andere Völker wären".

Man nimmt in der Regel den Dreißigjährigen Krieg als den Ausgangspunkt eines solchen Wandels an, sehr mit Unrecht. Ebenso falsch ist es, dem Kriege allein den materiellen und sittlichen Niedergang des deutschen Menschen zuzuschreiben. Er hat in allen Richtungen nur verstärkend gewirkt. So beförderte er den schon vorbereiteten (vgl. S. 536 ff.) wirtschaftlichen Verfall außerordentlich. Denn trotz der besprochenen Erscheinungen war die materielle Blüte Deutschlands zu Beginn des Krieges noch immer sehr groß, und selbst auf dem gedrückten platten Lande herrschte hier und da wieder ein gewisser Wohlstand. In vielen Städten blühte die Industrie noch immer, der verderbliche Spekulationshandel war zum Teil wieder dem gesünderen Produktenhandel gewichen. Eine nicht schlechte Lage der Deutschen beweist z. B. die Schilderung, die Barclay 1614 in seinem „Spiegel des menschlichen Geistes" entwirft. Zwar findet er im Gegensatz zu den Rhein- und Donaulanden, die „dem Fremden einen ganz angenehmen Aufenthalt bieten", im Norden oder in abgelegenen inneren Gegenden „in ihrer ganzen Lebensweise den Charakter der Stämme so bewahrt, wie er von den Schriftstellern der Alten beschrieben worden ist", tadelt als Ausländer auch die Stickluft der oft unreinlichen Wohnungen, die dunklen Schlafzimmer, meint aber, daß „die Städte ihre Berühmtheit verdienen", und hebt die Schönheit der Häuser hervor. Er lobt auch die gewerblichen Leistungen, vorzüglich im Metallgewerbe. Noch gehört anderseits „das thracische Demmen und Schlemmen zum guten Ton". Von der modernen Weltanschauung ist der Deutsche trotz der von Barclay anerkannten Pflege der Wissenschaften und vieler bedeutenden Männer noch entfernt. Die „Ratsherren bringen keinen sehr fein gebildeten Geist auf ihre Schöppenstühle mit". Auch der hohe Adel hat nur „wenig Bildung und Schliff", ist aber sehr exklusiv, wie überhaupt Rang und Titel eine unglaubliche Rolle spielen. „Die Untertanen gehorchen dem Wink ihrer Fürsten"; die Übermacht der Fürsten aber gegenüber dem Kaiser gilt auch Barclay als „eingewurzeltes Übel". Im ganzen leuchtet aus den Worten nichts von einem Niedergang heraus, obgleich z. B. die Reise- und Fremdsucht betont wird. Auch politisch macht ihm das Land keinen unglücklichen Eindruck. „Wirren, wie sie England und zeitweise Frankreich in Atem hielten, ist dies Volk in seiner, fast möchte man sagen jämmerlichen Sorglosigkeit bis jetzt glücklich entronnen". Das Volk nennt er im übrigen „sehr kriegerisch". Um den ganzen Umfang der jetzt einsetzenden Zerstörung ermessen zu können, fehlt uns noch vielfach das Material, das immer noch mehr Einzelstudien bringen müssen. Freilich wird diese Einzelforschung auch ergeben, daß man jene Zerstörung zum Teil überschätzt. Der bis in die Gegenwart traditionell fortgepflanzte Jammer über das Elend und Entsetzen, der damals insbesondere in der Predigerliteratur, aber ebenso in dem auf den gleichen Ton gestimmten Aktenstil widerklingt, ist es, der zu solcher Überschätzung führt. Die erhaltenen Memoiren schildern das ausgestandene Leid in gleicher Weise. Aber wie jene schon von Erdmannsdörffer hervorgehobene „händeringende Ausdrucksweise" durchaus dem Gezeter über den sittlichen Verfall im 16. Jahrhundert entspricht, so ist sie auch gleich kritisch anzusehen. Und wie schon im 16. Jahrhundert immer nur die schlimmen Erscheinungen zusammen- und in greller Übertreibung vorgetragen wurden, so kommt auch jetzt immer nur das Leid, nicht die Zeit der Ruhe und der Erholung oder die Verschonung zur Sprache. Das Unglück wird auch in Rücksicht auf weitere Anforderungen, Kontributionen u. a., möglichst schlimm geschildert. Das sicherste

Material geben noch die erhaltenen Rechnungen. Und wie voreingenommene damalige und heutige Autoren trübe Einzelerscheinungen schon des 16. Jahrhunderts leicht generalisieren, so ist unserem Volksbewußtsein auch die Vorstellung von dem nunmehrigen Kriegsleid, das jeder Ort und jeder Einzelne dreißig Jahre hindurch getragen hätte, völlig eingeimpft, und man bedenkt nicht, wie verschieden die einzelnen Landschaften heimgesucht wurden, und daß Pausen der Kriegsfurie auch für die schlimmstbetroffenen Gegenden, wie es etwa die Pfalz und später Kursachsen waren, nie gefehlt haben. Aber selbst allgemein anerkannte Folgen, wie die auch von Erdmannsdörffer betonte und allerdings durch zahlenmäßige, oft aber recht unwahrscheinliche Einzelangaben bezeugte Entvölkerung, der außerordentliche Menschenverlust, den schon Gustav Freytag in seinen treuen und tüchtigen „Bildern", die gerade den Dreißigjährigen Krieg besonders ausführlich behandeln, für die Grafschaft Henneberg belegt hat, werden neuerdings für diese oder jene Gegend bestritten. In Sachsen soll z. B. die Bevölkerung einige Jahre nach dem Kriege dem Stande bei Ausbruch desselben mindestens entsprochen haben. Auch schwankte die Bevölkerung während des Krieges hin und her. Landbewohner flüchteten in die Städte und kehrten nach Abzug der Soldateska nicht mehr zurück, sondern blieben in den Städten, besonders in größeren wehrhaften Orten. So verschwanden allerdings, wie schon im Bauernkriege, viele kleine Dörfer völlig, aber die Menschen selbst sind, soweit ihr Leben verschont war, irgendwo untergekommen. Auch die große Masse der durch den Krieg unendlich vermehrten Landstreicher wurde später freiwillig oder unfreiwillig zum großen Teil wieder dem seßhaften Leben eingefügt. Aber die Entvölkerung bleibt in der Tat groß genug.

Unter der ebenso unzweifelhaften materiellen Zerstörung sodann hat die Stadt weniger zu leiden gehabt als das Land. Zunächst schützte sie schon die im 16. Jahrhundert immer stärker ausgebaute Befestigung, gegen die oft große Truppenmassen lange vergeblich ankämpften. Auch legte man größere Außenbefestigungen an, Erdwerke, die den Geschützen besser widerstanden als Mauern. Die Bürger selbst waren anfangs noch wehrhaft und in den Waffen geübt, sogar in der Bedienung der Geschütze. Die flüchtigen Landbewohner überfüllten freilich die größeren Städte und brachten bei Belagerungen die Hungersnot. Auch in schlimmen Zeiten sicherte aber das Regiment der Städte die Ordnung und einen gewissen Schutz von Person und Eigentum. Ihr Geld erlaubte zudem, sich von Einquartierung u. s. w. loszukaufen. Vor allem die großen unter den zahlreichen Reichsstädten fühlten sich, so wenig sie politisch trotz Sitz und Stimme auf dem Reichstag bedeuteten, noch überaus stolz ob ihrer Autonomie und bewahrten auch äußerlich ein gut Teil ihrer materiellen Macht und ihres Ansehens. Die großen Seestädte der Hansa hatten ferner von den Kriegsläuften selbst nicht allzuviel zu leiden gehabt, mehr unter dem auch sie schädigenden Niedergang des inneren Deutschland. Den Verfall der Hansa aber haben wir schon (S. 536 f.) lange vor dem Dreißigjährigen Kriege beginnen sehen, der größte Teil der Glieder war einem deutschen oder außerdeutschen Fürsten (Schweden) unterworfen, und das alte Hansahaupt, Lübeck, war von seiner stolzen Höhe gesunken. Aber noch 1630 schloß es jenen engeren Bund mit Bremen und Hamburg, die sich ihrerseits, wie das abseits stehende Danzig, im ganzen in ihren alten Handelsbahnen weiterbewegt hatten und nach dem Kriege wieder einen Aufschwung nahmen. Die oberdeutschen Städte aber, deren Verfall ebenfalls bereits lange vorher begonnen hatte (vgl. S. 539 f.), trotz scheinbaren äußeren Glanzes, hatten ungeachtet aller Leiden auch während des Krieges ihren Handel, durch Geleit gesichert, weiter gepflegt, so den nach Italien, wo in Venedig der alte Fondaco seine Bedeutung bewahrte, nach Frankreich (Lyon) wie nach dem für die Eisenindustrie

wichtigen Steiermark, nach Böhmen und Ungarn. Nürnberg, Ulm, das schwer heimgesuchte Augsburg, Straßburg erholten sich bald, soweit es noch möglich war, besonders schnell Frankfurt a. M. Im Nordwesten blieb Köln freilich nicht mehr lange eine berühmte Handelsstadt, und im östlichen Binnendeutschland entwickelte sich Leipzig, das schwer unter dem Kriege zu leiden hatte, nicht nur zum beherrschenden Handelszentrum der Umgebung, sondern durch seine immer wichtigeren Messen zum großen internationalen Verkehrsplatz zwischen Osten und Westen. Wie sehr solche Städte auch in Kriegszeiten noch als sichere Punkte empfunden wurden, zeigt die häufige Anlage von gerettetem oder im Krieg erworbenem Vermögen bei städtischen Handelshäusern. Freilich war auch in den Städten viel zerstört. Brand und Plünderung hatten alte schöne Wohnhäuser vernichtet oder verwüstet; in mittleren Städten standen die Häuser zu Hunderten leer, oder es war nur ein Teil übriggeblieben; der noch vorhandene Reichtum schmolz vielfach dahin; die öffentliche und private Verschuldung wuchs bei den Kontributionen u. s. w. immer bedenklicher — nach einer Äußerung von Kaspar Manz 1659 hatten die Städte nur noch Schulden und staubige Akten —; ein Teil der Bevölkerung war dahin, wenn auch nirgends eine Stadt ausstarb. Dazu kamen aber außerhalb des Krieges liegende Momente des Ruins, so vor allem die Steigerung der schon (S. 540) betonten Münzverwirrung. In den zwanziger Jahren, in der Zeit der Kipper und Wipper, führte die hergebrachte Behandlung der Münze als Bereicherungsmittel zu einem allgemeinen Taumel. Nach dem Vorgang einiger geldbedürftigen Fürsten fingen Herren, Stifter und Städte an, aus immer geringerem Metall, sogar aus Blech, Geld zu münzen. Der Rückschlag, die völlige Entwertung des Geldes und allgemeine Teuerung, der Ruin vieler Kapitalisten und Sparer, brachte schweres Unglück über die gesamte Volkswirtschaft, das sich so leicht nicht verwinden ließ, das aber mit dem Kriege nichts zu tun hatte. Im ganzen war überhaupt die gegen früher und gegenüber dem Aufschwung anderer Nationen geminderte Stellung der Städte zum größten Teil eine Folge jener bereits vor dem Kriege wirkenden Verhältnisse, sowohl was den Handel als das Gewerbe betrifft. Letzteres hat aber, auch abgesehen von der allgemeinen Schwächung des Absatzes, unter dem Kriege direkter zu leiden gehabt als jener, weil bei ihm mehr auf die Erhaltung der Personen selbst ankam, weil schlimme Zeiten hier bei kleinem Kapital sogleich ruinierend wirkten, die Zerstörung der Wohnstätte, der Werkzeuge das Eingehen des Betriebes zur Folge hatte. Oft sind lokale Industrieen ganz vernichtet worden. Wenn man aber die Tuchindustrie als durch den Krieg zerstört hinstellt, so sei an die Klagen des bayrischen Standes der Städte von 1612 erinnert, daß man wohl Rohstoff und gute Arbeiter habe: „aber sie haben den Verlag nicht und werden von fremden Tüchern gedrückt". Unter den wenig zum Luxus herausfordernden Zeiten litt noch besonders das blühende Kunstgewerbe. Anderseits sind damals gerade infolge der Aussaugung armer ländlicher Gegenden, vor allem der Gebirge, manche Gewerbszweige von Bauern aufgenommen und zu später blühenden Industrieen entwickelt worden.

Weit mehr in der schon lange eingeschlagenen Richtung des Niederganges hat der Krieg auf die bäuerliche Bevölkerung gewirkt: er gab ihr nach der sozialen Seite hin vollends den Rest. Man muß zunächst bedenken, was die damaligen Heere waren. Militärisch waren sie zwar fortgeschritten. Taktisch kam man nach niederländischem Muster, namentlich durch Gustav Adolf, zum Teil zu kleineren geschlossenen Einheiten; man verwandte neben ihnen leichte Schützen. Im Laufe des Krieges verlor der eigentliche Infanterist, der Spießträger, der Pikenier, anfangs noch als Doppelsöldner geachtet, bedeutend an Ansehen; dafür gewann der durch Gustav Adolf beweglicher gewordene Musketier, der in seiner Art des Feuerns freilich schwerfällig genug

blieb, vor allem aber der Reiter. Dieser bekam mehr und mehr die Entscheidung in die Hand und bildete einen immer stärkeren Teil des Heeres, schließlich die Hälfte. Freilich waren gerade dadurch Verwilderung des Krieges, schnelle Ausbeutung des Landes, rasche Streifzüge u. s. w. bedingt. Innerlich waren die Heere auf tiefem Stand. Ohne nationales oder territoriales Zusammengehörigkeitsgefühl, mehr und mehr reine Söldnerheere, mit allen Untugenden derselben, waren sie nunmehr auch Finanzobjekte für militärische Unternehmer geworden, die dem Fürsten die Schwierigkeiten der Anwerbung abnahmen, sich aber dafür durch Übervorteilung bereicherten. Da die ohnehin finanziell arg bedrängten Fürsten selbst bald nicht mehr den Sold aufbrachten — bei der Kostspieligkeit der Unterhaltung des Heeres half man sich zum Teil durch Münzpraktiken, besonders leichtes Geld für Soldzahlung, Kürzung des Soldes u. s. w. —, überließ man auch dessen Beschaffung den Heerführern, die ihn durch Brandschatzung aus den von ihnen besetzten Landschaften herausschlugen. Dazu kam nun die Qualität der Söldner, die, ganz international zusammengesetzt, lediglich von der Lust an ungebundenem Leben und der Beutesucht getrieben, der Fahne folgten, bald dieser, bald jener Partei zufielen und als Beutesuchende auch die Lande der eigenen Partei in keiner Weise schonten. Schon der Landsknecht stand, trotz seiner Volkstümlichkeit, nicht mehr innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und hatte einen besonderen Beruf: dieser Gegensatz des Soldaten zum Bürger wird nun schärfer. Waren bereits die Landsknechte wegen der Soldunsicherheit oft zu Räubern geworden, so wurden das jetzt noch mehr die Soldaten (siehe die nebenstehende Abbildung). Am brutalsten waren die fremden Truppen, die Kroaten, die Italiener, die Spanier — ein wahrer Abschaum. Unter den Durchmärschen, den Plünderungen, die oft mit Niederbrennen der Hausstätten endeten, unter dem überall streifenden Raubgesindel, unter dem zuchtlosen Marodieren, unter der Lust einer verwilderten Truppe an persönlichen Mißhandlungen, an Schändung der Weiber, ja an viehischen Grausamkeiten (dem Verbrennen von Menschen im Backofen, dem Eingeben des ekelhaften „schwedischen Trankes") hatte nun niemand mehr zu leiden als der Bauer, und auch vor den Amtleuten auf dem Lande genierte man sich nicht und plünderte sie bis aufs Hemd. Entsetzlich, daß die Hungernden in der Verzweiflung zum Teil zum Kannibalismus kamen. Von den vielen verlassenen Dörfern, namentlich in Mitteldeutschland, war schon die Rede, nicht wenig Heimatlose schlossen sich dem herumstreichenden Gesindel an und wüteten dann, wie Moscherosch bestätigt, besonders schlimm. Den stark aufgetragenen Schilderungen des Leides, wie wir sie bei Moscherosch und Grimmelshausen finden, mögen freilich die Tatsachen nicht überall entsprochen haben; es hat unter den Heerführern auch Beschützer der Bauern gegeben. Zum Teil sind sodann die wilden Zustände und der Mangel an Arbeitskräften dem nunmehr aufbegehrenden fronenden Landvolk wie überhaupt dem Gesinde gute



Räuberischer Überfall durch Soldaten. Nach einem Kupferstich von R. Meyer (1605—38), wiedergegeben in den „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. I.

Gelegenheit zur Besserung ihrer Stellung gewesen, von der sie freilich bald wieder herabgedrückt wurden. Scharfe „Gesindeordnungen“ sind im späteren 17. Jahrhundert die Regel. Sehr überschätzt werden weiter die rein wirtschaftlichen Folgen des Krieges. Ohne Zweifel ging der Umfang des bebauten Bodens durch ihn sehr zurück, ja es kehrten zum Teil völlig unzivilisierte Zustände wieder. Das Wasser verwandelte nun ungehemmt weite Niederungen in Sümpfe, der unbebaute Acker bedeckte sich mit Gestrüpp. Aber die Kraft des Bodens selbst wurde dadurch doch nur geschont, und was wieder bebaut wurde, trug bessere Frucht. Auch der Betrieb wurde nicht auf die Dauer geschädigt. Da in einzelnen Gegenden, selbst im kolonialen Osten, seit längerer Zeit die intensivere Wirtschaftsweise bei den kleinen Bauern war, wurde manche Tradition allerdings vernichtet, ebenso wie sich die Reste alten Wohlstandes im schmückenden Hausrat in rohe Dürftigkeit verwandelten. Auch die Viehzucht hatte kaum noch Bestand: Viehraub war überall das Wichtigste bei der Plünderung gewesen. Aber, wie v. d. Goltz mit Recht betont hat, war doch die Natur der landwirtschaftlichen Arbeit, sowohl nach Seite der Werkzeuge wie der Verrichtungen selbst, noch zu einfach, als daß man nicht bald wie früher und zum Teil sogar besser wirtschaftete. Freilich mußte man Gebäude und Inventar erst notdürftig wieder beschaffen, auch mangelten die zunächst noch sehr gehegten Arbeitskräfte, die Produkte hatten namentlich wegen der geringen Kaufkraft der Städte außerordentlich niedrige Preise, und vor allem blieb das Landvolk nach wie vor das Hauptobjekt des herrschaftlichen Druckes wie besonders der landesherrlichen Besteuerung. Aber dafür waren die Erträge der Landwirtschaft auch unentbehrlich, und ein sicherer, wenn auch zunächst bei der starken Entvölkerung geschmälerter Absatz war immer da. So haben sich denn die zahlungsunfähigen ländlichen Untertanen zum Teil verhältnismäßig rasch erholt, oft allerdings infolge der Fürsorge der Obrigkeit, die Steuerbegünstigungen für Aufbau von Häusern, Wiederanbau von Feldern u. s. w. gewährte sowie dem Menschenmangel durch Heranziehung fremder Kolonisten zu begegnen suchte. In dieser Zeit ist auch der Anbau der Kartoffel stärker verbreitet worden. Bald stand das Land, wenigstens in den durch Natur und Verkehr begünstigten Gegenden des Westens und Südens, wieder einigermaßen in Kultur, und die Steuerkraft war, freilich unter Hinzurechnung der Städte, in vielen Gegenden bald wieder eine erhebliche. Aber diese Besteuerung, die die wachsenden Ansprüche von Fürst und Staat immer schärfer gestalteten, war doch vielfach eine grausame Belastung des Landvolks, dessen soziale Position, namentlich im Nordosten, bei der seit langem anerkannten Leibeigenschaft — gerade in dieser Zeit wurden immer mehr von den noch übrigen selbständigen Bauern herabgedrückt — seine bejammernswerte Lage, die dumpfe Stimmung der Gedrücktheit noch verschlimmerte.

Wohl ging es freilich den adligen Herren, die ebenso wie der Staat den Bauer auspreßten, auch nicht, soweit ihr Einkommen auf Grundbesitz beruhte. Die schon im 16. Jahrhundert beobachtete Verschuldung (siehe die Abbildung, S. 573) wuchs nun ungeheuer; Bauer und Edelmann waren, allerdings aus verschiedenen Ursachen, sich darin gleich. Der Städter, der Gläubiger, klagte ungeheuer, daß er seine Zinsen von dem gleichwohl „stolzirenden und prachtirenden“ Edelmann nicht erhielte. Denn in den Kriegszeiten war man damit überall rückständig geworden. Aber die Obrigkeit stand auf seiten der Schuldner. Die Landesherren, deren Domänen ebenfalls verschuldet waren, erreichten bei den Ständen Moratorien, Suspensionen u. s. w.; im Süden, wo jene weniger Gewalt hatten, suchten die Reichsritter Schutz beim Kaiser, später griff auch das Reich ein und kam 1654 sogar zu einem Beschluß, der den größten Teil der während des Krieges nicht bezahlten Zinsen erließ, der aber an

Wirkung weit zurückstand hinter den einschlägigen Maßnahmen der Landesfürsten. In dieser Fürsorge zeigte sich indessen im ganzen — denn von dem Bauer war wenig die Rede — wieder nur jenes schon hervorgehobene steigende soziale Übergewicht des Adels.

Bedeutet der Krieg wirtschaftsgeschichtlich kaum eine Epoche, so noch viel weniger sittengeschichtlich. Nichts Neues war, wie wir (S. 560 ff.) sahen, die angeblich durch ihn eingerissene Fremdsucht; nur wurde sie in ihrem ohnehin gesteigerten Wachstum durch die Einwirkung der vielen Deutschland heimsuchenden Fremden noch gefördert. In den Zeiten des Krieges ist denn auch ein dieses ganze Wesen schlagend bezeichnendes Stichwort aufgekommen, das bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts übliche à la mode. Es schließt einerseits noch die fremden Einflüsse überhaupt in sich, zeigt aber in seiner Form schon das



Flugblatt auf die allgemeine Verarmung und Verschuldung im 17. Jahrhundert. Nach Bernhard Erdmannsdörffer, „Deutsche Geschichte", Bd. I. Vgl. Text, S. 572.

immer bedeutendere Übergewicht des französischen, der ja auch England, Italien u. s. w. eroberte, und deutet endlich die erwähnte Wendung von einem alten Lebensideal zu einem neuen, modischen, feineren an. Die gleich zu Anfang und später erst recht das französische Ideal vertretenden Höfe spielten in dieser Zeit dabei eine etwas geringere Rolle als die Städte. In diesen war schon in den zwanziger Jahren jener Typus des „Monsieur à la mode" entstanden, der, mit der neuen lockeren Tracht angetan, fortwährend fremde Worte und damals beliebte martialische oder sonstige Kraftausdrücke im Munde führte, ein „feines" Benehmen und eine gezierte, hohl-pathetische, „verblümte" Ausdrucksweise zur Schau trug und auf die alten Sitten immer verächtlich als auf „altfränkische" herabschaute. Das Hauptkennzeichen war die äußere Verwendung fremden Gutes, vor allem in der Sprache und Tracht. Man beschränkte sich bei jener noch nicht auf das Französische allein, wie denn Rist einen alamodischen Krieger urteilen läßt: „Stehet es nicht tausendmal zierlicher, wenn man im parliren oder Reden zum öftern die Sprachen changiret?" Die wesentlich der französischen angeschlossene Tracht bedeutete allerdings einen Fortschritt gegenüber dem steifen spanischen Kostüm. Man kleidete sich wieder

faltiger, bequemer, malerischer. Man trug aber auch die Zeichen der kriegerischen Zeit, anstatt der Schuhe die von den Reitern zum Teil auch auf die Fußsoldaten übergegangenen hohen Stiefel mit Sporen, deren Stulpen aber immer mehr hinabgeschoben wurden und die sackartig gewordene bequeme Hose sehen ließen, den Filzhut mit aufgeschlagener Krempe und Federn, über dem Woms, das zur Weste wurde, das lederne Soldatenkolett, die Stulpenhandschuhe der Soldaten. Man schlug, nach dem Muster des wallonischen Reiterkragens, einer niederländischen Eigentümlichkeit überhaupt, den Kragen um und legte ihn flach weit und breit auf die Schultern, ließ, wie die wilden Kriegsleute, das Haar frei in Locken, auch in Zöpfen wallen, färbte den modischen Knebel- und Spitzbart dunkel, weil er so martialischer stand, und trug endlich am Bandelier den Degen. Bezeichnend ist, daß der stolze Schreiber (vgl. S. 460f.) nun vor dem martialischen Krieger ganz zurücktrat, wie sich z. B. bei Grimmelshausen ein angeworbener verkommener Student „nicht als ein Federspitzer, sondern als ein braver Soldat" aufspielt. Vieles von der renommistischen Stutzertracht wurde auch allgemeine Männertracht. Jetzt, da sich das neue Bildungsideal also in weiteren Kreisen zeigte, nahm freilich die öffentliche Meinung lebhaften Anstoß daran. Zahlreiche in Süd und Nord erschienene Kupferstiche mit spöttischen Versen verhöhnten diesen Monsieur à la mode, und die Zunahme des Fremdwesens überhaupt bewirkte um die Mitte des Jahrhunderts eine gewaltige literarische Opposition (vgl. S. 576), getragen von Männern wie Grimmelshausen und Moscherosch, Logau und Lauremberg. Sie richtete sich namentlich gegen die Sprachmengerei (so die Schrift „Unartig teutscher Sprach-Verderber"), aber auch schon gegen das neue feine, höfische Benehmen, für das nun „Complementir Büchlein", wie 1649 das von P. Lucius (vgl. die Abbildung auf S. 609), aufkamen. Daß übrigens noch die neue Art mit der alten unfeinen sehr zu kämpfen hatte, zeigen die mannigfachen Verstöße gegen gute Sitte in der 1631 erschienenen „Peregrination... Anagkylomitens, eines ... Cavalliers oder Alamodo-Monsiers".

Hand in Hand mit der **Vorliebe für die neue Bildung** ging ein auch schon im 16. Jahrhundert erkennbarer, nun verstärkter, freilich nur wenig auf das Konto des Krieges zu setzender **Hang zum Äußerlichen**, zur Ideallosigkeit, zur praktischen Lebensklugheit. Das bereits lange untergrabene bürgerliche Selbstgefühl — vom Bauern nicht zu reden — sank infolge der wirtschaftlichen Schädigung durch den Krieg und der häufigen persönlichen Mißhandlung vollends. In der Mehrzahl der Städte wurde der Bürger zum Spießbürger, in den großen suchte noch eifriger als früher der reiche Bürger den Übergang zum Adel. Die Prunksucht der Vornehmen forderte immer mehr zur Nachahmung heraus; wie das Kleid, so fand der Titel, der Rang immer stärkere Beachtung. Konnte man nicht mehr scheinen, als man war, so wurde, was man war, immer gesuchter äußerlich herausgekehrt, zur Unterscheidung nach unten. Die ganz und gar konventionelle, sich an Äußeres bindende „Reputation", ein durchaus engherziger Begriff von Standesehre, wurde von allen Klassen, namentlich auch den jetzt gelehrt gebildeten oberen Schichten des Bürgertums, aber auch von Handwerkern, um so stärker betont, als das Drunter und Drüber der Zeit die soziale Ordnung zu erschüttern drohte. Die schon im Mittelalter auffallende Habgier, die Geldsucht des ausgehenden 16. Jahrhunderts, das Machtstreben der Fürsten und des Adels hatten ferner jenen gemeinen Egoismus, jene lebenskluge, verlogene Charakterlosigkeit vorbereitet, die jetzt durch die im Kriege eintretende Verwirrung aller Rechtsbegriffe, durch die neue „politische" Art des öffentlichen Lebens sich als unbedingtes Erfordernis für den Mann der „neuen Welt" erst recht ergab, und die uns als Hauptcharakteristikum der folgenden Periode noch beschäftigen wird.

Auch die Vorherrschaft der theologischen Interessen wurde nun gebrochen. In dieser Beziehung scheint der Krieg zunächst allerdings ganz im Zeichen der vorhergehenden Periode zu stehen. Eben der diese charakterisierende konfessionelle Fanatismus hatte ihn ja hervorgerufen. Und wie tief die Erregung zu Anfang des Krieges war, zeigen die Volkslieder, namentlich die der am meisten bedrohten Evangelischen, die sich öfter in Wut und Jammer ergehen, während die katholischen mehr spotten und triumphieren. Wie im 16. Jahrhundert erhoben die Sittenprediger ihr tief pessimistisch gefärbtes Wehgeschrei und prophezeiten das Weltende, wie damals kannte man in der Behandlung des Gegners keine Gerechtigkeit, keine Milde. Aber je länger der Krieg dauerte, desto mehr entfremdete man sich solchen Stimmungen, wurde gleichgültig, resigniert, spottete oder drang, wie Schupp, auf praktisches Christentum ohne Rücksicht auf Glaubensdifferenzen. Ein anderer, stillerer Teil kam durch die Leiden zu wahrer, innerer Religiosität, wie sie schon vor dem Kriege Arndts „Wahres Christenthum" zeigte, und ein ganz kleiner kam auf den hohen Standpunkt der Toleranz, der Vereinigung aller Christen, die doch genug Gemeinsames hatten, so der Helmstedter Ireniker Georg Calixtus und seine Anhänger. Ein entschieden friedlicher Zug ist aber fast überall die gemütliche Folge des Krieges. Die tiefe Macht der Religion, ihre stärkende Kraft hat sich freilich damals auch bewährt, vor allem bei den protestantischen Landpfarrern, die in entsetzlichstem Leid die Stützen ihrer Gemeinden waren und sie zusammenhielten. Ihre zahlreich in Kirchenbüchern erhaltenen handschriftlichen Erinnerungen an diese Zeit sind oft erfreulich zu lesen. Und wenn auch viele von ihnen feig und haltlos wurden, nur für sich Lebensunterhalt zu erbetteln suchten, so haben andere die häßlichen Eigenschaften vieler damaligen Geistlichen, ihre Streit- und Herrschsucht, ihren Hang zu ödem Formenkram, wieder gut gemacht. Am schnellsten waren die religiösen Motive, wie schon zur Reformationszeit, bei den fürstlichen Häuptern der streitenden Parteien zurückgetreten, bei denen die egoistischen Interessen der Gebiets- und Machterweiterung, überhaupt der Politik, ausschlaggebend waren, wie natürlich in noch höherem Grade bei Schweden (nach Gustav Adolfs Tode) und Frankreich. Gänzlich unberührt von religiösen Interessen waren auch die beutelustigen geworbenen Heere. Die kaiserlichen Heere erzwangen freilich, wo sie eindrangen, äußerlich eine Rekatholisierung: wer der Gewalt nicht weichen wollte, mußte das Land verlassen. Aber sie waren darin Werkzeuge der Pfaffen, der ihnen folgenden Jesuiten.

Nichts Neues bot der Krieg endlich bezüglich der so oft betonten Verrohung und Demoralisierung. Die wüste Genußsucht, die Trunksucht, die sich auch jetzt noch breit machte, war ja das so sehr beklagte Leiden der nun abschließenden Periode, die Gewalttätigkeit und Gefühlsverrohung, die schönheits- und kulturfeindliche grobianische Verwilderung des Volkes nicht minder. Und mochte sie durch den Krieg noch gefördert werden, so wuchs doch gerade jetzt auch jene ihr entgegenwirkende Vorliebe für die feinere gesellschaftliche Bildung des Auslandes. Freilich wurde damit eben wieder jener Zug bekämpft und zurückgedrängt, von dessen Schwinden dieser ganze Abschnitt ausging, der volkstümliche. Auch hier wieder wirkte der Krieg abschließend im Sinne der vorhergehenden Zeit. Das Niederstampfen Deutschlands durch die fremden Heere zerstörte auch das Volkstum, mit dem Ruin der ländlichen Bevölkerung ging die Vernichtung vieler alten Bräuche Hand in Hand, mit der sinkenden Lebenslust die Beseitigung vielen poetischen Lebensschmuckes. Dazu kam dann die Beförderung jener Fremdsucht, die einen Tiefstand nationalen Selbstgefühls bedeutete, weiter die durch den Krieg noch gewachsene Machtstellung der Fürsten und des neuen Polizeistaates, der nun auch mit militärischer Disziplin die urwüchsigen Regungen der Volkskraft niederhielt, wie sie durch die

neue höfische Bildung verächtlich wurden. In dieser Stärkung der Fürsten wirkte der Krieg wieder ganz im Sinne des betonten sozialen Wandels. Zu der äußeren Machtvermehrung und der wirtschaftlichen Kräftigung durch die Ausdehnung der Regalien kam die Beförderung des Sondergeistes durch den politischen Ruin des Reiches und die Beziehungen zu den fremden Mächten: gerade die faktische Souveränität der Fürsten war eine Folge des Krieges. Bald gaben dann die Verbindungen mit Frankreich durch das von Richelieu und Mazarin geschaffene Muster der absoluten Herrschaft weitere Anregung, die theoretische Begründung eines unbeschränkten Absolutismus kam der Machtauffassung zu Hilfe, und das überall gleiche Ziel der Fürsten wurde die Beseitigung der unbequemen politischen Rechte der Stände. Freilich lag in der völligen Selbständigkeit der kräftigeren Fürsten überhaupt die alleinige Möglichkeit politischen Fortschritts, und eben diese Selbständigkeit war jetzt besiegelt. Daß indessen das Hauptmoment für den Untergang des alten Volkstums die neue fremde Bildung war, hat Logau richtig erkannt, der ihr gegenüber die Schattenseiten jenes vorzog: „Bleibt beym sauffen! bleybt beym sauffen! saufft ihr Deutschen immerhin! Nur die Mode, nur die Mode last zu allen Teuffeln ziehn!" Man kann aber sonst nicht sagen, daß die patriotische Opposition dieser Zeit gegen die fremden Sitten nun etwa zugleich eine Retterin des Volkstums sein wollte. Dieser Patriotismus, der sich vor allem auch gegen jene schon durch die Vorliebe des Kanzleistils für lateinische Worte vorbereitete Sprachmengerei richtete, wirkte einerseits wesentlich literarisch. Ihm entsprang die kurz vor dem Kriege gegründete Fruchtbringende Gesellschaft, die in der Tat ebenso wie ähnliche Vereinigungen wenigstens die schöne Literatur deutsch und rein hielt. Aber volkstümlich war diese Literatur doch nicht, vielmehr künstlich-gelehrt wie der ganze, im Grunde ehrliche Patriotismus, der seine Wurzeln schließlich doch wohl in der humanistischen Bildung hatte und nun höchst barock sich gebärdete, auch in dem Preise der „uralten teutschen Heldensprache" seinen gelehrten Charakter oft genug zeigte. Ebenso war der stark betonte, zuweilen fieberhafte politische Patriotismus, wie er sich in der Broschürenliteratur äußerte, zwar oft volkstümlich gefärbt, wesentlich aber wieder ein Produkt der gelehrten Bildung. Daß alle solche Bestrebungen nicht im Volke wurzelten, sondern in der jetzt maßgebenden Schicht, zeigt der Umstand, daß jene Fruchtbringende Gesellschaft außer Gelehrten vor allem fürstliche und adlige Mitglieder bzw. Gründer hatte. Anderseits hat jene oft einseitig übertreibende, karikierende Opposition des Moscherosch, des noch am meisten volkstümlichen Lauremberg u. a. die guten Seiten der fremden Bildung naturgemäß nur allzusehr übersehen. Gerade diese hat doch den Übergang zu einer höheren geistigen, zur modernen Kultur wesentlich mit herbeigeführt. Sehr viele Fortschrittskeime wurden damals gelegt. Für den geistigen Aufschwung, der bald eintrat, noch mehr für den inneren Wandel, den das 18. Jahrhundert sah, ist aber das Wichtigste, daß, worüber alles Schimpfen der Sittenprediger des 16. Jahrhunderts, der Satiriker des 17. Jahrhunderts nicht täuschen darf, zahlreiche gesunde und gute Kräfte im deutschen Volke neben all den Auswüchsen noch immer vorhanden waren und im stillen gewirkt haben. Es ist überhaupt erstaunlich, wie die im Kriege aufgewachsene junge Generation, nachdem endlich der von allen ersehnte Friede mit wehmütiger Freude als Tatsache erkannt war, schnell in geordnete Lebensbahnen, deren Existenz sie nur aus den Erinnerungen der Alten ahnen konnte, in die Fortschrittslust hineinwuchs.

Noch ein wichtiger, freilich schon lange vorher vorbereiteter und erst später recht wirksam werdender Prozeß mag gerade am Schlusse dieser Periode hervorgehoben werden, die geographische Verschiebung des kulturellen Schwerpunkts nach Osten und Norden.

Die erste Stufe dieses Prozesses war das Aufgehen der Sachsen in dem vorher wesentlich in den Franken beschlossenen, von Schwaben und Bayern mitgetragenen Reich, das damit erst ein wirklich deutsches wurde. Die nach Osten weisende Slawenpolitik (vgl. S. 73ff.), die Begründung der Nord- und Ostmark, bereitete alles Spätere vor, wenn auch die sächsischen Herrscher in ihrer Reichspolitik sich bald dem Osten ab- und dem kulturell maßgebenden Süden zuwandten. Es erblühte unter ihnen dennoch jene niedersächsische Kultur in Goslar und Quedlinburg, Merseburg u. s. w., die, sich später reich entwickelnd (Hildesheim, Braunschweig, Bremen), wieder ein Ausgangspunkt wurde für die Kultur des ferneren Ostens, des Koloniallandes. Eben die große Kolonisation des Ostens im 12. und 13. Jahrhundert (vgl. S. 302ff.) war dann die nächste wichtige Stufe: eine mächtige Gebietserweiterung der materiellen, und im Südosten, wo noch alte Kulturtraditionen nachwirkten, auch der geistigen und gesellschaftlichen Kultur war die Folge. Freilich wurde das Deutschtum im Westen von Luxemburg bis zur Schweiz durch die überlegene französische Kultur gleichzeitig zurückgedrängt, wenigstens in der Sprache. Anderseits ist ein gewisses Erschlaffen der bisherigen Kulturlande durch das Abgeben vieler Kräfte und die Hinwendung zu den rauheren Aufgaben des Ostens unleugbar. Gleichwohl blieb der politische und kulturelle Schwerpunkt des Deutschen Reiches im Westen und Süden. Wie die höfische Dichtung nur spät und in geringerem Maße nach Norden drang und sich wesentlich auf den französischem Einfluß geöffneten Westen und Süden, einschließlich des Südostens, beschränkte, so war noch der Meistersang im ganzen in demselben geographischen Gebiet beschlossen. Wesentlich südwestliches Produkt war auch der Humanismus; der Süden und Westen wurden die Stätte Dürers und Holbeins. Die maßgebende Schriftsprache war das Oberdeutsche, und der aus den Mittellanden stammende Luther vollendete dessen Sprachherrschaft durch seine Bibelübersetzung. Die in erster Linie auf den merkantilen Beziehungen zu Italien beruhende materielle und künstlerische Kultur Oberdeutschlands blieb gleichfalls maßgebend. Freilich die Mittelpunkte dieser Kultur wechselten. Nach Österreich, Bayern und Schwaben war die Pfalz in den Vordergrund getreten und ebenso das Rheinland. Niederdeutschland, obwohl durch die Hansa mächtig entwickelt, stand für sich. Diese sächsische Kultur war nicht zu verachten, aber der Süden blieb überlegen, nicht minder die Lande des Rheins, die zu dem alten römischen Kulturgrundstock dauernd neue Güter vom Westen vermittelnd hinzufügten. Auch Luther gravitierte in seiner kulturellen Haltung, wie seine Sprache zeigt, doch noch nach Süden, und die entscheidenden Verhandlungen über ihn wurden im Süden, in Worms und Augsburg, geführt. Rein literarisch hat der Süden selbst nach der Reformation seine Vorherrschaft zunächst durchaus nicht verloren.

Freilich sahen wir schon im 14. Jahrhundert den Osten auch in einer nördlicheren Zone bedeutender hervortreten. Nördlich von den Donaulanden, in denen die östlichen Markgrafen früh die Entfaltung einer reicheren Kultur gesichert hatten, erhob sich ein neues Kulturzentrum in Böhmen, namentlich unter italienischem Einfluß (vgl. S. 469). Noch stärker verschob Karl IV. den politischen Schwerpunkt nach dem Osten, der in seinem neuen Deutschtum eine straffere Einheitstendenz gestattete und namentlich in seinen nördlichen Teilen ein erfolgreicheres Arbeitsgebiet bot, freilich über das eigentliche Deutschtum hinaus. Um Bayern und Schwaben hat Karl sich wenig gekümmert, an den rheinischen Kulturwesten freilich, den er häufig besuchte, wollte er seine östlichen Lande innerlich anschließen. Er hat auch für das hansische Gebiet Interesse gehabt und wohl an eine Verbindung der wirtschaftlichen Interessen mit seinem Böhmen gedacht. Um diese Zeit galt Prag als die führende deutsche Stadt: hier entstand die

erste deutsche Universität. Prag hat vor allem auch dem nördlicheren Deutschland, dessen vorwärtsstrebende Elemente es damals zahlreich anzog, Schlesien und Brandenburg, Sachsen und Thüringen, Erhebliches an Kulturgütern mitgeteilt. Als die Hussiten die Kulturhöhe Böhmens vernichtet hatten, begann die Kultur gerade in jenen Gebieten stärker aufzublühen. Im 15. Jahrhundert traten die Lande der Wettiner bedeutend hervor. Während die Süddeutschen die Mark und Pommern noch als Barbarenländer ansahen, erblühte in Sachsen eine ziemlich hohe Kultur, vor allem auf künstlerischem Gebiet. Längst freilich hatte Sachsen, dem das Erzgebirge Silber bot, in der Plastik einen Vorrang gewonnen: die Wechselburger und Freiberger Steinskulpturen des 13. Jahrhunderts geben davon Zeugnis. Nun aber ging das Land auch sonst aufwärts. Bei Meißen erhob sich der schöne Bau der Albrechtsburg, auf dem Gebiete der Malerei erstand zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Cranach. Bereits blühte die Universität in Leipzig; 1502 gründete Friedrich der Weise Wittenberg. Kursachsens Kanzlei wurde maßgebend für die deutsche Schriftsprache, und hier war der Herd und Hort der Reformation. Anderseits spielten mit steigender Fürstenmacht auch sonst die neuen Hauptstädte eine Rolle für sich, und die Residenz des Kaisers, Wien, ist nie eine Hauptstadt Deutschlands geworden, das überhaupt im Gegensatze zu England, Frankreich, Italien mit ihren seit langem feststehenden Mittelpunkten nie ein allgemein anerkanntes Zentrum gehabt hat.

Allmählich ging die Kultur noch weiter nach Norden. Frankfurt a. O. hob sich und Königsberg fern im Osten. Dem kursächsischen Übergewicht traten bald neue Ansprüche entgegen. Erschüttert wurde es zunächst durch die politischen Wirren in seiner Stellung als protestantische Hauptmacht; im 17. Jahrhundert nahm Brandenburg diese Stelle ein, und gleichzeitig bereitete sich dessen politisches Aufsteigen vor. Kulturell freilich blieb Obersachsen noch lange wichtig: wir werden im 18. Jahrhundert (vgl. S. 646) von einer kursächsischen Kultur als maßgebend hören. Aber Norddeutschland trat doch immer stärker hervor, auch der nördlichere Osten. Schlesien wurde im 17. Jahrhundert wichtig. Später konkurrierte mit Leipzig, das übrigens auch dem Westen (Frankfurt a. M.) seinen Büchermarkt abnahm, in geistiger Beziehung Hamburg. Dann begann Berlin seine Rolle zu spielen (vgl. S. 659). Die in den Vordergrund des geistigen Lebens rückende Philosophie wurde vor allem von Norddeutschen getragen, von Leibniz im 17., von Kant im 18. Jahrhundert. Mächtig zeigte sich noch einmal die künstlerische und die poetische Kraft des Südens und Westens gegenüber der Verstandespflege des Nordens in unseren großen Dichtergestalten, in Goethe und Schiller, aber sie sind nicht in ihrer Heimat geblieben, vielmehr der norddeutschen Atmosphäre näher gerückt. Schließlich legte sich der Schwerpunkt deutschen Lebens völlig nach Norden in das Land, das mit einem großen, slawisch gemischten östlichen Teil unter Fürsten, die, aus fernem Süden stammend, über das Zwischenstadium des Nürnberger Burggrafentums zu seinen Herrschern geworden waren, die politische Führung Deutschlands errang. Nun kam es so, daß der Norddeutsche seine heimische Sprache verleugnete, daß er der gebildete Kulturmensch mit reiner Bildungssprache wurde und sich dem volkstümlich gebliebenen Süden als Kulturträger gegenüberstellte, auch als Träger feinerer gesellschaftlicher Kultur, die einst dem Norden recht fremd gewesen war und nun den oft formlosen Süddeutschen geziert dünkte. Anderseits behielt der kulturell so durchgearbeitete Westen, das Rheinland, wo selbst der Bauer mehr Städter ist, seine alte kulturelle Rolle. Doch wir eilen schon zu weit vor. Durch jenen Wechsel in der kulturellen Vorherrschaft aber ist der Deutsche zu einer weit allgemeiner verbreiteten Kultur gekommen als andere Völker.

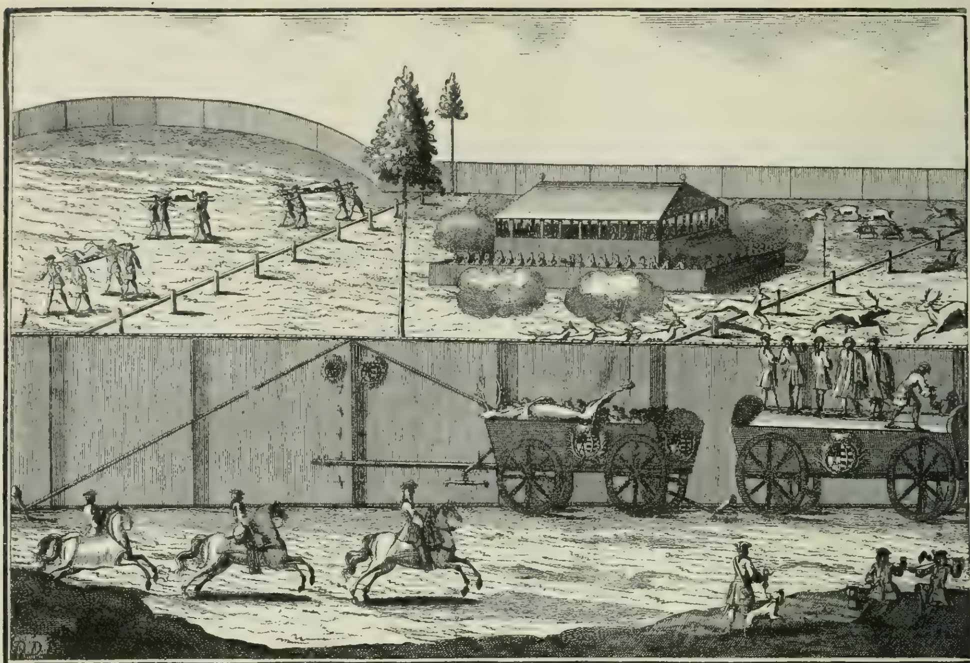
X. Die Säkularisierung und Modernisierung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgesellschaft.

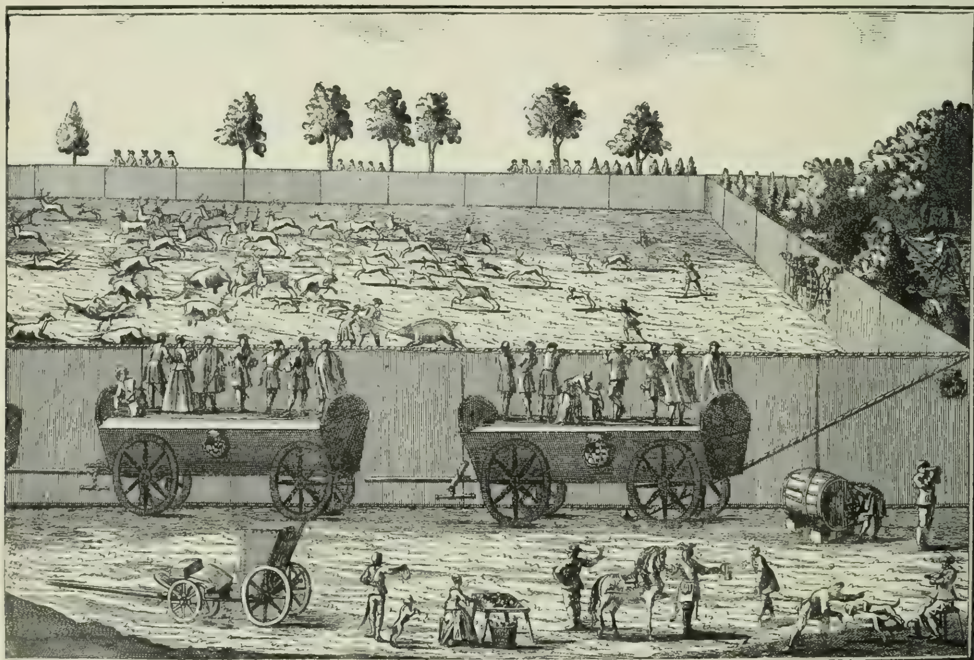
Das Mittelalter war, wie wir sahen, nicht mit der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, mit Buchdruckerkunst, Renaissance und Reformation zu Ende. Der Ungebildete der Gegenwart, der beim Anblick von Bauten und Kostümen des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts vom „Mittelalter" spricht, trifft unbewußt das Richtige. Wieviel in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung durchaus in den alten Bahnen blieb, ist schon (S. 504) gesagt worden. Noch immer verbrannte man auch die Hexen, noch immer herrschte an Universitäten und Schulen ein unfreier Geist, theologisch gefesselt und in den Schulen mit harten Strafen arbeitend. Das wirklich Neue, das Erwachen freier Forschung setzte erst jetzt ein. Die Vorherrschaft der Theologie ward erschüttert, an die Stelle der scholastischen Philosophie trat eine freier, moderner gerichtete. Die moderne Betonung der Naturwissenschaften und der Technik wurde jetzt eingeleitet, und die exakten Wissenschaften nahmen, vor allem unter fremdem Einfluß, einen mächtigen Aufschwung. Unter demselben Einfluß emanzipierte sich das Recht, namentlich das Staatsrecht, von kirchlicher Gebundenheit. Die Kunst wurde immer weltlicher. Die völlig adoptierte neufranzösische Kultur verbreitete, von den vornehmen Kreisen durchsickernd, auch eine weltlichere allgemeine Bildung. Toleranzideen wurden stärker, und Unionsbestrebungen traten auf. Freilich — und hier wirkte das auf die Zukunft weisende, zunächst verdeckte Prinzip der kirchlichen Reformation doch nach — waren es wesentlich die Protestanten, die den neuen Geist, wenn auch im Kampf mit ihrer Orthodoxie, vertraten: der strenge Katholizismus, der Jesuitismus insbesondere, hatte zwar der humanistischen Strömung sich angepaßt, der neuen Philosophie aber blieb er fern, und dem Geiste der exakten Forschung, der die neue Naturwissenschaft charakterisiert, war er feindlich. Anderseits sind die Schützer des neuen Geistes nicht gerade sympathisch: es waren zunächst die aufs Ausland gerichtete höfische Gesellschaft und der neue absolute Staat. Aber beide waren doch auch sonst wieder Träger moderner Strömungen: jene übermittelte die moderne verfeinerte gesellschaftliche Kultur, dieser einen neuen Staatsbegriff. Der in seiner Entwickelung längst vorbereitete souveräne Fürstenstaat, der sich alle Stände botmäßig machte und alles polizeilich bevormundete, setzte sich nun ganz an die Stelle der Kirche, er bestimmte auch das wirtschaftliche Leben. Viel Unheilvolles klebte ihm an, aber er vertrat etwas Neues, aus dem Besseres und Freieres herauswachsen konnte. Und wie dieser Staat jetzt stabiliert wurde, so begann nunmehr unter den verschiedenen Staaten gerade derjenige seine aufsteigende Entwickelung, der die äußere Geschichte der modernen Deutschen schließlich in ihrer Gesamtheit bestimmen sollte, der brandenburgisch-preußische.

Der Fürst und sein Hof, die Hofgesellschaft, waren nun aber überhaupt die Hauptträger der Kultur dieser neuen Zeit. Die Ausbildung dieser Gesellschaft und ihre

Beeinflussung durch das Ausland, besonders Frankreich, sahen wir (S. 560 ff.) sich schon früher vorbereiten. Gerade durch die völlige Aneignung eines wesentlich französischen Bildungs- und Lebensideals erlangten die Höfe erst ihre kulturelle Bedeutung. Denn eben diese muß hier in den Vordergrund gestellt werden, nicht nur die so gern geschilderten Schattenseiten des höfischen Lebens jener Zeit. Schon im ausgehenden 16. Jahrhundert hatte dieses Leben die neue Richtung eingeschlagen, nur daß damals noch die rohen, grobianischen Sitten auch am Hofe arg mit den neuen Einflüssen gemischt waren (vgl. S. 509 und 559). Die um 1600 viel reisenden pommerschen Prinzen z. B. führten daheim nur wenig Feinheit ein. Ein französierter Fürst wie Moritz von Hessen anderseits war in seiner Lebenshaltung noch einfach gewesen. Jetzt drang die Verfeinerung immer nachhaltiger durch. Es trat nun auch eine immer minutiösere Ausbildung des Hofzeremoniells ein, nach französischem und kaiserlichem Muster von den kleinen Höfen eifrig akzeptiert und vom Oberzeremonienmeister streng behütet. Dazu kam eine immer mehr Personen in Anspruch nehmende Organisation von zahlreichen Hofchargen unter Leitung des Oberhofmeisters, dem wieder Oberkammerherr, Hofmarschall, Oberstallmeister, Oberjägermeister u. s. w. mit Kammerherren u. a. zur Seite standen.

Was am Hofe zunächst auffällt, und was schon im 16. Jahrhundert auffiel, ist die nunmehr außerordentlich gesteigerte Lebenshaltung, die Prunksucht und Verschwendung: hier ist nur die weitere Fortsetzung und der zunehmend verfeinerte, aber auch geziertere Charakter dieser Strömung festzustellen. Denn an sich waren die mythologisch-allegorischen Schaustellungen und Kostümfeste, die Balletts, Feuerwerke u. s. w., abgesehen von den gegen 1700 aus Italien übernommenen „Redouten", bei denen man, maskiert, bei Musik und leichten Genüssen (Schokolade, Konfitüren) namentlich dem Spiel huldigte, schon älter (vgl. S. 555), ebenso die allerdings sehr äußerlichen künstlerischen Neigungen, wie sie sich in den Bauten und den „Kunstkammern" (vgl. S. 557) zeigten; im ganzen jünger ist aber ein nun stärker erwachendes geistiges Interesse. Wie sich jene Feste damals gestalteten, kann etwa das Hochzeitsfest Kaiser Leopolds von 1666 deutlich machen, das vom 5. Dezember bis Ende Februar des nächsten Jahres dauerte. Besonders charakteristisch ist das „so weit und breit beschrieene Roß-Ballet" vom 24. Januar, eine „Invention", die ihrem Urheber neben einer Belohnung von 20,000 Gulden einen ständigen Jahresgehalt und den Freiherrentitel einbrachte und im „Theatrum Europaeum" höchst ausführlich beschrieben wurde. Es behandelte den Kampf der vier Elemente um das Vorrecht, Perlen zu machen — Margarita (eigentlich Perle) hieß die spanische Braut des Kaisers. Vier köstlich gekleidete Ritter-„Compagnien" stellten die Elemente dar. Die der Luft hatten den von 24 Greifen begleiteten Wagen der Luft, die als Juno erschien, die des Feuers einen „Felsenberg" als Werkstatt des Vulcanus, die des Wassers ein von Felsen eingeschlossenes wogendes Meer mit dem Thron des Neptun nebst 40 Winden, die der Erde einen Garten mit Springbrunnen, der Erdgöttin, Nymphen und Satyrn bei sich. Den ungestümen Streit, bei dem als Richter die Argonauten (Goldenes Vlies!) auf ihrem gleich zu Anfang auf den Schauplatz gefahrenen prächtigen Schiff auftraten, unterbrach das Erscheinen einer immer größer werdenden feurigen Wolke, aus der der Tempel der Ewigkeit niedersank, aus der weiter ein glänzender Himmel mit der Ewigkeit darauf sichtbar ward, welch letztere ein mit Schmeicheleien für die Kaiserin verbundenes Schlichtwort sprach. Aus dem sich öffnenden Tempel ergoß sich dann ein glanzvoller Zug, in dem nach den Genien der früheren Kaiser auch der Kaiser selbst und mit ihm der Wagen der Gloria erschienen. Schließlich folgte dann ein „Pferdetanz" in elf Abteilungen (also eine Art Prunkquadrille). Dazwischen agierten





Ein „teutsches Hauptjagen“.

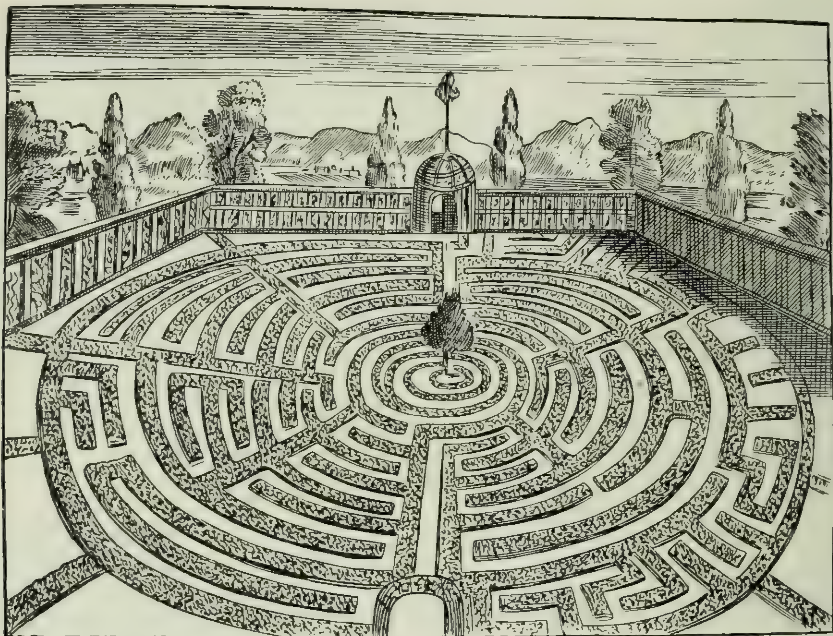
Nach einem Holzschnitt in Hanns Friedrich von Fleming, „Der vollkommene teutsche Jäger“, Leipzig 1719. Das untere Bild schließt rechts an das obere an.

italienische Sänger, Trompeter, die „Arien“ vorführten, u. s. w. Zu den Hochzeitsfestlichkeiten gehörten natürlich auch prunkvolle Hofjagden, die oft nur Massenschlächtereien waren, denen der Hof zusah (siehe die beigeheftete Tafel „Teutsches Hauptjagen“). Sie trugen überhaupt jetzt einen Luxuscharakter. In Jagdschlössern jener Zeit findet man sie öfter dargestellt: sie veranlaßten außerordentliche Kosten und nahmen eine Fülle von Menschen bereits lange vorher in Anspruch. Tiergärten (siehe die untenstehende Abbildung) zu unterhalten, blieb wie früher eine fürstliche Liebhaberei. Für die Feste an kleineren Höfen bietet die Taufe des Landgrafen Ludwig in Darmstadt 1630 ein Beispiel. Auch hier wieder Balletts, eines von zwölf Sternen, weitere von Göttern, von den in „Indianische Raben undt papagayen“ verwandelten Musen, von Orpheus, von Venus und Cupido, auch von Bauern nacheinander getanzt und mit obligatem Gesang begleitet. Am nächsten Abend, nach einem prunkvollen „Aufzug der Jägerei“ und Lustjagen am Tage, tanzten „Landgraf Johann mit 12 Cavalieren, als Götter undt Göttinnen vom Himmel hernieder gefahren, undt wehrte das Ballett gahr lange“, was bei den eingeschobenen mythologisch-allegorischen Ansprachen kein Wunder war. Auch die Landgräfin und ihr „Frauenzimmer“ tanzten am Schlußtage ein Ballett. Daß die bei solchen Gelegenheiten gesprochenen Verse oft höchst locker waren, zeigen Proben aus einem Dresdener Ballett von 1672. In der meist schwülstigen und gezierten Ausgestaltung des Ganzen sollten aber doch auch geistige Fähigkeit und Poesie bewundert werden, und das war gegenüber den früheren Roheiten ein Fortschritt. Weiter nahm dabei nun die früher wesentlich auf den kirchlichen Kultus beschränkte Musik eine immer bedeutendere Stellung ein, in ihrer Pomphaftigkeit freilich der ganzen Atmosphäre entsprechend. Charakteristisch ist das Eindringen der eben als höfische Festlichkeit in Italien aus Renaissancebestrebungen (Neubelebung der antiken Tragödie) heraus entstandenen, ungeheuer kostspieligen Oper. Rinuccinis „Daphne“ wurde mit neuer Musik von Heinrich Schütz 1627 bei einer kursächsischen Hochzeitsfeier aufgeführt. Erst nach der Mitte des Jahrhunderts — Seckendorfs Fürstenstaat (1660) erwähnt sie aber noch nicht — wurden die Opern beliebter, die noch mehr als die Balletts und Maskeraden das



Tiergarten. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687.

Thema der Liebe variierten. In der Regel wurden sie italienisch von italienischen Sängern vorgeführt, als deutsche Opern fast nur in Hamburg — denn die großen Städte eiferten den Höfen nach — gepflegt. Daß das 17. Jahrhundert gegenüber dem sechzehnten in der Musik überhaupt viel Neues geschaffen und der modernen Entwickelung vorgearbeitet hat, auch die geistliche Musik durch das Oratorium freier gestaltete, sei wenigstens erwähnt. Das einfache, schlichte Lied wurde in dieser Zeit freilich verachtet: es wurde durch die italienische anspruchsvolle Arie überstrahlt, paßte überhaupt nicht zu dem auf äußeren Glanz gerichteten Zuge der Zeit. Wie sich nun diese Glanzsucht auch in Tracht, Speisen und Einrichtung der höfischen Kreise spiegelte, sei nicht im Einzelnen ausgeführt: die Ansätze dazu sahen wir schon im 16. Jahrhundert liegen



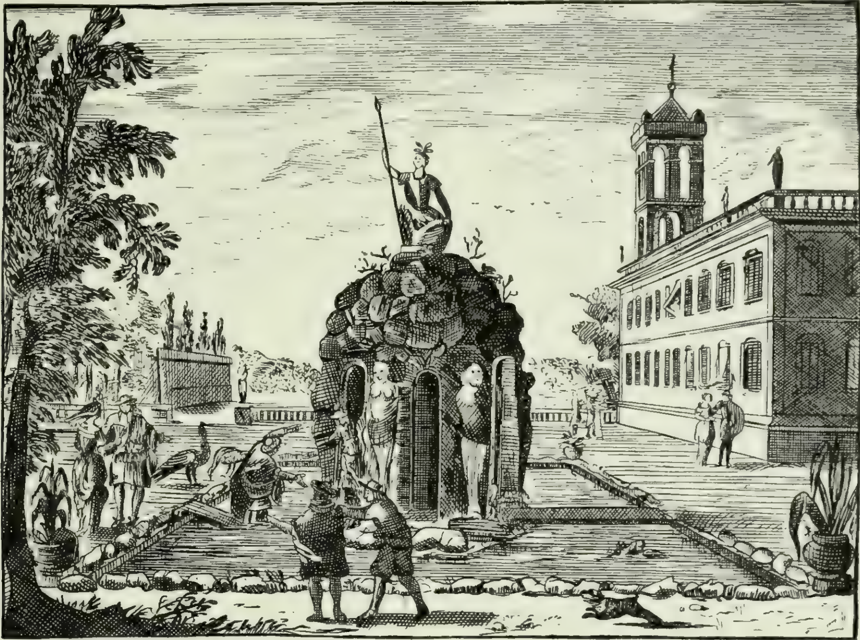
Gartenkünste im 17. Jahrhundert: Labyrinth. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687. Vgl. Text, S. 584.

(vgl. S. 554 f.). Immerhin darf man diesen Zug nicht zu sehr verallgemeinern. Die erhaltenen Inventare mancher Schlösser z. B. verraten verhältnismäßige Einfachheit der Einrichtung.

Längst aber waren die Ansprüche der Fürsten an die Bauten selbst gewachsen. Nach jener ersten Periode prächtiger Schlösser (vgl. S. 561), die allmählich von der Renaissance zum Barock hinüberleiteten, setzte nach Überwindung der Kriegsleiden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Zeit reger fürstlicher und hochadliger Baulust ein, die als Blütezeit des deutschen Barockstils namentlich in Österreich und im deutschen Süden glänzende Schöpfungen hervorbrachte, aufs Großartige gerichtet, auf weite Räume, auf Verschwendung von reichen Mitteln, dazu, wie die Zeit es liebte, auf das Ausschweifende, Schwülstig-Pathetische, Theatralische. Je mehr deutsche Künstler an Stelle der Italiener traten, desto mehr wurde dabei das malerische, dekorative Nebenwerk, das reiche, schmückende Detail zur Hauptsache. Nach kurzer Blütezeit, deren kraftvollste Schöpfung die von Schlüter gebauten Teile des Berliner Schlosses sind, ging diese von weltlichen Fürsten, dem Kaiser, den Sachsen, Württembergern,

Bayern u. a., wie von geistlichen Prälaten und Äbten getragene, aber durchaus weltlich-freie Stilepoche in das später zu besprechende, in Frankreich ausgebildete Rokoko über, das, aus der Verwilderung des Barock entstanden, doch neue Elemente hineinbrachte. Der Dresdener Zwinger zeigt bereits in seinem ganz in Zierwerk aufgehenden Äußeren den neuen Stil, der sich vor allem freilich in den Innenräumen entwickelte.

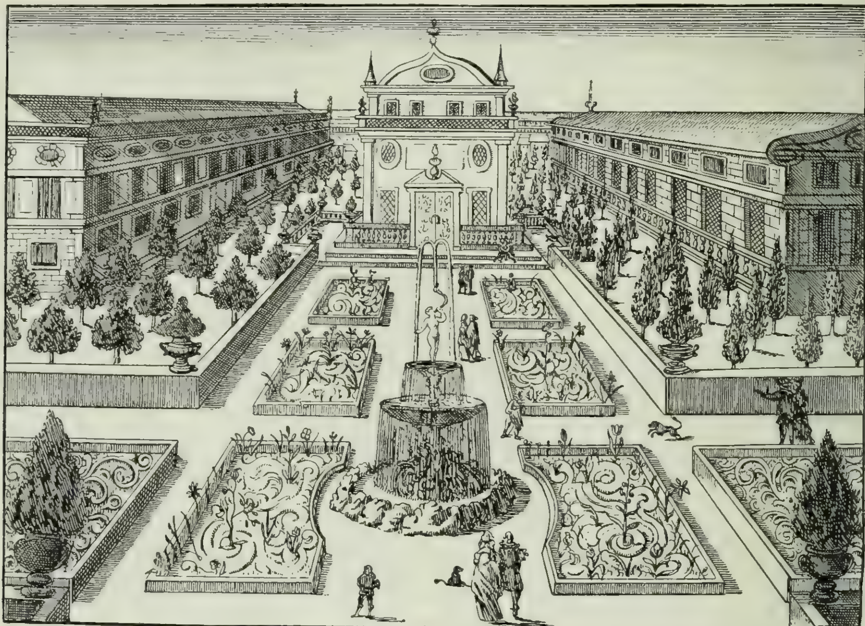
Schon mit der Renaissance hatte ein früher (vgl. S. 353) noch nicht recht ausgebildeter Teil der Wohnstätte eine neue Bedeutung gewonnen, der Garten, der zunächst bei dem italienischen Renaissancemenschen als notwendige Zierde des Landhauses liebevolle Pflege gefunden hatte, von Anfang an aber dabei einen architektonischen Charakter trug. Bei seiner früh eintretenden



Gartenkünste im 17. Jahrhundert: Grotte. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687. Vgl. Text, S. 584.

luxuriösen Ausstattung wurde die vornehme Einfachheit allmählich verlassen, und der Garten erhielt nicht nur ein übersteifes, sondern auch ein barockes, bizarres Aussehen. Eine erhebliche Bereicherung des Blumenflors hatten die großen Länderentdeckungen, die ja auch Tabak und Kartoffel brachten, im Gefolge, und aus dem Osten kamen von den damals die Welt erschütternden Feinden der Christenheit, den blumenliebenden Türken, über Venedig und Wien prächtige Pflanzen, vor allem die Tulpe, die, zuerst in Prag bezeugt, schon 1559 Konrad Gesner in einem Augsburger Patrizierhaus sah. Später fand sie bekanntlich besonders bei den Holländern Pflege, bei denen sich im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts auch jener berüchtigte spekulative Tulpenschwindel entwickelte. Gegen die neuen Gärten erhoben die Freunde der alten deutschen Baumgärten doch gelegentlich Opposition. Als Truchseß Wilhelm, wie die Zimmerische Chronik berichtet, seinen Schloßgarten „of die welsch manier mit bronnen und ander [Springbrunnen, Götterbilder] zuristen" ließ, nannte das ein Edelmann eine „hupsche geucherei". Den neuen, immer auf oft mühsam hergerichteter Ebene gelegenen Lustgarten mit seiner streng

architektonischen Anlage, mit den regelmäßigen Linien der Beete, Wege und Laubgänge, mit Irrgärten, Grotten (siehe die Abbildungen, S. 582 und 583), Springbrunnen, Kaskaden, Tempelchen, Statuen, kann der Heidelberger Schloßgarten repräsentieren, der von seinem Schöpfer de Caus 1620 im „Hortus Palatinus“ beschrieben ist. Überall richtete man nun einen solchen Garten bei fürstlichen Residenzen ein, und sein Schmuck entsprach dem zeremoniellen Prunkgeist der Zeit wie ihren mythologisch-allegorischen geistigen Bedürfnissen. Die damals blühenden mechanischen Künste und der „curieuse“ Zug führten aber immer mehr, wie in Italien selbst, zur Anbringung von Spielereien (Wasserorgeln, singenden künstlichen Vögeln, Vexierstühlen, Vexierwässern, Spiegelkünsten) und allerlei Seltsamkeiten, ganz abgesehen von



Garten des 17. Jahrhunderts. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687.

der Einführung seltener Blumen — doch trat die früher eifrige Pflege von Blumen im ganzen zurück — und Bäumchen (Zitronen, Pomeranzen). Überwog so schließlich das nicht zum Garten Gehörige die eigentliche Gartenzier, so kam im Barock immer mehr Unnatur in das Ganze. Schon im 16. Jahrhundert verehrte die Gräfin von Mansfeld dem sächsischen Kurfürsten einmal einen „Rosmarinstock, nach Art einer Gans formirt, und einen dergleichen nach Art eines Wagens ohne Räder“: solche geschnittene Geschmacklosigkeiten wurden in den Gärten des späteren 17. Jahrhunderts Hauptsache. Sie blieben auch, ebenso wie jene vom Altertum stammende gerade Anlage der Wege, Laubwände u. s. w., in dem französischen Gartenstil Mode, der, aus dem italienischen heraus sich entwickelnd, doch gegen das übertriebene Beiwerk desselben gerichtet, einfacher war und vor allem die Symmetrie zum Prinzip erhob. Nach dem Muster des Versailler Gartens, der noch großartig genug war, wurde nun der Garten auch in Deutschland gestaltet, freilich viel kleinlicher und öder (siehe die obenstehende Abbildung).

Die ganze fürstliche Prunksucht ist in erster Linie der Kunst zugute gekommen, die nun immer mehr einen höfischen Charakter annahm, nachdem sie zunächst gelehrt-akademisch

gefärbt gewesen war. Die bis heute im wesentlichen gebliebene Konzentration der Kunstübung wie der Kunstsammlungen in den Hauptstädten ist damals begründet worden, und die Beeinflussung der Kunst durch den Gang der städtischen Entwickelung in Handel und Gewerbe hörte auf. Heute geben die Fürsten selbst freilich selten den Ton an, damals beeinflußten sie die Kunst aber stark, wenn auch die Benennung der Stilperioden nach Fürsten (Louis XIV. u. a.) mehr aus der überragenden Stellung der Fürsten überhaupt hervorging. Jene „Kunstkammern“ (vgl. S. 557) wurden jetzt viel großartiger und kunstverständiger zusammengebracht, wie etwa die Bildersammlungen unter den sächsischen Polenkönigen in Dresden und die teueren Prachtsammlungen des Grünen Gewölbes, der Porzellansammlung, der Rüstkammer.

Der ganze neue Zuschnitt des höfischen Lebens erforderte, wie schon im 16. Jahrhundert, Geld und abermals Geld. Als neues Geld erforderndes Moment trat aber damals noch eine seit den wilden Kriegszeiten sich einbürgernde fürstliche Liebhaberei hinzu, die Soldatenspielerei, die ja freilich in den größeren Staaten seine ernste Wichtigkeit hatte, in den zahllosen kleinen aber nur lächerlich wirkte. Es wurde jetzt, wieder nach französischem Muster, der große Fortschritt zu den stehenden Heeren gemacht, die im Grunde auch nicht teurer waren als die im Kriegsfall zu werbenden Söldner, die ihrerseits an sich dem verfallenen Lehnsheer gegenüber einen Fortschritt (vgl. S. 426 f.) bedeutet hatten, aber bei ihrem Charakter als korporative, handwerksmäßige Privatunternehmen dem Fürsten oft höchst unangenehm geworden waren. Das stehende Heer war nun neben den Beamten die Hauptstütze der absoluten Fürstenherrschaft. Es wuchs rasch an; überall waren „Werber“ (vgl. S. 684) dafür tätig. Der Gegensatz des „Soldaten“ zum Bürger wurde immer schärfer. Dazu trug die nun sich einbürgernde Uniform, das äußere Zeichen der völligen Abhängigkeit vom Fürsten, bei, zu der sich aber Ansätze schon im Mittelalter in den Städten finden. Zuerst eingeführt hat sie nach französischem Muster der Große Kurfürst. Die kleinen Potentaten gebärdeten sich aber ganz wie die großen, und die glänzenden Uniformen ihrer Offiziere und „Heere“ fügten sich gut dem prächtigen Bilde ein, das der Hof liebte. Hier war das nichts als Verschwendung. Unter dem Zeichen der Verschwendung stand aber das gesamte Hofleben überhaupt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überwogen verschwenderische Fürsten: in Sachsen glänzte schon vor August dem Starken Johann Georg II., in Bayern Ferdinand Maria und später Max Emanuel, in Braunschweig Georg Wilhelm, in Hessen-Darmstadt Ernst Ludwig u. a.

Eine andere verderbliche Seite dieses Lebens, oft verdammt, war seine große Unmoralität. Man kann nun freilich wahrlich nicht sagen, daß die Fürsten früherer Zeit Moralhelden waren. Die Briefe Albrecht Achilles' wimmeln von Unanständigkeiten, und aus dem 16. Jahrhundert gibt es viele Beispiele für eine zynische Unsittlichkeit, die der Derbheit der ganzen Zeit entsprach. Aber das alles war im ganzen naiv, man scheute auch nie den offenen Ausdruck geschlechtlicher Dinge, wie z. B. Herzogin Dorothea von Preußen ihren Gemahl, zu dem Wilhelm von Henneberg scherzhaft für den Fall des Ausbleibens von Sprößlingen die Vermutung geäußert hatte, „daß der gute Zwirn hievor in die bösen Säcke vernähet worden“, wacker verteidigte, da „er sein Werkzeug als der Zimmermann weidlich braucht und nicht feiert“. Jetzt aber wurde man frivol, lüstern, raffiniert und versteckte die Unsittlichkeit im Wort unter Zweideutigkeiten und in der Tat unter galantem Wesen. Fürst und Fürstin, jetzt oft kühl nebeneinander lebend, huldigten zuweilen beide der französischen Sittenfreiheit, der Gatte meist besonders ausschweifend, sie, infolge des Verlustes des alten Familienlebens, aus äußerlichen Interessen, Gefallen am Schmuck, Prunk und Putz, oft mehr eine

Mode mitmachend. In der Regel war aber die Fürstin, in der Bewahrung häuslichen Sinnes vielen Edel- und Bürgerfrauen gleich, der still leidende Teil, und dazu trug vor allem das nach französischem Muster völlig akzeptierte Maitressenwesen bei, das anfangs von den Räten und Hofpredigern, die aber jetzt in ihrem Einfluß sehr gesunken und selbst servil geworden waren, ernstlich bekämpft wurde. So herrschte die Gräfin Cosel in Dresden, in Württemberg die Grävenitz u. s. w. Orientalisch wurden die Zustände, wenn an Stelle einer Geliebten, wie z. B. eben der Grävenitz, mehrere Maitressen gleichzeitig traten. Äußerst schlimm waren die Verhältnisse namentlich in Dresden unter August dem Starken, dem 354 natürliche Kinder nachgesagt wurden, schlimm auch die in Württemberg unter mehreren Herzogen nacheinander. Herzog Karl Eugen, der noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Verschwendung und Üppigkeit Außerordentliches leistete, dessen Aufwand für Bauten, Jagden, Feste, namentlich für das Theater, unglaublich war, schenkte seine Huld auch gern den Frauen und Töchtern des Landes, wobei es auf ein wenig Gewalt oft nicht ankam; seine Maitressen aber durften blaue Atlasschuhe tragen. Auch dem Berliner Hofe unter Friedrich I., der übrigens eine Maitresse nur weil es Mode war und ohne nähere Beziehungen zu ihr unterhielt, wurde „ein lüderlich Leben" von Leibniz nachgesagt: gerade hier aber fand eine Auskehr mit eisernem Besen durch Friedrich Wilhelm I. statt.

Erfreulichere Seiten bietet das mit der neuen Kultur überkommene Interesse mancher Fürsten für das geistige Leben. Wie wir von der Kunst sahen, vom wirtschaftlichen Leben sehen werden, empfingen nun auch Wissenschaft und Literatur ihre äußere Hauptförderung vom Fürsten, der ja allein materielle Mittel dazu hatte. Hatten manche Fürsten des 16. Jahrhunderts neben gelehrter Bildung, wie sie schon der junge Moritz von Hessen oder Heinrich Julius von Braunschweig bewiesen, ein hervorragendes Interesse für die fremde Literatur gezeigt, so gab es zu Anfang des 17. Jahrhunderts sogar Förderer der deutschen Sprache und Literatur, wie Ludwig von Anhalt, der durch die Fruchtbringende Gesellschaft, die in Anlehnung an die florentinische Accademia della crusca entstanden war, solche Interessen auch auf andere Fürsten und zahlreiche Adlige übertrug und Ritter des Geistes auf alle Weise heranzuziehen suchte. Anderseits waren die Dichter wie die Künstler schon geraume Zeit höfisch geworden, und schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts gab es eine „privilegirte und professionirte hochfürstliche Hofpoesie", die vor allem bei Festen in Aktion trat, deren Vertreter aber z. B. in Sachsen nur unter dem „gemeinen Hofgesind" figurierten. Ein frühes Muster dieser Dichtung ist der 1568 erschienene, Christoph von Württemberg gewidmete „Lustgart newwer deutscher Poeterey in fünf Büchern beschrieben und gedicht durch Matthiam Holtzwart von Harburg zu Ehren des fürstlichen hochlöblichen Haus Würtenberg". Hier wird die ganze Historie und Mythologie zu Ehren Württembergs poetisch fruktifiziert. Im späteren 17. Jahrhundert, als die Poesie überhaupt eine vermehrte Wertschätzung seitens der Vornehmen erlangte, entwickelte sich diese Hofpoesie dann zu ihrer Blüte, blieb aber, während an dem als Muster geltenden französischen Hofe eine wirkliche poetische Glanzzeit anbrach, eben nur Hofpoesie, und die Leistungen der Besser und Canitz in Berlin stachen arg ab von den künstlerischen eines Schlüter. Auch die Wissenschaft erwartete jetzt ihr Heil vom Fürsten. Dafür kam zunächst die aus dem staatlichen Bedürfnis an Beamten, Geistlichen, Lehrern und Richtern hervorgehende Fürsorge für gelehrte Schulen und Universitäten in Betracht. Von den Landesschulen sprachen wir schon (S. 532 f.). Die Universitäten haben zum größten Teil von Anfang an den Charakter von Landesuniversitäten getragen, und ihre Benennungen (Ludwig-Maximilians-Universität,

Ruperto-Carola) zeigen die Abhängigkeit vom Fürsten als Patron. Weniger bezeichnend ist die aus der Notwendigkeit der christlichen Unterweisung und dem Bedürfnis an wirtschaftlich und soldatisch brauchbaren Untertanen hervorgehende Förderung des Volksschulwesens. Es zeigte sich aber auch ein Interesse für die geistigen Strömungen der Zeit überhaupt, wieder freilich in Nachahmung der fremden Bildung. Man interessierte sich für die experimentelle Naturwissenschaft; man sah gnädigst den Vorführungen im Anatomiesaal zu; man gab sich etwas mit Mathematik ab, wesentlich wegen ihrer militärisch-technischen Nutzbarkeit — denn die Ingenieur- und Fortifikationskunst (siehe die untenstehende Abbildung) ward sehr wichtig. Man förderte aber auch die neue Philosophie, die neue naturrechtliche Strömung. Leibniz spielte eine bedeutende Rolle eben am Hofe, und es gab philosophisch interessierte und geistig hochgebildete Fürstinnen, wie die Freundin Leibnizens, Sophie von Hannover, oder deren Tochter Sophie Charlotte von Preußen.



Der Ingenieur. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

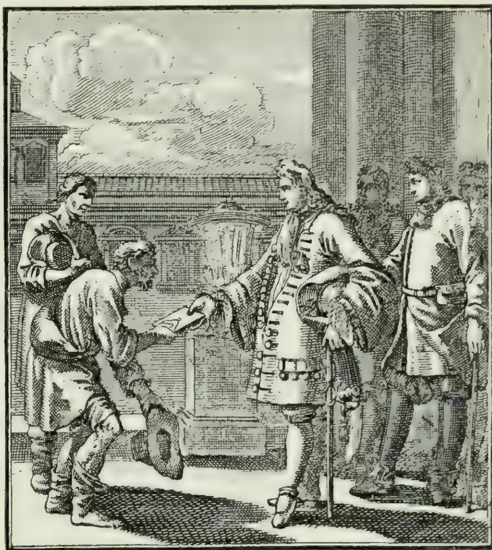
Den abstoßenden und verderblichen Seiten der höfischen Kultur jener Zeit traten aber auch sonst vielerlei gute gegenüber. Neben den despotischen, ihr Land aussaugenden, sittenlosen, halbverrückten Fürsten standen solche, die wahre Fürsorge für ihr Land und Volk zeigten, so Landgraf Georg II. von Darmstadt, Ernst der Fromme von Gotha (namentlich und allen Fürsten voraus um die Schule, besonders die Volksschule, und die Kirche bemüht), Karl Ludwig von der Pfalz, trotz mancher Schattenseiten ein bedeutender und gebildeter Mann, der Große Kurfürst von Brandenburg, Johann Philipp, Kurfürst von Mainz. Vor allem zeigten sie und andere ihre Fürsorge auf wirtschaftlichem Gebiete. Sie ergab sich von selbst aus der wirtschaftlichen Verwüstung und Entvölkerung ihrer Länder. Die Fürsten vertraten aber auch gegenüber einem rückständigen Geist in den Städten, der sich in dem verknöcherten Zunftwesen am schärfsten äußerte, das Neue und Fruchtbare. Ihnen stand nicht wie in England und Holland eine mächtig aufstrebende, auf weite, großartige Unternehmungen gerichtete Kaufmannschaft als treibender Faktor zur Seite, und anderseits blieben alle ihre Maßregeln weit hinter dem zurück, was etwa in dem vorgeschrittenen Frankreich ein Colbert in die Wege leitete. Sie folgten eben wieder nur dem Beispiel des Auslandes, aber wieder nicht zum Unsegen der Nation. Am wenigsten geschah in Österreich, mehr in Bayern, wo schon Maximilian I. viel angeregt hatte, das aber doch kulturell immer mehr ins Hintertreffen geriet. Anderseits führte das fremde Vorbild manchen Fürsten dazu, den Blick ins Weite über Deutschland, über Europa hinaus zu richten. Wie der kleine gothaische Fürst Ernst seinen kirchlichen Eifer selbst auf Abessinien ausdehnte und mit ihm eine Verbindung anstrebte, allerdings vergeblich, so waren andere Fürsten von großen Kolonialplänen erfüllt, wie gelegentlich der von Bayern, wie vor allem bekanntlich der Große Kurfürst. Nachhaltiger aber wirkte doch die

innere Kolonisation, vor allem die bereitwillige Aufnahme von fremden Kolonisten, charakteristisch auch deswegen, weil sie wieder aus dem Gefühl der kulturellen Rückständigkeit gegenüber dem Auslande heraus geschah. Die Fürsten erfüllten hier wie überhaupt in der Vermittelung fremder überlegener Kultur eine wichtige Aufgabe. Vor allem sah man, wie Karl Ludwig von der Pfalz und der Große Kurfürst, nach dem blühenden Holland, ahmte dessen Einrichtungen nach und zog Leute von dort heran. Die Religionsverfolgungen namentlich in Frankreich sodann haben nach den protestantischen Teilen Deutschlands, wieder auch vor allem nach Brandenburg, ferner nach Baden-Durlach, Hessen, Braunschweig, Hamburg, zahlreiche tüchtige Elemente (Réfugiés) geführt. Insbesondere nach Aufhebung des Ediktes von Nantes strömten sie herzu, vielfach begüterte Leute und Träger feinerer Industriezweige oder geistiger Interessen (Ärzte, Prediger, Gelehrte). Im Westen und in Berlin geht das spätere vorwärtsstrebende Fabrikantentum zum großen Teil auf diese Elemente zurück. Aber auch sonst suchte man, wie namentlich Karl Ludwig von der Pfalz — in die Pfalz waren schon im 16. Jahrhundert sehr viel Fremde gewandert —, systematisch Ausländer herbeizuziehen, auch aus England und (in Württemberg) der Schweiz. Ihre Gewinnung kam den wirtschaftlichen Aufwärtsbestrebungen vieler Fürsten außerordentlich entgegen. Denn wirtschaftliche Hebung des Landes war ein Losungswort geworden, nicht mehr, wie in der Anfangsepoche des stärkeren Interesses der Fürsten an der Wirtschaft, die sich durch ein ausgedehntes Regalienwesen charakterisiert, in erster Linie aus dem Bedürfnis der Steigerung der eigenen Einkünfte heraus, sondern auch um des Gedeihens der Untertanen selbst willen. Nun begann auch erst eine eigentliche fürstliche Wirtschaftsepoche, nachdem (vgl. S. 549) die Fürsten ihren Einfluß bisher nur in den Formen der alten Stadtwirtschaft geltend gemacht hatten. Es setzte nicht nur eine völlige Bevormundung aller Zweige des wirtschaftlichen Lebens durch den Staat, wie früher seitens der Stadt, ein, sondern eine bestimmte, gegen die merkantile Vorherrschaft des Auslandes gerichtete, territoriale Wirtschaftspolitik, ein überall gleiches, von Colbert in Frankreich begründetes System, das man als Merkantilismus bezeichnet. Immerhin wurden auch jetzt ältere stadtwirtschaftliche Formen oft nur erweitert. Besonders wandte man seine Aufmerksamkeit der gewerblichen Produktion zu: man wollte nicht mehr vom Ausland ausgebeutet werden und ihm das Geld hinwerfen. Schon 1624 beklagte es Maximilian I. von Bayern mit Bezug auf die Abnahme der heimischen Industrie und die Überschwemmung mit fremden Erzeugnissen, namentlich Tuchen, „daß die im Lande erzielten Materialien, Wolle, Flachs, Garn und andere, unverarbeitet und roh außer Landes geführt würden, wodurch den Ausländern der Nutzen und die Nahrung überlassen". Jetzt wollte man mit den heimischen



„Der Postillon und Bott." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699. Vgl. Text, S. 589.

Rohstoffen nicht mehr jenen dienen, sondern die nötigen Erzeugnisse, namentlich Textilwaren, selbst herstellen. Zur Einbürgerung von Industrieen waren eben die fremden Einwanderer trefflich brauchbar. Man verbot oder beschränkte die Einfuhr der fremden Produkte, begünstigte den Export der eigenen, sicherte die heimische Industrie durch Zölle, förderte sie durch Prämien, Steuernachlässe, monopolistische Privilegien, rief neue Zweige direkt ins Leben, reformierte das Kreditwesen u. s. w. Daneben hob man die Verkehrsmittel: die territoriale Post (siehe die Abbildung, S. 588) entwickelte sich, namentlich auch in Brandenburg, schneller, man zog Kanäle und besserte die Straßen. Aus merkantilistischen Erwägungen, dem Streben nach Hebung des Exports, nach Bereicherung des Landes gingen auch jene allzu idealen Kolonialpläne hervor, die übrigens die ganze Zeit erfüllten, und ebenso der gescheiterte Versuch des Großen Kurfürsten, vom indischen Handel durch Kompagnieen in Verbindung mit Österreich und Spanien direkten Nutzen zu ziehen und Holland beiseite zu schieben.



„Der Rath.“ Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. I, Würzburg 1699.

Viel Künstliches lag in dieser ganzen Entwickelung, wie man z. B. um die Wende des 18. Jahrhunderts künstliche Städte gründete und mit allen Mitteln ihre Einwohnerzahl und ihren Handel hochzubringen suchte. Der Grundgedanke des Ganzen aber war die Überzeugung von der Omnipotenz der fürstlichen Macht. Es war der neue Staat, der die Fürsten zu Kulturförderern nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf geistigem Gebiet machte. Dieser neue Staat war aber zugleich als solcher eine kulturelle Errungenschaft. Man spürte ihn nicht nur in der schon seit dem 15. Jahrhundert beobachteten, seit 1648 außerordentlich gestiegenen diplomatisch-politischen Vielgeschäftigkeit nach außen hin, die nun auch den kleinsten, auf die große Politik sich werfenden Fürsten und ihren Staatsmännern ein Relief verleihen sollte, er wirkte vor allem als Organisation. Gestützt auf das stehende Heer und ein in seinen Anfängen bereits (S. 548) geschildertes Beamtentum, eingerichtet durch kluge Kanzler und Räte (siehe die obenstehende Abbildung), erwachsen auf Grund der egoistischen fürstlichen Opposition gegen die kaiserliche Zentralgewalt, die schließlich zu fast völlig zusammenhanglosen, politisch selbständigen und souveränen Einzelstaaten führte, nach innen immer unbeschränkter, ganz über die Untertanen persönlich und materiell verfügend, die Rechte der Stände, der Verwalter der Landschaftskassen, mehr und mehr illusorisch machend und als „Kränkungen fürstlichen Respekts“ hinstellend, hat er trotz aller Schattenseiten, trotz übler Eigenschaften der Herrscher, der Höfe, der Beamten die Deutschen zu einem geordneten Gemeinleben im großen erzogen. Die neue, auf die fürstliche Allgewalt begründete Art zu regieren, die ratio status wurde nun auch theoretisch ausgebaut, erörtert, angegriffen, verteidigt. Ähnlich dem bevormundenden Regiment der alten Städte war der neue Staat vor allem auch Polizeistaat: aber die neue Landespolizei konnte weiter

greifen als die alte, auch räumlich. Am meisten wußte das Volk der Fahrenden, unter denen jetzt die Zigeuner (siehe die untenstehende Abbildung) immer lästiger wurden, davon zu erzählen. Aber dem Volke konnte dieser Staat überhaupt nicht sympathisch sein, und es erwartete von ihm keinen Segen. Sein fremdes Wesen war nicht verständlich, sein Recht erschien als Unrecht, seine Kultur räumte zu sehr mit alten Sitten auf. Dazu kam der immer wachsende Druck der Steuern, welche die jetzt allzu bewilligungsbereiten Stände, wo sie überhaupt noch mitsprachen, auf Bürger und Bauern abwälzten, und der oft schärfere der immer gesteigerten indirekten Abgaben, die nun auch Tanz und Komödie trafen. Dazu kam weiter der Despotismus, die Kanaillerie einzelner Fürsten und der herrschenden Adelsklasse wie der Druck der Beamten, die jetzt als eigener Stand und als Träger der fürstlichen Macht sich über Bürger und Bauern erhoben, oft tyrannisch und korrupt, dabei pedantisch und bureaukratisch (siehe die Abbildung, S. 591).


Zigeuner. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711.

Das Schlimme war, daß die guten Seiten wesentlich nur in den großen Staaten hervortreten konnten, daß Deutschland aber das gelobte Land gerade der Mittel- und Kleinstaaterei war. Auch die Herren mittlerer und kleinster Gebiete dünkten sich dem Kaiser gleich. Johann Friedrich von Hannover fühlte sich z. B. ausgesprochenermaßen als „Kaiser in seinem Lande". Ein jeder strebte, Louis XIV. zu ähneln. „Er baut sein Versailles", witzelte Friedrich der Große, „er hat seine Maitressen und unterhält seine Armeen". Daß die kleineren Staaten dem individualistischen Geiste der Deutschen entsprachen, für die nötige innere Durchbildung der Nation ihre Bedeutung hatten und manche von ihnen Pflegestätten individueller Kultur geworden sind, ist richtig. Schädlich und lächerlich aber wurden sie eben durch ihre Großmachtsallüren und ihr Streben nach blendendem höfischen Glanz. Er stand allenfalls den größeren Staaten an, die aber, wie Österreich, keineswegs ein übermäßiges Hofleben, auch keine eigentliche Maitressenwirtschaft hatten oder, wie Preußen unter Friedrich Wilhelm I., sogar die Rauheit und Einfachheit zum Prinzip machten. Sie, also Preußen im Norden, Bayern und Österreich im Süden, leisteten auch allein politisch und wirtschaftlich Größeres und stützten sich im Gegensatz zu den in ihrer Sonderexistenz schon räumlich bedingten Staatchen der mittelgebirgigen Zone, namentlich des Westens, auf breitere zusammenhängende Landmassen und auf ganze Volksstämme. Daneben spielte auch Sachsen damals eine größere Rolle. Aber gerade bei ihm zeigte sich schon stärker der schädigende Einfluß der Kleinstaaterei. Denn dieser trat in sozialer und sittlicher Beziehung wesentlich bei den politisch ambitiösen Mittelstaaten hervor, wie eben bei Sachsen, bei Braunschweig, Württemberg, der Pfalz. Hier kamen auch die noch zu erwähnenden rein äußerlichen Übertritte zum Katholizismus vor, der ja auch der Glanzsucht besser entsprach und in sittlicher Beziehung damals leichter ein Auge zudrückte. Die eigentlichen

Kleinstaaten bewahrten oft besseren Geist, bürgerlicheren Charakter. Aber dennoch hat gerade ihre große Zahl der Nation das höfische Lebensideal erst ganz eingeimpft. In Hunderten von Residenzen gab es nun einen mehr oder weniger glänzenden höfischen Apparat, thronte hoch über dem Volk eine von ihm zehrende sittenlose, leichtlebige Schicht, deren Belustigungen, deren Tafeln es wohl aus der Ferne zusehen durfte. Überall kam dadurch eine kriechende Servilität ins Volk und zugleich ein Drang, möglichst dem Hof, dem Spendeort aller Gnaden, dem Sitze der neuen, so hochgeschätzten Bildung sich zu nähern, eine widrige Sucht nach Titeln und Rang. So ist es geschehen, daß in Verbindung mit dem geschilderten sozialen Wandel und der dadurch gewonnenen Machtstellung der Fürsten und anderseits infolge der Adoption jener neuen Kultur eben durch die Höfe das neue höfische Lebens- und Bildungsideal zum Allgemeingut der Nation wurde, der Hof der für das ganze kulturelle Leben maßgebende Ort. Wenn schon Moscherosch, freilich satirisch, das Hofleben ein „Kompendium des Lebens und der menschlichen Handlungen" genannt hatte, so war das um 1700 ernsthafte allgemeine Ansicht. Der Hof wurde die „beste hohe Schule" oder, nach v. Besser, „die einzige und allersicherste Schule, die Gemüther der Menschen recht zu poliren und aufzuwecken". Durch die Zahl der Höfe wurden die Hofleute überhaupt erst zu einem großen Stand, nach Christian Weise einem Hauptstand; die anderen Hauptstände sind nach ihm Gelehrte, Soldaten, Kaufleute, endlich die mit der Hand arbeiten. Ein vollendeter Hofmann zu werden, erschien nun als das deutsche Bildungsideal, wenn es auch zunächst vor allem dem Stand vorschwebte, der die neue führende Gesellschaft ausmachte, dem Adel.



Abgaben. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687. Vgl. Text, S. 590.

Eine bedeutende Hebung des Adels war (vgl. S. 545 ff.) schon im 16. Jahrhundert eingetreten, obgleich er in seiner militärischen Bedeutung entbehrlich und seine wirtschaftliche Stellung bei seinem prunkhaften Leben nicht besser geworden war. Immer häufiger bezog er die Universitäten, um als Jurist im Fürstendienst profitieren zu können. Seine Verschuldung nahm im Dreißigjährigen Kriege sehr stark zu. Dabei sank der Wert des Grundbesitzes, in Bayern z. B. um die Hälfte und mehr, und der allgemeine Geldmangel verschärfte die Lage. Auch nach dem Kriege stieg der Gutsertrag bei dem Zustand der Güter und dem Mangel an Arbeitskräften nicht immer. Als nun nach dem Frieden die allgemeinen Geldrückforderungen

der Gläubiger kamen, verlor ein Teil des Adels seine Güter, im katholischen Süden namentlich auch an Klöster und Stifter, die bei den unsicheren Geldverhältnissen ihr Vermögen jetzt wieder in Grundbesitz anlegten, anderswo an Bürger und den noch zu erwähnenden neuen Adel. Dem drohenden Ruin des Adels wurde aber vom Reich wie besonders von den Landesherren durch eine die Schuldner begünstigende Gesetzgebung (vgl. S. 572f.) entgegengearbeitet, auch durch andere Maßregeln. Anderseits hielt der Adel trotz wirtschaftlichen Niedergangs an seinem „prangenden" Gebaren, an glänzendem Auftreten, üppiger Lebenshaltung, zahlreicher Dienerschaft durchaus fest. Für seine Söhne wurde die teure Auslandsreise immer mehr obligatorisch. Freilich hatte sich ein großer Teil des Adels auch wieder wirtschaftlich gehoben. Im nördlicheren Deutschland wurde der Großgrundbesitzer bald wieder ein wohlsituierter Mann; andere waren als Offiziere, wie schon 1606 Maximilian I. von Bayern seinem, dem Kriegswesen abholden Adel vorhält, „aus armen Gesellen zu stattlichem Vermögen kommen". Die Bevorzugung des Adels bei Besetzung der Offizierstellen stieg seit dem Dreißigjährigen Kriege ungemein. Immer häufiger aber drängte nun doch der Adel zum Amt, das er nach alter Weise als Nutzung ansah — „Hof, Regierung, Landschaft", sagt Freytag vom Grundherrn um 1660, „sind ihm wie Weinfässer, die er ansticht, sich daraus einen Trunk zu holen" —, und das er nicht als staatliche Funktion, sondern als Hofdienst auffaßte. Tatsächlich war ja der Hof der Mittelpunkt auch des staatlichen Lebens, und auf dem Umweg über den Hof kamen die Söhne des Adels, soweit sie nicht eigentliche Hofleute blieben, in die höheren Beamten- und Offizierstellen. So richtete sich der junge Adlige immer mehr darauf, sich zum rechten Hofmann auszubilden. Viele zog aber auch nur der Glanz des Hofes an, der Wunsch, das neue Leben mitzumachen, sich in der neuen feinen Bildung zu vervollkommnen oder hervorzutun. Es gab später eine große Zahl von Hof zu Hof reisender, meist allerdings ausländischer Kavaliere, welche die Hauptträger neuer Hofsitten wurden. Zum Teil waren das aber zweifelhafte Glücksritter und Abenteurer, die, oft auf Empfehlungen großer Herren gestützt, umherflatterten, wie später von Deutschen der Freiherr von Pöllnitz, von Fremden der vielgewandte Casanova. Aber wenn der Adel vom Hofe Vorteil zog, wenn er nach Weises „Politischem Näscher" zum großen Teil nur „aus der Politischen Beförderungs-Schüssel etwas naschen" wollte und auch die, die „reich waren und ihres guten Lebens halben keinem Menschen zu gebothe stehen durfften", von der „Sehnsucht nach der politischen Hofe-Suppen" beseelt wurden, so wiesen Vorkämpfer des Adels doch wieder darauf hin, daß der neue Fürstenhof zu seinem Glanz des Adels ebenfalls bedurfte, daß bei der geringen Besoldung gar mancher im Hofdienst für den notwendigen Aufwand (decus et pompa) aus eigener Tasche zulegen mußte. So beanspruchte der Adel die ohnehin eingenommene bevorzugte Stellung schon als Entgelt für seine Unentbehrlichkeit. Zweifellos haben sich auch viele Hofleute durch ihren den Fürsten nachgemachten Aufwand ruiniert. Wie es später die Größten unter ihnen trieben, zeigt eine „Relation" vom Jahre 1722 über die Hofhaltung des sächsischen Generalfeldmarschalls und dirigierenden Kabinettsministers Grafen von Flemming, der zahlreiche höhere und noch viel mehr niedere Domestiken hielt, bei der Tafel, der stets Geladene anwohnten, 18 bis 24 Speisen unter Tafelmusik auftragen ließ, eine kostbare Einrichtung besaß, z. B. in seinem Schlafzimmer ein Paradebett für 10,000 Taler, u. s. w.

Für seine Qualifikation bei Hofe bedurfte der Adel nun aber auch einer anderen Ausbildung als bisher. Die rohen Kumpane des 16. Jahrhunderts mit ihrer Abneigung gegen jede Bildung waren dafür gar nicht geeignet, aber auch die der gelehrten, der Universitätsbildung

teilhaftig Gewordenen doch nur wenig. Wesentlich die Hinneigung zu fremder Bildung erst brachte einerseits feinere geistige Interessen — das Wachsen derselben beim Adel zeigt dessen Teilnahme an der schönen Literatur, zunächst an den höfischen Amadisromanen, dann an den fremden Mustern nachgeahmten Sprach- und Literaturgesellschaften, auch an der poetischen Produktion —, anderseits vor allem eine feinere gesellschaftliche Art. Neuen Ton und neue Bildung beim Adel, der sie sich bisher meist auf Reisen erwarb, auch in der Heimat einzubürgern, wurde seitens französierter Fürsten früh begonnen. So wurde 1589 in Tübingen das für den deutschen Adel bestimmte Collegium illustre gegründet, das mit der Universitätsbildung freilich noch in engerem Zusammenhang stand, so 1599 von Moritz von Hessen das Collegium Mauritianum in Kassel, das 1618 neu konstituiert wurde. Es war „zur Beförderung der studierenden Rittermäßigen Jugend in Künsten und Sprachen, sodann zur anführung in allen Ritterlichen Thugenden und Übungen" bestimmt. Nach dem großen Kriege begann dann die Periode der eigentlichen Ritterakademieen, wie sie 1655 in Lüneburg, 1687 in Wolfenbüttel, 1699 in Erlangen, 1704 in Brandenburg, 1705 in Berlin, 1708 in Liegnitz und so fort errichtet wurden; es begann nun überhaupt die Blüteperiode einer höfischen Kavaliererziehung, die vor allem auch mittels ständiger privater Anleitung durch Hofmeister den ungeleckten adligen Bären aufoktroyiert wurde. Daneben wurde die alte Bildungsschule des Reisens, die als „peregrinatio academica", d. h. als ein Herumreisen an Universitäten mit oft nur kurzem Aufenthalt, schon im 16. Jahrhundert der beinahe stehende Abschluß des gelehrten Studiums geworden war, ganz systematisch als Erziehungsstation benutzt. Bereits hatte sich eine förmliche Reisesucht entwickelt, deren Anfänge wir schon (S. 566) schilderten. Aber alle Autoren stimmen darin überein, „es müsse und solle gereiset und etwas mehres gelernet und erfahren sein" („Thesaurus paternus Herrn Heinrichs zu Limburg", 1633), daß „ein Cavalier, wo er zunfftmäßig studiren will, muß gereiset seyn" (Kemmerich, 1717). Das Ziel des Reisens, für das sich, wie wir sahen, eine feste „Cavaliertour" ausbildete, nämlich „eine gute conduite zu erlangen" (Kemmerich), „die groben Mores patrios" (vaterländischen Sitten) abzulegen, ist nun aber überhaupt typisch. Denn die Hauptsache der ganzen neuen, bald allgemein als ideal erscheinenden Bildung war das äußere feine gesellschaftliche Benehmen, die galante Konduite, die auch das so wichtige zeremonielle Formenwesen der Zeit in sich begriff, die anderseits den barbarischen Deutschen zuerst als Kulturmenschen erscheinen lassen sollte. Weiter gehörte dazu die Fertigkeit in modernen Sprachen, vor allem im Französischen, ferner im Italienischen, unter anderem weil, wie es noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts heißt, „am Kayserlichen Hofe fast mehr italiänisch als


Der Tanzmeister. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699. Vgl. Text, S. 594.

frantzösisch geredt wird", aber auch noch, wegen seiner politisch-juristischen Bedeutung, im Lateinischen, das indessen nicht „pedantisch" betrieben werden sollte, zuweilen von Edelleuten überhaupt nur als „vor Pedanten" geeignet angesehen wurde. Dazu kamen die dem Politiker unentbehrlichen Fächer der neuen Geschichte und der Geographie — für beide wurde sehr das Studium der „Gazetten" empfohlen —, der Genealogie und Heraldik, ferner die wegen ihrer militärischen Bedeutung wichtigen mathematischen Wissenschaften, auch die mehr zur „curieusen" Unterhaltung dienenden neuen naturwissenschaftlichen Studien, Physik, Chemie, Botanik, Anatomie. Höchst wichtig war sodann das sich freilich von den humanistischen Stilübungen ganz abwendende Studium oratorium, um in der mit Komplimenten und gezierten Wendungen verbrämten Konversation, in Staats- und Gelegenheitsreden, endlich im neuen feinen (französisch-deutschen) Briefstil exzellieren zu können. Ebenso notwendig war endlich die Vollendung in den adligen „Exerzitien". Dazu gehörten das Tanzen (siehe die Abbildung, S. 593), das früher nach spanischer und italienischer, jetzt nach französischer Art betrieben wurde, Fechten (siehe die nebenstehende Abbildung), Reiten (siehe die Abbildung, S. 595), Pistolenschießen, Jagen, das überhaupt sehr beliebte Ballspiel, das Trenchieren, eine sehr geschätzte Kunst, für die es auch Trincierbüchlein gab, das „Reißen und Zeichnen" sowie die Musik (Viola di gamba [Kniegeige], Laute, Klavier waren die Hauptinstrumente). Hierzu kamen noch die Nebenkünste des „Serviettenbrechens" u. s. w. sowie die Fertigkeit im Karten-, Würfel-, Schach- und Brettspiel, vor allem im Piquet, L'hombre und im Spiel auf der Bielcketafel (dem Billard ähnlich).



„Der Fechtmeister in Positur." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699.

Ringen, Voltigieren u. dgl. waren in Mißachtung gekommen. Der weiter strebende Adlige mußte natürlich als Hauptstudium die Staats- und Rechtswissenschaft wählen. Die „Politik" aber, die damals auch die Privatklugheit, die „Klugheit zu leben" mit bedeutete, wurde überhaupt eifrig betrieben. Zahllose Bücher, nach v. Rohr „gantze Last-Wagen" davon — abgesehen von den vielen einschlägigen Regeln und Anweisungen für das Hofleben —, lehrten diese entsetzlich äußerliche, direkt unmoralische Weltklugheit, von deren Bedeutung für jene Zeit noch näher (S. 606) zu handeln sein wird. Nach Buddeus konnte „fast keiner bey der heutigen Welt wohl fortkommen, der sich nicht täglich in dieser Kunst perfectioniret". Das spanische Vorbild dieser Bücher, Baltasar Gracians „Arte de prudencia", hatte schon bei der Übersetzung ins Französische den Titel „Homme de cour" erhalten und zeigte so, wie gerade dem Hofmann diese Weltklugheit am ersten ziemte.

Daher war der Abschluß der Kavalierbildung nach Studium und Reisen auch immer der Aufenthalt am Hofe. Hier bekam erst die „Konduite" den letzten Schliff, hier wurde man erst recht „galant" und „politisch", hier erwarb man vor allem am besten jene begehrte

Weltklugheit. Das Drängen zu Hofe hat dem deutschen Edelmann, der nun vor allem Hofmann sein wollte, gerade deswegen tief geschadet. Hier ist er charakterlos, zum devoten Lakaien geworden; hier hat er seinen Horizont auf die kleinlichsten äußeren Interessen zu beschränken sich gewöhnt; hier hat er raffinierte Frivolität in sich aufgenommen; hier hat er gelernt, daß es dem Höfling unter Umständen wohl anstehe, Gattin und Tochter dem Fürsten darzubieten. Die ganze neue Art ist nun allerdings dem Grundstock des Adels, dem Landadel, zunächst schwer angekommen. Er hing allzusehr an den alten, rohen Traditionen der Völlerei, liebte im Osten um 1600 noch immer seine Privatstreitigkeiten mit Gewalt auszumachen, brach den Landfrieden, suchte in Dorf und Stadt Händel und hatte mit den Genossen ewig Zank, namentlich wegen der „Ahnen". Solche Rauflust hatte er im Kriege, wo der Junker als Offizier begehrt war, nicht verlernt, vielmehr von jetzt ab eine besondere Vorliebe für Duelle entwickelt. Letztere, gegen 1600 von den Romanen übernommen und im späteren 17. Jahrhundert übertrieben gepflegt, florierten namentlich bei einem ganz verkommenen, verarmten und tief verschuldeten Teil des Adels. Es waren das Junker, die meist auf Grund ihrer Kriegsbeute ein Gütchen mit einfachem Fachwerkwohnbau, verfallenen Hofbauten, einigen elenden Untertanen, wenig Vieh, schlechten Äckern und ruiniertem Wald erworben hatten, nichts arbeiteten, prozessierten, umhertranken, rauften, den wohlhabenderen Landsassen, auch den bürgerlichen, zur Last lagen und in großen Familien nach Freytags treffendem Ausdruck „wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund" zusammenhielten. Freytag hat auch diese dem Volk verhaßten, namentlich im slawisierten Osten, Böhmen, Schlesien, Sachsen, sich breit machenden, den Grobianismus aufs höchste steigernden „Krippenreiter" eingehend geschildert, deren Adelsstolz anderseits auf die Spitze getrieben war und sich namentlich wie vor alters gegen die reichen Bürger äußerte. Auch die Jugend dieses niederen Adels aber lernte gelegentlich die Anfangsgründe der höfischen Manieren bei einem größeren Adligen oder an einem kleinen Hofe als Pagen.



Der „Bereiter". Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699. Vgl. Text, S. 594.

Weit mehr war dieser feinere Firnis bei dem nicht allzu zahlreichen wohlhabenden Landadel zu finden, der auf altererbten umfangreichen Gütern saß, die Beziehungen zur großen Welt ständig erhalten hatte, gereist war, an den geistigen Strömungen wenigstens als Gönner teilnahm und seine Söhne zu Hofe schickte. Diesen Typus des wohlhabenden Grundbesitzers vor 1700 hat Freytag ebenfalls liebevoll geschildert. Auch die Frauen zeigten zum Teil den neuen Geist, wenngleich die Edelfrau sich noch um das Haus kümmerte und die altüberkommene Heilkunde übte. Aber sie und ihre „Damoisellen" hörten doch schon gern auf des adligen Besuchs umständliche Komplimente, die aus dem pathetischen Schwulst allmählich in glattere Wendungen übergingen. Gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts hob sich der Landadel überhaupt,

das wirtschaftliche Interesse wurde neben der andauernden Liebe zur Jagd größer und ein Buch wie v. Hohbergs „Adliches Landleben" (siehe die untenstehende Abbildung) dem Gutsherrn willkommen, ein Buch, das uns eine dem heutigen Gutsleben schon ähnliche Atmosphäre verrät. Und wenn dabei z. B. der Trunk nach alter Art, nun begleitet vom Dampf der Tabakspfeifen, noch sein gutes Recht hatte und derbe Worte und Zoten auch in Gegenwart der Frauen nur allzuoft die angelernten Komplimente unterbrachen, so war doch ein Teil auch dieser Familien, soweit sie nicht überhaupt an die Höfe zogen, durch Söhne und Verwandte, welche Hofleute, Offiziere, Beamte wurden, mehr und mehr mit der neuen Gesellschaft



Ernte im 17 Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa oder Adliches Landleben", Nürnberg 1687.

verbunden, nicht zum Vorteil freilich ihrer Sittlichkeit. Anderseits blieb gerade in dieser Beziehung der später als „Krautjunker" etwas mißachtete Landadel, soweit er sich vom Hofe fern hielt, weit besser als der französierte Hofadel. Bewahrte er auch viel von bäurischer Unbildung, so war dafür bei ihm noch einige Originalität zu finden, die sonst völlig verloren ging.

Ganz und gar zeigte sich nun weiter der dem alten Adel so verhaßte, damals stark anwachsende Briefadel von dem neuen höfischen Ideal erfüllt. Die schon früher sehr gestiegene soziale Stellung des Adels steigerte den alten Zug des Bürgertums zum Adel (vgl. S. 431) um so mehr, je tiefer die Selbstachtung des Bürgers bei dem Rückgang der Städte sank. Im großen Kriege waren es vor allem Offiziere gewesen, die sich von der Beute den Adelsbrief kauften; dann drängten sich die hohen Beamten und Räte, die bürgerlichen Hofleute, später auch die unentbehrlichen Finanzmänner zum Adel, und der reich gewordene Kaufmann, namentlich im Osten, in Prag und Breslau, tat es nun noch begieriger als früher. Dem Gelde widerstand der Hof des Kaisers niemals, schon seit dem 15. Jahrhundert nicht. Die

Verleihung der Adelsbriefe wuchs seit Ferdinand II., und gegen 1700 wurde ein einträgliches Geschäft daraus, das aber auch von den Landesfürsten betrieben wurde. Der neue Diplomadel stürzte sich mit Vorliebe auf den Grundbesitz als uralte Quelle sozialen Ansehens; es wurden so viele der altadligen Inhaber infolge ihrer Schulden verdrängt. Der alte Adel wehrte sich stark gegen die Eindringlinge. Hatte er die bürgerlichen Gutsbesitzer von den Landschaftsrechten der Ritter ausgeschlossen, ja ihnen meist nur pfandweise die Innehaltung eines Rittergutes zugestanden, so verweigerte er auch den Neuadligen solchen Besitz ohne besondere Zustimmung des Fürsten oder der Landschaft. Von den Stiftern und ähnlichen Privilegien blieb der neue Adel ganz ausgeschlossen. In den süddeutschen Reichsstädten, vor allem in Nürnberg und Frankfurt a. M., bestand bei den alten Geschlechtern, die sich nun auch vom Handel fernhielten, eine ganz ähnliche Exklusivität. Es drängten gleichwohl immer mehr Leute zum Adel, weil dieser das Requisit der Zugehörigkeit zur „Gesellschaft" war. Auch für die geistigen Größen ziemte nun ein frisch überkommener oder neu verliehener adliger Name. Erst dadurch schienen z. B. einzelne Mitglieder der schlesischen Dichterschulen oder Philosophen wie der Freiherr von Leibniz oder von Wolff der niedrigen Masse enthoben zu sein. Das Drängen zum Adel ist die Signatur für die absolut beherrschende Stellung, die nun der Adel vor allem als Hofgesellschaft, als Inhaber einträglicher Staats- und Heeresstellen einnahm.

Das Bewußtsein dieser Machtfülle trieb zu immer größerer Überhebung über Bürger und Bauern, zur Abschließung nach unten hin. Am schlimmsten zeigten sich in dieser Beziehung, wie immer, gerade die Neugeadelten, insbesondere in den Städten, wo sie vergoldete Steinwappen über den Haustüren anbrachten, die ohnehin noch andauernde ungesunde Verschwendungssucht eitler Bürger durch luxuriöse Einrichtung, teuerste Speisen und Getränke, kostbare Tracht übertrumpften und sich in Übertreibung der gezierten neuen Komplimentierart gefielen. Immer schärfer wurde die schon früher (S. 430) beobachtete Exklusivität des Adels überhaupt infolge der übernommenen französischen Anschauungen, auf die wieder spanische gewirkt hatten. Die Heirat mit Bürgerlichen wurde jetzt völlig zur Mesalliance. Der Aristokrat war ein ganz anderer Mensch mit anderem Blut. Das ästhetische Schönheitsideal der Minnezeit lebte wieder auf: man hatte nun ein aristokratisches Gesicht, aristokratischen Teint, aristokratische Hände und Füße. Und noch schärfer als früher suchte man sich durch Tracht und Abzeichen von dem Bürger zu scheiden. Bei Tänzen, Opernaufführungen, Gartenfesten trennte eine Schnur die edle Gesellschaft von der „Kanaille", und diese die Hofgesellschaft absondernde Schnur hat bei kleinen Höfen bis ins 19. Jahrhundert bestanden. Als weiteres Unterscheidungszeichen wurde nun eben die neue feine Bildung ergriffen, deren Besitz den Aristokraten erkennen lassen sollte. Aber je mehr sich so der Adel absonderte, je tiefer er den Bürger als „Pöbel" herabdrückte und auch die Glieder der gelehrten Berufe nur ausnahmsweise zu sich erhob, sie allenfalls gnädig duldete oder begönnerte, um so gieriger war das Drängen der anderen, in diese exklusive Gesellschaft hineinzukommen. Daher jenes Streben nach dem Adel, daher das Streben auch der Nichtadligen nach dem Hofe, das Nachahmen der auszeichnenden Äußerlichkeiten, z. B. der Tracht, die sich im 18. Jahrhundert ganz aus der Hoftracht entwickelte, insbesondere, was kulturgeschichtlich am wichtigsten ist, der neuen feinen Bildung, deren Annahme ja niemand verwehrt werden konnte. Alle Welt wollte nun etwas „scheinen", alle Welt wollte höher hinauf. Das Hauptmittel für das letztere war die Servilität. Die adlige Halbgöttlichkeit erkannte das nunmehr vollends auf seinen Tiefstand angekommene Bürgertum unbedingt „submissest" an. Schon Moscherosch, der doch

noch Rückgrat hatte, riet seinen Söhnen, sich gegen den Adel „demüthiglich zu benehmen", weil „der ungeschickteste Junker dem Stande nach mehr" sei als sie. Vor Fürst und Edelmann — jener oft ein Sultan, dieser nicht selten ein seine Bauern schindender, niederträchtig denkender, nur Vorteile auf Kosten anderer, z. B. Steuerfreiheit, beanspruchender Pascha — erstarb man in Demut. Jede Herablassung wurde, und war es die verdächtige Huld gegen Frauen und Töchter, als hohe Ehre betrachtet, als Auszeichnung, die ein Relief verlieh, wie denn z. B. der fränkische Pfarrer Wolfgang Ammon in dem charakteristischen Abschnitt seiner Selbstbiographie: „Ehr mir und den Meinen bewiesen" jedes freundliche Benehmen seines „gn. Herrn von Seinsheim" gegen ihn freudig verzeichnet. Weiter suchte man seine Reputation zu steigern durch Betonen des eigenen Standes nach unten hin, durch Abschluß des Gelehrten vom Ungelehrten, des Beamten vom Bürger, des Kaufmanns vom Handwerker. Die Unterschiede wurden wieder in der Tracht schärfer als jemals ausgedrückt.


Handel und Verkehr im 18. Jahrhundert. Aus Abraham a Santa Clara, „Huy und Pfuy der Welt", Würzburg 1710.

Am niedrigsten stand natürlich der Bauer, der, von einzelnen Gegenden mit freien Bauern abgesehen, der alten Mißachtung nun auch nicht mehr Wohlstand und massiven Prunk gegenübersetzen konnte und nach Lage der Dinge von dem allgemeinen Wettrennen nach oben, von der neuen Bildung ausgeschlossen war. Gegenüber der doch auch jetzt nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Position des Bürgers (siehe die obenstehende Abbildung), die zwar nicht allgemein mit dem Maßstab der gewaltig aufstrebenden Hamburger oder auch der Leipziger, Frankfurter, Nürnberger zu messen ist und oft genug, trotz ungesunden Luxus, gedrückt war, die sich aber auch in kleineren Städten doch allmählich besserte, gegenüber seiner noch keineswegs abgestorbenen Festesfreude, den Schützenfesten, dem Ballspiel in den Ballhäusern, den Jahrmärkten mit nun viel zahlreicheren Schaubuden, den Handwerkerfesten, gewährt das Leben des Bauern ein trauriges Bild, insbesondere infolge der alles Streben ertötenden Lasten. „Und", betont Freytag sehr zutreffend, „es war die größere Hälfte des deutschen Volkes, welche unter solchem Drucke verdarb." Zwar auch der Bürger ist damals gesunken, er ist vor allem zum Philister geworden, zum Krähwinkler, der vom öffentlichen Leben nichts mehr wissen mochte, seine alte Wehrhaftigkeit vergaß, in Kleinlichkeit, in Mißgunst, dem Korrelat der Servilität, aufging und seine Freude in Klatsch und Verleumdung fand. Alles Selbstgefühl schwand: „forchtsamb und kleinmüthig zu seyn", schrieb Ludwig von Baden aus

Augsburg an den Kaiser, „ist unter den Burgern eine durchgehende Krankheit“. Aber weit erhaben fühlte sich der Bürger doch über dem Bauern, vor allem auch wegen seiner Aneignung der neuen Bildung. Zwar stellte er sich dabei höchst ungeschickt an, und die ängstliche Übertreibung, das Zuviel der Komplimente, kommt namentlich auf Rechnung des Bürgerstandes: aber er glaubte sie doch zu besitzen. Insofern liegt auch wie seit alters in der Verachtung des Bauern immer die Wertschätzung der Kultur gegenüber der Unkultur, freilich auch gegenüber dem Volkstum. „Ihre häßlichen Sitten“, heißt es in „Des neunhäutigen und haimbüchenen schlimmen Baurenstands Lasterprob“ von 1684, „sind jedermann bekannt, sowol in Reden als Geberden.“ Im Kriege hatten die Bauern von ihren schlimmsten Feinden, den Soldaten, noch rohere Sitten gelernt, und in Diebereien und Gewalttätigkeiten scheinen sie bei Gelegenheit groß gewesen zu sein und den Gerichten zu tun gegeben zu haben (siehe die nebenstehende Abbildung). Vor den Pfarrern hatten sie oft wenig Respekt und hielten sich von ihnen fern. Sie waren immer halsstarrig und noch oft genug aufsässig, dabei habgierig und betrügerisch. Aber waren diese und andere schlechte Eigenschaften, die sich zum Teil aus ihrem dürftigen und schmutzigen Dasein ergaben, ein Wunder bei ihrer Bedrückung und Aussaugung? Ist es nicht schamlos, wenn jenes Buch meint: „die lieben Bauren sind niemals geschlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegt, so bleiben sie fein unter der Zucht und mürb“. Der Arbeitermangel und die Niederlassung gewesener Soldaten hatten anfangs den Herren eine sehr vorsichtige Behandlung der Bauern ratsam erscheinen lassen, aber allmählich wurden die Dienste und Lasten schärfer und drückender als je zuvor, entsprechend dem Geldbedürfnis und der Überhebung des Adels. Im Osten (vgl. S. 544) stand es am schlimmsten. Der Bauer war hier wirklich Leibeigener geworden, wenn auch die „uneigentliche Leibeigenschaft“ vorherrschte. Für sich zu arbeiten, behielten die Bauern oft kaum noch Tage übrig; das „Bauernlegen“ wurde immer systematischer zur Mehrung des Herrenbesitzes betrieben, was dann wieder stärkere Fronden der Bauern zur Folge hatte; die Herrenjagd verursachte immer größeren Schaden, gegen den die Bauern wehrlos waren. Dazu kamen die Abgaben an die



Ländliches Gericht im 17. Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687.

Herren, die Steuern an den Staat und die schlechte persönliche Behandlung, die körperliche Züchtigung. Die heimliche Ermordung eines Edelmannes oder Verwalters, die Brandstiftung war nicht selten die Antwort. Besser war die Lage im Westen, aber doch mit großen Unterschieden. Da waren die kümmerlichen Gebiete der parzellierten Klein-, selbst Zwergwirtschaft, in der man bis zur Ziege als Haustier heruntergekommen war, namentlich Mitteldeutschland und der Südwesten, die Gebiete also, in denen auch politisch die größte Zersplitterung, infolgedessen wieder größere Bedrückung des Landmannes durch die kleinen Herren herrschte. Anderswo hielt sich der Bauer besser. Am Niederrhein und in Westfalen, ferner in Ostfriesland und im Süden, in Oberösterreich und Oberbayern, gab es noch genug freie Bauern, ganz vereinzelt übrigens selbst im Osten (z. B. Kulm); aber auch in diesen Gegenden hatten viele unter erschwerten Lasten zu leiden. Es gab anderseits freilich noch wirklich aristokratische Bauern. Weitaus am besten stand es in den dem Reich entfremdeten Gebieten, in der Schweiz und in den Niederlanden: hier hatte überhaupt wirklich noch das Volk das Übergewicht. Es ist also immer wieder die landschaftliche Verschiedenheit zu berücksichtigen, weiter auch die Unterschiede zwischen den Herren, unter denen Wohlwollende immerhin nicht fehlten. Ebenso begann doch schon eine fürstliche Fürsorge, wie sie für Mitteldeutschland Herzog Ernsts des Frommen „Bauernkatechismus", für den Osten Friedrich Wilhelms I. von Preußen Maßnahmen zeigten. Und selbst in dieser schlimmsten Zeit ist der Landmann der Bewahrer alter Volkssitte (siehe die obenstehende Abbildung), alter Eigenart, alten Geistesgutes geblieben: auch gegen die Aufklärung hatte es das später noch zu verteidigen. Überhaupt ist der hervorstechendste Zug die Zähigkeit, durch die der Bauer diese ganze Zeit zu überwinden vermocht hat.



Maitanz. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687.

Völlig blieb er aber, wie gesagt, dem neuen Kulturideal fern, während dieses vom Bürgertum begierig, allenfalls unter Opposition der Vertreter der kirchlichen und der alten gelehrten, nun als „pedantisch" angegriffenen Bildung, akzeptiert wurde. Die neue Kavaliererziehung freilich war nur für den Adel bestimmt: bei ihm zunächst fand man die

„schulfüchsische" Bildung, wie Schupp sagt, nicht „ihrem Stande gemäß", und die kursächsische Ritterschaft begehrte 1682 eine von den drei Fürstenschulen nur für den Adel, weil „höchste Nothdurft, daß die adlige Jugend eine andere Information und Traktament erhalte als die bürgerliche". Das Görlitzer Gymnasium hatte auch für die adligen Schüler einen besonderen Lehrplan. Überhaupt galt der Grundsatz, den eine handschriftlich erhaltene Instruktion für die Erziehung der jungen Grafen Bielken ausspricht, allgemein, daß „Großer Herren Kinder, welche durch deren Geburth und Stand zu Künftiger regiments- und Etats-Verrichtungen gewidmet", „auf gantz andere Art aufgebracht werden müssen, wie sonst gemeiniglich Bürger und Mittelstandes Kinder pflegen". Aber das vornehme Bürgertum, das ja auch, freilich in lokal sehr verschiedenem Maße, in dem äußeren, einst von ihm getragenen und von der Obrigkeit nach wie vor bekämpften Luxus mit dem Adel wetteiferte, z. B. im Halten von Bedienten und ihrer zunehmenden Vermehrung und Spezialisierung, im Kleiderprunk und Tafelluxus, im Protzen mit prachtvollen Kutschen, mit vergoldeten und samtgefütterten Schlitten, dies Bürgertum wollte seine Kinder genau so aufgezogen haben. Vor allem ahmte es die adlige Erziehung durch Hofmeister nach, die schließlich ganz allgemein wurde, und bei der die Hauptsache, die „Konduite", ja auch viel besser anerzogen wurde als durch Schulleute. Selbst diesen wurde jetzt aber als Hauptpflicht empfohlen, „ihre Untergebenen höflich zu machen". Es bildete sich schließlich ein völliges „Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht" aus, das sich, wie nachmals Goethe schilderte, „von Tage zu Tage vermehrte". Überaus groß war die Hofmeisterliteratur; Gellert las später sogar über die „Eigenschaften eines Hofmeisters" ein Kolleg. In allen guten Häusern wurde im 17. und 18. Jahrhundert der Hofmeister eine stehende Figur. Seine Hauptleistung war aber die Führung der jungen Herren auf Universitäten und auf Reisen. Dieses Reisen (vgl. S. 593) wurde nun noch mehr als früher von aller Welt als ständige, auch von Comenius akzeptierte Erziehungsstation angesehen, beförderte freilich nach wie vor die Fremdsucht und wurde schon früh, z. B. von Moscherosch, bekämpft. Seine Übertreibung wurde aber auch jetzt, so von Marperger, dem Theoretiker dieser Reisen, als schädlich angesehen. 1700 erließ Friedrich von Brandenburg ein Edikt gegen das Reisen, das „insgemein zu einem großen Mißbrauch ausgeschlagen" sei. Ebenso sollte endlich auch für den vornehmen Bürgerssohn der Hof, nach Talanders Wort der „erhabene Schauplatz, auff welchen aller Welt Augen gerichtet sind", das Endziel sein. Da nun aber schließlich doch nicht jeder ein Hofmann werden konnte, so bezeichnete man das neue Lebens- und Bildungsideal allgemeiner: es kam für Edelmann wie Bürger darauf an, ein rechter „galanter" und „politischer" Mann zu werden, d. h. der französierte feine Weltmann. Nicht gering war bei einem solchen aber auch die eigentlich „politische" Färbung. Die Stärke derartiger Interessen verraten die zahlreichen politischen Diskurse und Flugschriften. Sogar in die schöne Literatur verirrten sich gern hochpolitische, freilich immer auf das Ausland, Frankreich, die Herren Generalstaaten, England u. s. w., gerichtete Gespräche. Die Lektüre der Zeitungen wurde den jungen Leuten warm empfohlen. Immer zahlreicher wurden die jungen Leute, die „dermahleins Hof- und Weltleute und keine Pedanten oder Schulfüchse agiren" wollten. Wie nach v. Rohr die meisten Menschen ihre „Handlungen nach dem Wohlstand und dem Gefallen der Höhern einrichteten", so war „vielen mehr an der galanten als an der soliden Gelehrsamkeit" gelegen.

Das Wort „Hof" aber wurde das allgemeine Schibboleth. Auch das geistige Leben trug den Hofstempel. Die Briefe sollten nach dem „Hofstylus" sich richten; die edle Hofpoesie, jene servile, geschmacklose Gelegenheitsdichtung, erschien vielen als die ideale. Die beliebteste

Lektüre wurden die galanten Hofromane, die sich den italienischen und französischen Helden- und Staatsroman mit obligaten Liebesaffären zum Muster nahmen, aber infolge der weitschweifigen und lehrhaften Behandlung ihrer Stoffe den Lesern, wie Birken von den Romanen Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig rühmte, auch als „rechte Hof- und Adelsschulen" galten, „die das Gemüth, den Verstand und die Sitten recht adelig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen". Und Thomasius hat, sicher mit guter Wirkung, eine „Einleitung zur Hofphilosophie" geschrieben. Zur Verkündigung der Herrlichkeiten des Hofes drängten sich vielgelesene Zeitschriften, wie das „Theatrum Europaeum", das „Eröffnete Kabinet großer Herren", der „Mercure galant" u. a.

Das ganze neue Kulturideal war nun aber im Grunde ein Produkt des französischen Einflusses, der eben durch seine Einwirkung auf die Höfe auch für die ganze Nation vollends zum maßgebenden wurde. Gewiß sind immer, wie schon erwähnt, neben ihm alte und neue fremde Einflüsse vorhanden gewesen, so der italienische, so ein noch nicht genügend untersuchter holländischer (vgl. S. 588). Am Kaiserhofe herrschte noch im 18. Jahrhundert die steife spanische Etikette, und neben stark französiertem Wesen Einzelner, das erst unter Theresias Gemahl, Franz, ganz durchdrang, blieb in Wien viel von italienischer Art, auch italienischer Grazie heimisch. Aber im allgemeinen überwog in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der französische Einfluß, der ja auch das sonstige Europa, Holland, England, Italien, in seinen Bann zog und auf die deutschen Höfe nicht nur über Paris, sondern etwa auch infolge Aufenthalts am ganz französierten Hofe der Stuarts wirkte. Insofern, nicht bezüglich des viel früheren Beginnes des französischen Einflusses überhaupt (vgl. S. 564 ff.), hat Leibniz recht, wenn er sagt: „Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden [des ersteren Instrument ist übrigens noch lateinisch abgefaßt] hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen." Die junge Generation habe Deutschland „der französischen Mode und Sprache unterwürffig gemacht". Seit Ludwig XIV. stieg auch die Zahl der den französischen Hof besuchenden Vornehmen ungemein. 1716 waren einmal bei Lise Lotte, der pfälzischen Prinzessin, die zur Herzogin von Orleans geworden war, 29 fürstliche und adlige deutsche Herren zugegen. Sehr charakteristisch für die Zunahme des französischen Einflusses ist die Entwickelung der Alamodesatire, deren erste Vertreter mit „alamodisch" das Fremdländische überhaupt bezeichnen. Bei Lauremberg richten sich die Partien in freiem Verse gegen ausländisches Wesen allgemein, die wohl einer späteren Periode angehörenden Alexandrinerpartieen aber nur gegen das französische, gegen die Pariser Moden, gegen das „Französische Düdsch, dat vör gar wenig Jahren Erst upgekamen is". Ein gleicher Unterschied läßt sich bei Logau in den Epigrammen vor und nach 1648 wahrnehmen. Zur Verbreitung des französischen Einflusses speziell im Bürgertum trugen neben dem höfischen Beispiel und der Wirkung der Reisen die zahlreichen Réfugiés bei (vgl. S. 588), die nicht nur höhere wirtschaftliche Kultur, sondern auch französische Sitten und Sittenlosigkeit, feinere Lebenshaltung und französische Sprache übertrugen. Will man eine Stelle aus Christian Thomasius' Schrift „Von Nachahmung der Franzosen" wörtlich nehmen, so hätte schließlich die neufranzösische Bildung die allerweitesten Kreise berührt. „Bei uns Teutschen", sagt er nämlich, „ist die Frantzösische Sprache so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige gut genung reden." Aber es war überhaupt, soweit das möglich ist, die Kultur Frankreichs von den Deutschen übernommen. Unter den großen Änderungen in Deutschland ist, wie derselbe Thomasius bemerkt — und ganz ähnlich äußerte sich schon

1655 Ägidius Henning in seinem „Mischmasch" —, „nicht die geringste, daß, da für diesem die Frantzosen bey denen Teutschen in keine sonderliche Hochachtung kommen, heut zu Tage alles bey uns Frantzösisch seyn muß. Frantzösische Kleider, Frantzösische Speisen, Frantzösischer Haußrath, Frantzösische Sprachen, Französische Sitten, Frantzösische Sünden, ja gar Frantzösische Kranckheiten sind durchgehends im Schwange".

Diese Kultur hat aber, wie betont, den Deutschen wirklich modernisiert: in erster Linie wurde damals die moderne gesellschaftliche Bildung übernommen. Denn die Anschauungen, die Regeln und Formen, der Ton unserer guten Gesellschaft stammen aus jener Zeit, aus Frankreich, dessen feine Bildung damals in ganz Europa sich durchsetzte. Wenn man ein Anstandsbüchlein aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durchblättert, etwa die aus dem Französischen übersetzte „Höflichkeit der heutigen Welt", wird man dieselben Redensarten, dieselbe Verwendung der Worte „Ehre", „sich beehren" finden, die noch heute gelten. Auch die heutigen Tischsitten sind erst damals allgemeiner geworden. Zu dem spitzen Messer, mit dem man namentlich das Fleisch zum Munde führte, gesellten sich seit dem 16. Jahrhundert dauernd der im übrigen alte Löffel, der als Eßlöffel mit breitem Stiel aber erst im siebzehnten gewöhnlich wurde und sich im achtzehnten in allerlei sonstigen Formen (Kaffeelöffel u. s. w.) entwickelte, und später die heute unentbehrliche dreizinkige Gabel, die erst um 1650 beim französischen Hof eingeführt wurde. Nun wurde auch das Messer oben rund. Speiseteller für jeden Einzelnen wurden ebenfalls erst im 16. Jahrhundert allgemeiner, in der Mitte des 17. Jahrhunderts aber erst die tiefen Suppenteller. Die Art des Essens wurde so sehr viel sauberer. Der größeren Feinheit der Sitte entsprach die der Speisen, deren sich die französische Kochkunst schon länger bemächtigt hatte. Überhaupt trat an Stelle des quantitativen Luxus mehr der qualitative. Auch die Essensstunde wurde nach vornehmem Muster später und später gelegt, zunächst auf 1 Uhr. Nach solchen Seiten hin lag aber auch das Gute der fremden Bildung. Sie hat dem Deutschen die so notwendige Verfeinerung, ferner eine mindere Schwerfälligkeit, eine größere Natürlichkeit und Lebensgewandtheit gebracht. Daher empfahl Thomasius bewußt die Nachahmung der Franzosen: „denn sie sind doch heut zu tage die geschicktesten Leute, und wissen allen Sachen ein rechtes Leben zu geben". Und mit Recht zog er „ihre ohnerzwungene ehrerbietige Freyheit" „einer affectirten bauernstoltzen gravität" vor. Aber diese Bildung brachte auch, im Verein mit anderen fremden Einflüssen, eine größere geistige Freiheit. Ohne die Verweltlichung durch die französische Bildung, die ja freilich viel Frivolität in sich schloß, ist der freie Geist unserer klassischen Zeit nicht denkbar. Eben in den Zielen jener Kavaliererziehung, in der Bekämpfung des gelehrten Pedantismus sahen wir die neue Richtung sich schon äußern. Diese geistigen Fortschritte werden uns noch im Zusammenhang beschäftigen. In einer Beziehung glichen sich freilich die bekämpfte Gelehrtenbildung und die neue Modebildung: in dem Gegensatz zum Volkstümlichen. Die letztere markierte diesen Gegensatz sogar noch ungleich schärfer, schon weil sie selbst (vgl. S. 597) als willkommenes Unterscheidungsmittel von den niedriger stehenden Schichten galt. Dazu kam der tiefe innere Gegensatz alles wahrhaft Volkstümlichen zu einer überfeinen gesellschaftlichen Kultur. Das Volkstum wagte sich nicht mehr hervor: es wurde als plebejisch, pöbelhaft betrachtet, mit Verachtung, ja mit Ekel zurückgewiesen. Aber diese betrübende und gefährliche Erscheinung kann doch über jene kulturelle Förderung durch die neue Bildung nicht hinwegsehen lassen. Diese hat den Deutschen von dem unflätigen und grobianischen Wesen des 15. und namentlich des 16. Jahrhunderts zurückgebracht, ebenso von der damit im

Zusammenhang stehenden wüsten Trinkfreude. Es ist charakteristisch, daß gerade früh von französischem Einfluß berührte Fürsten, wie der Kurfürst von der Pfalz und Landgraf Moritz von Hessen, allerdings nach älterem Beispiel (vgl. S. 512), 1601 einen Mäßigkeitsorden für den hohen Adel gründeten, der gegen „das Vollsaufen" gerichtet war. Weiter wirkten die neuen Anstandsregeln, selbst die neue Tracht höchst erzieherisch. „Wer die große Perrücke trug", sagt Freytag, „später gar den Puder im Haar, mußte das Haupt fein still halten, wildes Auffahren, gewaltsames Anrennen war unmöglich; wo eigenes Zartgefühl dem Manne nicht wehrte, der Frau dreist nahe zu treten, konnte Reifrock und Corset sie umschanzen." Freilich war diese Verfeinerung, wie noch zu zeigen sein wird, zunächst nur eine künstliche. Sie war nur ein Firnis, keine natürliche Farbe wie bei den Franzosen. Aber der allmächtigen Mode mußten schließlich auch anfangs widerstrebende Naturen folgen.

So hat die moderne Bildung auch trotz des erwähnten Gegensatzes zum Volkstümlichen schließlich viel größere Kreise ergriffen als die gelehrte Bildung, gerade weil die höfische Gesellschaft bei aller Exklusivität ihrer Zeit ein Vorbild war. Aber eben diese neue Kultur hat für den deutschen Menschen auch viel Unheilvolles gebracht, und gerade diese Seiten werden meist besonders gern hervorgehoben. Die Sittenlosigkeit, die wie eine ansteckende Seuche von oben herab um sich griff, war von ihnen durchaus nicht die schlimmste. Man kennt sie meist nur aus der schönen Literatur, die ja in der Regel allzusehr als Quelle für Sittenschilderungen herhalten muß, aus den sinnlich-schwülstigen „amoureusen" Tiraden eines Hofmanswaldau, eines Lohenstein u. a. Bezeichnend ist aber, daß diese angeblich den Frauen huldigenden Poesieen mit ihrer durch Unnatur und Geschmacklosigkeit noch abstoßender wirkenden Detailmalerei weiblicher Reize und mit ähnlichen Zutaten bei den vornehmen Frauen so großen Beifall fanden. Ein langes zotiges Gedicht von Besser erregte bei Sophie von Hannover, der es Leibniz mitteilte, lebhaftes Interesse. Man macht sich von der damaligen Unmoralität schwer eine Vorstellung. Was von den Höfen (vgl. S. 585) galt, gilt allgemein. Man wurde jetzt unter der feinen Außendecke und bei zur Schau getragener Prüderie frivol, raffiniert schlüpfrig, man liebte die Zweideutigkeit und Laszivität. Die naive Derbheit früherer Zeit, bei der niemand etwas fand, war zweifellos gesünder. Dieser alte Zug aber, der sich doch nicht bannen ließ, kam jetzt als direkter Schmutz, als Gemeinheit zum Vorschein. Namentlich die männliche Jugend exzellierte in witzig sein sollenden Unanständigkeiten und Zoten. Zeugnis dafür sind die Briefe z. B. von Nürnberger Jünglingen, namentlich von Kriegsbummlern, schon aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Zeugnis die studentischen Stammbücher (siehe die Abbildung, S. 605), deren Verse von der Liebe oder besser d'amour, von „Jungfrauen", „Weibern", „Huren" ihren Hauptstoff ziehen, etwa: „Es leben die Weiber, so hörner auffsezen, so kan sich noch mancher Bursche ergözen", wie es noch nach 1730 heißt. In den studentischen Kreisen, bei denen zunächst ohne Zweifel auch die zügellosen Sitten und die Zotenlust der Soldateska nachwirkten, ebenso wie auf ihre Rauffsucht und Renommisterei — „Jtzt ein Student, balde ein Soldatt" heißt es 1631 in einem Stammbuch —, trat dieser Zug allerdings sehr viel unverhüllter hervor als in den höfischen Kreisen und vielleicht auch noch mit einer gewissen Opposition gegen diese. Es gibt auf einigen Bibliotheken, z. B. in Jena, ganze handschriftliche Mischbände, die um 1700 und noch später von Studenten gesammelt sind und von schmutzigen Liedern, Geschichten, Zeichnungen u. s. w. wimmeln. Die Berliner Bibliothek besitzt eine derartige Liedersammlung, die sogar erst zwischen 1747 und 1749 von einem Studenten, dem Freiherrn von Crailsheim, zusammengebracht worden ist.

Ein Beweis für die Unmoralität auch des späteren 18. Jahrhunderts überhaupt ist nun aber, daß der Baron diese Handschrift mit vielen Liedern darunter, die nach dem Ausdruck ihres Durchforschers „von beispielloser Lüsternheit, pöbelhafter Gemeinheit und leider geradezu viehischer Wollust Zeugnis ablegen“, seiner Tochter als „Present“ schenkte, und daß diese manche Lieder recht naiv glossierte. Es entspricht das den Schilderungen Abrahams a Santa Clara von den frühreifen Mädchen. Der höfisch Gebildete ging sonst den nackten Unanständigkeiten ebenso wie den groben Worten aus dem Wege: an Verfänglichkeiten und obszönen Andeutungen dagegen fanden diese Kreise, Frauen wie Männer, Gefallen. Auch hier bekam aber der neue Ton vor allem den jungen Mädchen schlimm, die ohnedies durch das noch zu



Stammbuchblatt von 1655. Nach einem Stammbuch (Nr. 13) in der Universitätsbibliothek zu Jena. Die französische Überschrift lautet übersetzt: Mut, Mut! eine gute Heirat wird alles bezahlen. Vgl. Text, S. 604.

schildernde französische galante Wesen jetzt zu „demüthig bedienten“ „schönen Gebieterinnen“ (Weise) geworden waren und in der Konversation von nichts als Liebe hörten. Daß bei den so beliebten Hochzeitsgedichten ein Haupteffekt die geschlechtlichen Anspielungen waren, ist auch charakteristisch; und niemand hörte das wohl lieber als die Brautjungfern.

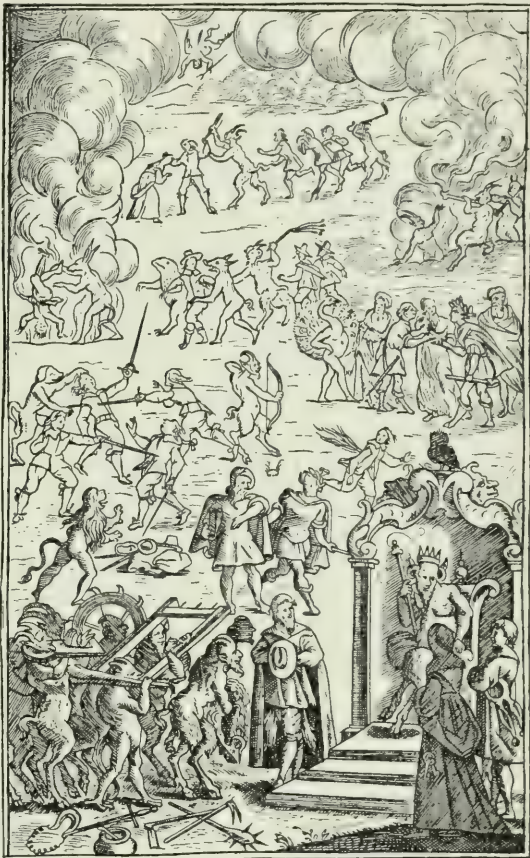
Indessen die moralische Minderwertigkeit des durch die höfische Kultur beeinflußten damaligen Menschen liegt doch in der Hauptsache nach einer anderen Seite, nach der des Charakters. Das Hofideal brachte ein allgemeines Streben nach oben, eine Wertschätzung äußerlicher Dinge, eine nur vom eigenen Vorteil geleitete Lebensklugheit in weite Kreise. Auf der einen Seite eine erschreckende Skrupellosigkeit, nicht nur bei den harten, klugen, diplomatischen, sich gegenseitig an der Nase herumführenden Staatsmännern der neuen Schule, den „macchiavellistischen Räthen“, wie sie eine Flugschrift von 1678 nennt, die einer in unendlichen Kleinlichkeiten und Äußerlichkeiten aufgehenden, weitschweifigen Politik zu dienen hatten, sondern bei allen Zeitgenossen. Mit dieser unglaublichen Ideallosigkeit verband sich jene infame Selbsterniedrigung vor jedem Hochstehenden (vgl. S. 598), eine Servilität, in der dem

längst in seinem Selbstgefühl erschütterten Bürgertum der degenerierte Adel nichts nachgab. Der Grundzug der allgemeinen Lebensauffassung war jetzt die barste unsittlichste Äußerlichkeit, der niedrigste Nützlichkeitsstandpunkt. Der Charakter des damaligen Deutschen ist die Charakterlosigkeit. Mit beinahe zynischer Offenheit wird in gelegentlichen Äußerungen, etwa in Briefen, ebenso in den systematischen Klugheitslehren, z. B. der sehr bezeichnenden „Schmiede des politischen Glücks“ von Bessel (1672), das Fortkommen in der Welt nur auf eine niederträchtige Gunstbuhlerei gegründet. Mit der Äußerung Bessels, der junge Mensch müsse „sich möglichsten Fleißes bemühen, daß er bey Fürsten und Herrn bekannt werde, und bedacht seyn, wie er ihre Gnade erlangen möge“, stimmen briefliche Urteile junger Nürnberger schon aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts überein, daß „an eines vornehmen Mannes guter Rekommandation und Beförderung [nach Empfehlungsschreiben, die die heutigen Zeugnisse vertraten, fand eine förmliche Jagd statt] einem jungen Menschen sehr viel gelegen“ sein, daß man überhaupt „sich bei jedermann insinuieren“ müsse, daß man „heutigen Tages sich Bettelns nicht zu schämen habe“. Nicht anders lauten briefliche Ratschläge des sonst trefflichen Hamburger Bürgermeisters Johann Schulte an seinen Sohn, daß man „alles thun müsse, um der Leute Gewogenheit beizubehalten“, lautet Leibnizens Urteil: „Hochgestellter Männer Bekanntschaft und Freundschaft ist heute die Grundlage des Vorwärtskommens.“ Wie unendlich man sich dabei von äußerem Rang, von der vornehmen Welt imponieren ließ, zeigt dieses geistig so hoch stehenden Mannes Befriedigung über „das Glück, wo er auch hinkomme, daß vornehme Leute ihn kennen lernen und an sich zu ziehen getrachtet“.

Die Unehrlichkeit und Eigennützigkeit dieser devoten Gesinnung aber erhellt aus vielen Beispielen. Höchst naiv schreibt einmal Luise von Degenfeld ihrem Sohn, Caprera könne in Wien beim Kaiser etwas für ihn tun, „damit man auch vor die Devotion zu denselben auch was Ergötzlichkeit hätte“. Die allgemeine Gunstbuhlerei negiert natürlich jede Überzeugungstreue und feste Gesinnung. Sehr bezeichnend heißt es in dem „Bürgerlichen Complimentirbüchlein“ von Civili Gratiano (1727): „Hänge den Mantel nach dem Winde, soweit es christlich ist“, und in einem älteren „Complementirbüchlein“ von P. Lucius: „Nun muß man auch riechen nach der Hof-Luft, woher dieselb am meisten wehet, dahin man sich zu wenden hat, damit man immer Gnaden-Luft behalte.“ Der Zeit hat nun freilich das Auge für die Heuchelei, die bewußte Lüge, die hinter der Gunstbuhlerei steckte, nicht gefehlt. Mit dem Ausdruck „Fuchsschwanz“ ward dieser Zug früh bezeichnet, und schon Satiriker wie Moscherosch eiferten gegen die „Fuchsschwänzer“. In Sprichworten, in Hausinschriften und sonst kehrte sich auch das Volk zuweilen gegen die „Fuchsschwänzerei“. Vor allem wurde das diese Art großziehende Hofleben (siehe die Abbildung, S. 607) satirisch durchgenommen, besonders von Logau. Aber das rechte Kind der Zeit gewann daraus nicht Abscheu vor solchem Gebaren, sondern nur die Mahnung zu größerer Vorsicht: ein Briefsteller empfiehlt, die Schreiben so einzurichten, daß „der Fuchsschwanz nicht durchgucket“. Das Hauptmittel der Gunstbuhlerei blieb die ödeste Schmeichelei, zu der die noch zu besprechende neue komplimentenreiche Höflichkeit die beste Handhabe bot. Daher auch die Lobsucht unter den Gelehrten, daher die Häufung der höflichen Gratulations- und Dedikationsschreiben, der höflichen „Besuchsschreiben“. Was man neben der Schmeichelei, die „vornehmlich an den Höfen im Schwange“, für Mittel anwandte, lehrt unter anderem jenes Büchlein von Bessel: da „sucht man seine Beförderung durch Heyrathen vornehmer Bedienten [d. h. Beamten] Töchter oder Anverwantinnen“, weiter „durch Beschenck- und Besteckung vornehmer Bedienter“, was bezüglich des Erfolges als „zweifelhafte“ Art

hingestellt, aber, „mit Maße und gutem Vorbedacht" geschehend, doch empfohlen wird. „Kluge Staatsmänner" sollen „die Gunst" des „Favoriten" des Herrn zu erlangen suchen u. s. w.

Das Ziel der Gunstbuhlerei wie der allgemein empfohlenen Lebensklugheit überhaupt war, wie gesagt, ein rein äußeres. Alle Welt strebte vor allem nach Rang und Titel. Sie machten den Wert des Menschen aus, der höhergestellte Mann war dieser Zeit auch immer der bessere. Von dem fieberhaften Streben nach dem Adel sprachen wir schon. Von dem beglückenden Nimbus des Hofes wollte nun aber selbst der kleine Mann, der Handwerker, profitieren. Er strebte nach Hoftiteln: erst als „Hofbäcker" und „Hofschuhmacher" glaubte er etwas Rechtes zu sein. Und auch sonst kamen solcher äußerlichen Sucht unglaublich viel neue Titel und Ehrungen entgegen. So beklagte Logau die zahlreichen Standeserhöhungen nach dem Kriege. Die scheinsüchtigen Menschen führten auch ein allgemeines, aber eben wegen seiner Allgemeinheit wieder unwirksames „Avancement im Titel" herbei. Die Titel der oberen Klassen wurden von den folgenden in Beschlag genommen. Die höchsten fanden aber bald neue Bezeichnungen, wie jetzt Prinz und Prinzessin von dem adligen Junker und Fräulein unterschieden wurden. Die Grafen nahmen den Titel der Fürsten: Hochgeboren an; der Adel wollte nicht mehr edel, sondern hochedelgeboren heißen; der Bürger nannte sich edel und vest, wohledel und gestreng wie einst der Ritter. „Der Titul Erbar und Ehrsam seyn", heißt es bei Harsdörffer, „ist nunmehr auff die Bauersleute gekommen." Übrigens hat sich diese Aneignung höherer Prädikate bis zur Gegenwart fortgesetzt,



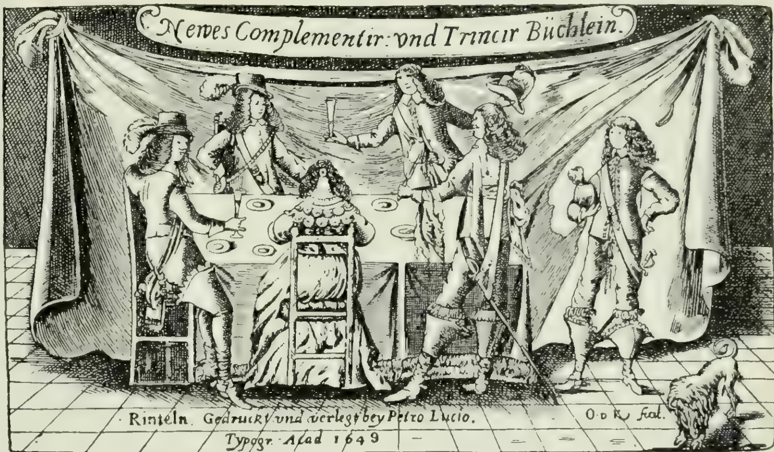
„Die Hofschule." Aus Philander von Sittewalt (Moscherosch), „Wunderliche Gesichte", Bd. I, Straßburg 1650. Vgl. Text, S. 606.

wofür das Hochwohlgeboren, im 17. Jahrhundert für Grafen neu erfunden, bezeichnend ist. Es war gerade die Wirkung der jetzt schroffer als je betonten Exklusivität der oberen Klassen, daß jeder aus den unteren heraus wollte. So bekämpften die alten, immer erneuten Luxusordnungen, die übrigens manches verboten, was uns heute nötig scheint, vor allem aber, wie früher, den Rangunterschied wahren wollten, vergeblich die Sucht, „um eingebildeten Ansehens willen" den Luxus des höheren Ranges nachzuahmen. Eine tödliche Beleidigung war damals die nicht genügende Beachtung der gebührenden Titel. Bei Fürsten war das wegen mancher Konsequenzen noch verständlich. Die geplagten Sekretäre hatten für solche Finessen die Courtoisiebücher, Nachfolger der alten Formelbücher. Nach Daniel Eremita, der einer florentinischen

Gesandtschaft angehörte, war der Landgraf von Hessen z. B. über die ihm im Begleitschreiben beigelegte Excellentia statt Celsitudo sehr böse. Lise Lotte freute sich demgegenüber an der freien französischen Art: „Man gibt selten tittel in Frankreich.“ In Deutschland aber ging diese schon von Lauremberg verspottete Sucht, die ja freilich den Deutschen im Blute liegt, sogar tief nach unten. Nach Weise wollten „auch geringe Leute dergestalt venerirt seyn, daß man offt durch einen wintzigen Titul die beste Insinuation erhalten kann“. Titel- und Rangfragen führten daher nicht nur an den Höfen, auf den Reichstagen, bei feierlichen Akten, sondern auch in kleinen Kreisen, etwa wegen der Reihenfolge beim Hochzeitszug zur Kirche — ein schroffes Beispiel, wo die Altdorfer Stadtschreiberin deswegen die ganze Stadt und Nürnberger Patrizier dazu in Bewegung setzt, findet sich in meiner „Geschichte des deutschen Briefes“ — zu ewigem Zank und Streit. Bei dem ganzen Titelwesen waren im übrigen die allerfeinsten Einzelheiten zu beobachten: ein Doktor der Rechte hatte andere Ansprüche als einer der Medizin, ein graduierter Diakonus andere als ein nichtgraduierter u. s. w. Der französischen Bildung war diese unheilvolle Übertreibung alter deutscher Ehrsucht, die dem gesteigerten Einfluß des Hofes zuzuschreiben war, wie betont, nicht anzurechnen: sie widersprach ihr sogar, und ähnlich war es mit der servilen Höflichkeit, die von der gemeinen Gesinnung der Zeit als ein so treffliches Beförderungsmittel angesehen wurde.

Diese „Complimentierart“ lag dem groben Deutschen im Grunde durchaus nicht. Schon 1643 definierte der „Unartig teutsche Sprach-Verderber“ das nun „sehr gemein gewordene“ Wort Kompliment als „Gepräng (gut teutsch Auffschneiderey, Betrug, Heucheley). Wann ist aber bei den Teutschen jemahl mehr Prangens, Auffschneidens und Betrugs gewesen, als eben jetzunder, da das Wort Complimente auffkommen ist?“ Die Folge der Ungeeignetheit des Deutschen dafür war eben Künstlichkeit, Übertreibung, Unnatur. Das fiel den Fremden früh auf. So unterscheidet schon 1620 der Italiener Panfilo Persico in seinem „Secretär“ von der einfachen, freien Weise der Franzosen, denen Anmut und Grazie mehr sei als alle Verbrämung, die demütige Umständlichkeit der Deutschen, die sich nicht genug tun könnten in Titeln und Zeremonieen und der ängstlichen Beobachtung der Formen. Das Abstoßende lag einmal in dem gerügten Geist der „Hundedemut“, der schweifwedelnden Servilität, und weiter in der später von dem französischen Klassizismus bekämpften schwülstigen Ausdrucksweise. Den Schwulst, ein Produkt gelehrter Renaissancebestrebungen, hatte der die Antike höchst ungeschickt imitierende und übertreibende spanische estilo culto (vgl. S. 564) in alle Sprachen gebracht; er wurde dann nach dem Italiener Marini Marinismus, auch direkt „italienische Schreibart“ genannt und bei uns von den Lohenstein und Hofmanswaldau in der Literatur vertreten. „So nimm“, heißt es bei Lohenstein, „dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund, an! Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen voll Angstschweiß! Ach des Achs!“ Diese, das Gesuchte, Weitschweifige, Geschraubte, Bombastische, „Geschmückte“ liebende, in geschmacklosen Vergleichen, ganz verkehrten Naturbildern schwelgende Art erschien zunächst gerade als das Feine, vom groben Volkstum Unterscheidende. Gerade sie hat daher noch viel mehr als in der Literatur in der höfischen Konversation und entsprechend im Briefstil, in dem nun „Zierlichkeit“ oder, wie Harsdörfer einmal sagt, „mehr flüssende Beredsamkeit, ausgesuchtere Wort und weitschweiffigere Umstände“ verlangt wurden, ihre Hauptpflege gefunden. Die Schmeichelei konnte in dieser Sprache ihren Gipfel erklimmen. Die Konversation, die man freilich nicht nach den karikierenden Komödien, auch nur zum Teil nach den Komplimentierbüchern beurteilen darf, zu beherrschen, war ja ein Haupterfordernis der „galanten“ Welt und hatte nach Gracian „vielen mehr Nutzen

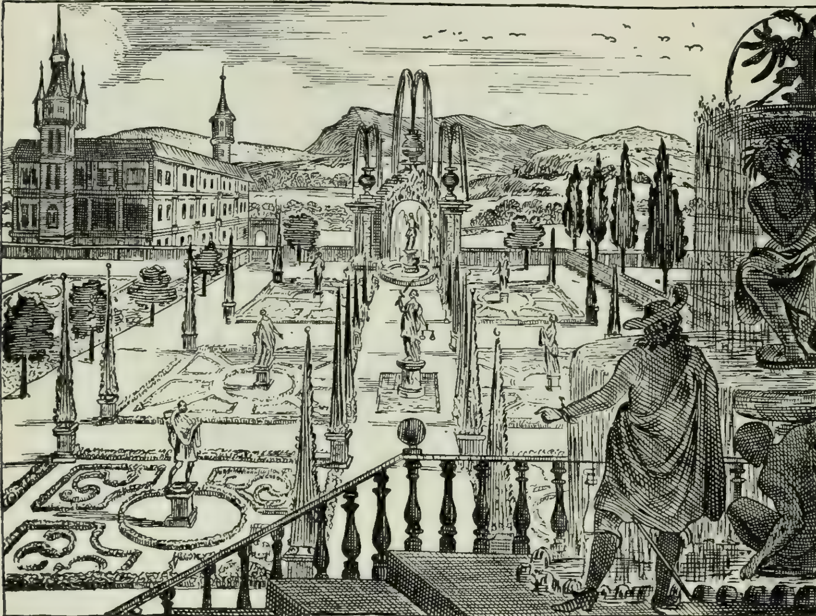
gebracht als alle sieben freye Künste zusammen": sie bestand jetzt sehr oft eben nur in schwülstigen Komplimenten, wie z. B. Weise ausdrücklich bestätigt. Daher mußte man sich ständig darin üben: „dannenhero ein zukünfftiger Politicus Ursache hat, bey guter Zeit solcher Uebung nachzudenken". Man bereitete sich oft gewissenhaft dazu vor. Komplimente ließ der Informator seine Zöglinge memorieren; die zahlreichen Komplimentierbücher (siehe die untenstehende Abbildung) gaben vielen die erwünschte Stütze. Übrigens änderte der servile Geist der Zeit auch die Anrede. Statt des direkten Fürwortes brauchte man die unvertrauliche dritte Person Singularis (er; sie) und noch lieber „der Herr", auch im Familienverkehr (der Herr Vater wolle, Ihr wünsche ich, Demselben berichte ich). Dann ging man noch weiter, machte den anderen zu einer Mehrheit und gebrauchte die dritte Person Pluralis, wie Talander ausdrücklich sagt, in Anlehnung an den Hofstil. Wenn nun auch, wie wir noch (S. 626) sehen werden, der französische Einfluß — „in frantzöschen brieffen macht man keine complimenten nicht", schreibt einmal Lise Lotte — eine größere Kürze der Komplimente herbeiführte, der Grundzug der deutschen Höflichkeit blieb derselbe. Man war nicht nur niedrig servil und gänzlich unaufrichtig — denn der wahre Geist der Zeit war ein höchst unzufriedener, krittelnder, räsonnierender, wie ihn die Flugschriften oft zeigen —, nicht nur eigennützig und heuchlerisch, sondern vor allem auch ausgesprochen künstlich und unnatürlich.



Titelblatt eines Komplimentierbüchleins des 17. Jahrhunderts. Nach den „Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum", 1892.

Letzteres ist nun überhaupt ein Charakteristikum des damaligen Deutschen, zum Teil freilich des damaligen Kulturmenschen im allgemeinen gewesen. Die neue Bildung bedeutete für den Deutschen zunächst eine totale Verbildung. Und diese Verbildung beeinflußte sein ganzes Fühlen und Empfinden. Natürlich zu fühlen gewöhnte er sich ab, und da er anfangs noch stark fühlte und erst später eine Periode der Nüchternheit hereinbrach, so kam dies Gefühl immer in jener überschwenglichen, manierierten, also unwahren Form zum Ausdruck, die aber zugleich bei der Unbeholfenheit des Deutschen einen grotesken und lächerlichen Charakter erhielt. Auch als die Zeit des eigentlichen Schwulstes schwand, blieb die Unnatur des Gefühlsausdrucks, entsprechend der kalten Steifheit und zeremoniellen Äußerlichkeit der französierten Zeit. Zahlreiche Beispiele bieten die Briefe, vor allem die auf die Hofromane und Komplimentierbüchlein gestützten Liebesbriefe. Besonders bezeichnend sind aber die geschwollenen Äußerungen des Schmerzes. Zwar die in der damaligen Blütezeit der äußerlichen Gelegenheitsdichtung sich breit machenden Trauercarmina und Epicedia, die „Herzschmerzlichen März-Trauer-Thränen",

„Doppelten Klagecypressen“ u. a., deren Überschwenglichkeit mit dem Range des Leidtragenden stieg, rührten selten von den Betroffenen selbst her, aber diese haben doch an solchen unnatürlichen und phrasenhaften, ihnen untergelegten Gefühlsäußerungen sicherlich Gefallen gefunden. So beklagt noch 1723 den Tod des Jenaer Professors Wedel die „schmerzlich betrübte“ Witwe also: „Herzallerliebster Schatz, darff Dich mein Winseln stören? So habe doch Geduld, die Wehmuth anzuhören, Die mein betrübtes Hertz in jener Stunden hegt, Da sich Dein Ehrenhaupt zu seiner Ruhe legt.“ Zugleich Verfasser ist aber z. B. ein Immanuel Rango, der 1700 seinen verstorbenen Oheim, den Professor Rango in Greifswald, unter anderem also besingt: „Der Vater ist dahin! Wer wollte hier nicht weinen? Wer nehrt in seiner Brust ein Diamanten Hertz? Es geht das Bocks = Blut vor an Krafft den Kiesel-Steinen, Drum wirckt dis Thränen-Blut bei tausend Seelen-Schmertz.“ Die eigentliche Literatur spiegelte diesen völligen Mangel an ursprünglichem Empfinden, diese unnatürliche Künstlichkeit durchaus wider: der Dichter „verfertigte“, wie Riehl gut betont, seine Gedichte, und die Musiker „verfertigten“ dazu die Musik. In dem „hölzernen Reim- und Tongeklapper“ wirkten noch um 1740 als anregende Momente nur die oben charakterisierte Schlüpfrigkeit, obwohl daneben sich schon damals eine lehrhafte Moral breit machte, und ein gequälter Witz. Gerade das Schwinden des früher so blühenden naiven Humors ist ein weiteres Zeichen der Unnatur. Und wenngleich er sich in stillen Kreisen, vor allem bei vielen Frauen gesunder Art, wie Lise Lotte, und beim niederen Volk auch jetzt noch hielt und z. B. die komische Person der Bühne, der Hanswurst, ein großes Publikum hatte, so war er doch bei den „Gebildeten“ einer affektierten Witzelei, die das Unanständige bevorzugte oder sich gelehrt ausstaffierte und mit geistreich sein sollenden Wortspielereien arbeitete, gewichen. Das Wort „Schimpf“, eigentlich Scherz, ebenso „schimpflich“, erhielt nun, da man die volkstümliche Laune nicht mehr liebte, seine heutige Bedeutung, wie damals auch gemein (d. h. allgemein) „gemein“ in unserem Sinne wurde.



Französischer Garten. Aus von Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687. Vgl. Text, S. 611.

Unnatur und Geschmacklosigkeit zeigt weiter besonders das **Verhältnis zur umgebenden Natur**. Das Naturgefühl war bis dahin jenes herzlich-naive gewesen, das noch Luther

in so hervorragendem Maße besaß, keineswegs etwa trotz der zackigen, wilden Hintergründe der Bilder ein romantisches, tieferes: die Alpen waren ein „gräulich und langweilig Gebirg", und nur die fruchtbare Landschaft galt als schön. Jetzt aber ward man völlig unempfänglich für die einfachen Reize der Natur, für Wald und Vogelsang, für Blumen und Klee. Und wenn sich noch bei Grimmelshausen zuweilen naiver Natursinn findet und später das Kirchenlied ähnliche Töne anschlägt, so laufen sonst die dichterischen Naturmalereien auf phrasenhaftes Wortgepränge, auf künstlich-gelehrte Verwendung eines antiken Apparats, auf Nachahmung des sentimentalen Schäfergetändels des Auslandes hinaus. Auch hier wich dann der Schwulst allmählich einer ebenso unnatürlichen steifen Nüchternheit. Diesen Charakter trug mehr und mehr auch jener für das damalige Naturgefühl so bezeichnende französische Gartenstil (siehe die Abbildung, S. 610; vgl. S. 584). Langweilige Regelmäßigkeit einerseits, Künstlichkeit anderseits waren hier zum Prinzip geworden. Daher jene Bevorzugung der Ebene, welche lange gerade Linien, überhaupt regelmäßige Anlage erlaubt, daher die Verwendung der Architektur, daher das Abtragen der Hügel und Ausrotten der Wälder, die man nur als Abschluß duldete, daher das Zurechtschneiden der Bäume selbst, namentlich des nun beliebten Taxus, zu Pyramiden, zu Kugeln, zu tierischen und menschlichen Figuren, z. B. zu Jagdszenen, der Hecken zu Wänden mit Fenstern und Türen. Bizarre Laune machte diese „grüne Architektur" mit ihrem verschnörkelten Statuenschmuck immer gekünstelter. Wie Claudius später sagte: „Ist purer, purer Schneiderscherz und trägt der Schere Spur, hat nichts vom großen, vollen Herz der herrlichen Natur." Es war dieselbe geschmacklose Vergewaltigung der Natur, die auch das Tragen der zuerst am französischen Hofe (gegen 1626) beliebt gewordenen Perücke (siehe die obenstehende Abbildung) zeigte. Sie kam mit der französischen Tracht, die nach dem ersten Eindringen zu Anfang des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 564 und 574) nach dessen Mitte zu dauernder Herrschaft gelangt war und, von anderen Einzelheiten, der Weste, dem kurzen Beinkleid, den seidenen Strümpfen, dem Galanteriedegen, abgesehen, im Grunde den modernen, aus der Soldatentracht hervorgegangenen, in der Taille anliegenden, später offenen Rock mit Ärmelaufschlägen u. s. w. brachte, im übrigen die alamodische martialische Tracht verdrängte. Die „Staatsperücke" entsprach dem pomphaften, schwülstigen, gespreizten Geist der Zeit, wurde, gemäß der Geschmacksentwickelung überhaupt, nach anfänglich wilder Gestaltung seit 1670, wo sie allgemein üblich geworden war, immer regelmäßiger, war dabei jedoch nach dem Stande differenziert und machte die Haltung des Trägers durch den das beliebte Blond ersetzenden Puder immer gezierter und „galanter", wie der jetzt dreieckige Hut dadurch unter den Arm kam. Infolge des Puders schwand auch die anfängliche Größe der Perücke. Die Lockenmasse zwang



Perückenmacher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699.

man schließlich, nach dem Vorbild französischer Offiziere, hinten in einen Haarbeutel, den dann wieder der Zopf verdrängte. Schon 1663 schrieb Rango über die Geschichte der Perücke, ein Stoff, der dann beliebt blieb. Charakteristisch ist noch die Beseitigung des natürlichen Bartwuchses (siehe die untenstehende Abbildung), der anfangs noch in winzigen Flecken am Kinn, der Unterlippe und zuletzt noch unter der Nase geduldet war.

Der Grundzug des damaligen Menschen, die Äußerlichkeit, wurde nun auch zur Signatur des Geisteslebens, das im übrigen noch am erfreulichsten erscheint. Wir werden sehen, wie sich auf diesem Gebiet, trotz aller Verfallserscheinungen, ein außerordentlicher Reformeifer, ein Streben nach einer neuen Methode verheißungsvoll geltend machte. Ohne Zweifel hat sodann der individualistische Geist weitere Fortschritte gemacht: trotz der Verknöcherung der humanistischen wie der protestantischen Ideen floß aus ihnen doch fortgesetzt eine zum Persönlichkeitsgefühl erziehende Strömung. Eine persönliche Überzeugung ward nun immer häufiger, ihre Verteidigung infolge des Druckes seit dem 16. Jahrhundert immer origineller. Freilich unserem Blick erscheint noch vieles über einen Kamm geschoren, auf denselben Ton gestimmt: aber trotz aller Scheu vor dem Auflehnen gegen das Gemeinsame vertraten zahlreiche Einzelne, wenigstens im stillen, eigene Ideen, so die Unions- und Toleranzideen, oft begeisterngsvoll, meist freilich auch in krausem, verschnörkeltem Gedankengang. Gerade das Phantastische der Barockzeit und die Willkür des Rokoko stimmen zu dem „eigensinnigen Trotz auf die möglichst barocke Persönlichkeit", der „Neigung zur individuellen Karikatur", wie sie Riehl hervorhebt, und so darf er auch „keine Zeit so reich an genrehaften humoristischen Originalen, die sich eine Welt für sich allein bauten", finden wie jene. Für das Fühlen der Persönlichkeit ist die schon im 16. Jahrhundert beginnende starke Pflege des Porträts bezeichnend. Immer zahlreicher wurden die Selbstbiographieen, die das Kleinste bei dem werten Ich berücksichtigten, immer mehr suchte der Einzelne sich in der Konversation wie in Briefen hervorzutun, freilich zunächst mit Hilfe der Verwendung jenes künstlichen, angelernten Krams, bis dann im späteren 18. Jahrhundert die Persönlichkeit auch im Stil völlig durchbrach.



Der Barbier. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711.

Wenn sich solch individualistischer Geist vorwiegend in protestantischen Gegenden kräftiger regte, so hat freilich gerade auch der Protestantismus unter dem Einfluß einer herrschsüchtigen Orthodoxie ebenso wie der zum Pedantismus erstarrte Humanismus der betonten äußerlichen Richtung der Zeit besonderen Vorschub geleistet und vielfach eine innere Verödung herbeigeführt. Der häufig von uns herangezogene Spiegel der Namengebung läßt diese Verödung auch in den seit langem (vgl. S. 515) fromm gewordenen Vornamen, deren Armut an sich viel früher einsetzte (vgl. S. 382), erkennen. Diese Armut war wieder im 17. und

18. Jahrhundert stärker als im sechzehnten: auch neue ausländische Namen minderten sie zunächst wenig. Sie führte auch zum Teil zur Anwendung der jetzt allgemein gewordenen Doppelvornamen (namentlich Johann Georg, Georg Michael), durch die das geringe gebräuchliche Namenmaterial abwechselnder gestaltet werden konnte. Doch reichen diese Doppelnamen schon in die Zeit der Entstehung der Familiennamen zurück und sind vielleicht wie jene aus demselben Grunde der besseren Unterscheidung Gleichnamiger (vgl. S. 383) entstanden, wurden auch seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts bereits in der Anrede verwandt. Die seit 1550 zunehmende Vorliebe für sie deutet aber wieder auf die von uns mehrfach betonte Weitschweifigkeit der Zeit, die von zwei auch zu drei Vornamen führte. Im ganzen entsprach die Namenwelt der wenig ursprünglichen Art und der zunehmenden Nüchternheit der damaligen Menschen. Diese Nüchternheit wurde nun überhaupt immer charakteristischer. Um das Innere der Menschen hatte sich allmählich eine starre, tote, eisige Rinde gelegt. In dem Schwulst, dem bombastischen, effektreichen Wortgepränge hatte trotz aller Manier doch einiges Feuer und Phantasie gesteckt. Aber mehr und mehr wurde das alles reine Gekünsteltheit, völlige Phrase, ausgeklügelte Unwahrscheinlichkeit. Schließlich geriet die kalte Nüchternheit der Zeit überhaupt zum Schwulst in Opposition, zuerst in Frankreich, dann auch in Deutschland. Dort freilich erstand unter dem Feldgeschrei „Vernunft" (Raison) und „Gesunder Menschenverstand" (Bon Sens) sogleich ein neuer literarischer Aufschwung, hier waren vollständige Plattheit und nüchternste Trivialität die nächste Folge, die schließlich ebenso geschmacklos waren wie der Schwulst. Aber gleichwohl lag in dieser Nüchternheit ein fortschrittliches Moment: sie war der erste Schritt von der herrschenden Unnatur und Gezwungenheit zur Natur zurück. In der Literatur ist der typische Mann für diese Strömung Christian Weise, der Rektor von Zittau, durch und durch nüchtern und äußerlich, wie er denn auch die Poesie als plattes Versedrechseln zum Lehrgegenstand machte. Im gelehrten Leben ist ein nüchterner Zug ebenso unverkennbar. Er hing mit dem durch die neue französische Bildung noch geförderten Aufschwung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen, auf den noch zurückzukommen sein wird, zusammen. Die Neigung zur Mathematik begünstigte die Klarheit der Auffassung wie des Ausdrucks. Sie entsprach der überall sich zeigenden Vorliebe für eine äußere Gesetzmäßigkeit, die sich auch im Geschmack, z. B. eben in dem Gartenstil, so deutlich kundgab.

Derselbe äußerliche Geist der Zeit zeigte sich uns bereits in dem allgemein starken Mangel an Idealismus. Der Nützlichkeitsstandpunkt, der so verheerend auf die Sittlichkeit eingewirkt, der jene gemeine Weltklugheit (vgl. S. 606) zum Prinzip der ganzen Lebensauffassung gemacht hatte, beherrschte nun auch das geistige Leben. Indes hat dieser Standpunkt doch zu einer Revision des bisherigen gelehrten Wesens geführt, das allerdings des wahrhaft Unnützen die Hülle und Fülle in sich barg. Am meisten einer Nutzbarmachung vorgearbeitet hatten noch die polyhistorische Neigung und der außerordentliche gelehrte Sammeleifer, die sich beide schon seit dem 16. Jahrhundert entwickelt hatten. Ursprünglich um die seit der Humanistenzeit so geschätzte Eloquenz inhaltlich rasch und bequem zu fundamentieren, entstanden immer zahlreichere und immer umfangreichere Kompendien, die alle möglichen Wissensmaterien, nur meist im Gegensatz zu den mittelalterlichen Enzyklopädieen ohne Krönung durch die Theologie, zusammenfaßten. Es waren zum Teil wüste Stoffsammlungen, nur selten systematisch geordnet, wie es Theodor Zwingers „Theatrum humanae vitae" war. Im 17. Jahrhundert kam in diese Enzyklopädieen auch ein spezifisch didaktisch-technischer Zug, wie ihn insbesondere die Sammelarbeiten des Comenius und Morhofs „Polyhistor" zeigen.

Diese polyhistorische Neigung ging durch das ganze Zeitalter: überall stopfte man diesen ungeordneten, zusammengerafften, auch nicht immer zuverlässigen Wissensstoff hinein. Manche der damals sehr wichtigen Briefsteller z. B. tragen in ihren Mustersammlungen völlig enzyklopädischen Charakter — wieder tritt hier der Zusammenhang mit der Rhetorik hervor —; so der „Teutsche Secretarius" von Harsdörfer. Er hat Abteilungen wie diese: „Nachsinnige Juristische, Historische und Politische Briefe", „aus der Sittenlehre", „aus der Naturkündigung", und behandelt Themata wie folgende: „Lob (Verachtung) des Landlebens, Vom Schachspiel, Von einem Zweikampff, Erkundigung bey einem Arzt, woher die, so von der Spinne Tarantula gestochen werden, zu tanzen pflegen." Die Zahl der polyhistorischen Kompendien, die polyhistorische Verbrämung des Unterrichts erklären auch das überall hervortretende Prunken mit allerlei Wissenstand, die gelehrten Anspielungen in Briefen, Reden, Gedichten, namentlich in der so üppig wuchernden Gelegenheitspoesie. So beglückwünscht Paul Fleming den Komponisten Heinrich Schütz zur Wiederherstellung seiner Mutter unter anderem so:

„Ists nicht so, berühmter Schütze?
Deine Mutter war wie schon
An der schwarzen Lethenpfütze
Und dem bleichen Phlegethon.
Charon, der erblaßte Mann,
Schrie sie schon ums Fährgeld an."

In solcher Verwendung der Polyhistorie zeigte sich der allgemeine Nützlichkeitsstandpunkt immer mehr. Weit fruchtbarer war jedoch die schon im 16. Jahrhundert (vgl. S. 530) erwachsene gelehrte Sammeltätigkeit, gewiß ein Zeichen des epigonenhaften Charakters der damaligen Gelehrten, aber verdienstlich genug. Dieser Zug wuchs nun ungemein. „Man näherte sich", sagt Paulsen, „dem Zeitalter der Observationen und Thesauren, der Gronovius und Graevius, der Conring und Schurtzfleisch, der Morhof und Fabritius. Das Altertum wurde Museumsobjekt." Es entstanden große Sammlungen historischen Materials, von Urkunden und Chroniken. Derselbe Sammeleifer zeigte sich in der Anlegung öffentlicher Bibliotheken wie in dem wachsenden Umfang der privaten. Es kam der Beruf des Bibliothekars auf, ebenso der des Antiquars. Man sammelte Handschriften, Briefe berühmter Männer, wie Camerarius es tat, Münzen, Medaillen — Lise Lotte hatte 1721: 957 Medaillen —; man legte jene schon berührten „Kunstkammern" immer häufiger an. Freilich lag in diesem Zuge auch der Hang der Zeit zum Kuriosen (vgl. S. 557), wieder eine Folge jener Wertschätzung von Äußerlichkeiten. Daraus erklärt sich auch die literarische Behandlung mannigfacher entlegener Themata oder kleiner Gleichgültigkeiten des privaten Lebens. Die Anfänge kulturhistorischer Interessen tragen zunächst diesen „curieusen" Charakter.

Kamen diese Seiten des bisherigen Geisteslebens der neuen Strömung entgegen, werden wir sogar an die polymathische Neigung sich Gegensätze gegen dasselbe knüpfen sehen, so hatte es andere Seiten, die die Anhänger des Neuen mit größter Schärfe zu bekämpfen suchten. Einmal war dies die theologische Knechtung aller Wissenschaft, dann aber alles das, was die französierten Leute unter dem Namen der „Schulfüchserei", der „Pedanterie" zusammenfaßten. Es war der ganze, auf das Formalistische und Metaphysische gerichtete, unter der Herrschaft des humanistischen Lateins stehende neuscholastische Betrieb. Es war die mit lauter Äußerlichkeiten durchsetzte, eingebildete, verrottete Gelahrtheit, deren beste Seite ein emsiger, dicke Bände fabrizierender Fleiß, deren Kehrseite die Abhängigkeit von den Vorgängern, das naive Abschreiben war. Sie stand immer noch unter dem Zeichen der humanistischen lateinischen Eloquenz, der Phrase und der Geschmücktheit: die ganze Einrichtung der Schulen wie der Universitäten, die Deklamationen und dramatischen Schulaufführungen, die

Disputationen und Kolloquien beförderten die Massenanwendung der lateinischen Reden und Carmina, alles in widerwärtiger Schuldressur erlernt oder von den Kundigen mit schwülstiger Gespreiztheit von sich gegeben, wie es schon Gryphius im „Horribilicribrifax" bei dem Schulmeister Sempronius mit seinen Zitaten und Phrasen verhöhnte. Dabei nahm die einstige Wertschätzung der Klassizität der Form mehr und mehr ab. Die Pflege des Griechischen wurde gegen das 16. Jahrhundert immer mehr beschränkt und konzentrierte sich wesentlich auf das Neue Testament. Um so mehr Gewicht wurde wieder, wie zur Zeit der Scholastik, auf den theologischen und philosophischen Disputationsbetrieb gelegt. Die Philologie, nunmehr mit einem Nimbus umgeben und in Holland z. B. trefflich entwickelt, blieb doch klein gegenüber der Theologie, bei der wie bisher die Dogmatik und die Polemik im Vordergrund standen. So kam es, daß Leibniz vorschlagen konnte, die Universitäten am besten ganz verfallen zu lassen, daß Thomasius schrieb, es herrsche „zum Exempel in der Philosophie anstatt der Logik eine grobe Zankkunst, anstatt der natürlichen Gottes-Lehre dumme, aber dabei tollkühne und ketzermacherische Grillen, anstatt einer echten Sitten- und Regimentslehre unnütze Pedantereien, damit man nicht einen Hund hätte aus dem Ofen locken können, oder handgreifliche jesuitische Lehren." Die Kirche selbst stand unter der Herrschaft eines erstarrten orthodoxen Pfaffentums, das in alter Streitsucht und Verfolgungsleidenschaft, wie sie z. B. Calixtus erfuhr, aufging und das Gemüt einengte und abstieß. Die Beschränktheit und geistige Unfreiheit zeigte sich sodann nach wie vor in der wüsten Hexenverfolgung, harmloser in den trotz jener Fortschritte (vgl. S. 531 f.) weiterdauernden naturwissenschaftlichen Wahnmeinungen zum Teil ergötzlichen Charakters. In der Medizin (siehe die obenstehende Abbildung) spukte immer noch viel von abergläubischen Meinungen herum, ganz abgesehen von dem abergläubisch verbrämten Aderlaß (vgl. S. 409), für den die Kalender noch bis ins 19. Jahrhundert die Tafeln fortführten. Er war übrigens wie das schon vorher abgekommene Schröpfen bei den vollsaftigen Menschen früherer Zeiten gar nicht so unberechtigt. Wie im 16. Jahrhundert schädigten das gelehrte Leben vielfach gewisse moralische Eigenschaften der Lehrer wie der Studenten. Bei jenen oft Faulheit, Geldgier, zum Teil aus ihrem mangelhaften Einkommen erklärlich, und charakterlose Liebedienerei, bei diesen ein auf die Spitze getriebener Pennalismus und die alten rohen und wüsten Sitten, die Rauf-, Spiel- und Trunksucht, die in der feineren Zeit immer abstoßender wirkten, freilich auch ein Stück mittelalterlicher Kraft und Derbheit, vermischt mit dem soldatischen Erbe des Dreißigjährigen Krieges, fortpflanzten, bei beiden oft Unzucht und Zotigkeit. Klagte schon 1631 ein Jenaer Student über das dortige „üble und bäurische" Leben, so steigerte gerade Jena diese Seiten noch besonders. Im Äußeren unsauber, oft selbst vor


Der Okulist (Augenarzt, Starstecher, meist Quacksalber). Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711

Diebstahl nicht zurückscheuend, Branntweintrinker, war mancher Student ein direkter Abschaum. Den besten Einblick in all dieses Treiben geben Dürrs „Geschichte Tychanders" von 1668, Happels „Akademischer Roman" (Ulm 1690) u. a. Daß bessere Seiten aber auch hier vorhanden waren, wurde schon früher betont. Häuslichkeit der Gelehrten, oft von großem Kindersegen begleitet, war nicht selten. Anderseits blieb ihnen eine große gesellige Ungewandtheit und Unbildung, wie sie denn auch dem Franzosentum in den Sitten am längsten widerstanden.

Das vielfach unerfreuliche Bild wird nun gemildert durch gewisse Reformbestrebungen, die sich schon früh geltend machten. Zunächst nicht eigentlich solche nach der Seite geistiger Befreiung hin, sondern mehr humane, ethische, nationale, pädagogische. Die große Gestalt des Comenius trat hervor, aber doch nicht unvermittelt: ihn hat wieder Wolfgang Ratichius (Ratke) angeregt, und dessen Gedanken sind sicherlich auch schon von anderen zum Teil vorgedacht worden, wie z. B. von Eilhard Lubinus in Rostock. Sie alle sprachen aus, was viele empfanden: der „schulfüchsische" Lateinunterricht müsse gründlich reformiert werden; die Autoren nur zum Abpflücken von Phrasen, Sentenzen, Opinionen zu benutzen, die Grammatik zum A und O zu machen und doch nach vielen Jahren des Unterrichtes nur ein wenig Latein stottern zu können, das könne nicht der richtige Weg sein. Man empfahl jetzt den natürlichen Weg, nach Analogie der Erlernung der modernen Sprachen, vor allem der Muttersprache, einen Weg, der auch viel schneller zum Ziele führe. Man schlug also einen völligen Wandel der Methode vor, und für wie notwendig er gehalten wurde, das geht aus dem allgemeinen Interesse hervor, das schon Ratkes 1612 öffentlich vorgebrachte Reformvorschläge fanden. Wichtig ist weiter die Betonung der seit den Tagen des Humanismus so gering geschätzten Muttersprache. Sie sollte zuerst gelehrt werden, der Unterricht in ihr die Grundlage des Weiteren bilden. In diesem Moment lag ein nationaler, patriotischer Zug, eine Reaktion gegen die allgemeine Fremdsucht. Gewiß standen solche Forderungen im Zusammenhang mit den schon (S. 576) erwähnten Sprachreinigern, den Puristen. Die fürstlichen Protektoren dieser Bestrebungen waren es denn auch, die Ratkes Pläne besonders zu unterstützen suchten, so Ludwig von Anhalt, das Haupt der Fruchtbringenden Gesellschaft, dessen Förderungsversuch freilich scheiterte. Von der Fremde erzeugt, von der Aristokratie begünstigt, war der Purismus keine volkstümliche, vielmehr wesentlich eine gelehrte Bewegung, welche die patriotische Strömung des Humanismus nach dem Vorbild der ihre Muttersprache pflegenden niederländischen Gelehrten fortsetzte. Und Opitz, der als Dichter und Neubegründer der nationalen Literatur durchaus Renaissancegelehrter und von den Fremden, von Italien, abhängig war, war es auch als Verfasser des „Aristarchus", in dem er die „Verachtung der deutschen Sprache" bekämpfte. Die Gedanken eines Comenius, eines Ratke gingen nun über den Unterricht doch hinaus, aber auch über das Nationale und in letzter Linie auf Besserung der Menschheit. „Laßt uns alle miteinander einen Vertrag schließen", rief Comenius, „zuerst daß uns allen ein Ziel vor Augen stehe, das Heil der Menschheit, daß ferner das Ansehen der Personen, der Sprachen, der Sekten hierbei gänzlich beiseite gesetzt werde." Es war die Strömung, aus der auch die Toleranz- und Unionsgedanken hervorgingen. Aber trotz alledem — Vorläufer der Aufklärung waren Comenius und die ihm verwandten Geister bei weitem nicht. Jener war nicht nur durch und durch konfessioneller Theolog, er war auch als christlicher Gegner des klassischen Heidentums, fast möchte man sagen, von einer Verbohrtheit, die an die kirchlichen Eiferer des Mittelalters stark erinnert. Er beklagt, daß jetzt die größten Gelehrten, selbst unter den Theologen, nur die Larve von Christus, Blut und Geist von

Aristoteles und dem übrigen heidnischen Schwarm hätten, er spricht von der Einführung des heidnischen Götzendienstes in die Schulen. Auch nicht einmal um der Sprache willen solle man die unreinen Klassiker, die elenden Parasiten und Possenreißer, lesen, und auch die anständigen, ein Cicero, ein Vergil, seien blinde Heiden, die vom wahren Gott ablenken.

Hier leuchtet kein Zukunftslicht, hier atmet man nicht befreiende Luft. Nach der Seite des geistigen Fortschrittes führte eine andere Strömung, die aber immerhin auch in den Toleranz- und Humanitätsbestrebungen des Comenius und anderer Zeitgenossen zu erkennen ist. Wenn diese das gemeinsam Menschliche gegenüber den kirchlichen Zersplitterungen und Verfolgungen hervorkehrten, so lag darin die Wiederanerkennung des Rechtes der menschlichen Natur. Und so besteht ein gewisser Zusammenhang mit den großen umwälzenden Gedanken der natürlichen Theologie und des Naturrechtes, die damals Macht über die Geister gewannen und im Verein mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften die bisherige Anschauungsweise erschütterten. Die Elemente des neuen „natürlichen" Systems, das sich auf natürlich gegebene, eingeborene elementare Begriffe wie auf Naturtriebe stützt, darf man mit Dilthey auf die Antike, auf die Beeinflussung des Humanismus durch die Stoa, zurückführen. Melanchthon war in Deutschland der Mann, der hinüberleitete von der antiken, mittelalterlich fortgepflanzten Philosophie zu dem neuen Geist: tiefe innerliche Frömmigkeit und die Richtung auf eine antik-natürliche Auffassung der Welt waren bei ihm noch ungeschieden. Aber eine Bewegung in der Kirche selbst kam hinzu. Seit Erasmus breitete sich insbesondere in Holland eine rationalistische Strömung aus, die mit geschichtlich geschultem, kritischem Verstand an die Dogmen der Kirche heranging und sich in der Zeit des Sieges der starren, formellen orthodoxen Dogmatik und des Niederganges der innerlich gerichteten mystischen Strömung, die Weigel und Böhme doch nur unvollkommen weiterpflegten, in den von den kirchlichen Theologen heftig bekämpften Socinianern und Arminianern stark geltend machte. Arminianer war auch Hugo Grotius. Und er zeigt zugleich, wie das zunächst auf die Theologie beschränkte natürliche System nun, philosophisch ausgebildet, auch in die Rechtswissenschaft überging, bis es schließlich die Grundlage für eine neue Naturwissenschaft wurde. So war es ein von dem Deutschen Reiche losgerissener Teil, in dem sich vor allem die neue Bewegung entwickelte, und von wo sie auch in das Mutterland hinübergriff: die holländische Republik, deren Freiheitskampf auch Bahn für freie Ideen geschaffen hatte. Mit Hugo Grotius vollzog sich, wenn sich auch vorbereitende Gedanken schon im 16. Jahrhundert finden, die eigentliche Begründung des Naturrechtes. Auf Hugo Grotius' Schultern aber stand ein Deutscher, durchaus von ihm abhängig, aber doch durch sein Fortschreiten über ihn hinaus überaus einflußreich, neben Leibniz der erste wirklich bedeutende Geist dieser Zeit, Samuel Pufendorf. Seine Wichtigkeit als politischer Schriftsteller tritt für uns hinter derjenigen als Naturrechtslehrer zurück. In seinem großen Werke „Über das Natur- und Völkerrecht" (De jure naturae et gentium) wird das Joch der Theologie energisch abgeschüttelt, wird der Fesselung durch die Offenbarung, die er an sich gelten läßt, das durch die Vernunft aus der sittlichen Natur wie den sozialen Zuständen der Menschen herzuleitende natürliche Gesetz gegenübergestellt. Und wie das Recht soll auch die Philosophie völlig unabhängig von der geoffenbarten Theologie sein. Einem seiner heftigsten Gegner, dem Jenaer Professor Veltheim, gegenüber hat Pufendorf einmal seine Meinung über die bisherige Weltanschauung klargelegt. Er sagt, daß „jene Scholastiker die Wissenschaft nur barbarisch, spitzfindig, unfruchtbar und eitel behandeln", daß sie nicht nur nichts zur Bildung beitragen, sondern die Geister

durch falsches Scheinwissen verwirren. „Es ist besser, nichts zu wissen, als nur Scholastik zu wissen.“ „Und wenn Velthemius mir entgegenhält, daß ohne Scholastik die protestantischen Theologen nicht mit den Päpstlichen streiten können, so erwidere ich, daß es mir gleichgültig ist, mit was für einem schmutzigen Gewande die Theologen ihr Wissen umhüllen. Keinenfalls aber folgt daraus, daß das Naturrecht dieselben Lappen zu brauchen hat; denn diese Wissenschaft ist nicht erfunden, um mit den Päpstlichen zu streiten, sondern die Handlungen der Menschen und Völker zu prüfen und zu erforschen.“ Daß Pufendorf von Karl Ludwig von der Pfalz lange vor seinem Hauptwerk nach Heidelberg berufen, daß von diesem Fürsten auch, freilich erfolglos, der angeblich „atheistische“ Spinoza begehrt wurde, zeigt übrigens, wie sehr auch die neue höfisch-weltmännische Bildung schon im Gegensatz zur orthodoxen Theologie stand. Ganz in derselben Richtung lag nun die Umgestaltung der Anschauung, welche der schon für das 16. Jahrhundert beobachtete Aufschwung der Naturwissenschaft zur Folge hatte. Die Natur wurde jetzt gewissermaßen dem menschlichen Verstande untertan: es ging alles gesetzmäßig und vernünftig zu. Hatte der Humanismus wesentlich durch die Erweckung des geschichtlichen Sinnes befreiend auf den Menschen gewirkt, so tat das die stärkere Erkenntnis der Natur noch viel mehr. Freiheit war aber auch zur bewußten Formulierung und Systematisierung der neuen Gedanken nötig, der Mangel an ihr hatte die großen Geistestaten der Galilei, Bruno und Kepler um ihre allgemeine Wirkung gebracht. Das Prinzip der freien Forschung, das im Grunde schon im Protestantismus ausgesprochen lag, war im Heimatlande desselben, in Deutschland, erstickt. Immerhin war es doch ein protestantisches Land, in dem es nunmehr auch über die durch die Reformation gezogenen Schranken hinaus zum Durchbruch kam, England. Bacon war es, der in seinem „Novum organon“ die neue Methode zwar nicht schuf, aber wiedererweckte, die der Induktion, der die Resultate der späteren großen Naturforscher wesentlich zu danken sind. Die experimentelle Beobachtung wurde die Grundlage der Forschung. Ohne seine Arbeit wären aber auch die Fortschritte der englischen Philosophie, die sich nunmehr auf dem Boden der Erfahrung entwickelte, nicht denkbar gewesen.

Langsam nur wirkte die neue Strömung auf die Deutschen ein. Aber der damals so stark auf das Ausland gerichtete Blick, der emsige Eifer, überall aufzunehmen und zu verarbeiten, hier französisches und holländisches Gut, dort spanisches und italienisches, führte doch zur Einbürgerung der neuen Ideen. Die große Masse auch der besseren Köpfe kam freilich nicht so schnell aus der alten Weltanschauung heraus: sie blieb bei dem scholastisch zurechtgestutzten System der Aristotelischen Naturphilosophie, wie sie an den starren Dogmen der theologischen Orthodoxie festhielt. Aber wenn die Weltanschauung durch die neue Naturwissenschaft noch kaum beeinflußt wurde, *sachlich* hatte man doch auch in Deutschland seit langem in der Naturerkenntnis erhebliche *Fortschritte* gemacht, die Beobachtung geschärft und Klarheit der Auffassung verbreitet. In der Physik hatte sich schon dem Italiener Galileo Galilei, der die einst von Leonardo da Vinci eingeleitete, auf Beobachtung gegründete Naturforschung zu gewaltigen Siegen führte, der Deutsche Johann Kepler ebenbürtig zur Seite gestellt (vgl. S. 532). Der dem Geiste der Nüchternheit entsprechende Zug zum *Praktischen* äußerte sich in wichtigen Erfindungen, wie derjenigen der Luftpumpe durch den in Holland gebildeten Otto von Guericke, weiter aber seit langem in der Blüte und dem Fortschritt der mechanischen Künste. Die in Deutschland erschienenen mechanischen Schriften, wie etwa Zeisings „Theatrum Machinarum“ (1636), sind wesentlich von italienischen Werken abhängig: aber die Leute der Praxis waren dafür um so originaler. Nürnberg war ihr Mittelpunkt. Dort, wo schon im 14. Jahrhundert

das Drahtziehen erfunden worden, war der Sitz der bewunderten Taschenuhrfabrikation, dort der Herstellungsort allerlei kleiner mechanischer Kunststücke und Spielwerke, dort erfand Hans Hautsch, „ein inventiöser und künstlicher Mann“, Selbstfahrer, eigenartige Feuerspritzen u. dgl. Dazu kam ein großer Aufschwung der **Mathematik**, an der das Interesse durch den französischen Bildungseinfluß und ihre zeitgemäße Nutzbarkeit allgemein gestiegen war (vgl. S. 587). Bezeichnend ist eine Äußerung des Hamburger Predigers Balthasar Schupp: „Wenn ich“, sagt er, „Karls d. Gr. Reichthum hätte, wollte ich dem Mathematico 3000 Reichsthaler geben, damit er diese scientias also excolire in deutscher Sprache, daß alle Handwerksleute dieselbe lernen und ihre Handwerke dadurch perfectioniren könnten. Dem physico wollte ich auch 3000 Thaler geben, daß er gedächte, ich will die Physik also excoliren, daß die Bauern mehr von mir lernen können, als die Gelehrten aus des Aristotelis Physik bisher gelernt haben.“ Solche Interessen ergriffen nun die weitesten Kreise, hoch und niedrig. Dieser zeichnete sich nach einer Vorlage eine Sonnenuhr an sein Haus, jener erfand eine kleine wirtschaftliche Erleichterung oder eine kleine Vorrichtung im Hause. Der Regensburger Reichstag sah 1651 mit lebhaftestem Anteil den Versuchen Guerickes mit seiner Luftpumpe zu, Fürsten und große Herren ließen sich in einem anatomischen Theater die Zerlegung eines Leichnams vorführen, wie von dem Jenaer Professor Rolfinck am Hofe zu Weimar, freilich mehr aus Neigung zum „Curieusen“. Die Anatomie wurde jetzt überhaupt nicht mehr mit Scheu angesehen, und anatomische Schulen förderten die auf Beobachtung beruhende Kenntnis. Freilich stand die Medizin noch lange auf niedriger Stufe: den großen Seuchen gegenüber (siehe die obenstehende Abbildung) war man machtlos. Der Botanik dienten die seit Ende des 16. Jahrhunderts immer häufiger angelegten botanischen Gärten, namentlich bei Universitäten, die botanischen Werke gewannen in ihren Abbildungen an Deutlichkeit durch die nun angewandten Kupferstiche.



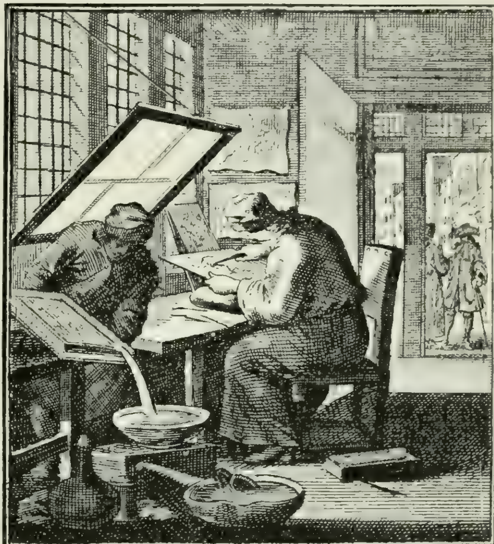
Bestattung von Pestleichen im Jahre 1679 zu Wien. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich, wiedergegeben in den „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte“, Bd. V.

Aber mehr und mehr gingen solche Bestrebungen doch auch schon aus veränderter Grundanschauung hervor. Schon der neben Kepler mit Ehren zu nennende und selbst in England geehrte Joachim Jungius, der 1619 in Rostock eine naturforschende Gesellschaft begründete, wollte „die Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung erforschen und alle Künste und Wissenschaften, welche sich auf die Vernunft und Erfahrung stützen, von der Sophistik befreien, zu einer demonstrativen Gewißheit zurückführen, durch eine richtige Unterweisung fortpflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen vermehren“. Jungius vertrat schon einen methodischen Fortschritt. Um die Mitte des Jahrhunderts waren ähnliche Bestrebungen dann weiter

verbreitet. Unter den damals entsprechend dem allgemeinen gelehrten Eifer erblühenden gelehrten Gesellschaften — Leibniz spricht einmal von den „vielen wackeren Leuten, so zu Societäten und Verständigungen unter Gelehrten oder Liebhabern der gründlichen Wissenschaften und höheren Künste Vorschläge thun", und zählt solche, die an ihn gelangten und von dem allgemeinen Fortschrittsdrang zeugten, auf — gab es namentlich auch naturforschende, wie die 1651 in Schweinfurt gegründete societas scrutatorum naturae, aus der dann die Kaiserlich Leopoldinische Akademie hervorging.

Alle diese geistigen Strömungen haben nun eine völlige Umgestaltung der Bildungsziele in Deutschland hervorgerufen. An Stelle der formalen und posierenden humanistischen Bildung, deren bessere Vertreter schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts das Feld äußerlichen Nachahmern überlassen hatten, trat eine auf das Reale gerichtete, die all den beobachteten Zeitstimmungen wie den neuen Einflüssen entsprach: der Nüchternheit der Zeit wie dem ausgesprochenen Nützlichkeitsstandpunkt, auch dem polyhistorischen Zuge, der tausenderlei Dinge zu kennen strebte, und ebenso dem pädagogischen Reformeifer. Mit seinen Schulbüchern, vor allem dem „Orbis pictus", wollte Comenius zuvörderst erreichen, daß „die Jugend eher zu den Sachen, in deren Erkenntnis die Weisheit besteht, komme und in der Folge besser für die Aufgabe des Lebens vorbereitet werden könne". Ein reiner Realismus ward hier freilich noch nicht vertreten, und das formale Element war noch stark genug. Es kam aber zu dieser Betonung der Sachkenntnis weiter ein durch die Naturwissenschaften und die mechanisch-mathematische Richtung der Zeit geweckter und geschärfter Tatsachensinn, dazu das dem natürlichen System entsprechende Prinzip der Naturgemäßheit des Unterrichts. Kurz, die Depossedierung des Humanismus, für die übrigens auch das Verschwinden der antikisierten Namen bezeichnend ist, war unausbleiblich. Das Schlagwort der neuen Bildung, „Realia", war schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts aufgetaucht. Nach einer Klage des Philologen Fr. Taubmann wurden die feinen wortreichen Latinisten von jüngeren Gelehrten spöttisch die „verbales" genannt, während diese sich selbst die „reales" nannten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war dann das Wort allgemein verbreitet und überall das Stichwort des Bildungsfortschrittes. Von diesem Geist war aber auch die Kavaliererziehung durchdrungen mit ihrer (S. 593 f.) erwähnten, nun allgemein gewordenen Bevorzugung der modernen Sprachen, der Mathematik und Naturwissenschaften, der Geographie, die Riehl in seiner Studie über den „Homannischen Atlas", jenes Zeugnis der Begeisterung für die „Landcharten", mit Recht als „ein Lieblingsstudium der gebildeten Welt" jener Zeit bezeichnet, der neueren Geschichte der Exerzitien und Künste. Unter den letzteren ist noch die Kupferstecherei (siehe die Abbildung, S. 621) als modische Beschäftigung von Studenten, überhaupt der höheren Stände hervorzuheben. Friedrich I. von Preußen hat sich z. B. als Kurprinz 1672 damit abgegeben. Es fehlte dieser Erziehung auch die Betonung der Muttersprache nicht: die Hofmeisterliteratur forderte nach dem Vorbilde der Franzosen Übung in der eigenen Sprache, Talander „Professoren der Teutschen Eloquenz". Charakteristisch für den neuen Geist war auch die Abneigung gegen die Philosophie, d. h. gegen die scholastische Logik und Metaphysik. Wenn nach v. Rohr die Hofleute die Philosophie überhaupt „vor ein nichtswürdiges und verächtliches Studium", den Philosophen für „einen Arlequin" hielten, so war die Opposition gegen die Neuscholastiker allgemein, gegen die „Definitionen und Divisionen und andere sterilen Speculationen", gegen die Ausbrütungen des Aristoteles oder „eines faulen Münchs". Allenfalls ließ man noch ein wenig Studium der Logik gelten. Ziemlich ausgesprochen ist der neue

Geist bei einem auch um die Bildung der Deutschen wohlverdienten Mann, den man meist nur als Dichter nennt, bei Christian Weise (vgl. S. 613). Er ist der Mann der nüchternsten Lehrhaftigkeit und plattesten Breite, wie sie seine Zeit liebte, seine Ideale sind ganz die für die äußerliche Zeit typischen: das Hauptschlagwort, das er besonders in Schwung brachte, war das Wort „politisch", das die von jenem Geschlecht erstrebte Weltklugheit in sich begriff. Aber in Weise steckte der moderne Zug. Indem er, wie noch einige andere Schulmänner, der neuen Kavalierbildung mehr als bisher Rechnung trug, beschnitt er den hohlen und steifen Pedantismus der Lateinschulen. Die Anhänger des Alten fanden daher bei ihm auch mehr „vanität" als „solidität und Weisheit". Er trat, wie alle die Neuerer, für die Muttersprache als Unterrichtssprache ein: er verfaßte für die ja auch schon früher gepflegte „deutsche Oratorie", also den Unterricht in der deutschen Prosa, insbesondere im Briefstil, wie in der Poesie, maßgebende Lehrbücher. Charakteristisch für seine reformerischen Bestrebungen sind Äußerungen wie die folgende: „wir lernen nicht darum, daß wir wollen in der Schule vor gelehrt angesehen seyn, sondern daß wir dem gemeinen Leben was nütze werden". Jener geschilderten „Admiration der Antiquität", dem Prunken mit gelehrtem Kram, tritt er daher gegenüber: „man kennet das ietzige Seculum wol, da unter den Gelehrten selbst wenig darauf dencken, wer der Stürmer aus Odrysen, der Majen leichtes Kind, Latonen Sohn und andre gewesen seyn"; solche „hohen Worte" verstünde „kein Mensch". Dem entspricht sein entschiedenes Eintreten für die „Realia" im Schulunterricht: „es ist manches Ingenium", sagt er einmal, „dabey verdorben oder zurücke gesetzt worden, weil es allzulange auf die realia hat warten müssen".



Der Kupferstecher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699. Vgl. Text, S. 620.

So ist es denn völlig verkehrt, die Periode der Hofgesellschaft, des neufranzösischen Bildungsideals nur als eine Zeit trüben Verfalles anzusehen. Die Versuche, aus dem Verfall herauszukommen, beginnen vielmehr sehr früh; überall finden sich energisches Vorwärtsstreben, starke geistige Arbeit, neue Anregungen, neue Ideen. Das Zeitalter der Aufklärung wirft seine Schatten lange voraus. Freilich ist das Überwiegen eines rein intellektualistischen Geistes, des Verstandes, charakteristisch, der, zunächst als Reaktion gegen Dogmatismus, Schwärmerei und phantastische Überschwenglichkeit zur Herrschaft gelangt, bald alle inneren Kräfte zu meistern sucht. Die ganze Fülle des Strebens dieser Zeit, neben dem Weitausschauenden zugleich das Halbe, Unsichere, Wunderliche und namentlich das Naiv-utopische, tritt uns in der großen Gestalt Leibnizens verkörpert entgegen, eines Mannes, der freilich auch über seine Zeit hinaus eine universelle Bedeutung erlangt hat, damals aber die erste eigene Größe neben denen des Auslandes darstellte. Völlig auf dem Boden der französischen Bildung stehend, in Charakter und Lebensanschauung ein Typus der Hofkultur,

zeigt Leibniz doch, wieviel Förderliches auch in dieser Kultur steckte, verbindet er mit Anregungen des Auslandes großartige nationale Ziele, strebt aber weiter hinaus in die Ferne der Welt- und Menschenbesserung überhaupt. Das neue Bildungsideal vertritt er durchaus: ein Welt- und Hofmann soll der junge Deutsche werden; nicht auf Logik und Scholastik, sondern auf realia ist die Jugend zu leiten, und zwar in deutscher Sprache; neben der lateinischen werden die modernen Sprachen, vor allem eben die Muttersprache, betont; das Reisen wird empfohlen und so fort. Ebenso will er besonders die modernen Wissenschaften gegenüber der auch von ihm verachteten humanistischen, überhaupt der zunftmäßigen Gelehrsamkeit heben und das allgemeine Interesse für die gesamten Naturwissenschaften, für die mechanischen Künste, für die Medizin, die „Agricultur" noch vermehren. Trotz aller Bevorzugung der vornehmen Kreise denkt er an Hebung der allgemeinen Bildung, an Popularisierung der Wissenschaft; er berichtet gern, daß „unlängst ein gelehrter Mann in Hamburg vor Kaufleute, Schiffleute, Künstler und andere in Deutsch mathematische Lectionen gehalten". Aber weiter drängt er nun immer wieder auf neue Fortschritte, wobei er freilich über Pläne und Entwürfe nicht hinauskommt: es sollen technische Erfindungen gemacht werden, die Deutschen sollen, als für die realen Wissenschaften besonders begabt, die mechanischen Künste zur Blüte bringen, da sollen Kanäle und Bergwerke angelegt, „Feldbau, Manufacturen und Commerzien verbessert", eine Kommission „zur Verminderung des Elends und Beschaffung von Nahrung für die Armen" errichtet werden, da soll weiter auch eine politische Reform Deutschlands eintreten und die sittliche Kultur gehoben werden. Aber hier bringt nun schon sein internationaler Zug, sein Kosmopolitismus hervor. Seine politischen Reformpläne richtet er auch auf Europa, er denkt an die Förderung eines internationalen wissenschaftlichen Verkehrs durch eine Zeichensprache, an Verbreitung des Christentums unter den Heiden u. s. w.

Bei ihm treten auch jene Unions- und Toleranzbestrebungen stark hervor, die überhaupt damals Europas edle Geister durchdrangen. Allerdings gewahrt man noch nach dem Westfälischen Frieden eine starke Propaganda des Katholizismus, der z. B. erst jetzt die Rekatholisierung der habsburgischen Lande völlig durchführte; man liest in den Briefen der Zeit viel von Umgarnungen, von großen Erfolgen der planvoll vorgehenden Jesuiten, von „schändlichem Abfall" eines Bruders, Vetters u. dgl., namentlich von Übertritten vornehmer, von Jesuiten mit Vorliebe bearbeiteter Leute. Man meinte zwar, wie ein Konvertit, Herzog Johann Friedrich von Braunschweig, entrüstet anführt, bei letzteren gewöhnlich, sie seien „aus einigem interesse catholisch worden", und in der Tat mochten die fürstlichen Ämter, die Pfründen und Versorgungsmöglichkeiten der alten Kirche den hohen wie den armen niederen Adel oft genug reizen und auch Gelehrte locken. Der Prunk der alten Kirche ferner, ihre vornehme Hierarchie waren in einer so äußerlichen Zeit gewiß nicht unwirksam. Überdies stieß die verknöcherte protestantische Orthodoxie feine Geister ab. Inneren Drang zum Übertritt finden wir daher selten, am wenigsten bei den Konvertiten aus protestantischen Fürstenkreisen, obgleich z. B. Ernst von Hessen-Rheinfels, der auch Leibniz zum Übertritt aufforderte, trotz äußerer Rücksichten stark theologisch gerichtet und der erwähnte Braunschweiger ein überzeugter Mann, dabei kein Eiferer war. Bekannte Konvertiten sind Kurfürst August von Sachsen, auch der Romanzier Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel. Aus der Masse der übergetretenen Staatsmänner, Gelehrten, selbst Geistlichen seien Johann Christian von Boyneburg und Angelus Silesius, letzterer gemütlich durch die lutherische Orthodoxie nicht befriedigt, erwähnt. In Boyneburg lebten jene unionistischen Gedanken der besten Geister, die er von Mainz aus

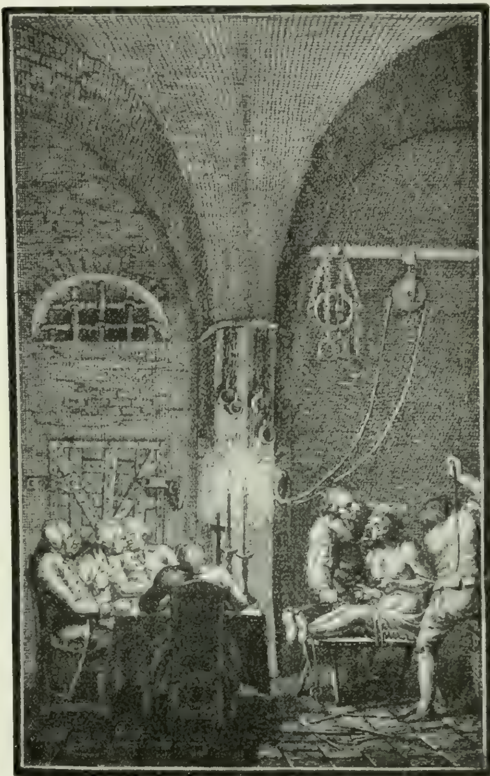
zu verwirklichen trachtete. Sie waren überhaupt bei vielen Konvertiten von Einfluß, wie anderseits der Katholizismus mit den Einheits- und Versöhnungsideen Lockfang trieb. Manche von solchen Konvertiten sind ursprünglich von den erwähnten edlen Vermittelungsbestrebungen des Calixtus, die die orthodoxe lutherische Kirche ihrerseits heftig bekämpfte, angeregt worden. Gerade bei der protestantischen Laienwelt fanden diese Ideen den besten Boden, wie auch protestantische Fürsten die beiden getrennten protestantischen Kirchen zu vereinigen strebten, so Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und ohne Erfolg der Große Kurfürst. Diese Fürsten übten überhaupt Toleranz, vor allem der freilich ganz weltmännisch gerichtete Karl Ludwig von der Pfalz und seit jeher die religiöser empfindenden Brandenburger, auf deren Haus nach einer Äußerung schon von 1609 „alle Hoffnung und aller Trost der Abtrünnigen gestellt" war, und unter denen im 18. Jahrhundert Friedrich Wilhelm I. durch die nicht nur von materiellen Erwägungen diktierte Aufnahme der vertriebenen Salzburger hohen Ruhm erlangte. Eben durch die schließlich vergeblichen Unionsversuche ist aber die Toleranz überhaupt kräftiger in die Gemüter gedrungen, freilich auch mit Hilfe der neuen aufklärerischen Ideen. Inmitten dieser irenischen Bestrebungen, die vereinzelt auch bei Katholiken Beifall fanden, stand nun wieder Leibniz, der zuerst durch die Boyneburgischen Versuche darauf hingelenkt wurde. Wie viele Hof- und Staatsmänner religiös wenig interessiert, faßte er die Sache vom kulturell-politischen Standpunkt auf und wurde zum tätigen Unterhändler bei den bezüglichen Verhandlungen, die katholischerseits im Auftrage des Kaisers der Spanier Spinola mit den Protestanten anknüpfte. Nur aus Machtrücksichten unternommen, scheiterten sie freilich sehr bald aus denselben Gründen. Solche Erkenntnis hat dann Leibniz bei den Koalitionsverhandlungen zwischen Brandenburg und Hannover, die in dritter Linie auch auf Glaubenseinheit zwischen Lutheranern und Reformierten gingen, die letztere zunächst unmöglich erscheinen lassen. Immer lag ihm aber an allgemein-menschlichem Gewinn, er gehörte, wie er an Peter den Großen schrieb, nicht zu denen, „die auf ihr Vaterland oder sonst eine gewisse Nation erpicht sein, sondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts". Anderseits hat er sich doch als kräftigen Patrioten gezeigt, freilich je nach den Neigungen seines Herrn, so zur Zeit seines Dienstes beim Kurfürsten von Mainz und auch später bei Ernst August von Hannover. Die Förderung seiner Ideen erwartete Leibniz ganz im Sinne der Zeit einerseits von gesellschaftlichen Organisationen, die ja damals eine allgemeine Erscheinung waren — seine Gründungen sind die Berliner und die Petersburger Akademie —, und weiter vor allem von den Höfen, von den großen Herren, zu denen er eifrig Beziehungen suchte und vielfach fand. Und das war ja auch praktisch damals der einzige Weg. An huldigenden Schmeicheleien als dem damals üblichen Beförderungsmittel hat es Leibniz dabei nie fehlen lassen, trotzdem seine Endziele doch nie erreicht. Er war überhaupt vielfach seiner Zeit weit voraus, z. B. in seinen Gedanken über vergleichende Sprachforschung, über internationale naturwissenschaftliche Beobachtungen, er ging anderseits oft über die Grenzen des Möglichen weit hinaus, besaß keine Ausdauer, war zu vielseitig und vielgeschäftig und wie die ganze Zeit zu charakterlos.

Es ist unhistorisch, in der Übernahme der neufranzösischen Bildung nur Schädigung und Erniedrigung zu sehen. Vielmehr hat die fremde Bildung der deutschen die Bewegungs- und Entwickelungsmöglichkeit zurückgegeben, indem sie diese von den theologischen Fesseln löste. Das, was man im weitesten Sinne Aufklärung nennt, die Freiheit und Unabhängigkeit der Bildung, die Grundlage des modernen Geistes, hängt unmittelbar damit zusammen. Das theologische und das lateinische Joch drückten bis dahin fast stärker als im Mittelalter. Erst in

fremder Schule hat der Deutsche gelernt, sich gegen sie aufzubäumen. So ist es denn ein vollständig französierter Mann, der gewisse Konsequenzen der Art zuerst in Deutschland gezogen hat, Christian Thomasius. Auf ihn hat man auch mit einigem Recht die Anfänge der deutschen Aufklärung zu einem wesentlichen Teil zurückgeführt, obwohl man als den Begründer der Aufklärung im eigentlichen Sinne Wolff anzusehen hat. Jenes war wenigstens die Meinung zur Blütezeit der Aufklärung. „Thomasius", schrieb Gedicke 1794 in der „Berlinischen Monatsschrift", „Thomasius bewirkte nach Luther die zweite höchst nöthige und äußerst glückliche Reformation; er ward ein Wohlthäter seiner Zeit und der Nachkommenschaft. Wir alle verdancken ihm einen großen Theil unserer intellectuellen und moralischen Glückseligkeit, verdancken ihm die Errettung aus den schmählichen Ketten der Vorurtheile und des Aberglaubens." Ein solches Urteil hat namentlich dann Berechtigung, wenn wir die Wirkung des Thomasius in die Breite berücksichtigen, wenn es sich, wie hier, um die Beeinflussung der Gesamtbildung handelt. Schon vor Thomasius sind befreiende Gedanken auch in Deutschland ausgesprochen worden, von Pufendorf z. B. ist Thomasius direkt abhängig. Er steht ferner an Bedeutung für die allgemeine Geistesgeschichte hinter dem zwanzig Jahre älteren Leibniz durchaus zurück, aber in dem Punkt, worauf es zunächst ankam, hat dieser vorsichtig zurückgehalten. Auf weitere Kreise in Deutschland hat Leibniz überhaupt erst später durch die Mittlerrolle Christian Wolffs eingewirkt. Thomasius hat mit vollem Nachdruck das neufranzösische Bildungsideal als heilsam für die Deutschen anerkannt, nicht um die Ausländerei als solche zu begünstigen, sondern um deutscher Kraft richtige Ziele zu weisen. In seinem Programm „Von Nachahmung der Franzosen" setzt er es bewußt dem pedantischen, „schulfüchsischen" bisherigen Bildungsideal gegenüber. Aus patriotischen Motiven will er die Deutschen mit Hilfe der Franzosen zu freier Bildung führen. Seine Forderung ist, „daß man sich auf honnêteté, Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, un bon goût und galanterie befleißige: denn wenn man diese Stücke alle zusammensetzt, wird endlich ein parfait homme Sâge oder ein vollkommener weiser Mann daraus entstehen, den man in der Welt zu klugen und wichtigen Dingen brauchen kan". Der Gegensatz gegen die theologische Fundamentierung der bisherigen Bildung tritt hier nur indirekt hervor, indem eine freie weltliche Bildung gepriesen wird. Direkt wird aber wieder das lateinisch-scholastische Joch bekämpft, die Gelehrsamkeit, die „den Kopff voll unnöthige Grillen und Sophistereien hat", die Verpanzerung mit der lateinischen Sprache, der die Muttersprache gegenübergesetzt wird, und die Verachtung der „schönen" und „nützlichen" Wissenschaften.

Mußte der Inhalt eines solchen Programms Aufsehen machen, so war auch seine Form von großer Bedeutung. Es war das erste Universitätsprogramm in deutscher Sprache, auch dies eine Folge der Nachahmung der Franzosen. Freilich hatte schon im 16. Jahrhundert in Deutschland ein Tilemann Hevelingh, wiederholt ein Paracelsus (vgl. S. 532) deutsch gelesen, und im 17. Jahrhundert hatte schon Balthasar Schupp gegen die Vorherrschaft des Lateinischen gewettert, es scheint sogar, als ob zu Thomasius' Zeiten auch Buddeus in Jena deutsche Vorlesungen gehalten habe: aber wie dem auch sei, des Thomasius Schritt war ein außerordentlicher Bruch mit dem Herkommen und wurde als solcher von der Zunft empfunden. Man hielt, wie Thomasius sagt, „das ehrliche schwarze Brett" für „beschimpft". „Ein solcher Greuel sei nicht erhöret worden, weil [so lange] die Universität [Leipzig] gestanden." Aber diese Einführung der Muttersprache in die „Gelahrtheit" war doch ebenso wie die durchgehende Hochschätzung des gesunden Menschenverstandes im Grunde die Vorbedingung für alle aufklärerische

Arbeit. Und wie Thomasius damit „der Ausbreitung der Gelehrsamkeit den Weg bahnen" und derselben auch „Leute, die sonsten einen guten natürlichen Verstand haben", teilhaftig machen wollte, so diente ähnlichen Zielen noch ein weiterer, ebenfalls wieder den Franzosen nachgetaner Schritt, die Begründung einer wissenschaftlichen, aber freier und populär gerichteten Zeitschrift in deutscher Sprache, seiner 1688 zuerst herausgekommenen, zwei Jahre mit öfter verändertem Titel erschienenen monatlichen „Gedanken über allerhand Lustige und Nützliche Bücher und Fragen", die sehr einschlugen und bald Nachahmungen hervorriefen. Der Kampf gegen die pedantische Gelahrtheit wird hier vor dem großen Publikum höchst wirksam fortgesetzt. Heftigste Gegnerschaft und Verfolgung blieben nunmehr nicht aus. Übrigens hatte Thomasius trotzdem als Universitätslehrer, insbesondere in Halle, wo seine Aufnahme den Anstoß zur Bildung einer Universität gab, große, freilich vor allem durch seinen unermüdlichen Eifer herbeigeführte Erfolge, besonders wieder bei der vornehmen Jugend.


Folterungsszene im 18. Jahrhundert. Nach einem Kupferstich von Johann Michael Mettenleiter (geb. 1765), im königl. Kupferstichkabinett zu München. Vgl. Text, S. 626.

Die Anläufe gegen die lateinisch-scholastische Bildung wie die Bestrebungen, die Bildung zu popularisieren, können allein nicht berechtigen, von Thomasius den Beginn der Aufklärung herzuleiten. Dazu gehört auch sein Auftreten gegen die erstickende Vorherrschaft der Theologie und sein Kampf gegen den damals noch sehr maßgebende Schichten beherrschenden Aberglauben. Aber man pflegt doch in beiden Beziehungen das Verdienst des Thomasius zu überschätzen. Er ist zwar in der Loslösung des Rechts von der Theologie über seinen Vorgänger Pufendorf (vgl. S. 617) noch hinausgegangen. Dessen Schriften hatten zunächst, wie Thomasius sagt, „die dunklen Wolken", welche anfangs noch „seinen Verstand verfinsterten", verjagt. Er hat seine neugewonnenen Anschauungen dann in Leipzig in Vorlesungen über Grotius und Pufendorf mit einer Kühnheit vorgetragen, die die Theologen zu seinen heftigsten Gegnern machte. Er schied Theologie und Philosophie aufs schärfste. Die Natur des Menschen, nicht die Theologie begründe das Recht wie die Moral. Aber doch ist er weit davon entfernt, so etwas wie ein Freidenker zu sein, sich gegen die Autorität der Schrift zu wenden. In Halle hat er es lange mit den Pietisten gehalten, nach dem Bruch mit ihnen hat er ihre äußerlichen Untugenden ebenso scharf bekämpft wie die der herrschenden Orthodoxie. Aber den Glauben griff er nicht an. Wohl aber hat er immer die Gewissensfreiheit verfochten und aller Ketzerrichterei und Ketzerverfolgung gegenüber Toleranz verkündet. Mit noch größerer Wärme hat er sich gegen die grausame Art der Hexenprozesse gewandt, gegen die ja eine von uns schon früher (S. 522 f.)

beobachtete Gegenströmung im stillen in manchen Territorien immer bestanden hat, selbst in richterlichen und Regierungskreisen. Die endliche Abschaffung der „Malefizgerichte" hat Friedrich der Große wesentlich als Verdienst des Thomasius gepriesen, der durch seine Stimme die Scham geweckt habe. Aber gleichwohl hat Thomasius, der auch von des Holländers Bekker Werk: „Te betoouerde Weereld" (bezauberte Welt) wesentlich angeregt zu sein bekannte, nur die schlimmen äußeren Begleiterscheinungen des Wahns bekämpft, wie er denn auch für Abschaffung — aber für eine allmähliche — der von Leibniz noch für unentbehrlich gehaltenen Folter in allen Kriminalprozessen (siehe die Abbildung, S. 625) eingetreten ist. Den zugrunde liegenden Aberglauben selbst hat Thomasius aber durchaus geteilt. Immerhin hat sein Eifer wie später die Aufklärung überhaupt bewirkt, daß in den protestantischen Gebieten der Hexenwahn viel eher eingedämmt wurde als in den katholischen, wo insbesondere in Bayern im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts die Epidemie sogar gewaltig anschwoll. So ist denn der Standpunkt des Thomasius im ganzen doch ein beschränkter, wenn er auch z. B. im Gegensatz zu Leibniz nicht von den Höfen und Sozietäten, sondern von der Freiheit allen Fortschritt erwartete, seine aufklärerische Arbeit eine ziemlich oberflächliche, sein Geschmack niedrig, seine Sprache ungewandt und mit Fremdwörtern gespickt: er entsprach eben ganz den Anforderungen seiner Zeit, der Blütezeit der französischen Modebildung.

Es war die Zeit, die sich selbst die „galante" nannte, und die in ihrer Bedeutung doch noch eine nähere Betrachtung erfordert. „Galant" war damals ein Modewort, es bezeichnete ein Buch so gut wie einen Pantoffel. Thomasius erklärt den Begriff als „etwas gemischtes, so aus dem je ne scay quoy, aus der guten Art, etwas zu thun, aus der manier zu leben, so am Hoffe gebräuchlich ist, aus Verstand, Gelehrsamkeit, einem guten judicio, Höfflichkeit und Freudigkeit zusammengesetzet werde und deme aller zwang, affectation und unanständige Plumpheit zuwieder sey". Deutlich sieht man hier den siegreichen Einfluß der französischen Bildung. Eine mindere Schwerfälligkeit, eine größere Zierlichkeit, eine gewisse Natürlichkeit und größere geistige Freiheit zeichnen in der Tat die Epoche aus. Dazu kam eine veränderte Rolle des weiblichen Geschlechts. Der Deutsche war jetzt wirklich zum Halbfranzosen geworden. Das Französische war nun die Gesellschaftssprache schlechthin: wie in der Konversation galt auch im Brief entweder nur das Französische für anständig — so versicherten die Lehrmeister die spätere Frau Gottsched, „es sey nichts gemeiner, als deutsche Briefe" — oder allgemeiner, bis 1730 etwa, eine deutsch-französische Mischsprache, bei der die eingestreuten französischen Worte und Wendungen, die französische Anrede, Grußformel, Adresse u. s. w., das Gespräch oder den Brief eigentlich als französisch hinstellen und das Deutsche entschuldigend verstecken. Diese radikale Hinneigung zum Französischen hat nun im Laufe der Zeit die Einfachheit, Klarheit und Natürlichkeit der „netten" französischen Sprache doch wirken lassen, wenngleich sich viele nur mit den Äußerlichkeiten begnügten. Die durch Boileau durchgedrungene Opposition gegen den Bombast und die Phrase, der reinere Geschmack der auch in Deutschland gelesenen französischen Klassiker wurde nun wieder vorbildlich. Schließlich ist daran der deutsche Ausdruck selbst geschult worden. In der dem Franzosen widerstrebenden Komplimentierart wurde man ebenfalls weniger geschmacklos und kürzer. Thomasius empfiehlt für Komplimente, sie sollen „so kurtz als immer möglich und hingegen desto nervoser seyn". Und Rohr meint: „Die kurtzen Complimens, wann sie dabey manierlich abgefaßt, sind heutiges Tags fast mehr beliebter als die weitläufftigen." Das Wesentliche der galanten Bildung war sodann der weltmännische und weltliche Zug. Von der Opposition gegen die Kirchlichkeit ist die feine Gesellschaft nun völlig

erfüllt. Schon um 1650 war der feinere Landedelmann dem zelotischen und polemischen Wesen der Pfaffen abhold, tolerant gegen freigeistige Ausländer und Andersgläubige, als Evangelischer namentlich gegen Katholiken, sonst aber noch fromm und kirchlich. Die Kavalierreise gerade aber brachte in diese, überhaupt in die besseren Kreise immer freiere Ansichten, die sich bei lockerem Genußleben dann besonders rasch einbürgerten und aus der Neigung, alles leicht zu nehmen oder zu verspotten, Nahrung zogen. 1680 schreibt Kortholt den Reisen den Import „jener thörichten und ungeheuerlichen Religionsideen" zu: „solche Menschen pflegen dann einen Herbert, Hobbes und Spinoza, diese geschwornen Religionsfeinde, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten mit prahlerischem Eifer allen Freunden und Genossen zu empfehlen". 1701 sehnt schon eine von Löscher gegründete Zeitschrift eben diese Zeit vor zwanzig Jahren zurück, wo noch nicht eine so schlimme Literatur alle Buchläden füllte und man „mit Erstaunen anhörte, was vor Unheil das ungemessene Bücherschreiben durch viel atheistische und fanatische Bücher im allzu freien Holland anrichtete". Über das allmähliche Einschleichen der Schriften Spinozas hatte selbst Thomasius schon geklagt. Merkwürdigerweise drangen freie Ansichten auch ins niedere Volk, vielleicht infolge der Ansteckung der Dienerschaft vornehmer Leute, aber auch schon längere Zeit infolge der Kriegsdienste oder sonstigen Aufenthalts im Ausland wie der Berührung mit fremden Kriegsscharen im Dreißigjährigen Kriege und später. Jedenfalls waren nach einem Zeitgenossen um 1700 einfache Bürger in Breslau religiös ganz indifferent, freigeistige Ansichten „unter dem gemeinen Volk fast häufiger als unter den Gelehrten" und „unter hundert Bürgern vielleicht nicht einer, der anders dachte". Gegen die Lehrer an höheren Schulen sodann waren Ketzerrichter auch besonders mißtrauisch. Aber von all dem abgesehen, für galante Leute war Religionsspötterei eben Mode geworden. Talander klagt einmal über die Einbildung, „daß ein junger Mensch denket, das stehe galant, wenn er in die Kirche kömmt, den Hut fein trotzig à la mort bleue nach dem linken Ohr drücket, kein Gebet thut und sich an heiliger Stätte in Lachen, Reden und Gebehrden der größten Freiheiten gebrauchet". Aufs schärffte wurde weiter von den galanten Leuten jener Gegensatz zur Schulfuchserei betont: „So soll ein Galanthomme auch kein Pedante seyn." Überhaupt verbannte man nun alles Grübeln, auch alles melancholische Wesen. Man zog nach Thomasius „eine vergnügliche Lebens-Art" einer „verdrießlichen und pedantischen" vor. G a l a n t e L e i c h t l e b i g k e i t setzte sich tändelnd über die Sorgen, den Ernst des Lebens hinweg. Dieses heiter und zierlich schön zu gestalten, wurde das Ideal: die Dekoration des Lebens rückte ganz in den Vordergrund.

Jetzt gelangte jenes Streben nach V e r f e i n e r u n g d e r L e b e n s h a l t u n g (vgl. S. 603) auf seinen H ö h e p u n k t. Wie man sich im Geschmack äußerst vorgeschritten vorkam, wie man auf das Altfränkische spöttisch herabsah, „von Hoffmanns [von Hofmanswaldau] oder Caspars [Lohensteins] Poesie mehr hielt als von Hanns Sachsens Reimen oder andern Meister-Gesängen", wie Thomasius es lächerlich fand, wenn er „von dem Frantzösischen Sprachmeister an des Schottelii teutsche Sprachen Schul, von dem Dantzmeister auff die Kirmessen, von unsern Mode Schneidern an einen Dorffstörer oder von denen Köchen, so die Speisen wohl zuzurichten wissen, auff die altväterischen Sudelköche, die einen guten Hirsenbrey mit Biere und dergleichen Leckerbißlein aus denen alten Kochbüchern anrichten können, verweisen wolte", so war man in der Art, sich zu geben, dem G r o b i a n i s m u s v ö l l i g e n t r o n n e n, und auch die alte Völlerei kam immer mehr aus der Mode. In einem Leipziger Kochbuch der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird z. B. der stärkere Verbrauch von Tee und Kaffee in „galanten Compagnien" mit einem Streben nach Enthaltsamkeit zusammengebracht. „Es fangen auch",

heißt es weiter, „bereits die Deutschen an, sich des Vollsaufens zu schämen, wie denn in Leipzig anitzo gebräuchlich, daß auf Hochzeiten und Gastereyen beim Gesundheittrincken ein jedweder nach seinem Belieben sich selbst viel oder wenig einschenken darf.“

Aber jene gerade damals Deutschland erobernden feineren Getränke hatten auch sonst große Bedeutung für die gesellige und geistige Kultur. Wie alles Neue und Feine kamen sie, der Kaffee, der Tee und der Kakao (die Schokolade), nach Deutschland vor allem über das bewunderte Frankreich, wo sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Hofgesellschaft eroberten. Lise Lotte, die Deutsche von guter, alter, derber Art am Pariser Hofe, ist entsetzt über „dießes zeug“, das sie auch für ungesund hält: „ich nehme mein leben weder thé, caffé noch chocolatte“ (was ihre Verwandten in Hannover und der Pfalz schon taten), „was ich aber wohl eßen mögte, wäre eine gute kalteschal oder eine gute biersub“. So mochten den modischen Getränken gegenüber auch viele in Deutschland selbst denken, lernten sie aber bald schätzen. Außerhalb der höfischen Kreise trugen zur Verbreitung des wichtigsten Getränkes, des Kaffees, vor allem die Kaffeehäuser (siehe die nebenstehende Abbildung) bei, deren erstes 1671 in Marseille errichtet zu sein scheint. Nach Deutschland kamen sie aber auch unter englischem Einfluß: das norddeutsche „Coffee“ (Koffi) weist auf England und Holland als Vermittler. 1680 wurde das erste deutsche Kaffeehaus von Bontekoe, einem holländischen Arzt und Apostel des Kaffees und Tees, in Hamburg errichtet; im Süden, in dem später der Kaffee nie so großen Boden gewann wie in Kursachsen und im Norden, folgten solche bald, so 1683 in Wien, 1687 in Nürnberg, 1692 in Frankfurt, wo 1698 bereits drei vorhanden waren. In Leipzig schritt 1697 der Rat gegen die „ungebührlich Thee- und Caffee-Stuben“ wegen mancher zweifelhaften Dinge (weibliche Bedienung, Hasardspiel) ein, bald überwanden die Kaffeehäuser jedoch diese Angriffsperiode. Die literarische oder gar die politische Rolle, die sie in Frankreich und England gespielt haben, — Michelet und Macaulay haben sie geschildert — war ihnen in Deutschland bei weitem nicht beschieden. Aber auf die Hebung des geselligen Verkehrs und geistiger Interessen wirkten sie auch hier bedeutend. Statt des unflätigen Wirtshaustreibens früherer Zeit entfaltete sich ein ganz anders geartetes Leben. Der „politische“ Galanthomme las dort zuerst die kuriösen Zeitungen, woran sich ein politisches, sich wesentlich mit dem allein interessanten Ausland beschäftigendes Gespräch knüpfte; man spielte weiter dort stundenlang Billard oder die neuen feinen Kartenspiele, vor allem das gepriesene L'hombre, und vergnügte sich an dem erst jetzt recht in Blüte kommenden Tabakrauchen, das nun vom Kaffee unzertrennlich wurde.


„Das Coffehaus.“ Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. II, Würzburg 1711.

Der Tabak war als Pflanze, als Heilpflanze schon im 16. Jahrhundert auch in Deutschland bekannt geworden. Der indianische Brauch des Rauchens kam in diesem Jahrhundert

schon nach England, von dort nach Holland, und zu Anfang des 17. Jahrhunderts verbreitete er sich auch, immer, wie noch lange, unter vielfältigen Angriffen und Verboten, in Frankreich. Englische Hilfstruppen des Winterkönigs, niederländisch-spanische, überhaupt fremde Kriegsvölker brachten die Sitte und zwar als „Trinken“ (Rauchen), „Essen“ (Kauen), „Schnupfen“ nach Deutschland, wo sie aber in dem mit Holland und England verkehrenden Hamburg bereits Ende des 16. Jahrhunderts Fuß gefaßt hatte. Um 1650 rauchten schon die Bauern wie das niedere städtische Volk. Gleichzeitig begriff man den Wert des Anbaues der Pflanze und seine finanziellen Erträge. Um 1630 finden wir die Tabakskultur in Nürnberg, in Sachsen, in Thüringen, gegen Ende des Jahrhunderts kam sie nach der Pfalz, nach Brandenburg, Hessen, Mecklenburg. Anderseits wurde das Rauchen und Schnupfen vielfach verboten, und Geistliche eiferten von der Kanzel dagegen. Demgegenüber warben andere, so wieder jener Bontekoe, für „das nie satt gepriesene Rauch-Kraut“: nichts sei „dem Leben und der Gesundheit so nöthig und dienstlich“. Auch in Deutschland änderte die Literatur den anfangs polemischen Ton (siehe die nebenstehende Abbildung) in Lob und Preis des Tabaks, namentlich eben seit der galanten Zeit. 1719 erschien ein Sammelwerk: „Das beliebte und gelobte Kräutlein Toback“, und unter den nun zahlreich auftretenden poetischen Aposteln des Knasters ragte Johann Christian Günther mit seinem „Lob des Knaster-Tobacks“ hervor. Die Verbindung mit den neuen Getränken — schon der Holländer Blancard zeigt sie in seinem Werk: „Haustus Polychressti Oder: Zuverlässige Gedancken vom Thée, Coffée, Chocolate Und Taback“ (1705) — wurde eben besonders durch die Kaffeehäuser eingebürgert und wurde ebenso im deutschen Hause bewahrt, wo im späteren 18. Jahrhundert das Kaffeeschälchen und die Pfeife, mit denen bald Luxus getrieben wurde, die wahre Gemütlichkeit ausmachten. Man denke an Vossens Dichtungen! „Laßt die Grillen immer schwärmen, setzt ein Schälgen Kaffe drauf Und steckt ein Pfeifgen an: so hört die Unruh auf“, hieß es aber schon früher. Verehrerinnen des Kaffees im Hause waren vor allem die Frauen, die sich bald einer Kaffeeleidenschaft hingaben, zum Morgenkaffee den am Nachmittag fügten und ihm auch in den früh verspotteten Kaffeekränzchen huldigten. Gesellige, oft recht üppige Frauen- wie Männerkränzchen kennen wir übrigens schon aus dem 16. Jahrhundert. Wer das nächste Mal bewirten mußte, erhielt dabei einen Kranz aufgesetzt. Übrigens rauchten auch nicht wenig Frauen. Für sie wie überhaupt für die vornehme Geselligkeit war aber der Tabaksgenuß in der Form des Schnupfens beliebter, und das Döschen, bald auch ein Gegenstand des Luxus, ward der galanten Welt, mit Einschluß der weiblichen, unentbehrlich. Der Kaffee wie der Tee haben im übrigen gegenüber dem Bier- und Weingenuß, der ja natürlich nicht aufhörte (siehe die Abbildung, S. 630) — gerade um 1730 zählt ein Leipziger eine Unzahl von beliebten lokalen Biersorten mit den alten humoristischen



Teil eines Spottbildes auf den Tabak (17. Jahrhundert): „Crafft, Tugent und würckung des hochnutzbarlichen Tabac durchs ABC gezogen“, wiedergegeben in Henne am Rhyn, „Deutsche Kulturgeschichte“, 2. Auflage, Bd. II.

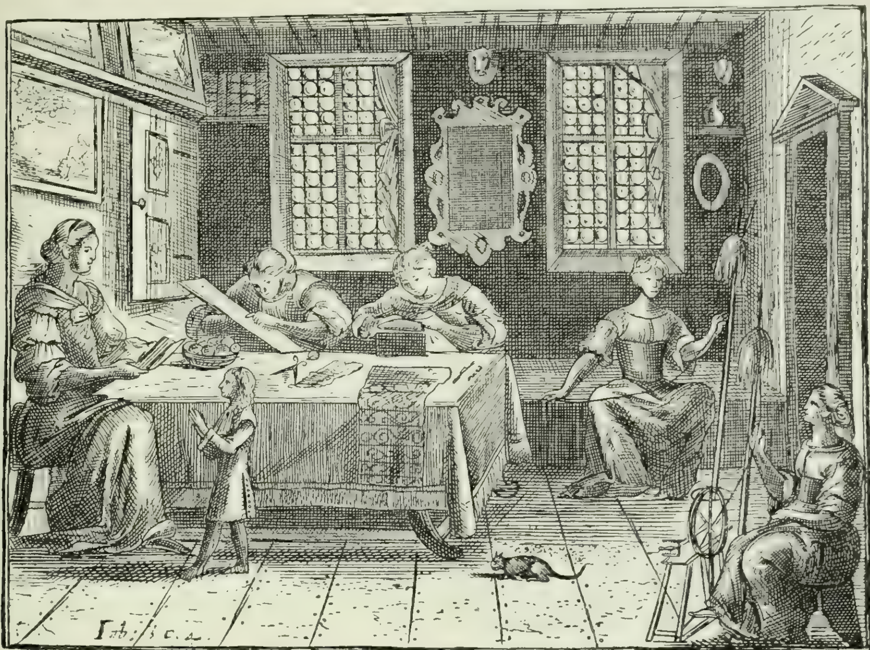
Namen auf —, aber stark zurückging, eine kaum zu überschätzende Bedeutung für die aufblühende geistige Kultur des 18. Jahrhunderts gehabt. Der wie der Tabak von der Poesie bis etwa 1730 hoch gepriesene Kaffee hat die Sitten mildern, den Geist schärfen, die Menschen harmloser machen helfen. Das Zeitalter der Literatur und Humanität darf den einsamen Kaffee des Schöngeistes und Poeten oder ihre, gefühlvolle Unterhaltung anregenden literarischen Kränzchen bei Kaffee und Knaster (Klopstock, Ramler) als vorbereitende Voraussetzungen betrachten. Und wenn man auch später gegen die Kaffeeseuche loszog, gewährte doch noch gegen 1800 der Kaffeegarten mit seiner heiteren, geistig belebten Atmosphäre ein erfreuendes Bild. In der galanten Zeit überwog aber des Kaffees Bedeutung für die gesellige Konversation: der Kaffee- und Spieltisch vereinigte die galanten Damen und Herren zu artiger Unterhaltung. Die Sitte scheint aber auch gewisse Änderungen in der Wohnung verursacht zu haben. Wenigstens brachte man später die Einrichtung der Visitenstube mit dem von der Hausfrau häufig erwarteten Kaffeebesuch in Zusammenhang, obgleich die „Putzstube" wohl älter ist.



„Der Wein- und Bierschenk." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711. Vgl. Text, S. 629.

Überhaupt hat die feinere Zeit gerade die Wohnung auch der wohlhabenderen Schichten eleganter und weniger einfach gestaltet, als es, von patrizischen Prunkhäusern abgesehen, im 17. Jahrhundert die Regel war. Das Palais der Vornehmen wurde allgemeines Muster: überall reicher Zierat an der Außenseite, breite Treppen, hohe Zimmer mit Flügeltüren und großen Fenstern, welche Tafelscheiben anstatt der kleinen runden oder viereckigen Scheiben hatten, dazu parkettierte Fußböden, dekorative Decken (Stuck und Malerei), bemalte Seiden- oder „Samt"-tapeten — die Holztäfelung war schon im 16. Jahrhundert zum Teil wieder den Wandbehängen (nunmehr Ledertapeten, kostbare Damast- und Samttapeten) gewichen —, endlich die schon im 17. Jahrhundert allgemeiner verbreiteten Fenstervorhänge, schöne Kronleuchter und große Spiegel, Kamine und Nippesschränke. Die Ausstattung entsprach der nun angenommenen höfischen Gesellschaftstracht, dem Tressenrock, den seidenen Hosen und Strümpfen, der Stutzperücke und dem Degen der Herren, welch letzterer durch Ordnungen gegen das Waffentragen nunmehr dem Bürger, wie seit langem dem Bauern, genommen wurde, ebenso dem noch zu schildernden Kostüm der Damen. Diese Welt bedurfte vor allem der Gesellschaftszimmer, die die alte, alle versammelnde große Familienstube in den Hintergrund drängten, des Boudoirs für die Damen und eigener Putz- und Ankleidezimmer für ihre nun notwendige umständliche Toilette. In der eigentlich vornehmen Welt war das natürlich alles reicher und großartiger ausgebildet. Und diesem Bedürfnis nach Eleganz entsprach jener Stil, den wir (S. 583) bei der Architektur als Verwilderung des Barock kennen lernten, der aber viel weniger ein Architekturstil als ein Stil der Inneneinrichtung ist, das Rokoko, das in

Deutschland zahlreiche Paläste, aber auch die reichen Kirchen des österreichischen Südens aufweisen. Dekoration ist sein innerstes Wesen, wie Dekoration des Lebens das Hauptziel der ganzen galanten Zeit ist. Zierlichkeit, Koketterie, Laune, Willkür und doch feine Manier prägen sich auch in diesem Stil aus, das Matte, Gedämpfte — die Eleganz liebt zarte, verwaschene Farben, Rosa, Blaßgelb, Hellgrau, Wasserblau —, das dem Schwulst, dem Pathetischen des Barock Abholde gleichermaßen. Man hat die Bezeichnung Rokoko früher zeitlich zu weit gefaßt, als den feinen Stil des 18. Jahrhunderts überhaupt; es ist vielmehr in Deutschland der Stil der Blütezeit der französischen Bildung, der allerdings über die eigentlich galante Zeit hinaus bis etwa 1750 und gelegentlich länger währte. Er war in Frankreich entstanden aus einer Reaktion



Frauenarbeit im 17. Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687. Vgl. Text, S. 632.

gegen den erstarrten, langweiligen, prunkhaft-zeremoniellen Glanz des Hofes Ludwigs XIV. Die Periode der dekadenten Regentschaft zog dem öffentlichen theatralischen Pomp in weiten Sälen den feinen Duft zierlichen Privatlebens in intimen Räumen, der monumentalen die kleine Kunst, dem Zwange der Zeremonie, dem ausgestopften Heldentum und der verschnörkelten, allegorischen Manier der geistigen oder künstlerischen Unterhaltung eine ungenierte, freiere, einfachere, verständlichere Art vor; ja es kam schon ein Zug zur Natürlichkeit hinein, zur Ursprünglichkeit, der sich in jenen Schäferspielen wie in den „Wirtschaften", den Bauernmaskeraden der feinen Welt, freilich höchst künstlich, ausdrückte. Vornehmheit, Exklusivität blieben gleichwohl selbstverständlich und ebenso die äußerliche, dekorative Auffassung des Lebens.

Das erst nachmals und zwar in verächtlichem Sinne als für einen abgetanen Stil angewandte Wort „Rokoko" mag mit rocaille, dem zackigen, unregelmäßigen Stein- und Muschelwerk, das, vielleicht von den Silberschmieden zuerst ausgebildet, ein wesentliches Element dieses Stiles ist, zusammenhängen und zeigt dann gerade wieder die Wichtigkeit des Dekorativen.

Das Hauptfeld des Rokoko war daher die kunstgewerbliche Kleinkunst. Sie bewährt sich in der Plafonds- und Wändedekoration, in den Möbeln und dem porzellanenen Kleingerät. Bei den Möbeln, unter denen die hochbeinigen Schränkchen jetzt die Kommode verdrängt, tritt an Stelle des Schnitzwerkes die Marqueterie; neue kostbare Holzarten, besonders Mahagoni, werden verwendet, dazu Elfenbein, Schildkrot u. a.; die Möbel werden glänzend poliert und mit vergoldeter Bronze beschlagen; vor allem erhalten sie durch das neue Ornament und die Vorliebe für geschweifte Linien eine Fülle neuer Formen. Das leichte, zierliche, plastisch so mannigfach zu gestaltende Porzellan sodann gibt erst das rechte Gerät für die feine Welt und mit seinen Menuettfiguren und puppenhaften Schäferinnen den rechten Schmuck des Boudoirs. Seine Fabrikation kommt freilich erst nach der Blütezeit des Rokoko auf ihre volle Höhe. Alles wird mit liebenswürdiger Grazie behandelt, Stoffe wie Motive werden in freier Komposition verwendet. Die Umrahmung, die beliebte Kartusche, das überall angebrachte Feld mit dekorativen Malereien, Stickereien u. s. w. wird völlig launenhaft und ohne Regel umrandet. Die Symmetrie wird verbannt, auch in den Möbeln; die Bank z. B. wird zum unregelmäßigen Polstersitz. In der Architektur, die für das Rokoko nicht wesentlich ist, hat der geschweifte, gezierte Möbel-, der typische Kommodenstil des Rokoko, wie betont, im ganzen wenig, aber gerade in Deutschland mehr Verwendung gefunden als in Frankreich, wo das einfache Äußere der Bauten den feinen Glanz des Inneren nicht ahnen läßt. Aber die Hauptsache bleibt die Innendekoration. Die Wohnung wird auch nicht nur eleganter, vielmehr bequemer, weicher, wirkt freilich kalt, wie der Salon noch lange. Alles Leere und Steife aber schwindet, die Flächen werden belebt durch die Dekorationen, verdeckt durch die zahlreichen neuen Möbelformen, und weiter füllt das Zimmer eine Menge von dem zum galanten Wesen passenden Kleingerät, Nippessachen, Bronzegruppen, Uhren, Vasen, Porzellanfiguren und weiche Pastellbilder. Das Intimste und Feinste der Wohnung wird aber das Boudoir, in dem die nun zu ganz anderer Rolle gelangte Frau herrscht, der Raum des tête à tête, der Causerie, vornehm, bequem, niedlich.



Lise Lotte von der Pfalz (1652—1721). Nach dem Kupferstich von Marie Horthemels (Gemälde von Hyacinthe Rigaud, 1659—1743). Vgl. Text, S. 633.

Das leitet uns zu einem stark zu betonenden letzten Charakterzug der galanten Zeit, zur Wandlung, die sie nach französischem Vorbild in der Stellung der Frau herbeigeführt hat. Seit dem Ausgang des Mittelalters war die deutsche Frau auf das Haus beschränkt gewesen (siehe die Abbildung, S. 631), durchaus zu ihrem Glück. Denn als seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts der alamodische Ton in die Männerwelt fuhr, das Gemachte, Unnatürliche, Äußerliche, sank die Durchschnittsfrau zwar noch tiefer in den Augen der Herren

der Schöpfung, weil sie es ihnen an modischer Bildung nicht gleich tat — eine Nürnberger Bürgerin scheute sich z. B., ihrem jungen Schwager mit ihrem „unformlichen Weiberschreiben" vor Augen zu kommen —, aber sie bewahrte, wie gerade die Frauenbriefe zeigen, die alte gute Art, Natur und Gemüt, auch noch wirklichen frischen Humor. Neben der Susanna Behaim um 1640, die in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" zu neuem Leben erweckt ist, stehen adlige und fürstliche Frauen, später vor allem die unübertreffliche, volkstümlich derbe, durch und durch gesunde Lise Lotte von der Pfalz (siehe die Abbildung, S. 632). Eine Änderung des weiblichen Niveaus war im 17. Jahrhundert für einen Teil zunächst durch die damals noch herrschende gelehrte Bildung eingetreten. Die Frage, ob Frauen sich mit gelehrten Dingen beschäftigen dürften, war ein beliebtes Thema italienischer Humanisten gewesen und kam auch in die deutsche Literatur, sich zu Erörterungen über die Inferiorität der Frauen überhaupt erweiternd, die aber schon Agrippa von Nettesheim (vgl. S. 454) und gegen 1600 Simon Gedicke u. a. lebhaft bestritten. Praktisch wurde die Frage gelöst durch die gelehrten Frauen, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts und später zunächst in dem Musterland der humanistischen Gelehrsamkeit, in Holland, von gelehrten Vätern und Gatten, namentlich Professoren und Pastoren, gezüchtet wurden, wie Anna Maria von Schurmann. Diese gelehrten Wunder wurden dann auch eine modische Erscheinung der deutschen gelehrten Welt, und da die fürstliche Erziehung zum Teil noch dem gelehrten Ideal des 16. Jahrhunderts huldigte, sogar fürstlicher Kreise (Luise Amöne von Anhalt, Antonia von Württemberg, Sophie von Braunschweig). Gegen 1700 war die Erscheinung so stark, daß eine ganze Literatur darüber unterrichtete (Meuschen, „Schau-Bühne Durchläuchtigst-Gelehrter Dames"; Paullini, „Hoch- und Wohlgelahrtes Teutsches Frauenzimmer" u. v. a.). Auch jene Frage, ob den Frauen das Studium dienlich sei, ward vielfach erörtert. Dieser Kultus des „gelehrten Frauenzimmers", der 1707 sogar zum Gedanken einer Jungfernakademie führte und später noch von Gottsched stark betrieben wurde, war im Grunde der pedantische Ausdruck des Strebens, es ausländischen Frauen gleichzutun; er hat seine vernünftige Mäßigung in den noch zu besprechenden späteren Bemühungen um Hebung der Frauenbildung gefunden, hat aber die große Mehrheit der deutschen Frauen überhaupt nicht berührt. Viel mehr wirkte auf diese die Sucht, eine „galante" Bildung zu erhalten. Die neufranzösische Kultur, die von feingebildeten Frauen ganz wesentlich mitgetragen wurde



Studentenliebe in der „galanten" Zeit. Aus einem Stammbuch (Martin 10) der Universitätsbibliothek zu Jena. Vgl. Text, S. 634.

und ihre gesellschaftliche Seite überhaupt unter der völligen Herrschaft der Frauen gepflegt sah, machte ihre Ansprüche auch an die deutschen Frauen, zunächst der vornehmen Welt, geltend, die aber nur unvollkommen sich wenigstens der Äußerlichkeiten bemächtigten und die geistige Seite in der Erlernung der geschilderten „Komplimentierart“ erschöpft glaubten. Gleichzeitig, das war die Hauptsignatur eben der galanten Zeit, umgab die französierte Männerwelt die Frauen mit einem Nimbus, der schon in den schwülstigen Liebeshuldigungen des 17. Jahrhunderts seine Vorbereitung gehabt hatte, jetzt aber eine modische Äußerlichkeit wurde. An höfischen Festtafeln, wie 1700 zu Kassel, ward nun „eine so genanndte bunte Reihe“ gehalten, die galante Konversation mit Damen wurde der Hauptzweck der Geselligkeit, und das Courmachen (siehe die Abbildung, S. 633) obligatorisch. Und das ging in weite Kreise. „Was gehen nun da für galanterien vor?“ eifert Thomasius. „Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer oder doch an deren statt die Magd oder die Katze zu grüssen?“ Er verspottet die aus Romanen zusammengesuchten Liebesbriefe wie die „galanten Nachtmusiken“. Anderseits stieg aber zugleich die Achtung vor der natürlichen Begabung der Frau. Thomasius wollte seine moderne Bildung „einem Frauenzimmer“ wie einer „Mannsperson“ beigebracht wissen und versprach sich bei jenen „mehr Succes“, weil sie nicht wie die Männer von Jugend auf mit der pedantischen Gelehrsamkeit, dem Latein, „geplackt“ seien. Das „galante Frauenzimmer“ gab im übrigen an Verbildung und Wertschätzung des Äußerlichen dem männlichen Galanthomme nichts nach. Ein Hauptteil seines Tagewerkes vollzog sich am Putztisch (siehe die obenstehende Abbildung) in dem Anziehen des komplizierten, nunmehr ganz veränderten Kostüms, dem Schminken u. a. Nach französischem Muster angetan mit dem anfangs namentlich in Spanien beliebten Reifrock, den schon 1646 Moscherosch im „A la mode-Kehraus“ verhöhnte, der aber dann eine Zeitlang zurückgetreten war, darüber Seidenkleid und Schlepprobe, um die eng durch das Korsett geschnürte Taille das Mieder, wie meist bei Schnürung tief ausgeschnitten und den Busen zeigend, auf dem Kopf einen durch Drahtgestell



Ankleidezimmer eines „galanten Frauenzimmers“. Titelbild zu Amaranthes' „Frauenzimmerlexikon“, Leipzig 1715.



Tabakskollegium König Friedrichs I. von Preußen in der heutigen Drap d'or-Kammer des Berliner Schlosses.

Nach dem Ölgemälde von P. K. Leygebe. im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

und Wülste hervorgebrachten hohen, gepuderten Haaraufbau, auf Atlasschuhen mit hohen Hacken, in farbigen Strümpfen einherstelzend, im Gesicht, am Nacken und Hals das Schönpflästerchen, die ebenfalls schon von Moscherosch verspottete Mouche aus schwarzem Tafft, deren richtige Anbringung eine feine Kunst war und sie immer in den Spiegel blicken ließ, so erschien die Dame im Salon oder Boudoir. Sie erging sich in Komplimenten, las galante Romane, delektierte sich am Kaffee und führte neben dem Fächer die Tabaksdose bei sich, wie jener zur Koketterie bestimmt, aber, wie erwähnt, auch zum Gebrauch. „Tabak, beliebte Kost der Nasen, Galanter Hände Zeitvertreib", heißt es einmal. Gern brachte sie ihre Zeit am Spieltisch, am L'hombretisch zu. In den Jahresrechnungen reicher Hamburger oder Leipziger spielten die Posten für das Spielgeld der Frau ebenso eine Rolle, wie für fürstliche Damen bestimmte Summen dazu ausgeworfen wurden. Das Hasardspiel blühte überhaupt in der ganzen Zeit (siehe die nebenstehende Abbildung). Etwas Französisch parlieren, Spinettspielen und Ariensingen vollendeten die Bildung. Gegen dies galante Frauenzimmer haben dann später die moralischen Wochenschriften den Kampf eröffnet, insbesondere Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen". Daß sie Erfolg hatten, lag aber wesentlich daran, daß ein großer Teil der Frauen die Strömung nicht mitmachte, sondern die alte gesunde Art in eine bessere Zeit hinüberrettete.


Das Spielhaus. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711.

Und das ist nun schließlich überhaupt zu betonen, daß auch sonst, freilich zugleich in unerfreulichen Zügen, das alte deutsche Wesen und Unwesen in der galanten Zeit und durch sie hindurch vielfach weiter bestand. Trotz der erwähnten Zurückdrängung des „Vollsaufens" z. B. ist dieses damals sogar von galanten Höfen nicht ganz verschwunden — von dem biertrinkenden, oft berauschten Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. zu schweigen, das übrigens in feiner Form schon unter Friedrich I. (siehe die beigeheftete Tafel „Tabakskolleg") existierte. So hielt sich das Trinken an dem Hofe Augusts des Starken, dessen Kavaliere namentlich bei Anwesenheit von Polen ihre alte Zechkraft bewährten, so an dem zu Stuttgart, wo ein Würzburger Geheimrat Sieger im Kampf mit den dortigen Hofleuten blieb, so an dem zu Heidelberg, wo dem trunkfeindlichen Pöllnitz (vgl. S. 592) arg zugesetzt wurde, so namentlich an den, der Frauen ermangelnden geistlichen Höfen, wie zu Fulda und Würzburg und nach Chesterfield noch um 1750 zu Mainz und Trier. Von den Universitäten wurde schon gesprochen, und wenn auch später selbst Studenten in die Kaffeehäuser gingen, blühte vielerorten, wie der 1744 erschienene Zachariäsche „Renommist" für Halle und Jena zeigt, das alte Treiben weiter. Betrunkene blieben selbst in guten Kreisen keine seltene Erscheinung und „trunkene Weiber" auch nicht. Daß ferner volkstümliche Derbheit sich bis in die höchsten Kreise erhielt, zeigte schon das Beispiel Lise Lottes, aus deren Briefen köstliche Beispiele

angeführt werden könnten, zeigt die Roheit und die allem höheren geistigen Leben abgeneigte, kleinbürgerlich-hausväterliche Art Friedrich Wilhelms I. Eine Spur volkstümlicher Neigung zeigen sogar die erwähnten, neben den fremden Prunkfesten üblichen künstlichen „Wirtschaften", wo der Hof Bauer oder Handwerker spielte, sich auch derb benahm. Daß solcher Geist aber überhaupt immer noch allgemein auf Wirkung rechnen konnte, beweist die Rolle des volkstümlichen katholischen Predigers Abraham a Santa Clara, der nach mittelalterlicher Art auch das Possenhafte nicht verschmähte. Die Hofnarren der Fürsten ferner, die freilich immer witzloser wurden, verschwanden nur langsam — der letzte starb 1763 —, und der Hanswurst, der Rest des alten Volksschauspiels, wurde erst auf Gottscheds Veranlassung (vgl. S. 646) von der Neuberin in Leipzig bildlich verbrannt. Möser und Lessing haben das später nur beklagt. Keineswegs waren auch alle Fürsten von den verrückten Anschauungen über ihre Halbgöttlichkeit und der Verachtung der Kanaille erfüllt oder geneigt, Mädchen bürgerlichen Standes nur für Maitressen geeignet zu finden: das zeigt die Heirat der Barbiertochter Rosine Elisabeth Mente zu Minden mit Rudolf August von Braunschweig, einem dem französierten Wesen durchaus abholden und gern plattdeutsch sprechenden Fürsten, und die der Dessauer Apothekertochter Anna Luise Föse mit Leopold von Dessau. Ebenso hat sich im Bürgertum, insbesondere freilich bei den Frauen, recht viel von gesundem Wesen im stillen erhalten. Es ist der Fehler vieler allzusehr generalisierenden Geschichtschreiber, neben den hervortretenden Richtungen die Unterströmungen zu übersehen. Wie dieses Buch immer wieder die landschaftliche Verschiedenheit und ebenso die kulturellen Unterschiede der einzelnen Gesellschaftsschichten betont, so sei hier auch nachdrücklich auf die Existenz einer gesunden Unterströmung in dieser verbildeten Zeit hingewiesen, an die allein der spätere Wandel anknüpfen konnte.

XI. Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand. Geistige Vorherrschaft Deutschlands in Europa.

Erstaunlich sind die Fortschritte, die der Deutsche in den letzten 150 Jahren gemacht hat. Unsere Generation hat das „Volk der Dichter und Denker" zu einer politisch und wirtschaftlich mächtig entwickelten Nation sich auswachsen sehen. Aber jene anfangs mehr spöttisch gegebene Qualifikation als Dichter und Denker, die selbst landläufig Gebildete gern als eine von jeher dem Deutschen gebührende ansehen, ist auch erst jung erworben. Das Urteil Sebastian Francks im 16. Jahrhundert: „Ein Teutschen kennt man bei seiner Thorheit, Unfleiß, Onsorg, Sauffen und Kriegen" begann erst sehr allmählich seine Geltung zu verlieren. Der Deutsche wuchs an der Hand des Fremden: aber er mußte zunächst durch jene Epoche der Verbildung, in der freilich sehr viele fruchtbare Keime gelegt wurden, hindurchgehen. Aus ihr mußte er heraus: diese Erkenntnis wurde bald allgemein. Sie war anfangs sehr unklar vorhanden und äußerte sich in wunderlichen Formen. Gustav Freytag, der einmal die ganze Zeit bis 1848 die Periode der Sehnsucht genannt hat, meint ihren Beginn schon bei den zerbrochenen Fensterscheiben des Dreißigjährigen Krieges und den gesuchten Phrasen der jungen Obersten, die im Zelt des Generals Hatzfeld bankettierten, sehen zu können, er hält also sogar jene Verbildung für eine erste Form dieser Sehnsucht nach etwas Fehlendem im deutschen Leben.

Gegenüber der Roheit der früheren Epoche trifft das zu: aber schärfer zeigt sich diese Sehnsucht doch erst gegenüber der Äußerlichkeit gerade der neuen Bildung, von der hinweg man sich ins Innere flüchtete. Dieser innerliche Zug äußerte sich vor allem in mystischen Formen, wie schon bei Valentin Weigel und Jakob Böhme, und obwohl die immer zahlreicheren Schwärmer und Chiliasten, wie Quirinus Kuhlmann, Gichtel, aber auch die Rosenkreuzer und Geheimbündler des 17. Jahrhunderts nur Fortsetzungen einer viel älteren mystischen Entwickelung waren, so sind sie doch für das 17. Jahrhundert besonders charakteristisch. Eben die Erstarrung und Veräußerlichung auch des damaligen kirchlichen Lebens, die zänkische Polemik der Orthodoxen zog jenen Zug groß. Schon der Dreißigjährige Krieg hatte doch zugleich den inneren Menschen gewaltig erschüttert und ihm an das Herz gerührt. Seitdem wuchs das Bedürfnis nach innerer Erhebung und Tröstung, ohne daß ihm die Kirche gerecht wurde. Bei den Katholiken zeigte sich die Stimme des Herzens, tiefer Empfindung schon bei Spee, trotz aller Verschnörkelung und zeitgemäßen Überladung seiner geistlichen Minnelieder, später noch schärfer bei Angelus Silesius, aber auch in der Erbauungsprosa, so in dem gefühlsreichen „Leben Christi" des Paters von Cochem. Bei den Protestanten ging die Strömung immer mehr ins Breite und mündete im Pietismus. Es war die aufs Praktische gerichtete Persönlichkeit eines Spener, die sie aus dem Vereinzelten und Geheimen heraushob und sie

auf weite Laienkreise reformatorisch wirken ließ. Das „Herz" ward ausdrücklich von ihm betont; im kleinen Kreise häuslichen Charakters sollte die Seele erhoben, der innere Mensch geweckt werden und die eifrige Lektüre und einfache Auslegung der Bibel das Hauptmittel dazu sein. Nachdrücklich wurde das allgemeine Priestertum der Laien gefördert. Es bildeten sich nach dem Muster der collegia pietatis, die Spener seit 1670 in seinem Hause abhielt, bald überall Konventikel, die den Kultus des Inneren mit Inbrunst pflegten. In den Kreisen der Gelehrten mit dem Zentrum Halle und der Bürger, aber auch beim Adel — Seckendorf, Uffenbach, Canitz, Zinzendorf seien besonders erwähnt — fand die neue Richtung guten Boden. Ihre Hauptträger wurden jedoch die Frauen. Sie waren eben Pflegerinnen des bisher so arg zurückgesetzten Gemüts. Bürgerliche Frauen, die die Stellung ihrer Männer nicht zu besonderem Heraustreten in die galante Welt nötigte, und Frauen des Landadels, die nicht allzusehr von der Sehnsucht nach dem Hofe angesteckt waren, namentlich ältere unverheiratete Damen, die sich nicht wie ihre katholischen Schwestern ins Kloster zurückziehen konnten, fanden nun Entschädigung für ihre Abgeschlossenheit in dem neuen Gefühlskultus, besonders auch durch eine genossenschaftliche Organisation. So bahnte sich ein Verkehr über den kleinen Kreis des Hauses an und wurde für viele ein Bedürfnis. Der Brief, in der politischen und galanten Welt schon ein so wichtiges Mittel, förderliche Bekanntschaft zu pflegen, wurde auch für den Austausch der Gefühle, wofür ihn schon die mittelalterlichen Mystiker und nach ihnen katholische Klosterleute wohl immer, wenn auch in geringerem Maße, benutzt hatten, überaus wichtig: Spener und später Francke machten vor allem durch ihn Propaganda. „Erbauliche correspondence" vermittelte nun zwischen der Heimat und Vertriebenen oder sonst entfernt Wohnenden, zwischen Frauen untereinander, zwischen Frauen und Männern, mit persönlich Unbekannten, auf deren anregende Korrespondenz man durch andere aufmerksam geworden war. Der Ton dieses schriftlichen wie des Verkehrs der frommen Seelen überhaupt ist bald ein überschwenglicher geworden. Die sich aus dem Kultus des Inneren ergebende Selbstbeobachtung führte, namentlich bei den Frauen, zur Aufregung. Die Träne begann eine Rolle zu spielen. Überhaupt begleiteten die Strömung sofort krankhafte Auswüchse muckerischer, oft auch sinnlicher Natur. In der Ausdrucksweise wurde zugleich jener von der galanten Welt schon bekämpfte Schwulst konserviert, nur ins Geistliche übertragen: aber er entsprach doch wirklicher Gefühlserregung, weit mehr als der frühere Schwulst der Bildung. Zur galanten Welt befand man sich indes auch sonst im scharfen Gegensatz. Es war übertrieben, wenn man das Leben zur Betstube machte, die Freuden der Welt überhaupt verwarf, den Luxus, die Feste, den Tanz, die Musik, das Theater: aber es war doch der Ausdruck einer Reaktion gegen das allzusehr in Weltlust aufgehende französierte Treiben. Man ignorierte zum Teil sogar die so ängstlich beobachteten höfischen und Rangunterschiede. Hier zuerst kamen Adel und Bürgertum, letzteres freilich im servilen Gefühl angetaner Ehre, einander näher. So liegen im Pietismus, dem übrigens außerdeutsche Bewegungen parallel gehen, und der in Deutschland in allen Ständen und Gegenden Anhänger hatte, Elemente des Reformerischen. Gerade die durch die reine Anfangsform herbeigeführte Verinnerlichung und Erweckung des Gefühls bereitete die Periode der Empfindsamkeit, die immer noch krankhafte Periode der Wiedergeburt des inneren Menschen mit vor.

Aber zunächst sah man diesen Gewinn nicht. Obgleich der Pietismus in seinem Kampfe gegen die herrschende orthodoxe Theologie nur eine andere Seite desselben Kampfes war, den die freiere geistige Richtung gegen das Pfaffentum führte, sahen die modern Gebildeten im Pietismus später nur das Überschwengliche, Schwärmerische, das an den alten Schwulst erinnerte, und

weiter nur das Frömmelnde, den pietistischen Unfug. Dieser stieß sie, die meist religiös gleichgültig waren, ab, trotz der heftigen Anfeindung der Pietisten durch die Orthodoxen, weswegen z. B. Thomasius anfangs für sie eintrat. Der reformerische Geist äußerte sich bei den Modernen auf anderem, auf dem geistigen und gesellschaftlichen Gebiet. Man wollte vor allem geistig weiter. Der Verstand war es, von dem man alles Heil erwartete. Verstandesmäßig war zunächst die Betonung des Natürlichen, das man mit dem Nüchternen und Platten beinahe gleich faßte, verstandesmäßig anfangs auch die bürgerliche Bekämpfung der gesellschaftlichen Unsitten der galanten Welt.

Der große Mann dieses neuen Geistes war Christian Wolff. Er, der in Halle, von Leibniz empfohlen, Professor wurde, als Thomasius nach den Zeiten der Verfolgung dort eine glänzende Stellung einnahm, zeigt, daß man über Thomasius rasch hinausgekommen war. Die Bedeutung Wolffs als Philosoph von Fach interessiert uns hier gar nicht: wahrhafte Bedeutung hat er vor allem für seine Zeitgenossen gehabt. Er hat das große Publikum philosophisch denken gelehrt — selbst Bauern haben nach seiner Behauptung seine Logik gelesen — und dadurch die theologischen Fesseln alles höheren Geisteslebens der Durchschnittsdeutschen mit gelöst. Er, der Mann der trockenen Nüchternheit, war recht eigentlich der Mann der mittelmäßigen Geister, die aber doch die Grundlage für die weitere Entwickelung bildeten; seine Klarheit, Glätte und Ordnung war für sie geschaffen und beförderte die Lehrbarkeit seiner Anschauungen. Der Gebrauch der Muttersprache, für den schon Thomasius gekämpft hatte, war nun selbstverständlich. „Kaum hub man an", dichtete später Gottsched, „auf deutsch zu lehren, Zum Trotze der Lateiner-Zunft: Gleich stieg der Wahrheit Glanz zu Ehren, Der Pöbel selbst bekam Vernunft!" Aber wenn das Deutsch des Thomasius sich von dem modischen Sprachgemisch nicht entfernte, so schrieb Wolff ein ganz reines, einfaches und leichtes Deutsch. Die Grundlage der gesamten Aufklärung war die totale Reformbedürftigkeit der Zeit, die Wolff ebenso erkannte wie Thomasius. Die Ziele der Aufklärung im eigentlichen Sinne traten aber bei Wolff schärfer hervor, auch schon in den Schlagworten, die Menschen zu heben, zu erziehen durch die Bildung des Verstandes und die Pflege der Tugend oder Moral. Das dritte Schlagwort der Aufklärung, „Natur", hatte schon Thomasius in der Wertschätzung der natürlichen Art der Franzosen angedeutet. Überaus charakteristisch ist eine Äußerung Wolffs über seine Absichten in den „Vernünfftigen Gedancken von Gott, der Welt u. s. w.": „Wer die gegenwärtigen unglückseelige Zeiten erweget", heißt es da, „der siehet, wie sie aus Mangel des Verstandes und der Tugend herkommen... Da ich von Jugend auf eine grosse Neigung gegen das Menschliche Geschlechte bey mir gespüret, so daß ich alle glückseelig machen wolte, wenn es bey mir stünde, habe ich auch mir niemahls etwas angelegener seyn lassen, als alle meine Kräffte dahin anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten." Wolff gilt als Popularisator Leibnizens, schon sein Schüler Bilfinger hat den Ausdruck „philosophia Leibnitio-Wolffiana" eingeführt: aber erst Wolffs systematische Behandlung der mehr angedeuteten und aphoristischen Anschauungen Leibnizens hat doch eine unabhängige Philosophie in Deutschland eigentlich geschaffen. Vor allem suchte er zuerst bewußt die „Vernunft" in eine selbständige Stellung zur Religion zu bringen. Daß bereits in Leibniz die Keime zu einer kritischen Stellungnahme vorhanden waren, zeigt trotz aller seiner vermittelnden Äußerungen und Handlungen die Bezeichnung, die ihm der Volksmund beilegte: Löwenix (Glaubenichts). Seinem Sarge ist auch kein Geistlicher gefolgt. Aber wenn schon Leibniz gleichwohl gewißlich nicht auf dem Boden der materialistischen, mechanischen englisch-französischen Aufklärung stand, so hat doch auch Wolff

dieser gegenüber sich durchaus ablehnend verhalten. Er hat weder von der „abgeschmackten Freidenkerei der Engelländer" noch von dem „einreißenden Deismus, Materialismus und Skepticismus der Franzosen" etwas wissen wollen. Gewiß war er der Begründer des Rationalismus, der eigentlichen Aufklärung, aber er blieb auf dem Boden der Kirche. Er suchte die ganze Welt aus der Vernunft herzuleiten, aber die „Hauptsätze der Religion" darf die Philosophie nicht antasten. Mit den Wundern wie mit der Offenbarung fand er sich durchaus ab. Vernunft und Glaubenswahrheiten lassen sich vereinigen. Seine kompromißartigen Lehren entsprachen so recht der Stimmung vieler Zeitgenossen, die vernünftig denken, aber den Glauben bewahren wollten. Sie haben auch dem Auslande über die Maßen zugesagt: in Frankreich glaubte Wolff sogar selbst durch seinen Einfluß den der Engländer zurückdrängen zu können. Und wenn diese Lehren ihn auch zu Anfang starken Verfolgungen gerade jetzt von Seiten der Pietisten (Francke) aussetzten, wenn sogar Thomasius, freilich mehr wegen der ihm unsympathischen methodischen Art Wolffs, gegen ihn agitierte, so sind seine Ansichten doch überraschend schnell in die Universitäten, überhaupt in den allgemeinen Bildungsstand gedrungen. Wolff konnte sich als Reformator der Menschheit vorkommen. Seine Schriften wurden in alle Kultursprachen übersetzt, er wurde Mitglied auswärtiger Akademieen, wie er im Inlande mit Ehren überhäuft wurde; Fürsten wie Minister, protestantische Theologen wie Jesuiten waren unter seinen Anhängern; auf den Kathedern saßen bald überall Wolffianer; bis 1737 zählte Ludovici schon 107 schriftstellernde Wolffianer. Es gab ganze Gesellschaften seiner Anhänger, wie die von Manteuffel 1736 gestiftete Gesellschaft der Alethophilen; es wurde alles so wolffianisch, daß er selbst vor leeren Bänken las. So konnte 1740 Johann Christian Edelmann spöttisch schreiben: „Wer weiß nicht, daß die Wolffsche Philosophie gegenwärtig die à la mode Philosophie ist, die schier unter allen Gelehrten, ja sogar unter dem weiblichen Geschlecht dergestalt beliebt worden, daß ich fast glauben sollte, es sei eine wirkliche Lykanthropie (Wolfsmenschheit) unter diesen schwachen Werkzeugen eingerissen." Wolffs Weisheit war Schulweisheit geworden und blieb es lange. Zu tiefen Auffassungen waren die Menschen dieser Periode noch nicht reif: Wolffs aller Mystik entbehrende Theologie ließ sich so leicht erfassen. Das Jenseitige ließ man hübsch draußen, und so war alles klar, einfach und der großen Masse verständlich.

So war der „Verstand" zur völligen Herrschaft gekommen; sie war vorbereitet durch die verstandesmäßige Art der neufranzösischen Bildung. Auch jener Nützlichkeitsstandpunkt läßt sich bei Wolff erkennen. Alles ist vom gütigen Schöpfer zum Nutzen des Menschen geschaffen. Namentlich spätere Anhänger Wolffs suchten überall in der Natur nach dem Zweck, um so die göttliche Weisheit zu preisen. Aber die Vernunft soll auch das sittliche Handeln beherrschen: sie „lehret uns, was wir thun und lassen sollen". Die Moral wurde hierdurch von der Theologie völlig unabhängig. Es leuchtet freilich durch diese freie Auffassung die alte Äußerlichkeit doch noch hindurch. Wolff verkündete nur eine sehr hausbackene Sittenlehre. Gleichwohl war in dieser „Moral" ein sehr wichtiger Gegensatz zu der höfischen Periode gegeben. Nicht nur der Verstand, auch die Tugend sollte nach Wolff zunehmen: das war das allgemeine Ziel jener Generation. Eine neue Sittlichkeit, eine neue innere Bildung sollten die Menschen erlösen aus der verderbten und charakterlosen Atmosphäre der Perückenzeit. Die niederträchtige Gesinnung, die gemeine Weltklugheit sollten edlem und hohem menschlichen Streben weichen, die überall gepredigte „Klugheitslehre", die allerdings auch Wolff im Grunde noch vertrat, von einer tieferen „Sittenlehre" verdrängt werden. Indem Wolff aber besonders das Familienleben zu bessern suchte und die bedenklichen modischen Anschauungen über die Ehe bekämpfte,

gegen Luxus und Verschwendung eiferte, berührte sich der Breslauer Rotgerberssohn mit einer allgemeinen sittlichen Reformbewegung, deren Wichtigkeit bisher nicht genügend betont worden ist, und deren Träger das erstarkende Bürgertum der Zeit war. Man faßt die „Aufklärung" falsch auf, wenn man in ihr nur ein geistiges Vorwärtsstreben sieht: ebenso wichtig ist der durch sie bedingte moralische Fortschritt. Er wurde erreicht durch jene eifrige Arbeit an der Besserung der Menschen. Der geistige Fortschritt konnte wesentlich mit Hilfe der neufranzösischen Hofkultur errungen werden, der moralische aber nur, indem man dieselbe Bildung, die für den inneren Menschen so unheilvoll war, aufs schärfste bekämpfte.

Aber der Anstoß dazu kam doch zum guten Teil nicht aus nationaler Kraft, trotz der (S. 636) betonten gesunden Unterströmung im Zeitalter der Perücke. Er kam vielmehr von England, wo gegen die namentlich unter den Stuarts eingedrungene französierte höfische Kultur und ihre bedenklichen Begleiterscheinungen von dem frondierenden Adel, vor allem aber vom Bürgertum eine erfolgreiche Reaktion eingeleitet war. Sie führte eine Gesundung der Sitten, des Geschmackes und eine Hebung des nationalen Selbstgefühls herbei, sie machte England selbst zum gelobten Land der bürgerlichen Lebensanschauung. Auf Deutschland wirkte diese Strömung, bezeichnend genug, zunächst wieder durch die französische Literatur, die sich dem englischen Einfluß früh geöffnet hatte und an dem höfischen, konventionellen Treiben scharfe Kritik zu üben, Rückkehr zur Einfachheit und Natur zu predigen begann, zum Teil aber auch direkt. Hamburg wurde durch seinen lebhaften Handelsverkehr, Niedersachsen durch den Umstand, daß der Kurfürst von Hannover zugleich König von England geworden war, englischer Einwirkung besonders zugänglich. In England waren auf religiösem und philosophischem Gebiete längst freie Gedanken mächtig geworden; eine weltlich gegründete Moral war entstanden, eine vernünftige, aufs Praktische gerichtete Erziehung durch Locke gepredigt worden. Vor allem wurde die Verbesserung der Sitten, der gesellschaftlichen Zustände ein allgemein anerkanntes Ziel. Ihr dienten einmal Vereinigungen, die „Societies for the reformation of manners", die man auch in einigen deutschen Orten (z. B. Berlin, Nürnberg) nachzumachen suchte. Ihr dienten weiter die sogenannten „moralischen Wochenschriften", von denen namentlich der „Spectator" eine ganz außerordentliche Bedeutung gewann. Es ist ein Beweis für das von ihnen erregte Aufsehen, daß gerade das reformbedürftige Deutschland diese neue Kost, die den bisherigen Hofromanen so entgegengesetzt war, auch für sich erstrebte. Es war eine Literatur für das Bürgertum, und so ist es erklärlich, daß dort, wo bürgerliches Selbstbewußtsein sich noch am besten erhalten hatte, die ersten Versuche der Nachahmung gemacht wurden. Zunächst eben in dem englisch beeinflußten Hamburg, wo 1713 der „Vernünfftler", 1718 die „Lustige Fama", seit 1724 aber der sehr wichtige, in Einzelheiten oft direkt den „Spectator" nachahmende „Patriot" erschien. Als eigentliche Begründer der Gattung in Deutschland gelten aber die 1721 im Süden, außerhalb des Reiches, im freien Zürich erschienenen „Discourse der Mahlern". Sie betonen ausdrücklich den Anschluß an den „Spectator", an den sie folgende Widmung richten: „Nachdem das Gerücht von dem Nutzen und der Zierlichkeit, mit welchem Ihr Eure Entdeckungen über den Punkt der Sitten Eurer Insel begleitet habt, ganz Europa durchgelaufen, haben sich in einem Winkel desselben Menschen zusammengefunden, welche von der starken Begierde, ihrer Nation zu dienen, sich haben verleiten lassen, eben dasselbe zu versuchen, was Ihr bei der Eueren so glücklich ausgeführt habt". Die „Discourse" zündeten, und überaus zahlreich entstanden in deutschen Städten ähnliche Schriften, die nun nicht mehr die höfische Gesellschaft, das Ausland und die großen Potentaten, sondern das

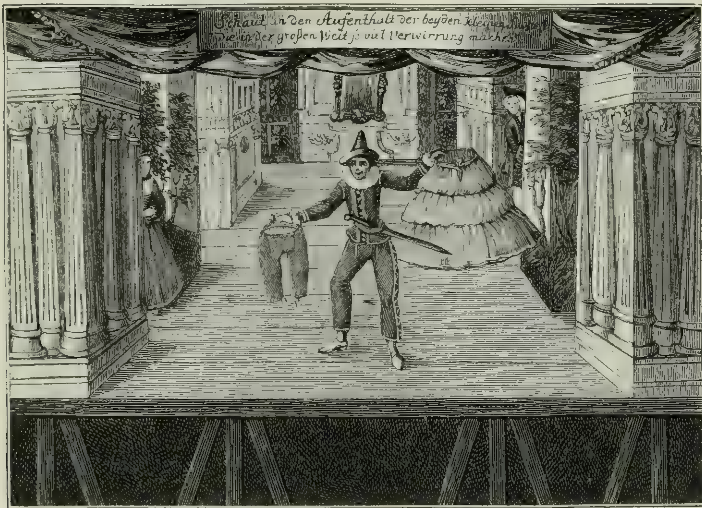
Bürgertum zum Gegenstand, freilich auch der Kritik, hatten, seine Reform als wichtigstes Ziel hinstellten. Die meisten erschienen in Mittelpunkten wie Hamburg und Leipzig, aber auch kleinere Städte, insbesondere eben im Hannoverschen, Hannover selbst, Göttingen, Celle u. s. w., brachten sie hervor. Von den Leipzigern konnte 1727 bereits Gottscheds Wochenschrift „Der Biedermann" äußern: „Ihr seid es etliche Jahre her gewohnt, liebe Landes-Leute, daß ihr wöchentlich ein paar moralische Blätter durchleset". Die Hauptzeitschriften fanden auch außerhalb ihrer Erscheinungsorte außerordentliche Verbreitung. So meinte Gottsched: „Von den französischen Grenzen bis nach Moskau sind ohngefähr 300 deutsche Meilen; soweit wird der Patriot hochgeschätzt". Ebenso charakteristisch für den weitverbreiteten Reformeifer ist die allgemeine Mitarbeit an den Wochenschriften. Hinter den „Discoursen" steckte ein ganzer Kreis, hinter dem „Patrioten" die Elite des Hamburger Geistes, die Patriotische Gesellschaft. Kritiken, Reformvorschläge, Bitten um Rat liefen überallher ein. „Die Menge der Briefe wächst täglich an", heißt es einmal in den „Vernünftigen Tadlerinnen" zu Leipzig.

Das englische Muster hat diese deutsche Literatur freilich nicht erreicht. Die freiheitliche Luft, das nationale Selbstgefühl, die politische Reife, die altenglische humoristische Laune gaben den englischen Schriften, die auch literarisch und stilistisch auf einem viel höheren Niveau standen, selbst bei Betrachtung des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens einen zunächst nicht einzuholenden Vorsprung. Die Folge war ein simpler, nüchterner, breitmoralisierender, spießbürgerlich beschränkter, schablonenhafter Charakter der deutschen Wochenschriften, die schon durch ihre große Zahl gegenüber den wenigen guten Mustern zur Verwässerung neigten. Die Fernhaltung der Politik ließ bei ihnen auch von Anfang an die literarischen Dinge zu sehr im Vordergrund stehen. Aber ihr Ziel war doch ein großes, es war recht eigentlich die Umwandlung des deutschen Menschen. „Unser Gegenstand", heißt es im „Maler der Sitten" (1746), „ist der Mensch mit allem, was zu dem Menschen gehört." Vor allem richteten die Reformer, abgesehen von der geistigen Aufklärung, der Bildung des Verstandes, dem Kampf gegen den Aberglauben, Aufgaben, die auch sie als die ihren ansahen, ihr Augenmerk auf die heranwachsende Generation, also auf die Erziehung, die nicht mehr von äußeren Rücksichten und Eitelkeit, sondern von Vernunft und Natur diktiert sein sollte. „Die fast durchgehends bey uns versäumte oder vielmehr ganz irrig angestellte Kinderzucht", sagt z. B. der „Patriot", „ist die erste und mächtigste Ursache unsers mannigfaltigen Unglücks." Hier Besserung durchzusetzen, war nur mit Hilfe der Mütter möglich; immer und immer wieder wurde daher zunächst auf eine Frauenerziehung hingearbeitet. Mit großem Eifer wurde das (S. 634) geschilderte modische „galante Frauenzimmer" bekämpft und ganz richtig erkannt, daß mit dem Wachsen dieser Strömung unter der noch gesunden deutschen Frauenwelt Haus und Familie aufs ernstlichste gefährdet waren. Dem großen, der alten Art treu gebliebenen Teile der Frauen mangelten aber, wie die Reformer wohl einsahen, allzusehr die geistigen Interessen. Der „Patriot" klagte, daß man die Töchter „in der dicksten Unwissenheit aufwachsen lasse". So ergab sich neben dem Kampf gegen die Modetorheiten, Äußerlichkeiten und die Sittenlosigkeit der galanten Frau auch jene schon früher hervorgetretene Bewegung auf bessere Frauenbildung. Man unterschätzte die gesunde Art vieler Frauen dabei aber nicht: ihren „guten, natürlichen Verstand" erkannte der „Patriot" ausdrücklich an, und gerade der Widerhall, den die Reformzeitschriften, so namentlich die „Vernünftigen Tadlerinnen" Gottscheds, in der deutschen Frauenwelt fanden, zeigt, wieviel Fonds in ihr vorhanden war. Mit guten, aber auch gebildeten Hausfrauen, wie man sie erstrebte, war indessen das Familienleben noch nicht gebessert: dazu gehörte neben sittlicheren Anschauungen über die Eheschließung —

so betonen schon die „Discourse der Mahlern", daß „die meisten Ehen nicht aus Liebe geschlossen werden" — auch eine Reform der Männerwelt und damit die Abkehr von dem ganzen äußeren Treiben der galanten Leute. Scharf wurden daher die verschiedenen Typen des galanthomme kritisiert, ferner die allgemeine Modesucht, die Leerheit der Komplimentierart wie die Rang- und Titelsucht. Man hatte aber jetzt auch trotz aller guten Folgen des französischen Einflusses mehr Auge für seine schlimmen: man wollte nicht mehr französische Moden, auch keine französische Färbung der Sprache. Man drang eifrig auf deren Reinheit: wieder rückte die Schätzung der Muttersprache ein gewaltiges Stück vor. Und ganz reformerisch war die Pflege einer allgemein verständlichen Sprache. Der „Patriot" wollte ausdrücklich auch für Handwerker und Bauern schreiben. Daß man immer stärker auf Natürlichkeit des Ausdruckes hinarbeitete, hatte man freilich wieder von den Franzosen gelernt, aber man machte auch darin Fortschritte. Und es war ein Protest gegen die herrschende Unnatur überhaupt, wenn der „Patriot" sagt: „Wer unnatürlich denkt, muß auch nothwendig unnatürlich schreiben", wenn er hier und da ein freilich sehr bescheidenes Naturgefühl verrät und von „unnatürlichen Künsteleien" der Gärten redet. Noch wichtiger war die allerdings nur sehr schwache Wendung auf die Charakterreform des Deutschen. Wenn der „Patriot" einmal sagt: „Die Verdienste der Person sind's, die einen wahrhaft groß machen", wenn er, wie auch einmal der „Biedermann", den Adelshochmut kritisiert und Zweifel andeutet, ob „der bloße Geburtsadel in sich was vollkommenes sey", wenn er sogar ausspricht: „Ein Handels-Mann von Credit und Ansehen hat Zweifelsohne weit größere Ehre und besitzet viel mehr vom wahren Adel als ein wilder, verschwenderischer Junker", so äußert sich darin schon hamburgischer Bürgergeist. Aber weitere Konsequenzen wurden nicht gezogen, die Hofgesellschaft als solche, ihre Liederlichkeit, die allgemeine Charakterlosigkeit, die öffentlichen Zustände wurden nicht berührt. Gottscheds „Biedermann" z. B. wurde sogar dem Hofpoeten König, dem „gelehrten Kenner aller gründlichen und galanten Wissenschaften", dem „geschickten und artigen Hofmann", zugeeignet. Trotz alledem bedeutete diese moralische Arbeit doch eine sittliche Kräftigung des Bürgertums. Sie blieb auch keineswegs auf die Wochenschriften beschränkt. „Jedermann will heutiges Tages ein Moraliste seyn", heißt es 1732 in Faramonds „Gedanken über die Eitelkeit der Welt".

Sehr beteiligt an der Arbeit der Wochenschriften, Herausgeber der „Vernünftigen Tadlerinnen" und des „Biedermanns" war ein Mann, der um den Aufschwung der damaligen Deutschen überhaupt die größten Verdienste hat, der aber seine Hauptarbeit weniger in den Dienst der sittlichen Reform als in den der geistigen Bildung unter dem Zeichen der Verstandesherrschaft gestellt hat, Gottsched. Dieser nüchterne und klare Ostpreuße begann seine aufklärerische Tätigkeit zunächst ganz im Sinne der Zeit als Apostel der Wolffschen Philosophie, des dem Bürgertum so sehr zusagenden gesunden Menschenverstandes. Dann folgte seine Beteiligung an den moralischen Wochenschriften ebenso zeitgemäß. Er griff aber nun weiter auch jenes von Wolff wie von den Wochenschriften schon geförderte, ja man kann sagen, vom ganzen Publikum wie ein lange entbehrtes Gut fast mit Begeisterung in Rede und Schrift, in Schule und Haus gepflegte Gebiet als seine besondere Domäne heraus, die Förderung der freilich noch stark reformbedürftigen Muttersprache nach der reinen und korrekten Seite hin. Wenn später die Leuchten unserer Literatur auf den steifen Pedanten herabsehen konnten, so durften sie nicht vergessen, daß er vor allen ihnen die Möglichkeit, zu einer literarischen Höhe zu klimmen, gegeben hat, daß die Zustände vor ihm ganz andere waren. Hier war er wirklich ein Führer zu Neuem, ging freilich ganz diktatorisch vor. In der schon

bestehenden Leipziger „Deutschübenden (später Deutschen) Gesellschaft“ wurde er bald das Haupt; wesentlich durch ihn breitete sich ein Netz ähnlicher „deutscher Gesellschaften“ über Deutschland aus, die übrigens doch auch wieder als Pflegestätten geistiger Kultur und allgemeine Reformbünde und ebenso wie ihre Vorgänger im 17. Jahrhundert, die Fruchtbringende Gesellschaft z. B., nicht nur als Sprachgesellschaften aufzufassen sind. Vor allem wirkte Gottsched auch durch seine sprachlichen Schriften, durch Kritik, durch Aufstellung von Musterautoren und Regeln, ferner durch seinen eigenen, früh bewunderten Stil wie durch seinen ausgedehnten Briefwechsel. Er setzte die obersächsische Sprache als maßgebend für die Schriftsprache durch. Seine Hauptforderung für die Korrektheit, zugleich freilich ein Zeichen seiner dem Ursprünglichen und Volkstümlichen abgeneigten Pedanterie, war Freiheit vom Dialekt, von Provinzialismen, weiter Reinheit von Fremdworten und vor allem „Natürlichkeit und Vernünftigkeit“. Die von ihm bekämpften Schreibarten waren der galante Hofstil und der unglaublich unnatürliche, formelle und verschnörkelte Kanzleistil, den er mit Recht barbarisch nannte. Die Verbreitung der neuen Schreibart war, wie er selbst sagt, „der gereinigten Weltweisheit [Wolff] und der dadurch sehr beförderten Art, natürlich zu denken, mancherlei wöchentlichen [also den moralischen] Schriften, die nicht minder die Verbesserung des Geschmackes und der Schreibart als der Sitten zur Absicht gehabt, nebst den verschiedenen Gesellschaften, die zur Ausübung unsrer Sprache in Hamburg, Leipzig und Jena aufgerichtet worden“, zu verdanken. Man sieht immer den Zusammenhang aller Reformbestrebungen. Klar, logisch und natürlich ist so die Sprache geworden, freilich zunächst auch platt und breit; sie blieb dabei im Grunde noch ein gelehrtes Produkt: immer sollte eben nur der Verstand, noch nicht das Gefühl herrschen.



Bühne um 1700. Aus einem Stammbuch (Martin 10) der Universitätsbibliothek zu Jena. Vgl. Text, S. 645.

Und mit diesem starren, zeitgemäßen Rationalismus suchte nun der Sprachdiktator auch eine neue deutsche Literatur zu begründen. Es geschah aus wirklichem Nationalgefühl heraus, wie er denn auch der beste Kenner der älteren deutschen Literatur für lange Zeit war und deren Schätze pries. Der bisherige gelehrte Charakter auch der schönen Literatur hatte sich in der galanten Zeit einigermaßen verloren, aber sie war durchaus äußerlich und künstlich geblieben. Das deutsche Versemachen wurde nach wie vor schulmäßig erlernt und geübt, um so mehr, als der Massenverbrauch von Gelegenheitsgedichten, über den schon Opitz klagte, andauernd stieg. Trauer- und Hochzeitscarmina, Carmina bei Universitäts- und Schulaktus, Ansingen bei Versammlungen der deutschen Gesellschaften, vor allem auch Huldigungsgedichte an

Fürsten und große Herren setzten viele Federn in Bewegung. Das Hauptziel der galanten Zeit, sich gesellschaftlich beliebt zu machen und vor allem sein äußeres Fortkommen zu fördern, konnte gerade hierdurch gut erreicht werden, und so empfiehlt auch Christian Weise den jungen Strebern, „etliche Nebenstunden mit Versesschreiben zuzubringen". Für recht viele wurde die Sache einfach Geschäft: man erstrebte Geld oder ein Amt oder wollte sonst fortune machen. Und der Hofpoet Besser versichert, daß „die Dichtkunst nicht allein zu seinem Glück am meisten beigetragen, sondern ihm auch die meisten Einkünfte gebracht habe". Das war eben ein Hauptgrund der dichterischen Epidemie, die damals alle Welt ergriff. Der Gehalt dieser Literatur entsprach ihrer Äußerlichkeit: eine gewisse Gewandtheit des Reimens, Effekthascherei mit Hilfe von Frivolität und meist künstlichen Witzeleien, noch immer einiger gelehrter Apparat, namentlich gesuchte Vergleiche aus der Antike, auch meist noch eine durch den „Hofstilus" gegebene hochtrabende Getragenheit. Dabei blühte die schon berührte lüsterne Unterhaltungsliteratur, die zum Teil sogar jenes moralisch-reformerische Element zum Aufputz benutzte. Mit persönlichem und lokalem Klatsch, mit dem Pasquill also verbanden sich schmutzige Frivolitäten, so z. B. in Picanders Zeitschriften, wie den „Nouvellen", oder dem „Poetischen Post-Reuter" von Neubert. Und wenn auch der unter anderem durch die Satiren Neukirchs lächerlich gemachte Schwulst wich, so war die platteste Nüchternheit die Kehrseite. Nur ein Dichter dieser Zeit fand echte, natürliche, frische Töne wirklicher Empfindung, Johann Christian Günther. Das zeigen Verse wie diese: „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit, Wo sind die süßen Stunden, Worin ich von der Eitelkeit Noch wenig Gram empfunden? Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel" u. s. w. Wenig erfreulich sah es auch auf dem Theater (siehe die Abbildungen, S. 644 und die obenstehende) aus, das ja im 17. Jahrhundert allmählich aus den Händen der fremden „Comödianten" (vgl. S. 560) in die deutscher Wandertruppen übergegangen war. Vor der italienischen und französischen, auch der deutschen Oper trat das Schauspiel sehr zurück und bot neben den schwülstigen historischen oder biblischen „Hauptaktionen" den Zuschauern als begehrte Nachkost derbe Possen, „lustige Nachkomödien", bei denen der „Pickelhering", der Hanswurst, der sich auch bei den Hauptaktionen beteiligte, die erste Person war. Bei seinen nationalen literarischen Reformbestrebungen hatte nun Gottsched doch wieder, ebenso wie die Wochenschriften das englische Vorbild, ein fremdes Muster im Auge, die hochstehende, aber ebenfalls dem Regelzwang unterworfene französische Literatur, für deren Blüte freilich ganz andere Vorbedingungen, ein Zentrum wie Paris, feinerer Geschmack, größere geistige und gesellschaftliche Durchbildung, nationaler Geist, vorhanden waren. Die Poesie wollte er auf französischer und antiker Grundlage zu einem Klassizismus führen, wie es Boileau in Frankreich getan hatte. Mit theoretischen



„Der Comödiant." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711.

Regeln wollte er eine nationale Literatur schaffen. Aus der Vernunft sollten diese Regeln herkommen, die Poesie ward zu einem Teil der rationalistischen Wolffschen Philosophie. Es war zwar ein Fortschritt, wenn Gottsched den noch immer herrschenden Lohensteinschen und Hoffmannschen Schwulst (vgl. S. 608) scharf bekämpfte, es war viel, wenn er als Muster der Natürlichkeit Günther empfahl, aber seine vernunftmäßige Auffassung der Poesie, die nie etwas Unwahrscheinliches behandeln sollte, konnte doch nur zur nüchternen Kälte, zur breiten Plattheit, zur Herrschaft der Mittelmäßigkeit führen, mußte jeden höheren Schwung ertöten. Auf der Bühne gelang es ihm, den Hanswurst und damit die Volkstümlichkeit zu verdrängen und französische Trauerspiele und Lustspiele durchzusetzen, die sich von Leipzig aus bald im ganzen Norden verbreiteten. Gerade Leipzig, wo sich, abgesehen von Wien und Berlin, das deutsche Theater gegen die Oper, die Gottsched aus Vernunftgründen bekämpfte, noch am besten gehalten hatte und in der Neuberin sogar eine treffliche Leiterin besaß, bot ihm ein vortreffliches Feld für seine Arbeit.

Leipzig war überhaupt ein Zentrum Deutschlands und hätte am ehesten auf die Bezeichnung einer deutschen Hauptstadt Anspruch gehabt. Wirtschaftlich war es durch seine Messen, als Vermittelungspunkt des Handels mit dem gesamten Osten, auch als Vertriebsort der entwickelten sächsischen Industrie zu größter Bedeutung gelangt, literarisch außerordentlich wichtig geworden als Hauptsitz des Buchhandels, der immer mehr auch die literarische Produktion, so die der Zeitschriften, dorthin zog. Dazu kam seine vielbesuchte Universität, die das ohnehin wesentlich gelehrt gefärbte geistige Leben noch mehr hob und die Glieder zu literarischen Gesellschaften stellte. Es war endlich auch ein Brennpunkt der neuen feinen gesellschaftlichen Kultur der galanten Zeit, nicht nur ein „Pleiß-Athen", sondern auch ein „Klein-Paris": „Du fällst mir", dichtete Hunold, „schöner Ort, vor allen andern ein, So offt nur mein Gemüth an was Galantes denkt." Die feine Welt gab sich gern, namentlich zur Zeit der Messen, dort ein Stelldichein; und selbst die damals rohe Studentenwelt nahm im galanten Leipzig feine Manieren an und bildete sich etwas darauf ein. Für die Entfaltung des gesellschaftlichen Luxus bot wieder der materielle Wohlstand des Bürgertums die Grundlage. Man muß nun aber überhaupt die Rolle Kursachsens (vgl. S. 578) für die Kultur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stark betonen. Industriell stand es z. B. entschieden an der Spitze. Neben Leipzig blühte ferner Dresden, das „Elbflorenz", das in der galanten Zeit auch als Wirkungsort des führenden Hofpoeten König eine gewisse literarische Rolle spielte, weiter als Sitz des prachtliebenden Hofes die höfische Kultur der Zeit am glänzendsten darstellte, vor allem aber auch das künstlerische Leben durch seine Prunkbauten, wie den Zwinger, und durch seine hervorragenden Sammlungen, namentlich von Gemälden, weit über Sachsen hinaus befruchtete. Dieser künstlerische Einfluß zeigte sich erst später in der Anziehungskraft Dresdens auf tüchtige Maler (Mengs, Öser, Graff), auch aus Frankreich und Italien (Silvestre, Hutin, Canaletto), wie in der Wirkung auf Winckelmann. Für die Gestaltung Leipzigs hinwiederum zum literarischen Zentrum hat nun aber, trotz aller Vorerscheinungen ähnlicher Art, niemand mehr Bedeutung gehabt als Gottsched. Er hat von dort aus eine wirkliche literarische Organisation geschaffen, es zum maßgebenden Ort für die hochdeutsche Sprache, zum Orakelort der Kritik, zur Führerin aller nationalen schöngeistigen Bestrebungen gemacht. Die Leipziger „Deutsche Gesellschaft" war für alle anderen maßgebend und wurde von anderen ausdrücklich als Lehrerin anerkannt. Indessen, es kam eine Zeit, wo in Leipzig und damit in Deutschland ein anderer als der bald eitel gewordene und als Dichter selbst gar nichts bedeutende Gottsched gepriesen und gesucht war und jener, schon seit 1740 ignoriert, sogar verhöhnt wurde, bis ihn ein größerer

Kritiker, Lessing, vollends tot machte. Es war natürlich, daß Friedrich der Große, als er sich über die von ihm mißachtete deutsche Literatur orientieren wollte, dies in Leipzig tat. So beschied er 1757 den großen, auch von ihm besungenen Diktator Gottsched zu sich. Drei Jahre darauf ließ er aber den Professor Gellert kommen, den er dann noch öfter sah. Sein Urteil: das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched, war aber schon das Urteil der Zeit überhaupt.

Der Übergang von Gottsched zu Gellert bedeutete erst den völligen Bruch mit einer wesentlich auf das Äußerliche gerichteten Zeit. In diesem äußerlichen Geist war noch das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts, trotz seiner Fortschritte, mit dem galanten ersten Viertel verwandt gewesen. Dabei sei von der höfisch-servilen Ader Gottscheds ganz abgesehen: sein Bemühen um die Höfe, sein an Leibniz erinnernder Verkehr mit vornehmen Adeligen kann sogar als Zeichen der Annäherung zwischen Adel und Bürgertum auf geistigem Gebiet, wie sie der Pietismus auf religiösem herbeiführte, angesehen werden, anderseits ließ auch noch Gellert an Devotheit nach oben nichts zu wünschen übrig. Die Verwandtschaft der Zeiten zeigt sich vielmehr in der andauernden einseitigen Schätzung der äußeren Verstandeskultur. Bei Gottsched (nicht bei allen Moralreformern) war selbst die Erziehung zur Tugend nur auf intellektuelle Bildung gegründet. Die äußere Verstandeskultur ließ ihn die Größe eines Shakespeare, eines Milton verkennen, das Wunderbare bei den Alten, bei Ariost als „unwahrscheinlich" zurückweisen und ihn über das Erlaubte des Wunderbaren bei Homer und Milton in den Streit mit den Schweizern Bodmer und Breitinger geraten, die auf Milton besonders fußten, gelegentlich auch Shakespeare priesen. Sie ließ ihn das „Märchen von D. Fausten", das „lange genug den Pöbel belustiget", als „Alfanzerei" ansehen, führte ihn überhaupt allein, wie schon Weise und andere, zur an sich berechtigten Bekämpfung des Schwulstes, den er auch bei den Schweizern fand, ließ ihn endlich auch das neue Genie, den Verfasser des „Messias", heftig befehden. In die Tiefe ging die allgemeine Gegenbewegung zunächst noch nicht: aber breit und bald krankhaft und ohne Halt und Schranken setzte gegen jene bloße Verstandeskultur die Vorherrschaft einer Gewalt ein, die Gottsched nicht kannte, die des Herzens. Das vom Verstand nie ganz unterdrückte Gefühlsleben trat nun immer ungestümer hervor. Längst hatte es freilich schon im Pietismus übertriebene Pflege gefunden; und auch die Schäferpoesie Philipp von Zesens darf schon als Vorläuferin gelten. Ein wenig Sentimentalität hatte schließlich auch die Arbeit der moralischen Wochenschriften an sich getragen, denn die notwendige Beschränkung auf die privaten Dinge, der Mangel an öffentlichen großen Interessen wandte den Blick bald zu sehr auf die Innenwelt und ließ die Sehnsucht des Herzens zuweilen laut werden. Der Apostel des „Herzens" für die große Allgemeinheit aber wurde immer mehr der Mann, der die Arbeit der Wochenschriften fortsetzte, der gefühlvolle Erzieher zur Tugend und Moral, Gellert. Unzweifelhaft war auch Gellerts selbstquälerische Gefühlspflege, seine sanfte, oft hypochondrische Rührseligkeit zunächst religiös begründet und berührte sich mit den Einflüssen des Pietismus. Er war Pfarrerssohn und eigentlich selbst Theolog, blieb auch trotz aller Aufklärung, die er nicht minder vertrat, trotz seiner Anerkennung der Weltlichkeit, trotz seines Lustspieles „Die Betschwester" immer tief religiös. Seine geistlichen Lieder waren zum Teil Oden für das Herz, die freilich nicht durch ursprüngliche Kraft wirkten, sondern mit Hilfe erbaulicher Betrachtung das Gefühl wecken wollten. Gerade die große Rolle des religiösen Bedürfnisses, die trotz Abwendung von der orthodoxen Kirche in dieser aufklärerisch-reformerischen Zeit sehr zu betonen ist, erklärt zum Teil den außerordentlichen Einfluß Gellerts. „An Gellert", urteilte man einmal, „die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserem Publico beinahe

eins.“ Daß man dabei aber nicht dogmatisch gebunden war, zeigt Gellerts Ansehen auch im katholischen Deutschland. Gerade so machte Gellert seine moralische Arbeit, die im ganzen in der Richtung der Wochenschriften fortging, eindrucksvoller. Daneben förderte er die nationale Bildungsarbeit, die sich mehr und mehr auf jene Pflege einer reinen und natürlichen Sprache und Schreibart konzentrierte, nach besten Kräften und ward durch seinen graziösen, leichten, behaglichen, aber korrekten Stil auch hierin ein allgemein verehrter Lehrer. Auch für seinen Einfluß war es höchst wichtig, daß er seinen Sitz zu Leipzig hatte. Erst dadurch wurde er der populärste Schriftsteller Deutschlands oder, wie ihn die Nachrufe bei seinem Tode priesen, „ein Lehrer Deutschlands, ein Lehrer für ganz Europa, ein Lehrer des menschlichen Geschlechts“. Die Verehrungsausbrüche bei seinem Tode gingen selbst seinem begeisterten Biographen Cramer zu weit. Sein außerordentlicher Briefwechsel mit hoch und niedrig, alt und jung, Mann und Weib gibt Kunde von der Bedeutung dieses Typus der Harmlosigkeit und tugendhaften Lebensfreude in der deutschen Kulturgeschichte und zeugt zugleich von dem tiefgehenden allgemeinen Drang, sich zu bilden und sich zu bessern. Gellerts Arbeit galt in erster Linie wieder dem Bürgertum, er war auch dem niederen Volke ein Freund und diente, nach Rabener, „einem geringen manne mit größern freuden als einem vornehmen“: aber er zeigte doch schon, und noch mehr als Gottsched, den Einfluß des geistig regen Bürgertums auf den Adel. Fürsten und Herren wetteiferten, ihm Geschenke zu machen; adlige Studenten suchten ihn besonders häufig auf; adlige Minister, Offiziere, Damen begehrten seine Korrespondenz. Wie gesagt, fand er auch eine große Gemeinde unter den Katholiken. Überhaupt war seine Popularität ganz ungeheuer, und Gegner hatte er gar nicht: erklärt wurde das bald nach seinem Tode eben durch seine Mittelmäßigkeit. Aber seine Arbeit entsprach doch einem tiefen Bildungsbedürfnis der gesamten Nation, das er dann freilich gefällig zu befriedigen verstand. Namentlich der Jugend und den Frauen, für die und unter deren eifriger Mitwirkung auch Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen“ geschrieben waren, hatte er es angetan. „Die Verehrung und Liebe“, sagt Goethe, „welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich.“ „Vater Gellert“ nannte ihn eine Leipzigerin. Die **Frauenwelt**, die er gern in ihren Schwächen, aber immer anmutig und liebenswürdig schilderte, war aber auch ein Hauptobjekt seiner Tätigkeit, und wenn ihn Danzel darum den Frauenzimmerlichen genannt hat, so ist vielmehr der richtige Blick Gellerts dafür anzuerkennen, daß die beste Stütze aller wahren, inneren Reform das ursprüngliche und nicht verbildete Gemütsleben der Frauen war. Ihr Herz und ihre Natürlichkeit schätzte er noch viel höher als schon einzelne Wochenschriften. Den Brief einer „niedrigen Mutter“ empfahl er einmal vornehmen Damen als Muster: die Frauen hielt er als solche für eine natürliche Schreibart von vornherein für befähigt.

Die Frauen und Mädchen waren es nun auch, die an dem weiteren Durchdringen eines weichen und „empfindlichen“ Gefühlslebens den innigsten Anteil gehabt haben. Zündeten Gellerts Oden gerade bei ihnen, so fand auch die erhabene, in die Tiefe gehende, fortreißende Dichtung des jungen **Klopstock**, der nun neue, schwunghafte Gefühlstöne anschlug, besonders bei ihnen begeisterten Widerhall, soweit sie sich zu seiner Höhe von der Gellertschen Kindlichkeit und behaglichen Verständlichkeit aufschwingen konnten. Auch Klopstock wurzelte in den religiösen Gefühlsstimmungen, die auf den Pietismus zurückgingen, wie die Begeisterung für seinen „Messias“ neben dem nationalen vor allem einen religiösen Untergrund hatte. Aber das Feuer seiner Schwärmerei und der lyrische Schwung des Gefühlsausdruckes, die Kunst, tiefe Stimmung zu erwecken, waren bisher kaum geahnt. Klopstock bedeutete eine **große Etappe**

in der Entwickelung des Gefühlslebens und half die eigentliche Überschwenglichkeit später durch die Oden vom religiösen auf das weltliche Gebiet hinüberleiten, so sehr die Erhabenheit, das Übersinnliche das Grundelement auch seiner weltlichen Dichtungen blieb. Dem Fluge seiner hohen, idealen Phantasie und der überströmenden Gefühlsfülle, die sich um die klare Gestaltung der Gedanken nicht weiter kümmerte, suchte auch die staunende Menge zu folgen. Die literarische Welt begann ihn nachzuahmen, und die „Seraphiker" machten sich bald unangenehm bemerkbar. Selbst im Verkehr kam bereits die neue gefühlvolle Art zum Vorschein. Statt sich steif zu begrüßen, begannen selbst Männer sich zu umarmen und zu küssen, wie die Leipziger Gründer der sich von Gottsched emanzipierenden „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", die Gellert anhingen, und zu deren Mitarbeitern Klopstock gehörte. Echte Klopstocksche Jünger waren später die jugendlichen Begründer des Göttinger Hainbundes mit ihrem „Bundesgelübde": „Religion, Tugend, Empfindung!", wozu sich dann unklare Freiheitsschwärmerei und Deutschtümelei nach Klopstocks Muster gesellten. Bei Klopstock trat nun weiter besonders in den Oden in schöner Form ein stimmungerregendes Element hervor, das für die Entwickelung des neuen Innenlebens überhaupt von größter Bedeutung war, ein echtes und starkes Naturgefühl, eine wirkliche Naturbegeisterung. Ihn, der in körperlichen Übungen und freiem Naturleben von Jugend auf groß geworden war, kennzeichnete ein tiefes Mitleben mit der Natur: sie gewährte ihm die höchste Freude. Daher seine Begeisterung für den Eislauf (siehe die obenstehende Abbildung). „Eislauf", sagt sein Freund Cramer, „predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers ... eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter." Einem Manne wie Gottsched war das alles fremd, aber es ist bezeichnend, daß dieser schon seiner Frau ihre Naturschwärmerei gelegentlich vorhalten mußte. Gerade sie zeigte, wie wohl manche Frauen ihrer Zeit, bereits eine hohe Empfänglichkeit für Eindrücke der Natur, war dabei freilich noch ein wenig steif: ihr „Geist ergötzt sich an den vortrefflichen Werken der Natur". Aber der allgemeine Drang zum Natürlichen ließ überhaupt die Natur selbst besser schätzen: ein Dichter wie Günther hatte schon wahres Naturgefühl. Und so verlor man immer mehr die Blindheit der früheren Zeit, die z. B. noch Bayle gegenüber den Schönheiten der Umgebung des Genfer Sees zeigte. Man verlor den Geschmack an dem künstlichen französischen Garten (vgl. S. 611), der mehr eine „Fortsetzung des Hauses" war, und der freiere,



Schlittschuhlauf. Aus Abraham a Santa Clara, „Huy und Pfuy der Welt", Würzburg 1710.

freilich, wie wir sehen werden, sentimental gefärbte englische Garten begann sich in seinen ersten Etappen zu verbreiten. Man leitete ihn übrigens damals zum Teil irrtümlich von dem ebenfalls unregelmäßigen, aber viel malerischeren chinesischen Garten her, von dem man durch Missionare Kunde erhielt, und den später Chambers näher schilderte. Freilich bürgerte sich der englische Garten dadurch bei der vom Rokoko herstammenden Bewunderung chinesischer Einrichtungen noch rascher ein. Man schätzte zwar die ebene, mit Alleen durchzogene Gegend, die man in der Verstandeszeit als „angenehm" oder „gar fein und lustig" bezeichnete, die man zur Anlage von Lustschlössern, wie Nymphenburg oder Schwetzingen (obgleich Heidelberg so nahe war), wählte, noch lange, aber man fand den Harz oder den Schwarzwald nicht mehr „betrübt", die Sächsische Schweiz nicht mehr „furchtbar", wie 1716 Lady Montague, der dann Dresden „wunderbar anmuthig in einem schönen großen Platze" erschien. Brockes erklärte vielmehr die „rauhen Höhen" des Harzes für schön, und bald bestieg man den Brocken, „um die Sonne aufgehen zu sehen". Ja man nannte auch das Hochgebirge allmählich nicht mehr „gräulich und langweilig" wie im 16. Jahrhundert. Unter den Schweizern selbst freilich hat es schon damals Bewunderer desselben gegeben, wie Conrad Gesner oder Aretius. Anderseits ist noch im 18. Jahrhundert der Dichter der vielgelesenen „Alpen" (1729), Haller, der allerdings die Alpennatur dem europäischen Publikum näher gebracht hat, keineswegs in die romantische Schönheit derselben eingedrungen, behandelte sie vielmehr idyllisch und moralisierend, und den noch lange überwiegenden Eindruck der Furcht hat erst der Einfluß des wahren Entdeckers der Hochgebirgsromantik, Rousseaus, gebannt. Reisebeschreibungen um 1750, wie die J. G. Altmanns, enthalten — abgesehen von Scheuchzer, der schon bald nach 1700 alpine Schönheiten schilderte — häufiger bewundernde Äußerungen über die Pracht der Gletscher u. a. Immerhin ist zunächst das Naturgefühl noch nicht ganz rein und frei, oft künstlich und immer noch mit gelehrtem Apparat verquickt. Der Wald, in der Perückenzeit nicht geschätzt, ist auch in der Zopfzeit noch kaum wieder entdeckt, die Waldlyrik steht der wahren Natur des Waldes noch fremd gegenüber. Der Einfluß der schäferlich-idyllischen Richtung äußert sich in der phantastischen Auffassung ferner fremder Landschaften, etwa der Südseeinseln, deren wilde Bewohner wie freundliche Kinder, rosengeschmückt in arkadischem Frieden dahinlebend, in Kalendern und sonst dem nun schwärmerisch gewordenen Publikum vorgeführt werden. Für diese idyllische Richtung, die Bescheidenheit des Ganzen wie für das Nachwirken des alten Nützlichkeitsstandpunktes ist auch die Schätzung des Landlebens bezeichnend, wie sie bei Gleim, überhaupt den Anakreontikern, bei Ewald von Kleist, der sonst einen weiteren Fortschritt zu innigerem Naturgefühl bedeutet, hervortritt. Das Sanfte, „Angenehme" steht noch lange im Vordergrund, bis Klopstock kräftigere, aber auch stark überschwengliche Töne anschlägt. Vor allem ist die Naturschwärmerei wieder religiös gefärbt; das zeigen Gleim, Gellert, auch Kleist und wieder Klopstock. Die Allmacht des Schöpfers wird bewundert, man beginnt bei einer Harzaussicht um 1750 Gellerts Lied „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" anzustimmen. Es steckt also immer noch das lehrhafte Element, die Naturbetrachtung darin: wirkliche Stimmung und Empfindung, unbestimmt zwar und neblig, kommt wesentlich erst bei Klopstock zum Vorschein.

Indessen wird allmählich für das Naturgefühl ein Zug der wichtigste, der überhaupt für das ganze neuerwachte Gefühlsleben, ähnlich wie bei der dem Kindesalter entwachsenen Jugend, überaus bezeichnend ist, die Empfindsamkeit. Das Idyllische kehrt das negative Element, das in ihm steckt, stärker heraus, die Flucht in die friedliche Einsamkeit vor der Kultur, der Gesellschaft, vor der, damals freilich nur selten, unruhigen Stadt. Der innerlich Kranke sucht

Genesung am reinen Busen der Natur, er sucht Beruhigung, Erlösung in stillen Tränen beim Versenken in den Anblick des sanften magischen Mondlichtes. Geßners Idyllen tragen solchen Charakter. Überhaupt mischt sich in die Wonne der Natur die Sehnsucht, das Weh, das im Menschen bei ihrer Betrachtung stärker erweckt wird, so bei Ewald von Kleist. Namentlich düstere Naturbilder wirken nun stark, die Nacht, ihre „Todesstille", der Sang des Wächters: „Leiser, dumpfer tönt es hier In der bangen Seele mir, Nimmt den Strahl der Hoffnung fort, Wie den Mond die Wolke dort" (Jacobi). Man wird durch die Gefühle, die die Natur erweckt, zum Weinen gebracht. Klopstock wandelt nach Cramer „am Bache und weint", er „geht aus im Lenze auf den Blütengefilden, und sein Auge fließt von Tränen über". Woher diese Stimmung? Wurde sie durch die wachsende Naturliebe gefördert, so war sie doch nicht von ihr verursacht. Warum weinten die Leser bei der Lektüre des „Messias", bei der Lektüre des Homer? Warum vergoß man Tränen, wenn man am seligsten war? Schon der Pietismus war immer mehr in krankhafte Gemütserregung ausgeartet: indem man sich, wie z. B. Hallers Tagebuch zeigt, fortwährend selbstquälerische Vorwürfe machte, Sündhaftigkeit in seinem Leben überall fand, geriet man in melancholische Stimmung, die sogar, wie z. B. bei dem jungen Buddeus in Jena, zum Selbstmord führte. Auch Gellert hatte namentlich später aus religiösen Gründen starke Beunruhigungen über sein „Elend und seine Strafwürdigkeit". Aber wenn bei ihm sonst das Weltliche sein Recht fand, wenn er einer schwermütigen Korrespondentin sogar empfahl, sich vorzuhalten: „deine Religion befiehlt dir die Freude! Sei nicht traurig, du sündigst an dir selbst", so gibt uns doch gerade sein Briefwechsel Zeugnis von der weiten Verbreitung der Melancholie, namentlich auch im weiblichen Geschlecht. Oft wird ihm die Frage vorgelegt, ob man sich dem Hange zur Schwermut überlassen dürfe; er muß die Meinung eines Mädchens, deren „allzu empfindliches Herz" von der Ehe nichts wissen will, bekämpfen. Aber eben seine Betonung des „guten, empfindlichen Herzens" förderte doch die ganze Stimmung: er selbst spricht einmal von einer freundschaftlichen Stelle eines Rabenerschen Briefes an ihn, „die ihn beinahe vor Empfindung getötet habe". Es war der natürliche Überschwang eines neuen, ungewohnten Innenlebens, zum Teil, wie auch bei Gellert selbst, versetzt mit einem unreifen, selbstgefälligen Prunken mit den neuen Empfindungen, ja mit Scheinsucht und Unnatur (vgl. S. 655). Vortrefflich spiegelt sich die Stimmung in dem Briefe eines jungen Mädchens an Gellert: „Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleids und der Empfindlichkeit aufzunehmen, dabei aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern". Weiter aber preist sie die Lektüre als ihren „liebsten Zeitvertreib": „ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last sein. Eine rührende, große und edle Empfindung, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührenden Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann."

Hier wird ein wichtiges, die Stimmung förderndes Moment, die wachsende Bedeutung der schönen Literatur für das Innenleben recht deutlich. Auf der einen Seite erwuchs gerade aus dem neuen Gefühlsleben ein anderer Charakter dieser Literatur, auf der anderen aus dem allgemeinen Bedürfnis nach Anregung eine vermehrte literarische Produktion. Jene äußerliche Versemacherei (vgl. S. 645) wurde als „nützliche" Tätigkeit noch lange eifrig betrieben,

qualitativ freilich an Wert steigend: die Gelegenheitsdichtung galt für das ganze Leben als unentbehrlich; noch Goethe hat bekanntlich reichlich Gelegenheitsgedichte gemacht. Jetzt trieb dazu immer stärker der innere Drang, und anderseits nahm in den höheren Interessen des ganzen Volkes bei dem Mangel an öffentlicher Arbeit, an politischer und sozialer Betätigung die Literatur immer mehr den Hauptplatz ein. Bezeichnend sind wieder die Vornamen. Hatte der Pietismus die künstlichen Fürchtegott, Gotthelf, Traugott gebracht, so begannen nun immer mehr Namen literarischen Ursprungs sich zu verbreiten, namentlich fremde, Charlotte, Babette, Fanny, Mary, Nelly. Dem Ossian ist z. B. Malwine entnommen. Diese einseitige Richtung des allgemeinen Interesses hat eben die Schnelligkeit, den schönen Flug der Entwickelung unserer Literatur wesentlich mit hervorgerufen. Vor den sich mehr an den Verstand wendenden Wissenschaften, namentlich den naturwissenschaftlichen und philosophischen Disziplinen, welche die Vorherrschaft der Theologie im geistigen Leben gebrochen hatten, traten nun die gefühlsmäßigen Richtungen der Literatur in den Vordergrund, d. h. die schöne Literatur (siehe die Abbildung, S. 653), in deren Gewand zum Teil schon die moralischen Reformer zu wirken gesucht hatten. Einen Stich ins Gelehrte behielt die Literaturpflege freilich noch lange. Gottsched und Gellert waren auch als Dichter Professoren. Die Bücherliebhaberei, der Eifer, eine Bibliothek zu sammeln, das beliebte Aufsuchen der Buchläden (siehe die Abbildung, S. 655) beim Eintreffen der Novitäten von der Messe betraf gelehrte Zeitschriften, philologische, theologische, geschichtliche Werke, auch die noch immer sehr populäre naturwissenschaftliche und praktisch-ökonomische Literatur einer- und die schöngeistige wie poetische Produktion anderseits gleichermaßen und ohne sie irgendwie zu trennen. Es ist bezeichnend, wenn noch Sulzer in seinem Tagebuch über eine 1775 getane Reise von einem Besuch Goethes berichtet: „Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken sowohl über politische als gelehrte Angelegenheiten". Allmählich zeigte sich aber ein Gegensatz zwischen dem gelehrten und dem schöngeistigen Wesen. Das begeisterte Deklamieren, das Herumtragen von Büchern in der Tasche zeigte die neue Macht des Gefühls. Die schöne Literatur wurde nun zur „Herzenssache" der Nation, sie wurde es vollends später in der klassischen Zeit. Von dem Deutschen um 1785 konnte Freytag sagen: „Fast alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldenen Reiche der Poesie und Kunst; was wirklich um ihn war, das erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgültig". Zunächst aber wirkte solche literarische Neigung vor allem auf das Gefühlsleben immer lebhafter anregend und führte zu einem wirklichen Gefühlskultus.

Immerhin ist die Empfindsamkeit allein aus der Entwickelung des deutschen Menschen heraus nicht zu verstehen: wieder tat fremdes Vorbild recht viel zu der Weichheit der deutschen Seele hinzu. Es kommt hier der Einfluß Englands in Betracht, den wir schon bei den Anfängen geistiger Befreiung im 17. Jahrhundert (vgl. S. 618) — Locke, der später die Aufklärung in Deutschland nachhaltig beeinflußte, führte schon bei Thomasius die Abwendung von den Pietisten herbei —, maßgebend sodann bei der moralischen Reformbewegung im 18. Jahrhundert (vgl. S. 641) wirken sahen und auf geistigem Gebiet immer stärker seitens der englischen Freidenker und Deisten noch beobachten werden. Auch die rasche Verbreitung des „Robinson" ist bezeichnend. Woher der empfindsame Geist der Engländer kam, bedürfte einer eigenen Untersuchung. Es war im Grunde die natürliche Reaktion gegen den französischen Geist der Kälte und des Verstandes. Jedenfalls zeigte auch der englische Parkgarten (vgl. S. 650), der die Verschiedenheiten der englischen Landschaft selbst gewissermaßen malerisch zusammenfaßte,

denselben Charakter wie die rührselige Literatur. Er verbreitete auch durch seine Stätten der Einsamkeit, die Empfindung weckenden Inschriften in Holz und Stein, die Tempel der Freundschaft und Liebe solchen Geist wie in Frankreich, wo Rousseau sein Apostel wurde, so seit 1750 auch in Deutschland: mit Gewalt sollte der Wandelnde Stimmung empfinden und weich werden. Aber schärfer noch wirkte die Literatur selbst. Kleists Naturschwärmerei verdankte das meiste Thomson, der wie Pope schon auf Haller und Brockes wirkte. Gellerts Korrespondenz bestätigt selbst den Einfluß Richardsons und Youngs auf ihn und zeigt deren Verbreitung im sonstigen Publikum. Klopstock schöpfte die Anregung zu seinem schwungvollen „Messias" nicht zum wenigsten aus der Lektüre von Miltons „Verlorenem Paradies", das ihn „ebenso natürlich wie voll Majestät" dünkte. Aber nicht minder sind seine Schwermut und seine Todesgedanken, die sich später immer mehr mit seinen frischen Naturgefühlen eigenartig mischten, wohl mit den „Nachtgedanken" Youngs, mit dem er in freundschaftlicher Korrespondenz stand, zusammenzubringen, wenn auch beide vielleicht an sich denselben Weg wandelten. Diese „Nachtgedanken", freilich erst 1760 übersetzt, hatten in Deutschland überhaupt ein größeres Publikum als in England selbst, wenigstens nach Ansicht des englischen Gesandten in Berlin. Einige Zeit vorher war auch der letzte Roman Richardsons, „Grandison", zur Lieblingslektüre der lesewütigen deutschen Welt geworden. Vor allem aber begann damals Sterne zu wirken, und gerade die eigentliche Periode der Empfindsamkeit, die der Gellertschen Rührseligkeit folgte und zum Sturm und Drang leitete, wird auf ihn zurückgeführt, wie auch das Wort „sentimental", auf Lessings Vorschlag mit „empfindsam" übersetzt, von seiner „sentimental journey" stammte. Goethe meint, wo er von dem krankhaften Fieber spricht, das er mit dem „Werther" nicht erregt, sondern aufgedeckt habe: Sternes Einfluß auf den „Ursprung und Fortgang" einer „gewissen Sentimentalität", die sich zu der schönen ästhetisch-literarischen Entwickelung gesellt habe, „weil der Bezug nur auf's Innere ging", dürfe man nicht verkennen. „Wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so theilte sich sein Gefühl um desto lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Britten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte." Freilich erscheint ein Einfluß nach dieser Richtung dem heutigen Leser des großen Humoristen kaum verständlich. In der Tat gab aber z. B. Sternes Mönch Lorenzo Anlaß zur Verbreitung der Lorenzodosen, die gleichsam das Ordenszeichen eines sanften Tugendbundes waren. Und Lichtenberg bestätigt, daß Sternes „warmes, gefühlvolles Herz ... unter uns Deutschen zum Sprichwort geworden" sei. Für die Stärke des englischen Einflusses sei weiter erinnert an die Wirkungen des idyllischen „Vicar of Wakefield", der Herders Vorliebe für das Volkstum befruchtenden „Reliques of ancient English poetry" von Percy. Vor allem

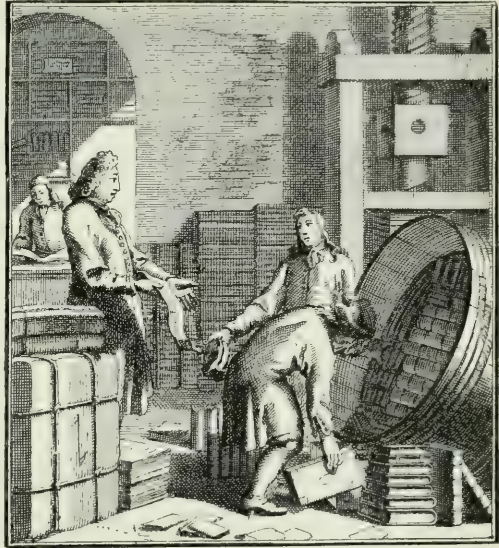


„Der Poete." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text, S. 652.

kommt aber gerade für die Entwickelung der Empfindsamkeit der von Macpherson angeblich nur herausgegebene, in Wahrheit gedichtete „Ossian" in Betracht, der ungeheuer wirkte. Herder wünschte ihn als „Lieblingsdichter junger epischer Genies", Werther liest Lotten kurz vor der Katastrophe aus ihm vor. Mit tiefen Herzenstönen verband sich hier wieder die Anregung durch die Schilderung einer nebelhaften, durch Starrheit und Öde Schwermut weckenden Natur. Gerade die Wirkung des „Ossian" verstärkte jene melancholische Naturbetrachtung, die aus der Natur nicht Heiterkeit und Friede, sondern Wehmut und Seelenschmerz schöpfte. So zog denn wie eine ansteckende Seuche durch die Gemüter der Menschen jene immer zunehmende empfindsame Strömung; sie wuchs sich zu einer modischen Plage aus, die bei vielen nicht tiefer ging als die galanten Alluren der abgelaufenen Periode. Insbesondere ergaben sich ihr die Frauen völlig: „unsere heutigen Mädchen", urteilte Wieland, „sind, Gott sei's geklagt, fast durchgängig auf Schwermuth und Empfindsamkeit gestellt". Die Frau, der die galante Zeit wieder gesellschaftlichen Nimbus, der Pietismus einen größeren gemütlichen Einfluß gegeben hatte, war schon bei den moralischen Reformern wie bei Gellert und den „Bremer Beiträgnern" der bevorzugte Teil des Publikums geworden. Ihre Bildung war ein Hauptziel der Schriftsteller. Mit dem immer engeren Verhältnis der Frauen zur Literatur stieg auch diese Bildung, zugleich jedoch mit der Empfindsamkeit ihr Gefühlskult und weiter der Einfluß der Weiblichkeit überhaupt, unter dem noch die Klassiker und Romantiker standen. Vor allem erhielt aber eben die empfindsame Epoche einen vorwiegend weiblichen, unmännlichen Charakter. Mit dem Leben wurde man nicht mehr fertig; auf seine unangenehmen Seiten reagierte man immer empfindlicher. Der Selbstmord griff seitdem grassierend um sich. Auch diese Manie schrieb Goethe zum Teil der Lebensüberdruß verbreitenden ernsten, moralisch-didaktischen englischen Poesie zu; „allem diesem Trübsinn" habe dann Ossian das „passende Local" gegeben. Aber immer wirkte doch auch das Unbefriedigende der damaligen Zustände: das Innere ist geweckt, strömt über, die Wirklichkeit drückt, engt ein, tötet. „Von Außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen", fügt daher Goethe den Motiven der Selbstmordgrübler hinzu. Sein „Werther", in dem er sich selbst von solcher Stimmung befreite, schlug ungeheuer ein. „Die Explosion" war „deßhalb so mächtig, weil die junge Welt schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deßwegen so groß, weil ein Jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam". Solche Stimmung, die wir hier schon etwas vorgreifend schildern, obwohl sie einer erst später (S. 666) zu beobachtenden neuen Phase des Gefühlslebens entsprang, ging denn auch über die bisherige bloße Tränenseligkeit weit hinaus. Allerdings wuchs diese ihrerseits zum völligen Kultus der Tränen aus. Man weinte schon bei der Lektüre freundschaftlicher Briefe, beim Wiedersehen, beim zärtlichen tête-à-tête. Man fand am Weinen geradezu Genuß. Der junge Claudius wünschte von Gerstenberg anstatt süßer Tändeleien „lieber ein Trauerspiel oder sonst tragische Stücke, dabei man so recht weinen muß. Wie unaussprechlich süß ist die Thräne, die man beim Grabe oder überhaupt beim Unglück seines Freundes weint, und wer wird uns die Thränen besser herauslocken können als Sie?"

Sehr bald hatte sich freilich bei der Gefühlsseligkeit das Unwahre und Unnatürliche jedes Überschwangs gezeigt, das unendlich wachsen mußte, je mehr die Sache Mode wurde. Schon bei der moralischen Bewegung war viel Unwahres hervorgetreten. Die „Tugend" wurde mehr im Munde geführt als geübt: die äußerliche Weltklugheit blieb immer noch

Hauptmaxime, und die Sittlichkeit gewann wenig. Wie „kläglich“ und niedrig ist die Liebes- und Heiratsgeschichte Johann Salomo Semlers, die Gustav Freytag uns wieder vorgeführt hat! Wie sittlich anstößig ist etwa der Inhalt der „Schwedischen Gräfin“ von Gellert trotz aller „tugendhaften“ Umhüllung! Ganz ähnlich war es von Anfang an mit der Rührseligkeit bestellt. Schon die Pietisten hatten einen eigenen gefühlsmäßigen Apparat, den man anwandte, ohne wirklich das Ausgesprochene zu fühlen. Und so gab es auch im Kultus des Herzens eine stereotype Ausdrucksweise, die genau so modisch war wie vorher die galanten Redensarten und Gebärden. Die Träne und der freundschaftliche Kuß waren dabei zwei Hauptrequisite. Die Tränen kamen nur allzu leicht, und wenn man von ihnen schrieb, waren sie nicht immer geflossen; die exaltierten Beteuerungen der Zärtlichkeit und der Liebe waren auch häufig nur Phrasen. Man trieb Effekthascherei, vor allem auch mit den gefühlsseligen Briefen und Tagebüchern, für die man nichts sehnlicher wünschte als recht viele Leser. Entsprechend war auch in jenem natürlich sein wollenden englischen Garten viel Künstlichkeit und Spielerei bewahrt geblieben. Die verschiedenartigsten landschaftlichen Bilder wurden auf kleine Flächen zusammengedrängt und durch einen Mischmasch von Bauten aus allen Zeiten und Ländern noch theatermäßiger gestaltet. Und als das Gefühlsleben wirklich immer tiefer und kräftiger wurde, als man, wie wir noch (S. 665) sehen werden, in der Sehnsucht nach Ursprünglichkeit und Natur im Banne Rousseaus den subjektiven Wallungen freiesten Lauf ließ, in der Zeit der Stürmer und Dränger, war wieder in dem genialischen Gebaren der jungen Titanen mit den vielen O's und Ha's nur allzuviel Hohles und Nachgemachtes.



Der Buchhändler. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text, S. 652.

Noch eine bedenklichere Seite hatte der Gefühlsüberschwang: er stärkte den alten, durch die Verstandeskultur zurückgedrängten und noch jetzt durch die Aufklärer aufs heftigste befehdeten Zug zum Geheimnisvollen und Wunderbaren. Es erwuchsen nun über die älteren Mystiker hinaus das ins Geniale gedrehte Prophetentum eines Lavater, dem viele begeistert anhingen, die Geisterkunde eines Jung-Stilling; es trat der „große Magus des Nordens“, Hamann, auf: aber es trat zugleich das alte Magier- und Schwarzkünstlertum wieder in die Erscheinung. In der Schweiz wallfahrtete man zu dem wundertätigen Teufelsbanner Pfarrer Gaßner in Klösterle und dem Harnschauer Michael Schuppach in Langenau. Theosophie ferner und Visionarismus, namentlich auf Grund der Lehre Swedenborgs, Magnetismus (Mesmer) und Hellseherei standen in Blüte. Noch immer glaubte man an Alchimie und Goldmacherkunst, selbst Männer wie Georg Forster und Semler. Die vornehme Welt lag im Banne des geheimnisvollen Grafen Saint Germain und ganz Europa in dem des großen „ägyptischen“ Schwindlers Cagliostro, zu dem übrigens auch Lavater, „dem scharfklugen und

scharfurtheilenden Genius Saeculi" zum Trotz, zeitweise bewundernd aufschaute, ebenso wie er für Gaßner und Mesmer eintrat. Für die feine Gesellschaft war bei diesem Treiben auch ein gewisses genußsüchtiges Raffinement mit im Spiel.

Aber wenn man für solche Strömung, die auch die Verbreitung der später (S. 661) zu besprechenden Freimaurerei begünstigte, zum Teil das aufgeregte Gefühlsleben verantwortlich machen kann, so muß man die segensreichen Wirkungen des neuen Innenlebens auf die mit ihm in enger Wechselwirkung stehende literarische, überhaupt die geistige Entwickelung höher einschätzen. Und noch auf ein anderes wichtiges Gebiet äußerte es höchst fruchtbringende Einflüsse, das war die Musik. Freilich erfreute sich das galante Musizieren, das um 1700 in der vornehmen Welt trotz einer z. B. bei Locke hervortretenden Zurücksetzung der Musik als Kunst seitens der Verstandesmenschen stark Mode war, z. B. in studentischen und kaufmännischen Kreisen noch lange besonderer Pflege in dilettantischen Vereinen (collegia musica), namentlich um die Mitte des Jahrhunderts, übrigens unter Vermeidung des zu schweren konzertierenden Stils und Bevorzugung der italienischen Sinfonie. Noch blühte die italienische Oper, die in Dresden unter August III., auch von Deutschen wie Hasse gepflegt, einen Mittelpunkt fand. Aber es hatte sich doch der deutsche bürgerliche Geist, der die moralische Reformarbeit trug, schon höchst bedeutsam geltend gemacht, nämlich auf dem Gebiet der sonst bereits vor der weltlichen Musik zurücktretenden Kirchenmusik, in den deutschen, bürgerlich-protestantischen, innigen und tiefen Schöpfungen Johann Sebastian Bachs und in den damals weit mehr anerkannten, aber hinter Bach zurückstehenden Oratorien Händels. Weiter errang sich dann auch auf weltlichem Gebiet neben der italienischen Oper das deutsche Singspiel einen Platz, gerade in Leipzig, wo Gottsched die verhaßte Musik eben erst von der Bühne gejagt hatte, und fand dann vor allem durch Hiller erfolgreiche Pflege. Nun aber eroberte sich die deutsche Musik selbst die große Oper. Der bis dahin italienische Opern komponierende Gluck brach 1767 durch seine „Alceste" gründlich mit dem verschnörkelten, verkünstelten und auf Kunststücke der Sänger berechneten italienischen Stil und betonte als Ziel neben „edler Einfachheit" vor allem den Ausdruck des Gefühls. Auf diesen zuerst dem neuen Gefühlsleben sich öffnenden, aber noch herben Meister, der seine Verwandtschaft mit Klopstock unter anderem in tief empfundenen Kompositionen von dessen Oden zeigte, konnte Mozart folgen. Und schon hatte auch in Wien, dem Mittelpunkt eines neuen Musiklebens, Haydn die Instrumentalmusik vertieft. Seine Sonaten und Symphonieen hoben sich nach steifen und spröden Anfängen zu schwungvollem und erhabenem Ausdruck unter Wahrung frischer, volkstümlicher Naivität. Auf Haydn sollen die viel im Elternhause gesungenen Volkslieder tiefen Eindruck gemacht haben, und das Lied vor allem war es auch, das sich unter dem Einfluß des neuen Gefühlslebens als Ausdrucksmittel der Stimmung und Empfindung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts rasch einer besonderen Pflege erfreute. Das seit langem im Hause gesungene Lied hatte sich von dem polyphonen, verstandesmäßig aufgebauten kontrapunktischen Kirchengesang allmählich emanzipiert: der ursprünglich einstimmige, dann mehrstimmige Gesang gründete sich schon auf eine melodietragende Stimme in harmonischer Begleitung anderer Stimmen. Gern sangen namentlich die Frauen aus ihrem Arienbuch, unter Begleitung des Spinetts oder Klaviers, doch auch zur Flöte und Laute. Längst beliebt waren die „Gesellschaftslieder", nicht immer anständigen Charakters. Aber im Zeitalter der Perücke überwog beim Kunstlied zunächst doch eine allzu nüchterne und die wahre Musik verkennende Handhabung: wie die Verse (vgl. S. 610) wurden auch die Melodieen dazu von jedem Unberufenen nach Belieben „verfertigt", vor allem freilich in Nachahmung der italienischen Arien.

Jetzt verschwand dieses äußerliche Treiben vor einem gefühlsmäßigen, im Grunde an das innige Volkslied anknüpfenden neuen Liede, das, vor allem zum Klavier gesungen, im Dienst zärtlicher Freundschaft und Liebe das deutsche Haus beherrschte. Das so beliebt gewordene Singspiel war im Grunde auch nur eine Aneinanderreihung schnell volkstümlich werdender Lieder. Jene Steigerung des Gefühlslebens aber zeigte sich nun auch in der Musik: dem weichlichen Geist der Zeit entsprachen nach Riehls gutem Ausdruck die „butterweichen Adagios der Tageskomponisten", die „alle schönen Seelen in Rührung schmelzen" ließen.

Hatte nun das neue Empfindungsleben die ältere Verstandesrichtung gänzlich beiseite gedrängt? Keineswegs. Zwar die Entdeckung des Herzens galt für das ganze Geschlecht, aber die von Wolff beeinflußte Richtung der Klarheit und Nüchternheit, immer eng mit reformerischen Ideen verknüpft, ließ sich doch ihr Recht nicht nehmen: sie entwickelte sich zur eigentlichen Aufklärung, zum Teil in unbefangener Mischung mit dem empfindsamen Geist der Zeit, zum Teil in direktem Gegensatz dazu, schließlich freilich gerade von dem Geniewesen der Sturm- und Drangperiode arg bedrängt. So ganz ausschließlich hatte der Überschwang überhaupt nicht geherrscht. Zum Beispiel blieb der alte epikureisch-frivole Zug stark lebendig und fand nach den Anakreontikern einen großen literarischen Vertreter in Wieland, der sich, von dem überschwenglichen, seraphischen Wesen Klopstocks, in dem er sich schon mit Eifer versucht hatte, abwandte und, gegenüber den englischen den alten französischen Einflüssen getreu, leichte Lebenslust als Ideal proklamierte. Hatte er einst Uz und Genossen als „Rotte schwärmender Anbeter des Bacchus und der Venus" und „Bande epicureischer Heiden" angeschwärzt, so schrieb er 1762 an Zimmermann: „Ich habe aufgehört, Schwärmer, Ascet, Prophet und Mystiker zu sein und bin wieder da angelangt, von wo ich vor zehn Jahren ausgegangen." Er, der Verfasser des „Don Sylvio" und der „Komischen Erzählungen", war nun Epikureer aus Prinzip, und bald fand er Nachfolger, die wie Heinse weit über ihn hinausgingen. Überhaupt ist der sinnlich-frivole Zug in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dauernd erkennbar, und vorher hatte eben der feine und gewandte Wieland gerade durch diesen Zug auch im deutschen Adel Geschmack an deutscher Dichtung verbreitet.

Aber wichtiger und folgenreicher war gegenüber dem Gefühlskult ein mit der Aufklärung zusammenhängender nüchterner Realitätssinn, dessen größter Vertreter Lessing wurde. Überhaupt kam in das deutsche Leben gegenüber dem einengenden Mangel an öffentlichen Interessen, der den Kultus des Inneren wesentlich mit hervorrief, gegenüber dem Druck und der Misere der politischen und sozialen Zustände, auch gegenüber der abstrakt vaterländischen Begeisterung Klopstocks, der einen Friedrich II. nicht verstand, vor allem mit Hermann und den Cheruskern operierte, die Wirklichkeit mit idealen Bildern verdeckte und allzu hohen Wert auf die geistige Höhe der damaligen Deutschen legte, ein reales Moment durch die mächtige politische Persönlichkeit eben Friedrichs des Großen. Es galt das auch für die Literatur, in welche nach dem bekannten Ausspruch Goethes „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges kam". Übrigens kannten Dichter wie Gleim und Lessing Friedrichs Heer aus eigener Erfahrung, wenn sie auch nur als Sekretäre von Generälen dabei waren. Die Frage, ob überhaupt ein Krieg in neuerer Zeit geeignet ist, das literarische Leben nachhaltiger zu befruchten, sei übrigens als eine keineswegs sogleich zu bejahende hingestellt. Man hat den friderizianischen Einfluß auf das gesamte Empfinden der Deutschen wie auf die weitere Kräftigung des bürgerlichen Geistes wohl überschätzt: immerhin war sein Auftreten für viele die Lösung von einem

Bann, und seine Manneskraft, die alle Gegner überwand, wurde zum allgemein bewunderten Ideal, das gegenüber den sonst gepriesenen den Vorzug realer Existenz hatte. Es waren nicht nur seine Preußen, die opferfreudig für ihn kämpften und starben oder daheim darbten und litten, nicht nur die Protestanten, die den König schon früh als Schützer der Bedrängten ansahen: auch das Ausland jubelte über jeden Sieg des Helden und trauerte über seine Niederlagen. Vor allem war es aber doch eine Befriedigung des sich seit langem theoretisch geltend machenden nationalen Strebens, daß hier ein Deutscher so gewaltig gegenüber dem hochmütigen Ausland, namentlich dem sich in jeder Beziehung überlegen fühlenden und auch immer noch bewunderten Frankreich, triumphierte. Viel hatte Deutschland von den Franzosen gelernt: aber die nach der galanten Zeit als notwendig erkannte Emanzipation von der französischen Kultur, die sich in den sprachlichen Bestrebungen, in der Arbeit der moralischen Wochenschriften und ebenso in derjenigen des von den Franzosen sonst abhängigen Gottsched ankündigte, der offene Kampf gegen das Franzosentum, wie ihn vor allem aus dem Motiv, nicht hinter ihnen zurückzustehen, Klopstock mit seinem „Messias" in dichterischer Beziehung, zugleich aber im Namen der Religion durchfocht, war allmählich eine Forderung der Besten des Volkes geworden. Freilich derselbe Friedrich, der die Franzosen bei Roßbach schlug, stand ganz im Banne der französischen Philosophie und Literatur: aber auch ohne ihn schritt die Abwendung von den Franzosen fort, und am meisten half dazu Lessing. Wenn Friedrich also nur indirekt den nationalen Geist förderte, so ist die Förderung des realen durch ihn von den Zeitgenossen selbst erkannt worden. Aus der Berliner Luft konnte Sulzer an Gleim schreiben: „Je länger ich in der wirklichen Welt lebe, desto unschmackhafter wird mir diejenige, welche der Phantasie Klopstocks ihren Ursprung verdankt." Und selbst Bodmer nannte später Friedrich „den Gesandten Gottes in einer Zeit, wo die weibliche Zärtlichkeit an die Stelle der männlichen Tugend tritt". Solcher Geist ist aber unter den Eindrücken der Zeit und der Umgebung vor allem in Lessing, dem Träger einer mit Recht als realistisch bezeichneten Poesie, groß geworden. Von früh an eine ganz andere Natur als Klopstock, der pietistisch-religiösen Strömung unzugänglich, kritisch veranlagt, eine eifrige und nach Freiheit dürstende Kampfnatur, ernst-verständig und doch dem Leben offen, war Lessing „ein Mann in einer weiblichen Epoche" (Scherer). So wenig bei Friedrich dem Großen Spuren der allgemeinen Sentimentalität, etwa im Ausdruck des Schmerzes beim Verlust eines geliebten Freundes, fehlen, so wenig hat sich Lessing der Rührseligkeit der Zeit ganz entziehen können, wie das vor allem die englisch beeinflußte „Miß Sara Sampson" zeigt, aber seine Gefühle waren selbst in dieser bald überwundenen Epoche doch schon tiefer, leidenschaftlicher gefaßt, und das Tragische hebt sich bei Lessing weit über die bloße Rührstimmung empor. Er war der erste wirklich freie Schriftsteller, er ist es vor allem in Berlin geworden. Er hat auch am edelsten das neue Berlin verkörpert.

Berlin war zunächst unter Friedrich Wilhelm I. merkwürdig geworden. Das war ein König, so gar nicht im Sinn der prunkvollen Zeit und der feinen französierten Bildung, ganz wie ein bürgerlicher Hausvater um seinen Staat besorgt, sich um jedes Detail kümmernd, von früh bis spät arbeitend, äußerst sparsam, derb und energisch, ein Tyrann, mit dem Allheilmittel Disziplin den Staat regierend und die beste damalige Verwaltung hervorbringend, vor allem aber ein Soldatenkönig durch und durch. Soldatischer Geist war seit dem Großen Kurfürsten in Brandenburg heimisch, jetzt wurde er zum soldatischen Fanatismus. Und vom einseitigen König ging er auf die Hauptstadt über, deren Bevölkerung zum großen Teil auch aus Soldaten bestand; in einem französisch geschriebenen Bericht von 1723 heißt es: „Auch die gewöhnliche

Unterhaltung unserer Gelehrten, Geistlichen, Bürger und selbst unserer Damen dreht sich nur um militärische Dinge." In dieser Militärstadt nun, dem Sitze der Nüchternheit und Ordnung, in der aber auch seit langem ein wirklich protestantischer und toleranter Geist in konfessionellen Dingen durch die Herrscher gepflegt wurde, war nun ein Feuerkopf König geworden, der, ganz Anhänger französischer Bildung und Aufklärung, allen geistigen Dingen und freien Regungen größtes Interesse entgegenbrachte, dabei selbst eifrig literarisch produzierte. Unendlich wandelte sich die Atmosphäre des Hofes und allmählich auch der Hauptstadt, der mehr als die an den Hof gezogenen Ausländer einige geistig bedeutende, jüngere, amtlich hinberufene oder freiwillig kommende Kräfte ein Relief gaben. Aber die Nüchternheit des Milieus, der scharfsinnige, kühle, kritische Geist und die Spottlust der Norddeutschen im Verein mit der ausschließlich französischen Richtung des Königs und seiner Ignorierung der eben im großen Geschmacksübergang befindlichen deutschen Literatur ließen das neue geistige Leben eben nur im Sinne der aufklärerischen Verstandesarbeit sich entwickeln. Für Empfindsamkeit war hier kein Ort, wie anderseits dem empfindsamen Geist der Zeit gerade die kriegerische Ader des preußischen Herrschers und Volkes zunächst nur Entsetzen verursacht hat. Berlin wurde nun der gegebene Sitz der Aufklärung und löste in dieser Beziehung Leipzig ab, dem es schon unter Friedrich I. durch Heranziehung von dort vertriebener Kräfte Konkurrenz gemacht hatte, wie Preußen Kursachsen politisch zurückdrängte. Einst das Zentrum des gelehrt-pedantischen wie des galanten Wesens, war dieses jetzt dem modischen Kultus des Herzens zugetan, und der Gegensatz zwischen sächsischem und preußischem Wesen war so bezeichnend, daß er, häufiger behandelt, in feiner Form auch in Lessings „Minna von Barnhelm" wiederkehrte. In Berlin erblühte neues literarisches Leben: es begannen literarische Zeitschriften, freilich immer nur wenige Jahre hindurch, zu erscheinen; in der Akademie wetteiferte französischer und deutscher Geist; Schriftsteller wie Mendelssohn, Nicolai, Lessing begannen sich zu verbinden und organisierten Einfluß zu üben; vor allem hat Lessing Berlin geistig selbständig gemacht. Zu alledem hat der König ohne Zweifel starken Anstoß gegeben. Als Nicolai die „Litteraturbriefe", den neuen Mittelpunkt der Berliner kritischen Kräfte, insbesondere Lessings Organ, gründete, hat er, wie er später schrieb, an den König gedacht: „Der König spannte Alles mit Enthusiasmus an, und so glaubten auch wir nicht dahinten bleiben zu dürfen." Als Lessing nach Berlin zurückkehrte, freute er sich, nunmehr offen und nicht nur den Bekannten ins Ohr sagen zu können, „daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist".

Hier in Berlin erlebte die Aufklärung nunmehr ihre eigentliche Blütezeit. Gewöhnlich denkt man bei der Aufklärung nur an ihr Verhältnis zur Religion, ihre wichtigste, aber nicht einzige Seite. Die Zeit stand seit langem unter dem Zeichen des Rationalismus. Christian Wolff war sein eigentlicher Begründer gewesen, aber dessen Stellung zum Glauben war doch noch sehr versöhnlich und vorsichtig gewesen. Jener außerordentliche Einfluß Wolffs auf die allgemeine Bildung (vgl. S. 640) ist aus dieser Mittelstellung wesentlich zu erklären. Unter seinen Anhängern gab es aber naturgemäß erhebliche Meinungsverschiedenheiten, und über das Verhältnis von Philosophie und Theologie wurde hier kühner, dort zurückhaltender geurteilt. Durchgängig aber dachte man zunächst Glauben und Wissen versöhnen zu können, und wenn sich die einen bemühten, durch philosophische Deduktionen alle Dogmen, wie etwa das von der Dreieinigkeit, als vernunftmäßig zu erweisen, so gaben andere zwar den Widerspruch zwischen einzelnen Glaubenssätzen und der Vernunft zu, verstanden aber Vernunft und Offenbarung zu vereinigen. Diese beruhigende Mittelstellung

wurde von der großen Mehrzahl der Gebildeten gegenüber den freidenkerischen Einflüssen des Auslandes, die sich in Deutschland auszubreiten begannen, mit Eifer festgehalten. Eine „vernünftige" Frömmigkeit, die sich in erbaulichen Betrachtungen darüber erging, wie weise alles vom gütigen Schöpfer eingerichtet sei, die beim Anblick der Natur, bei einer „angenehmen" Aussicht vom Bergesabhang, bei Gängen durch Feld und Wald in „sanfter" Abendstimmung sich innig in religiöse Empfindung versenkte, die in den Schulen oder im Hause an die Vorgänge und Produkte der Natur lehrhafte Hinweise auf Gott und an die Vorgänge des menschlichen Lebens Ermahnungen zur Ausübung der Tugend knüpfte, eine Frömmigkeit also, die mit Empfindelei und sanftem Herzen eine im Grunde weltliche, auf den Nutzen und die „Glückseligkeit" der Menschen gerichtete Denkart verband, sie war das Ideal dieser Generation. Derart wurde auch die Aufgabe der Dichter, darauf war ihre Wirkung berechnet. Heinrich Brockes schon, der Ratsherr in Hamburg, hatte ein „Irdisches Vergnügen in Gott" verfaßt, in dem er Gott pries, „der auf solche weise Weise alle Welt so herrlich schmückt". Gellert, der Liebling des ganzen Volkes, gewährte in seinen geistlichen Liedern andächtige Erbauung ohne dogmatische Färbung. Gellert wie Klopstock nahmen eben die erwünschte Mittelstellung ein; frei vom Zwang der Dogmen, frei von pietistischer Frömmelei und Heuchelei, aber auch frei von der gefürchteten Freigeisterei, frei von Kaltherzigkeit, galten sie als Herolde der Empfindungen ihrer Zeitgenossen. Die Begeisterung für Klopstocks „Messias" war ein Protest gegen die Freidenkerei des Auslandes, und bei Klopstock selbst traten die poetischen und nationalen Ziele fast vor dem der Befriedigung „christlicher Gemüter" zurück. Aber jene Freidenkerei hatte gleichwohl bereits begonnen, ihre Kreise in Deutschland zu ziehen. Ein abenteuerlicher Gelehrter wie Dippel, der, ursprünglich orthodox, dann pietistisch, doch scharf über die Pfaffen herzog und zum Teil weiter ging als der Rationalismus, wurde in der Sache durch seinen anfangs ebenfalls pietistischen Schüler Edelmann übertroffen, der die absolute Autorität der Bibel wie die Gottessohnschaft Jesu im eigentlichen Sinne anzweifelte. Bei ihm wirkten schon englische Einflüsse, wenn er auch später über diese hinauskam und zu Spinoza gelangte. Aber die Ansichten der englischen Freidenker, der Toland, Collins u. s. w., mit denen sich die gelehrte Welt, teils referierend, teils polemisierend, mehr und mehr beschäftigte, wurden durch Übersetzungen allmählich auch weiteren Kreisen bekannt. Die schon im 17. Jahrhundert einsetzenden Versuche der akademischen Theologen, die deistischen Glaubensfeinde zu widerlegen, hatten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer häufiger die gegenteilige Wirkung. Nach Thorschmids Klage fanden freigeistige Schriften (vgl. schon S. 627) an den Höfen, im Bürgertum und unter den Offizieren immer eifrigere Leser. Auf Wolffianer, wie auf Siegmund Jakob Baumgarten, begannen die englischen Deisten stärkeren Einfluß zu üben, wenn sie auch gerade Baumgarten über einen sehr zahmen Rationalismus nicht hinausbrachten. Aber andere kamen weiter, und der große Wolff, den sie, wie der spätere Oberhofprediger Sack, studierten, mußte den Engländern das Feld räumen.

Und nun kam der Bewegung ein höchst wichtiger Faktor zu Hilfe: eben in Friedrich, dem Könige von Preußen, fanden die neuen Gedanken einen mächtigen Anhänger und Förderer auf dem Throne. Auch er hatte ursprünglich unter dem Banne Wolffs gestanden; er hatte dessen glänzende Rehabilitierung in Halle bewirkt. Aber Wolffs Stern verblaßte bald, wie bei vielen anderen, vor neuen Gestirnen, vor Locke, Newton, Bayle und namentlich vor Voltaire, der bekanntlich den direktesten Einfluß auf Friedrich gewann, wie er ja auch in Lessings erster Periode eine so wichtige Rolle spielte. Voltaire war der Hauptverkünder der neuen

englischen Anschauungen, die er in dreijährigem Aufenthalt in England in sich aufgenommen hatte, für Frankreich gewesen, an Schärfe und literarischer Gewandtheit über seine Vorbilder hinausgehend. Sein Einfluß auf Friedrich den Großen zeigt aufs neue, wie es immer die französische Bildung der vornehmen deutschen Gesellschaft war, die freidenkerische Anschauungen einbürgerte. Mit Friedrich war der typische Herrscher der Aufklärungszeit auf den Thron gekommen, und wie er im Staatsleben und in der Wirtschaft sich als solcher zeigte (vgl. S. 685 ff.), so zog er auch alle Konsequenzen auf dem Gebiete freien Denkens. Ohne wirkliche Fühlung mit der deutschen Bildung, hat er in dieser fortschrittlichen Richtung mächtig auf sie gewirkt. Seine Gewährung der Glaubens- und Gewissensfreiheit mußte der Aufklärung bei ihm eine Heimstätte geben; begeistert hat ihn Kant deswegen gepriesen als den, „der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit wenigstens von Seiten der Regierung entschlug". Derselbe Kant nannte auch seine Zeit „das Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs". Friedrich war es ferner, der der Freimaurerei durch seinen Beitritt zu größerem Einfluß in Deutschland verhalf. Es war diese wieder wesentlich ein Produkt englischer Einwirkung, wie denn auch in dem englisch beeinflußten Hamburg 1733 zuerst eine Loge in Deutschland gegründet wurde. Sie huldigte naturgemäß dem englischen Deismus. Indessen verbanden sich in Deutschland mit den sich nun verbreitenden Logen überhaupt alle vorhandenen Tendenzen der Aufklärung und der allgemeinen Reformarbeit; so scheinen die „deutschen Gesellschaften" mit ihnen Fühlung gehabt zu haben. Erziehung, Volksbildung, Toleranz und Humanität waren Hauptgegenstände des freimaurerischen Strebens: neben Lessing, der der Freimaurerei hohe ideale Aufgaben zuwies, waren die besten Männer Logenbrüder, so Klopstock, so später Goethe. Viele freilich zog nur jener (S. 655) beobachtete Zug zum Geheimnisvollen an. Im ganzen aber waren die Logen echte Organe der Aufklärung. In Friedrichs Hauptstadt nun, in Berlin, lebte Nicolai, in Berlin lebten auch die Theologen Sack und Spalding, Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat, Hauptvertreter des Rationalismus. Gerade sie zeigten ihn jetzt in der Form völliger Annäherung an die englischen Freidenker. Aber die Richtung der natürlichen oder Vernunftreligion wurde nun überhaupt in Deutschland allgemeiner: das Dogmatische wurde abgestreift, das Moralische stand im Vordergrund. „Gott, Unsterblichkeit, Tugend" waren die großen Wahrheiten, an denen man sich genügen ließ. Von Friedrichs Religionsspötterei blieb man dabei entfernt, wie man anderseits eifrig den französischen Atheismus und Materialismus bekämpfte, sogar der Naturforscher Haller und der Mathematiker Euler. Auch an der Offenbarung rüttelte man nicht. Aber die Lessingsche Erkenntnis, daß diese Richtung die „Leute unter dem Vorwande, sie zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen machte", führte eine Reihe von Köpfen weiter. Man kam zur Kritik der Offenbarung selbst: am schärfsten trat dieser Standpunkt in den von Lessing 1774 bis 1778 herausgegebenen Wolfenbütteler „Fragmenten" hervor, deren verstorbener, nicht genannter Verfasser Hermann Samuel Reimarus war, und die auf die gebildete Welt aufregendsten Einfluß übten. Auf ihren Inhalt — die Apostel sind nach dem letzten Fragment Betrüger, Erfinder der ganzen Auferstehungsgeschichte — ist hier so wenig näher einzugehen wie auf das später veröffentlichte Ganze der Reimarusschen Schrift. Zumeist wurde sie doch abgelehnt, und Lessing, der selbst nicht allem zustimmte, stand ziemlich isoliert und wurde heftig angefeindet.

Indessen ging man in anderer Beziehung weiter: es breitete sich im Volk ein förmlicher Haß gegen die Kirche und ihre Glieder aus. Die Bezeichnung „Pfaffe" wurde damals beliebt; ihnen, den „Pfaffen", schrieb man auch alles Üble zu und machte sie für viele

unerfreuliche Erscheinungen in der damaligen Gesellschaft verantwortlich. Freilich war auch die protestantische Geistlichkeit wie der katholische Klerus jener Zeit zu einem großen Teil so geartet, daß selbst ein Herder über sie scharf urteilte. Dazu kam, daß sich die Orthodoxen hartnäckig dem freien Zuge der Zeit verschlossen und krasser Intoleranz huldigten. Campe sah es als „Schuld der Geistlichkeit mit ihrem Buchstabenglauben und ihrer veralteten Form des Gottesdienstes“ an, daß „ein Drittheil der sogenannten ‚verfeinerten Gesellschaft‘ gar kein Christenthum mehr habe, ja theilweise nicht einmal eine natürliche Religion, während zwei Drittheile des Volkes in Aberglauben und Unwissenheit beharren“. Dieses Urteil war nicht ganz unzutreffend. Dem Könige von Preußen standen seine Offiziere an freigeistigen Äußerungen nicht nach; für die gebildeten Kreise des Adels war Helvetius, wie Feder 1764 aus Erlangen berichtet, ein klassischer Autor; in dem höheren Bürgertum war man über kirchlich befangene Anschauungen längst erhaben; und nicht wenige unter den Geistlichen selbst waren völlig ungläubig. Bedenklich war, daß die Religionsspötterei noch mehr als früher (vgl. S. 627) ein modisches Element der Unterhaltung geworden war. In der Vorrede zu seinen „Räubern“ konnte Schiller 1781 das Folgende schreiben: „Auch ist jetzt der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr passirt, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß sich in alltäglichen Assembleen von den sogenannten witzigen Köpfen mißhandeln und ins Lächerliche verzerren lassen.“

Eine solche Stimmung hatte indessen für das kirchliche Leben selbst auch ihre guten Seiten. Die konfessionellen Streitigkeiten traten, da sich niemand mehr für sie interessierte, völlig in den Hintergrund. „Man hat endlich aufgehört“, schreibt einmal Georg Forster, „in guter Gesellschaft von den Zänkereien der Pfäfflein zu sprechen, und nun hören sie auch auf, sich zu zanken.“ Es kam vielmehr durch die Bedrängung seitens der Aufklärer zu Annäherungsversuchen der gläubigen Anhänger verschiedener Konfessionen, wie zwischen Lavater und dem Bischof Sailer in Dillingen, wie in dem Kreise der Fürstin Galitzin. Nun lebten auch die alten unitarischen Versuche des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 623) wieder auf: auf katholischer wie auf protestantischer Seite dachte man an eine Wiedervereinigung der Konfessionen. Auf katholischer Seite ist hier der Name des Paters Beda zu nennen; der Bischof von Fulda gab die Idee zu einer Gesellschaft „zur Verbindung der christlichen Religionsparteien“. Über das theoretische Gebiet kam man freilich nicht hinaus. Eine Folge solcher Annäherung war aber anderseits, daß gläubige Protestanten sich jetzt nicht selten in den Schoß der gefesteter erscheinenden „alleinseligmachenden“ Kirche flüchteten. Am meisten Aufsehen erregte bekanntlich der Übertritt des Grafen Fritz Stolberg und der Winckelmanns. Doch entrannen auch jener Kirche einzelne Glieder, sogar Mönche, wie Schad und Feßler, und später ein Bischof, der Graf Sedlnitzky.

Den Charakter gänzlicher Auflösung, den nach alledem das religiöse Leben zu tragen schien, kann man trotz der angeführten Erscheinungen nicht als den maßgebenden hinstellen. Viel Religiosität blieb bestehen, namentlich in den Pfarrhäusern, bei kleinen Handwerkern u. a. Der Hauptzug war immer noch die von Wolff inaugurierte Vermittelung. Die „neumodischen“ Geistlichen („Neologen“), über deren „Flickwerk“ Lessing klagte, bildeten doch die Mehrzahl. Die Inkonsequenzen erklären sich vor allem daraus, daß gerade die Theologen selbst die Hauptträger der Aufklärung in Deutschland waren. In wunderlicher Mischung von Unklarheit und Kritik blieb die „Vernunftreligion“ die Herrscherin. Man fand sich mit den Übernatürlichkeiten, den Wundern auf irgend eine Weise ab, legte das Hauptgewicht auf den

erhabenen Menschen Jesus und seine moralische Wirksamkeit, wie überhaupt beim Christentum der moralische Inhalt die Hauptsache wurde; die Dogmen mußten sich der Vernunft anpassen; man säuberte nach „vernünftigen" Anschauungen Gottesdienst und geistliche Lieder, wobei bekanntlich oft die unglaublichsten Geschmacklosigkeiten herauskamen, und suchte die Predigt für die ökonomische und sittliche Besserung, für die Volkserziehung nutzbar zu machen.

Denn die zweite, nicht minder wichtige Seite der Aufklärung war immer die Popularisierungsarbeit, waren die volkserzieherischen Bestrebungen, Bildung und Gesittung zu verbreiten, kurz jene Arbeit, die bereits Thomasius, die Wochenschriften, Gellert und ihm verwandte Geister, ja schon Comenius und Leibniz wirksam begonnen hatten. Die moralischen Wochenschriften blieben zwar noch lange am Leben, fanden aber immer mehr Anfeindung wegen ihres niedrigen Niveaus. Nicolai beklagte im „Sebaldus Nothanker", daß das Amt, für Ungelehrte zu schreiben, in Deutschland den Verfassern der „Insel Felsenburg" (einer Robinsonade), den Postillenschreibern und den moralischen Wochenschriften überlassen sei; es sei das eine Folge davon, daß bei uns die Sachkundigen im Gegensatze zu Frankreich und England nicht populär zu schreiben verstünden: „sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein Homme de Lettres." Man sieht, die Ansprüche stiegen allmählich: gerade Nicolai hat ihnen gerecht zu werden gesucht. Es entstand jetzt eine Gruppe von Schriftstellern, die in ihren Bestrebungen, namentlich auch in ihrem Sinn für das Leben und die Wirklichkeit, über die Wochenschriften hinauswuchsen, die etwas despektierlich so genannten „Popularphilosophen", die Abbt, Garve, Engel, Mendelssohn u. s. w., von denen Mendelssohn der bedeutendste und am meisten eigentlicher Philosoph war. Ihr Ziel war vor allem Hebung der allgemeinen Bildung, Befreiung von Vorurteilen und rückständigen Einrichtungen. Die religiöse Befreiung, der Kampf gegen das pfäffische Kirchentum, das den neuen Bestrebungen immer noch widerstand, war zwar mit der Bewegung eng verbunden, aber keineswegs das charakteristische Moment. Überdies vertraten diese sehr nüchternen Denker auch gegenüber der leichtfertigen Religionsspötterei und dem Unglauben der französierten Gesellschaft eben jenen unklaren und zahmen Deismus und platten Rationalismus, der weit hinter dem vorgeschrittenen Standpunkt eines Reimarus zurückblieb. Im übrigen aber stand das Programm der moralischen Wochenschriften, die Reform der deutschen Menschheit, nur mit erhöhten Zielen und mit tüchtigeren Kräften erstrebt, durchaus im Vordergrund der Bewegung. Die Richtschnur gab immer der „gesunde Menschenverstand", der, wie Goethe sagte, „es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen". Auch jetzt blieb das Hauptmittel, auf das Publikum zu wirken, die Zeitschrift. Es war insbesondere die von Nicolai, dem Gründer mehrerer literarischer Zeitschriften, 1765 ins Leben gerufene „Allgemeine Deutsche Bibliothek", die in der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trotz fanatischer Gegnerschaft einen dominierenden Einfluß ausübte. Das Ziel, vor allem Bildung in weite Schichten zu tragen, die Gelehrsamkeit „nutzbar" zu machen, wurde von dem großen Kreise bedeutender Mitarbeiter aus allen Fächern, die hier über alle literarischen Erscheinungen orientierten, eifrig hochgehalten. Noch mehr dem Volke zugewandt waren dann Sammlungen wie Johann Jakob Engels „Philosoph für die Welt", an dem auch Garve und Mendelssohn mitarbeiteten, vor allem aber die letzte moralische Wochenschrift, wenn man sie so nennen will, die von Gedicke und Biester gegründete „Berlinische Monatsschrift", die über die literarischen Anzeigen hinaus in das Leben hinein griff, dabei nicht nur Mendelssohn, sondern auch Möser und Kant zu ihren Mitarbeitern zählte. Ein Mann wie Nicolai, der sich in höherem Alter wie ein Papst vorkam,

starr an seinem nüchternen Standpunkt festhielt und dem späteren großen Aufschwung unserer Literatur verständnislos gegenüberstand, mußte schließlich dem Spott anheimfallen. Der einst Fortschrittliche war im Alter rückständig und konnte die früheren Erfolge nicht vergessen. Auch Biester wurde nachmals von den Romantikern verhöhnt. Aber unvergessen sollten darum doch die Verdienste bleiben, die diese Männer um ihre Zeit gehabt haben.

Der eben erwähnte Möser freilich, der am meisten aus dem wirklichen Leben schöpfte, den nicht nur die „Berlinische Monatsschrift", sondern auch Goethe mit Franklin verglich, ist mit der „Aufklärung" nicht in einem Atem zu nennen. Er, eine einsame Erscheinung, war vielmehr ihr größter Feind, soweit sie mit dem Verstand alles lösen und begreifen zu können glaubte, war auch all dem konstruierten, regelmäßigen und „vernünftigen" Wesen von Herzen abhold, opponierte dem aufgeklärten Staat und seiner zentralisierenden weisen Bureaukratie und glaubte nicht an die beglückende Fortschrittstheorie der Aufklärung. Konservativ, volkstümlich und praktisch, betonte er die Wirklichkeit und die wahren Mächte der Entwickelung, erkannte vor allem, geschult durch die bunten Zustände seiner osnabrückischen Heimat, die Menschen und Verhältnisse der Gegenwart als etwas geschichtlich Gewordenes, stellte Bauerntum und Grundbesitz als wichtigste Faktoren hin und suchte zuerst Verständnis für unser eigentliches Volkstum zu verbreiten. In begeistertem Preise einer freilich allzu hoch eingeschätzten germanischen patriarchalischen Urzeit kam er über die unklare Klopstockische nationale Begeisterung weit hinaus, wie er seinen Patriotismus auf die praktischen Erfordernisse des lebendigen Volkes und nicht auf abstrakte Theorieen gründete. Er allein hatte auch Sinn für ein wirkliches öffentliches Leben, polemisierte gegen die „ewige Sittenlehre" der Wochenschriften und verwies auf England, wo auch dem geringsten Manne das öffentliche Wohl am Herzen liege. So ist es verständlich, daß ein solcher Mann der jüngeren Generation, in der sich eine neue Reaktion gegen die herrschende Verstandeskultur vorbereitete, als Bundesgenosse erscheinen mußte. 1773 ließ Herder ein Büchlein „Von deutscher Art und Kunst" erscheinen, das neben einer eigenen Abhandlung über die Notwendigkeit einer deutschen Volksliedersammlung und über die lebensvolle Größe eines wahren Dichters wie Shakespeare eine begeisterte, im Lob des Straßburger Münsters gipfelnde Apologie der gotischen Kunst von dem jungen Goethe enthielt, dazu aber auch Abschnitte aus Mösers „Osnabrückischer Geschichte" fügte. Das Wehen eines neuen Geistes kündigte sich in diesem Büchlein an. Mehr als der seiner Zeit opponierende Möser verstand der rasch entflammte und entflammende Herder in die Weite zu wirken, selbst wieder nachhaltig beeinflußt von dem nur unklar auf die neuen Ziele der Ursprünglichkeit, der Natur, der Leidenschaft weisenden „Magus des Nordens", dem Herausgeber der „Sibyllinischen Blätter", von Hamann, der denn auch 1774 im „Deutschen Merkur" ausdrücklich als Urheber der neuen Strömung hingestellt wurde. Aber Herder war es, der sie kritisch und zielbewußt erst wirklich faßte und leitete. Seine damals noch nicht zur vollen Klarheit gelangten und mehr den inneren hohen Drang der Unbefriedigtheit verratenden Gedanken wurden dann zur Tat in seinem Schüler, dem jungen Goethe, der den revolutionären „Götz" in die aufgeklärte Welt hineinprasselte. Shakespeares Geist sollte hier wieder lebendig werden, den schwächlicher schon vorher Gerstenberg in seinem „Ugolino" hatte beleben wollen. Shakespeare, nach Addisons Vorgang bereits von Bodmer gepriesen, war neben der Antike auch Hamanns Stichwort gewesen: dieser hatte es dann auf Herder vererbt. Als „Genie" war Shakespeare auch von Lessing gewürdigt worden, und ganz im Geist der Neuerer als ein solches, „das alles bloß der Natur zu dancken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der

Kunst nicht abschrecket". Das war es: nicht Regel, sondern ursprüngliches Genie, nicht Verstand, sondern Leidenschaft, nicht Kunst, sondern Natur. Einem Manne wie Lessing konnte der völlig regellose „Götz" mit Recht freilich nicht als Ideal erscheinen, auch Herder fand allzuviel Nachgemachtes darin, aber die junge Welt schwor darauf und noch mehr jetzt auf Shakespeare selbst. Gerade die Regellosigkeit wurde auch theoretisch von Gerstenberg gepriesen. Wieder war es also das Vorbild der Engländer, das die Deutschen anregte. Aber der schon für die Empfindsamkeit (vgl. S. 653) als wichtig erkannte englische Einfluß war auch sonst für die neue Strömung von größter Bedeutung. Ossian, als Fälschung nicht erkannt, weckte, wie Percys Sammlung, bei Herder, wohl wieder unter Hamanns Einfluß, jenen Sinn für das Volkslied, in dem er die wahre Poesie des natürlichen Menschen, die Urpoesie sah. Auf den jungen Goethe übertrug er dann ähnliche Neigungen, wie sie sich in dem Sammeln elsässischer Volkslieder aussprachen. Auch die Begeisterung für Homer, in dem man über eine mit der schon vorhandenen idyllischen Neigung zusammenhängende Odysseeschwärmerei hinaus die ursprünglichste Naturpoesie zu sehen glaubte, war von England beeinflußt. 1759 hatte Young in seinen bald zweimal übersetzten „Gedanken über die Originalwerke" auf Homer wie auf die reine Natur hingewiesen: wie er nur nach der Natur gedichtet habe, so müsse jeder wahre Dichter nicht nach Regeln, sondern nach seinem „Genie" schaffen. Weiter kommt dann noch eine Schrift von Wood (Essay on the original genius and the writing of Homer) von 1769 in Betracht.

Es könnte nun scheinen, als ob für die ganze Richtung, die man als „Sturm und Drang" bezeichnet, weniger der Einfluß der Engländer als der eines Franzosen, Rousseaus, von Bedeutung gewesen sei. Dieser hatte durch seine „Neue Héloise" zu Beginn der sechziger Jahre in die Empfindsamkeit jene größere Leidenschaftlichkeit und Aufgeregtheit hineingebracht, zugleich das sentimentale Naturgefühl durch seine stimmungsreiche Schilderung des Genfer Sees und der Alpenlandschaft unendlich vertieft und zum romantischen entwickelt, wieder dabei Schätzung des Wilden, Ursprünglichen gelehrt. Aber keineswegs war er darin ein Vertreter französischen Geistes, als welcher damals vielmehr Voltaire zu gelten hat. Rousseau stand in seiner Gefühlsrichtung wieder unter englischem Einfluß, wie dem Richardsons, wenn er auch weit mehr verinnerlichte und tiefer ging; ebenso auch in seinem Grundgedanken, der Rückkehr zur Natur. Die von diesem Gedanken ausgehende Umwälzung der Erziehung, die er im „Émile" predigte, war schon durch Locke vorbereitet: aber auch hier kam Rousseau viel weiter. Unendlich wirkte er nun auf das junge Geschlecht. Die Abwendung von einer verdorbenen Zivilisation — als solche konnte die dekadente höfische Kultur namentlich in Frankreich wohl erscheinen — wurde mit Jubel begrüßt, ebenso das mit zündender Leidenschaft vorgetragene Evangelium von der Rückkehr zur Natur. Tief drangen seine Erziehungsideen, die den Menschen nicht planvoll abrichten, sondern ihn sich frei nach allen seinen Anlagen entwickeln lassen wollten, ein. Auch in der Lebenshaltung befolgten die jungen Genies — eine bald modische (vgl. auch S. 652, 662, 664, 666) Bezeichnung — das von Rousseau geforderte Naturmenschentum, trugen sich loser, ließen das Haar wallen und schwärmten für kalte Bäder im Freien. Rousseaus Evangelium, die Bewunderung des Volksliedes, Shakespeares, Homers — auch der griechischen Kunst kam man damals durch Winckelmann näher und sah in ihr wieder kein Produkt von technischen Regeln, sondern eine freie Schöpfung des Volksgeistes —, eine neue Auffassung des Alten Testaments, alles lief auf dasselbe hinaus: nichts Gemachtes mehr, sondern Natur, Original. Die seit Thomasius schon von der Aufklärung geforderte „Natürlichkeit" wurde nun durch einen ganz anderen, inbrünstigen Naturbegriff abgelöst. Der Zug zur

Urnatur ging nun weit über die Schäferspiele und „Wirtschaften" hinaus, in denen sich die höfische Gesellschaft auf Augenblicke von ihrer Steifheit befreit hatte, ebenso über die idyllische, von Theokrit wie der Odyssee genährte Hirtenstimmung, die Salomon Geßner poetisch wiedergab. Aber auch die Innensucht, die Gefühlspflege ließ die der Verstandeskultur unsympathische Gellertsche Empfindsamkeit wie die seraphische Stimmung Klopstocks, selbst die bloße Melancholie und Tränensucht weit hinter sich: es kam zu jenen Explosionen, wie der (S. 654) erwähnten Selbstmordmanie; tiefer und tiefer geriet man eben durch Rousseau in ein aufgewühltes, zerrissenes Seelenleben. Schärfer als je ging man nur aufs Innere und lehnte die Außenwelt ab, verlor zugleich wieder den kaum erlangten Wirklichkeitssinn, wozu das Nachlassen des belebenden Einflusses des Preußenkönigs, die harte, mechanische, selbst Lessing später unbehagliche Atmosphäre seines Staates beitragen mochte. Anderseits zeigte der neue Geist doch wieder eine Steigerung realistischen Sinnes zum Naturalismus, wie man die Reformgedanken der Aufklärung zur Revolution steigerte, freilich, dem Übergewicht der literarischen Interessen entsprechend, nicht auf sozialem und politischem, sondern nur auf geistig-literarischem Gebiete.

Zunächst konnte die neue Richtung, deren Träger sich auch noch sehr absurd gebärdeten, das Alltäglichste mit den kraftvollsten Übertreibungen ausdrückten, sich immer als vulkanische, Ungeheuerliches wälzende Naturen gaben und daher (vgl. S. 655) wieder affektiert und unnatürlich wurden, auf den herrschenden Geist nur abstoßend wirken. Entrüstet über die neuen „Genies", in deren Tun und Reden sich übrigens ein gut Teil Studentisch-Burschikoses, also weniger Aufsehen Verdienendes mischte, waren nicht nur die Nicolai und Genossen, gegen deren noch lange vorhaltendes Nörglertum die zukunftsreiche Jugend sich kräftig wehrte, sondern auch Lessing, der freiheitliche Verfasser der „Emilia Galotti", der klare Kopf, der Bekämpfer der Gefühlsseichtigkeit und Schilderer wahrer Menschen. Er sah alle seine Arbeit ignoriert und klagte: „Die jungen Genies verscherzen muthwillig alle Erfahrungen der vergangenen Zeit." Zu dem von den Jungen bewunderten Muster der Regellosigkeit, dem „Götz", dem dessen Verfasser, von Shakespeare zu Rousseau wandelnd, alsbald den Lessing erst recht abstoßenden „Werther" als Ausfluß jener explosiven Gemütsstimmung zur Seite setzte, kamen die Produkte des hohl deklamierenden Klinger, nach dessen kraftgenialem Drama „Sturm und Drang" die ganze Richtung benannt wurde, weiter der Wagner, Lenz u. s. w. Nicht zu den eigentlichen Stürmern und Drängern gehörte der junge Verfasser der sonst von ähnlichen Elementen erfüllten „Räuber". Ebenso wirkte jene Richtung nur zum Teil auf eine norddeutsche freiheitsbegeisterte Schule, den Göttinger „Hain" (vgl. S. 649), unter dessen „bardischen" Gliedern Bürger, der bedeutendste, dem Einfluß des „Götz" sich öffnete und, wieder durch die englische Ballade angeregt, volksmäßige Töne hervorragend anzuschlagen wußte, ein anderer, Miller, den „Werther" durch den „Siegwart" überwertherte und stark verwässerte. Auch die Begeisterung für die deutsche Vergangenheit, die Minnesinger und die Nibelungen fand hier guten Boden. Die neue Bewegung sympathisierte endlich mit der dem Verstandesmäßigen abgewandten schwärmerisch-mystischen Richtung (vgl. S. 655), wie sie wieder Hamann vertreten hatte, wie sie vor allem in Lavater, dem der junge Goethe begeistert zugetan war, Ausdruck fand. Auch bei Lavater spielte das „Genie", insofern als die göttliche Eingebung auch den Dichter erfüllt, eine Rolle. Den späteren Goethe hat die Unwahrheit und Selbstgefälligkeit des Lavaterschen Überschwangs freilich wieder abgestoßen. Ein wichtiges Moment war bei diesen Schwärmern aber die Pflege der Religiosität, die ja überhaupt seit den Pietisten mit der Pflege des Gefühls Hand in Hand ging (vgl. S. 647). Hier war wieder

Hamann von Wichtigkeit, und sein Schüler Herder suchte in begeistertem Enthusiasmus der Aufklärung durch Belebung der Religion Abbruch zu tun, den Glauben gegenüber der Vernunft neu zu festigen, die Offenbarung zu preisen.

War die neue Bewegung in diesem Kampf, in dem die Aufklärung übrigens entschieden Sieger blieb, wie in dem gegen die verstandesmäßige Kultur zum Teil rückwärts gewandt, so waren ihre vereinzelten revolutionären Ansätze auf politischem Gebiet eher im Geiste der vorwärts gerichteten Zeit, kamen hier aber auch über die zahmen Andeutungen der Aufklärung gegenüber der fürstlichen Willkür und der Überhebung der Vornehmen erheblich hinaus. Wesentlich von Klopstocks idealem Deutschgefühl und unklar demokratischem Freiheitsgefühl ging ein trotziges Aufbäumen gegen den Druck der Gegenwart aus. Der Tatendurst hatte keine Möglichkeit der Befriedigung. Die politische Welt bot auch kein Tatenbild mehr, die Begeisterung für Friedrichs Siege war dahin, und dem genialen Kraftgefühl konnte das „tintenklecksende Saeculum" nur Ekel einflößen. So ließ man seinem Drange wenigstens in Worten freien Lauf: die Klopstockschen Hainbündler lechzten nach Tyrannenblut; die klassische Bildung erzeugte die Begeisterung für die Republik und Römertugend; Gestalten, die frei und ungebunden dem Gemeinwesen Trotz boten, wurden, idealisiert, zu idealen Vorbildern, erst der Raubritter, dann der Räuber. Auch ein Mann wie Lessing gab durch seine „Emilia Galotti" der Stimmung neues Feuer. Schiller setzte auf das Titelblatt seiner „Räuber": „in tyrannos", und da man meist keine Tyrannen hatte, bildete man sich solche ein. Wo man sie hatte, konnte man freilich die Deklamationen praktischer gestalten, mußte dann aber auch dafür büßen, wie in dem Heimatlande Schillers, in Württemberg. Dort wurden bereits der Sohn Johann Jakob Mosers, des tapferen Verfechters der ständischen Rechte, Karl Friedrich, für seine Angriffe gegen den fürstlichen Despotismus und der Stürmer und Dränger Schubart, von klopstockschem Patriotismus und friderizianischer Begeisterung zugleich erfüllt, für seine „Fürstengruft" lange Jahre auf dem Hohenasperg eingekerkert. Das Ganze blieb völlig ergebnislos, man beruhigte sich auch allmählich. Daß sich tiefere politische Interessen gleichwohl ausbreiteten, werden wir noch (S. 683) sehen. Eine ähnliche Beruhigung trat in der damals wichtigeren Gärung auf literarischem Gebiete ein. Man erkannte schließlich doch das Unmögliche der Regellosigkeit. Man lenkte zum Teil wieder in die alten Bahnen ein. Überdies steckten in der Bewegung trotz des Gegensatzes zur Aufklärung wieder dieser verwandte, sie fortführende Elemente genug, so daß z. B. Karl Hillebrand den Sturm und Drang als Fortsetzung der Aufklärung bezeichnet hat, wie denn die wunderliche Mischung des Ganzen das Charakteristische ist. Aber nachdem das Durcheinanderwirbeln, die „Gährung aller Begriffe", wie Goethe sagte, zur Ruhe gekommen war, hatte man doch an innerer Kraft bedeutend gewonnen.

Der Hauptgewinn war der Durchbruch des Subjektivismus. Seit dem 16. Jahrhundert war der Individualismus fortdauernd gewachsen (vgl. S. 612), der Einzelne innerlich beständig freier geworden: aber der traditionellen geistigen Bindungen gab es noch genug. Am wenigsten vermochte der Einzelne sich den sozialen Fesseln, der schroffen ständischen Gliederung, den Zeremonieen des Verkehrs zu entziehen, überhaupt die innere Freiheit nach außen zu dokumentieren. Dazu war nun die zunächst eintretende Vorbedingung jene weit stärkere Betonung und ein bewußtes Herauskehren des inneren Menschen. Schon die Pietisten pflegten die Beobachtung des eigenen Inneren und suchten mit ihrer Seele im Verkehr mit anderen Seelen zu glänzen. Mit der geschilderten Rolle des Herzens wuchs dann die Selbstbeobachtung, die Selbstzergliederung und damit die Wertschätzung des eigenen Inneren: das Tagebuch ward

wichtig als Dokument der Gefühle, des Herzens. Daher auch der Wandel der schon durch die bisherige geistige und sprachliche Entwickelung stilistisch gehobenen Briefe zu Stätten der Gefühls- und Empfindungsmalerei. Daher nun auch die Fortschritte der Charakterisierungskunst bei den Schriftstellern, am höchsten bei Lessing. Daher jene von Lavater gepflegte Physiognomik: seine „Physiognomischen Fragmente" sollten, wie der Titel betont, „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" dienen. Aber je mächtiger man das Seelenleben kultivierte, um so stärker wurde der Drang, es anderen zu enthüllen. Es war nicht allein die modische Effekthascherei, die Sucht, im vollen Ausdrucke der Gefühle zu glänzen, es war auch ein Drang zur Beichte, der Wunsch, anderen sein Inneres zu zeigen. Der Brief gerade wurde ein Hauptmittel; man gab dem anderen jetzt „Herzblut in Briefen", „Abdrücke der Seele"; der Brief galt als „Seelenbesuch". Nun ergab sich erst eine außerordentliche Steigerung des Briefverkehrs an Häufigkeit wie an Umfang. Auch das Tagebuch hielt man nicht mehr geheim, sondern ließ es gern liegen. Aus demselben Bedürfnis ging der große Wandel der Selbstbiographie hervor. Rousseau hatte ihn begründet: es kam nun auf die psychologische Analyse, die Zerfaserung des eigenen Inneren an; es war die Form der Beichte vor der vollsten Öffentlichkeit. Daher auch die „allgemeine Offenherzigkeit", von der Goethe spricht, die so groß war, „daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich an mehrere gerichtet zu betrachten". Daher die Berichte vom eigenen Inneren, von Seelenkämpfen seitens des Predigers auf der Kanzel, des Lehrers in der Schule.

Daher endlich der Freundschaftskultus der Zeit. Wenn man im Perückenzeitalter fortwährend „Bekanntschaften", „Correspondenten" suchte, um äußere Förderung zu erlangen, so trieb jetzt die Sehnsucht nach Gefühlsaustausch zu einer wahren Freundschaftsmanie. Wie der Briefkultus war auch der Freundschaftskultus schon mit der empfindsamen Gellertschen Zeit erwachsen. Der Freund galt mit einem Ausdruck aus dem Roman „Grandison" als „zweites Gewissen". Die geschwätzige Freundschaftsversicherung dieser Zeit erfuhr eine Verinnerlichung durch Klopstock und wurde zum Freundschaftsenthusiasmus. Höchst affektiert und daher verflacht trotz allen Überschwangs waren dann die Zärtlichkeit, die Küsserei und sonstigen Läppischkeiten des Gleimschen Kreises: Herder nannte mit Recht diese ewigen Liebeserklärungen in Briefen zwischen Männern „faden Unsinn". Jetzt, im Sturm und Drang, wurde die Freundschaft wieder seelenvoller, nahm aber an Exaltation nicht ab. Die „Genies" warfen sich im Nu Gleichgestimmten als Freunde an die Brust. Die Hainbündler schlossen ihren Bund bei Nacht im Mondenschein und tanzten dabei um eine Eiche herum. Exaltation überall: nannte Stolberg Bürger seinen „liebsten Mitadler", so Hamann Jacobi seinen „Seelen-Jonathan". Am schlimmsten gebärdete sich Lavater. Viele Einzelheiten über diese Strömung findet man in meiner „Geschichte des deutschen Briefes". Zwei charakteristische Szenen mag man auch bei Freytag nachlesen: wie Fritz Jacobi und sein Bruder bei einer Rheinreise sich gelegentlich um den Hals fallen und die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft segnen, und wie Wieland seine alte Freundin Sophie Laroche und ihren Gatten mit allem Aufwand von Gebärden und Tränen begrüßt.

Aber das Wesentlichste bei all solcher eigenen und wechselseitigen Erregung war doch eben die Entfesselung des eigenen Ichs, dessen Wertschätzung gerade in der Sturm- und Drangperiode auf ihren Höhepunkt kam. Wie man sich mit ungeheurem Selbstgefühl als „Originalgenie" hinstellte, wie man den rednerischen Kraftaufwand nur trieb, weil man jedes Wort für höchst bedeutend hielt, und wie mit den großen Worten wieder die Hochachtung

der „Titanen" vor sich selber wuchs, so stellte man überhaupt das eigene Ich als souverän hin und verwarf, wenigstens theoretisch, jede Autorität und jede Fessel. Aber wenn nach der Genieperiode auch die Überschwenglichkeiten schwanden oder sich milderten, wenn man, gesunder geworden und geistig gewachsen, „mit Lächeln" darauf zurücksah: das Resultat, der Subjektivismus, war doch geblieben. Die Natur z. B. blieb vor allem das Spiegelbild des eigenen Inneren. Die Schranken der Welt aber ignorierte man nach wie vor.

Immerhin konnte doch solche Stimmung nicht ohne jeden Einfluß auf das wirkliche soziale Leben bleiben. Vor dem Gefühlsdrang, vor dem Freundschaftsenthusiasmus fielen vielfach dessen Schranken. Indessen war auch die Wertschätzung der schönen Bildung, das literarische Interesse ein nicht minder wichtiger Faktor der Annäherung. Schon die gelehrten, namentlich naturwissenschaftlichen Interessen (vgl. S. 619) hatten Fürsten und Adel dem Bürgertum näher gebracht. Stärker wurde die Annäherung durch den Pietismus, aber auch durch die Aufklärung, z. B. die deutschen Gesellschaften. Mit Gottsched stand der ehemalige sächsische Minister Graf Manteuffel, der überhaupt gern mit Gelehrten Umgang hatte, in engem Verkehr und vertrautem Briefwechsel: er war ferner der Stifter jener wolffianischen Gesellschaft der Alethophilen (vgl. S. 640) und beeinflußte auch den Kronprinzen Friedrich. Dann kam Gellert, der mit seinem ehrerbietigen, bescheidenen Wesen bei dem mitteldeutschen Adel einen großen Einfluß hatte, mit und nach ihm die empfindsame Zeit, die aller Herzen aufschloß, vor allem durch die Poesie. Zwar blieb der vornehme Adel in seiner ganzen Lebenshaltung, in der Konversation wie im Geschmack durchaus französiert; politische und wirtschaftliche Interessen oder bloße Genußsucht standen bei ihm meist im Vordergrund. Selbst ein aufgeklärter Mann, wie von Loen, der 1752 ein Buch „Der Adel" schrieb, hielt an den Privilegien fest, verlangte aber analog der friderizianischen Anschauung auch bessere Leistungen und hatte schon Respekt etwa vor einer begüterten Kaufmannsfrau. Allmählich wurde jedoch der Adel, freilich verschieden nach den Landschaften, den neuen Einflüssen zugänglich. Der ostdeutsche Adel allerdings sehr wenig. Der holsteinische Adel wieder soll viel literarisches Interesse gezeigt haben. In Österreich war es vor allem die Musik, die Adel und Künstler eng verband. Vielerorts aber ging man ganz in der neuen Richtung auf: an der Klopstockverehrung z. B. nahmen besonders jene Grafen Stolberg teil, die vor dem Gefeierten die Knie beugten, überhaupt als Hainbündler mit den bürgerlichen Genossen aufs intimste verkehrten. Namen wie Knebel und Thümmel ferner sind bekannt genug. Dem genialischen Treiben fielen dann auch Fürsten zu. Aufgeklärte Köpfe gab es unter diesen seit längerer Zeit, aber sie hingen durchaus der französischen Aufklärung an. Man war tolerant, philosophisch; in der Lebenshaltung verschmähte man vielfach den Prunk; der große „Philosoph auf dem Throne" teilte im Gegensatz zu seinem Vater gar nicht die althergebrachten Jagdneigungen seiner Herren Confrères, verabscheute sie sogar. Aber selbst mehr nach der früheren Art gezogene Fürsten, wie Karl Theodor von der Pfalz, begannen lebhaft geistige Interessen zu fördern, stifteten Kunstakademieen und gelehrte Gesellschaften, Karl Theodor gründete sogar ein Nationaltheater. Viel weiter noch gingen einige kleinere Fürsten, vor allem der Herzog von Weimar, der mit Wieland auf einem Leiterwagen fuhr und sich mit Goethe in tollen Streichen gefiel. Aber wichtiger war, daß die Freundschaft mit diesem über die enthusiastischen Jugendjahre hinaus Stand hielt, und daß des Herzogs Residenz ein Mittelpunkt der größten deutschen Geister überhaupt wurde. Auch andere kleine Fürsten verhielten sich ähnlich: Georg von Meiningen verkehrte vertraut mit Merck und Sömmering, Peter von Oldenburg, sonst

gerade kein Schwärmer, schätzte den Umgang mit Voß und Klopstock sehr, Karl Friedrich von Baden huldigte letzterem, wo er konnte, und korrespondierte eifrig mit Lavater. An Schiller schrieben Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und Graf Schimmelmann, die ihm in der Not helfen wollten, einen zartfühlenden Brief; er begann also: „Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie". Der Erbprinz von Braunschweig pflegte mit einem Juden, mit Mendelssohn, freundschaftlichen Briefwechsel. Überschätzen darf man die Erscheinung, deren Gegenseiten wir noch kennen lernen werden, nicht: aber die Anfänge der Emanzipation des Bürgertums liegen hier doch.

Die schöne Bildung war es, die die Menschen näherte, sie, in deren Pflege die Zeit immer mehr aufging, die die einengende Wirklichkeit überall vergessen ließ. Ein Wetteifer, Schönes und geistig Großes zu schaffen, erfüllte die Geister; die größten unter ihnen, Goethe und Schiller, nun geläutert und gewachsen, lebten wie in einem idealen Reich, für das die politische Misere, der pfäffische Zelotismus, das deutsche Spießbürgertum und das französische Jakobinertum gleichermaßen nicht existierten: es war eine „Periode, wo man durch schöne Gelehrsamkeit und subtile Gefühle die Privilegien der Aristokratie erhielt, das Recht, über dem gemeinen Leben des Volkes in reiner Höhe zu stehen und sich anstaunen zu lassen" (Freytag). Als „das höchste Gut und das allein Nützliche" konnte damals Friedrich Schlegel „die Bildung" preisen. Sie war denn auch das Hauptelement jener Richtung, die sich nach der leidenschaftlichen Gärung abgeklärt unter Herders Führung durchsetzte, der der Humanität. In der Schätzung der Bildung war diese durchaus Tochter der Aufklärung, wie sie es in den für sie charakteristischen Ideen der Toleranz war. Schon Gellert hatte menschenfreundliche und tolerante Anschauungen als fruchtbare Keime in vieler Herzen gestreut. Gegen den Druck, der auf den Juden lastete, war Lessing schon 1749 in dem Lustspiel „Die Juden" aufgetreten. Aber die neue „Humanität" näherte sich auch sonst der Aufklärung, zumal diese sich höher denn je hob und in Kants kritischer Philosophie die Stimme nüchternen Verstandes aufs eindrucksvollste laut wurde. Herder, der auch in seiner Abneigung gegen die Aufklärung nachließ, weniger enthusiastisch und erregt fühlen und sprechen lernte, sich, wie Goethe, an Spinoza zu bilden begann und die Theologie ein „liberales Studium" nannte, pries Lessing nach dessen Tode als den „edlen Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter". Und doch betonte derselbe Herder den großen Unterschied von jener Weltanschauung: „Aufklären heißt nicht bilden; alle Aufklärungsanstalten verfehlen nicht allein, sie vernichten den letzten Zweck aller Bildung: Menschheit und Glückseligkeit." Er sah also einen völligen Gegensatz zu der von ihm gepredigten „Humanität". In Wahrheit ging der Gegensatz auf die im „Sturm und Drang" gewonnene und in der Humanität festgehaltene Erkenntnis zurück, daß es auf das Innere, auf das Naiv-ursprüngliche, auf die organische Entwickelung und nicht auf das Äußerliche, verstandesmäßig Erdachte und Geforderte, nicht auf die mechanische Konstruktion ankomme. Bildung ist auch nicht Verstandesschulung, äußere Aneignung nützlicher Kenntnisse, sondern volle und freie Entwickelung aller natürlichen Anlagen und Fähigkeiten des ganzen Menschen. Rousseaus Evangelium wirkte in geläuterter Form weiter nach: das Ideal hieß aber nicht mehr nur Natur, sondern Bildung. Die „schöne Individualität", die „schöne Seele" waren Zielworte für das neue Bildungsideal der Humanität, das in Herders „Briefen zur Beförderung der Humanität" systematisiert wurde, das auch die klassische Dichtung damals begeistert kündete. Es war ein von vollstem Idealismus getragenes Ideal: nicht ein vollkommener

Gelehrter, nicht ein vollkommener Hofmann — ein vollkommener Mensch wollte man werden. „Zur Nation euch zu bilden“, rief Goethe, „ihr hoffet es, Deutsche, vergebens. Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.“

Es war ein Ideal, das schon vor Zeiten von den begabten und schönheitsdurstigen Griechen ähnlich gehegt, aber auch ins Leben übertragen worden war. Das Griechentum wurde nun bewußt als das echte, über konfessionelle, dienstliche, formelle, soziale Fesseln frei hinauswachsende Menschentum verkündet. Schon längere Zeit war neben der maßgebenden humanistisch-lateinischen Imitationsbildung den Griechen mehr Beachtung geschenkt worden, in den sächsischen Fürstenschulen, in Berliner Schulen wie an den Universitäten zu Leipzig, Halle und Göttingen. Herder nannte als um die Bekanntmachung der Griechen verdient vor allem „den unsterblichen Geßner, Ernesti und Klotz“. Nicht minder spielte in der Literatur das Griechentum schon eine Rolle, bei den Anakreontikern, bei Wieland, dessen Griechen aber nach Scherers treffender Bemerkung eher den damaligen Franzosen glichen, auch bei Klopstock, der mit Erfolg griechische Versmaße anwandte, dem jedoch sonst die „bardischen“ Deutschen mehr am Herzen lagen. Lessing, von Elias Schlegels und Pyras Bestrebungen zu schweigen, förderte mit bewußter Gründlichkeit das Studium der echten Griechen und suchte aus ihnen zu lernen. Dazu kam jene schon bei Breitinger hervortretende, vor allem aber von den Engländern auf die Genieperiode (vgl. S. 665) übergehende Bewunderung Homers, der immer häufiger übersetzt wurde. Und endlich hatte, zuerst auf Öser fußend, Winckelmann epochemachend gewirkt und gelehrt, in die „edle und stille Größe“ der Kunst der Griechen einzudringen. Der auf die volle Natur gerichteten Strömung willkommen, pries er die Schöpfungen der Griechen als schöne Natur und erklärte ihre Kunstleistungen aus natürlichen Bedingungen, vor allem aus der Freiheit. So kam man denn eigentlich erst jetzt zur wahren Antike, deren schöpferisches Element doch nicht die Römer, sondern die Griechen sind. Man wandte sich auch bewußt von der bisherigen, wesentlich äußerlichen Nachahmung, von der lateinischen Dressur ab. Herder, der Führer zu der neuen



Preisverteilung. Nach einem Kupferstich von J. Mettenleiter (1760—1825), im königl. Kupferstichkabinett zu München, wiedergegeben in den „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte“, Bd. V. Vgl. Text, S. 673.

Bildung, zog die altdeutsche Barbarei der äußerlichen Romanisierung durch Karl den Großen wie durch die Renaissance vor; er beklagte die Fesselung unserer Bildung durch die lateinische Sprache, die lateinische Schule: „Unterdrückte Genies! Märtrer einer blos lateinischen Erziehung! o könntet ihr Alle laut klagen!" Die von ihm bekämpfte „unleidliche" Nachahmung soll nun aber auch den Griechen gegenüber nicht gelten, wie es sich teilweise noch Lessing und Winckelmann, ja anfangs er selbst dachten. Sogar Klopstock werde nie einem Homer gleichen. Führer zum wahren Menschentum vielmehr, eine „Schule der Humanität" sollten die Griechen mit ihrer „Kultur der Seele" sein: was ein wahrer Mensch sei, sollte man von ihnen lernen und sich aus eigenem Volkstum frei dazu entwickeln. Vom Griechentum überhaupt galt, was er von der griechischen Kunst sagte: „wir wollen nicht sie, sondern sie soll uns besitzen". So wurde das Griechentum zum Ideal des vollkommenen Menschentums: man trieb einen wahren Kultus mit ihm und wandte sich in anderem Sinne als die Aufklärung vom Christentum ab. Schon der einst von pietistischer Erziehung abgestoßene Winckelmann hatte sich „einen gründlich geborenen Heiden" genannt. Dem „decidirten Nichtchristen" Goethe stand nun das Griechentum selbst über dem Altdeutschen, und Schiller, von den Freiheitsphrasen der römischen Antike herkommend, huldigte dem neuen Ideal der Schönheit begeistert in den „Göttern Griechenlands" und den „Künstlern". Hölderlin in Jena, das wie Weimar Hauptstätte des neuen Kultus war, trieb diesen bis zum religiösen Wahn und fühlte sich sogar in verzehrender Sehnsucht nach dem Ideal von dem barbarischen Deutschtum angewidert. Ein kritischer Kopf wie Schiller fand immerhin die Übertreibung der Strömung heraus („Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen, Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus") und warnte, eine „würdige Sache" nicht zu kompromittieren. Einer der überzeugtesten und ernstesten „Griechen" war Wilhelm von Humboldt, der theoretisch das neue Ideal nach der ästhetischen Seite ausbaute und es im vertrauten Briefwechsel mit dem Philologen Wolf begeistert pflegte. Er hat dann später auch als Unterrichtschef in Preußen bewirkt, daß es auf die preußischen Universitäten wie die Gelehrtenschulen überging. Letztere eroberte es aber auch sonst, und zwar auf lange Zeit: „Wir sahen", sagt noch Riehl von seinem Weilburger Gymnasium, „Griechenland als unsere zweite Heimat an; denn es war der Stammsitz der Kalokagathie, es war die Heimat des harmonischen Menschentums".

Dieser „Neuhumanismus" geriet später auch in einen entschiedenen Gegensatz zu der mit der Aufklärung zusammenhängenden praktischen Richtung auf die Realien — 1708 hatte Semler in Halle realistische Kurse, 1747 Hecker in Berlin zuerst eine eigentliche Realschule gegründet —, während noch griechisch gesinnte Leute wie Heyne und Geßner die „nützlichen Bürgerschulen" durchaus vermehrt wünschten und in der Bekämpfung der pedantischen Lateindressur und der kirchlichen Beherrschung der Schule mit den Aufklärern übereinstimmten. Umgekehrt waren die ebenfalls für den „bürgerlichen Unterricht" eintretenden und natürliche Religion predigenden sogenannten „Philanthropen" trotz ihres den Menschen betonenden Namens durchaus aufklärerisch und der auf die Griechen gestützten Humanität bei ihrer Abneigung gegen die Alten nicht verwandt. Sie waren in Anlehnung an die revolutionären Ideen Rousseaus zur Verwerfung aller äußerlichen Erziehung gekommen und priesen statt einer verweichlichenden und entsittlichenden Kultur ebenfalls die Natur, auf die auch alle Erziehung sich gründen sollte. In ihrer Wertschätzung der Leibesübungen, die übrigens nach Lockes Anregung schon Sulzer 1746 betont hatte, kamen sie freilich wieder griechischen Idealen nahe. Auch sie wollten Vollmenschen erziehen. Ihrer energischen Agitation gelang es nun, nicht nur ihre, Rousseaus

Gedanken systematisierenden Lehren in weite Kreise zu tragen und Lehrbücher zu schaffen, wie sie vor allem Basedows, wieder an Comenius erinnerndes „Elementarwerk" darstellt, sondern auch Lehranstalten zur Verwirklichung ihrer Erziehungsideale zu gründen. So errichtete Basedow 1774 das vom Dessauer Fürsten unterstützte und bei den besten Köpfen Deutschlands Interesse weckende Philanthropin in Dessau, so gründeten Campe und Salzmann ähnliche Anstalten in Hamburg und Schnepfenthal. Daß man anderseits Irrtum und Scheinsucht in den Bestrebungen der Philanthropen fand, lehrt Schummels „Spitzbart, eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert" von 1779.

„Pädagogisches Jahrhundert" war nun freilich eine durchaus zutreffende Bezeichnung. Seit jenen Reformern (vgl. S. 642) war das Interesse für die Erziehung nicht erloschen, und wenn die neuen Ideen so viele Literaten, Philosophen und Theologen sich unausgesetzt mit der Erziehung des Menschengeschlechts beschäftigen ließen, so war für die Reform der Menschheit doch immer die Hauptvoraussetzung die Erziehung der Jugend. Sie blieb daher dauernd im Vordergrund der Erörterung. Zog in die gelehrten Schulen jenes neue Bildungsideal, so ging ein menschenfreundlicher, auf Menschenbildung gerichteter Zug, wie er sich etwa in der Abbildung auf S. 671 ausdrückt, auch durch die übrigen Schulen, die einst den Charakter von Prügelanstalten getragen hatten. Für die Volksschulen, um deren Hebung sich zudem der aufgeklärte Staat unter Friedrich II., Maria Theresia, zeitweise unter Max Joseph auch in Bayern, durch gründlichere Vorbildung der Lehrer auf Seminarien, weniger kärgliche Besoldung, Vermehrung der Schulen, Durchführung der Schulpflicht, Druck auf die Edelleute behufs Besserung ihrer Schulverhältnisse bemühte, wobei er freilich bei viel Widerstand praktisch nicht allzuviel erreichte, traten begeisterte Reformer auf; so der treffliche märkische Edelmann Eberhard von Rochow, der seine philanthropischen Ansichten 1772 in dem „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute" niederlegte und auf seinem Rittergute Rekahn vielbewunderte Musterschulen einrichtete. Später kam dann der edle, wieder auf Rousseau zurückgehende Pestalozzi, dessen Ideen eine Reform des gesamten Volksschulwesens einleiteten.

Es war eine herrlich strebende, von Idealen erfüllte Zeit, aber sie hat für die Geisteskultur der Deutschen auch Außerordentliches erreicht. Zur Zeit der Ausbreitung des Humanitätsideals kam die seit Jahrzehnten rapid fortschreitende literarische Entwickelung auf ihren Höhepunkt. Die deutsche Dichtung, einst vom Ausland abhängig, wurde zur klassischen, vom Ausland bewunderten, wenn auch in Deutschland selbst die Zeitgenossen, wie immer, die Mittelmäßigkeit der Höhe der klassischen Schöpfungen, die schon wegen ihrer Durchdringung mit dem griechischen Ideal dem Durchschnittsgeschmack nicht zusagten, vorzogen. Eine neue, reife ästhetische Kultur, wie sie vor allem dem Freunde Schillers und Goethes, Humboldt, vorschwebte, war in der Tat durch jene beiden Großen verwirklicht. Auf dem Gebiete der bildenden Künste, für deren Pflege sie beide begeistert waren, und die namentlich Goethen immer aufs neue beschäftigten, hat die Zeit nicht das Gleiche erreicht. Hier machte sich noch immer, in Baukunst, Porträtmalerei und Plastik, viel höfischer Einfluß geltend; es blieb viel Konvention, äußerliches Wesen oder Ausgeklügeltheit und Allegorie. Die hohe Baukunst brachte recht Bedeutendes kaum hervor, das Rokoko verwilderte völlig. In der Malerei wurde mehr geleistet, aber eine Höhe stellte weder der vielbewunderte, in Italien an großen Mustern geschulte, kosmopolitische Raphael Mengs noch der selbst in Frankreich anerkannte Johann Heinrich Tischbein dar. Einen stärkeren Umschwung zeigte erst Carstens durch den belebenden Einfluß Winckelmannscher Ideen. Natürlich und lebensvoll im Kleinen war der Radierer und Kupferstecher

Chodowiecki. Dagegen entsprach der Blüte der Dichtung die Herrlichkeit der sich ebenso schnell entwickelnden, nun ebenfalls klassischen deutschen Musik (vgl. S. 656). Auch diese Kunst hat unseren großen Dichtern, wenigstens dem reiferen Goethe, trotz seines geringen musikalischen Gehörs keineswegs, wie man früher meinte, fern gelegen. Für Mozart hat der ihm so verwandte Goethe durchaus ein Verständnis gehabt. Er hat sich zudem später theoretisch mit der Musik beschäftigt, zeitweilig auch häusliche Musikaufführungen eingerichtet. Ganz eng war das Verhältnis Goethes und Schillers zur sonstigen Geisteskultur, vor allem zur Philosophie. Sie waren Dichter und forschende Denker zugleich, wie schon Lessing. Jener oben betonte Zusammenhang zwischen Dichtung und Wissenschaft ist noch fester geworden, ihre Vereinigung, beiden zum Vorteil, der letzteren in Form und Geschmack, in der Befreiung vom Pedantismus, der ersteren in geistigem Inhalt und Niveau, bedeutete eben die deutsche Bildung. Das früher (vgl. S. 619) starke mathematisch-naturwissenschaftliche Interesse war jetzt erheblich zurückgetreten, aber, wie Goethes Neigung zeigt, immerhin nicht verschwunden. Man wetteiferte hier nach wie vor mit dem Ausland. Die Namen des Mathematikers Euler, des Anatomen und Botanikers Albrecht von Haller, des Anatomen Blumenbach, des Mineralogen Werner beweisen die Bedeutung der Deutschen auch auf diesen Gebieten. Umwälzende Erfindungen und Entdeckungen, wie sie damals von Galvani, Volta, Franklin, Priestley ausgingen, fehlten freilich, obgleich einzelne Erfindungen (Blitzableiter, Telegraph) doch zuerst von Deutschen und dann vom Ausland noch einmal gemacht worden sind. Auf praktisch-ökonomischem Gebiet zeigten sich Fortschritte, die freilich die der Engländer im Maschinenwesen nicht erreichten. Im Vordergrund standen in Deutschland überhaupt mehr die idealen Zweige des Wissens. Gerade das Zeitalter der Humanität brachte naturgemäß eine innere Hebung der nun erst zur selbständigen Wissenschaft erwachsenden klassischen Philologie, die vor allem von dem Manne, der sich zuerst als „Philolog" an einer Universität inskribieren ließ, von Friedrich August Wolf, dem Begründer einer „Altertumswissenschaft", ausging.

Aber wichtiger war noch die Philosophie. Durch sie, die seit Wolff selbst in das große Publikum gedrungen und an dem geistigen Aufschwung des Bürgertums wesentlich beteiligt war, war die Theologie seit langem zurückgedrängt worden. Die Aufklärung blieb ferner gegenüber der religiösen Reaktion (vgl. S. 666f.) siegreich, aber auch die der gewöhnlichen Aufklärung feindlichen Klassiker waren, schon in ihrem Griechentum, der Kirche, ja dem Christentum entfremdet (vgl. S. 672): im schönen Menschentum war das idealste Ziel beschlossen. Der Drang ins Innere aber fand seine Befriedigung eben in der Philosophie. Sie galt nun als die erste Wissenschaft. Das „philosophische Jahrhundert" wollte das Säkulum genannt sein, das nach Herder „sich den Namen Philosophie mit Scheidewasser vor die Stirn gezeichnet" hatte. Und nun war ein deutscher Philosoph aufgetreten, der denselben Glanz verbreitete wie die Fürsten der Dichtung und der Musik und die neuere Philosophie wahrhaft begründete, der kühle, kritische, Herderschem Ideenschwung abgeneigte Kant, der endgültige Vernichter des theologischen Dogmenglaubens, der den Menschen, den subjektiven Menschen auch theoretisch zum Maß aller Dinge machte. Aber wie in der Aufklärung neben der Vernunft immer die Moral eine Rolle gespielt hatte, so kam ähnlich die neue Philosophie ihrer sittlich schwankend und haltlos gewordenen Zeit durch ein neues inneres, in seiner philosophischen Konstruktion freilich angreifbares „Sittengesetz" zu Hilfe, durch den kategorischen Imperativ, das gewaltige „Du sollst" der Pflicht. Diesem Kantianismus waren viele wie einer Religion ergeben. Aber es drangen überhaupt die Begriffe und Ausdrücke seiner Philosophie in die Sprache der

Bildung, auch in die schöne Literatur, selbst in den Elementarunterricht und die ländliche Predigt. Die Vorherrschaft der Philosophie ist für jene Zeit kaum zu überschätzen. Sogar in der Unterhaltung wollte man sie nicht missen und las philosophische Romane. Aber die Gedanken der Philosophen griffen auch weit ins Leben hinein: auf Rousseaus Ideen wie auf die Gedanken der Aufklärung ging die französische Revolution mit zurück; ein unpraktischer Philosoph, Fichte, konnte später durch seine „Reden an die deutsche Nation" gewaltig zur Wiedererweckung Preußens beitragen. Fruchtbar mußte dieser philosophische Zug endlich die übrigen Wissenschaften durchdringen: man ging den Gesetzen und Bedingungen der Poesie, der Kunst nach und schwelgte in ästhetischen Erörterungen; man spürte dem Leben der Sprache nach und gelangte schließlich zu dem großen Bau einer neuen Sprachwissenschaft.

Man sah auch mit philosophischen Augen auf die Vergangenheit der Menschen und kam zu einer ganz anderen Auffassung der Geschichte, deren eigentlichen Aufschwung freilich erst das 19. Jahrhundert sah. Hier hatte schon vor der Humanitätsperiode die Aufklärung einen Wandel herbeigeführt: ihr entstammte schon der zunächst mehr äußerliche Begriff einer Kulturgeschichte. Früher hatte im Zusammenhang mit dem theologischen Geist die Kirchengeschichte eine große Rolle gespielt, daneben die dem „politisch"-juristischen Interesse des 17. Jahrhunderts entsprechende Staats- und Rechtsgeschichte, die zugleich der ewigen Gier nach Mehr, den Erb- und sonstigen Ansprüchen der Dynasten diente und in der Erforschung höchst verzwickter Rechtsverhältnisse auch zur Urkundenbenutzung und Urkundenkritik kam. Letztere hatte übrigens wieder von der Entwickelung der humanistisch-philologischen Textkritik und der in den konfessionellen Kämpfen ausgebildeten Bibelinterpretation gelernt. Diese bis ins 18. Jahrhundert meist von Juristen geschriebene und gelehrte Staatsgeschichte wurde ferner unter dem Einfluß höfischen Geistes zur lobhudelnden Regentengeschichte, sie wurde anderseits im Zusammenhang mit jenem nationalen Zuge des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 616) zur Reichsgeschichte. Eine neue Geschichtsschreibung — wir folgen hier zum Teil Dilthey — brachte die Aufklärung, zunächst im tonangebenden Auslande. Voltaire, Montesquieu, auch Turgot zeigten die neuen Ziele; Engländer, namentlich Hume und Gibbon, gaben die Muster der praktischen Ausführung. Die theologische Betrachtung, die Richtung auf das Jenseits schied ganz aus; rücksichtslos herrschte die Kritik der Erfahrung und der Vernunft. Die Grundidee des „Natürlichen" kam auch in die Geschichte, der mit dem Aufschwung von Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie entwickelte Sinn für Gesetzmäßigkeit, kausale Verknüpfung und den großen Zusammenhang aller Dinge nicht minder. Weiter gewann man aus der lebendigen Gegenwart die großen Zielgedanken der Kultur und des Fortschritts. Wieder vor allem in Frankreich, Holland und England mit ihrer staatlichen Machtentwickelung, dem wachsenden Reichtum, der Blüte der äußeren Kultur konnte sich ein stolzes Gefühl der erreichten Höhe entwickeln; man sonnte sich zugleich an der erlangten Gesittung, an der international geltenden feinen gesellschaftlichen Bildung und weiter an dem großen Aufschwung der europäischen Gelehrsamkeit, die unter dem Banner der Vernunft zu immer neuen Wahrheiten siegreich vordrang. Man hatte nun eben „Kultur", man empfand den „Fortschritt" gegenüber der Vergangenheit. So gewann man die Richtgedanken für die Beschreibung der früheren Zustände von der Unkultur aufwärts. Ganz natürlich ergab sich durch die Aufstellung großer Zusammenhänge eine schon im 17. Jahrhundert wurzelnde universalistische Auffassung und weiter bei der immer stärkeren Rolle der geistigen Interessen die z. B. bei Voltaire hervortretende Betonung des menschlichen Geistes. Montesquieu sprach auch schon den Gedanken des Einflusses der natürlichen Umgebung,

der Bedingtheit der eben deshalb überall verschiedenen Zustände durch Boden, Klima u. s. w. aus. Er wie auch Hume haben nun jenen Mann beeinflußt, der im übrigen über die doch durchaus von rationalistischer Konstruktion getragene Auffassung der Aufklärung hinauskam, Herder. Schon vor ihm hatte Möser (vgl. S. 664) dem verstandesmäßig postulierten Fortschritt der Kultur die bereits von Leibniz erschaute organische Entwickelung, den allgemeinen Abstraktionen die Fülle der Besonderheiten des geschichtlichen Lebens, die ihm in seiner Heimat klar geworden war, dem Ideal der aufgeklärten Gegenwart die Berechtigung der mannigfaltigen, ganz anderen Verhältnisse der Vergangenheit, den äußeren Faktoren der Geschichte die Wichtigkeit des lebendigen Volkstums gegenübergesetzt und die verschiedenen Seiten der menschlichen Kultur als natürliche, immer besonders geartete Erzeugnisse innerer ursprünglicher Kräfte und (ähnlich wie Montesquieu) des geographischen Milieus gefaßt. Systematischer betont nun Herder den großen Zusammenhang von Natur und Geschichte: von der Bildung der Erde und ihrer niederen Geschöpfe an sieht er organische Entwickelung bis zum letzten Glied, dem Menschen, dessen Geschichte ebenso von natürlichen Kräften bedingt ist. Aber wenn damit ein wertbestimmender Endzweck geleugnet wird und jede Stufe ihre natürliche Berechtigung hat, so sieht doch auch Herder ebenso wie die Aufklärung einen Fortschritt sich vollziehen: es ist wieder die ihn und seine Zeit beglückende Idee der Humanität, zu der die Menschheit erzogen wird. Und ihre großen natürlichen Gruppen, die Nationen, stellen die verschiedenen Wandlungen dieses Ideals — die idealen Betätigungen stehen naturgemäß bei Herder im Vordergrund — dar, eine der anderen im großen Bunde der Menschheit dienend. Herders Auffassung war — und daran ändert Kants kühle Kritik, der seinerseits alles auf die realen Interessen zurückführte, nichts — eine echte Frucht dieser großen Zeit deutscher Bildung.

Außerordentlich viel hat die Gesamterscheinung dieser neuen Bildung für Deutschland bedeutet. Sie stellte ein erstes die zerrissene Nation zusammenfassendes Band dar. Sie war aber weiter die erste volle Blüte einer eigenen Kultur. Diese an fremden Mustern erwachsene Bildung war eine durchaus nationale geworden. Hatten die Deutschen bisher bewundert, so galt die Bewunderung des Auslandes jetzt ihnen. Erst seit dieser Zeit, niemals vorher, konnten die Deutschen das Volk der Dichter und Denker heißen. Fortan war der „Barbar" im Deutschen zwar nicht verschwunden, aber nicht mehr für ihn charakteristisch.

Der Träger dieser Kultur war die im Laufe der geistigen Bewegung des 18. Jahrhunderts entstandene, in der Schule der Philosophie gebildete, vom Gefühlskultus zu schönen Empfindungen geleitete Schicht des „gebildeten Mittelstandes", des Standes, in den nach Hegel „die gebildete Intelligenz und das rechtliche Bewußtsein des Volkes fällt", der das eigentliche Publikum darstellte, dessen geistiges Ferment aber der seit dem 15. und 16. Jahrhundert aufgetretene, auf Universitäten gebildete Gelehrtenstand war. Diesem vor allem gehörten überall die Honoratioren der Städte an, Geistliche, Juristen, Ärzte, Lehrer; wesentlich aus den Gelehrten, den Beamten, den Geistlichen rekrutierten sich die Schaffenden, Schreibenden, Reformierenden. Zu ihnen kamen noch die wohlhabenden Kaufleute und Fabrikanten, überhaupt besser situierte Leute, z. B. Landwirte; zu ihnen kamen weiter, wie denn überhaupt von einer festen Begrenzung dieses in anderem als im heutigen Sinne aufzufassenden Mittelstandes keine Rede ist, Teile des Adels, dessen Annäherung an das geistig führende Bürgertum wir schon (S. 669) beobachteten. Eine äußere Unterscheidung der Schicht läßt sich am ehesten noch in ihrer Freiheit vom Militärdienst erkennen. Diese wesentlich bürgerliche Schicht fühlte sich nun auch als Träger des Fortschrittes und der Kultur. „Wo käm die schönste

Bildung her", sagt Goethe, „wenn sie nicht vom Bürger wär?" Diese Schicht, unter deren Gliedern die klassische Dichtung empfängliche Seelen suchte und fand, die sich an den Schöpfungen der großen Musiker erhob, die auf Kant schwor, dem Humanitätsideal anhing, die aber auch stolz auf ihre aufgeklärten Anschauungen und auf das ökonomische Gedeihen des Bürgers war, sie war von einem außerordentlichen Optimismus erfüllt, der alle Schwächen der Zeit übersah und die häufigen resignierten Stimmungen rasch überwand. Der Stolz der Aufklärung darauf, wie weit man es gebracht habe — die Taten des aufgeklärten Staates werden uns noch beschäftigen —, spricht deutlich aus einer Gedenkurkunde von 1784, die sich 1856 in dem Turmknopf der Gothaer Margaretenkirche fand: „Unsere Tage", heißt es da, „füllen den glücklichsten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiser, Könige, Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Riesenschritten. Tausende unserer Brüder und Schwestern, die in geheiligter Unthätigkeit lebten, werden dem Staate geschenkt, Glaubenshaß und Gewissenszwang sinken dahin. Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künste und Wissenschaften blühen, und tief dringen unsere Blicke in die Werkstatt der Natur. Handwerker nähern sich gleich den Künstlern der Vollkommenheit; nützliche Kenntnisse keimen in allen Ständen. Hier habt ihr eine getreue Schilderung unserer Zeit."

Man kann nun freilich den besprochenen Charakter der deutschen Bildung dieser Blütezeit doch nicht als für alle deutschen Volksteile gültig hinstellen. Die von uns immer hervorgehobene landschaftliche Verschiedenheit spielte auch jetzt wieder eine große Rolle. Von einem durch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse hervorgerufenen niedrigen Bildungszustande großer Teile der ländlichen Bevölkerung werden wir noch (S. 680) hören: wichtiger für die eigenartige Geschichte der deutschen Bildung ist gegenüber der Bedeutung Nord-, vor allem aber Mitteldeutschlands eine gewisse Rückständigkeit des katholischen Südens, der einst kulturell die Führung gehabt hatte. Hamburg, Berlin, Göttingen, Leipzig und die vielen kleinen nord- und mitteldeutschen Residenzen waren schon längere Zeit die Brennpunkte der Kultur, alle durchaus protestantischer Färbung. Von Nürnberg und Augsburg ist es in dem neuen geistigen Leben still geworden. „Mit unseren Katholiken", seufzte ein evangelischer Pfarrer 1753 in Augsburg, „ist wenig anzufangen; die meisten bleiben dumm und grob." Das Zurücktreten der katholischen Länder war auch nicht auf das deutsche Geistesleben beschränkt. Die Rolle Hollands und Englands übertraf selbst diejenige Frankreichs, das nunmehr wesentlich durch englische Einflüsse, wie Voltaire und Rousseau zeigten, weiterkam. Spanien trat ganz in den Hintergrund, Polens Verfall war unaufhaltsam. Der Katholizismus hat zum Teil freilich der Aufklärung durchaus nicht feindlich gegenübergestanden. Jesuiten als Anhänger Wolffs lernten wir schon kennen; Wolff hat sogar selbst einmal dem Grafen Manteuffel gegenüber erklärt, daß die Wichtigkeit seiner Philosophie „bisher fast niemand begreifen wolle außer verschiedenen Katholiken". Aber hier mochte, zum Teil wenigstens, den Ausschlag geben, daß man mit den Waffen Wolffs gegen die englischen Freidenker gut streiten zu können hoffte. Wie für Frankreich, hat Wolff selbst seiner Philosophie eine solche Aufgabe auch für Italien zugeschrieben. Gegen den dort eingerissenen englischen „Materialismus und Skeptizismus" habe man mit der „scholastischen Philosophie" nichts machen können. „Daher hätte man sich mit Macht", schreibt er 1739 an Manteuffel, „auf meine Philosophie legen müssen, weil man darinnen die Waffen gefunden, dadurch man diese Monstra bestreiten und

besiegen kann.“ Indessen neben diesen scheinbaren Einflüssen der Aufklärung auf den Katholizismus gibt es später doch auch wirkliche, äußerliche und innerliche. Jene standen im Zusammenhang mit den Machtbestrebungen des Absolutismus, der Staatsomnipotenz, und waren auf Beschränkung der päpstlichen Allgewalt gerichtet. Aus den Kreisen des Klerus selbst gingen derartig gerichtete Schriften hervor. Im Josefinischen Österreich zog auch der Staat durch Aufhebung von 700 Klöstern (siehe die Abbildung, S. 679), Vereinfachung des Gottesdienstes, Einschränkung der Prozessionen u. s. w. die entsprechenden praktischen Konsequenzen. In der Emser Punktation von 1786 proklamierten sogar geistliche Fürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg, freilich ohne dauernden Erfolg, die Verweisung des Papstes nur auf seine allerursprünglichsten Rechte. Weiter aber wurden katholische Kreise auch innerlich, wenngleich nicht dogmatisch, von der Aufklärung angehaucht, wie es bei einer so allmächtigen Zeitströmung ja gar nicht anders sein konnte. Einmal gab es natürlich heimliche Freidenker, namentlich unter hohen Prälaten. Ferner las mancher katholische Geistliche bei dem durch die Kämpfe für und wider die Aufklärung bewirkten Zurücktreten der konfessionellen Gegensätze die rationalistischen Schriften protestantischer Theologen häufig und gern. Kritische Ansichten, die sich offen hervorwagten, wurden freilich sofort unterdrückt. Aber ein freierer Zug war gleichwohl zu verspüren. Hier, wie in Österreich, vertrieb man die Jesuiten, dort empfahl man die Lektüre der Bibel; hier verbesserte man die Schulen nach philanthropischem Muster, dort berief man protestantische oder freigerichtete Professoren oder empfahl den Besuch der Universität Göttingen. Diese vorurteilslose Duldung war ein Ruhmesblatt insbesondere der geistlichen Fürsten des letzten Drittels des Jahrhunderts, der Erthals in Mainz und Würzburg, Dalbergs in Mainz u. s. w. Übrigens war auch das Mönchstum selbst in seinem Hauptland Bayern nicht ohne jede Ansteckung seitens der Aufklärer geblieben. Schriften von Voltaire, Mosheim, Jerusalem, Baumgarten, die Wolfenbütteler Fragmente fanden, wie Bronners und Feßlers Beispiel zeigt, selbst in die Klöster Eingang. Bezeichnend ist endlich, daß die Gründung des der Aufklärung dienenden, durch die Jesuiten bald wieder gesprengten Illuminatenordens, der, nach dem Muster der Gesellschaft Jesu organisiert, seine geheimnisvollen Zeremonieen der Freimaurerei entlehnte, von einem früheren Jesuitenschüler, dem Kirchenrechtslehrer Weishaupt in Ingolstadt, ausging.

Ganz anders war aber die Mehrheit des zum großen Teil wenig gebildeten niederen Klerus Süddeutschlands, insbesondere Bayerns, geartet. Er, der im engsten Zusammenhang mit dem Volke stand, der in dieser Zeit der Bekämpfung eigentlicher Volkssitte treu an ihr festhielt und darum volkstümlich war, hat es auch verstanden, die Aufklärung mehr oder weniger von der mittleren und niederen Bevölkerung fernzuhalten. Wir dürfen hier Riehls treffende Worte gebrauchen: „Diesen Priestern aus der guten alten Zeit machte die Wissenschaft in der Regel nicht viel Beschwerde, sie waren kapuzinerhaft volkstümlich, Bauern, die geistlich studiert hatten, und deren höchst handfeste Auffassung des priesterlichen Berufes vortrefflich zu der handfesten Natur ihrer Beichtkinder paßte. Diese merkwürdigen Leute waren es, welche [man kann hinzusetzen: mit Hilfe eines ignoranten Beamtentums] zumeist dafür sorgten, daß das bayrische Volk vom 17. Jahrhundert ins 19. herüberging, ohne etwas vom 18. gemerkt zu haben.“ Und diese Rückständigkeit beschränkte sich keineswegs auf das niedere Volk, den Bauer und Kleinbürger, die ja übrigens im Süden für die Haltung des Ganzen viel charakteristischer als im Norden und vielfach für die Sitte, namentlich die gesellschaftliche, maßgebend sind. Es haben vielmehr auch die gebildeten Schichten den großen

Wandel im deutschen Geistesleben, die nationale Blütezeit der Literatur nur zu einem geringen Teil miterlebt: Bayern ist im 18. Jahrhundert geistig isoliert und erstarrt. Die gesellschaftliche Kultur der französierten Zeit war hier auch nicht weit eingedrungen, der Verkehrston sehr derb. Selbst in Österreich, das zwar in der Pflege der Musik sich auszeichnete, hat man trotz der Mühen Maria Theresias um materielle Hebung und Besserung des Unterrichts, trotz Josephs radikalen Aufklärungsstrebens bei dem Mangel eines einflußreichen Bürgertums weder dem französierten oder italisierten Adel noch dem rückständigen Klerus dauernd Terrain abgewinnen können. Sonnenfels schrieb 1782 den Vorsprung des Nordens direkt der Reformation zu. Freilich zu Josephs Zeit galt gerade Österreich als Hauptsitz der Aufklärung, der Herrscher wurde selbst in Norddeutschland bewundert, bald freilich beim Scheitern und Nachlassen der Reformen getadelt oder bemitleidet. Indessen blieb auch das protestantische Württemberg, obgleich das Vaterland Schillers und Hegels, einigermaßen zurück. Wer von seinen Söhnen groß wurde, wurde es in einer nördlicheren Atmosphäre. In Schwaben wie in der Schweiz bewahrte im übrigen sogar der Protestantismus bildungsfeindlichen Geist: dort Pietisten, hier Orthodoxe. Auch aus dem Südwesten war nun der frühere Fortschrittsgeist geschwunden. Freilich erhielt sich dafür hier wie im Süden überhaupt eine starke Volkstümlichkeit und Originalität des Denkens und Fühlens.



Allegorie auf die Aufhebung der Klöster in Österreich. Nach einem Kupferstich des 18. Jahrhunderts im k. k. Kupferstichkabinett zu Wien. Vgl. Text, S. 678.

Diese paßte aber gar nicht zur damaligen Bildung, die — und damit kommen wir zu ihren Schattenseiten — durchaus unvolkstümlich war. Das niedere Volk ist von der früheren Mißachtung trotz der populären Bestrebungen der Aufklärung auch nach 1730 wenig befreit worden. Aber selbst das kleine Bürgertum war von dem höheren, den bildungsstolzen

„Gebildeten", scharf geschieden. Gerade die rapide Entwickelung des geistigen Lebens der höheren Schicht schuf eine immer größere innere Kluft zwischen ihr und jenem Spießertum, das nur sehr langsam folgte, aus seinen Kalendern die Weisheit von zwei Menschenaltern vorher schöpfte, in kleinlichen privaten Interessen aufging, vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, von Beamten geschuhriegelt war, an alter Steifheit und unbehilflichen Verkehrsformen festhielt, grobe Genüsse liebte und in gehässigem Klatsch Entschädigung suchte. Mißachtung der praktischen, der Handarbeit seitens der Gebildeten kam hinzu. Darunter litt auch der Bauer. Anderseits suchte der aufgeklärte Staat gerade ihn als „nützlichen Untertan" wirtschaftlich zu heben. Für ihn traten ferner Volksfreunde und ökonomische Reformer in einer bauernfreundlichen Literatur ein, wie vor allem wieder Möser, der im Bauern überhaupt den Kern des Volkes sah, wie Hirzel 1761 in seiner „Wirthschaft eines philosophischen Bauers", Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud", Rudolf Zacharias Becker in seinem „Noth- und Hülfsbüchlein". Sogar die schöne Literatur erinnerte sich seiner wieder häufiger und nicht ohne Sympathie, so Gellert und Lichtwer, Voß und Claudius. Aber der ästhetisch-idealen Richtung der Humanitätszeit blieb der Bauer doch ein gleichgültiger Gegenstand, wie jene allerdings auch ihm. Selbst die Aufklärung, soweit sie sich um ihn mühte und ihn nicht wegen seiner Dummheit verspottete, hat kaum auf ihn gewirkt, zumal jene Besserung des Volksschulwesens (vgl. S. 673) oft nur theoretisch, der Lehrer ein untauglicher Handwerker oder alter Soldat war. Der Bauer bewahrte vielmehr die alte äußere Frömmigkeit, ja nicht selten die Empfänglichkeit für religiöse Mystik. Gerade die pietistischen Landpfarrer hatten anders als die exklusiven Orthodoxen inneren Verkehr mit ihren Gemeindegliedern gesucht. Die rationalistischen Prediger ihrerseits strebten eifrigst danach, sie durch belehrenden Umgang moralisch zu bessern und geistig zu fördern. Aber von dem Vernunftglauben mochte der Bauer nichts wissen. Vom aufgeklärten Staat mit seiner Bevormundung und Reglementierung freilich trotz alles Wohlwollens erst recht nichts. Der Bauer hat sich auch seine Bräuche, seine Sagen trotz der Aufklärung bewahrt, wie ihm der Staat das von diesem als unerheblich angesehene Gemeindeleben ließ. Der Bauer hinkte im übrigen der städtischen äußeren Kultur nach, nicht selten um viele Jahrzehnte, so in der oft eigenartig-schönen Hauseinrichtung, in der Tracht, die häufig nur längst entschwundene städtische Moden konservierte. Sein nicht immer sympathischer Charakter, über den damals Garve Treffendes geschrieben hat, blieb auch der alte. Ebenso fand sich noch viel Roheit und Unsittlichkeit bei massiver Genußsucht. Die Schilderungen Mösers vom westfälischen oder andere von dem Oldenburger Bauern treffen nicht überall zu, am wenigsten, wo Herrendruck wie früher bestand. Das war namentlich in Mecklenburg und Vorpommern der Fall, wo, wie nach Ernst Moritz Arndt in Rügen, das Bauernlegen (vgl. S. 544) noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in unerhörter Weise betrieben wurde.

Spielte im ganzen das niedere Volk trotz aller Theorie eine wenig andere Rolle als unter der Hofgesellschaft, so hat die neue ideale Bildung mit jener Zeit trotz aller moralischen Reformen auch im Punkte der Sittlichkeit manche Ähnlichkeit behalten. Zwar das mittlere Bürgertum und noch mehr der kleine Mann zeigten die Wirkung des Pietismus und der moralischen Reformbewegung in einer durchschnittlichen Hebung der sittlichen Haltung. Noch besser war diese in den Pfarrhäusern auf dem Lande, in Pächterfamilien; ebenso blieben große Teile der gefestigteren Bauernschaft bei alter Ehrbarkeit. Wiesen aber anderseits die bei hohen Preisen und offenem Kredit um 1800 oft sehr leichtsinnigen Landjunker nicht selten ein Übermaß der früheren rohen Genußsucht und eine gewisse Freude an Laszivitäten auf, zeigte

sich sogar eine starke sittliche Lockerheit in den reichen Kreisen mancher Handelsstädte, wie Hamburgs und Leipzigs, in genußfreudigen Hauptstädten wie Wien, wo die „Keuschheitskommission" Maria Theresias nur eine äußere Verdeckung sündigen Treibens, z. B. der „Hausfreunde", erreichte, oder in Bädern, wie den schlesischen, blieb endlich die vornehme Hofgesellschaft meist in den alten Geleisen flatterhafter Galanterieen, so stand es mit der Aristokratie der Bildung nur allzuoft am schlimmsten. Von der Fortdauer des epikureischen Zuges, wie ihn Wieland verriet, sprachen wir schon (S. 657). Noch mehr wurde die Familiengeist und gute Sitte fördernde Arbeit der Reformer durch die Genieperiode mit ihrer subjektiven, Herkommen und ehrbare Sitte verachtenden Haltung zerstört. Aber auch in die klassische Zeit ging das geniale Waltenlassen der Leidenschaft hinüber. Weimar und Jena zeigten manch düsteres Bild, namentlich nach den eigentlichen „goldenen" Tagen. Goethes Freund, Karl August, gehörte zwar nicht selbst zu den schaffenden Geistern, aber sein Verhalten beweist doch, womit sich jene abzufinden wußten. Briefe Karl von Brühls an Seckendorf sprechen von dem „alten Sünder" und „den Krallen des Raubvogels". Und 1802 schrieb die allerdings verbitterte Karoline Herder aus Weimar: „den Baum seines Lebens sich hier zu pflanzen, dafür behüte Gott jeden Rechtschaffenen". Nach Jean Paul gab es in Weimar „keine Ehen"; „Gattinnen gelten nichts". Das traf noch mehr auf die Jenaer Romantiker zu: auf Friedrich Schlegel, der mit der geschiedenen Dorothea Veit in „freier Liebe" lebte, auf August Wilhelm Schlegel, den seine geniale, wandelbare Gattin Karoline wieder verließ, um Schelling zu heiraten. Noch schlimmer war es in den genialen, mit jüdischen Frauen eng liierten Kreisen Berlins, deren erschreckende Frivolität erst die große Katastrophe von 1806 vernichtete. Vom Minister Hardenberg bis zu dem großen Prediger Schleiermacher war die sittliche Laxheit allgemein, und ein frivoler Genußmensch wie Gentz, der sich selbst gelegentlich als „Gottverlassenen" bezeichnet hat, spielte bei den genialen Leuten eine bevorzugte Rolle. Wie allgemein der ungesunde Geist, der heute angeblich viel stärker sein soll, damals war, zeigt eine Klage der „Zeitung für die elegante Welt" von 1805 über die Zunahme der Ehescheidungen, der Selbstmorde, des Tollwerdens. „Die neuen Grundsätze, welche alle Bande des häuslichen und bürgerlichen Lebens für Albernheiten erklären, die nur gemeine Seelen binden, und über die sich Geister höherer Art wegsetzen müssen, ... bewirken diese traurigen Ereignisse."

Der undeutscheste Zug dieser Gebildeten war ihr Mangel an Familiensinn. Wenn Reinbeck 1807 „seit einigen Jahrzehnten" eine „Abnahme" von „Häuslichkeit und Familiensinn" feststellt, so galt das gewiß nicht vom Bürgertum im ganzen, das gerade diese „Nationaltugend" rettete, sich an den familienhaften Ifflandschen Stücken vor der Schaubühne erbaute und die Hausmusik pflegte, galt auch im Gegensatz zu früher gerade nicht von der höchsten Schicht, der fürstlichen, die, wie später Pückler hervorhob, in neuerer Zeit am häufigsten „das Bild glücklicher Häuslichkeit" bietet, sondern eben von den höher gebildeten Ständen seiner Zeit. Noch Möser hatte Verständnis für Haus- und Familiensitte gehabt, und zwar ein tieferes als die moralisierenden Aufklärer Garve, Mendelssohn u. s. w.; Voß gab traute Schilderungen des häuslichen Lebens: aber doch hat Riehl recht, wenn er trotz Goethes treffender Charakteristik der Hausfrau, der Familie in „Hermann und Dorothea" die Familie „nicht recht hoffähig bei unseren großen Litteratoren" nennt. Und das gilt von der ganzen Bildung der Humanitätszeit. Dieselbe Gleichgültigkeit hat sie nun weiter auch dem Vaterlande entgegengebracht, trotz Mösers „Patriotischer Phantasien" und Herders Interesse für das Volkstum, das nicht von den Klassikern, sondern von den Romantikern

aufgenommen wurde. Die Humanität war hierin der Aufklärung durchaus verwandt, obgleich beide an nationalen Gefühlen, die aber die Wirklichkeit ignorierten, keinen Mangel hatten. Wollten die Philanthropen die Knaben zu „Menschen im allgemeinen" erziehen, so waren die Träger des Humanitätsgedankens für ein ideales Weltbürgertum begeistert, in dem sich die edlen und großen Geister aller Nationen vereinigen konnten. Gegen Ende des Jahrhunderts gab Chr. D. Voß in Halle eine Monatsschrift „Der Kosmopolit" „zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität" heraus. Freilich erklärte sich gerade bei feinfühligen Menschen solche Haltung auch aus der resignierten Stimmung, zu der sie die Zustände ihres Vaterlandes zwangen. Dem starken Widerspruch zwischen ihrem hehren Ideal und der politischen und sozialen Wirklichkeit, der die große Unklarheit der Humanitätszeit mit verschuldet, konnten sie sich nur entziehen durch die Flucht in höhere geistige Regionen. Die Aufgabe, die idealen Ziele praktisch durchzuführen, das theoretische nationale Fühlen im Dienste des Vaterlandes zu bewähren, wurde kaum in Erwägung gezogen. Tatkräftig waren die Menschen damals nicht, so wenig wie die schwankenden Helden unserer klassischen Schauspieldichtung, die die Welt mehr im Lichte der Bücher und vor allem der Bühne sah, für deren Vorführungen aber eine wahrhaft enthusiastische Begeisterung allgemein herrschte. Wie man sich an großen Worten freute, mit schwärmerischen Gelübden und heißen Tränen alles getan glaubte, so zog man auch sonst den Schein der Wirklichkeit vor. Die Quengeleien des Polizeistaates, der Anblick spießrutenlaufender Soldaten, das Elend zahlloser Bettler, das dumpfe Dahinleben vieler von Frondiensten geplagter Bauern — das schien nur wenigen ein mögliches Feld fruchtbarer Reformtätigkeit. Die meisten nahmen es hin, als ob es so sein müßte, verschlossen davor möglichst die Augen und flüchteten eben — vielleicht doch weiser, als die politisch begeisterten Kritiker des späteren 19. Jahrhunderts es erkannten — aus dem Gemeinen in ihr Reich des Wahren und Schönen. Ein Mitarbeiten etwa in der Gemeinde war eines Gebildeten noch lange unwürdig, aber auch der ehrenbringende Staatsdienst befriedigte die Wenigsten.

Indes, man darf nun doch nicht vergessen, daß auch die Beamten sich durchaus nicht den neuen Ideen entziehen konnten. Es gab gute Köpfe unter ihnen, die an dem Problem, Aufklärung und Humanität auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen, eifrig arbeiteten, freilich im glücklichen Optimismus oft allzu rasch mit der Lösung fertig waren. Dasselbe gilt von den Herrschern. Auch der Staat war nun „aufgeklärt" geworden. Man darf aber weiter das politische Interesse, ganz abgesehen von dem (S. 667) erwähnten Tyrannenhaß der Genieperiode, unter den Gebildeten nicht ganz ausschalten. Es war doch schon im 17. Jahrhundert stark gewesen; durch die neuen geistigen Strömungen zurückgedrängt, war es eben durch die Aufklärung auch wieder neu angeregt und in der friderizianischen Zeit mit realem Gehalt erfüllt worden. Das Ausland mit seinem entwickelten politischen Leben und die große europäische Politik blieben allerdings im Vordergrund des Interesses, und die dürftigen deutschen Zeitungen, die in kurzen Briefnotizen äußere Tatsachen und höfische Nachrichten brachten, standen den ausländischen weit nach. Ja sie traten als politische Organe der Deutschen selbst geradezu vor den französisch geschriebenen holländischen Zeitungen, die auch von deutschen Diplomaten zu ihren Preßmanövern namentlich gegen Preußen benutzt wurden, zurück. Zwar erklärte der junge Preußenkönig, die Gazetten nicht genieren zu wollen, obgleich er in Wahrheit bald einen harten Druck auf sie übte; zwar entstanden in Berlin neben der nun reichhaltigeren Rüdigerschen, später Vossischen, zwei andere Zeitungen, vor allem die Spenersche; zwar entwickelten sich in dem Verkehrszentrum Frankfurt a. M. günstigere

Zeitungsverhältnisse, noch bessere, wirklich Niveau verratende in Hamburg: aber doch blieben die Zeitungen, die allerorten aufschossen, im ganzen recht dürftig, zumal nach Friedrichs Tode in Preußen noch härterer, systematischer Druck einsetzte und in Österreich, dessen Zeitungen am meisten rückständig waren, die unter Joseph II. gewährte größere Freiheit ganz episodisch war. Bezeichnend für die Kläglichkeit der Zeitungen ist das Wiederauftauchen geschriebener „Bulletins". Viel stärker äußerte sich patriotischer und politischer Geist in der zeitgemäßen Form der Zeitschriften, in Wochen- und Monatsschriften, wie sie als historisch-politische Journale (z. B. die „Europäische Fama") schon in der höfischen Zeit verbreitet waren, die aber gegen Ausgang des Jahrhunderts einen neuen, freiheitlichen Charakter gewannen. Es waren vor allem Schubarts „Deutsche Chronik", die die inneren Zustände verspottenden Zeitschriften Weckherlins und als einflußreichste, von Diplomaten und Fürsten gefürchtete Organe diejenigen Professor Schlözers, der „bête noire der Großen", sein „Briefwechsel" und seine schließlich unterdrückten „Staatsanzeigen", von Wielands zugleich literarischem, nach Frankreich schielendem, aber sehr verbreitetem „Teutschen Merkur", Mosers „Patriotischem Archiv", Göckingks „Journal von und für Deutschland" zu schweigen. Gegen die öffentlichen Gebrechen und Mißstände, gegen Untertanendruck und Fürstenwillkür, gegen Adelsprivilegien und Judenmißhandlung, aber auch gegen pfäffische Unduldsamkeit ging namentlich Schlözer vor. Die patriotische und nationale Begeisterung, die vor allem bei Schubart hervortrat, konnte sich weniger praktisch betätigen und nur zur Hebung nationalen Sinnes im allgemeinen beitragen.

Denn wo gab es in Wirklichkeit eine deutsche Nation, ein deutsches Vaterland? Aus fast 300 souveränen Einzelterritorien war es zusammengesetzt. Schon Hippolytus a Lapide hatte, wie Pufendorf und Leibniz, den wirklichen Zustand, daß das Reich nicht auf dem Kaiser, sondern auf den Ständen beruhte, auch theoretisch vertreten. Alles politische Leben spielte sich denn auch jetzt noch nur in den souveränen Einzelstaaten ab; ihre Herrschaft wurde jedesmal durch die Wahlkapitulation bestätigt. Die Verfassung des Reiches nannte schon Oxenstierna eine nur von der göttlichen Vorsehung erhaltene Konfusion (confusio divinitus conservata). Die Rechte des Kaisers beschränkten sich auf Verleihung des Adels und gewisser Pfründen, den Bezug der Judenschutzgelder und einige Leistungen der Reichsstädte. Von den Reichsorganen wurde selbst das Reichskammergericht nicht immer respektiert, noch weniger der Reichshofrat; die bunt zusammengesetzte Reichsarmee war einfach lächerlich. Zum „Reich" rechnete der norddeutsche Sprachgebrauch überhaupt nur den Südwesten und Süden. „Deutsch" nannten sich etwa die Bürger der Reichsstädte, die anderen waren Österreicher, Bayern, Sachsen, Preußen. Auch bei den letzteren war aber von einem freudigen Staatsgefühl kaum die Rede: selbst der aufgeklärte Friedrich herrschte nur über „Sklaven". Die von niemand beschränkten Einzelstaaten also waren die wirklichen Machtfaktoren, vor allem das Haupt der katholischen Staaten, der Hausstaat des Kaisers, Österreich, und das protestantische, nun mächtig gehobene, aber ziemlich isolierte Preußen, nach dem in Haß oder Nachahmungssucht alle Welt sah. Nach preußischem Muster gewannen diese Staaten auch immer mehr den Charakter von Militärstaaten, wie denn jetzt die von Moser angegriffene Gewohnheit der Fürsten aufkam, mit Vorliebe Uniform zu tragen. Die aus den Landsknechten entwickelten fürstlichen Söldner waren zum stehenden Heer geworden, insbesondere durch den Großen Kurfürsten, der das Unternehmertum der Obersten, die ihre Stellen kauften und die Leute in ihrem Namen warben, abschaffte und die Werbung im Namen des Staates einführte. Friedrich Wilhelm I. setzte, nachdem schon unter Fredrich I. die Deckung des Soldatenbedarfs, der bei den politischen Aspirationen der Fürsten

und den kriegerischen Zeiten sehr stieg, durch Aushebung aus nichtseßhaftem Volk vorübergehend versucht worden war, mit energischem Druck das Kantonsystem durch, das den niederen Bürger und Bauer militärpflichtig machte. Aber diese Rekrutierung, die z. B. Sachsen erst gegen Ende des Jahrhunderts einführen konnte, deckte bei der Verhaßtheit des Militärdienstes, dem man sich auf alle Weise entzog, den Bedarf bei weitem nicht; sie galt auch als Schädigung der „nützlichen Untertanen", und die Werbung, namentlich im Ausland, mußte auch für Preußen, erst recht für die anderen Staaten, noch lange die Soldaten liefern. Man betrieb sie mit den unerlaubtesten Mitteln, selbst mit Gewalt. Führte die Jagd Friedrich Wilhelms nach „langen Kerlen", die ihm andere norddeutsche Fürsten nachmachten, zum Aufgreifen von Studenten,

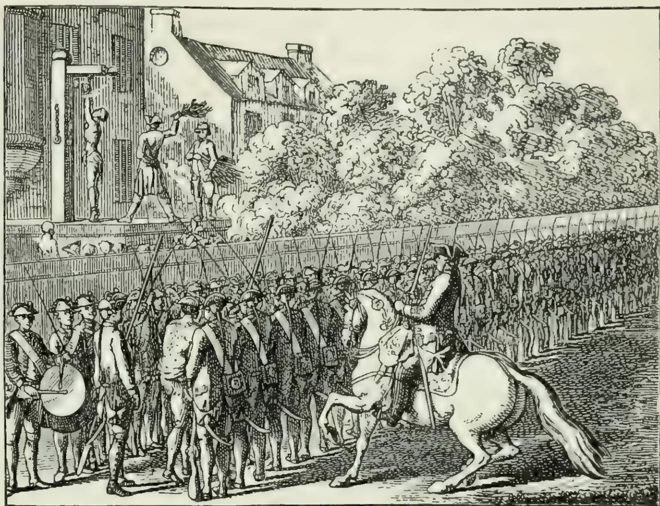


Soldatenwerbung. Aus v. Fleming, „Der vollkommene Teutsche Soldat" (Leipzig 1726) wiedergegeben in den „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. I.

so wurden während der Kriegsnöte Friedrichs selbst Schüler zu Soldaten gepreßt. Im Auslande, wo man zur Werbung der Erlaubnis des Landesherrn bedurfte, lockte man die Leute durch List, machte sie betrunken u. s. w. (siehe die obenstehende Abbildung). Den Hauptfang tat man in den Reichsstädten. Dabei nahm man die schlechtesten Elemente unbesehen. Ein so zusammengebrachtes Heer konnte nur durch äußerst strenge Zucht zusammengehalten und dressiert werden: die harten Strafen, wie das Gassenlaufen (siehe die Abbildung, S. 685), schreckten viele doch nicht von der Desertion ab. Soldat zu werden, war außer dem disziplinierten und seit langem (vgl. S. 658) auch militärisch fühlenden Brandenburger dem ehrbaren Bürger etwas Undenkbares. Die rohen Sitten der schlechten Elemente vermehrten die Mißachtung der Truppe und den Gegensatz zwischen Soldat und Bürger. Ein solcher Gegensatz bestand aber auch zwischen dem letzteren und dem Offizierstand. Dieser ergänzte sich nur aus dem Adel, namentlich auch dem armen, dessen Söhne als Kadetten auf Kosten des Königs erzogen wurden, der aber auch viele Opfer für den König brachte. Nur langsam legte der Offizier seine

schlechten Sitten ab, zeigte seinen Übermut gelegentlich durch das Prügeln von Bürgern und galt in Preußen wie in Österreich immer als erster Stand. Musterhaft war in Preußen aber auch die Ausbildung und der Drill: die Fremden betrachteten die Potsdamer Wachtparade als Sehenswürdigkeit. Kleinere Fürsten ahmten die Äußerlichkeiten gern nach, gingen aber zum Teil über die bloße Spielerei doch hinaus, wie denn die gräflich lippe-schaumburgsche Kriegsschule einen Offizier wie Scharnhorst gebildet hat.

Aber die Sache kostete Geld. Man wurde ihr zuliebe, z. B. in Preußen, auf anderen Gebieten, auch im Hofwesen, sparsam, oft knauserig. Sie vermehrte den Steuerdruck, der überdies durch Privilegien und ungleiche Verteilung härter als heute war; sie führte zu einer Sucht, die Staatseinnahmen auch sonst zu steigern, sei es durch Monopole und Regalien, sei es durch Münzmanöver, sei es, daß man das Heer selbst als Einnahmequelle benutzte, für Subsidiengelder dem Ausland beisprang oder direkt, wie Braunschweig, Hessen, Hannover, seine Truppen in fremde Dienste verkaufte. Nur wenige Staaten, wie Preußen, Sachsen, auch Gotha, besonders Baden, hatten geordnete Finanzen, während in Bayern, Württemberg, der Pfalz u. s. w. die Kalamitäten noch durch die alte verschwenderische Hofwirtschaft gesteigert wurden und weiter auch zu schlechter und unregelmäßiger Besoldung der gerade in den Kleinstaaten unglaublich zahlreichen, mit Titeln prunkenden Beamten, zum Verkauf der Ämter, die man sich anderseits durch Gunstbuhlerei verschaffte, führten.



Stäupung und Gassenlaufen. Nach einem Kupferstich von Daniel Chodowiecki (1726—1801), wiedergegeben in den „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte", Bd. I. Vgl. Text, S. 684.

Das hatte wieder einen neuen Druck, eine Ausnutzung der Beamtenstellen durch Annahme von Bestechungen, Hinterziehung von Staatseinnahmen u. s. w., kurz, eine schlimme, zugleich mit umständlichem Formalismus, Faulheit und Tyrannei nach unten verbundene Beamtenwirtschaft zur Folge, wie sie für Bayern der Ritter v. Lang in ihrer ganzen Gemeinheit und Perfidie abschreckend geschildert hat. Aber diese der fürstlichen Willkür preisgegebenen „Bedienten", wie die Beamten anfangs hießen, zählten neben höchst rohen und ungebildeten Leuten auch aufgeklärte und tüchtige Männer zu sich, die die eigentlichen Träger, die treibende Kraft des „aufgeklärten Staates" waren. Nominell waren das in dieser Zeit, die alles auf den absoluten Herrscher zurückführte, in der auch die Vertreter der Kirche wie der gelehrten Bildung vor Serenissimus submissest erstarben, in der selbst der Reformer sich alle Fortschritte, der Kaufmann, der Industrielle alle Förderung nur vom Fürsten ausgehend dachte, aber naturgemäß die Fürsten. Und einer von ihnen war ja auch in der Tat der Bahnbrecher, der Schöpfer des aufgeklärten Staates, der große Friedrich (vgl. S. 661). Sein Beispiel hat auf manche andere,

namentlich die protestantischen Fürsten, direkt gewirkt, sogar auf seine Gegnerin Maria Theresia, noch mehr auf Joseph II. Aber maßgebend für diese aufgeklärte Haltung der Fürsten war doch der allgemeine Zug der Zeit, die europäische Herrschaft der französischen Bildung und Philosophie. Katholische Fürsten mochten auch in der Begünstigung der Aufklärung eine Waffe gegen hierarchische Übergriffe und Machtgelüste ihrer Kirche sehen. Jedenfalls wurde der Typus des aufgeklärten Herrschers allgemein, im Ausland, wo Katharina von Rußland für Voltaire schwärmte, wie in Deutschland. Neben weltlichen Fürsten, Max Joseph von Bayern, Friedrich August III. von Sachsen, dem Bewunderer Gellerts, Karl Friedrich von Baden, Ernst von Gotha, dem Braunschweiger, dem Dessauer, stehen geistliche, die Erzbischöfe von Köln und Mainz, von Bamberg und München. Selbst die Anhänger des früheren Treibens, gegen die Stücke wie „Emilia Galotti" und noch schärfer „Kabale und Liebe" heftige Anklagen schleuderten, fanden sich nicht mehr modern. Karl Eugen von Württemberg (vgl. S. 586) zog mit seinem 50. Geburtstag einen anderen Menschen an, wurde sparsam und sorgte für sein Land. Der extremste, begeistertste, aber auch an seiner Voreiligkeit, Menschenunkenntnis und willkürlichen Umkrempelung der Dinge zugrunde gehende Herrscher war bekanntlich der für alles Edle und Humane empfängliche Joseph II. Schon seine Mutter war trotz übergroßer Frömmigkeit für Abstellung mancher kirchlichen Mißbräuche, z. B. der Überzahl der Feiertage, eingetreten, hatte aufklärungsfreundliche Männer wie Sonnenfels begünstigt, noch viel mehr im staatlichen und wirtschaftlichen Leben zu reformieren gesucht. Ihr Sohn aber, von Rousseau herkommend, begierig, Friedrich zu übertreffen, scheiterte an der Höhe seiner Ziele. Gegenüber dem Wühlen und Anstürmen der aus dem früheren Schlendrian gerissenen Beamten, des seiner Sonderrechte beraubten Adels, des Klerus konnte der auch in der äußeren Politik unglückliche Kaiser sein Werk schließlich selbst nicht ungeändert behaupten. Er starb als „der Unglücklichste unter den Lebenden", wie er sich schon 1789 bezeichnete. Bei ihm war aber auch das selbst dem aufgeklärten Herrscher vom Absolutismus überkommene Moment der Willkür besonders hervorgetreten. Diese war in oft unbarmherzig despotischer Form ebenso bei Friedrich dem Großen scharf ausgeprägt, so sehr dieser überall das Beste beabsichtigte: er wollte überdies alles allein machen, so daß es an Mißgriffen nicht fehlte.

Das Wesentliche der neuen Auffassung war das Zurücktreten der persönlichen Vorteile und Liebhabereien des Herrschers, die Anerkennung der Pflicht, für das allgemeine Wohl zu sorgen. Friedrich bezeichnete sich als den ersten Diener des Staates, Joseph II. sich ähnlich als den „ersten Verwalter des Staates", der Bischof von Würzburg meinte, der Fürst sei für das Volk da. Die Staatskasse war erst seit Friedrich nicht mehr vorwiegend für die persönlichen Bedürfnisse der Fürsten bestimmt. Entsprechend mußte sich die Auffassung des Beamtentums ändern. Pflichttreue und Sorge für die Regierten, höhere Wertschätzung des allgemeinen Wohles als des Vorteiles der Fürsten oder, wie es Sitte war, gar des eigenen, solche Anschauung hat den preußischen Beamten wie schon Friedrich Wilhelm so Friedrich II. meist erst beigebracht. Auch andere Beamtenschaften im Norden, so die hessische, kamen auf eine Stufe, die sie von dem süddeutschen Durchschnitt höchst vorteilhaft unterschied. Weiter war man auf besseren Rechtsschutz der Untertanen bedacht. Die Richter wurden zur Unparteilichkeit und Unbeeinflußbarkeit erzogen, die Strafen gemildert, die Tortur beseitigt. Aber auch die Justizgesetze selbst sollten unter dem Einfluß der Vernunft erneuert werden. Friedrich hat wenigstens das neue preußische Landrecht, das erst nach seinem Tode fertig wurde, angeregt. Wichtig war sodann die Aufhebung persönlich drückender Verhältnisse, vor allem auf dem

Lande. Hier gelang bei dem Widerstand der Herren freilich nichts Vollkommenes. Nicht allzuviel geschah auch für die Juden. Seit dem 16. Jahrhundert, wo noch Luther heftig gegen sie aufgetreten war, hatte man ihre Zinsgeschäfte weniger mit Gewalttaten als mit Ordnungen, auch von Reichs wegen, bekämpft. Eine späte Verfolgung fand noch 1614 zu Frankfurt a. M. statt. Aber immer häufiger wurden sie wegen ihres Geldes von den viel brauchenden Fürsten gut behandelt: es kam gegen 1700 oft vor, daß den glänzenden jüdischen Hochzeiten fürstliche Gäste zusahen. In Berlin, wo die Juden unter den Christen wohnten, erhielt der Vorsteher ihrer Gemeinde von Friedrich I. das Recht, einen Degen zu tragen. In den Kreisen der Bildung aber wirkten dann mehr und mehr die Ideen der Aufklärung auf eine freundliche Haltung. Dafür war wichtig, daß im Judentum selbst, innerhalb dessen die östlichen Elemente im Gegensatz zu denjenigen spanisch-portugiesisch-niederländischen Ursprungs ziemlich tief standen, sich trotz des Widerstandes des talmudischen Rabbinertumes eine an den Namen Moses Mendelssohn knüpfende Bewegung ausbreitete, die deutsche Sprache und Bildung bei ihnen heimisch zu machen suchte. Mendelssohn stand auch in freundschaftlichem Verkehr mit bedeutenden Christen, mit Lessing vor allem, ferner mit Hamann, Kant und Herder. Der große König dagegen konnte erst durch den Marquis d'Argens bewogen werden, dem trefflichen Mann ein Schutzprivilegium zu verleihen. Er wollte die Zahl der Juden nicht vermehrt wissen. Praktisch hielt er eben an der alten Ordnung, soweit sie ihm im Staatsinteresse zu liegen schien, sehr häufig fest. So hat er auch den Adel prinzipiell bevorzugt, freilich zugleich viel von ihm verlangt, hat ferner trotz theoretischer Anerkennung eines Mitrechtes des Volkes an der Regierung an eine praktische Mitwirkung desselben nie gedacht, wie denn selbst die Führer der Aufklärung trotz ihrer Bewunderung der englischen Verfassung eine Übertragung derselben nach Deutschland überhaupt nicht ins Auge faßten. Friedrich ignorierte sogar die Rechte der schlesischen Stände. Aber, um wieder auf die Juden zu kommen, in vielen Staaten und Städten ließ man doch sehr viel von den alten Beschränkungen vergessen werden. Die öffentliche Meinung trat überdies immer lebhafter für deren Aufhebung ein. Lessings schon 1749 erschienene „Juden" fanden in den 80er Jahren zahlreiche dramatische Nachfolger; 1781 erschien die eindrucksvolle Schrift v. Dohms „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden". Gleichzeitig gewährte Joseph II. praktisch erhebliche Befreiungen und Rechte, wollte die Juden dafür freilich in den öffentlichen Schulen erzogen und am Heeresdienst teilnehmend wissen, behielt ferner das Schutzgeld bei. Am wirkungsvollsten war dann die Zeit der französischen Revolution und Napoleons, die die in Frankreich durchgesetzte bürgerliche Emanzipation der Juden auch in den Rheinbundsstaaten, im Königreich Westfalen u. s. w. einführte. Allgemein war sonst die Toleranz in Glaubenssachen. Nur gegen die Kirche selbst war man oft intolerant, so bei der Aufhebung der Klöster. Hier war dem Staate die Aufklärung ein willkommenes Mittel, in ein seinen Einflüssen noch am meisten entzogenes Gebiet schärfer einzugreifen, weiter aber von der gut bewahrten wirtschaftlichen Macht der Stifter und Orden durch Säkularisation für Staatszwecke zu profitieren. Er konnte dabei deren Nutzbarmachung für das allgemeine Wohl als Motiv anführen.

Gerade in wirtschaftlicher Beziehung war auch die Fürsorge des aufgeklärten Staates sehr ausgedehnt. Hier setzte man aber nur die Traditionen der älteren Periode des absoluten Fürstentumes fort, hatte jetzt freilich immer zugleich das Glück des einzelnen Individuums im Auge. Eben zum Zweck der Beglückung auf wirtschaftlichem Gebiet äußerte sich daher jene überall bevormundende und die Vorsehung spielende Vielregiererei, die ebenfalls schon aus jener Zeit stammte, besonders stark. Reglements wurden in Hülle und Fülle erlassen; überall traf man

Maßnahmen, hier zur Beschränkung, dort zur Hebung. Dies übertrieben planmäßige Verwaltungssystem scheute ferner nirgends vor künstlichen Mitteln zurück, hat aber doch, zumal unter dem Einfluß gesteigerter theoretischer Erkenntnis, viel Segensreiches geschaffen und den Grund zu neuem Aufschwung gelegt. Das deutsche *wirtschaftliche Leben* wandte sich aber auch jetzt nur langsam von den mittelalterlichen Formen ab. Wie man in Haus und Gesellschaft um 1750 noch an viel altem Brauch, an zeremoniellen Verkehrsformen, an strenger Regelung des Haushalts, an der alten Art der Gesundheitspflege, z. B. hinsichtlich bestimmter Aderlaßtage, festhielt, wie aber daneben oft ein freierer Geist an alledem zu rütteln begann oder sich in der Zeit der Originalgenies kühn darüber hinwegsetzte, wie weiter in den auch am Tage verschlafenen Städten, deren stille Straßen zur Nachtzeit der Nachtwächter (siehe die nebenstehende Abbildung) hütete, die Mauern und Tore, die Kirchen und manche spitzgiebelige Gebäude des Mittelalters noch dastanden, aber ohne Anteil betrachtet wurden, jene zerfielen, diese dem nüchternen Aufklärungsgeist entsprechend außen und innen kahl übertüncht wurden: so war es auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Das *Gewerbe*, krampfhaft an der ganz verknöcherten Zunftverfassung und alten, nun nicht mehr verstandenen Bräuchen und Formen festhaltend, immer kleinlicher und fanatischer sich zugunsten weniger abschließend, war doch eben wegen solcher Rückständigkeit bereits länger den Eingriffen und mildernden Maßnahmen der Landesherren (vgl. S. 541) ausgesetzt, wie es an den Gerichten keine Stütze für seine Intoleranz fand und in seinen alten Bräuchen und Festen dem „aufgeklärten" Geschmack nicht behagte. Die Leistungen wurden kritischer angesehen. Möser fand an „fast aller deutscher Arbeit" der Zeit „etwas Unvollendetes". Die fremden Manufakturisten hingegen, deren Einwanderung die Fürsten auch jetzt auf alle Weise begünstigten, Karl VI. und Maria Theresia wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., schulten den Geschmack und die Ansprüche und trugen durch ihre Fabriken zugleich zur Weiterbildung der vom Zunftwesen emanzipierten großindustriellen Gewerbsformen bei. Die merkantilistischen Fürsten, die um jeden Preis das Geld im Lande halten und mehren wollten, Industrie und Handel oft in Treibhauskultur züchteten, aber auch durch ihre Bedürfnisse besonders die Luxusindustrie förderten, kamen ebenso der Großindustrie, wenigstens in den größten Staaten und in bestimmten Grenzen, entgegen und sahen wie Friedrich II. „Fabriquen" als „eine sehr gute Sache" an, freilich, wie v. Below betont, immer noch als „Abweichung vom normalen Zustand der Dinge". Denn dieser blieb der Handwerksbetrieb, die Kundenproduktion, wie denn überhaupt der Merkantilismus im ganzen die Formen der alten Stadtwirtschaft weiterbildete (vgl. S. 588). Das deutsche Gewerbe, das damals noch in der Leinenmanufaktur und in der Metallindustrie größere Bedeutung hatte, behielt daher, auch wo es einen größeren



„Die Nädelwacht." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Aufschwung nahm, meist einen künstlichen Charakter. Am wenigsten noch in Sachsen, dessen natürliche Vorteile, die Bodenschätze, die günstige Lage, die es an der Versorgung des slawischen Ostens durch den Handel in erster Linie teilnehmen, aber auch zwischen Norden und Süden vermitteln ließ, eine echte Blüte von Industrie und Handel im Gefolge hatten.

Auch der **Handel** ging nur langsam zu moderneren Formen über. Im ganzen bestanden noch immer die alten, ihn hemmenden Verhältnisse, die Zersplitterung des Münz-, Maß- und Gewichtswesens wie die arge Münzverschlechterung, weiter vor allem das raffiniert ausgebildete Zollwesen (siehe die untenstehende Abbildung); auch jene mittelalterlichen Fesseln des Stapelrechts und des Gästerechts dauerten in letzten Spuren noch bis ins 19. Jahrhundert.



Maut. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687.

Die Landesherren suchten freilich die Reste dieser Rechte schon zu beseitigen, arbeiteten ferner nachdrücklich auf die Minderung der Zölle in fremden Territorien hin, führten auch Zollkriege, aber innerhalb ihres eigenen Gebietes ließen sie die Zölle ruhig bestehen. Den Großhandel förderten sie wohl durch Begünstigung der Messen, aber er blieb im ganzen auf eigene Kraft angewiesen und wuchs nur langsam. Überhaupt konnte die alte Handelstüchtigkeit der Städte nicht wieder zurückgerufen werden. Zwar Hamburg gedieh, wie früher (vgl. S. 537 und 539), durch seinen überseeischen, besonders Kolonialprodukte einführenden Verkehr. Frankfurt a. M. blieb ein großer Vermittelungs- und Umschlagsort, ebenso Leipzig für den Osten, beide durch ihre Messen florierend. Auch Nürnberg hob sich etwas in alter Pflege der Kurz- und Spielwaren. Augsburg aber war sehr gesunken, betrieb jedoch noch Weberei und Metallarbeit. Ulm, das noch einigen Handel in Leinwand bewahrte, wollte schon sein städtisches Gebiet verkaufen. Köln lag ganz danieder, „ist heruntergekommen und verfällt", schrieb 1748 Hume; es war ein Mittelpunkt für Mönche und Bettler, die zu Tausenden die Straßen belagerten.

In der Landwirtschaft, die trotz Besserung im einzelnen ganz den früheren Charakter hatte, war erst recht alles beim alten. Die Dreifelderwirtschaft herrschte, soweit nicht gar noch primitive Feldgraswirtschaft in einzelnen Teilen bestand, ungebrochen; die bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse und Lasten, oft noch verschärft, dauerten weiter, bis herab zu den drückenden Jagdfronden; der Flurzwang hielt noch immer die stumpfe Bevölkerung zu den Arbeiten an. Auf diesem Gebiete, das für den Merkantilismus erst in zweiter Linie in Betracht kam, bewegte sich auch die schon vorhandene landesherrliche Fürsorge (vgl. S. 600) innerhalb der Schranken der alten Agrarverfassung. Doch gewannen nunmehr diese auf technische Verbesserungen, auf Erhaltung des ungeteilten Besitzes u. a. gerichteten Maßnahmen größere Bedeutung, auch in dem vom adligen Großbesitzer beherrschten Osten. Man erkannte jetzt das grundsätzliche Übel der Fronden und der persönlichen Abhängigkeit der Bauern. Friedrich der Große suchte wenigstens Milderungen herbeizuführen, dekretierte in Pommern sogar die Aufhebung der Leibeigenschaft, freilich ohne Erfolg. Ebenso milde dachte Maria Theresia, und Joseph II. kam gleichfalls zur Aufhebung der Leibeigenschaft, zunächst in einigen Kronländern, dann überhaupt. Andere, wie der Oldenburger Herzog und der badische Markgraf — dieser unter der Wirkung der neuen physiokratischen Lehre Quesnays, die im übrigen zunächst wenig Einfluß übte, — hoben die Fronden für ihre eigenen Güter auf, worin indessen einzelne Edelleute, wie schon 1688 ein Graf Rantzau, nach 1750 der Graf Stolberg vorangegangen waren. Vor allem suchte man von oben die wirtschaftliche Nutzbarkeit zu heben, empfahl neue Kulturen (Tabak, Maulbeerbäume) und experimentierte selbst damit, kümmerte sich um die kleinsten Betriebseinrichtungen, zog wieder, namentlich wegen der Entvölkerung durch die Kriege, fremde Kolonisten heran, nahm Meliorationen und Trockenlegungen vor. Der Landmann war ferner von selbst zu manchen Fortschritten im Anbau, soweit sie der Flurzwang nicht hinderte, sowie zum vermehrten Anbau von Gemüsen und Handelsgewächsen, wo man dafür Absatz hatte, gekommen, baute nach der Mitte des Jahrhunderts auch stärker den Mais, die Kartoffel wie den Tabak an. Wegen des Wollabsatzes hatte sich die Schafzucht sehr gehoben, und die Pferdezucht florierte. Weiter war man schon in der vergangenen Periode zu lebhafterer Pflege der Landwirtschaftslehre, sogar an den Universitäten (Thomasius), gekommen. Seitdem war die landwirtschaftlich-ökonomische Literatur sehr gewachsen; es entstanden auch landwirtschaftliche



Landstraße im 18. Jahrhundert. Aus Abraham a Santa Clara, „Huy und Pfuy der Welt", Würzburg 1710. Vgl. Text, S. 691.

Zeitschriften, gegen Ende des Jahrhunderts schon landwirtschaftliche Vereine. Vor allem verbreitete sich nun allgemein die theoretische Überzeugung von der Notwendigkeit einer Änderung des Betriebes und der Einrichtungen wie der agrarrechtlichen Verhältnisse. 1775 veröffentlichte die Hamburger Patriotische Gesellschaft ein „Schreiben eines vornehmen holsteinischen Gutsherrn, darin die Abschaffung der Hofdienste auf seinem Gut und die Folgen dieser Veränderung nach einer 20jährigen Erfahrung beschrieben werden". 1793 ging v. Münchhausens Schrift „Vom Lehnherrn und Dienstmann" dem ganzen System zu Leibe. Eben die Abhängigkeitsverhältnisse sowie der Flurzwang hinderten auch zunächst die Durchführung einer theoretisch geforderten rationelleren Wirtschaft, wie denn die geringen Erträge und die Fortschrittsunlust der Bauern nach Thaer ihren Grund in derselben Verfassung hatten, „die den Bauern immer ärmer, stumpfsinniger und träger werden läßt".



Das Spinnhaus. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711. Vgl. Text, S. 692.

Wenig nur änderten sich die Verkehrsverhältnisse. Die Landstraßen (siehe die Abbildung, S. 690) waren vielfach noch in bedenklichem Zustand, auch die wichtigeren, so daß der Frachtfuhrmann, der damals seine Blütezeit hatte, und dem große, heute einsame Ausspannungen an den Hauptstraßen dienten, das Fahren auf ihnen nebst der Kenntnis ihrer „Eigenarten" als seine besondere Kunst betrachtete. Daher wollte er auch anfangs von den neuen glatten Chausseen nichts wissen. Diese waren zudem nur spärlich. Zuerst von kleinen Territorialgewalten im Süden nach französischem Muster angelegt, verbreiteten sie sich nach 1770 zunächst im Westen und Süden und waren dort auch besser — als beste galt die von Frankfurt nach Mainz — als im Norden, wo nur Dessau sich auszeichnete, zum Teil auch Hannover und schließlich Sachsen. Preußen hinkte hier nach. Ähnlich wurde es im Postwesen übertroffen, dessen allgemeine Schwerfälligkeit aber bekanntlich noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Börne verspottet wurde. Die ordinäre Post ohne Seitentüren diente mehr dem Transport von Gütern als von Reisenden, die dadurch äußerst drangsaliert wurden, fuhr langsam und machte sehr viele Stationen. Die besseren Reisenden nahmen daher Extrapost, deren Plätze man dann gern mit anderen Reisenden zu besetzen suchte, oder benutzte einen eigenen Wagen. Bei stärkerem Verkehr zwischen zwei Punkten hatte man auch für das gewöhnliche Volk Landkutschen, die etwa alle zwei Wochen verkehrten. Fuhr der Reisende nur langsam, so war auch der Brief lange unterwegs, von Frankfurt a. M. bis Berlin z. B. neun Tage, kostete auch erhebliches Porto, zumal er oft auf Umwegen ging, um möglichst lange in dem Gebiet der betreffenden territorialen Post zu bleiben.

In hygienischer Beziehung wie hinsichtlich der Sicherheitsverhältnisse kam man auch nur langsam aus dem Mittelalter heraus, obgleich die Obrigkeiten in polizeilichen Erlassen jenes sogar übertrafen. In den meisten Städten herrschte noch der alte Schmutz, auch machte

sich der agrarische Charakter vieler derselben — in Berlin hatte erst der Große Kurfürst die Schweine von den Straßen verbannt — noch immer geltend. Ebenso griff der gewerbliche Betrieb noch oft auf die Straße über. Die Feuersgefahr war wie früher überaus groß. Die öffentliche Beleuchtung, die in den Haupt- und großen Handelsstädten schon länger, wenigstens für die Hauptstraßen, in Berlin wieder seit dem Großen Kurfürsten, eingeführt war, war doch auch jetzt in den mittleren Städten nicht allgemein, bestand zudem nur in trübe brennenden Öllaternen. Stark gefährdet war noch immer die öffentliche Sicherheit durch ein ausgedehntes Verbrecher- und Räubertum, das durch das zersplitterte Staatenwesen überdies gefördert wurde, und das man vergebens durch Mandate und Strafen sowie durch Gefängnisse und Zuchthäuser einzudämmen suchte. Letztere hatten ursprünglich mehr einen erziehlichen Zweck, waren aber schon zum Teil mit den eigentlich für die schweren Verbrecher, vor allem weiblichen Geschlechts, bestimmten Spinnhäusern (siehe die Abbildung, S. 691) zusammengefallen. Die Räuber rekrutierten sich vornehmlich aus den unzähligen Bettlern und Vagabunden, die noch wie im Mittelalter die Straßen füllten, die ländliche Bevölkerung, namentlich die Pfarrer, tribulierten und oft auch durch Drohung mit Brandstiftung zu Gaben zwangen. Diese Plage gedieh besonders wieder in dem zersplitterten reichsritterlich-reichsstädtisch-stiftischen Südwesten; vor der Polizei rettete sich die Masse durch Übertritt in andere Gebiete. Anfangs waren in ihr sogar noch verarmte Adlige, Pfarrer, Lehrer und Studenten vertreten, wie 1747 die Baden-Durlachsche Regierung angibt. Groß blieb die Zahl der abgedankten Soldaten, auch der ein frommes Mäntelchen umnehmenden Gauner. 1784 nennen die schwäbischen Stände unter den auswärtigen Bettlern „Convertiten, Sieche, Waldbrüder, angeblich italienische Geistliche, Prinzen vom Berge Libanon, Officiers mit ihren Frauen und Töchtern, Kammerdiener, Kutscher, Schreiber, Brandcollectanten, polnische Betteljuden". Bei den damaligen Zuständen, den Kriegen, der häufigen Rechtsunsicherheit des Schwächeren, dem auf dem niederen Volke lastenden Steuerdruck, dem geringen Lohn, herrschte aber auch vielfach eine tiefe unverschuldete Armut, die durch Teuerungen, wie in den siebziger und achtziger Jahren, noch verstärkt wurde. Gerade diese Nöte haben aber die Notwendigkeit einer Reform der Armenpflege, trotz der großen allgemeinen Wohltätigkeit, erkennen helfen. Man erörterte dieselbe literarisch, wie Garve und Basedow; es bildeten sich „Armengesellschaften"; die private Wohltätigkeit wurde zentralisiert und von einer öffentlichen Stelle verwaltet, während wieder Private sich in den praktischen Dienst dieser Armenpflege stellten. Die Regierung ging dem Betteln schärfer zu Leibe, man baute die Arbeitshäuser weiter aus u. s. f.

Neben dem starkverbreiteten, die heutigen Zustände übertreffenden Elend in den niederen Schichten, die sich aber bei besserem Einkommen häufig der Unmäßigkeit und leichtsinniger Vergnügungssucht hingaben, herrschte Kärglichkeit genug auch im sonstigen Leben, anderseits aber der alte grelle, mehr als heute nach außen hervortretende Luxus, der sich trotz allen Niederganges schon deshalb erhalten hatte, weil alle Klassen krampfhaft auf äußerliche Reputation hielten. Oft mochte dabei der Eindruck, den Lady Montague zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte, daß hinter der Eleganz Schmutz und Armut stecke, noch immer zutreffen. Lokal war die Art der Lebenshaltung natürlich sehr verschieden. Hier München mit seiner massiven Genußsucht, dort Wien mit seiner üppigen Schlemmerei und äußerem, aber hohlem und unsolidem Glanz, hier Dresden mit starkem Kleiderprunk, aber häuslicher, kleinbürgerlicher Sparsamkeit, dort das nüchterne, militärische Berlin mit großer Einfachheit auch der sehr exklusiven obersten Klassen, dabei nicht geringem bürgerlichen Wohlstand, allgemeiner

Arbeitsamkeit und viel geistigem Interesse. Weiter waren da die größeren Reichsstädte, bei denen die Montague noch alte solide Behäbigkeit fand, während Beobachter um 1730 Vergnügungssucht für Augsburg und Protzenhaftigkeit der Patrizier für Nürnberg hervorhoben. Hume, der 1748 nach den von ihm gesehenen westlichen und südlichen Landschaften Deutschland überhaupt sehr günstig beurteilte („es gibt kein schöneres Land in der Welt"; „voll von gewerbfleißigen, rechtschaffenen Menschen"), hatte von Nürnberg „den Eindruck, daß Gewerbfleiß und Zufriedenheit vorherrschen". Gleichwohl hatten diese Städte, von Frankfurt a. M. abgesehen, an innerer Solidität des Wohlstandes stark verloren. Wieder anders waren die nordischen Handelsstädte, deren Frauen und jeunesse dorée schon die „Moralischen Wochenschriften" Verschwendung vorwarfen, die im ganzen aber zu ihren Tafelfreuden und dem z. B. für Danzig hervorgehobenen „behaglichen Komfort" das nötige Geld hatten. Endlich gab es die vielen höfisch oder spießbürgerlich gefärbten kleinen Residenzen, Mittel- und Landstädte. Im ganzen war aber das alltägliche Leben ziemlich überall auf einen einfachen Ton gestimmt, und der Luxus drängte sich wie früher meist nur bei großen Festlichkeiten, Hochzeiten, Taufen u. s. w., hervor. Der große Aufwand dabei wie die lange Dauer waren indes jetzt schon bedeutend beschränkt, wie auch mit der Aufklärung, wenigstens aus der Stadt, viele Hochzeits-, Tauf- und Begräbnissitten schwanden, z. B. die „Carmina". „Stille" Hochzeiten galten nun als fein. In der Nahrungsweise waren die vornehmen Kreise ganz von der französischen Küche abhängig, während die mittleren an ihrer landschaftlichen Küche festhielten. Letztere war äußerst differenziert. Hamburg und das ewig schleckende Wien waren mit Mitteldeutschland oder mit Berlin nicht zu vergleichen. Die gewöhnliche Geselligkeit, die immer noch steife Formen ängstlich bewahrte, spielte sich meist äußerst harmlos in den Kaffeegärten an den einzelnen Familientischen oder im Lustwandeln auf schmalen Gängen bei Musik ab. Sehr stark war allerdings die öffentliche Geselligkeit entwickelt. Bälle für die gute Gesellschaft, meist Maskenbälle, gab es um 1800 auch in kleineren Städten in großer Zahl. Damals wie noch später blühten auch die Kasinos, die Harmonieen, Sozietäten, Ressourcen. Eine schlimme Begleiterscheinung der Gesellschaften war die ebenfalls noch später stark entwickelte Spielsucht, die in alle Kreise gedrungen war. Häusliche Bewirtungen waren namentlich bei größeren Kaufleuten üppiger, ebenso bei den Gutsbesitzern, die meist äußerst gastfrei waren und auch durchaus nicht immer geistige Unterhaltung verschmähten.

Wo Wohlstand vorhanden war, prägte er sich naturgemäß auch in der häuslichen Einrichtung aus, aber weniger als heute. Soweit man neue Häuser baute, waren sie geräumiger und bequemer als früher, äußerlich allerdings meist nüchtern und wegen ihres hellen Kalkanstriches langweilig. Auch die Zimmerwände waren meist getüncht, doch zog man in den größeren Städten die freilich sehr geschmacklos gemusterten Papiertapeten, reichere Leute die schon älteren Ledertapeten vor, ebenso wie man statt des meist vorkommenden sandbestreuten, unangestrichenen Bretterfußbodens z. B. in Wien Täfelung hatte. Der Eindruck, den wir aus den Abbildungen der Seiten 694, 695, 698, 699, 702 und 703 von besseren bürgerlichen Wohnräumen um 1730 gewinnen, wird im ganzen auch noch für spätere Jahrzehnte zutreffen. Gegen den Komfort der Engländer, Holländer und Franzosen stand der Deutsche allerdings zurück, am wenigsten noch in Patrizierkreisen der Handelsstädte. Dort gab es auch unter Möbeln und Gerät manches historische Prachtstück. Sonst waren die geradlinigen Möbel einfach, aber solid; gegen Ende des Jahrhunderts wurde Mahagoni (vgl. 632) allgemeiner; beliebt blieb die Verzierung der Möbel mit Bronze. Vorhänge, jedoch aus einfachem Mull, wurden allmählich

üblich; Teppiche, auch kleinere, waren noch selten; die Wandspiegel waren, soweit sie vorkamen, aus einzelnen Stücken zusammengesetzt. Die „gute" Stube hatte gepolsterte Stühle; hier stand auch auf Tischen oder in Schränken das noch immer sehr beliebte, oft kostbare Porzellanzeug (Figuren und Tassen) oder die Servante mit Glas-, Porzellan-, Silbersachen. Stolz war man auf viel gutes Küchengeschirr aus Kupfer oder Zinn sowie auf viel feines Leinenzeug.

Ähnlich wie mit der sonstigen Lebenshaltung war es auch mit der Tracht. Während man beim äußeren Auftreten oft Luxus trieb, der Herr in der Gesellschaft in bordiertem und galloniertem Kleid aus feinem Stoff, mit seidenen Strümpfen, mit feingestickter Wäsche, mit



Hof eines bürgerlichen Wohnhauses. Nach einer Zeichnung von 1736, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text, S. 693.

steifer Frisur, die Dame noch bis gegen Ende des Jahrhunderts im Reifrock, auf hohen Stelzschuhen und mit dem gepuderten hochragenden Haaraufbau erschien, trug man sich im Hause einfach und ungezwungen und ging mit Vorliebe im „Schlafrock" umher. Immerhin war die Tracht von den Einflüssen des vernünftigen und gesunderen Zeitgeistes nicht unberührt geblieben. Hatte der Pietismus für seine Anhänger die dunklen Farben gebracht, bewirkte der preußisch-militärische Geist bei empfänglichen Gemütern eine Vorliebe für den einfachen Rock und soldatische Stiefel wenigstens im alltäglichen Leben und bei der jungen Welt für den Zopf, während die alte an der Perücke festhielt, so gestaltete die Genieperiode die Tracht freier, ließ das Haar wallen oder schränkte den Zopf bis zum Miniaturzöpfchen ein. Das neue Griechentum endlich führte eine bis zur Ungesundheit natürliche Mode vor allem der Damen herbei: die hoch unter dem Busen gegürtete, viel von der Büste freilassende, faltige Tunika, die freie Haartracht, die den Chignon verdrängte und das Haar hinten straff in den Knoten à la grecque zusammenband. Doch kam diese griechische Tracht — die Wespentaille war

schon vorher mit einigem Erfolg bekämpft worden — erst auf dem Umwege über Frankreich, wo sie eine Zeitlang die Mode der Revolution war. Auch bei den Männern führte diese eine freiere, demokratische, aber unschöne Tracht, weiten Rock, lange Hose, unförmliches Halstuch, sowie eine wilde Haartracht ein. Die lange Hose ist seitdem wie die kurze Weste geblieben, ebenso der Frack, während die im 19. Jahrhundert stark wechselnde Frauentracht bald wieder die ältere schädliche Sitte des Schnürens, später die hohen Stiefelabsätze, auch eine Art Reifrock (Krinoline) aufnahm. Ebenso blieben seitdem die bunten Farben der männlichen Tracht gebannt.

Auf ihrem eigentlichen Gebiet wirkte aber die französische Revolution zunächst viel



Flur eines bürgerlichen Wohnhauses. Nach einer Zeichnung von 1736, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text, S. 693.

weniger. Das politische Interesse war zwar, wie wir (S. 682) sahen, schon bedeutend gewachsen und wurde durch die Vorgänge in Frankreich erst recht gesteigert, ebenso wie die politischen Schriftsteller in ihrem Vorgehen kühner wurden. Es standen auch nicht nur Schlözer und der für die „Neufranken" schwärmende Schubart, nicht nur der alte freiheitbegeisterte Klopstock, wenigstens anfangs, auf seiten der Revolution, sondern fast die gesamte deutsche Bildung, während z. B. die Kaufmannswelt zunächst Nachteile von der Unordnung fürchtete. Goethe hat den Enthusiasmus geschildert, den die Anfänge der Befreiung, die Verkündung der Menschenrechte vor allem, hervorriefen: er selbst stand wie Schiller, seinen ästhetischen Idealen treu, abseits. Aber die Führer der Aufklärung, vor allem Campe, ferner Bürger, Voß, Kant, Fichte, Jacobi, Wieland, Herder u. v. a. waren begeistert; gegnerische Stimmen, wie die des Arztes Zimmermann, verschwanden. Weiter ging die Bewegung in das mittlere Bürgertum, zumal im Westen, wo man sich über die Ausschreitungen der adligen Emigranten empörte. Ebenso gab es aber auch Anhänger der Revolution an Höfen, wie zu Düsseldorf oder Gotha,

wo die Herzogin die Büsten der Revolutionshelden in ihren Gemächern hatte, ebenso auch in der Aristokratie, deren Damen z. B. dreifarbige Bänder trugen. Aber wenn die Musik der Potsdamer Gardes du Corps das „Ça ira" blasen konnte, wenn der Minister Herzberg dem Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums, der an Königs Geburtstag die Revolution pries, lebhaft applaudierte, so sah man die vollendete Harmlosigkeit dieser ganzen Begeisterung. Zwar gab es, von dem eigenartigen Schicksal des anfangs gar nicht entflammten Georg Forster abgesehen, manche Ansätze zu ernsterer Bewegung, etwa an Universitäten, auch in Hamburg; hie und da versuchten die Bauern die Steuern zu verweigern: aber die Macher waren meist jugendliche oder zweifelhafte Elemente, die Gebildeten wollten davon nichts wissen. Ja, mit den aufsteigenden Greueln der Revolution wendeten sich viele von ihrer anfänglichen Begeisterung wieder ab, wie Klopstock. Die Anschauung der Führer unserer Humanitätsbildung aber spiegelten Schillers Worte in der Einleitung zu den „Horen" wider: „Jemehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freyheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen." Die Stimmung Schillers, soweit sie Abkehr vom öffentlichen Leben ausdrückte, war aber auch, freilich ins völlig Philisterhafte gewendet, die Stimmung sehr weiter, besonders mittlerer Schichten. Ganz allgemeine oder sehr kleine private Interessen waren da allein mächtig: die Schaubühne mit bürgerlichen Rührstücken war diesen Menschen die Welt in derselben Zeit, da die Stürme der Revolution und dann die bedrohlichen Tage Napoleons Europa erschütterten. Der Traum vom ewigen Frieden konnte gerade damals selbst einen so scharfen Kopf wie Kant lebhaft beschäftigen. Ein Mann wie Napoleon fesselte unsere ästhetisch gerichteten großen Dichter durch seinen gewaltigen Geist. Im Süden und Westen aber, in den Rheinbundsstaaten sah die fortschrittlich gesinnte Aufklärung mit Befriedigung die zentralisierende, bessernde, nach der Vernunft verfahrende Hand einer das Bestehende mißachtenden Verwaltung: an Napoleon dachten diese Kreise, insbesondere auch die durch ihn befreiten Juden, noch lange mit Bewunderung zurück. Und dieselbe Zeit erlebte den Höhepunkt unserer klassischen Dichtung, deren edelste Erzeugnisse gerade damals einander folgten, unberührt von all den Erschütterungen der Gegenwart. Mit dem Philistertum freilich war diese Höhe nur in der Teilnahmlosigkeit gegenüber dem öffentlichen Leben zusammenzubringen, sonst blieb sie ihm absolut feindlich: „von Philisternetzen" zu befreien, war gerade Goethes Drang.

Indes sah die Zeit neben der theoretischen Begeisterung und der Passivität doch auch Gegenströmungen. Die Revolution war im Grunde ein Sproß der französischen Aufklärung: daher der Triumph der deutschen Aufklärung. Aber eben diese, die ihre Herrschaft nach dem Ansturm der 70er Jahre (vgl. S. 664 ff.) und trotz der späteren klassischen Richtung noch immer festigte, wurde gegen Ende des Jahrhunderts einer neuen Reaktion seitens der Romantik ausgesetzt. Das Muster des aufgeklärten Staates, Preußen, war schon vor der Revolution in diesem Ruhm erschüttert: 1788 kam das Wöllnersche Religionsedikt, das freilich noch einer allzu gewaltigen Opposition begegnete. Aber dieser ganze Staat überhaupt, der 1795 in der Abwendung vom Kriege sein Heil suchte, ging seinem Verfall entgegen, bis er 1806 mit einer unerhörten Raschheit zusammenbrach. Man hatte trotz mancher Besserungen im einzelnen allzusehr an den Formen festgehalten, die für Friedrich II. paßten, aber nicht ohne weiteres für alle Staatsleiter. Wie weit sonst innere Sünden, Pflichtvergessenheit höherer, trotz aller Aufklärung

charakterloser Beamten, wie sie in bitterer Form öffentlich der Oberzollrat v. Held angriff, wie weit Rückständigkeit des Heerwesens, Überschätzung des Drills, Konservierung abständiger Generäle, hochmütige Überhebung des mit Ausnahme der Füsiliere, Husaren und vor allem der wenig geachteten Artillerie durchweg adligen Offizierkorps, wie sie etwa Berghaus für Münster in scharfer Weise bloßstellt, mitgewirkt haben, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen. Übrigens bewahrte der Adel trotz jener Annäherung an das Bürgertum (vgl. S. 669) noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts im ganzen die alte Exklusivität. In den öffentlichen Anzeigen unterschied man noch lange zwischen einem „hohen Adel und verehrtem Publikum". Das war in Preußen, in Österreich, überall so. Daß im preußischen Heer wie in der preußischen Verwaltung auch noch tüchtiger Geist vorhanden war, zeigt die Schnelligkeit des Wiederaufbaus. Eben hierbei war der Geist der Aufklärung aber noch einmal höchst wirksam. In den Neuschöpfern von Staat und Heer wie in der beteiligten Bureaukratie lebte neben Kantischem Geist der moralische wie ökonomische Besserungsdrang der Aufklärung. Ebenso ist die größere Berücksichtigung des Volkes, der Untertanen, die nun, aus passiver Stellung gehoben, zur Selbstverwaltung, vor allem in den Gemeinden, stärker herangezogen wurden, zwar erst durch die französische Revolution denkbar geworden, die erst die Gewohnheit, alle Initiative von oben zu erwarten, zerstört hatte, aber gleichwohl durchaus im Geiste der Aufklärung. Denn deren Staatsideal war doch nicht ohne weiteres und ein für allemal das bisherige aufgeklärte Alleinherrschertum. Aufklärerisch war auch die Lösung persönlicher Fesseln, die Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit in dem Edikt vom Oktober 1807 wie die Begabung der Juden mit dem Bürgerrecht durch die Städteordnung und die Erklärung Friedrich Wilhelms III., daß sie „für preußische Staatsbürger zu achten" seien. Nach Hardenbergs Wort sollte eben „dasselbe von oben her" gemacht werden, „was die Franzosen von unten auf gemacht haben". Die Reformen Steins und Hardenbergs haben freilich bei dem Widerstand der Privilegierten doch nicht ganz durchgeführt werden können: dazu kam es erst nach 1848. Am erfolgreichsten wurde zunächst die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Schaffung eines Volkes in Waffen. Im übrigen Deutschland wurde diese große Zeit indes kaum recht bemerkt; in der Rheinbundssphäre hatte selbst der Fall Preußens nicht sonderlich beunruhigt. Freilich gab es auch außer Preußen eine Art patriotischer Stimmung: aber mit praktischen nationalen Zielen hatte diese nichts zu tun, sie war mittelalterlich verbrämt, sie war romantisch.

In der um 1800 modisch gewordenen, zunächst nur eine literarische Richtung bedeutenden Romantik waren die gegen Verstandeswesen und Aufklärung gerichteten Tendenzen des Sturmes und Dranges in anderer Form aufgelebt. Der Subjektivismus des Genies trat wieder revolutionär auf, Fesseln gab es weder für das Denken noch für das Leben. Gegenüber äußeren Regeln, selbst gegenüber dem damals blühenden, von der Regellosigkeit der 70er Jahre längst abgewandten Klassizismus sollte die Herrscherin in der Poesie die freie, in Form und Stoff unbeschränkte Phantasie sein. Sie ergriff bei dem oben beobachteten befruchtenden Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Dichtung allzusehr auch die erstere, stellte die Intuition über die Untersuchung und führte zu „verwegenen Begriffsdichtungen", wie Scherer treffend die den kritischen Geist Kants beiseite schiebenden, hier die Natur, dort alles geistige Leben begreifenden konstruktiven Systeme Schellings und Hegels nennt. Gegenüber sittlicher Zucht und gesellschaftlichem Zwang, freilich zugleich gegenüber der hausbackenen, oft nur äußerlichen Moral der Aufklärer pries man, wie Schlegel in der berüchtigten „Lucinde", die „Freiheit von Vorurteilen" und lebte auch, wie jene Berliner und Jenaer Kreise zeigen, in

genialer Liederlichkeit. Gegenüber dem Ernst echten Gefühls, der Wahrheit sittlicher Empfindung labte man sich in übertriebener Nachahmung Jean Pauls an angeblich befreiender, künstlicher Ironie; für den pathetischen Schiller hatte man nur Hohn. Gegenüber der Realität des Lebens ging man dabei abermals ganz aufs Gefühl, brachte z. B. in das Naturgefühl eine neue Stimmung, fand wieder Geschmack am Wunderbaren und kam trotz anfänglich unkirchlichen Geistes zu neuem Kampf gegen die Vernunftreligion, zur religiösen Wiedererweckung, deren edelste Frucht Schleiermachers Gefühlsreligion war. Gegenüber dem platten Utilitarismus der Aufklärung ging man in aristokratischer Pflege aller feinen Bildung auf das ideal Unbegrenzte und schöpfte überallher aus den Geistesschätzen der Völker, trieb vor allem mit dem Orient, mit Indien Kultus. Gegenüber der nüchternen Gegenwart zog man sich, auf Herders



Bürgerliches Wohnzimmer. Nach einer Zeichnung von 1736, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text, S. 693.

Spuren wandelnd, in eine freilich phantasievoll gestaltete Vergangenheit zurück, pflegte die alte deutsche Art und Kunst, betonte vor allem das von der Aufklärung und den Neugriechen hochmütig verachtete Mittelalter, dessen mondbeglänzte Zaubernacht man allerdings auch wieder verkannte. Zugleich machten sich diese literarischen Revolutionäre zu Trägern reaktionärer Strebungen und wendeten im Zusammenhang mit jener religiösen Stimmung dem Katholizismus oft starke Sympathieen zu. Daß man wie Herder im gefühlsmäßigen Drang zum Naiven Sinn für das Volkstümliche hatte und ihn für alle Zukunft fruchtbar pflegte, war der beste Gewinn und bedeutete auch die Abkehr vom Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts.

Keineswegs ist dieser siegreichen, aber oft unwahren und anempfundenen, in Widersprüchen sich erschöpfenden, in Übertreibungen sich gefallenden Strömung die Aufklärung völlig erlegen. Nicolai zwar starb (1811) verhöhnt und mißachtet, aber wie der Nationalismus sich in geistlichen Kreisen noch Jahrzehnte hielt, so hat vor allem jenes philisterhafte Bürgertum sich noch lange in den Bahnen der Aufklärung bewegt, und gerade sein völliges Durchdringen, sein politischer und wirtschaftlicher Aufschwung um die Mitte des 19. Jahrhunderts hat auf moralischem Gebiet eine stärkere Wertschätzung bürgerlicher Ehrbarkeit und Hebung des Sinnes

für Familie und Häuslichkeit bewirkt, d. h. von wichtigen Zügen der älteren Aufklärung. Romantik und Aufklärung haben sich in gewisser Weise auch gemischt. An dem Geiste, mit dem das deutsche Volk in die Freiheitskriege ging, hatten sie beide Anteil, freilich auch andere Strömungen, die Kantische Zucht, der edle Schwung der Griechen und Schillerscher Idealismus.

Die Freiheitskriege waren das große Ereignis, welches zu einer völligen Läuterung der Nation, zu einer endlichen allgemeinen Hinwendung zum nationalen Leben, zur gesunden Bewährung der politischen Kräfte und zu einer weniger einseitigen Pflege rein geistiger Interessen zu führen schien. Die idealistische Weltanschauung der Zeit selbst hatte schon eine der Betätigung in der Welt günstigere Wendung genommen. Bei Fichte, dem Nachfolger



Bürgerliches Schlafzimmer. Nach einer Zeichnung von 1736, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text, S. 693.

Kants, nahm der Idealismus einen objektiven Charakter an. Derselbe Fichte, eigentlich Kosmopolit, trat, aus der Not Preußens heraus, in seinen „Reden an die deutsche Nation" als gewaltiger Prophet wirklich deutschen Nationalgeistes auf. Gerade in Preußen entstand nun auch eine rein politische Bewegung: in Bünden und Vereinen, wie dem Tugendbund, wurde über die Befreiung des Vaterlandes debattiert. Aber über die schwärmerischen und unklaren Schwätzer wurden kräftigere Geister schon unwillig: Kleist nahm sie in der „Hermannsschlacht" ein wenig mit, in jenem gewaltigen dramatischen Aufruf zur Abwerfung des Fremdenjochs, zur Rache. Dann kam der Krieg, und das gesamte, seit Jahrhunderten in öffentlichen Dingen nur vegetativ dahinlebende Volk brach nun in lodernder, alle Schranken überspringender Massenbegeisterung los. Auch der Süden, der anfänglich noch von „dem Krieg im Norden" reden mochte, wurde schließlich mitgerissen. Aber das gewaltige Erlebnis hatte nicht jenen wohl zu erwartenden Erfolg: das mündig gewordene Volk wurde für das öffentliche Leben, für das es nun, im Kriege gereift, seine Wünsche vorbrachte, nicht als urteilsfähig angesehen. Die nationalen, jetzt durch eine öffentliche Meinung vertretenen Ideale galten bald als gefährlich; die politischen Interessen und Forderungen, denen in Süddeutschland bereits der

Erlaß von Verfassungen entgegengekommen war, wurden zurückgedrängt. In Preußen wurde Hardenbergs Einfluß gebrochen; im Süden wurden Versuche gemacht, jene Verfassungen wieder abzuschaffen; eine Reaktion von oben, die namentlich Metternich, der Lenker des gänzlich in Stickluft gehaltenen Österreich, förderte, drängte die freien Köpfe in eine unfruchtbare und unfreie stille Opposition, tat aber das ihre, um die Verstimmung und Kritik immer stärker werden zu lassen. Von Klarheit der neuen politischen Ideale war freilich keine Rede: Aufklärung, Revolution, Mystik und Romantik wirbelten dabei durcheinander, die begeisterte Freundschaft der Kriegskameraden mischte sich mit den Bruderideen der Humanität, das neue Teutschtum und der Wälschenhaß hatten noch etwas von Klopstockscher Art in sich. Von Realismus war auch nichts zu spüren. Der romantische Beisatz war doch der bezeichnendste: ihn zeigten vor allem die Jünglinge mit ihren altteutschen christlichen Gefühlen und ihrem altteutschen keuschen Äußeren.

Eben in der Jugend, obgleich sie durch den Krieg reifer geworden war, herrschte auch die stärkste Unklarheit der Begriffe. Sie, vor allem die studentische Jugend, war nun Hauptträger der neuen Freiheitsideale, zugleich aber Gegenstand gefährlicher Fürsorge seitens der Regierungen. Sie war das freilich schon geraume Zeit gewesen. Neben einem stärkeren Auftreten landsmannschaftlicher Verbindungen, des „Nationalismus", gegen den die Behörden seit der Mitte des 18. Jahrhunderts schärfer einschritten, war für diese Zeit das studentische Ordenswesen, das mit einem Zuge schon des 17. Jahrhunderts zu geheimen Gesellschaften, später auch mit der Freimaurerei zusammenhing, charakteristisch geworden: auch die verfolgten Landsmannschaften gingen darin zum Teil auf. Gegen das Ordenswesen kämpften die Behörden aber am meisten: es wurde schließlich auch ein Gutachten einer Reichskommission eingeholt, zumal auf jenes auch die neuen französischen revolutionären Ideen merkbaren Einfluß gewannen. Eben dieser Umstand führte nun aber wieder zur Emanzipation der Landsmannschaften von den Orden und zu einer Stärkung ihres partikularistischen kleinlichen Wesens. Da setzte die nationale Richtung zur Zeit des Napoleonischen Joches ein. Von dem sogenannten „Deutschen Bunde" wurde unter Anteilnahme Jahns und Fichtes schon 1810 der Gedanke einer allgemeinen „Burschenschaft" erwogen, 1814 kamen selbst in die Landsmannschaften deutsch-volkstümliche Regungen, es traten patriotische Bünde auf, wie die Jenaer Wehrschaft, die Gießener deutsche Lesegesellschaft, die Tübinger Teutonia, bis dann am 12. Juni 1815 zu Jena, das schon in der Entwickelung des bisherigen studentischen Lebens eine führende Rolle gehabt hatte, unter Auflösung der Landsmannschaften die deutsche Burschenschaft mit den Farben der Lützower Jäger gegründet wurde. Es war eine rein patriotische, dabei von christlichem Geist und sittlichen Reformideen wie von der Sehnsucht nach der blauen Blume durchdrungene Bewegung, die zwar manche Torheiten und Fehler begehen, auch praktischer als einst die Tiraden der Kraftgenies werden, jedoch keine staatsumstürzenden Tendenzen pflegen konnte. Radikale Elemente waren vorhanden, aber ihrer Propaganda bereitete gerade erst die mißtrauische Haltung der Regierungen den Boden, bis dann nach der diesen erwünscht kommenden Tat Sands die Karlsbader Beschlüsse gefaßt wurden, die Burschenschaft aufgelöst wurde und Männer wie Jahn, Arndt, Görres, dessen „Rheinischen Merkur" schon Napoleon als fünfte Großmacht bezeichnet hatte, gehässiger Verfolgung anheimfielen. Drängte diese Reaktion unabhängige Naturen völlig in zürnende Resignation, viele Jünglinge in radikale, geheime Bünde, so bewirkte das Vorgehen der Regierungen auch positiv ein neues Übergewicht der alten unpolitischen Passivität. Die Frage der politischen Betätigung brachte schon

in die burschenschaftlich gesinnten Studenten eine Spaltung: direkt unpolitische Tendenz proklamierten die neuen „Korps“. Entsprechend wurde nun aber überhaupt die Stimmung weiter Kreise. Nur keine Politik: die wurde nicht einmal von den Regierungen gemacht, Deutschland war wieder in die Hand der großen europäischen Kabinette gegeben, der neue „Deutsche Bund“ ein haltloses Produkt. Zugleich schwand der warmherzige Ton des Verkehrs, der noch einige Zeit nach den Kriegen geherrscht hatte, dahin.

So unbehaglich war es sonst gar nicht nach 1815 in Deutschland: es wurde viel gearbeitet, munter gesungen und gedichtet. Tüchtige Leute fehlten nicht. Zwar das Leben wurde einfacher und ärmlicher als vorher. Die Kriegslasten und Kontributionen, die Wunden, die die Kontinentalsperre schlug, hatten Handel und Wandel gelähmt, das Land entvölkert, viel Wohlstand ruiniert und manchen Besitzenden zu kleinen Entsagungen geführt, wie denn Ludwig von Vincke Huflattich statt Tabak rauchte. 1816 auf 1817 hatte es auch eine große Hungersnot gegeben, und die Bettelplage schwoll noch einmal gewaltig an. Aber demgegenüber fehlte es nicht an Gegenbildern. Die Seehandelsstädte hatten von der Kontinentalsperre auf ihre Art Gewinn gezogen. Es gab Leute, die als Kriegslieferanten oder als Finanziers reich geworden waren. Die Kriegsentschädigungen nach dem Frieden brachten viel Geld ins Land, nach Preußen 100 Millionen Francs. Sehr lohnend war die Landwirtschaft, die aus starker Ausfuhr Gewinn zog. Es kam sogar zu einer Spekulation in Gütern, deren Preise rasch stiegen, worauf dann allerdings in den zwanziger Jahren wieder eine landwirtschaftliche Krisis folgte. Um diese Zeit ebbte überhaupt alles wieder ab. England überschüttete schon lange Deutschland mit seinen Waren, Frankreich hob sich rasch und konkurrierte ebenfalls. Die landwirtschaftliche Ausfuhr ging zurück, das Geld wurde wieder kapper, die Preise sanken überall. So kam man auch wirtschaftlich zu einer resignierten, entsagenden, unfrischen Stimmung. B e s c h r ä n k t h e i t d e r V e r h ä l t n i s s e, die die Kraft des Einzelnen verzehrte, war die Signatur der Zeit. Auch die Wohnung zeigte die damalige dürftige Einfachheit wie die trotz der Romantik herrschende Nüchternheit. Die geradlinigen, steifen, durch die zugespitzten Tisch- und Stuhlbeine ärmlich erscheinenden, immerhin soliden Formen des Empire, aus der antikisierenden Richtung des ausgehenden 18. Jahrhunderts geboren und von dem antikrepublikanischen Geist der Revolution ausgebildet, paßten dazu ganz gut. Sie blieben auch in der Mittelschicht bewahrt, als die feine Welt sich nach 1815 dem neuen französischen Geschmack zuwandte, der nun das Rokoko mit seiner zur Zeitstimmung passenden Gedämpftheit und Schnörkelhaftigkeit (aber ohne seine liebenswürdigen Eigenschaften) zurückbrachte. Dem entsprach ein Anwachsen jener schon (S. 696) berührten Philisterhaftigkeit, des nur für das kleine eigene Wohl besorgten Stilllebens, das von der herrschenden Reaktion auch am liebsten gesehen wurde. Und so war auch der Geschmack der breiten Schichten höchst mittelmäßig. Kotzebue und Lafontaine wurden durch Raupach und Clauren bei dem entzückten Publikum abgelöst.

Diesem Philistertum war nun zwar die R o m a n t i k todfeind, aber echte Menschen konnte doch niemand weniger erziehen als sie. Gewiß hatte die stürmische Zeit kernhaftere Züge in sie hineingebracht: hell klangen die patriotischen Dichtungen Körners und des tüchtigen Arndt. Die Schwäbische Dichterschule bedeutete einen Ruck zum Gesunden, Uhland „gewann“ der Romantik auch „die Formstrenge zurück“ (Scherer). Dem großen Einfluß der Romantik hat sich selbst Goethe zeitweise nicht entziehen können: der zweite Teil des „Faust“ wie der „West-östliche Diwan“ sind dafür Zeugen. Aus der Romantik sog auch die Wissenschaft, deren Zentrum jetzt Berlin war, immer neue, fruchtbare Anregungen: ihr entsproß

vor allem die Germanistik, die deutsche Altertumswissenschaft, die dann Jakob Grimm aus dilettantischem Betrieb zu strenger Wissenschaftlichkeit führte; aus Schlegels indischen Studien, aus dem tiefen Eindruck dieser neuentdeckten Welt erwuchs das Interesse für das Sanskrit, und Bopp begründete die vergleichende Sprachwissenschaft. Wie sich ferner von der Begeisterung der Romantiker für das Mittelalter und die alte Kaiserherrlichkeit, die sich z. B. in den Stauferdramen spiegelte, wohl verbindende Fäden zur späteren Reichsbegeisterung ziehen lassen, so hat auch die Geschichtswissenschaft der Romantik viel zu verdanken. Ihr entstammt das Hineinversetzen in die Seele der Vergangenheit, die objektive Behandlung derselben. Höchst fruchtbar erwies sich eine geschichtliche Auffassung der Dinge anstatt der rationalistischen: überall wurde das Werden verfolgt, im Recht wie in der Sprache, in der Religion.



Bürgerliches Wohn- und Arbeitszimmer. Nach einer Zeichnung von 1736, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text, S. 693.

Aber gleichwohl bewährte sich Goethes Wort, daß im Gegensatz zum Klassisch-Gesunden „das Romantische das Kranke“ sei. Die Ungesundheit zeigte sich nicht nur in der auch von der neuen historischen Rechtsschule unterstützten, die Reaktion fördernden Staatslehre der Romantik, sie zeigte sich vor allem in der Unfähigkeit, das Leben mit den gepriesenen Anschauungen in Einklang zu bringen. Daher der in allen Schichten erkennbare Mangel an Willenskraft und Energie, daher die praktische Unbeholfenheit bei aller Bildung, Humanität und Toleranz, daher überall Resignation, daher aber zugleich Charakterlosigkeit und leichtes Beugen unter die Macht der Verhältnisse. Das lassen nicht nur die Staatsmänner und Beamten erkennen, die in Preußen übrigens zum Teil ihre Tüchtigkeit aufs neue glänzend bewährten, sondern ebenso die Gelehrten, die noch systematisch bewiesen, daß das Mangelhafte so sein müsse, Philosophen wie Hegel, Juristen wie Savigny, auch die Historiker. Daher schließlich wieder das leichte Vergessen eigener Art und die Bewunderung alles Fremden. Sehr bald verbreitete sich unter diesen Umständen, namentlich in Berlin, eine Decadenzstimmung,

„eine Flucht vor allem Heiligen, Großherzigen und Schönen", wie Menzel sagte, dafür Frivolität, äußeres Blendwerk, Effekthascherei, Geistreichigkeit und Blasiertheit. Aber auch die Kritik erhielt etwas ganz Unfreies. Der Mangel einer freien Presse brachte das Versteckte, Gequälte, die Anspielung hoch.

Dazu kam nun weiter das durch die Zurückdrängung der politischen Ideen wiederhergestellte Übergewicht der ästhetischen und literarischen Interessen. Wie früher war hierfür allerdings die gering entwickelte materielle Kultur, die Dürftigkeit der Zeit, die von selbst auf geistige Freuden hindrängte, die eben auch aus dem Mangel erklärliche Unempfänglichkeit für den Reichtum des äußeren Lebens in erster Linie von Bedeutung. Man wurde jetzt



Bürgerliche Küche. Nach einer Zeichnung von 1736, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Vgl. Text, S. 693.

aber noch unkörperlicher als früher: die Idee saß nach Heine auf dem Throne, und Schattenküsse und blaue Blumengerüche waren Gegenstand des Sehnens. Mächtig blühten die literarischen Zeitschriften wie die schöngeistigen „Almanache" und „Tagebücher". Heine suchte in den deutschen Blättern vergeblich „die Momente eines Volkslebens" und fand „nichts als litterarische Fraubasereien und Theatergeklätsche". Die Theaterleidenschaft wuchs ungeheuer, von der Opernsängerin Sontag wurde in Berlin zum Überdruß geträtscht, theatralische Aufführungen waren gesellschaftliche Lieblingsunterhaltung. Ebenso wurde überall vorgelesen und deklamiert, in der Gesellschaft wie zu Hause, auch in niederen Kreisen, und für sich verschlang man noch viel mehr, bis herab zu den romantischen Ritter- und Räubergeschichten. Oberflächlichkeit und Seichtigkeit waren oft die Folge bei Lesern wie Schriftstellern. Der schöngeistige Charakter der Zeit trat in einer eigenen gesellschaftlichen Unterhaltungsform namentlich in Berlin hervor, in den „ästhetischen Tees". Mit der allgemeinen Vorherrschaft des Gefühls — auch bei den wenigen Politikern, romantischen wie liberalen, ist diese zu spüren —

hing die Rolle der Frau zusammen, die mancherorts fast größer war als in der „weiblichen Epoche" des 18. Jahrhunderts und sich um 1820 in enthusiastischer Anbetung von Sängerinnen und Tänzerinnen, dann im Kultus geistreicher Frauen, wie Bettinas und der Rahel, weiter in der Zahl der Schriftstellerinnen der 30er Jahre wie in der sich bald ergebenden Beteiligung von Frauen an der Politik, aber auch in dem Gebaren der Emanzipierten der 40er Jahre zeigte, die in Männertracht umhergingen, Zigarren rauchten und Bier kneipten. Das war aber nur die Folge der Bedeutung, die die Frauen in der Zeit der unpolitischen Epoche gehabt hatten. Auch die Träne hatte ihre Herrschaft noch nicht verloren. Das „Entsagen und Flennen", über das Heine spottete, war noch immer in Übung.

Aber mählich wandelte sich doch die Stimmung. Eben Heine, ganz Romantiker, wird zum Gegner der Schule, er, der „letzte und abgedankte Fabelkönig". Mit jenem charakteristischen Zuge der Romantik, der Ironie, betrachtet er sie nun selbst; die seelenvolle Stimmung zerstört er selbst plötzlich durch einen schneidenden Mißton, durch ein grinsendes Hineinsehen häßlicher Wirklichkeit. Die Welt tritt in ihre Rechte, aber zunächst empfindet er nur ihren Widerspruch mit der Idee; Spott, Hohn, kurz Kritik wird nun das Erfordernis. Die innere subjektive Stimmung aber steht unter dem Zeichen völliger Unbefriedigtheit und Zerrissenheit: der Byronsche Weltschmerz geht auf Heine über. Um dieselbe Zeit nimmt aber die Kritik auch schon realistische Formen an. Börne beginnt mit ätzender Feder zu schreiben; lebendig und klar, läßt er nur noch politisches Denken und Tun gelten. An Heine und Börne knüpfte dann später das Junge Deutschland an, d. h. der literarische symptomatische Ausdruck des Rückschlages eines kräftiger gewordenen politischen Lebens, überhaupt eines realeren Sinnes gegen Reaktion und Romantik. Diese Schriftsteller waren, sogar wo sie dichteten, immer politisch gerichtet. Sie gingen aber auch der viel poetischeren, jedoch unnatürlichen und unkörperlichen bisherigen Atmosphäre, wie sie nicht nur im Geistesleben, sondern ebenso in der Kunst herrschte, zu Leibe, schlugen freilich im Preise natürlicher Sinnlichkeit, wie das meist geschieht, auch gleich über die Stränge. Aber sie waren nur Begleiterscheinungen eines allgemeinen Umschwungs, der viel tiefer ging als irgend einer vorher. Nicht nur die Romantik schwand dahin, sondern überhaupt die Bildungsverhältnisse der alten Zeit. 1841 sah Friederike Krickeberg in einem Briefe an Tieck bereits auf „jene schöne Zeit" zurück: „Welch ein geistreiches Treiben war damals unter der jungen Welt." Es schwand auch die alte Gemütlichkeit und Behaglichkeit des Lebens, wie sie etwa ein Bild wie die Schwindsche „Hochzeitsreise" (siehe die beigeheftete Tafel) uns als etwas längst Verlorenes vor die Seele führt.



Die Hochzeitsreise.

Nach dem Gemälde von Moritz von Schwind, in der Schackschen Gemäldegalerie zu München, wiedergegeben in der „Schwind-Mappe" des „Kunstwarts" (München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag).

XII. Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur.

Das ganze Leben änderte sich von Grund aus durch einen gewaltigen Aufschwung der materiellen Kultur, durch den Realitätssinn und den wieder siegreichen praktischen Verstand: an Stelle der Innerlichkeit trat eine neue blendende Epoche der Äußerlichkeit, des äußeren Fortschrittes, die zunächst freilich noch mit ideellen Momenten durchsetzt und in ihrer Brutalität erst unserer Zeit klar geworden ist. Der Umschwung begann mit dem mächtigen Hervortreten der unterdrückten politischen Ideale, wesentlich befördert durch das Vorbild des wieder maßgebenden Auslandes, Frankreichs und Englands. Die Julirevolution war der einschneidendste äußere Anstoß. Hegel sah schon im Dezember mit Scharfblick die über das Politische hinausgehenden Konsequenzen: „Gegenwärtig hat das ungeheure politische Interesse alle anderen verschlungen — eine Krise, in der alles, was sonst gegolten, problematisch gemacht zu werden scheint.“ Der Liberalismus mit dem von Spanien geholten Namen war im Süden schon bald nach den Freiheitskriegen als Partei in die Erscheinung getreten, und gerade der Süden hatte wieder eine Zeitlang die führende Rolle im deutschen Leben übernommen. Hier war man, wie (S. 700) erwähnt, bald zu Verfassungen gekommen, ganz entsprechend dem französierten Charakter der meisten dieser Staaten als Rheinbundsstaaten: nur in Württemberg war altes Volksrecht bei den Kämpfen die Parole, und hier stand auch ein Romantiker wie Uhland im Kampf um die Freiheit. In den neuen Kammern trat dann jener Liberalismus auf, der, im letzten Grunde ein Kind der Aufklärung und des aufstrebenden bürgerlichen Geistes, lehrhaft wie jene, oft philisterhaft wie dieser war, in seinem ausgesprochenen Partikularismus gegenüber dem „rückständigen“ Norden auch wieder im Volke wurzelte, aber zunächst nicht eigentlich national, wie damals doch die Romantik, fühlte, vielmehr den Kern seiner mit starkem Aufwand von Phrasen und in schwärmerischer Art vorgetragenen Anschauungen eben Frankreich entlehnte. Es war die auf ihr Recht auch im Staat pochende Vernunft, mit Gefühl vorgetragen. Immerhin fehlte diesen warmherzigen und formlosen Süddeutschen die blasierte Geistreichigkeit des damaligen Nordens, wo liberale Ideen eine Stätte nur bei einigen vornehmen Geistern fanden. Daher hielt man den süddeutschen Liberalismus für weniger künstlich, als er war, während doch gerade Preußen mit seinen Reformen nach 1806 viel früher einen organischen, freilich nicht weiter verfolgten Weg zu einer modernen Entwickelung betreten hatte. Nach 1830 wurden nun diese süddeutschen Kammerführer, wie Rotteck in Baden, überall gefeiert. Heftige Kämpfe entbrannten in den Kammern; auch in Hannover, Kurhessen, Sachsen gab es jetzt neue Verfassungen. Nun wirkte auch das ganz französisch denkende, im Grunde kosmopolitische „Junge Deutschland“ mit

seinem Witz, seiner scharfen Kritik, und die Gärung verbreitete sich auch im Norden mehr und mehr. Die Kammerdebatten in Frankreich wurden interessanter als Theater und Romane, die Zeitungen wuchsen über das kleine Quartformat hinaus, erschienen häufiger und füllten sich mit Politik, soweit es die drückende Zensur zuließ. Wie radikal aber im Süden auch schon die Masse geworden war, zeigten die drohenden und wilden Reden des Hambacher Festes von 1832. Die durch solche Ausbrüche noch geförderten Reaktionsbestrebungen Österreichs und Preußens brachten zwar eine allgemeine Stagnation zuwege, dem „Jungen Deutschland" trat man mit Bundesverboten entgegen, die süddeutschen Parteiführer wurden beseitigt, aber vernichtet konnte die neue Bewegung nicht mehr werden.

Auch die seit den Freiheitskriegen mehr geträumten Einheitsbestrebungen spielten nun eine größere Rolle. In Baden hatte schon Welcker den Antrag auf Verwendung für eine deutsche Nationalvertretung gestellt; beim Hambacher Fest redete Wirth auf die vereinigten Freistaaten Deutschlands, Paul Pfizer wies anderseits bereits weitblickend auf die preußische Hegemonie als auf die einzige Lösung der „deutschen Frage" hin, drängte aber zunächst auf immer schärferes Nationalbewußtsein; die Rheingelüste Frankreichs zeitigten 1840 einen nationalen Sturm. Große Versammlungen vereinigten jetzt die Gelehrten aus allen deutschen Gauen, die Naturforscher schon seit 1822, und brachten sie einander näher. Mächtiger wirkte in dieser Beziehung noch der einsetzende materielle Aufschwung und die Hebung des wirtschaftlichen Verkehrs; am meisten hatte das geschmähte Preußen durch die mit maßvoller Klugheit bewerkstelligte Gründung des Zollvereins getan. Endlich kam eine tiefe nationale Erregung durch die schleswig-holsteinsche Frage. Die freiheitlichen Ideen aber drangen in derselben Zeit aus den gelehrten und literarischen Kreisen einerseits immer mehr in die eigentlich bürgerlichen, je mehr diese infolge des noch zu erörternden wirtschaftlichen Aufschwungs an Wohlstand und sozialer Bedeutung und damit an Selbstbewußtsein wuchsen, anderseits gewannen sie mehr Resonanz durch die jetzt entstandene Masse der Arbeiter. Es mußte um so sicherer zu einer gewaltsamen Entladung kommen, je starrer die Regierungen in der Knebelung der Bewegung das Heil suchten. So brach das Jahr 1848 herein. Mit ihm wurde die alte Zeit endgültig begraben. Auf den begeisterten brüderlichen Rausch, auf die ideale, trotz „narrenhafter" Züge tiefernste und beglückende Schwärmerei dieses „Völkerfrühlings" folgte zwar alsbald der Gegenschlag der alten Gewalten: aber der Sieg der realen politischen Ideen über die einseitig literarisch-ästhetischen Interessen war dennoch entschieden.

Indessen mit der politischen Bewegung ist der Umschwung nicht erschöpft. Auch auf anderen Gebieten war man dem romantischen Geist und der Gefühlsherrschaft längst zu Leibe gegangen, so auf religiösem. Jene Wiederbelebung der Religion durch die Romantiker, die sie in ihrer Bedeutung für das innere Leben wieder stark betonten, zugleich dem menschlichen Bewußtsein die Unzulänglichkeit der Vernunft für alle Fälle und die Notwendigkeit des Glaubens nahe brachten, hatte durch die ernste Zeit der schweren Not und der Freiheitskriege eine starke Förderung hinsichtlich des Glaubensbedürfnisses wie der die Gefühlsseite ergänzenden sittlichen Grundierung erhalten: immer entschiedener wandte man sich von der nüchternen Aufklärung ab. Man blieb auch nicht nur bei der Schleiermacherschen Gefühlsreligion, sondern kehrte sogar wieder zu pietistischen und orthodoxen Velleitäten so sehr zurück, daß später Schleiermacher selbst, der Mann der Versöhnung von Dogma und freier Forschung, dagegen auftrat. Eine immer unduldsamere protestantische Orthodoxie begann ihre Herrschaft neben der sie begünstigenden politischen Reaktion, ebenso wie gegenüber aufklärerischen und toleranten

Strömungen die gläubige Richtung im Katholizismus neu erstarkt war, dessen äußeres Ansehen als legitime Kirche überhaupt durch die Reaktion mächtig wuchs. Dagegen erhob sich nun der kritische Verstand aufs neue. Von der Hegelschen Schule her kamen die Köpfe, die wieder an die im 18. Jahrhundert begonnene kritische Untersuchung der Heiligen Schrift herangingen, vor allem Strauß, der zuerst selbst ganz in Mystik und Romantik befangen gewesen war, mit seinem „Leben Jesu", das von der Hegelschen Auffassung des Mythus her die biblische Überlieferung prüfte und in den Hauptteilen der Schrift Produkte eines mythenbildenden Gesamtgeistes erweisen wollte, während man bisher trotz aller Umdeutung immer noch an der geschichtlichen Wahrheit der Wunder festgehalten hatte. Das Buch erregte nicht nur die Theologen, deren ganze Schriftstellerei sich fast nur noch darum drehte, sondern auch das große Publikum. Wenngleich die Hauptstimme die des Entsetzens war, so war doch in all den rationalistischen, romantischen und orthodoxen Nebel ein scharfer Luftzug gekommen, zumal Straußens Angriff in bezug auf die Quellenkritik später durch Baur und die Tübinger Schule wirkungsvoll ergänzt wurde. Es kam zur Bildung einer radikalen Hegelschen Linken, deren Organ die „Hallischen Jahrbücher" waren. In schärfster Weise ging das „Junge Deutschland" mit allen Waffen des Witzes und der Leidenschaft gegen die Religion vor. Über den im Grunde gar nicht radikalen Strauß schritt dann Bruno Bauer weit hinaus und ebenso die anthropologische Religionsphilosophie Feuerbachs, dessen „Wesen des Christentums" 1841 erschien.

Der Geist des Realismus, der bei Feuerbach bereits zum Materialismus wurde, der Geist der Wirklichkeit war nun schon längere Zeit auf einem Gebiete mächtig, das ihn auch am nötigsten brauchte, auf dem der Naturwissenschaften. Unter dem metaphysisch-spekulativ-phantastisch-ästhetischen Geiste hatten sie am meisten gelitten: eine Emanzipation von der Naturphilosophie wurde zum Bedürfnis. Während um 1800 auf diesem Gebiete, wenigstens in Deutschland, außer in der Erdkunde vor allem durch Alexander von Humboldt, kaum noch Fortschritte gemacht waren, begann seit den 20er Jahren ein außerordentlicher Aufschwung der Mathematik, auf deren Gebiet erst jetzt Gaußens Größe verstanden wurde, wie der Physik, der Chemie, der Biologie u. s. w. Deutsche trugen zu ihm in großer Zahl bei, Frauenhofer, Robert Mayer, Liebig u. s. w., aber auch alle Fortschritte des Auslandes wurden verständnisvoll begrüßt und benutzt. Im ganzen war es eine internationale Bewegung, für die schon zu Ausgang des 18. Jahrhunderts — es sei an Lavoisier, den Vater der neueren Chemie, Priestley, Cavendish u. s. w. erinnert — der Grund gelegt wurde, die in letzter Linie aber doch auf jenen Aufschwung der Naturwissenschaften um 1700 (vgl. S. 618f.) zurückging. Und wie damals in der Verstandeszeit die Naturwissenschaften im Vordergrunde des Interesses auch der Höfe standen, so begünstigten auch jetzt die Machthaber gern diese unpolitischen Dinge, wie Fürst Metternich, wie Napoleon. Noch um 1840 gab es bei Hofe zuweilen naturwissenschaftliche Vorträge zum Nachtisch, und die Experimente erfreuten die Herrschaften wie im 17. Jahrhundert. Man ahnte noch gar nicht den Umschwung, den diese Harmlosigkeiten im ganzen materiellen, geistigen und sozialen Leben hervorbringen sollten. Und wenn sich in jener lesewütigen Zeit auch der „Kosmos" von Humboldt einer außerordentlichen Beliebtheit erfreute, so war das zwar immerhin ein Zeichen stärkeren naturwissenschaftlichen Interesses, aber gelesen wurde das Werk nur, weil es zugleich ein literarisches Buch war, in Form und Inhalt den Stempel der philosophisch-ästhetischen Bildung der Humanitätszeit trug. Des einsetzenden Umschwunges der Zeit war sich auch das kosmoslesende Publikum nicht bewußt. Die mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts beginnende Anwendung der exakten Wissenschaften in der Praxis, die

dadurch statt einer empirischen eine wissenschaftliche Grundlage und damit den Weg zu methodischem Fortschreiten anstatt des zufälligen erhielt, ist die erste und wichtigste Basis der neuen materiellen Kultur geworden: nur die Fortschritte der Naturwissenschaften haben diese noch nicht dagewesene Beherrschung der Natur durch den Menschen ermöglicht. Auf ihnen beruht das neue große internationale Zeitalter der Technik, das, wie Sombart gut betont, die Maschinen wie das chemische künstliche Verfahren bewußt an Stelle des Persönlichen, des Menschen, überhaupt des Organischen, des Tieres u. s. w. setzte, die Verkehrsmittel dadurch ebenso wie die Bedingungen der Produktion von Grund aus änderte und eine gewaltige Ära der Industrie ins Leben rief. Die Technik machte auch erst naturwissenschaftliche Entdeckungen wie auf dem Gebiete der Chemie, auf denen sich ganz neue Industriezweige aufbauten, recht nutzbar. Es begann damit eine neue, überaus rasch vorschreitende Lebensepoche für alle Völker, deren weitere Entwickelung nicht absehbar ist.

Insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiete hat vielfach seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine größere Umwälzung stattgefunden, als sie bisher ganze Jahrtausende gesehen haben. Erst damit erfolgte der definitive Bruch mit der alten Zeit. In den 30er Jahren sah es wirtschaftlich noch fast ebenso aus wie zu Ausgang des 18. Jahrhunderts. Noch immer war Deutschland wesentlich agrarisch gefärbt: auf dem Lande wohnten gut drei Viertel der gesamten Bevölkerung, der landwirtschaftliche Beruf zählte weitaus die meisten Glieder. In den Städten, die Gärten und Felder nicht nur gleich um die Mauern, sondern oft auch innerhalb derselben hatten, wurde von Ackerbürgern, aber ebenso von Gewerbsleuten viel Landwirtschaft getrieben. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse überstiegen noch den heimischen Bedarf, so daß sie neben Rohstoffen in der Ausfuhr weit voranstanden, während die Industrie dank den billigen Arbeitslöhnen zwar eine Reihe von „Fertigfabrikaten" (wie Leinwand, Woll- und Baumwollwaren, Holz- und Kurzwaren) ausführte, aber „in zwei der bedeutendsten Industriezweige (Garn- und Eisengewinnung) noch durchaus vom Auslande (mit seiner vorgeschrittenen Herstellungsweise) abhängig" war (Sombart). Es wurde auch noch viel im Hause produziert, Nahrungsmittel, selbst Kleidungsstoffe und -stücke. Die Spinnstube spielte noch eine Rolle. Anderseits sorgten Störarbeiter für den Bedarf der Bauern an Schuhen und Gewändern; auf dem Gute kam man mit vielseitigen Gutshandwerkern aus; und selbst in der Stadt ward noch viel im Hause gebacken, geschlachtet (gesalzen, geräuchert), gesponnen und geschneidert: es wurden Lichte gegossen oder gezogen und Seife gekocht. Die in solcher Weise wirtschaftende, sparsame Hausfrau stammte wie die spinnenden Töchter noch ganz aus dem Mittelalter und ist heute, in dieser Form wenigstens, verschwunden. Handel und Verkehr waren immer noch auf keiner hohen Stufe; die Großindustrie war noch immer spärlich; in den Städten überwogen die Handwerker, die, trotz der bisherigen Eingriffe im ganzen in alter Weise organisiert, in zahlreichen Spezialgewerben monopolberechtigt dasaßen, den übrigens ebenfalls handwerksmäßig gearteten Kaufmann und Händler ganz außerordentlich. In einer Straße einer mittleren Stadt gibt es heute oft mehr Materialwarenhändler als damals in der ganzen Stadt. Der gering entwickelte Verkehr, die Schwerfälligkeit der Personenpost, die Umständlichkeit des Gütertransportes, die Langsamkeit des Briefverkehrs, die immer noch mangelhaften Wege — die Chausseen waren nicht viel zahlreicher geworden —, die alten Zollplackereien, die Münzzersplitterung sollen hier nicht aufs neue geschildert werden (vgl. S. 691). In den Städten herrschte meist noch das alte Stillleben. An den nachts geschlossenen Toren achteten die Wächter auf Zollpflichtiges und sonst Verdächtiges; die außer in größeren Städten

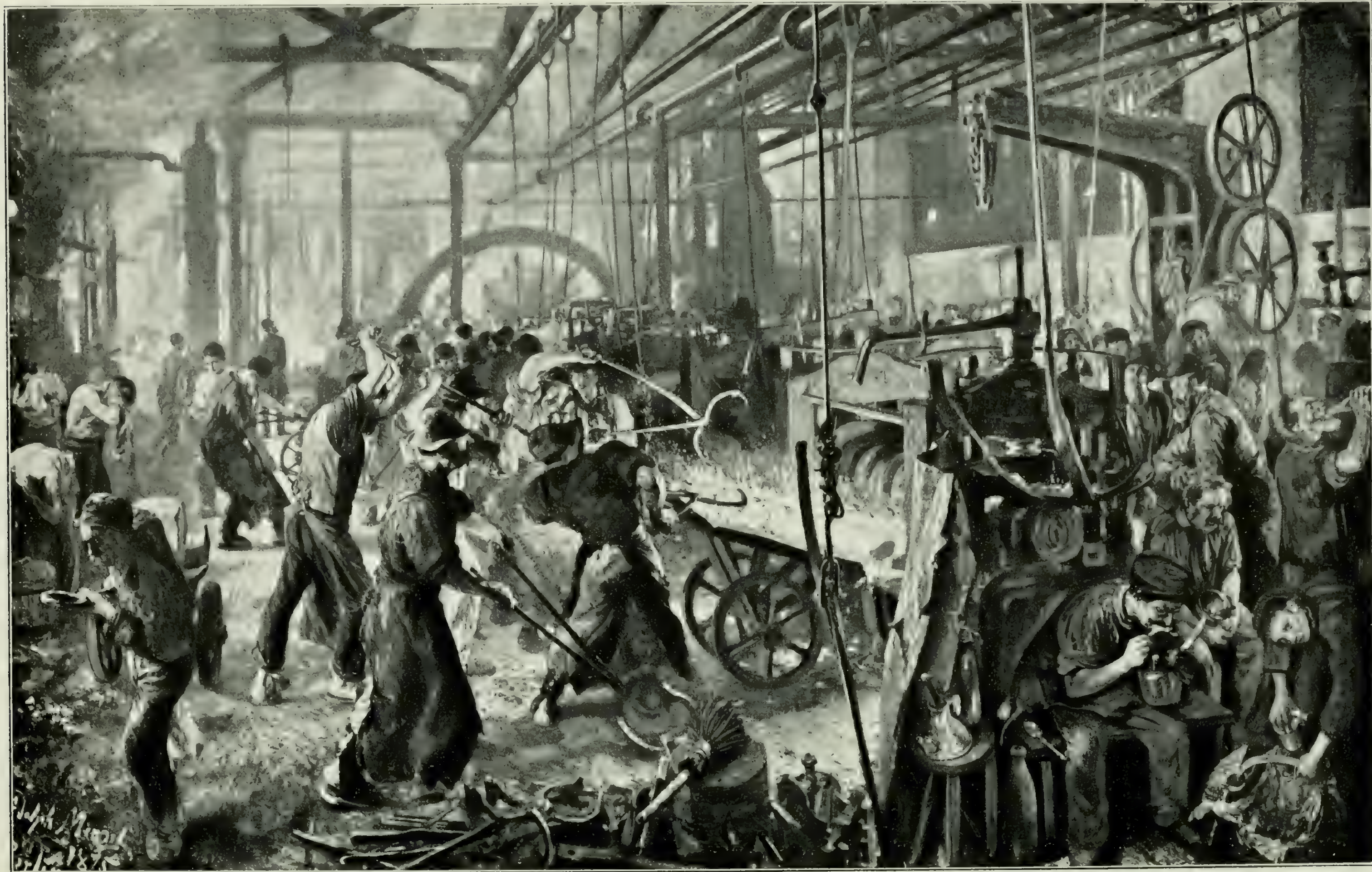
meist schlecht gepflasterten und noch schlechter beleuchteten Straßen, in deren Rinnsteine selbst in Berlin noch schlimmer Unrat ausgeleert wurde, sahen auch am Tage wenig Verkehr; man arbeitete zu Hause, und zur Erholung war man draußen in seinem Garten. Der Umfang der Stadt war auch noch meist auf den alten von Mauern umgürteten Raum beschränkt, und der Turmwächter (Stadtkure) konnte sie bequem in seiner Obhut halten. Wie es übrigens damals im Hause aussah, kann noch heute ein Blick in das Weimarer Goethe-Haus lehren, das als Besitz eines wohlsituierten Mannes in seiner Einrichtung viel Schönes aufweist, dessen Arbeits- und Schlafzimmer aber heute kaum dem kleinen Manne genügen würden.

Und nun der große wirtschaftliche Umschwung. Auch die damals im Vordergrund stehende Landwirtschaft hat, wie von der Goltz bestätigt, „in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts größere Veränderungen durchgemacht als in dem ganzen Jahrtausend vorher". Am wichtigsten war, daß die Landwirtschaft von dem rein erfahrungsmäßigen Boden, auf dem auch noch die durch den verdienstvollen, übrigens wieder englisch beeinflußten Thaer begründete „rationelle" Methode stand, abging und unter den Einfluß der Naturwissenschaften geriet. Liebig vor allem schuf für die Bodendüngung und die Viehfütterung eine auf der chemischen Untersuchung der pflanzlichen Entwickelung beruhende feste Grundlage. Die landwirtschaftliche Technik nahm, unter naturgemäßem Voranschreiten der größeren Besitzer, einen außerordentlichen Aufschwung; die Erzeugnisse vermehrten sich und wurden gleichzeitig besser. Eine wesentliche Vorbedingung der modernen Wirtschaftsweise waren aber die meist allerdings erst nach 1848 durchgeführten Agrarreformen, die persönliche Befreiung der Bauern, die Auflösung des Gemeinbesitzes und die Zusammenlegung der Äcker. Freilich wurde damit zugleich die Klasse beweglicher ländlicher Arbeiter geschaffen, zumal viele Bauern die nach der Befreiung eintretenden Schwierigkeiten der nunmehr selbständigen Wirtschaftsführung und des geänderten Betriebes, zu denen noch niedrige Preise kamen, nicht bestehen konnten. Ein Gegensatz der Arbeiter zu den sich behauptenden Bauern bildete sich nur allmählich, wurde aber mit deren schneller Hebung und Erfüllung mit Selbstbewußtsein seit 1830 immer schärfer und war um die Mitte des Jahrhunderts vollendet. Indessen gibt es naturgemäß verschiedengestellte Gruppen ländlicher Lohnarbeiter; überdies sind sie wesentlich auf den Osten mit den großen Gütern beschränkt. Eine Krise hatte übrigens auch der ländliche Herrenstand durchzumachen. Aber obwohl es, ganz abgesehen von den Folgen jenes Niederganges der zwanziger Jahre (vgl. S. 701), schwer wurde, den Fortschritten der Betriebsweise, die zunächst Geld beanspruchten, zu folgen, gelang es doch, und bis 1850 hoben sich die großen Gutsbesitzer, die nun erst ganz wirkliche Landwirte geworden waren, bei dem erneuten Steigen der Getreidepreise, bei den hohen Einkünften besonders aus der verbesserten Schafzucht (Wollgeld) ständig. Immerhin kamen seit geraumer Zeit bei dem Geldmangel des Adels doch auch viele Güter in bürgerliche Hände. Obgleich die Landwirtschaft so in der allgemeinen Umwälzung beinahe voranging, auch in ihrer Technik dem neuen Maschinenwesen immer mehr Eingang verschaffte, sich namentlich in jüngerer Zeit Organisationen schuf, ferner das Ausstellungswesen, den landwirtschaftlichen Unterricht pflegte und so neue Ideen immer weiter verbreitete, ist sie schließlich doch dasjenige Gebiet geblieben, auf dem die alte Welt sich noch am meisten behauptet hat. Die Gründe liegen in letzter Linie in der Natur der Landwirtschaft überhaupt.

Für den Umschwung auf den anderen Gebieten sind zunächst die äußeren Momente desselben kurz zu charakterisieren. Das Wesentlichste ist wohl die massenhafte Verwendung der Dampfmaschine, die das 18. Jahrhundert freilich schon kannte, die seit 1785 sogar

schon in Deutschland selbst hergestellt wurde, gleichwohl aber noch in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur in beschränktem Gebrauch war. Man mußte vor allem im Maschinenbau erst über die bloße Überlieferung der Technik hinauskommen, man mußte in der Eisengewinnung und Eisenbearbeitung (siehe die beigeheftete Tafel „Eisenwalzwerk") Fortschritte machen. Dazu kam allmählich eine Beseitigung der bei steigender Eisenbearbeitung immer teuereren Holzkohle durch Kokes als Schmelzmaterial und des immer knapperen Holzes durch die Kohle als Heizmaterial. Kohle und Eisen wurden die Stichworte der neuen Zeit. Zum industriellen Umschwung hat weiter ganz wesentlich die Entwickelung der chemischen Wissenschaft beigetragen, die auch eine eigene, ganz neue chemische Industrie in allen möglichen Gliederungen hervorrief. Sie trug ferner zu den zum Teil gleichfalls enormen Wandlungen des Beleuchtungswesens bei, die aber ebenso physikalischen Errungenschaften zu danken sind. Die Gasbeleuchtung war zwar schon vor 1800 versucht worden, und Gaslaternen brannten schon 1828 in Berlin, aber ihre Ausdehnung ging doch nur langsam vor sich. Die häusliche Beleuchtung aber machte erst in den 30er Jahren Fortschritte, zunächst nur durch verbesserte Kerzenfabrikation (Stearin statt Unschlitt), anderseits durch die Erfindung der Phosphorzündhölzchen; seit 1859 ersetzte das Petroleum das Öl der Lampe. Dann begann das schon 1822 entdeckte elektrische Licht mit den der Dynamomaschine verdankten Fortschritten der Elektrotechnik sich mächtig zu entwickeln.

Es sei davon abgesehen, die technischen Fortschritte aller möglichen Industrieen anzuführen: wir greifen vielmehr auf die Dampfmaschine zurück und müssen ihren Einfluß auf den Verkehr hervorheben. Von England kam die Dampfeisenbahn, deren allgemein erkannte Rolle kaum zu überschätzen ist. Schon 1845 wurden in Deutschland 2131 km befahren, bald entwickelte sich, auch im Zusammenhang mit jenem Aufschwung der Eisenindustrie, das neue Verkehrsmittel in ungeahnter Weise. Weniger rasch drang das Dampfschiff vor, obgleich schon 1818 ein solches auf der Weser fuhr. Über das Segelschiff hat es erst um 1890 das Übergewicht erlangt. Vielmehr hat jenes mit der neuen Technik bis gegen 1870 sogar eine immer bedeutendere Entwickelung gehabt. Eine Menge technischer Verbesserungen, Maschinenbetrieb für allerlei Vorrichtungen u. s. w., wies es dabei naturgemäß auf; es verdrängte auch, wieder infolge der neuen Rolle des Eisens, das Eisen das Holz als Baumaterial für Segel- wie für Dampfschiffe. Letztere machten dann den Fortschritt vom Rade zur Schraube. Der steigende Verkehr und die überhaupt immer vollendetere Technik des Schiffsbaues führten dann auch zu immer größeren Schiffsbauten, wie sie die Vergangenheit nie gesehen hat. Gerade für die Seeschiffahrt gilt wieder, daß die neue Technik in kurzer Zeit eine größere Umwälzung hervorbrachte als die ganzen Jahrtausende vorher. Es gilt aber überhaupt, auch abgesehen vom Dampf, vom ganzen Verkehrswesen. Selbst die alten Mittel und Bahnen desselben, die Chausseen, die Flüsse und Kanäle erlebten zahlreiche technische Verbesserungen. Einen unendlichen Fortschritt brachte die physische Wissenschaft nach Entdeckung des Elektromagnetismus sodann für den Nachrichtenverkehr durch den elektrischen Telegraphen, der seinen Vorgänger zu Anfang des Jahrhunderts, den optischen Armtelegraphen, weit hinter sich ließ. Einem deutschen Physiker, Reis, wird die anfangs vernachlässigte Idee des Telephons verdankt, das, 1876 von Bell erfunden, gegen Schluß des Jahrhunderts eine außerordentliche Entwickelung nahm. Um diese Zeit hat dann schließlich die Elektrizität nicht nur für die Beleuchtung, sondern auch für die Verkehrsmittel als bewegende Kraft ihren Siegeslauf begonnen. Wie hat das alles nun das äußere Leben umgestaltet! Wenn Industrie und Technik eine Menge Genußmittel



Eisenwalzwerk.

Nach dem Gemälde (1875) von Adolf Menzel, in der Nationalgalerie zu Berlin (Photographie der Photographischen Gesellschaft ebendaselbst).

und Güter verbesserten und verallgemeinerten, Wohnung, Kleidung, Beleuchtung, die Zustände der Städte u. v. a. vervollkommneten, so griff die Umwälzung der Verkehrsmittel — die Eisenbahnen haben übrigens auch auf das Frachtfuhrwesen und die Binnenschiffahrt nicht ertötend, sondern belebend gewirkt, ebenso den Chausseebau gefördert — durch Heraufführung eines neuen, schwärmerisch gepriesenen Zeitalters des Verkehrs aufs einschneidendste in das wirtschaftliche und öffentliche wie in das private Leben ein. Man denke in letzterer Beziehung an den enorm gesteigerten Reise- und Briefverkehr. Der gesamte Verkehr wurde nicht nur außerordentlich beschleunigt, vielmehr auch namentlich für die Güter verbilligt und dabei gerade in Deutschland, dessen militärischer Geist überhaupt die Verkehrsorganisation zur besten in der Welt machte, immer zuverlässiger. Erst jetzt konnte die Post, zu deren Reform zuerst Rowland Hill 1840 den Anstoß gab, auf die gewaltige Höhe ihrer gegenwärtigen Organisation für den Nachrichten-, Paket- und Geldverkehr gebracht werden und die Masse ihrer Anstalten den Segen der Schnelligkeit und Billigkeit überallhin verbreiten. Mit ihrer Hilfe ist dann wieder die „Presse" zu ihrem jetzigen Einfluß wie zu ihren technischen Fortschritten gekommen. Das Zeitungswesen kam besonders auch dem Handel zu Gute, nicht nur durch die ihn orientierenden Preisberichte, sondern vor allem als Mittel der heute gewaltig ausgedehnten und unentbehrlichen Reklame. Für den Handel hatte übrigens bereits die Gründung des Zollvereines eine Erlösung bedeutet und ihm wie der Industrie ein einheitliches wirtschaftliches Gebiet gegeben. Von den Vorteilen, die dem Handel aus den entwickelten Verkehrsmitteln erwuchsen, der erleichterten Korrespondenz, Probesendung und Warenversendung, braucht nicht erst gesprochen zu werden. Anderseits erfuhren die Geschäftsformen des Handels durch diesen Verkehr tiefen Wandel. Messe und Markt verloren an Bedeutung, mit den Messen auch ein Teil des binnenländischen vermittelnden Großhandels: dafür kam nun der Geschäftsreisende zu ungemessener Entwickelung. Aber auch die Industrie gewann direkt vom Verkehr, durch den mächtig steigenden Bedarf, namentlich der Eisenbahn, an Maschinen und Baumaterial, weiter aber durch die Möglichkeit rascheren und vermehrten Absatzes. Kulturell am wichtigsten aber ist die ausgleichende, verbindende, Kultur verbreitende, keine Fernen mehr kennende Wirkung des Verkehrs. „Er treibt und hebt unsere Kultur", sagt Riehl, „in früher nie geahnter Weise."

Das Zeitalter der Technik, der Kohle, des Eisens, des Verkehrs ist nun aber vor allem ein Zeitalter der Arbeit, der praktischen, technischen Arbeit. Die Industrie zog immer mehr Menschen aus der landwirtschaftlichen Sphäre in ihren Bann, die Zahl der auf gewerblichem Gebiet Tätigen stieg außerordentlich. Und immer schneller sollte produziert werden, die Arbeit wurde härter, für Unternehmer und Angestellte aufreibender. Die Betätigung auf dem neuen Arbeitsfelde erleichterte das neue Prinzip der Freiheit des Individuums, die sich auf wirtschaftlichem Gebiet sogar eher Bahn brach als auf politischem. Die Befreiung von zünftischen Schranken, vom monopolistischen System setzte sich, von Adam Smith bereits theoretisch gefordert, zuerst im revolutionären Frankreich durch, wurde dann in den Rheinbundsstaaten eingeführt, kam aber auch bei den großen Reformen in Preußen 1810 und 1811 zum Durchbruch, während andere deutsche Länder zum Teil noch recht lange das Alte konservierten. Jedenfalls war die Gewerbefreiheit, das Prinzip der freien Konkurrenz, der mächtig einsetzenden industriellen Betätigung unerläßlich und förderte sie unzweifelhaft. Der fähige Mann fand nun freies Feld für seine Kraft, der Unternehmer trat auf. Aber dadurch wurde auch der Einfluß eines neuen Faktors auf die Arbeit ermöglicht, des Kapitals. Das Kapital, dessen vorheriges Anwachsen in Deutschland hier nicht weiter verfolgt sei, begünstigte zunächst den charakteristischen Zug

des neuen Wirtschaftslebens zur Vereinheitlichung und Vereinfachung, den maschinellen Großbetrieb; es drängte aber weiter die persönlichen und technischen Faktoren immer mehr zurück: nur ein Interesse, das rein kapitalistische, begann in den Vordergrund zu treten. Das „kapitalistische Unternehmertum" müssen wir mit Sombart, dem wir hier zum Teil folgen, als treibende Kraft der neuen wirtschaftlichen Entwickelung ansehen. Die Masse von Arbeitern, die dieses Unternehmertum nun für seine Werke brauchte, von Leuten also, die aus Mangel an Besitz sich in den Dienst der „Arbeit" stellen mußten, ergab sich aus der starken Zunahme der Bevölkerung seit den 30er Jahren, die aus dem neuen wirtschaftlichen Bewegungszeitalter, aus dem langen Frieden nach 1815, aus der Abnahme großer Epidemieen und anderen Gründen sich erklärt, aber auch aus der Mobilisierung und Existenzschwierigkeit größerer Teile der ländlichen Bevölkerung infolge der Agrarreformen. Das kapitalistische System — die Organisation des Kapitals in „unpersönlichen" Aktiengesellschaften u. s. w. sei nur gestreift — zeigt sich nicht nur in der Montan-, Maschinen- und chemischen Industrie, überhaupt auf gewerblichem Gebiet, auf dem es, mit bestimmten notwendigen Ausnahmen, das Handwerk stark zurückdrängt und die Fabrik als Organisation des maschinellen Großbetriebes immer mehr ausbildet, es zeigt sich am schärfsten in dem neuerlichen Zusammenschluß der einzelnen industriellen Unternehmungen zu Kartellen, Ringen, Trusts; nicht minder aber auch im Verkehrswesen, so alsbald bei den Eisenbahnen, die weniger der Staat als das Kapital erbaute und entwickelte, bei der Seeschiffahrt in der Umwandlung der Reederei, aber auch bei der Binnenschiffahrt, beim Fracht- und Personentransportwesen in gesellschaftlichen Organisationen. Selbstverständlich auch im Handel, selbst im Detailhandel, wie die Warenhäuser beweisen. Daß mit dem Siegeszuge des Kapitalismus auch die Stätten, in deren größten alle Fäden des neuen Systems zusammenlaufen, die Banken, eine völlige Umgestaltung und eine selbständige, ganz neue hochstrebende Entwickelung nahmen, soll hier nicht weiter ausgeführt werden, ebenso nicht die entsprechende Wandlung des Effektenbörsenwesens. Betont sei nur noch, daß all das Moderne in der Wirtschaft die alten Formen zwar zurückgedrängt, aber doch nicht ganz vernichtet hat.

Das neue Wirtschaftsleben nun, das gerade in Deutschland auch durch die mächtige politische und nationale Entwickelung, die in dem folgenreichen Jahr 1870 gipfelte, einen neuen Rückhalt gewann, hat naturgemäß große Wirkungen auf das soziale Leben ausgeübt. Die Industrie brachte zunächst eine räumliche Umschichtung der Bevölkerung hervor und bewirkte durch ihre Festsetzung in Verkehrsmittelpunkten einen vermehrten Zug in die Städte. Diese Zunahme der städtischen Bevölkerung gegenüber der früher weit überwiegenden ländlichen nach 1850 ging Hand in Hand mit einem Übertritt immer zahlreicherer Arbeitskräfte von der landwirtschaftlichen zur Handels- und gewerblichen Tätigkeit, welch letztere sich ihrerseits immer mehr differenzierte. Besonders befördert wurde die Zunahme durch den entwickelten Verkehr. Die eigentlichen Zentren der neuen materiellen Kultur wurden nun aber die Großstädte, die auf Kosten des Landes und der kleinen Städte wie große Beulen am Volkskörper immer mehr anschwollen. Die Städte über 100,000 Einwohner sind von acht im Jahre 1871 auf 33 im Jahre 1900 gestiegen. Das Wichtige ist aber, daß die Zunahme sich wesentlich aus der immer größeren wenig oder nichts besitzenden Masse rekrutiert. Auch des Proletariats Wachstum ist ein Produkt der neuen Entwickelung, und das führt uns auf deren Einfluß auf die innere soziale Struktur des Volkes. Das seit dem 18. Jahrhundert zunächst auf geistigem Gebiet aufsteigende Bürgertum hatte mit dem Jahr 1848 auch politisch

gesiegt, und obwohl wieder eine böse und rachsüchtige Reaktion einsetzte, an der politischen Emanzipation des Bürgertums, dessen wirtschaftliche Macht zudem gerade in diesen äußerlich friedlichen Jahren gewaltig stieg, war nicht zu rütteln. Politische und rechtliche Privilegien des Adels gab es theoretisch nicht mehr, die ständischen Unterschiede sollten in dem Begriff des allgemeinen Staatsbürgertums aufgehen, es bestand eine konstitutionelle Verfassung. Weniger dem niederen Volk, das 1848 die revolutionäre Masse hergegeben hatte, in dem aber weder die vom Ausland, insbesondere Frankreich, hereingetragenen sozialistischen Stimmungen noch das von den Verbannten in England erdachte „Manifest der kommunistischen Partei" irgend zündeten, als dem gern als Demokratie bezeichneten Bürgertum kam der Konstitutionalismus zugute. Die Macht des Bürgertums stieg nun weiter mit der kulturellen Rolle seiner Sitze, der Städte, die die Höfe als Kulturzentren wieder ganz zurückdrängten, vor allem aber mit der neuen wirtschaftlichen Entwickelung: sie ward zur Entscheidungsmacht. „Unsere ganze Zeit", konnte Riehl sagen, „trägt einen bürgerlichen Charakter."

Aus dieser Schicht hat sich nun aber eben durch den Kapitalismus eine entsprechend gefärbte Klasse als charakteristisch moderne Form des Bürgertums gebildet, die namentlich von der gegnerischen Klasse des Proletariats als Bourgeoisie bezeichnet wird. Den eigentlichen Typus repräsentieren die großen Unternehmer, die mit der neuen Entwickelung zahlreich auftretenden Großindustriellen, Großhändler und Bankiers. Sie, die Träger der alles beherrschenden Geldmacht, suchen als neue Aristokratie des Geldes neben die der Geburt zu treten, streben nach Einfluß im Staat, auch beim Herrscher, lassen ihre Söhne als Kavaliere erziehen, glänzen mit ihrem Reichtum nach außen und geben sich exklusiv, ahmen mit einem Wort dem alten Adel vollkommen nach, wie sie auch zum Teil die Nobilitierung erreichen. In bedenklicher Weise beeinflußt diese an sich gar nicht große Klasse auch die Haltung mancher höheren Beamten und Gelehrten, deren gesellschaftliches Auftreten immer häufiger dem eines Großindustriellen gleicht: die kapitalistische Färbung der Universitätslehrer beginnt schon beklagt zu werden, wie auch bei höheren Beamten immer mehr Wert auf „Vermögen" gelegt wird. Jene reiche Schicht unterscheidet sich theoretisch von der übrigen „guten Gesellschaft", deren Grenzen seit der geistigen Emanzipation des Bürgertums viel weiter nach unten gerückt sind, und die alle Gebildeten, höheren Beamten u. s. w. umfaßt, nicht, wenn sie auch durch ihren Reichtum faktisch sich heraushebt und auf jene herabsieht. Wohl aber ist es ihrem Drängen nach oben zuzuschreiben, daß der Begriff des Mittelstandes, der einst auf das höhere, namentlich das gebildete Bürgertum ging (vgl. S. 676), mehr und mehr herabgedrückt wurde. Jetzt beansprucht das kaufmännische und gewerbliche Kleinbürgertum für sich ausschließlich diese Bezeichnung, bedenkt mit ihr huldvoll auch den Bauern. Steckt schon in den gebildeten Berufen, bei den Offizieren, beim nicht begüterten Adel eine erhebliche Abneigung gegen die kleine, aber mächtige Schicht des reichen Bürgertums, so ist diese Abneigung eben in dem unkapitalistischen, an den handwerksmäßigen Formen der bisherigen Wirtschaft hängenden „Mittelstand" noch viel ausgeprägter. Es sind die alten Klassen, die immer noch am Leben sind, die Handwerker und kleinen Kaufleute, die mittleren Bauern. Teile dieser Schichten sind allerdings in das kapitalistische Bürgertum aufgestiegen (Hausbesitzer, Wirte u. s. w.).

Noch weniger hat die neue Aristokratie der alten Herrenklasse, dem Adel, schaden können. Trotz der Mischung mit dem Bürgertum überhaupt, trotz der Aufhebung der Privilegien ist sein sozialer Einfluß wie die gefestigte äußere Stellung insbesondere des grundbesitzenden Adels geblieben, ebenso seine politische Macht infolge der Besetzung eines großen Teils der

Regierungsstellen. Mit der neuen Geldaristokratie hat er sich so weit verbunden, als es zur Auffrischung der Vermögen durch gute Heiraten nötig war. Jene ist nicht imstande gewesen, sich als selbständige Herrenschicht auszubilden, und richtet nun ihr ganzes Streben darauf, in die alten aristokratischen Kreise hineinzukommen: diese zieht daraus nur den Vorteil eines ständigen kräftigen Ersatzes und ständiger finanzieller Stärkung. Vor der brutalen Macht einer Geldaristokratie, wie sie in Amerika herrscht, hat zunächst die Stellung des alten Adels Deutschland geschützt.

Weit auffallendere äußerliche Bedeutung nun als die neue kapitalistische Bürgerschicht hat die ebenfalls infolge der kapitalistischen Entwickelung entstandene entgegengesetzte Schicht gewonnen, die sich auch bewußt als gesonderte Klasse in Gegensatz zu der ganzen, wie wir sahen, nichts weniger als einheitlicher gewordenen übrigen Gesellschaft setzt, das anfangs „vierter Stand" genannte Proletariat. Es ist der Hauptteil von dem, was die Masse heißt, aber durchaus nicht dasselbe. Das heutige Auftreten der Masse geht zunächst auf eine außerordentliche Zunahme der Bevölkerung, die jetzt doppelt so groß ist als vor 100 Jahren, zurück und beruht auf der wirtschaftlichen Hebung weiter Kreise und dem Wachsen ihrer Lebensansprüche. Die Masse wurde bedeutungsvoll durch die politischen Errungenschaften, die Abschaffung der Privilegien, die Volksrechte, die Wahlen wie durch die volksfreundliche Grundstimmung des in der Aufklärung und Humanität wurzelnden bürgerlichen Liberalismus und der Kreise der Bildung. Diese Bedeutung der Masse, die also keineswegs aus armen Leuten besteht, ergab die Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens, des Verkehrslebens (Eisenbahnen, Straßenbahnen), der Trachten, die wenigstens bei den Männern nüchtern und farblos sind und die Standesunterschiede nicht mehr ausprägen, auch des gesellschaftlichen Lebens und der Bildung, trotz jener neuen aristokratischen Ansätze. Diese Demokratisierung der Bildung wie der Kunst durch Zehnpfennigliteratur und billigste Kunstreproduktionen, durch Zeitungen und Journale bedeutet zugleich eine Nivellierung des inneren Menschen. Indessen wird diese, wie die der Sitten, der Trachten u. s. w., wesentlich doch durch das Übergewicht der großen Stadt über das Land herbeigeführt, wodurch trotz allen neuerwachten Interesses für das Volkstum dieses wie das echte Bauerntum stark bedrängt werden. Während also die Erscheinung der „Masse" für die ganze moderne Kultur charakteristisch ist, in ihr alle möglichen Elemente stecken, ist das Proletariat, an das sich jene Bezeichnung leicht heftet, ein bestimmter Sonderbegriff. Es setzt sich vor allem aus den im Dienst der kapitalistischen Unternehmer stehenden Lohnarbeitern zusammen, wozu dann sonstige Lohnarbeiter, Gesinde, kleinste Händler und Handwerker, kleine Ackerbauer — schon Riehl hat das Bauernproletariat eingehend behandelt — sowie deklassierte Elemente aus allen anderen Schichten kommen. Das eigentliche Proletariat ist erst nach der Mitte des Jahrhunderts mit der kapitalistischen Wirtschaft erwachsen. Seine Masse gab zunächst Truppen für den bürgerlichen Liberalismus her, von dem sie sich nur allmählich emanzipierte. Wenn die Versuche Heines und dann Lorenz von Steins vor 1848, die Deutschen mit dem französischen Sozialismus bekannt zu machen, auf die niedere Bevölkerung überhaupt nicht wirken wollten, übrigens auch sonst meist gleichgültige Leser fanden, so war noch zu Anfang der 60er Jahre, obgleich nun der „Fabrikarbeiter" immer mehr geworden und Aussaugung und Druck schon stark empfunden wurden, das Auftreten des ursprünglich zur Fortschrittspartei gehörigen Lassalle doch keineswegs von besonderen Massenerfolgen begleitet. Aber aufgerüttelt waren die Arbeiter jetzt. Erst jetzt konnten die längst ausgesprochenen Ideen des revolutionären Theoretikers Marx stärker eindringen: es entstand die Sozialdemokratie als Partei, deren eigentlicher Aufschwung dann erst nach

1873, nach dem großen Krach, der ersten Mahnung an die kapitalistische Wirtschaft, kam. Es ist eine ausgesprochene Partei des Kampfes, die zwar, unter Aufnahme älterer utopistischer Ideale und auf den politischen Forderungen sowie der religiösen Aufgeklärtheit des früheren demokratischen Bürgertums fußend, einen politischen Radikalismus vertritt, aber vor allem für die wirtschaftliche und soziale Emanzipation des arbeitenden Proletariats streitet und die Vernichtung der „kapitalistischen Gesellschaft" erstrebt. Für das „soziale Elend" des vierten Standes, unleugbar vorhanden, aber übertrieben geschildert, wird allein der Kapitalismus verantwortlich gemacht. Aber doch ist es nicht das soziale Elend, das in Deutschland nie so groß geworden ist wie in den Ländern älterer Industrie, das überdies an das Elend der niederen Klassen in früherer Zeit nicht heranreicht und überhaupt abnimmt, sondern der Widerspruch der Lage mit den gepriesenen Idealen der neuen Zeit, das bewußte Empfinden des Elendes, das die Bewegung, zumal sie international werden mußte, so stark werden ließ. Der Glaube, daß die Gleichberechtigung und die Freiheit der Menschen auch auf wirtschaftlichem Gebiete das möglichste Glück bringen und jedenfalls keine anderen Unterschiede als die der Tüchtigkeit und ihr entsprechende Erfolge ergeben würde, ist erschüttert worden. Der wirtschaftlich Starke wird immer stärker, die Großbetriebe werden immer zahlreicher. Nicht größere Gleichheit, sondern stärkere Gegensätze zwischen reich und arm, zwischen Unternehmer und Arbeiter, nicht größere Freiheit, sondern annähernde, zwar nicht rechtliche, aber tatsächliche Knechtschaft, nicht bessere geistige Betätigung des Individuums, sondern Ertötung des geistigen Lebens durch mechanische Maschinenarbeit; dabei aber fortwährendes theoretisches Verkünden von Humanität und Gerechtigkeit, prinzipielle Verpönung der Bevormundung des Individuums, eifrige Popularisierung der Bildung und Bemühung um bessere Volksbildung, starke Pflege der Kritik durch die Zeitungen, die zugleich Stoff zum Vergleichen bieten, — das Empfinden solcher Widersprüche, das reizt die Leute zum Kampf. Kampfgerüstet steht nun aber auch der Kapitalismus da: überall Organisation zum Kampf, den der Einzelne nicht durchfechten kann.

Gerade in ihrem Einfluß auf die sozialen Verhältnisse, der sich z. B. auch in der geringeren Sicherheit der wirtschaftlichen Existenz des Einzelnen zeigt, treten also die Schattenseiten der neuen materiellen Kultur arg hervor. Aber man kann aus dieser Industrie- und Verkehrskultur auch unmittelbare Schädigungen herleiten: die Verpestung der Luft durch giftige oder widerliche Ausdünstungen, die allgemeine Rauchplage, die Verunreinigung der Flüsse und Bäche durch Abwässer, der Fische und Wasservögel zum Opfer fallen, der Lärm der Maschinen, der nicht nur die Nerven ruiniert, der manchem das ganze Leben verleiden kann, dazu Tod und Verderben, wie sie der gepriesene Verkehr bringt. Immer kühnere Verbesserungen und Erfindungen, aber keine Rücksicht der Erfinder auf die gefährdeten Menschenleben, immer massenhaftere Ausnutzung des Verkehrs und immer gesteigerte Schnelligkeit, aber gleichzeitig drohende Katastrophen. Welche Opfer fordert die Eisenbahn, das Dampfschiff und selbst die Straßenbahn (man erinnere sich der Berliner Totenliste)! Automobile, mit echt moderner Herzenshärte meist rücksichtslos geführt, bringen Unheil den Unbeteiligten wie den Beteiligten. Mit der Gewalt der ausgenutzten Elemente hebt sich die Schwere der Katastrophen, wenn die Beherrschung jener versagt oder gestört wird. Die Masse der Unfälle hat nun freilich auch ein Streben hervorgerufen, die neue Technik zur Verhütung derselben zu benutzen, wie man ebenso jenen anderen Begleitplagen vielleicht mehr und mehr zu Leibe gehen wird.

Noch mehr nach der Schattenseite liegen die Einflüsse, die die neue äußere Kultur notwendig auf den inneren Menschen ausgeübt hat. Zunächst äußerte sich der neu einsetzende

Realitätssinn, insbesondere auch wieder der Aufschwung der Naturwissenschaften in einer gesunden Reaktion gegen das schemenhafte, teilweise krankhafte literarisch-ästhetische Getriebe, weiter aber auch gegen alles aufs Allgemeine Gerichtete und Spekulative. Das traf namentlich die metaphysische Philosophie, die seitdem dauernd im Ansehen gesunken ist. Allzu einseitig freilich betonte man nun den Wert der exakten Wissenschaften. Man kam vielfach zu rein materialistischen Anschauungen, was ja wieder zu dem Aufschwung der materiellen Kultur paßte. Gegenüber der neu belebten Geologie, Physiologie und Biologie wie den Erfolgen der Physik und Chemie erschienen die Geisteswissenschaften rückständig, vor allem auch die klassische Philologie, während man der aufblühenden modernen Philologie immerhin praktischen Wert beimaß. Dahin schwand nun das neugriechische harmonische Humanitätsideal, das noch in der Zeit der preußischen Erhebung im Anschluß an seine Adoption seitens der Universitäten zur Neuschaffung des „Gymnasiums" geführt hatte. Gegen das Übergewicht der klassischen Sprachen im Unterricht erhob sich immer stärkere Opposition; die Betonung der „Realien", wie sie schon im 17. Jahrhundert begann, hatte in den Anforderungen der neuen Zeit einen ganz anderen Rückhalt. Man kam weiter überhaupt zur Degradierung dessen, was man früher Bildung nannte. Das hindert nicht, daß, wie erwähnt, „Bildung" in Masse verbreitet wird. Unendlich ist die Zahl der Schriftsteller, auch der schriftstellernden Gelehrten gewachsen. Vor allem ist die Zeitung ihre Domäne. Aus ihr strömt denn auch eine Fülle von Belehrung oder geistiger Unterhaltung tagtäglich in das alles verschlingende Publikum. Aber ist damit wirklich für den inneren Menschen etwas gewonnen? Die Bildungsverbreitung, soweit sie nicht nur Geschäft ist, verfolgt auch zum guten Teil lediglich jene wesentlich praktischen, heute in der theoretisch demokratischen Zeit viel stärker geförderten Ziele der einstigen Aufklärung.

Es hat überhaupt eine neue Überschätzung der bloßen praktischen Verstandeskultur eingesetzt. Der Rückschlag gegen das Gefühlsleben, der nun zu törichten Worten wie Humanitätsduselei u. dgl. führte, bedeutete auch ein neues Ausschalten des Gemütes, des Herzens. Der praktisch-industrielle Erwerbsgeist der Zeit arbeitete in gleicher Richtung. Rücksichtslosigkeit und Brutalität brachte der wirtschaftliche Konkurrenzkampf, die Hast des neuen Erwerbslebens mit sich. Aber auch die politischen Großtaten Preußens und Deutschlands ließen unter Geringschätzung von Ideenkram und Sentimentalität die äußeren Erfolge als allein wichtig erscheinen. Nun standen die Doktrinäre und Professoren von 1848 als Schwätzer da. Der neue politische und militärische Geist verachtet zwar geistige Qualitäten nicht, aber das Herz zieht er nicht mehr in Rechnung, und die als für die heutigen Staatsbürger erwünscht bezeichnete korpsstudentische Erziehung, die sich überhebende, an bestimmte Formen sich klammernde, kühle Menschen erzieht, ist so äußerlich wie möglich. Zum Beherrscher der wirklichen Welt, zum fest und sicher auftretenden Manne soll der früher schüchterne und linkische Deutsche nach englischem und amerikanischem Muster werden: aber das Streben nach äußerem Schneid verdeckt nur allzuoft den inneren Unwert, und das neue Leben erzieht immer häufiger statt Charaktere charakterlose Streber, denen das äußere Fortkommen mit bewährten Mitteln das einzige Ziel ist. Gewiß, die Überschätzung rein geistiger Bildung, die das Abiturientenexamen als Beweis der „Reife" eingeführt hatte, bedurfte der Korrektur, wie sie z. B. unsere militärische Erziehung bietet. Aber die „Reife", die ein junger Bursche nach dem Herzen der Gegenwart besitzt, ist eine ungleich anfechtbarere. Die Reste des alten Bildungsstrebens sind, außer bei einer geistig interessierten wohlhabenden Minderzahl, zum Teil im niederen Volk sichtbar, das ja überhaupt Strömungen, die von den oberen Schichten später zu ihm durchsickern,

länger bewahrt, wie lange z. B. die Sentimentalität. Auch die jetzt in der Masse verbreitete Unkirchlichkeit ist nur ein verflachter und verallgemeinerter Abklatsch der einst bei den Gebildeten überwiegenden Stimmung, die neuerdings aber einer wiedererwachten, allzuoft auch nur modischen Religiosität vielfach gewichen ist. So ist die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, schon im Bürgertum zur Halbbildung verflacht, in noch oberflächlicherer Form in die Masse eingedrungen, geht aber auch hier oft mit wirklichem inneren Bildungsdrang, dem auch jene neueren Volksbildungsbestrebungen entgegenkommen, zusammen. Freilich ist nicht minder die in den oberen Klassen herrschende, lediglich praktische Auffassung der zu erlangenden Bildung als äußeres Fortkommensmittel auch im Volke verbreitet. Die Abneigung gegen tiefere Geistesbildung entspricht im übrigen der herrschenden materiellen Kultur, in der, wie einst im 15. Jahrhundert, Luxus und Genußsucht weit eher zur Hebung künstlerischer Betätigung führen, wie auch die Musik, zumal nachdem sie sinnlichere Formen angenommen hat, zur Lieblingskunst geworden ist.

Jene Abneigung erklärt sich aber vor allem aus der starken Inanspruchnahme so vieler durch ihre wirtschaftlichen Interessen wie durch die einseitige Wertschätzung derselben und ihre alles beherrschende Rolle. Schon die Kunst wird da häufig nur als sinnliche Zerstreuung nach hastiger Arbeit angesehen, von Geisteskost will man oft gar nichts wissen. Aber dieselbe Strömung hat dann auch zur Zurückdrängung jener rein politischen Ideale, deren Verfolgung man jetzt — abgesehen von der noch kräftigen, aber sehr veräußerlichten Pflege der nationalen Idee — vielfach lächerlich findet, geführt. Diese politischen Interessen, die einst die schöngeistigen verdrängten, und deren drohendes Übergewicht Schiller schmerzlich beklagte, sind nun vor den noch viel stärker aufregenden, viel häßlichere Leidenschaften weckenden wirtschaftlichen Interessen gewichen, deren Verquickung mit der Politik dann wieder die wahrhaft Gebildeten von dieser abstößt. Und noch viel vergeblicher möchte heute ein Schiller die betörte Menschheit von dem „beschränkten Interesse der Gegenwart" zur „Fahne der Wahrheit und Schönheit" wieder zurückzurufen suchen. Man kann nicht sagen, daß die neue wirtschaftliche Kultur aller höheren, veredelnden Momente entbehrt. So hat die Arbeit, die jetzt zum Teil ja im Übermaß geleistet wird, einen noch moralischeren Charakter erhalten als früher. Das Bewußtsein der Arbeit als solcher ist jetzt für viele das erhebendste Gefühl. Aber es wird teilweise wieder beeinträchtigt durch die Hast, mit der viele Arbeit geleistet wird. Die Ruhe und die Behaglichkeit früherer Zeiten sind dahin. Eben jener fieberhafte Erwerbssinn, die heiße Konkurrenz, die Sorge um den kommenden Tag und die Unsicherheit des Daseins im wirtschaftlichen Leben wie in der Karriere mancher höheren Berufe, wo dort äußerste Tätigkeit, fieberhafte Aufmerksamkeit, größte Ausnutzung der Zeit vonnöten sind, hier aber vor allem eine rücksichtslose Ellbogenpolitik neben der Ausnutzung der „Beziehungen" gilt, hetzen die Menschen daher. Und diese Hast teilt sich auch denen mit, bei denen kein äußerer Zwang vorliegt. Selbst das Vergnügen, die Unterhaltung wird zur hastigen Arbeit, zum widerlichen technischen Spezialistentum, zum Sport, wie ja auch im geistigen, im gelehrten Leben die Technik, die Methode alle möglichen vulgären Geister zu Einfluß und Ehren bringt, überhaupt überall die Routine den Geist, die Weltklugheit den jetzt ängstlich gefürchteten Charakter, die Persönlichkeit zurückdrängt. Jener Sport ist im übrigen ein Zeichen des stark wachsenden englischen Einflusses, der auch unsere gesellschaftlichen Sitten (Five o'clock thea) und Spiele (Football, Lawntennis) färbt und aus unserer edlen Jagd eine sportsmäßige Schießerei macht.

Jene Hast des ganzen Lebens aber, die am meisten bei den Amerikanern, dem typischen Volk der modernen materiell-industriellen Kultur, gedeiht und auch bei uns unter dem Zukunftseinfluß

des einsetzenden Amerikanismus noch steigen wird, sie hat, verbunden mit dem Verkehrs- und Maschinenlärm, dem Pfeifen, Zischen, Hämmern, mit der Schnelligkeit und dem vermehrten Gebrauch der Verkehrsmittel, mit der häufigen Änderung der Wohnung und auch des Wohnsitzes, mit jenem Kampf ums Dasein und der starken Genußsucht wie der ewigen Jagd nach Neuem auch das Nervenleben außerordentlich beeinflußt, zum Teil angreifend oder krankhaft, zum Hauptteil aber in der Richtung einer steigenden Anpassung der Nerven. Jedenfalls ergibt sich eine starke Reizbarkeit und Empfindlichkeit, die in allen Lebensäußerungen, auch in der Art des geistigen und künstlerischen Schaffens und Genießens zum Vorschein kommt. Das musikalische Ohr z. B. liebt nicht mehr das Schlichte, Ruhige, Getragene, sondern das Komplizierte, technisch Raffinierte, dabei den äußersten Lärm der Instrumente sowie eine das Innere gewaltsam erregende Stimmung.

Aber eben die Gereiztheit, die Nervosität des modernen Menschen scheint nun doch wieder zu einer sehr erwünschten Reaktion gegen die wesentliche Richtung unserer Kultur zu führen. Überhaupt ist auch jetzt hervorzuheben, daß man den Zeitcharakter nicht zu einseitig betonen darf. Überall gibt es Gegen- oder stille Unterströmungen. Alte, selbst älteste Elemente existieren weiter; es gibt trotz der Unmuße der Gegenwart auch noch idyllische Menschen, die sehr viel Zeit haben; das Neue siegt oft nur scheinbar. Das zeigt sich selbst im wirtschaftlichen (vgl. S. 712), noch mehr im sozialen Leben; weiter im geistigen Leben, wo naturwissenschaftlicher Materialismus, Monismus, stärkere Kirchlichkeit, mystischer Aberglaube (Spiritismus) nebeneinander blühen, in der Politik, wo Polizei- und Knebelgeist, intensiver Reformdrang und fanatischer Revolutionsgeist gleichermaßen bezeichnend sind. Auf dem Gebiete des Charakters haben wir neben der typischen Streberei und Charakterlosigkeit, neben dem Opportunismus der Politiker scharfe Betonung der eigenen Überzeugung, die freilich oft nicht lange vorhält oder zum Unheil gereicht. Neben jener Herzenshärte gedeiht noch übertriebene Gefühlsweichheit, die die Verbrecher als Kranke schonen möchte und vom ewigen Frieden träumt. Sie steckt auch zum Teil in dem sozialen Versöhnungs- und Reformgeist, der im übrigen aber die natürliche Reaktion gegen jene sozialen Schattenseiten darstellt und aus wirklichem sozialen Empfinden der überzeugten christlichen Kreise um 1840 herum geboren ist. Die soziale Reformbewegung hat jetzt sowohl den Staat wie Privatkreise ergriffen, und wenn sie zum Teil auch aus Furcht hervorgerufen ist, zum Teil nur von äußeren Rücksichten (Orden u. s. w.) getragen wird, einfach Mode ist, sich anderseits wieder überschlägt, so zeugt sie doch auch von einem unmodernen inneren Zug der Güte. Wahrer Empfindung entspringt nun auch der antistädtische Zug zur Natur, der im Grunde die Absage an die moderne Kultur bedeutet. Gewiß beruht er zum Teil auf Übersättigung, auf der Blasiertheit der kapitalistischen Kreise, die immer neue Reize suchen muß und die innere Leere auszufüllen strebt. Gewiß ist er anderseits eben durch die modernen Mittel des Verkehrs begünstigt worden, die das Reisen, die Sommerfrische weitesten Kreisen erlaubt haben, und gewiß zeigt auch die damit gegebene demokratisch-plebejische Färbung nur die Fortsetzung des sonstigen Stumpfsinnes auch auf Reisen (Trinken, Skatspielen, Ansichtskartenschreiben): aber er bleibt trotz alledem ein Zeugnis des Wandels. Die in ganz leisen Anfängen bemerkbare, dem allgemeinen Zuge in die steinerne Stadt entgegengesetzte Flucht aufs Land, von den üppigen Landhäusern der Reichen bis zu der Freude des kleinen Mannes an irgend einem Stück Acker oder Garten, die Betonung der Heimat, der Bodenständigkeit in Kunst und Literatur, die Reformbewegung in der Tracht, die von Ärzten und mißverständlich von Laien gepredigte naturgemäße Lebensweise, alles dies und anderes zeugen von der Sehnsucht nach

der Natur, von der Rückkehr zu ihr. Nur bis zu einem gewissen Grade ist dafür aber der sezessionistische Geist heranzuziehen, der vor allem die heutige bildende Kunst charakterisiert. Er ist doch mehr ein Produkt der modernen Kultur selbst, der Nervenkultur, die feiner, raffinierter empfindet, feiner, zugespitzter sieht, die zugleich eine durchaus auf dem Boden der materiellen städtischen Kultur erwachsene nervöse Sinnlichkeit zeigt, die sich übrigens ebenso in der Musik, in der Literatur kundgibt, der es aber an ursprünglicher Kraft zur Erreichung wirklich großer Schöpfungen mangelt. Dieser sezessionistische Geist beweist mehr das Streben einer im Gegensatz zu den rechnenden und weltzufriedenen industriellen, beamteten und gelehrten Banausen ideal fühlenden, durch und durch subjektivistischen, wesentlich aristokratischen Generation nach einer neuen, anscheinend zu sehr ästhetisch gerichteten Kultur. Diese Generation möchte dabei durchaus nicht des modernen Lebens und Empfindens entraten. Sie möchte aus diesem Leben, aber auf Grundlage einer neuen, reflektierten Auffassung der Natur, in voller Würdigung einer höheren geistigen Bildung, in eifrigem Konnex mit dem wissenschaftlichen Streben, überall auf die organischen Kräfte zu gehen, ein neues Menschengeschlecht hervorzaubern. Ihr Traum wird teilweise Gestalt gewinnen. Es wird eine neue Kulturform entstehen, aber auch sie wird die Menschen nicht befriedigen, wie keine Kultur. Das Glück bringt keine ihrer Formen. Die Menschen in ihrem Gegeneinander, die sich in der Regel nicht wohl fühlen, wenn sie nicht andere ärgern, verletzen, schädigen können, sich gegenseitig das Leben schwer machen, nur vereint sind meist gegen den Geraden und Guten, der, von Unaufrichtigkeit und Falschheit zurückgestoßen, bald lernt, ihnen nicht zu trauen, oder gegen den Bedeutenden, den geheuchelte Teilnahmlosigkeit und niedrige Mißgunst um alle Schaffensfreude bringen, sie bleiben immer dieselben. Die Weltklugen und die Kanaillen werden immer oben und im Recht sein, immer gewinnen. Der eine Teil wird herrschen oder genießen, der andere leiden, ein dritter vegetieren. Auch am Ende dieser Geschichte der deutschen Kultur scheut sich der Verfasser nicht, auszusprechen, daß er es mit den Gegnern der angeblichen Kulturerrungenschaften hält, mit Wagner, der von „dem Industriepestgeruch städtischer Zivilisation" spricht, und mit Bismarck, dem „am wohlsten" war „weit weg von der Zivilisation". „Am besten ist mir da zu Mute, wo man nur den Specht hört." Es ist noch immer das germanische Waldkind, das aus solchen Worten zu uns spricht.

Register.

Hauptstellen in längeren Zahlenreihen sind fett gedruckt.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

	M.	Pf.
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75
Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nebenkarten. Von ***P. Krauss.*** Maßstab: 1:1,500,000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 1 Mk. — Auf Leinwand gespannt mit Stäben zum Aufhängen	2	25

Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** *Zweite Auflage.* Mit 1 Karte u. 43 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung u. Farbendruck. Gebunden, in 2 Leinenbänden zu je 9,50 Mk., — in 1 Halblederband	18	—
Weltgeschichte, herausgegeben von Dr. ***Hans F. Helmolt.*** Mit 55 Karten und 178 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Gebunden, in 9 Halblederbänden . . . . je	10	—
Urgeschichte der Kultur, von Dr. ***Heinr. Schurtz.*** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte u. 23 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung u. Farbendruck. Gebunden, in Halbleder	17	—
Geschichte der Deutschen Kultur, von Prof. Dr. ***Georg Steinhausen.*** Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. Gebunden, in Halbleder	17	—
Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. ***Alwin Oppel.*** Mit 218 Abbildungen im Text, 23 Kartenbeilagen u. 24 Bildertafeln in Holzschnitt, Ätzung u. Farbendruck. 18 Liefgn. zu je 1 Mk. — 2 Bde., in Leinen geb. je	10	—
Gebunden, in 1 Halblederband	20	—

Literar- und kunstgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Geschichte der antiken Literatur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 3,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Weltgeschichte der Literatur, von ***Otto Hauser.*** Mit 62 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung und Farbendruck. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je	10	—
Geschichte der Deutschen Literatur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** *Dritte Auflage.* Mit 173 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich, Tonätzung und Farbendruck, 2 Buchdruck- und 43 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . je	10	—
Geschichte der Englischen Literatur, von Prof. Dr. ***Rich. Wülker.*** *Zweite Auflage.* Mit 229 Abbildungen im Text, 30 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich, Tonätzung und Farbendruck und 15 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	10	—
Geschichte der Italienischen Literatur, von Prof. Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. Dr. ***E. Pèrcopo.*** Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 8 Faksimilebeilagen. Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der Französischen Literatur, von Professor Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 12 Faksimilebeilagen. Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit 1361 Abbildungen im Text und 162 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung und Farbendruck. Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	17	—

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.



DATE.	NAME OF BORROWER.
June 14/47	Margaret Sinden gr
Feb. 9.51	I.L.L. Univ. of Manitoba.
Mar 9/51	mend ✓